

Ruße
über
Grenzen

Rufe über Grenzen

Die Bücher der Jungen Generation

Rufe über Grenzen

Antlitz und Lebensraum
der Grenz- und Auslandsdeutschen
in ihrer Dichtung

*

Herausgegeben von

Dr. Heinz Kindermann
Professor an der Universität Münster

Copyright 1938 by
Junge Generation Verlagsgesellschaft Reichel, Berlin-Steglitz
Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Gesamt-Übersicht

—

Geleitwort	7
Wesen und Entfaltungsraum der grenz- und auslandsdeutschen Dichtung	11

Europa

Danzig	35
Memelland	65
Die Balten	90
Die Rußland-Deutschen	166
Die Deutschen in Polen	220
Die Sudetendeutschen	286
Die Deutschen in Ungarn	395
Die Deutschen in Rumänien	419
(Siebenbürgen — Banat — Buchenland — Bessarabien)	
Die Deutschen in Südslawien	536
Österreich	560
Südtirol	709
Deutsche Schweiz	735
Elsaß-Lothringen	778
Eupen	803
Luxemburg	810
Nordschleswig	829

Übersee

Deutschtum in Nordamerika	843
(Vereinigte Staaten — Kanada)	
Deutschtum in Südamerika	942
(Brasilien — Argentinien — Chile)	
Deutsch-Afrika	1016
Deutschtum in Asien	1052
Schlußwort	1063
Allgemeine Literatur	1065
Inhaltsverzeichnis (mit Quellenangaben)	1067

Geleitwort

Dieses Buch möchte euch Deutschen des Reiches den Blick freimachen für den Lebenskampf und den völkischen Beharrungswillen von dreißig Millionen Außendeutschen. Es geht hier nicht um den kühlen Bericht einer registrierenden Wissenschaft, sondern es geht um den tausendstimmigen Chor der grenz- und auslanddeutschen Dichter: ihr Wort ist nicht Konstruktion, sondern Erlebnis und Bekenntnis. Ihr Jubel und ihre Not, ihr Zweifel und ihre Zuversicht, sie sprechen die Sprache der Leidenschaft bei aller Selbstzucht. Unmittelbarer als wissenschaftliche Deutung allein es könnte, werden diese dichterischen Zeugnisse euch Binnendeutsche hineinsehen und hineinhören lassen in das vielgestaltige und schicksalreiche Dasein der Grenz- und Auslanddeutschen. In alle Welt hat zu seiner Stunde die geschichtliche Sendung den Deutschen hingestellt — und unsagbar verschiedenartige Aufgaben sind ihm dort draußen auf seinen Vorposten zugefallen. Aus der ganzen Welt münden infolgedessen die dichterischen Stimmen der Deutschen in diesem Buch ein: jede anders, je nach der Aufgabe, die ihrer Volksgruppe gerade zufiel; und doch — weit über die eine deutsche Sprache hinaus — unbewußt und geheimnisvoll geeint durch das Gemeinsame des Blutes und der Art. Natürlich kann hier nur ein Bruchteil des Vorhandenen gezeigt werden. Trotzdem werden diese Proben den Empfänglichen unter euch Binnendeutschen den Weg vielleicht auch zu den übrigen Werken der grenz- und auslanddeutschen Dichter ebnen.

So grundverschieden diese Dichtungen der Grenz- und Auslanddeutschen uns in vielem anmuten mögen: ihr Zusammenklang ergibt keine Dissonanz, sondern fügt sich zum mächtigen Akkord des einen Volkes. Ihr Deutschen des Reiches, vorab ihr Jungen, die ihr heute schon so vielversprechend euer Interesse den grenz- und auslanddeutschen Fragen zuwendet, werdet bald schon er-

kennen, welcher Reichtum der Volkssubstanz und welcher mächtige Strom der deutschen Erlebnisweite euch fehlen würde, schließt ihr künftig in eure Liebe zu allem was Deutsch heißt, nicht diese dreißig Millionen Außendeutschen gleichwertig mit ein. Ihr werdet freilich aus diesem Chor der grenz- und auslanddeutschen Dichter auch heraushören, daß dieses liebevolle Verstehen als bloße Kenntnissnahme wirkungslos bleiben müßte. Liebe will verdient sein. Sucht der Außendeutsche deine Hand, dann strebt er nicht nach deinem Mitleid. Er braucht deine tätige Hilfe — aber nicht dein Almosen. Er kommt zu dir ja nicht mit leeren Händen. Vielleicht sogar hast du, Binnendeutscher, seine Gabe, ohne es zu wissen, schon im voraus empfangen. Kennst du erst sein Schicksal und seine Leistung, dann wird es dir schwerfallen zu sagen, wer von euch beiden den anderen reicher beschenkte. Wie groß ist allein der Anteil der Grenz- und Auslanddeutschen an der volkhaften Dichtung der Gegenwart. Es geht aber um weit mehr. Es geht auch um weit mehr als um die Weltgeltung des Deutschen im Angesicht aller der Wirts- und Nachbarvölker, mit denen die Außendeutschen der ganzen Erde in täglichem Wettbewerb zusammenleben müssen. Denn in Zeiten binnendeutscher Zersplitterung und Selbstzerfleischung hat der Außendeutsche trotz aller Not das Ideal der deutschen Einheit als höchstes Ziel meist treuer bewahrt als der Reichsdeutsche. Er hätte sich ja sonst selbst aufgegeben. Vergiß es nie, Binnendeutscher, daß die neue Einigung und Wiedergeburt des Reiches das Werk eines Außendeutschen ist, und daß gar mancher Grenz- und Auslanddeutsche sich im engsten Kreis seiner Mitarbeiter findet. Nur aus der Willenskraft jener Sehnsucht nach dem Ganzen der Nation, die außerhalb der Reichsgrenzen immer stärker brennt, als im gesicherten Inneren, wurde diese fast übermenschliche Leistung des Volksführers und Staatsmannes möglich. Wie begreiflich, daß die neue deutsche Lebensordnung mit ihrer rassischen Grundlage und ihrem organischen Aufbau des Volkbegreifens (an Stelle des bloßen Staatsgedankens) nun auch wieder hinüberwirken kann in den Wandel

der grenz- und auslanddeutschen Lebensform. Vieles an den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit Deutschlands wirst du von den Ursachen her tiefer begreifen, wenn du im Antlitz der Grenz- und Auslanddeutschen vom Lebensgepräge ihres Schrifttums her lesen lernst.

Viel Unbekanntes aus dieser grenz- und auslanddeutschen Dichtung konnte in mehrjähriger Sammelarbeit zusammengetragen werden. Das im Reich schon Bekannte wurde freilich dann beibehalten, wenn es für die Charakteristik der einzelnen Volksgruppen und ihrer dichterischen Sprecher unerläßlich schien. Die zum Verständnis erforderlichen Einführungen wurden auf das Notwendige beschränkt. Sie werden gleichwohl, zusammengenommen, den ersten Versuch eines Überblicks über den Gesamtbereich der grenz- und auslanddeutschen Dichtung unseres Jahrhunderts darstellen.

Vielen Helfern: außendeutschen Dichtern, Verlegern, Schriftleitern, Kollegen, deutschen Gesandtschaften und binnendeutschen Dienststellen, hat der Herausgeber zu danken; vorab der Bücherei des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart, der einzigen Bibliothek, die das grenz- und auslanddeutsche Schrifttum systematisch sammelt und die die Arbeit an diesem Buch bereitwilligst förderte.

Diese Arbeit — die der Sichtung und die der teilnehmenden Deutung — hätte freilich vom Schreibtisch allein nicht bewältigt werden können. Wer aber selbst außerhalb des Reiches aufwuchs und von Jugend an die große gesamtdeutsche Sehnsucht in sich trägt; wer selbst lange mitten im Volkstumskampf stand und Jahr für Jahr dem Außendeutschtum dienen durfte, der darf vielleicht auch wagen, die ganze Schicksals- und Erlebnisweite, die aus den Dichtungen dieser dreißig Millionen Außendeutschen zu uns spricht, zu überschauen und seinem Volk nahe zu bringen. So möchte denn dieses Buch nicht zuletzt ein bescheidener Dank des Herausgebers sein an alle, die ihm selbst, noch inmitten der Nationalitätenkämpfe des alten Österreich, den Blick schärften für die Not und für die Widerstandskräfte des eigenen Volkstums; an alle die grenzdeutschen Bauern und Arbeiter, denen er dann im

neuen Rumpf-Österreich helfen durfte, vom Buch und vom Brauchtum her ihre Art zu bewahren; und an alle die Tapferen, mit denen ihn in zehn Danziger Jahren vom Baltikum bis nach Oberschlesien hin gemeinsame Volkstumsarbeit verband. Ihr aller Mut und Kampf schwingt mit in diesem Buch. Die Zeugnisse der grenz- und auslanddeutschen Dichter aus aller Welt aber, die hier versammelt sind, stehen ja nur stellvertretend für das Lebensganze dieser dreißig Millionen.

Deutscher im gesicherten, neu aufstrebenden Reich, laß endlich alle kleindeutschen Bedenken und Hemmungen beiseite! Halte mit diesen Dichtern des Grenz- und Auslandsdeutschtums Zwiesprache wie mit deinem leid- und kampfesprobten Bruder: dich lohnt dann ein unerwarteter Reichtum deutschen Erlebnisvermögens und deutscher Herzenskraft. Und dein Wissen um die deutsche Nation endigt dann nicht mehr bei den siebenzig Millionen, die mit dir gemeinsam die Grenze des Reiches umschließt, sondern es weitet sich ins stolze Ganze deines Hundertmillionenvolkes, das auch auf gefährdetstem Außenposten mit der Zuverlässigkeit seiner Arbeit die Ehre deines Blutes wahrt und das von den Vätern hart erworbene Erbe allen Nöten zum Trotz auch den kommenden Geschlechtern wieder überliefert.

Münster in Westfalen,
Sommer 1937

Heinz Kindermann

Wesen und Entfaltungsraum der grenz- und auslanddeutschen Dichtung

1

Der Zugang zu Wesen und Wert der grenz- und auslanddeutschen Dichtung kann nur von grundlegenden Voraussetzungen des großen deutschen Gesamtwandels her gefunden werden. Das liberal-mechanische Denksystem hatte einen kleindeutschen Staatsbegriff der Parteienmaschinerie in die Mitte gerückt. Das neue, willenhaft-organische Weltbild hingegen, das seine Wirklichkeit in rassistisch bedingten Volkheiten aufbaut, erweitert notwendig den Horizont über die Staatsgrenzen hinweg zum Ganzen der Nation. Weltkriegserlebnisse haben manches Verständnis für diese Wendung zum ganzen Volkszusammenhang im Reim schon vorbereitet. Harte außenpolitische Erschütterungen, wie sie mit dem Diktat von Versailles und von Saint-Germain zusammenhängen, haben den Deutschen hellhörig gemacht für das Schicksal nicht nur der gewaltsam abgetrennten oder in ihrem Anschlußwillen behinderten Volksgenossen, sondern auch für alle anderen Deutschen, die jenseits der Reichsgrenzen leben und wirken. Die neue Lebensordnung des Leistungsprinzips hat die Frage auch nach der Leistung dieser Außendeutschen aufgerollt. Die Überwindung des Individualismus hat die starke, weil existenzbedingte Gemeinschaftsfähigkeit der Außendeutschen in helles Licht gerückt. Die ebenfalls durch das organische Weltbild hervorgerufene Wandlung des deutschen Kulturprofils läßt nun freilich auch die Rolle der volkhaften Dichtung im Aufbau der Nation ganz anders bewerten als bisher. Gerade diese neuen Wertgrundlagen rücken aber an die Stelle der bisher gültigen ästhetischen Maßstäbe volksbiologische Kriterien, die der grenz- und auslanddeutschen Dichtung weit über ihre Kunstform hinaus nationalpolitischen Lebenswert und damit erhöhte Existenzberechtigung zuerkennen.

Mit Recht wurde jüngst das Wort geprägt, Deutschland sei schöner geworden in seiner neuen Schicksalsepoche. Dieses Wort gilt nicht nur vom Wohn- und Arbeitsraum, von der monumentalen Architektur der Städte, vom Aufbauwerk der Siedlung, von der artgemäßen Bewältigung der Landschaft; nein, dieses Wort gilt genau so im Raum der Feierstunde, die als das große Atemholen für die Wiedergeburt unseres Volkes unentbehrlich ist. Denn für diese Feierstunde — gleichgültig, ob es sich um das große Ge-

meinschaftserlebnis handelt oder um die geruhlsame Zwiesprache des Lesers mit einem Buch — für diese Feierstunde wurde nun ja der aus der Mitte des Volkes hervorgegangene Dichter neu entdeckt. Die Geburt der Dichtung aus der Volkheit ist als wichtige volksbiologische Tatsache neu erkannt worden. Eben deshalb aber darf nun der volkhafte Dichter zu den Empfänglichen aus allen Schichten unseres Volkes sprechen. Im Gegensatz zur liberal-individualistischen Auffassung erscheint uns sein Werk nun als wichtige, geschichtsbildende Tat eingegliedert in den Lebensorganismus der Nation. Damit aber geht heute und für die Zukunft der sehnsüchtige Wunsch seiner Erfüllung entgegen, den Paul Ernst einst meinte, als er seinem Volk in Zeiten der Wirrnis beschwörend zurief: „Ein Volk gelangt durch seine Dichter zum Selbstbewußtsein einer Nation.“

Ich möchte nun wagen, diesem Wort, Deutschland sei schöner geworden, das eines sudetendeutschen Dichters an die Seite zu rücken, der seine Gedichte überschreibt: „Deutschland ist größer!“ Das heißt nicht, daß das Reich räumlich gewachsen wäre oder neue Bevölkerungsteile dazu erworben hätte. Und das hat auch gar nichts zu tun mit jenen von gegnerischer Seite uns angedichteten Expansionswünschen, die nur in der Phantasie dieser Hezer bestehen. Nein, Deutschland ist größer und reicher geworden um das nun täglich wachsende Bewußtsein, daß jenseits der Reichsgrenzen, in alle Welt verstreut, noch dreißig Millionen Brüder leben und wirken. Deutschland ist größer und reicher geworden durch die neu erwachte Liebe zu diesen grenz- und auslanddeutschen Brüdern und durch das neue Verstehen ihrer Lebensleistung. Und Deutschland ist größer und reicher dadurch geworden, daß ein Großteil dieser dreißig Millionen Außendeutschen sich nun — stolz auf ihr neu aufstrebendes Mutterland — erst recht wieder zur angestammten Heimat bekennt. Wir sagten schon: in Zeiten deutscher Zersplitterung und Überfremdung haben die Grenz- und Auslanddeutschen das Ideal des mächtig in sich geschlossenen Reiches meist reiner und leidenschaftlicher in sich getragen als viele Binnendeutsche. Der Glaube an die unüberwindbare Lebenskraft ihres Mutterlandes gab ihnen die seelische Möglichkeit, allen Gefahren zu trotzen und die Kämpfe um das Recht ihres Bodens, ihres Brauchtums, ihrer Muttersprache zu bestehen, denen sie täglich ausgesetzt waren und sind. Wir werden es nicht vergessen, daß es ein Überseedeutscher war, der einst über Meere und Kontinente hinweg seinem in Partikularismus und Parteienzank aufgehenden

Mutterlande den mahnenden Ruf der Aufrichtung und des neuen Glaubens zudachte:

„O, würden jene, die zu Hause blieben,
wie deine Fortgewanderten dich lieben,
bald würdest du zu einem Reiche werden,
und deine Kinder gingen Hand in Hand
und machten dich zum größten Land auf Erden
wie du das beste bist, o Vaterland.“

Die so lange vernachlässigte und verkannte Dichtung der Grenz- und Auslanddeutschen wird nun erst im Mutterlande richtig gehört und verstanden. Denn nun geht beides Hand in Hand: die Wiederentdeckung dieser dreißig Millionen Außendeutschen und die neue Wertung des dichterischen Werkes im Lebensorganismus des ganzen Volkes. Wir wissen nun, daß wir die Dichter, die zum Selbstbewußtsein der Nation führen, nicht nur innerhalb der Reichsgrenzen zu suchen haben. Und wir lernen nun, daß die Dichtung der Grenz- und Auslanddeutschen, die deutsche Art, allen Versuchungen zum Trotz, oft schon Jahrhunderte hindurch vom Großvater auf den Enkel weitervererben, Züge an sich trägt, die uns heute in ihrer kämpferischen Haltung besonders nahegehen.

An der täglichen Reibung und Auseinandersetzung mit einer fremden Nation wächst jenseits der Reichsgrenzen ein Geist der völkischen Widerstandskraft, der alle Willensmächte der Selbstbehauptung zu höchster Leistung anspornt. Jedes Wort, das der Deutsche jenseits der Reichsgrenzen spricht; jede Tat, die der Grenz- und Auslanddeutsche begeht, spricht und tut er meist vor den scharf beobachtenden Augen eines fremden Volkes — auch wenn sein Wort und seine Tat sich an den deutschen Bruder wendet. In diesem Grenz- und Auslanddeutschtum wächst infolgedessen auch ein Trotz der Bewährung, der oft gepaart ist mit notwendig auferlegter Selbstzucht. Der Bauer, der dort das Stückchen Acker verteidigt, um seine Kinder deutsch erziehen zu können, wird damit zum Verteidiger umkämpften deutschen Landes oder deutscher Saat in fremder Erde. Der Kaufmann, der dort inmitten fremdartiger Gebahrungen deutsche Tüchtigkeit und deutsche Ehrlichkeit wahrt, wird damit zum Wahrer des deutschen Namens und der deutschen Leistung. Der Gelehrte, der seine deutsche Weltanschauung und Geschichtserkenntnis, seine deutsche Erfahrung und Erfindung einer oft tendenziös-gegnerschaftlichen oder zumindest fremdartigen Weltanschauung und Lebensgestaltung entgegensetzt, wird damit zum Vorkämpfer

deutscher Art. Der Lehrer, der allen Widerständen zum Trotz die Kinder zu aufrechten Deutschen erzieht, wird damit zum Verteidiger des deutschen Erbes. Der Politiker, der das Recht der Deutschen gegenüber dem fremden Wirtsvolk oder der auferzwungenen Staatsnation verteidigt, wird zum Soldaten der deutschen Ehre und der deutschen Existenzberechtigung. Der Dichter aber, der sein Wort in diesem kampffrohen Raum des Grenz- und Auslandsdeutschtums beschwörend erhebt, wird zum Ründer eines geradezu Heiligen. Denn sein Glaube an das deutsche Volk, sein Glaube an das Mutterland, sein Ruf zum Verharren in deutscher Art und seine Liebe zur deutschen Muttersprache, zum deutschen Brauchtum, sie werden hier zu Quellen des Mutes und der Aufrichtung; sie werden hier zu Quellen der Kraft und des Widerstandes gegen fremde Überwältigung. Das Wort des grenz- und auslandsdeutschen Dichters hat von vorn herein, auch dort, wo keinerlei direkte Anspielung auf die Not und Bedrängnis der Stunde und dieses Kampfabschnittes der Nation zu erkennen ist, einen ausgesprochen wehrhaften Charakter. Denn jedes dieser Worte, selbst die des harmlosen Kinderliedes, selbst die des Liebesliedes, müssen hier ja so oft erst mühsam verteidigt werden, um überhaupt gesprochen werden, um überhaupt bei den Brüdern und Schwestern gleichen Blutes weiterwirken zu dürfen.

Wenn wir ermessen wollen, was die Dichtung der Grenz- und Auslandsdeutschen im Bereich unseres ganzen Volkslebens bedeutet, dann nehmen wir am besten Zuflucht zu einem Begriff, den die politische Erdkunde geprägt hat. Dort spricht man sehr oft von „raumüberwindenden Mächten“. Die Dichtung der dreißig Millionen Außendeutschen, sie gehört tatsächlich zu den „raumüberwindenden Mächten“. Durch Grenzen, durch fremde Völker, durch Länder und Meere und Kontinente sind diese Außendeutschen vom Mutterlande getrennt. Harte Zwangsmaßnahmen der Wirtsvölker, der fremden Staatsnationen hindern sie oft an der selbstverständlichsten und völkerrechtlich einwandfreiesten Ausübung ihrer nationalen Rechte. Aber die deutsche Muttersprache, das deutsche Lied, das deutsche Gotteswort, das deutsche Buch, die deutsche Zeitung, das deutsche Theater — sie halten diese Außendeutschen trotzdem immerwährend mit ihrer alten Heimat, mit Blut und Art ihres Volkes, mit dem Denken, dem Wollen, der Seele ihrer Nation in unlöslicher Verbindung. Selbst der unermesslich trennende Raum des großen Ozeans, selbst noch so große Entfernungen, sie werden überwunden durch das beschei-

denste deutsche Kinderlied. Der volkspolitische Wert der grenz- und auslanddeutschen Dichtung kann deshalb schwerlich überschätzt werden.

2

War es nicht seit Jahrhunderten die Sendung unseres Volkes, deutschen Ordnungsgeist und deutsche Arbeit, deutsche Innigkeit und deutsche Glaubenskraft vorzutragen in gefährdetes Land? Bis tief nach Rußland hinein reichten früh schon die deutschen Siedlungen. Und wo überall hatte nicht die Deutsche Hanse ihre stolze Flagge wehen lassen, wo hatte sie nicht Niederlassung um Niederlassung geschaffen! Und zog nicht der königliche deutsche Kaufmann durch Skandinavien so gut wie durch das Baltenland? Und wie groß war schon seit neunhundert Jahren der deutsche Zug nach dem Osten! Wie viele Städte, wie viele Burgen, wie viele Dome, wie viel Landgewinnung und Bodenrodung, bis hin ans Schwarze Meer, verdanken nicht deutschem Genie und deutschem Fleiß ihre Entstehung! Nach Böhmen, nach Polen, nach dem Baltikum und nach Ungarn, nach Siebenbürgen und nach dem Banat — überall hin wagte sich deutscher Fleiß und deutscher Tatendrang vor; überall hin aber auch rief man den tüchtigen Deutschen und bediente sich seiner hohen Gaben, hatte Achtung vor seiner ehrlichen Leistung. Und haben sich nicht selbst die noch im fernen, fremden Raum bewährt, die — wesentlich später — der Not deutscher Kleinstaaterei entwichen und in Übersee siedelten?

Der Siebenbürger Dichter Heinrich Zillich hat es uns jüngst in seiner Rede „Deutsches Buch und Volk in der Welt“ geschildert, wie schon seit der deutschen Erfindung der Buchdruckerkunst auch das deutsche Buch hinauswanderte vorerst zu all diesen Deutschen in aller Welt, dann aber auch zu ihren fremden Nachbarn und Wirtsvölkern, die oft erst an dieser deutschen Kultur, vorab im Osten, zur Bewußtheit ihres nationalen Eigenwesens heranwuchsen. Aber es ist eben nicht nur das binnendeutsche Buch, das in diese Zonen außendeutscher Kultur hinauswandert und den Grenz- und Auslanddeutschen schon von der Zeit der Türkenkriege an in allen Gefahrenepochen die Kraft des Widerstandes gibt; sondern in diesen Randgebieten, in diesen kulturellen Außenforts der Deutschen entsteht allmählich auch eine wissenschaftliche und dichterische Eigenproduktion, die das völkische Selbstbewußtsein dieser Volksgruppen stärkt und von dort her auch hie und da zurückwirkt ins Mutterland. Wer etwa das achthundertjährige

Schrifttum der Siebenbürger Sachsen oder das ebenso alte des Baltikums überschaut, der erkennt mit freudigem Staunen, wieviel schöpferische Kraft hier an den Rändern wuchs, und wieviel unverbrauchte und urwüchsige Darstellungsgabe hier die Brücke schuf zum binnendeutschen Kulturraum, zur binnendeutschen Lebensform.

Die Binnendeutschen haben es freilich — bis tief noch in den Weltkrieg hinein, ja selbst weit darüber hinaus — nicht verstanden, diese Brücken zu nützen. Ihre inneren Zerklüftungen und ihr Partikularismus hinderten sie, den Blick in den Bereich des machtvollen Gesamtdeutschtums zu richten. Ihr Horizont war bestenfalls kleindeutsch, oft noch viel weniger als das. Im Weltkrieg freilich staunte der reichsdeutsche Soldat, als er weit im Südosten Europas drunten auf deutsche Brüder und eine hochentwickelte deutsche Kultur traf. Und er staunte, als er im Baltikum das gleiche Erlebnis hatte. Und er war noch überraschter, als ihm unter den Gefangenen des russischen und des amerikanischen Gegners deutsche Brüder entgegentraten. Diese Erlebnisse boten in der Nachkriegszeit dem Verein für das Deutschtum im Ausland, der vom Deutschen Schulverein Österreichs ausgegangen war, die Möglichkeit, sich trotz aller innerpolitischen Schwierigkeiten stärker als vorher durchzusetzen. Und neben ihn traten bald schon die Deutsche Akademie in München, der Grenzbüchereidienst und das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart. Das staatliche Echo war freilich meist recht einseitig. Erst die volkshafte Auffassung des Dritten Reiches konnte all diesen Bestrebungen zum vollen Durchbruch verhelfen. Nun lenkte ja die Führung des Staates selbst das Augenmerk auf die Außendeutschen und die Bewegung schuf mit ihrer Auslandsorganisation der NSDAF. überdies ein Organ für die Betreuung der Reichsdeutschen jenseits der Reichsgrenzen.

Im Gegensatz zum kleindeutschen Partikularismus hatten sich die Außendeutschen und ihr Schrifttum von Anfang an den gesamtdeutschen Blick bewahrt. Nur indem sie an das Ganze ihres Volkes glaubten, konnten sie ja überhaupt die Kraft aufbringen, inmitten fremder Nationen ihr eigenes Volkstum zu erhalten. Das aber ist es, was uns heute diese Dichtung der Grenz- und Auslandsdeutschen so liebenswert und für den Aufbau der ganzen deutschen Nation so wichtig erscheinen läßt. Die Deutschen des Reiches ringen sich nun erst langsam zu der gesamtdeutschen Sicht durch, die die Dichtungen der Grenz- und Auslandsdeutschen längst schon pflegten. Sie aber ist es, die heute der grenz- und ausland-

deutschen Dichtung durch das wachsende Echo innerhalb des Reiches einen ungeahnten Aufschwung ermöglicht.

Ganz langsam lernen nun durch die volkspolitische Erziehungsarbeit des Dritten Reiches auch breitere Schichten der Binnen-deutschen begreifen, was grenz- und auslanddeutsches Kämpfertum heißt und wie dieser Wall von Außendeutschen in aller Welt gerade jetzt, da sie wieder mit Stolz aufsehen dürfen zur neu aufsteigenden Macht des Reiches, für den deutschen Staat eine Kette von überaus wichtigen Außenforts der deutschen Arbeit, des deutschen Ordnungsgeistes, der deutschen Seele bedeutet. Vor der künftigen Geschichte der Deutschen wird es einmal zu den größten Errungenschaften unserer Zeitenwende gehören, daß sie es vermochte, bei weiten Schichten unseres Volkes die Umstellung von internationalen und paneuropäischen Fehlvorstellungen nicht bloß auf staatsdeutsches, sondern vor allem auf volksdeutsches, auf gesamtdeutsches Denken und Fühlen zu bewirken. Und das ist nötig, nicht nur um diesen Grenz- und Auslandsdeutschen in ihrer schweigsamen Tapferkeit das Bewußtsein des unbedingten Zusammengehörens zu geben, sondern um dem Lebensrecht unseres Volkes im vollen Umfang gerecht zu werden. Wir machen uns ja um dreißig Millionen Deutsche und ihre schöpferische Leistung ärmer, wenn wir in unserem geschichtlichen Denken kleindeutsch oder staatsdeutsch und nicht volksdeutsch, nicht gesamtdeutsch vorgehen. Das wäre, geschichtlich gesehen, eine unnötige und schädliche, selbstauferlegte Verarmung; politisch gesehen aber begingen wir eine schwere Unterlassungssünde. Bei dieser Erziehungsarbeit zum volksdeutschen Gedanken vermag nun nichts so eindringlich und überzeugend zu helfen, als das Bild, das die Dichter des Grenz- und Auslandsdeutschtums uns offenbaren.

3

Wir sprechen von grenz- und auslanddeutscher Dichtung. Warum trennen wir denn diese beiden Begriffe? Besteht etwa zwischen dem Grenzdeutschtum und dem Auslandsdeutschtum im besonderen Sinn ein Wesensunterschied, der auch für unsere Wertung des Schrifttums der Grenz- und Auslandsdeutschen von Bedeutung sein könnte? Es geht hier um mehr als um Raumprobleme. Gewiß ist die äußerlichste Unterscheidung damit gegeben, daß die Grenzdeutschen in räumlichem Zusammenhang mit dem Reich existieren, damit aber auch Teil oder zumindest Anrainer des

geschlossenen deutschen Sprachgebietes sind, während die räumlich vom Mutterlande getrennten Auslanddeutschen ein Inseldasein im wogenden Meer der fremden Nationen führen. Dazu aber kommt die grundverschiedene Vergangenheit dieser Volksgruppen. Die Grenzdeutschen haben irgendwann, in vergangenen Jahrhunderten oder bis noch vor kurzem, schon einmal zum Reich gehört und dieses Bewußtsein flackert immer wieder auf, mag es auch da und dort zeitweise verschüttet gewesen sein. In Epochen der Bedrängung aber flammt begreiflicherweise mit diesem Bewußtsein die Sehnsucht auf, es möge einmal eine Zukunft kommen, in der die Heimkehr ins Reich möglich würde. Die politische Vernunft sagt, diese Möglichkeit sei nicht gegeben. Loyal gehaltene Versprechen geben der Vernunft recht. Der Traum des Herzens aber überspringt die Bindungen der Vernunft. Wie verständlich, daß die grenzdeutschen Dichter aus diesem Geschichtsbewußtsein des einmal gewesenen Reichszusammenhanges und aus der Sehnsucht des Bedrängten zu mächtigen Steigerungen des Volkszusammenhanges vordringen — auch dort, wo von den politischen Machtverhältnissen keine Rede ist. Ja, mehr als einmal scheuen sich diese grenzdeutschen Dichter aus äußeren Gründen, direkt an die politischen Gegenwartsverhältnisse zu rühren. Wer aber in der Seele des Dichters zu lesen versteht, der weiß trotzdem, aus welcher leidenschaftlichen Sehnsucht ihr Werk erwuchs.

Die Auslanddeutschen hingegen sind räumlich so weit vom Mutterlande entfernt, sind so sehr durch dazwischengelagerte, fremde Nationen vom Mutterlande getrennt, daß ihnen diese Zielgedanken der Grenzdeutschen nicht nahe liegen können. Die Grenzdeutschen suchen von ihrer politischen Lage her auch in ihrem Schrifttum äußerste Übereinstimmung mit der Lebensform der Deutschen im Reich. Die Auslanddeutschen stehen vor einer anderen Aufgabe. Ihre Selbstbehauptung ist nicht erzwungene, sondern selbstgewählte Anpassung an das Zusammenleben mit ihren Wirts- und Staatsnationen. Die Auseinandersetzung mit diesen fremden Wirts- und Staatsnationen spielt sich auf einer ganz anderen Ebene ab. Die im Epochenablauf aus dem Zusammenleben mit den anderen Nationen geprägte Eigenart dieser auslanddeutschen Inselgruppen tritt in ihrem Schrifttum beherrschend in den Vordergrund. Der sudetendeutsche Dichter Robert Hohlbaum erklärt uns in seiner grundlegenden Abhandlung: „Vom Grenz- und Auslanddeutschtum“: „Die Geburtsstunde des zweiten Deutschen Reiches ist auch der Beginn des eigentlichen Grenz-

landdeutschtums unserer Tage. Mit dieser Feststellung allein schon ist der Unterschied zwischen ihm und dem Auslanddeutschtum gegeben, das älter ist als ein Halbjahrtausend. Die Siebenbürger Sachsen, die Balten, die Wolgadeutschen, die Deutschen von Nord- und Südamerika, sie waren Auslanddeutsche schon zu einer Zeit, da noch kein staatlich festgefügtcs Vaterland den Begriff des Binnendeutschtums von heute geschaffen hatte, das als Magnet alle Blicke der Ausgeschlossenen an sich zieht. Das Österreich des Jahres 1865 noch gehörte, wenn auch ganz lose verbunden, einem Gefüge an, das man in seinem zerflossenen Föderativsystem als eine Art Ersatz eines wirklichen Staates ansprechen konnte. Und der Deutsch-Böhme, der Schlesier, der Deutsche an der südslawischen Sprachgrenze sahen schließlich in ihrem Österreich einen Staat, der, wenn schon nicht in der Gesamtgesinnung, so doch im äußeren Zustand seiner Sachwalter, seines Beamtentums und seines Militärs, in Amtssprache und Kommandowort sich zum Deutschtum bekannte. Die Schlacht von Königgrätz zerriß die letzten Fäden, gab den fremden Nationen freies Spiel, verwandelte Franz Josefs schönes Bekenntnis gegenüber Napoleon: „Sire, ich bin ein deutscher Fürst!“ in ein Lobwort an die getreuen Slawen. Grillparzer sprach es mit der ihm eigenen unübertrefflichen epigrammatischen Kürze in seinem Zweizeiler aus, was dieser Wendepunkt bedeutete:

„Als Deutscher bin ich geboren, bin ich noch einer?

Nur, was ich Deutsches geschrieben, das nimmt mir keiner!“

Die staatspolitische Bindung war erloschen, nur die Hoffnung auf die Unvergänglichkeit kultureller Bindungen blieb übrig . . . Wir (Grenzdeutsche) reagierten auf völkische und politische Reize weit empfindlicher als der Binnendeutsche. Schon damals, in einer Zeit, da im großen Deutschland noch unfruchtbar nach Rang und Stand geschieden wurde, suchten wir die Volksgemeinschaft; schon damals, als im Reich noch Ballin das große Wort sprach, erkannten die deutschen Österreicher die Gefahr der Überfremdung in ihrer ganzen Tragik. Uns war die Gabe geschenkt, im kleinen Bild das große, in düsteren Farben drohende Gemälde zu sehen, und was dem Binnendeutschen klein und kindisch erscheinen mochte, ward uns zum bedeutsamen Symbol. Der Prager Grabenbummel der deutschen Studenten, die Kämpfe mit dem tschechischen Mob erschienen dem Fernen leicht als enge Couleurangelegenheit. Wir deuteten sie weiter. Uns waren sie Vorausdeu-

tung des Kommanden, und wirklich waren es vielleicht dieselben Menschen, die später als russische und französische Irredentatruppen die Axt an den Baum Österreich legten und mittelbar Schuld trugen an Deutschlands Tragödie. So waren wir in dieser Zeit vielleicht so etwas wie das Gewissen Deutschlands und deshalb unbequem und nicht gern gesehen . . . Ihr, die ihr stets in der Erfüllung eines Staatsgebildes gelebt habt, wißt ihr denn, was wir gelitten haben, wir, die wir zu ewigem Nein verurteilt waren, durch deren Seele seit den frühesten Tagen der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung riß, und die wir uns doch so gerne hingegeben hätten mit der ganzen Inbrunst unserer Jugend! So liebten wir den Traum. Liebten das blaue Wunder jenseits des Schlagbaumes, liebten unser Deutschland. So hat es damals niemand geliebt wie wir, so ist es niemandem zum Leitstern geworden, zum Gott! Unser Nationalismus war Religion von Anfang an, unser Vaterland glänzte uns gar oft in den Sternen, während es dem deutschen Durchschnittsbürger vor dem Kriege ein mehr als realistischer Begriff war. Ihr mußtet den Traum Deutschland wieder finden; ihr mußtet wieder ein Volk der Sehnsucht werden, und das haben wir Grenzdeutsche euch vorgeträumt und vorgelebt . . . Der Auslandsdeutsche war berufen, dem großen Deutschland den Blick in die Weite zu schärfen. Der Grenzdeutsche hat vielleicht sein bescheiden Teil daran, daß es den Blick in die Tiefe des Herzens wieder fand."

Wo aber das Grenzdeutschtum schon früher zeitweise eine Rolle spielte, wie etwa im Elsaß, da erfüllte auch damals schon sein Schrifttum die jeglicher grenzdeutschen Dichtung gesetzte Aufgabe. Als die Eroberungskriege Ludwigs das elsäßische Gebiet an Frankreich brachten, da erhob gerade dort der große völkische Kulturkritiker unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts, der Elsässer Moscherosch, seine warnende Stimme und beschwor in den „Gesichten Philanders von Sittewald“ seine Nation, abzulassen von den Überfremdungen des gallischen „Alamode“-Geistes und zurückzukehren zur Haltung der germanischen Vorfahren, vor deren Urteil das Lebensgepräge der Barockzeit nur schlecht bestehen könnte. Und scheint es uns heute nicht wunderbar, daß ein Jahrhundert später, inmitten der Vergewaltigung des deutschen Lebens durch die westlich bedingte Aufklärung, der Funke des völkischen Widerstandes von der Nordostgrenze des deutschen Sprachgebietes über das ganze Reich hinweg gerade wieder in diesen immer noch unter französischer Herrschaft stehenden Elsaß

flog und dort, inmitten der leidenschaftlichen deutsch-französischen Kulturauseinandersetzungen, in der Begegnung zwischen Goethe und Herder zu der mächtigen Flamme der deutschen Wiedergeburt wurde, die von der Sturm- und Drangbewegung bis zur Romantik hin in immer neuen Bemühungen nach „Deutscher Art und Kunst“, nach Abwehr der fremden Lebensform und Daseinsbewältigung strebte? Wundert es uns, daß diese Funktion des grenzdeutschen Schrifttums seit 1866, da das gesamte Deutschum Österreichs mit einem Schlage Grenzdeutschum wurde, erst recht in Erscheinung trat — gar nicht zu reden von jener mächtigen Entfaltung seit den gewaltsamen Zerschneidungen des geschlossenen deutschen Raumes durch das Diktat von Versailles und Saint-Germain.

Es sind grundverschiedene Bewährungsformen des Deutschums, die in der Dichtung der Grenzdeutschen auf der einen Seite und in der der Auslandsdeutschen auf der anderen Seite zum Ausdruck kommen. Aber auch Grenzdeutsche und Grenzdeutsche erscheinen bei näherem Zusehen in ihrer Dichtung nicht als einheitliche literarische Schicht, weil auch ihre historisch-politischen Voraussetzungen ganz verschiedener Art sind. Die Elsässer, die diesem Schicksal der Trennung im Lauf der Jahrhunderte immer wieder ausgesetzt wurden; und die Sudetendeutschen, die inmitten der Nationalitätenkämpfe des alten Österreich als erste überhaupt den notvollen Begriff des Grenzdeutschums prägten; oder die Memelländer, die erst der Weltkrieg vom gemeinsamen Ostpreußen lostrennte; die Korridordeutschen, die nun aus dem Ganzen Westpreußens gelöst; die Ostoberschlesier, die vom e i n e n Oberschlesien abgeschnürt; die Südtiroler, die von ihrer gemeinsamen Heimat abgesprengt wurden — ihre Schicksalsfragen sind verschieden gelagert, ihr Schrifttum geht deshalb von verschiedenartigen Voraussetzungen aus, die gewiß auch von der Stammeszugehörigkeit dieser Volksgruppen sowie vom Verhalten der aufgezwungenen Staationsnationen abhängig sind. Aber wie die verschiedenartigen Staationsnationen bei der Behandlung ihrer deutschen Volksgruppen seltsam ähnliche Methoden einschlagen, so sind noch viel stärker alle die Grenzdeutschen notwendig und blutbedingt in der Art ihrer seelischen Abwehr und ihrer völkischen Selbstbehauptung, wie sie sich in der grenzdeutschen Dichtung spiegeln, geheimnisvoll verbunden. Denn auch in dieser grenzdeutschen Dichtung geht es ja um den „Einsatz aller geschichtlichen Lebenskräfte“ (Kleo Pleher), um die Aufrechterhaltung der biologischen Existenz in

diesem Grenzringen. Der schwere Kampf, der sich im Leben der Grenzdeutschen auf den drei Schauplätzen: Boden, Arbeitsplatz und Schule abspielt, spiegelt sich direkt und indirekt auch im Bereich der grenzdeutschen Dichtung immer wieder. Die engen Zusammenhänge von Grenzkampf und Sozialordnung; alles Versagen des Kapitalismus, und mehr als einmal auch des Großgrundbesitzes; alle Treue, Tapferkeit und Zähigkeit des deutschen Lehrers, des deutschen Gewerbetreibenden, des deutschen Kleinbauern, des deutschen Arbeiters in diesen Grenzräumen; alle Not des deutschen Soldaten im fremden Heer — sie werden vom grenzdeutschen Dichter mit der seherischen Gerechtigkeit des völkischen Notrufers verkündet. Es wäre freilich zu klein gedacht, anzunehmen, die Dichtung der Grenzdeutschen bewege sich ausschließlich in diesem Rahmen. Gerade die größten unter den grenzdeutschen Dichtern wachsen ja auch mit ihren Vorwürfen bewußt ins Gesamtdeutsche hinein. Aber auch dieses Gemeinsame ist in seiner Grundhaltung und in seinem Ethos durch den grenzdeutschen Lebenskampf bedingt. Ein Dichter vom Range Kolbenhebers gehört der ganzen Nation; aber ihrer Entstehung nach zu verstehen sind der völkisch-heroische Grundzug seines Wesens und die biologische Auffassung seiner Lebens- und Kunstsicht nur von dieser grenzdeutschen Abwehrbereitschaft, nur von diesem biologisch zu begreifenden Lebenskampf, die er in seinem Werk als einer von Wenigen schon zu einer Zeit betätigte, in der sonst nur von Untergang und Chaos die Rede war. Das Gesetz dieser völkischen Lebensbewältigung aber, wir kennen es heute gut; denn Kleo Pleher hat recht: das Gesetz des Grenzkampfes ist heute zum Gesetz des Lebenskampfes der ganzen Nation geworden.

Das aber ist auch der Grund, warum wir, trotz aller Verschiedenheiten, die Dichtung der Auslanddeutschen von der der Grenzdeutschen nicht völlig trennen dürfen. Auch die Auslanddeutschen sind nicht als einheitliche Schicht zu bewerten. Es ist für ihr Lebensgepräge und für ihr Schrifttum nicht gleichgültig, ob sie, wie die Siebenbürger oder die Balten, schon vor acht- oder neunhundert Jahren in geschlossener Gruppe auswanderten und sich bis zum heutigen Tage durch schroffe Sondergestaltung ihrer Eigenart deutsch erhielten; oder ob sie wesentlich später erst in kleineren Gemeinschafts- oder Einzelwanderungen nach der Wolga oder nach Amerika kamen. Wir wissen es, wie hoch zuzeiten die Zahl jener Einzelwanderer war, die bald schon in Nordamerika aufgingen im Wirtsvolke. Und wir werden bei den Einzelbetrachtungen erleben,

wie grundverschieden ihrer Haltung nach die Dichtung der Überseedutschen von der jener vielhundertjährigen auslanddeutschen Gruppen Europas anmutet.

Die Liebe zur alten Heimat freilich teilen sie alle auch mit den Grenzdeutschen; nur der Standort ist da und dort anders umgrenzt. Die wichtigste Rolle spielen in jenem Wechselzusammenhang der Kräfte zwischen Auslandsdeutschtum und Binnendeutschtum die Balten und die Siebenbürger. Für das Schrifttum beider (als Ausdruck der nationalpolitischen und der volksbiologischen Haltung) gilt das Wort des Siebenbürger Dichters Heinrich Zillich („Schicksal und Sendung des Auslandsdeutschtums“): „Über alle, alle, die wir dort draußen sitzen, zwischen dem Baltischen und Schwarzen Meere, sehen nach dem Fünfstromland der alten Heimat zurück. Wir fragen oft bang, ob man uns nicht vergaß, und es gab Zeiten genug, wo man es getan hat. Wo im Herzen der Deutschheit der Gedanke des Volkes schwand und ein enges Staatsdenken sich erhob, das uns danach wertete, welches Bürgerschaftszeugnis wir in der Tasche trugen. War es ein russisches, ein ungarisches, ein türkisches — so wollte man uns nicht als Deutsche gelten lassen. Da ballten wir die Faust und knirschten mit den Zähnen. Was wißt denn ihr, sagten wir, ihr, die nicht auf Vorland stehen, sondern im Hause sitzen, was wißt denn ihr von der deutschen Sendung, ihr ewigen Untertanen? Seht, in solchen Zeiten floß auf uns der tragende Geist des Volkes über. Wir hielten das Sakrament der deutschen Tragik und Größe, jeder unserer Bauern, der da im Völkerstrom unbekümmert sein Kind deutsch reden lehrte und ihm aus altem Blute die alte Aufgabe überantwortete. Ja, uns ging noch das Wagnis zur Seite bei jedem Schritt. An unserer Wiege wurde uns dreifach die Beschwörung gemurmelt: Sei ein Deutscher! Und damit wir es blieben, gab uns Gott die Heimsuchung, den Kampf um das Volkstum, um die Sprache, um die Schule, um die Kirche, um den Grund und Boden, um die Bürgerhäuser und Kaufherrengewölbe. Gab ihn uns doppelt, denn wo bei uns ein Unglückseliger sein Brot verlor, tauchte er nicht unter in den Schoß der großen deutschen Volksmenge, er sank aus dem Volk hinaus, fiel der Landstraße anheim und die war nicht deutsch, sie führte bloß von Deutschen zu Deutschen. So war jeder von uns mit der Art, wie er sein eigenes Leben formte, mitbestimmend über sein Volk . . . Ihr Reichsdeutschen, ihr saht es oft nicht, am wenigsten, als ihr satt wurdet im letzten Kaiserreich. Deshalb wurde euch auch die Not geschickt.

Aus ihr wurde euch die Heimat zum Kampffeld, wurde auch euch das Leben von Tag zu Tag fraglicher. Und als ihr eueren Heldenkampf ausgefochten hattet, da standet ihr und erkanntet, während euer Pöbel lärmte, daß es für den Deutschen keine dauernde Sicherheit gibt . . . Ihr blicktet um euch, wo es denn solche Menschen gäbe, die dies schon lebten, ohne die Stütze des sicheren Staates, die euch nun auch geraubt war. Ihr forschtet nach jenen, die ohne äußere Schutzwehr deutsch waren und darin eine geistige Macht ausübten, die — ihr wußtet es bloß nicht — euere äußere Macht mitgeschaffen hatte. Und ihr saht uns. Ihr zählten und staunet und erkanntet, daß unser Volk keine Grenze hat irgendwo in Osterreich oder Schlesien. Ihr wurdet inne, daß es nicht siebenzig, daß es hundert Millionen sind, die zu uns gehören. Und allmählich erkanntet ihr, daß nicht der Staat den Deutschen ausmacht, sondern etwas viel Größeres, Geheimeres, das Volk und sein Geist, ja daß Millionen unseres Volkes fremden Staaten treu dienen und dennoch die treuesten Knechte der Sendung unseres Volkes sind . . . Als ihr dies erfaßtet, da ging euch die ungeheuere seelische Weite unseres Volkes auf . . . Eure Wende aber — so tauschen wir die Rolle der Besämung! — schießt in uns nun wie ein Feuer ein. Euch ruft nicht nur die geistige, euch ist auch die äußere Macht verkündet — uns aber unverändert die alte Aufgabe der Macht und der Ausstrahlung unseres Wesens. Da sich das euere erneute, ist auch das unsere gekräftigt. Denn ihr seht durch unsere Augen hinaus. In die Welt. In die Ferne. In die Fremde. Ihr fandet zurück zur alten Deutschheit, die wir verwahrten ohne äußeren Lohn. Uns war es aufgegeben, die größere Bedeutung unseres Volkes zu schützen, als ihr sie vergaßet. Nun nehmt ihr sie wieder an euch und uns nimmt ihr nichts als die Einsamkeit."

Wir müssen uns in der vorliegenden Sammlung darauf beschränken, bei dieser Wanderung zu all den wichtigen deutschen Volksgruppen der ganzen Erde nur Proben aus unserem eigenen Zeitalter, aus all den gewaltigen Umschichtungen dieser beiden letzten Dezenien zu bringen. Aber es sei wenigstens angedeutet, wie wichtig es wäre, auch die dichterische Vergangenheit dieser grenz- und auslanddeutschen Gebiete zu überschauen und zu deuten, die nicht einmal für Osterreich und die Schweiz der gemeinsamen deutschen Literaturgeschichte voll aufgeschlossen wurden, geschweige denn für die übrigen grenz- und auslanddeutschen Räume. Die kleindeutsche Geschichtsbewertung hat hier nicht nur viele Fehl-

deutungen, sondern auch unbegreifliche Unterlassungen in großer Zahl bewirkt.

Zu all den Dichtern, die im grenz- und auslanddeutschen Raum aufwuchsen und am Beharrungs- und Behauptungskampf dieser Volksgruppen von der Heimat oder vom Mutterlande aus teilnehmen, kommen freilich auch andere, die, wie Hans Grimm, inmitten des Reiches aufwuchsen, dann aber „auszogen, die Fremde zu suchen und Deutschland fanden“ im erschütternden Erlebnis des Auslandsdeutschtums. Auch ihre Stimme darf, wenn sie dichterisch so erheblich und politisch für die erzieherische Wechselwirkung zwischen Auslandsdeutschtum und Binnendeutschtum so wichtig wurde, nicht fehlen. Uns kommt es ja nicht nur auf das Sondergepräge dieser auslanddeutschen Gruppen, sondern im selben Maße auch auf das Brückenschlagen der grenz- und auslanddeutschen Dichtung an: Brücken zum Mutterlande und Brücken zu den Wirts- und Staatsnationen. Denn auch diese Berührungen mit den fremden Nationen können dann fruchtbar werden für die Selbsterkenntnis im Spiegel des Andersseins der anderen Völker, wenn sie auf volksbiologischem Selbstbehauptungswillen aufbauen.

Bei jenen Gebieten schließlich, die erst das Versailler Diktat zerschnitt, wird es nicht genügen, ausschließlich die Stimme des Abgetrennten zu hören. Gerade dort ist es — wie in Memel-Ostpreußen oder im Korridor-Westpreußen oder wie in Oberschlesien bedeutsam, wenigstens in einigen Fällen auch die Stimme des beim Reich verbliebenen brüderlichen Nachbarn zu vernehmen. Gerade von solchen Beispielen her wird dann die Einheit dieser Räume und der Widersinn der willkürlichen Zerschneidung doppelt deutlich. Nicht unwichtig sind schließlich die Fälle, in denen gerade außen-deutsche Dichter vom Lebensgeschick ganz anderer, von ihrer Heimat weit entfernter Volksgruppen aus verwandtem Verstehen berichten.

Das künftige Ideal liegt zweifellos in einer gesamtdeutschen Schrifttumerschließung, die ganz selbstverständlich von der Einheit der dichterischen Tat im Aufbau der ganzen Nation ausgeht. Soweit sind wir heute noch nicht. Noch mangelt uns auf vielen Gebieten selbst die bloße Materialkenntnis. Infolgedessen müssen wir uns vorerst bemühen, dieses bisher noch nicht genügend beleuchtete Feld der grenz- und auslanddeutschen Dichtung als Gemeinsames möglichst eng neben das Gemeinsame der binnendeutschen Dichtung zu rücken und nicht nur das Besondere dieser beiden schöpferischen Räume, sondern gerade auch ihr Einigendes, ihr zueinander Strebendes ins rechte Licht zu setzen.

Die Frage nach dem politisch-historischen Wert des grenz- und auslanddeutschen Schrifttums schließt unmittelbar auch die nach seiner dichterischen Qualität in sich. Es ist manchmal irrtümlich so dargestellt worden, als ob wir an den Gesamtbereich der grenz- und auslanddeutschen Dichtung bestenfalls Gesinnungsansprüche stellen dürften. Mit Recht nimmt Heinrich Zille in seiner Rede „Deutsches Buch und Volk in der Welt“ gegen solche Auffassungen Stellung: „Eine Forderung sei hier erhoben: das geformte Wort der Auslandsdeutschen, das um Aufnahme in das gesamtdeutsche Schrifttum anpocht, muß dessen würdig sein. Es darf die gute Gesinnung nicht schon für eine gute Leistung angesehen werden.“ Wie begreiflich, daß ein Siebenbürger gerade diese Forderung erhebt. Aus diesem auch schöpferisch so gesegneten deutschen Raum kommen uns heute ja die sprachgewaltigsten Leistungen auslanddeutscher Dichtung zu, die nicht nur eingehen in das gesamtdeutsche Schrifttum, sondern die ihm in mancherlei Belangen sogar vorangehen. Die von W. Schneider (Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit) geschilderte Lage, der zufolge die auslanddeutschen Volksgruppen mit ihrem Schrifttum erst wesentlich später in jene geistigen Zonen einrücken, die das Mutterland durchlief, hat seine allgemeine Berechtigung für die Vergangenheit. In unserer Gegenwart hingegen ist in vielen Fällen schon der volle Gleichklang hergestellt. Die Macht des großen Glaubens an unser Volk, die zur Wiedergeburt des Reiches führte, findet die Grenz- und Auslandsdeutschen, vorab ihre Dichter, mit wenigen Ausnahmen in leidenschaftlicher Übereinstimmung. Dieser große Glaube kam ja zu wichtigen Teilen aus den Reihen der Außendeutschen. So geht es heute auch im Bereich der wertvollen Dichtung um ein gegenseitiges und oft schon auf gleicher Ebene sich vollziehendes Nehmen und Geben von beiden Seiten. „Wertvoll“ kann in solchem Zusammenhang freilich keine bloß ästhetische Begrenzung sein. So sehr wir glauben, die Vollendung des dichterischen Kunstwerkes setze die der Idee, dem Gehalt gemäße Gestalt voraus, so wenig vermag uns der artistische Kunstwert allein als Maßstab zu genügen. Anerkennen wir die Geburt der Dichtung aus der Volkheit und anerkennen wir die Volksverbundenheit des Dichters als notwendige Voraussetzung seiner schöpferischen Tat, dann gibt es für uns nur eine gültige Wertgrundlage des Dichterischen, von der alle anderen Wertbestimmungen abhängig sind: Das Gesetz des Volkhaften,

das in der Dichtung sein Sinnbild findet. Seine Intensität bestimmt Weltbild und Menschengestaltung, Lebensform und Kunstform aus dem gleichen Quellgrund. Dieses Gesetz des Volkhaften ist weder eine Frage bloß der äußeren „Form“, noch eine Frage der bloß gutgemeinten „Gesinnung“, sondern sie ist eine Frage der rassisch-bedingten Seelenhaltung und der die Gestaltung mitbestimmenden dichterischen Würde, deren nur der wahrhaft Schöpferische teilhaftig wird. Diese artbedingte Seelenhaltung und diese volkhaft-dichterische Würde kann dem bescheidensten mundartlichen Volkslied ebenso eignen wie der großen Tragödie oder dem breit angelegten Entwicklungsroman. Gewiß werden wir in bestimmten Fällen des auslanddeutschen, besonders des überseedeutschen Schrifttums, diese artbedingte Seelenhaltung und ihr völkisches Bekenntnis noch verhüllt und verkleidet finden in sprachlichen und rhythmischen Erscheinungsweisen, die uns als unbeholfen, überholt oder als nicht gemäß gelten. Die Gründe liegen dort zweifellos in historisch-politischen Schwierigkeiten, die eine völlige Übereinstimmung von Lebensform und Kunstform nicht zulassen, weil diese Lebensform ihrer Urwüchsigkeit entfremdet wurde. Der Überwindungsseifer, der gleichwohl in diesen Dichtungen zum Ausdruck kommt, muß trotz allem dann anerkannt werden, wenn die volkhafte Würde, ungeachtet dieser Hemmnisse, wenigstens vom Ideellen her durchbricht.

Die Forderung Jillichs bleibt gleichwohl als Zielforderung bestehen — und sie wird zugleich als Ansporn wirken. Wollen wir aber die Gründe kennenlernen, die, jenseits der einzelnen Dichterpersönlichkeit, von der Eigenheit seiner Volksgruppe her maßgeblich sind für die Möglichkeit, diese Ansprüche der volkhaften Wertgrundlage in größerer oder geringerer Vollendung zu erfüllen, dann müssen wir besonders drei Ursachenkreise in Betracht ziehen. In der erwähnten Rede unterscheidet Jillich zwischen der „sendunghaften Auswanderung in den Osten“ und zwischen der „Notauswanderung“ über See oder an die Wolga. Es ist begreiflich, daß aus den auslanddeutschen Volksgruppen, die auf „sendunghafte Auswanderung“ zurückgehen, wie die Siebenbürger oder die Balten, die kraft dieses Sendungsbewußtseins vollendeteren dichterischen Gestaltungen zu erwarten sind.

Dazu kommt die Frage nach dem Alter der betreffenden Volksgruppe. Je schwerwiegender die volkhafte Tradition, desto schwerwiegender die dichterische Kraft der dichterisch Begnadeten, die aus diesem abgetrennten Volksteil hervorgingen. Oft gibt gerade solch

ein vielhundertjähriges Erbe den grenz- und auslanddeutschen Dichtern die Kraft des völkischen Selbstbewußtseins und die Seelentiefe ihrer Menschen- und Lebensgestaltung, das Antlitz der Treue und die Meisterung der volksbedingten Form. Denn aller Glaube und aller Kampf und alle stolze Bodenverbundenheit der Geschlechter, die vor ihnen Jahrhundert um Jahrhundert das deutsche Bollwerk gegen immer neu anstürmende Feinde und Versuchungen hielten, ist mit eingegangen in ihr dichterisches Weltbild, in ihre Beseelung der Landschaft, in ihr beschwörendes Wort, in ihre volksnahe Vision der Vergangenheit und der Zukunft. Gerade in solchen Fällen der schwerwiegenden, vielhundertjährigen Tradition macht sich dann jene Beobachtung geltend, von der Richard Esaki in seinem Aufsatz: „Von den Wurzeln des Schrifttums in auslanddeutschen Volksgruppen“ berichtet und derzufolge die Überlieferung altheimischen Brauchtums sich hier oft reiner bewahrte, als in der indessen industrialisierten Stammesheimat, aus der die Siedler kamen, so daß auch nun noch dieser Urgrund von Sagen und Märchen, Liedern und Symbolen, von heiligen Handlungen und komischen Schalkheiten in der grenz- und auslanddeutschen Dichtung der Gegenwart als lebendig gebliebenes Volksgut sichtbar wird. Die Deutschen im heutigen Staatsgebiet von Rumänien etwa sind im wesentlichen auf drei verschiedene Räume verteilt: auf Bessarabien, die jüngste der drei Siedlungsgruppen, die unter ursprünglich russischer Herrschaft erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zustande kam und sehr stark unter russischer Unterdrückung, zuletzt noch durch bolschewistische Barbarei zu leiden hatte. Auf das Banat, das heute zum Teil freilich auch in den jugoslawischen Staat hinüberreicht und das vor etwa einhundertundachtzig Jahren, vorwiegend durch Maria Theresia und Joseph den Zweiten veranlaßt, von Deutschen besiedelt wurde; und auf Siebenbürgen, das schon auf eine Tradition von mehr als achthundert Jahren zurücksehen kann. Wer den Zusammenhang zwischen dem geschichtlichen Alter einer Volksgruppe und der volkhafteu Vollendung ihrer dichterischen Leistungen studieren wollte, der brauchte nur die Zeugnisse des deutschen Schrifttums aus Bessarabien, aus dem Banat und aus Siebenbürgen nebeneinander zu legen. Mit ergreifender Unbeholfenheit, hinter der aber das schwere Ringen fühlbar wird, treten die ersten dichterischen Versuche aus Bessarabien vor uns hin, die sich vorerst als kurze Erzählungen und meist mundartliche Lieder und Gedichte in den — nationalpolitisch sehr wichtigen — Volkskalendern auszuwirken vermögen.

Und daneben die schon viel gewichtigeren Zeugnisse aus dem Banat, das seit Adam Müller-Guttenbrunn's Weckruf und seit dem Übergang in das rumänische Staatsgebiet zu neuen dichterischen Möglichkeiten erwachte, die nun auch auf Iyrischem Gebiet schon großen gesamtdeutschen Ansprüchen gerecht zu werden trachten. Und daneben der überströmende Reichtum von Iyrischen und epischen Meisterwerken, die wir heute aus Siebenbürgen empfangen.

Zu dritt freilich spielt auch die zahlenmäßige Größe der betreffenden Volksgruppe eine Rolle — weniger aus Verbreitungs- und Resonanzgründen, vielmehr aus Gründen der Auslesemöglichkeit. Je größer die Volksgruppe, desto stärker die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, eine größere Anzahl von dichterisch Begabten und Begnadeten hervorzubringen, die aus dieser Volkssubstanz ihre wortgewordene Welt zu gestalten vermögen. Daß das Remelland mit seinen kaum einhundertundfünfzigtausend Bewohnern geringere dichterische Kapazität aufweisen wird als das Deutschtum des heutigen Polen, das über eineinhalb Millionen Volksangehörige verfügt, ist in solchem Zusammenhang nur selbstverständlich.

Darüber hinaus ist — wie zuvor schon angedeutet wurde — die Spannung gegenüber der Wirts- oder Staatsnation und ihrer Lebensform, ihrer rassischen Zusammensetzung; die religiöse Beeinflussung und nicht zuletzt die soziale Schichtung der betreffenden Volksgruppe für die Entfaltungsmöglichkeit der grenz- und auslanddeutschen Dichtung maßgeblich. Der nun immer enger werdende Zusammenhang mit Deutschland wird selbstredend den Vorgang beschleunigen, den wir zuvor den im Werden begriffenen oder bereits erreichten Gleichklang der Lebensform nannten. Die gattungsgeschichtlich bedeutsame Erscheinung, daß wohl das mundartliche Laienspiel im Bereich der grenz- und auslanddeutschen Dichtung zur Entfaltung kommt, das große Drama hingegen nur in seltenen Einzelfällen, ist nicht nur eine Frage der kleineren Anzahl von verfügbaren deutschen Theatern. Gustav Steinbömer hat uns in seinen Schriften „Drama und Staat“ und „Politische Kulturlehre“ überzeugend nachgewiesen, daß das große Drama jeder Kulturnation immer wieder im engsten Zusammenhang mit dem machtvollen Staatsgefüge der betreffenden Nation entsteht und ursächlich mit dem Gepräge der Staatsform zusammenhängt. Der Grenz- und Auslanddeutsche steht außerhalb des deutschen Staatsgefüges, infolgedessen vermag sich zwar seine Iyrik und seine Epik bis zu größten Leistungen zu entfalten, sein Drama wird bis auf

weiteres aus solchen Gründen hinter diesen Leistungen zurückbleiben müssen. Die Ausnahme der bodenständigen Schweizer Dichtung, die heute auch auf wichtige dramatische Leistungen (z. B. Caesar von Arx' Dramen) verweisen kann, bestätigt kraft ihrer bewußt-staatspolitischen Grundlage die Regel.

Sind uns derart die Wertgrundlagen der grenz- und ausland-deutschen Dichtung in ihren Voraussetzungen und Möglichkeiten deutlich, dann werden uns schließlich auch ihre Wirkungsmöglichkeiten verständlich werden. Sie sind ja nach mehr als einer Front hin eingestellt. Der eigenen Volksgruppe bedeuten diese Dichtungen Selbsterkenntnis und Stärkung im Beharrungswillen. Der fremden Wirts- oder Staatsnation gegenüber bedeuten sie nicht nur den Ausdruck der schöpferischen Selbstbehauptung in der angestammten Volksart, sondern auch Sichtung jener Zusammenhänge zwischen den beiden Nationen, die entweder fruchtbar oder störend zu wirken vermögen, und überdies Repräsentation des Rassen- und Volkseigenen gegenüber der rassistischen und kulturellen Fremdmacht. Dem Mutterland gegenüber aber sind sie die große Botschaft der Treue und des völkischen Verantwortungsbewußtseins. Sie bringen dem Mutterlande nicht nur Kenntnis vom Antlitz jeder einzelnen dieser Volksgruppen; nicht nur Kenntnis von deutschem Kampf und deutscher Leistung auf gefährdeten Vorposten, sondern sie lassen den Binnendeutschen auch durch alle Berührungen ihrer Volksgruppe mit den verschiedensten Nationen hinaussehen ins Weltweite des Wechselspiels der Mächte und Völker und Rassen. Und diese Sicht ins Weltweite ist eine deutsche Sicht, in gleicher Weise erfüllt von Fernensehnsucht und Heimweh. Deutsches Leben und deutsches Schicksal stehen als tragende Substanz hinter dieser grenz- und auslanddeutschen Dichtung. Aber über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus wird hier zugleich auch das Anderssein der anderen Völker sichtbar und an dieser Verschiedenheit wieder die deutsche Selbsterkenntnis gestärkt. Die Weltleistung der Deutschen erhält damit den großen Rahmen, der ihr als schöpferischem Ordnungsfaktor im Raum der Erde und im Jahrtausendschicksal der Menschenwelt gebührt.

Das Wort, das die Grenz- und Auslandsdeutschen von ihren Welt- und Kampferfahrungen her den Binnendeutschen zuriefen und zurufen, wird heute auf doppelte Bereitschaft treffen. Wer weiß, daß nicht nur der Ruf zur Wiederaufrichtung des Reiches und zur volksmäßigen Sicht gegenüber der kleindeutschen Staatsdoktrin von den Grenz- und Auslandsdeutschen ausging; sondern

wer weiß, daß etwa auch der Gedanke des völkisch-kulturellen Grenzscheiters nicht im Reich, sondern draußen, im Grenzraum Österreichs, zuerst verkündet und mit dem ganzen Nachdruck der dichterischen Stimme von einem so großen Volkspoeten wie Peter Mossegger es war, zur Tat wurde; wer weiß, daß das Massenproblem seit langem schon im grenz- und auslanddeutschen Roman der Balten, der Siebenbürger, der Alpen- und Sudetendeutschen aus Gründen der Not eine große Rolle spielte; oder wer sich klar macht, daß mitten in den Zusammenbrüchen der Nachkriegszeit nicht im Deutschen Reich, sondern jenseits der Reichsgrenzen jener gewaltige und aufrichtende Hymnus auf unsere deutsche Muttersprache entstand, der den Namen Josef Weinhebers genau so noch dem kommenden Jahrhundert überliefern wird, wie der Name des grenzdeutschen Burgenländers Josef Hahdn mit jener ewigen Melodie, auf die wir das Deutschlandlied singen, auch künftig zu immer neuen Geschlechtern unseres Volkes sprechen wird — der wird ermessen können, daß es bei dieser grenz- und auslanddeutschen Dichtung nicht um ein spezialistisches Studienobjekt, sondern um dichterischen Dienst an der ganzen Nation geht. Es ist ein Ehrentitel des reichsdeutschen Verlagsbuchhandels, daß er im rechten Augenblick die großen Aufgaben verstand, die ihm obliegen, um die Stimme des grenz- und auslanddeutschen Dichters in ansteigendem Maße auch inmitten des Reiches vernehmbar zu machen.

Der Titel, der über dem Gedicht eines Deutschen aus Chile steht: „Deutsch geblieben!“ ist Sinn und Verpflichtung aller Dichtung der Außendeutschen vor der Vergangenheit und vor der Zukunft unseres Volkes. Denn gerade auch mit Hilfe dieser grenz- und auslanddeutschen Dichtung in aller Welt wird sich immer wieder das Wort bewahrheiten, das der Führer uns für die Bewertung aller grenz- und auslanddeutschen Fragen mit auf den Weg gegeben hat: „Stärker als Grenzen ist die Kraft des gemeinsamen Blutes!“

Europa

Danzig

Umlämpftes Land ist die stolze, türmereiche Hansestadt an der Ostsee immer gewesen; aber auch immer wieder Bewährungsraum deutscher Zähigkeit und deutschen Verteidigungswillens. Seit dieses Gebiet in der Nähe uralter Germanenniederlassungen an der Weichselmündung von vorwiegend niederdeutschen Bauern — besonders Westfalen hatte starken Anteil — durch Rodung und Siedlung zu Ende des 12. Jahrhunderts zur typisch deutschen Kulturlandschaft verwandelt worden war, sind viele Stürme und viele Herrschaftsansprüche an Danzig vorübergegangen. Das ist begreiflich, weil es ja so oft politischer und wirtschaftlicher Schlüsselpunkt der Ostsee war. Bald gehörte Danzig zum Machtbereich des Deutschen Ritterordens, bald wurde es in loser Personalunion dem König von Polen unterstellt, ohne dabei auf wesentliche Hoheitsrechte zu verzichten; bald wurde es in den ihm naturnotwendigen Raum Preußens eingegliedert; bald durch Napoleon wieder herausgerissen und gegen den Willen seiner Bewohner zur „Freien Stadt“ erhoben. Dann kam Danzig wieder an Preußen zurück und erlebte den Aufstieg des Zweiten Reiches mit; aber das widersinnige Diktat von Versailles trennte es neuerdings und wieder gegen den Willen seiner Bevölkerung vom Mutterlande ab. Der Titel „Freie Stadt“ wurde dem zu 97 Prozent deutschen Danzig neuerlich zuteil, nicht aber die volle Freiheit. Gar manche Rechte (Eisenbahn, Zollunion, außenpolitische Vertretung, Munitionsdepot auf der Westerplatte) sind Polen verblieben. Die wirtschaftlich loßende Begründung für die Abtrennung vom Reich, Polen brauche Danzig als Zugang zum Meer, ist längst durch die drückende Konkurrenz des nahen polnischen Hafens Gdingen überholt. So ist Danzig mit seinen 350 000 Einwohnern zum Sorgenkind der Nation geworden und mußte seiner deutschen Haltung manches Opfer bringen. Gerade darin aber zeigt sich der durch die Jahrhunderte gleichgebliebene Wesenszug des deutschen Danzigers, des Kaufherrn und des Arbeiters genau so wie des Werderbauern, daß er um seiner deutschen Art willen jeglichen Opfers fähig ist. Wie begreiflich, daß der große Wandel der deutschen Lebensform und der deutschen Weltanschauung nun auch in Danzig Eingang fand. Und wie begreiflich, daß die Aufbaukraft dieser gemeinschaftsfähigen und opferbereiten Lebensauffassung gerade diesem gefährdeten Vorposten des Deutschtums doppelt zugute kommt.

Der in diesen jahrhundertelangen Selbstbehauptungskämpfen gestählte, wehrhafte Charakter des Danziger Deutschtums kommt auch in der reich entfalteten Kunst Danzigs zum Ausdruck. Ja, gerade in Zeiten, in denen Danzig von Überfremdung bedroht war, bewährten sich Danzigs Dichtung und Danzigs bildende Kunst als Wahrer deutscher Eigenart und deutscher Abwehrbereitschaft. So wie alle die kraftstrotzenden und geheimnisvollen Türme und Tore machtbewußter Ausdruck dieser Wehrbereitschaft sind, so verkörpert auch die Danziger Dichtung — selbst dort, wo sie scheinbar unpolitisch ist — diesen opferbereiten niederdeutschen Hanseatentroz und diese glühende Liebe zu Heimat und Volk. Seit im 16. Jahrhundert, inmitten einer Belagerung durch die Polen, der tapfere Danziger Ratsschreiber Hans Hasentödter den Bürgern der Stadt sein anfeuerndes Truklied gesungen hatte:

„O Danzig, halt dich feste,
du weit berühmte Stadt
.....
Der Feind will dich vexieren:
Und faß eines Mannes Mut.
Dem Feind tu widerstreben,
laß dich nicht weiter ein.
Tust du dich ihm ergeben,
so wird's dir bringen Pein —“

seitdem reicht der große Bogen der volksbewußten Danziger Dichtung genau so herüber bis zu jenem „Jungen Danzig“, das heute dichterischer Erbe dieser wehrhaften Haltung geworden ist, wie die große Danziger Theatertradition von den selbstbewußten Handwerkerspielen des 16. Jahrhunderts lebendig geblieben ist bis zum festlichen Akkord der Wagner-Festspiele in der Zoppoter Waldoper. Als im 17. Jahrhundert Danzig vom Dreißigjährigen Krieg verschont blieb, da fanden sich in dieser kunst sinnigen Stadt fast alle die bedeutsamen Barockdichter Deutschlands — von Opitz und Gryphius bis Stieler und Hofmannswaldau — ein und vollzogen unter dem Eindruck dieses einheitlichen und wehrhaft deutschen Gepräges die wichtige Annäherung von Nordbarock und Südbarock. Die Gottschedin und Schopenhauer nahmen von hier ihren Ausgang. Als aber die Völkerschlacht vor Leipzig den Korzen vernichtete, da hob ein ganzer Kreis von Dichtern aus dem einst von den Franzosen so gequälten Danzig sein jubelndes Freiheitslied vom „Franzosen austreiben“ an. Und Eichendorff, der viele Jahre hier als Beamter wirkte; der von Danzig aus die Wiederher-

stellung der Marienburg betrieb und der wie kein anderer den Zauber des alten Danzig zu besingen wußte:

„Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehen,
bleiche Statuen wie Gespenster
lautlos an den Türmen stehen . . .“

Eichendorff entwarf gerade hier, zwischen den Wäldern von Oliva und den Joppoter Dünen seine urdeutsche Erzählung vom „Leben eines Taugenichts“, in deren Mitte, für Danzig fast prophetisch, die Verse stehen: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ Von Johannes Trojan, vom Dichtermaler Robert Reinick, dem wir nicht nur die berühmten Kinderlieder, sondern vor allem auch den schroff antiliberalen Begleittext zu Kethels „Totentanz“ verdanken; von dem ungebärdigen Gymnasiasten Dehmel, von vielen anderen schöpferischen Geistern des 19. Jahrhunderts könnten die Stadtmauern Danzigs erzählen.

Die herbe Landschaft des Danziger Werders aber zählt Max Halbe zu seinen Söhnen, der seiner Heimat und seinem bäuerlichen Wurzelgrund lebenslang treu blieb. Oft hat er sich räumlich und seelisch von seiner Heimat entfernt; aber immer wieder kehrt er zum Mutterboden des umkämpften Weichselgaues zurück, weil dessen zähe Beharrung ihm immer wieder zum neuen Ansporn, zur Quelle der trohigen Kraft, zum Gesetz des schöpferischen Widerstandes wurde. Ob er in seinen Dramen — vom „Eisgang“ und der „Jugend“ zum „Strom“ — inmitten brennender Gegenwartsfragen die deutsch-polnischen Konfliktstoffe des Grenzraumes berührt; oder ob er in seinen historischen Dramen — vom „Eroberer“ bis zum „Freiheit“-Drama und zum „Heinrich von Plauen“ — den ewig-deutschen Kampf seiner Heimat gestaltet: immer ist es der dem Grenzdeutschen eigene Wehrgeist, den Halbe früh schon seinen pazifistischen Weggenossen entgegensetzte. Es ist gewiß kein Zufall, daß Halbe in der Mitte seines bisherigen Lebens gerade den Konflikt zwischen Intellektualismus und Bauerntum in seinem Schauspiel „Mutter Erde“ zum schroffen Austrag bringt; denn um diese Spannung kreist ja sein gesamtes Werk — bis hin nun zu seinen autobiographischen Büchern „Scholle und Schicksal“ und „Jahrhundertwende“, die uns hineinschauen lassen in Wesen und Werden nicht nur dieser Danziger Bauern und ihrer studierenden Söhne, sondern in den Ablauf dieser ganzen deutschen Jahrhundertwende. Wenn Halbe uns erklärt, „Grenzlandblut, Grenzlandkampf und Grenzlandtragik“ walte in seinem Lebensschicksal, dann hat er damit die Züge herausgehoben, die ihn gerade heute wieder mit der neuen dichterischen Jugend verbinden. Alles Dazwischenliegende —

von Domansky's Heimatdichtungen bis zur Boguttke-Romik Jaenides, von Carl Langes Bemühungen in den „Ostdeutschen Monatsheften“ bis zu Paul Enderlings wenig volkstümlich gewordenem Danzig-Lied des neuen Staates: „Das ist die Stadt am Bernsteinstrand —“ konnte überbrücken helfen bis zu dem Augenblick, in dem wieder wahrhaft kämpferischer Geist die alte Hanseatradition aufnahm.

Nun aber tritt „D a s j u n g e D a n z i g“ als geschlossener und dem neuen deutschen Lebensideal verschworener Kreis junger Dichter, der sich um den schöpferisch Stärksten von ihnen, um Martin D a m ß (* 1910 Danzig), schart, vor das Mutterland hin und bekennt sich in diesen „Gedichten einer deutschen Gemeinschaft“ zum Ganzen des Volkes, trotz allen widersinnigen Grenzen. Auch über dieses erste Gemeinschaftsbuch hinaus klingen die weiteren Dichtungen dieses Kreises, aus denen hier manches Bezeichnende abgedruckt ist, zusammen in den gemeinsamen Afford.

Da steigt in den männlich harten und doch so farbenfunkelnden Gedichten von Martin D a m ß das wehrhafte Wahrzeichen Danzigs, der wuchtige backsteingotische Turm von St. Marien, vor uns auf und läutet die Sturmnacht der großen Enttäuschung ebenso ein, wie er der Erlösungstunde harret, der ein opferbereites Geschlecht würdig sein wird. Die Größe der deutschen Ordensvergangenheit wird hier lebendig, und die Gewalt des Weichselstromes und seiner weiten Landschaft beherrscht auch das heroische Menschenbild. Aber es ist kein Bild bloß des historisch bedingten Wunschtraums, sondern eines zugleich der verwirklichenden „Jungen“, die im Rhythmus unserer soldatischen Zeit die Zukunft der Nation und die Zukunft vorab derer sichern, die hier auf der Wacht sehnsüchtig und ewig bereit hinübergrüßen ins Mutterland.

Da singt Wolfgang F e d e r a u (* 1894 Danzig) sein Lied von der magnetischen Kraft dieser Heimat und von ihrer völkischen Bewährung in alle Zukunft. Was er uns aber von den Grenzbauern zu erzählen weiß, kündet die harte Verantwortungsbewußtheit, die hier am Werk ist, die Furchen deutsch zu erhalten. Immer wieder begegnen uns in Dichtungen Lothar P. M a n h o l d s (* 1906 Danzig) und Edgar S o m m e r s (* 1909 Langfuhr) die Spuren der großen Ordenszeit, die in ihrem gläubigen Kampf auch nun wieder voran leuchtet. Ernst F r i e b ö s e (* 1907 Brodsack) aber weiß zur Landschaft des Werders, dieser fruchtbaren und unermesslichen Tiefebene, und zur wuchtigen Architektur der wehrhaften Stadt die Gewalt des Meeres als beherrschende Naturkraft hinzuzufügen, so daß aus diesem Dreiklang die trozig-herbe und in den Tiefen der Seele bei aller Verslossenheit doch unendlich leidenschaftliche Haltung dieses Menschenschlages verständlich wird. Wie tief in die leisesten Regungen des Herzens gerade dieser äußerlich so zurückhaltende

Danziger zu sehen vermag, das deuten uns nicht nur Erich P o s t s (* 1899 Danzig) Sonette eines ewig Ringenden, sondern das zeigt genau so der prachtvolle, weil gemütbedingte Humor, der in Posts Erzählungen oder in Hansulrich R ö h l s (* 1903 Bütow) „Werderschem Leewesleed“ zum Ausdruck kommt. Röhl's Bekenntnis aber zur Bluteinheit unseres Volkes über alle Grenzen weg, es mündet nur wieder in die Grundvoraussetzung ein, von der der kämpferische Sprachrhythmus und die leidenschaftliche Landschaftsbeseelung, das Hanseatische der Geschichts- und Lebensauffassung, von der aber auch der verhaltene Trotz des Dennoch in jeder Frage der Lebensmeisterung und der künstlerischen Gestaltung dieser jungen Danziger Dichter einzig zu begreifen ist. Daß die Binnendeutschen diesen Ruf verstehen, erkennen wir aus dem freudigen Echo, das nun mit der Stimme von Hans Friedrich Blunck's „Danzig-Lied“ antwortet:

„Und muß dich lieben, Schöne du im Morgen
nordischer Heimat. Hört du und Geschlecht
und Königin der Freiheit, — einst im Recht
von Gott zu Reich und Glauben neu geboren,
Danzig!“

Die Abtrennung Danzigs vom Reich bleibt nach wie vor eine Wunde am deutschen Volkskörper. Der durch Albert F o r s t e r bewirkte Strukturwandel Danzigs seit der dortigen Machtübernahme durch den Nationalsozialismus hat freilich auch die Möglichkeit geschaffen, das Verhältnis zu Polen und zum Völkerbund erträglicher zu gestalten. Es war — wie Senatspräsident G r e i f e r mit Recht erklären konnte — ein Sieg des Lebens über die Konstruktion. Vielleicht darf man hoffen, daß auch der bittere Rest in nicht allzu ferner Zeit getilgt und die Wunde allmählich zum Heilen gebracht werden kann. An diesem Strukturwandel, an dieser Überwindung der Konstruktion durch das volkhafte Leben hat aber auch die so typisch grenzdeutsche junge Danziger Dichtung in der mithelfenden Gefolgschaft der führenden politischen Kräfte in hohem Maße teilgenommen.

Max Halbe / Meine Urahne

Lebensbild einer deutschen Frau vor hundert Jahren

Um 1700 sitzt meine Familie auf einem der größten und angesehensten Höfe in Mühlbanz, einem Kirchdorf auf der Danziger Höhe. Mein Urgroßvater stirbt, wahrscheinlich schon in jüngeren Jahren. Seine Witwe nimmt sich den zweiten Mann von einem

der Nachbarhöfe. Ein Sohn ist aus der ersten Ehe da, mein Urgroßvater, etwa zwanzigjährig. Was liegt näher, als daß es zum Streit um das Erbe kommt. Das Ende ist, daß Gregor, der Sproß aus der ersten Ehe, mein nachmaliger Urgroßvater, aus dem Hause gejagt wird.

Dramatisch fängt es an und dramatisch geht es weiter. Denn nicht lange und die Zeit selbst, das große Zeitgeschehen, beginnt in das kleine Familienschicksal einzugreifen. Mein zwanzigjähriger Urgroßvater „wandert aus“. Das heißt, er geht nach dem eine Meile entfernten Kirchdorf Gütlland und verdingt sich hier als Knecht. Auf dem gleichen Hof dient eine brünette Magd, ansehnlich und stattlich, fest zugreifend, stürmischen Willens, um Jahre älter als er. Der junge, blonde, hochgewachsene Mann, dem als Knecht noch immer etwas vom Herrn anhaftet, hat es ihr angetan. Er muß ihr gehören. Sie will es! Und sie weiß, daß sie durchsetzen wird, was sie will! Der junge Mann ist von weicherem, biegsamerem Stoff als sie selbst, ist von Wachs. Man kann ihn kneten wie man ihn haben will. Anna Maria ist von Stahl, ist wie eine stählerne Klinge. Auch sie kann sich biegen, wenn es nottut, aber sie bleibt, was sie ist. Ersparnisse sind da. Die beiden werden ein Paar, der noch junge Mann und das alternde Mädchen mit den brennenden Augen.

Es trifft sich gut, daß gerade der Dorfkrug am Mottlausteg zu verpachten ist. Die beiden ziehen als Krugwirt und Krugwirtin ein. Gregor hat arbeiten gelernt, und Anna Maria hat es nie anders gewußt. Sie ist die Seele des Geschäfts. Sie ist die erste, die im Morgengrauen auf den Beinen ist, die letzte zum Schlafengehen. Das Geschäft blüht. Im Dorfkrug sitzt sichs gut. Anna Maria hat ihn wieder in Flor gebracht. Es ist noch eine andere Wirtschaft im Dorf. Die war jahrelang in der Mode. Jetzt kommen die Herren von den sechs, sieben Höfen des Dorfes wieder in den Krug, um ihren Grog oder Machandel zu trinken. Im Gütlländer Dorfkrug um 1800 hält Anna Maria eiserne Zucht. Die fünfundvierzigjährige Frau macht es nicht nur mit Worten. Sie hat auch etwas im Blick, was selbst die rabiatesten Krakehler zur Vernunft bringt. Die Zeichen am Himmel der Zeit sind finster und drohend. In der Herrenstube des Krugs wird im breiten, däftigen Werderaner Platt um den Bonaparte, den „Napolium“, gelärmt und gestritten. Krieg soll es geben mit den Franzosen! Ehe man sichs versieht, ist der Feind im Land! Schon reiten die Lanciers und die Ulanen des Welteroberers durch die Werderdörfer auf Danzig zu.

Geschütze und abermals Geschütze rumpeln hinterher. Danzig, seit jeher fast uneinnehmbare Festung, durch Wasser und Sumpf und Kanonengespißte Bastionen geschützt, wird eingeschlossen, soll ausgehungert werden, wenn nicht schon vorher Bomben und Granaten geholfen haben. Das gibt lange und gründliche Einquartierung im weiten Halbkreis um die Festung. Auch in Gütlland sind Scheunen und Ställe voll von fremdem, auftrumpfendem Kriegsvolk. Auf den Herrenhöfen haben sich die Offiziere eingenistet, hausen in den besten Stuben. Auch im Krug sind Offiziere einquartiert. Die bechern, würfeln, bramarbasieren. Bei meinen Urgroßeltern geht es hoch her. Kornus, Machandel, Grog, Bier, Wein, Champagner! Wer zu des Kaisers Fahnen schwört, braucht nicht zu sparen! Abend für Abend wird im Krug getanzt. Das ist Befehl der kaiserlichen Kommandantur, um die Stimmung der Truppen zu heben. Denn die Belagerung währt lang, zieht sich durch den harten Winter, durch das späte Frühjahr hin. Den Wirtsleuten im Dorfkrug kann es recht sein, ihr Weizen blüht. Die französischen Goldfüchse springen. Als gegen den Sommer hin (1807) Danzig endlich kapituliert, sind Gregor und Anna Maria über das Größte hinaus. Der Dorfkrug, bisher nur in Pacht, wird käuflich erworben.

Der Kapitulation von Danzig im Sommer 1807 folgte eine siebenjährige französische Besetzungs- und Leidenszeit für Stadt und Land. Ungeheure Kontributionen wurden schonungslos aus der unglücklichen Bevölkerung herausgepreßt.

Im Frühsommer 1812 begann der Aufmarsch der Großen Armee nach Rußland. Napoleon selbst kam abermals nach Danzig, um hier die letzten Vorbereitungen für den Feldzug zu treffen. Im Güttländer Dorfkrug gab es wieder alle Hände voll zu tun. Wochen-, monatelang zogen gewaltige Heeresmassen durch: Franzosen, Rheinbündler, Italiener, Polen, Holländer, Spanier, Afrikaner. Die Völker Europas gaben sich in und um Danzig ein Stelldichein, lösten sich in bunter Folge ab und verschwanden jenseits der Weichsel.

Allmählich wurde es stiller. Die Welt hielt den Atem an. Zu Weihnachten meldeten die ersten zerlumpten Flüchtlinge, daß die Große Armee im russischen Schnee, im Eiswasser der Beresina begraben lag. Und nun drängten sich die Ereignisse. Wenige Wochen später waren bereits die Kosaken da. Die Belagerung der Festung begann. Das Schauspiel von 1807 wiederholte sich, nur mit umgekehrter Rollenverteilung. Die kaiserlichen Truppen waren in die Verteidigung gedrängt, Belagerer die Preußen und Russen.

An Stelle der eleganten französischen oder polnischen Gardereiter, die ihre silbernen Waschschüsseln und Nachtgeschirre an den Satteltaschen ihrer Säule baumeln ließen, droschen jetzt im Gützländer Krug struppige Kosakenoffiziere ihre einheimischen Kartenspiele, donnerten mit den Fäusten auf den Wirtstisch und gossen die Schnäpse des Landes hinter die Binde. Auf Schnaps verstanden sie sich, was freilich nicht ausschloß, daß so mancher von ihnen unter den Tisch kugelte und gelegentlich auch die krummen Kosakenfäbel aus der Scheide fuhren.

Anna Maria fürchtete sich nicht. Wie ehemals mit den Franzosen, Polen, Spaniern, Afrikanern, so wurde sie jetzt mit den Gästen vom Don und von der Wolga fertig. Mehr und mehr lag die ganze Schwere der Wirtschaft auf ihren Schultern allein. Ihren um soviel jüngeren Mann hatten die Stürme eines schicksalreichen Lebens zermürbt. Sie, die bald sechzigjährige Frau, stand unerschüttert auf ihren zwei festen Beinen. Sie wollte Besitzerfrau werden. Sie wollte auf einem dieser Herrenhöfe als Eigentümerin schalten und walten. Jetzt sollte ihre Familie, sollte ihr Haus aufsteigen zu dem Platz, der ihnen gebührte! War nicht ihr Mann selbst ein Herr gewesen, ehe man ihn um sein Erbe bestohlen hatte? Nun gut! Er sollte es wieder werden! Gleich gegenüber an der Dorfstraße, keine hundert Schritte entfernt, lag ein Hof, wie man ihn sich nur wünschen konnte. Einer der besten in der ganzen Gemarkung. Anna Maria hatte ihren Plan fertig, wenn der Frieden käme. Endlich kam er! Beinahe ein Jahr hatte die Belagerung von Danzig gedauert. Im Sommer 1815 war es zu Ende. Auf dem „Bellerophon“ fuhr der Welteroberer unter englischer Bedeckung nach der Felseninsel am Ende der Welt. Der Vorhang senkte sich über dem letzten Akt eines gewaltigen Menschheitsdramas. Eine ganz kleine Familienepisode — eine unter vielen anderen! die meinige! — war darin verflochten gewesen.

Anna Maria hat ihr Ziel erreicht. Im Sommer 1816, ein Jahr nach dem Friedensschluß, zogen meine Urgroßeltern aus der Krugwirtschaft auf den Hof, auf dem ich geboren bin. Man hatte das Anwesen billig erworben. Nach all den Verlusten, Zerstörungen, Brandschakungen dieser zehnjährigen Kriegsläufe hatte ja niemand Geld. Die Güterpreise sanken ins Bodenlose hinab. Eine furchtbare Hungersnot, eben die des Jahres 1816, tat ein Übriges. So hatte das zähe, unablässige Ringen sich doch gelohnt. Mein Urgroßvater sollte sich des frisch erworbenen Besitzes, des zurückerkämpften Herrentums nicht lange erfreuen. Er starb, erst ein an-

gehender Fünfziger, schon zwei Jahre später. Seine soviel ältere Witwe hat ihn noch um mehr als dreißig Jahre überlebt. Sie war jetzt unumschränkte Herrin über Haus und Hof.

Das waren schwere Tage auf dem neu erworbenen Hof. Kinder und Gesinde ächzten unter dem eisernen Regiment der Urahne. Sie kam in die Siebzig, sie kam in die Achtzig, aber ihr Lebenswille, ihr Arbeitsdrang, ihre Spannkraft schienen nicht zu erlahmen. Schicksalsschläge brachen herein. In einer finsternen, stürmischen Februarnacht, vor hundert Jahren, bahnten sich die stubengroßen Eisschollen der brüllenden und tobenden Weichsel eine Bresche durch den Weichseldelch, auf der Gützländer Seite. Mit furchtbarer Gewalt stürzte sich der entfesselte Strom auf die schuklose Niederung. Der erste schlimmste Stoß traf unsere unmittelbar an der Durchbruchstelle gelegenen Ländereien, viele Morgen festen Weizenbodens, und schwemmte eine fußhohe Sandschicht darüber hin. Die Urahne und ihr Sohn, mein Großvater, hatten lange Jahre zu tun, ehe sie mit den Folgen der Katastrophe fertig wurden.

Mein Großvater war über vierzig Jahre, also nach damaligen Begriffen bereits ein älterer Mann, als er sich nun doch entschloß zu heiraten. Das Leben forderte seine Rechte. Der großen Wirtshaft tat eine junge Frau not. Die Urahne selbst war es, die in schweren Kämpfen sich zu dieser Erkenntnis durchrang. So wurde die Hochzeit bestellt.

Die junge Frau, die ins Haus einzog, war in der Tat jung genug. Eine siebzehnjährige Schwiegertochter trat der vierundachtzigjährigen Schwiegermutter gegenüber. Und das Schicksal wollte, daß sie beide artgleich und wesensverwandt waren. Die junge, schöne Frau, meine nachmalige Großmutter, stammte aus einer Gutsbesitzerfamilie von der Höhe. Sie war eine stürmische, leidenschaftliche, lebenshungrige, sich selbst verzehrende Natur. Von so ähnlichem Schlag war einst die Urahne auch gewesen. Aber eben darum verstand man sich nicht! Es war auch zuviel Wasser seitdem die Weichsel hinabgeflossen. Die Abgrundweite von fast sechs Jahrzehnten klappte zwischen ihnen! Was sich im häuslichen Neben- und Gegeneinander von Schwiegermutter und Schwiegertochter abspielte, war mehr Groteske als Tragödie. Die Funken sprühten manchmal, daß man wohl daran tat, sich von dem Feuerwerk fernzuhalten. Mein Großvater, ein ruhiger, friedliebender Mann, von der in sich gefestigten niedersächsischen Art, damals auch schon in gesezten Jahren, handelte nach dem Grundsatz, daß man nicht blasen soll, was einen nicht brennt, und ging seiner

Wege. Ich habe den Eindruck, daß eine philosophische Alder in ihm gewesen sein muß, da er es immerhin elf Jahre zwischen den beiden aus Wahlverwandtschaft sich bekämpfenden Frauen ausgehalten hat, ohne besonderen Schaden zu nehmen.

Meine Urgroßmutter ist fünfundneunzig Jahre alt geworden. Welche ungeheuren Umwälzungen hatten seitdem die Welt erschüttert und waren längst in die Geschichtsbücher eingegangen! Siebenjähriger Krieg, französische Revolution, napoleonisches Zeitalter, Biedermeier und Vormärz: dieses beinahe hundertjährige Menschenleben hatte das alles vorüberziehen sehen und einen Hauch davon an sich selbst verspürt. Denn diese ungewöhnliche wenn auch einfache Frau war von aufgeschlossenem Sinne und einem regen, empfänglichen Geist. Ihr Denken und Sinnieren hörte nicht, wie bei den meisten damaligen Frauen, hinter den vier Pfählen ihrer Häuslichkeit auf, sondern ergriff den wechselnden Stoff der Zeit und suchte ihn sich zu eigen zu machen. In den schlaflosen Nächten ihres Alters, wenn sie es müde war, gleich einem ruhelosen Geist durch die Räume unseres Hauses zu wandern, vertiefte sie sich in Chroniken, Geschichtswerke und Bücher über den Sternenlauf und den Aufbau des Weltalls.

Sie starb 1849, also nur sechzehn Jahre vor meiner Geburt. Übrigens an der Cholera: ein Ende dieses endlosen Lebens, das man allgemein sehr bezeichnend fand, indem man sagte, daß auf andere Weise der Tod nicht mit ihr fertig geworden wäre, und daß sie sonst noch jetzt auf den Beinen sein würde.

Martin Damm / Sankt Marien

Es steht eine Kirche im Osten am Weichselstrom.
Wie eine Gottesburg wächst der rote ragende Dom
aus dem steinernen Zwang der schmalen Gassen empor;
Gottes Unendlichkeit steingewordenes Tor.
Um die dunklen Quadern in grauer Tiefe knien
die alten Häuser wie Beter um Sankt Marien,
über die Giebel zum Himmel erhoben steht
Sankt Mariens ewig gefalteter Dächer stummes Gebet.
Allen Glauben und alle Hoffnung der alten Stadt,
die der Dom seit sechshundert Jahren gesammelt hat,
weht mit der Glocken brausendem Schwung
über Wald und Höhe und Werder und Niederung,

über Stadt und Strom bis an das steigende Meer,
Stimme der Heimat und Stimme der Wiederkehr,
grüßend die Schwester, die Burg, am Rogatfluß,
wehrhaft wie diese Kirche und ihr metallener Gruß.
Kirche und Burg des Ostens im fruchtbaren Weichselland
erwachsen aus gleichem Geist und Namen und sind verwandt.
Beide hüten sie ihrer Grenzen blutenden Saum,
Bollwerk Gottes und Bollwerk für Volk und Raum.

Mit den nordwärts gerichteten Wetterfahnen im Wind
steht Sankt Marien. Wie lange Laternen sind
die grünen und roten Fenster im Abendschein,
Lichter des Schiffes, das langsam fuhr in Mündung und Hafen ein,
himmlische Rogge, die leise vor Anker ging,
gefüllt mit Schätzen, mit silbernem Leuchterring,
mit alten Gewändern aus Seide und schwerem Samt
und edlem Gerät, das aus fernen Palästen stammt,
mit dem Jüngsten Gericht, das die Dorothenkapelle bewahrt,
erbeutet auf blutiger Kriegs- und Raperfahrt.
So steht sie da, die Kirche, die selber spricht
von Kindheit und Jugend und Alter und Jüngstem Gericht.

Die Glocken rufen. Sie halten in Kampf und Schlacht
in dem steinernen Turm von Sankt Marien ewige Wacht.
Sie warten auf ihre Stunde, zu der Gott selber sie läuten wird und
den Tag der Erlösung verkündet mit ehernem Mund.

Martin D amß / Ausritt

Der Morgen glüht im Weichseltal,
nun, Reiter, laßt uns beten.
Wer weiß, wer von uns noch einmal
nach dieser Schlacht den Rittersaal
des Ordens darf betreten.

Schaut dort hinaus ins Weichselland,
Gott ließ die Saat gelingen —
so nehmt die Schwerter von der Wand,
sie sollen bald in eurer Hand
das Lied vom Sterben singen.

Das Lied vom Tod dem Ordensfeind,
den wir vernichten wollen.
Uns hat des Schwertes Glanz vereint,
kein Kind und keine Mutter weint,
wenn wir drum fallen sollen.

Legt Helm und Schild und Panzer an,
heut soll es sich erweisen:
Nicht Samt und Seide ziert den Mann,
nur eines, was ihn ehren kann,
ein Kleid aus schwarzem Eisen.

Und ist uns auch kein Glück vergönnt,
kein Weib, kein Wein, kein Lieben,
das Blut, das wir vergießen, brennt
im Acker als ein Testament,
das wir mit Stolz geschrieben.

Die Fahne rauscht vom Wind gestrafft
zum Kämpfen und zum Streiten.
Herr, gib den jungen Fäusten Kraft,
die deutsche Ordensritterschaft
will wieder ostwärts reiten.

Martin Dampß / Ewigen Volkes Gestalt

Glücklich ist das Geschlecht,
dem aus den Äckern am Strom
neben der goldenen Frucht
stählern das Schwert entsproß.

Wehe dem Volk, das nie
Blut um sein Leben vergoß.

Dumpf nur ahnt es den Gott,
der auch dem Eisen befiehlt,
reif zu werden im Grund
wie in der Erde die Saat.

Langsamer wächst das Erz —
aber die Stunde naht,

da sich nach Jahr und Jahr
wieder im wogenden Korn
auf des Gottes Geheiß
schimmernd die Waffe zeigt.

Siehe, so leuchtet der Ruhm,
der aus den Gräbern steigt —

Menschen gehen dahin,
Denkmale stürzen und Stein,
Namen begräbt der Sand
und sie erlöschen bald.

Doch in den Helden lebt
ewigen Volkes Gestalt.

Martin Damm / An dem großen Strom

An dem großen Strom liegt meine Heimat,
an dem großen Strom, es ist die Weichsel.
Dort bin ich geboren und gewachsen,
einmal will ich an dem großen Strom auch sterben.

Wenn der Frühling aus dem warmen Süden
mit dem Eisgang an die Ostsee reitet,
fliegt der schattengrüne Weichselvogel
von der Mündung bis zu den Karpathen

auf und nieder, immer auf und nieder.
Niemand fand bis heute seine Federn,
aber seine roten Augen leuchten
wie zwei kleine warnende Laternen.

Und ich nehme rasch mit meinen Brüdern
Axt und Stangen, um den Deich zu schützen.
In den Nächten zittern dann die Ufer
und die Herzen unsrer lieben Frauen.

Aber später fahre ich alleine
in dem breiten Rahn hinaus aufs Wasser.
Netz und Angel hab' ich ausgeworfen,
um den starken Silberlachs zu fangen.

Abends rauche ich die kurze Pfeife,
schaue in die Ferne, in den Himmel,
in die Wolken, die nach Norden wandern,
wo die Bären durch das Eismeer schwimmen.

Ja, so sitze ich vor meiner Kiste,
und ich träume an der stillen Weichsel.

Kommt der Sommer, kommen heiße Tage.
In der Räucherlampe brennt das Feuer.
Hecht und Karpfen stehen in den Buchten
regungslos wie goldbetupfte Äste.

Und ich singe laut am hellen Morgen
frohgestimmt zur Ehre meiner Heimat.
Weit entfernt sind von dem Strom die Kirchen,
und so sing ich auch zur Ehre Gottes.

Weht der Herbstwind durch die braunen Garne,
weiß ich, wird nun bald der Winter kommen.
Längst schon habe ich das Schilf geschnitten
und die glatten, grünen Weidenzweige.

Einsam ist im Winterschlaf die Weichsel,
aber niemals kann ich sie verlassen.
Unter ihrer frostbesterten Decke
fließt das schwere, heilige Blut der Ahnen.

So vergeht die Zeit und so das Leben.
Und ich altre wie die Weidenbäume,
die vor meinem blanken Fenster stehen.
Junge Triebe wurzeln in den Stämmen.

Bin ich tot, dann werden andre leben
an dem großen Strom in meiner Heimat.
Dort sind sie geboren und gewachsen,
einmal werden sie, wie ich, dort sterben.

Martin Dams / Die Glockennacht

Das war eine Nacht. Der Nordwind pfiff
und sang seine wildesten Lieder
um Sankt Mariens ragendes Riff.
Der Regen rauschte um Turm und Schiff
wie sprühende Brandung hernieder.

Das war eine Nacht, die allen mehr
als Traum und Ruhe genommen.
Schwarz stand die Stadt, ein reißiges Heer
mit Kreuz und Krone im himmlischen Meer,
das über die Weichsel gekommen.

In ihren Betten lagen sie wach
und lauschten mit bangem Herzen,
wenn jäh der Sturm aus Mauer und Dach
vermorschte Balken und Ziegel brach —
rot brannten die weißen Kerzen.

Und in der zwölften Stunde zur Nacht,
da sind in dem brausenden Toben
die Glocken von Sankt Marien erwacht,
erst leise, dann lauter, und wie eine Schlacht
kam dann das Dröhnen von oben.

Im Rundholz bohrte der Totentwurm,
dumpf krachten die eichenen Planken,
ausschrien die Angeln. Da sprang der Sturm
als wilder Glöckner hinein in den Turm,
und die Glocken begannen zu schwanke.

Und Stoß um Stoß, und Klang auf Klang
die erzenen Kelche verstreuten.
„Sibylla“ schrie und „Susanna“ sang,
und der Regen rauschte so lang, so lang,
und immer das Läuten, das Läuten.

Das war die Nacht, da Gottes Alarm
durchraste die schlafenden Gassen,
die Männer horchten, gestützt auf den Arm,
der Atem der Frauen streifte sie warm,
sie konnten den Aufruhr nicht fassen.

Das war die Stunde, da draußen im Land
bis zu den baltischen Wogen
die heilige Erde der Heimat gebrannt,
und fremde Hände durch Acker und Sand
die Grenze der Schande gezogen.

Das war der Morgen, da Freiheit und Glück
und Ehre und Waffen zerbrachen.

Uns blieben nur Schmach und Trauer zurück.
Nun tragen wir dunkel das schwere Geschick,
nun müssen wir wachen und wachen.

Uns frommt kein Schlaf und funktelt kein Wein,
wir trinken aus bitteren Krügen.

Tief bluten am Abend Mauer und Stein,
da sprechen wir hart unsern Schwur hinein:
„Wir werden die Schande besiegen.“

Dann sollen die Glocken von Sankt Marien
wie einst in der Sturmnacht erzittern.

Und deckt uns der Rasen auch schweigend und grün,
der Donner der Freiheit wird über uns ziehn
und aus den Glocken gewittern.

Martin Dams / Die Jungen

Sie kamen aus der Nacht der Not,
in der das Reich versank.

Sie übergrüntem hell den Tod
der vielen, deren Morgenrot
im Blut der Schlacht ertrank.

Sie glaubten an das ewige Licht.
Ihr Glaube wurde Tat.
Und in ihr blühendes Gesicht
wuchs still der harte Glanz der Pflicht.
Und jeder ward Soldat.

Soldat im Geist, Soldat im Blut
für eine neue Zeit.

Sie sind des Volkes bestes Gut,
und ihre Waffe ist der Mut,
der sie zu Männern weiht.

Die Feigen blieben still zurück
beim Bleisoldatenspiel.

Die andern suchten echtes Glück;
zur Sonne stößt ihr junger Blick,
sie sehen Kampf und Ziel.

Und morgens, wenn ihr harter Schritt
die fatten Schläfer weckt,
wenn sie in langen Reihn zu dritt
marschieren, geht ein Wille mit
stolz, groß und aufgeredt.

Sie sehen nicht nach links und rechts,
ihr Schritt ist Deutschlands Kraft.
Sie sind des kommenden Geschlechts
Blutträger und des heiligen Rechts
machtvolle Bruderschaft.

Martin D amß
Sonnenwendgruß an Deutschland

Deutschland,
wir grüßen dich
über die Grenzen
in dieser heiligen
schweigenden Nacht,
da nun die Feuer
die Berge beglänzen,
und in gewaltigen
lodernden Kränzen
sich deine heilige
Seele entfacht.

Was wir
nicht wissen
in Worten zu sagen,
Schrieben wir tief uns
ins blutende Herz.
Niemals wollen wir
zagen und klagen,
immer werden wir
mutiger wagen
alles für dich
in Freude und Schmerz.

Deutschland,
dein Name
soll in uns brennen,
blühen und wachsen
wie Korn und Wein.
Laß uns in dieser
Stunde bekennen:
Immer wollen wir
Mutter dich nennen
und deine treuesten
Söhne sein.

Höre,
wir glauben
an deine Sendung
und an des Führers
waltende Hand,
an deiner Dome
reine Vollendung,
an deines Daseins
glückliche Wendung,
an deiner Äder
fruchtbares Land.

Siehe,
wir stehen
immer auf Wache,
viele Jahre
in stummer Pflicht.
Wenn du nicht wärest,
wär unsre Sache,
wär unser Lieben,
wär unsre Rache,
wär unser Leben
und Opfer nicht.

Deutschland,
wir grüßen dich
über die Grenzen
in dieser heiligen
schweigenden Nacht,
da nun die Feuer
die Berge beglänzen,
und in gewaltigen
lodernden Kränzen
sich deine heilige
Seele entfacht.

Wolfgang Federau / Heimat

Du kannst sie tausendmal verlassen.
Undkehrst doch immer ihr zurück.
Sie ist mit Türmen, Kirchen, Gassen
dein unverlierbar letztes Glück,

sie birgt der Jugend reinste Träume,
sie schließt dich ein wie Mutterschoß.
Sie dehnt sich über alle Räume.
Und nimmer kommst du von ihr los.

So weit kannst du ja gar nicht gehen,
daß du sie einmal ganz vergißt.
Ihr Bild wird dir vor Augen stehen,
wo du auch immer weilst und bist.

So sehr kannst du dir nicht entgleiten,
daß dieses letzte Band zerreißt.
Weil, wo auch immer du magst schreiten,
ein Pfeil steht, der — zur Heimat weist.

Wolfgang Federau / Danzig

Wir stehen am Rande der deutschen Welt.
Wir stehen, weil Gott uns hierher gestellt.
Eng gürten Grenzen den färglichen Raum,
doch wie in der Erde wurzelt der Baum,

so gründet sich fest diese grau-alte Stadt
und harret der Stunde. Wenn einmal sie naht,
dann, über Tore und Siebel und Wall,
kündet der Glocken eherner Schall:
Danzig blieb deutsch!

Schwarz steigt Sankt Mariens Turm in die Nacht.
Wir selber sind Turm. Und wir halten die Wacht.
Der scharfe Ost, der die Stirnen uns kühlte,
Brandung des Meers, das die Küste umspült,
sie schufen ein hartes, erprobtes Geschlecht.
Wir wandern durch Leid, und wir warten aufs Recht.
Wir schwören, westwärts den Blick gewandt,
dir, unserm Vater- und Mutterland:
Danzig bleibt deutsch!

Wir gehen durch Not, und wir wandern durch Leid.
Wir tragen das Opfer der weglosen Zeit.
Wir leben im Dunkeln und zittern doch nicht,
denn das Dunkel ist heute, und morgen ist Licht.
Schon hebt sich am Himmel ein rötlicher Schein,
bald schreiten in strahlenden Glanz wir hinein.
Dann lehren wir heim. Jede Grenze, die sank,
und brausende Chöre jauchzen voll Dank:
Danzig ist deutsch!

Lothar B. Manhold / Im Ordensland

Marbig, hochgereeht und stolz
einen Eichenbaum ich fand.
Tausendjährig war das Holz,
drauf ich legte meine Hand.

Pulsend quillt und regt es sich
unter seinem Panzer fort.
Alter Baum, wer pflanzte dich
her an diesen heiligen Ort?

Tief her trinkst du Lebenskraft
aus der Erde blutgeweiht.
Fest und markig ragt der Schaft,
wurzelnd in der Heldenzeit.

Nach der Schlacht mit deinem Grün
ward umkränzt manch Ritter gut.
Ehrenvoll ist Kampf und Mühn —
bindet fest den Eisenhut!

Traum und Bild verrauschter Zeit
aus dem Wipfel löst der Wind,
luftgewebtes, liches Kleid
wirft er auf das Menschenkind.

Edgar Sommer / Herrengrebin¹

Um altes Burggemäuer spielt ein Warten,
fest und erfüllt vom großen Zeitgeschehn:
Es ist der Wall der Wehrhaften und Harten,
um den Geschichte raunt im Windestwehn.

Des Parkes breite Bäume sind wie Greise
mit grünen Fottelbärten. — Brunnenrund
bewahrt in Tiefen manche fromme Weise,
gesungen von der Rittermönche Mund.

Dies Gut scheint einen wilden Troß zu zeugen,
und doch, verhaltne Demut spürt der Blick,
wenn scheue Pflanzen sanft dem Licht sich beugen,
wenn Gott sich in die Scheuer zieht zurück.

Dort, wo das niedre Land dereinst empfangen
den Gruß der deutschen Ordensritterschaft,
dort ist die Saat der Arbeit aufgegangen
und grünt fortan mit immer neuer Kraft.

Ernst Frieböse / Um deiner Heimat willen

Um deiner Heimat willen bist du da,
du schuldest deinem Volk dein heißes Blut.
Um deiner Heimat willen bist du da,
du mußt sie lieben mit der letzten Glut.

¹ Burgähnliches Gut aus der Zeit der deutschen Ordensritter.

Dein Herz soll immerdar nur ihr gehören,
sie war es, die die Väter kämpfen sah.
Nur ihr darfst du die Treue schwören,
um deiner Heimat willen bist du da.

Uns alle doch beseelt die gleiche Frage,
und für uns alle gibt es nur ein Ja.
Das sei der Schwur an jedem Tage:
„Um unsrer Heimat willen sind wir da!“

Ernst Frieböse

Hier braust das Leben seine größte Sinfonie

Hier braust das Leben seine größte Sinfonie,
am Meer, wo wilde Wogen ihre schaumgebornen Rhythmen
dröhnen.

Hier rauscht die Sehnsucht ihre ruhlos aufgewühlte Melodie
und überstürzt sich donnernd in gepeitschtem Stöhnen.

Durch alle Wälder irrt jetzt fahles Sterben,
doch hier bäumt brüllend sich ein starkes Leben auf.
Das Meer weiß nichts von herbstlichem Verfärben,
wie ew'ger Lenz jauchzt es sein Donnerlied zu Gott hinauf.

Nur manchmal, wenn der Winter allzu rauhe Stürme schickt,
erstarrt auch diese Brandung jäh zu Eis.
Dann gibt es keine Melodie mehr, die mein Ohr beglückt,
und alles schweigt in Träumen, um die niemand etwas weiß.

Erich Post

Wie Stürme sind Jahre dahingeweht

Wie Stürme sind Jahre dahingeweht
über Stoppeln nach lärglicher Mahd.
Sie peitschten ins Jrgendwohin das Gebet,
das Rufen nach dir, Kamerad.

Die Einsamkeit wuchs, der Winter war lang —
sie konnten den Sommer nicht binden.
Das Herz wurde müde, die Hoffnung versank —
und du warst nirgends zu finden.

Da trommelte dumpf in höchster Gefahr
ein trotziger Rhythmus die Lande.
Erst klang er im Traume, dann wurde er klar
und zwang mich in seine Bande.

Wer rief es mir zu, tat ich wohl den Schrei:
Noch einmal heraus ihr, zur Saat!
Ich sah meine Brüder. Da warst du dabei,
da warst du dabei, Kamerad.

Erich Post / Ein jeder Mensch

Ein jeder Mensch muß einmal tief versinken
und einsam sein in Wehmut und in Leid.
Den dunklen Tranß Vergessen muß er trinken
und ist dann nur für Gott und sich geweiht.

Die Stunde kommt, er braucht ihr nicht zu winken:
Die Stunde kommt inmitten seiner Zeit.
Und alle Feuer, die der Freude blinken,
und alle Freunde sind verbannt und weit.

Dann führt die Wanderung auf steilen Wegen
zum Stein der Trauer und zum Wind der Fragen
und endlich wohl zum schwarzen Wald der Klagen. —

Doch wandre nur, du gehst dem Sieg entgegen!
Denn einmal ist die große Schlacht geschlagen:
Du kennst das Schwert und weißt es stolz zu tragen.

Erich Post / Wiens' Frik und die Backpfeife

Vater Henning wußte viele Geschichten zu erzählen. Eine handelte von Wiens' Frik, und wieder war es ungewiß, ob man die Stirn runzeln oder die Schenkel schlagen sollte. Es ging wohl beides an, zu lachen und bei einem Gedanken zu verweilen. Schließlich — Wiens' Frik war bei aller Tollheit doch ein Kerl mit besonnenem Blick.

Zunächst war das allerdings nicht so offenbar. Frik war den kurzen Hosen entwachsen und stracks aufgegangen, hatte Fäuste

bekommen und eine breite Brust — drum mußte er doch stetig hinter dem Pfluge gehen und das Fuhrwerk regieren können wie ein Mann. Und es hätte doch dabei bleiben können, den Jungmädchen einen kleinen Schreck einzujagen, mit den Muskeln zu spielen und gelegentlich im Krug zu zeigen, daß der Schnaps nicht so schnell mächtig werden darf. Aber seine Tollheit trieb immer um ein Meterchen ins Maßlose. Eine ruhige Fahrt über den Weichsel-damm kannte Frik nicht — im Hui mit Geschrei und Peitschenknall trieb der Bursche das Gespann hinauf, und in brausender Fahrt ließ er das Gefährt den Damm hinuntersausen. Säßen die Pferde nicht manchmal auf der Hinterhand, wer weiß, was nicht alles kaputtgegangen wäre außer — die Deichsel. Dann lachte Wiens' Frik, dann tuschelten die Dörfler, dann schimpfte der alte Wiens. Und ging eben eine Deichsel entzwei, dann war's jedesmal eine Einladung an die ganze Jugend, in den Krug zu kommen: Frik gab einen aus!

Frik gab einen aus! Er gab zwei, drei und vielmal aus. Geld hatte er wie Mist. Und hatte er keins mit, dann spitzte der Krüger die Kreide und schrieb kreuz und quer. Eine Latte mit Balken an allen Enden. Psui Deubel, der alte Wiens mußte berappen. Und damit nicht genug — die Trinchen, die Minchen, die Trudchen und Hertas hatten Grund, mit ihren Herzen und Schätzen uneins zu sein. Frik knutschte ja nach allen Seiten und teilte Küßchen aus, auf jeden Schnaps drei. Wo sollte das hinführen? Und dann noch dies: solange Frik die anderen Burschen traktierte, war's ja gut, aber schließlich gab's Krach, dann wackelte das Wirtshaus, und die Wirtsmagd legte am anderen Morgen neue Badenzähne zusammen und vergrößerte die Trophäensammlung über der Theke. Das machte ihr Spaß, aber dieses Vergnügen ging unter in einem tagelangen Raunen und Raunzen, Heulen und Fluchen im Dorf.

Da entschloß sich endlich der alte Wiens, dem Treiben ein Ende zu machen. Er ging zu Pfarrer Rüb und hatte im Pfarrhaus eine lange Unterredung. Der Frik sollte heiraten. Donneremotnicht-nochmal, der Lummel machte das Dorf verrückt. Der Krüger würde ein reicher Mann, die Magd hätte eine Badenzahnsammlung von erschreckender Bedeutung, und womöglich bekämen die Trinchen, Minchen, die Trudchen und Hertas kleine Wiensens. Die Folgen wären unabsehbar. Der Wienshof wäre gut, gewiß, das Vieh prächtig und die Ernte, na ja, das könnte man wohl sagen. Zum Teufel, der Hof würde eine richtige Frau ernähren

wie dammlich, aber ein Schoß Kinder aus allen Windrichtungen nähmen wohl dem besten Schaf die Wolle. Und dem breitesten Feld die Sonne. Und dem Haus das Glück. Und ihm, dem alten Wiens, das Leben. So — nun reden Sie, Herr Pfarrer.

Pfarrer Rüb wiegte bedächtig den Kopf und nahm erst einen tüchtigen Schluck, ehe er redete. Er meinte, der Weizen müßte reif sein zum Schnitt, und ein Fohlen trüge keinen Reiter. Und überdies wäre das Sakrament der Ehe heilig. Er gäbe Menschen zusammen, die genau wissen, was vorn und hinten ist, nicht solche, die morgens verbummeln, was man nachts eine gerechte Sache nennen kann. Der Frik brachte einen Mastochsen in But und eine alte, verhuzelte Krähe zum Grinsen, und darum mußte man ihm, dem Pfarrer, erst das Mädchen zeigen, dem solche Eignungen für einen Lebensweg Hand in Hand ausreichend wären.

Damit war aber der alte Wiens auf dem richtigen Gleise. Buttjemanns Lene heiße der Trumpf. Das wäre ein Herzaß und bereits in seiner Hand. Alles in Ordnung und mit den alten Buttjemanns schon erledigt. Lenchen hätte „ja“ gesagt, allerdings auch gleich geheult. Das müßte ihr abgewöhnt werden, das Wasser-geben an der verkehrten Stelle. Frik litte das nicht.

Ja und der Frik? meinte der Pfarrer.

Der Frik, oh, das wäre in Butter. Frik, du Himmelhund, du mußt heiraten! Da hatte er gefragt: Ei wem? — Na, Buttjemanns Lene! — Ach, die immer heult? — Und was machst du, du lachst zu viel, Frik! — Ich lach, denn is gut, denn werd ich die Lene zum Lachen bringen.

Sie sehen, Herr Pfarrer, Frik will!

Eine Weile sah der Pfarrer vor sich hin. Ob er den Himmel nach weisem Spruch fragte oder die Erde sorgfältig mit seinen klugen Augen überschaute, blieb unentschieden. Der alte Wiens goß sich derweil das Glas voll und trank ohne Proft und sonstigem Herkommen einige Male. Er hatte gesprochen, mannhaft und überlegt, für sich, den Hof, für Frik und ohne irgendwelche Bedenken für Buttjemanns Lene. Herzaß blieb oberster Trumpf.

Endlich hob Pfarrer Rüb den Blick, allerdings zunächst mit Erstaunen zur geleerten Schnapsflasche, dann sagte er, die Sache wolle er sich überlegen. Aber das war noch keine Verabschiedung. Der Pfarrer hatte den Blick wieder sinken lassen und wollte offenbar noch etwas sagen. Eine verirrte Biene auf der Suche nach blühenden Feldern und goldenem Honig summt über dem Tisch. Und in dieses unaufhörliche Summen hinein fragte Pfarrer Rüb mit

dunkler Stimme: „Ja, Wiens, aber die Liebe . . .“ Da lachte der alte Wiens laut los und prahlte von seinen Erfahrungen und recht ungeschickt von der Sonne, die über allem Dreck aufgeht und sogar den verfluchten Mohn rot werden läßt und . . . dann verstummte er vor dem plötzlich abweisenden Blick des Pfarrers. Belach, davon spricht man doch auch nicht, wollte der alte Wiens noch sagen. Aber der Pfarrer mochte wohl nicht mehr hören. Er murmelte: „Die Liebe . . .“ Und sah dann verträumt zum Fenster und seufzte. Der alte Wiens hielt das für eine Verabschiedung und gab Fersengeld.

Wer nun glaubt, daß Wiens' Frik den seltsamen Gedanken seines Vaters und des Pfarrers nachgehen würde und ihm ein Entschluß unter dem Blondschoß wüchse, der war im Irrtum. Frik tobte, daß es eine Lust war. Er brüllte: „Hochzeit machen, das ist wunderschön . . .“, griff irgendeine verdukte Magd um den Leib und preßte ihr den Atem aus. Wenn die nun etwa meinte, sie sei die künftige Braut, so war sie auf dem Holzweg, denn Frik heiratete mit dem Mund vorgestern und gestern und auch heute alle weibliche junge Welt. Nur nicht Buttjemanns Lene, der die Altweiber mit Taschentüchern und allerlei Ersakläppchen die blanken Tränen von den Wangen wischten.

Ja, Lene heulte. Jedermann wußte durch den alten Wiens, Lene sei die Erlorene, und Frik kam doch nicht! Der Pfarrer war zu Besuch gewesen und hatte mit den Buttjemanns gesprochen und die Lene sonderbar nach der Liebe gefragt. Lene heulte „ja“ und vielmals „ja“. Der Pfarrer war seufzend nach Hause gegangen. Und nun kein Frik . . . mein Gott . . . alle Taschentücher und auch die Ersakläppchen waren in der Wäsche.

Eines Tages war Frik da. Als wäre das die einfachste Sache der Welt. Das ging so, wie nach Tagen des Unwetters plötzlich die Wolken gleich Schäfchen zogen oder wie das Jungvieh nach jähem Herumtollen mit steilem Schwanz und gesenkten Häuptern plötzlich ganz still mit aufrechten Lauschern stand, als spiele die Mutter Natur für ein Kind die Volscharfe. Was man auch sagen könnte; Frik lehnte an Buttjemanns Gartenzaun und probierte zuerst mit tippenden Fingern und dann mit kostendem Mund Lenes Lippen. Bei diesem Geschäft ließ es sich aushalten, eine ganze Weile oder zwei. Aber Lene verpakte das Vergnügen. In ihrem Glück gingen ihr die Augen über, obwohl sie die Fensterchen andächtig verschlossen hatte. Und dem Frik glitt eine Träne in den Schnabel. Da wandte er sich ab und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Lene, Lene, die Liebe verträgt keine Tränen, eher eine Badpfeife, wie du noch lernen sollst.

Soweit war es indessen noch nicht. Lene ließ in vielen Tagen und Nächten eine Tränenflut nach der andern auf Rissen, Saat und Diele strömen und war einsam und allein. Denn Frik blieb aus. — Aber man hörte kaum etwas von ihm. Die Trinchens, die Minchens, Trudchens und Hertas mußten wohl oder übel mit ihren Herzen und ihren Schätzen Frieden schließen, und die Wirtsmagd verlernte vor den lange gezählten Badenzähnen auf der Theke, vergnügt und befriedigt zu sein. Frik ging eigene Wege, ohne allerdings dem Pflug und dem Gespann ein achtsamer Lenker geworden zu sein.

Weiß der Kuckuck, daß Pfarrer Rüb mit seinen Gedanken über die Liebe irgendwie recht haben mußte — eher als der alte Wiens, der nur das Äußerliche beobachtete und sich für den Bestand seines Hofes die Hände rieb. Frik zog's wieder zur Lene . . . Zwar mit krauser Stirn und wie ein vorsichtiges Wild auf verdächtiger Fährte — aber er schlenderte zu Buttjemanns Gartenzaun, ja, er öffnete die Pforte und stellte die beglückte Lene in der Diele. Nun war es aber zunächst nichts mit den weichen Lippen, mit einem Pröbchen und noch einem Küsschen — Frik fragte ganz sachlich: „Lene, wällst wedder hiele?“ Da hatte Lene all ihren guten Weiberinstinkt nötig, nicht loszuheulen: „Nei, Frik, nich wieder . . .“ Sie stand tapfer da und strahlte ihren Frik an, als kannten ihre Augen nur das Gold der Sonne. Dennoch ließ sich Frik nicht übers Ohr hauen, sondern er blieb vorsichtig: „Lene, wenn de hielst, kriegst anne Bad . . .“ Als nun Lene nur den Kopf schüttelte und — o Weiberlist — dem Frik an den Hals flog, daß sie Zeit gewann, hinter dem Rücken des Burschen ihre Augen auf saftigem Saatgrün zu beruhigen, da hielt Frik ein Weilchen still und war dann ein Bursch, dem die Welt einen Dreier wert ist, er hob sein Mädchen hoch, ließ es strampeln, küßte es ein übers andere Mal und sang: „Hochzeit machen, das ist wunderschön . . .“ Und lachte mit der Lene um die Wette.

So konnte denn die Hochzeit ernstlich erwogen und der Tag der Freite festgelegt werden. Der alte Wiens benahm sich ganz nährisch. Als wollte er den Frik ablösen, der doch nun immer bei Lene saß und manch besinnliche Stunde genoß, als wollte er, der Alte, das Gerede im Dorf über die Tollheit eines Wiens in Gang halten, so saß er im Krug, donnerte die Faust auf den Tisch, trank den süßigen Schnaps in rauen Mengen und mochte wohl gar mit

der Wirtsmagd ein wenig schäkern. Da kam er allerdings an die Falsche, denn die Wirtsmagd lauerte nur auf Backenzähne, und dafür war doch der alte Wiens nicht mehr karsch genug.

Einer im Dorf behielt den Kopf klar für mancherlei Gedanken, das war der Pfarrer. Er tat sehr gemessen und wollte offenbar das Pflänzlein Liebe wachsen sehen, und daß es behütet sei vor den Fährnissen der Welt. Er wußte zwar, wie hierzulande alles aufging, Herrgottsfaat im Herrgottsland, auf dem schweren Boden brach das Grün auf und wurde die schwere Mahd mit lastendem Segen. Das ging oftmals hopp, hopp, ohne großes Frühjahr, mit plötzlicher Sonne. Aber unterdes drohten die Regengüsse, der Hagel, das Grundwasser, und es blieb das Gebet nötig, die werdende Frucht auch zu retten. Stille sein und gewärtig sein — das war einer der Lieblingsprüche des Pfarrers Rüb. Und eben dem Wiens Frik völlig zu trauen, war angesichts der Lieblichkeit und auch — Weinerlichkeit von Buttjemanns Lene ein Wagnis. Der Pfarrer war sicher kein Fremdling in der Welt, die Liebe so auf den Fingerspitzen in blaue Luft und süßen Hauch zu balancieren, aber in seinem Herzen waren noch wundersame Vorstellungen, die überall, wo Paare sich fanden, bestaunt, befreut und anerkannt werden mochten. Die Gleichung ging nun nicht auf, schien es. Frik war ein Lustfuß und Lene ein Dummerchen, meinte der Pfarrer, da konnte man den Sinn für die große Liebe nur hineindichten, und das tat eigentlich weh.

Ach, der Pfarrer dachte sicher sehr gut, aber in allem durfte er doch nicht recht haben. Gewisse Überraschungen müssen sein, sonst werden die Säule Ackertrattel, und so ein Bremsenstich auf die Weichen schafft die Erinnerung an vier galoppierende Beine.

Mit großem Aufwand brauste der Hochzeitszug durch das Dorf. Im vordersten Wagen saßen Frik und Lene, ein wenig verdukt beide über den Betrieb, aber doch auch innig miteinander verbündet. Der Hütejunge auf dem Boß schwang die Geißel und heidi gings bis — vors Wirtshaus. Denn es wäre noch Zeit, und ein kleiner Trunk täte gut, meinte der alte Wiens. Damit begann das Verhängnis. Als nämlich Lene an dem Glas nippte, bemerkte sie, daß ihr der Ring doch reichlich groß sei und sie ihn vielleicht verlieren könnte. Also verschwand sie einen Augenblick, um das blinkende Unterpfand der ehelichen Treue im Taschentuchsäckchen unter dem Oberrock zu verbergen. Niemand sah es, alle waren voller Freude, und gleich sollte es in die Kirche gehen.

Pfarrer Rüb sprach, wie er noch nie geredet hatte bei einer

Hochzeit. Der Himmel mag wissen, warum er gerade heute alten Boden aufgrub und versonnen war, als spräche er sich selbst und seiner Liebsten den Hochzeitssegen. Sogar der alte Wiens horchte verwundert auf und hatte für Augenblicke Gedanken, die seltsam und anders geartet waren. Eine große Feierlichkeit lag über der Gemeinde. Da verlangte der Pfarrer die Hände der Hochzeiter und wollte die Ringe wechseln. Ein Aufatmen ging durch die Kirche, jetzt geschah doch etwas! Aber es geschah etwas Schreckliches. Lenes Hand war ohne Ring unter dem Oberrock verschwunden und kramte da in den steifen Leinen. Und Frik wurde plötzlich der tolle Wiens' Frik, er holte aus und gab der Lene eine schallende Backpfeife. „Wällst all wedder hiele?“, brüllte er, denn er dachte, daß Lene ihr Taschentuch hervorholen wollte. Der Pfarrer war starr. Dann machte er kehrt und verschwand. Die Hochzeitsgäste sprangen von den Bänken auf, der alte Wiens lief zum Altar, und der Organist vergaß die Noten und blies einen erschütternden Mißton.

Einzig Frik und Lene schienen in dem allgemeinen Tumult ganz ruhig zu sein. Frik sah seiner Lene in das gerötete Gesicht und forschte angestrengt. Aber Lene, — Lene lächelte, Lene lächelte so fein und glücklich, holte den Ring aus dem Schnupstuchsäcklein und zeigte, immer mit demselben Lächeln, daß er doch zu groß sei und sie ihn bewahrt habe.

Da hatte Frik seine herrliche Stunde. Er besuhr alle Ströme des Glückes. Ihm versank seine Tollheit wie ein abgetragener Rock, und er war ein Mann. Ganz zart strich er über Lenes Wange, ganz fest umspannte er dann ihre Hand, und mit sicheren Schritten führte er seine Lene ins Pfarrhaus.

Dort tobte der Pfarrer. Er hielt eine Brandrede wider den Teufel und versprach, mit dem Gesindel aufzuräumen, das die Liebe nicht wert sei und die Sonne nicht, das Herrgottsland nicht und nicht das Leben. Da sah er die beiden Hochzeiter an der Türe Hand in Hand stehen und mußte sich die Augen reiben. Eine wunderbare Stille wuchs in der Amtsstube des Pfarrers Rüb. Und diese Stille war die Stimme Gottes.

Ob die beiden Liebenden diese Stimme vernahmen? Aber der Pfarrer eiferte noch in seinem Innern, ging den Weg zurück, der zu seiner schönen Predigt geführt hatte, breitete seine Erinnerungen aus und wollte Beistand und Zeugnis. Das dauerte lange, dann schluckte Pfarrer Rüb energisch und gab sich gefangen. Er lehrte in die Kirche zurück und verband Wiens' Frik und Buttjemanns Lene für das Leben. —

Das ist nun alles sonderbar, wenn man's so hört, sagte Vater Henning, aber gar nicht so merkwürdig, wenn man in sich hineinlauschen kann. Wiens' Friß habt ihr ja heute gesehen, der geht stetig hinter dem Pflug, ist ein guter Bauer und hält die Gespanne in Ordnung. Die Lene? Die Lene hat schwere Stunden hinter sich, Geburten und so — glaubt ihr, die hat je wieder geheult? Die steht mitten im Leben, das von ihr eine feste Hand und einen ruhigen Sinn verlangt.

Pfarrer Rüb ist in die Stadt gezogen. Aber er kommt oft zu Besuch. Dann spricht er manchmal mit seiner nun zitterigen Stimme von der Liebe und streicht dem ältesten Wienskind den Kopf. Wiens' Hans wird ein toller Kerl werden, das ist man sicher, aber das ist gut so . . .

Hansulrich Röhl / Heimkehr der Fischer

Sie lassen froh die braunen Segel sinken
und bergen Boot und Fang auf spätem Strand;
schwer schreiten Frauen über fahlen Sand,
in dessen Weite schmuße Hütten winken.

Kein lauter Gruß fällt in die Schweigerunde:
Ein Händedruck sagt mehr als flücht'ges Wort!
Sie gehn und kommen. Müssen wieder fort —
ja, jede Heimkehr birgt schon Abschiedsstunde.

In sanften Farben steht des Himmels Helle
erlöschend mählich über Mensch und Meer;
ein früher Stern blinkt auf von ungefähr
und lächelt zärtlich müdem Spiel der Welle . . .

Hansulrich Röhl / Werdersches Leewesleed

Kind, wi motte schlopegohn,
dän de Dag es om,
on du hujohnst egal schon
om de Affscheidung rom.

Kind, äck blitwod to jeern bi di,
bän di jo so gohd!
Haste noch een Boß fer mi
von dien Mund so rod?

Schnäll, mien Kind, väjeiht de Lied:
Bloß man noch een Joahr,
on dän ward met Schwong jefriet
veer dem Trualtoar . . .!

Hansulrich Köhl / Der Grenzstein

Ein schmaler Pfad. Ein grauer Stein:
Soll hier des Reiches Grenze sein?

Ist hüben Land, ist drüben Land:
Und doch der gleichen Sprache Band —

Auf schmalem Pfad ein grauer Stein
kann niemals Blutes Grenze sein!

Memelland

Die Stadt Memel ist die älteste Stadt Ostpreußens. 1252 schon wurde sie vom Rigaer Zweig des Deutschen Ritterordens gegründet. Die Vorgänger der Deutschen in diesem kurischen Dorf und seinem Hinterland aber waren — entgegen manchen tendenziösen Behauptungen — nicht Litauer, sondern Kurer und Alt-Preußen. 1328 ging Memel an die Provinz Preußen des Deutschen Ritterordens über — und seither blieb das Memelgebiet alle siebenhundert Jahre hindurch mit Ostpreußen in Geschichte und Menschengeschlag unlöslich verbunden. Erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts kamen vereinzelt auch Litauer in das Memelgebiet; viele von ihnen sind bald schon in der deutschen Bevölkerung aufgegangen. Aber auch diejenigen, die sich unbehindert zu ihrem Volkstum bekannten, waren von den Litauern jenseits der reichsdeutschen Grenze konfessionell und der Kulturentwicklung nach getrennt. Inmitten der napoleonischen Wirren ist Memel der Zufluchtsort des preußischen Königs und Ausgangsort der Befreiungskämpfe von 1813 geworden. Bis 1920 hat also das Memelland ununterbrochen zu Ostpreußen gehört, und jedes deutsche Bauernhaus, jeder Mundartlaut, jedes Schreiten und Bewegen, Brauchtum und Sichgeben sprechen deutlicher, als Politiker und Historikerworte das könnten, von der untrennbaren Zusammengehörigkeit des Memellandes mit Ostpreußen. Aus dem Memellande stammt der größte deutsche Liederdichter des 17. Jahrhunderts, Simon Dach. Vor dem deutschen Stadttheater in Memel steht mit Recht ein Denkmal, das Annchen von Tharau darstellt; und schon seit dem 16. Jahrhundert fließt der Strom deutscher Dichtung, besonders auch der des Sagen- und Volksliedgutes, ununterbrochen aus dem Memelland. Die Ahnen Simon Dachs so gut wie die wichtiger ostpreußischer Dichter haben im Memelland gefessen — und niemand wird ihre und ihrer Nachfahren Zugehörigkeit zum gesamtdeutschen Raum jemals bezweifeln. Was uns nun in unserem Zusammenhang angeht, das ist die Frage nach Dichtungen, die nach der gewaltsamen Abtrennung entstanden sind. Wie sehen sie aus? Und gibt es denn auch Dichtungen, die die große Bedrängnis schildern, in die dieses Land geriet; und gibt es auch solche, die trotzdem den Blick in das Land des großen Hoffens öffnen?

Die politische Lage des Memellandes sieht wesentlich schlechter aus als die Danzigs, anders aber auch als die der meisten übrigen grenzdeutschen Gebiete. Als die Entente sich darüber klar war, daß sie Deutsch-

land auch das Memelland mit seinen 150 000 Menschen (davon jetzt rund siebenzig Prozent Deutsche) nehmen wolle, um es im Osten doppelt empfindlich zu treffen, gerieten Polen und Litauen darüber in Streit, wer dieses Memelland erhalten solle. In ihrer Not dachten manche Memelländer an einen eigenen Freistaat, der von Polen und Litauen unbeeinflusst bliebe. Drei Jahre lang (bis 1923) blieb die bange Frage unentschieden, und das Memelland geriet als „Territoire de Memel“ unter ein französisches Zwischenregiment. Und knapp vor dem Zusammentritt der Botschafterkonferenz, die endlich das Los des Memellandes bereinigen sollte, fielen groß-litauische Freischaren, die befürchteten, Frankreich könnte zugunsten von Polen entscheiden, ins Land und besetzten es. Frankreich aber, das gerade damals seine Übergriffe im Ruhrgebiet durchführte, gab sich mit dieser Zwangstatsache zufrieden und sagte nur Polen gewisse Begünstigungen bei der Benützung des Hafens zu; den Memeldeutschen aber wurde im Rahmen der Bindung an den litauischen Staat die Selbstverwaltung („Memelstatut“) zuerkannt.

Wie aber wurden die damit festgelegten Verpflichtungen durch die Litauer gehalten? Landtagsauflösungen, Zeitungsverbote, Hausdurchsuchungen, Verhaftungen — sie waren Jahr für Jahr an der Tagesordnung. Das Gerichtswesen und der Schulaufbau wurden verfassungswidrig geändert. Die Lehrerausbildung wirkt — durch die Auswahl der Kandidaten, die fast ausschließlich der litauischen Minderheit entnommen werden — litauisierend. Und wie viele tapfere Memelländer sind Monate und Jahre in gesundheitswidrigen Gefängnissen gesessen; wie viele sind den Rownoer Bluturteilen zum Opfer gefallen, wie viele in ihrer wirtschaftlichen Existenz zugrunde gerichtet worden. Mit kraftvollen Worten mußte der Führer sich auf dem Reichstag zu Nürnberg 1935 gegen diese Willkür zur Wehr setzen, um den Deutschen mit seiner Anklage vor der ganzen Welt eine auch nur halbwegs gerechte Landtagswahl zu sichern. Auch diesmal wieder stand ein in sich geschlossenes Deutschtum trotz aller Schikanen einer verschwindenden Minderheit gegenüber. Wir wissen heute, daß damals außenstehende Mächte die litauische Regierung zu ihrem ungerechtfertigten Vorgehen gegen die Memelländer ermutigten. Undessen hat Litauen wohl eingesehen, daß Rußland im Ernstfall Litauen als Aufmarschgebiet betrachten würde, und hat — auch um wirtschaftlicher Zusammenhänge willen — die ganz scharfe Gangart gegen die Memeldeutschen verlassen. Aber bereinigt ist der Fall Memelland noch lange nicht, trotzdem das Memelstatut, wenn es wirklich eingehalten würde, eine zumindest für eine Übergangsepoche erträgliche Basis für ein friedliches Nebeneinanderleben von Deutschen und Litauern böte.

Die Melancholie der Kurischen Nehrung mit ihren Wanderdünen und

einsamen Wäldern, mit ihren Elchen und ihren in sich verschlossenen Menschen hat die gesamte ostpreußische Dichtung immer wieder beschäftigt. Agnes M i e g e l hat eine ihrer schönsten Balladen den „Frauen von Nidden“ und ihrem grausigen Schicksal gewidmet. Mit dramatischer Schwere ersteht dieses Menschenschicksal zwischen Tod und Tod vor uns. Und der früh verstorbene Alfred B r u s t hat oft und oft die Landschaft des Memellandes, die Kurische Nehrung und den Nehrungswald in schwermütiger Beseelung und in gedämpften Farben und Tönen gestaltet. Walther Heymann, der an der Westfront Gefallene, verherrlichte die „Hochdüne“ des Memellandes, und Kurt Mickoleit aus Tilsit sang schon in der Vorkriegszeit das Heldenlied des Memelstromes. Johanna Wolf, die ostpreußische Volksdichterin, aber erhob dann in der ersten Stunde der qualvollen Bedrückung ihre Stimme:

„O Deutschland, du herrliches Vaterland,
zertreten, umlauert die Grenzen,
und ob's an der Ruhr, an der Memel weint,
das Lied, das Lied — das uns bindet und eint,
das triumphiert über Ketten und Not,
das singt von Freiheit, Sonne und Brot —
und kommt, uns mit Ehren zu kränzen.“

Eine ganze Sammlung von Liedern: „Der Memelstrom“ (herausgegeben von G. A. Siedenbiedel, Tilsit 1930) sprach das gleiche Bekenntnis tröstend und aufrichtend über die jähe, neue Grenze hinüber zu denen, mit denen man siebenhundert Jahre verbunden war. Aber auch die jüngeren ostpreußischen Dichter, Fritz Rudnig etwa, sie singen nun erst recht das Lied vom „Strom im Nordosten“:

„Strom im Nordosten, du trägst viel Leid.
Du trägst unsere ganze Einsamkeit.
Du fühlst unser Sehnen, du fühlst unsere Not,
du weißt, unser Herz ist von Wunden rot.

Du weißt: ein Ende hat alles Leid! —
Du Strom im Nordosten, dein Wissen ist weit,
dein Wissen ist tief und so sonnenlicht,
daß es leuchtend die Nacht unserer Seelen durchbricht.“

Die Memelländer selbst aber, sie wagen es, soweit sie im Lande leben, noch nicht, an diese Wunde der überschweren Lage in ihren Dichtungen zu rühren. „Die Situation liegt so, daß es niemand wagen wird, darüber etwas zu schreiben, geschweige denn zu veröffentlichen. Ausgenom-

men die aus dem Gebiet nach Deutschland Verzogenen“, schreibt einer der memelländischen Dichter. Um so leidenschaftlicher aber wächst aus ihren Dichtungen das eigenartige Profil der Memellandschaft und ihrer Menschen, ihrer Häuser und ihres Charakters. Das Bild dieser großen Liebe, die sittliche Kraft des Aushaltens, die dahinter steht, die Identität von Boden und Behauptung, sie sprechen eine ergreifende Sprache; sie sagen auch das Ungesagte aus.

Wie tief hat Martin K a l i e s sich in seinem — von glänzenden Bildern begleiteten — Buch „Elche zwischen Meer und Memel“ in die Seele nicht nur der Landschaft, sondern auch dieses für diese Landschaft so charakteristischen Tieres versenkt! Es sei hier gleich vermerkt, daß wir überhaupt mit die wichtigsten dichterischen Tierschilderungen augenblicklich — von Eipper abgesehen — aus dem Grenz- und Auslandsdeutschtum bekommen. Auch das Baltikum und der Südostraum sind reich an Tierdichtungen. Hier freilich steht dieses Elchbild in seiner wundersamen Kraft und Kampffreude symbolisch für das ganze Land.

Ewald S w a r s, der — wie Kalies — zur Generation der Vierzigjährigen gehört und in Deutschland lebt, ist augenblicklich wohl der bedeutendste Lyriker des kleinen Memellandes. Seine Heimatgesänge atmen die ganze Sehnsucht, die dieses „Land der Kindheit“ erweckt. Sie wissen aber auch vom „Einsamen Baum“ zu singen, den Regen und Hagel peitschte: „Aus Not wuchs Kraft!“ Und wie führt uns die Skizze „Wiedersehen mit Memel“ in die heimelige Stadt und ihr Vorland, in ihre stolze Vergangenheit und ihr notvolles Heute, in ihre Seele: „Die Stadt ist deutsch.“ Die Klänge, die uns in den Dichtungen von Swars, vorab in seiner Lyrik, begegnen, gehören mit zum Melodischsten und in sich Geschlossensten, das uns die grenzdeutsche Dichtung des Nordostens zu bieten hat. Kein leeres Füllwort begegnet uns da und kein abgespielter Rhythmus: der Strom der leidenschaftlichen Beseelung flutet aus einer großen und reichen Herzenskraft.

Unter den Dreißigjährigen verdient außer Erich K a r s c h i e s und der „jungen Memelländerin“, die ihre Gedichte „Aus Nordost“ anonym veröffentlichte, vor allem Rudolf R a u j o l Beachtung, der in seinem Buch „Das Memelland in der Dichtung“ das Bild festhält, das in den letzten sechzig Jahren von deutschen Dichtern entworfen wurde. Gegenüber der klassischen Strenge Swars', die dennoch die Öffnung nach oben, ins Mystische zuläßt, erscheinen uns Raujols Dichtungen romantisch und sucherisch. Er ist träumerisch auf dem Weg nach dem großen Wunder. Inmitten des Traumes aber erwacht der Trost, „Unser Land, unsre Ehre zu wahren“ — und die Vision der gesicherten Zukunft taucht auf: „wenn auch nach Jahren, nach Jahren . . .“

Mitten aus den tragischen Vorbereitungen zur Wahl von 1935 entstand ein Roman, der uns das Los der Memeldeutschen erschütternd nahebringt: Heinz Gerhards „Kameraden an der Memel“. Eine Dichtung, aber erwachsen aus wirklich erlittenem Schicksal. Es ist wie ein grausamer Spuß, der da vor uns aufsteigt: in all den Rechtsbrüchen gegenüber Deutschen kaum zu glauben. Aber die Tatsachen und die Dokumente weisen es uns nach: hier wird nicht phantasiert, sondern sogar noch zurückhaltend berichtet. Dieser Roman ist den unschuldig verurteilten Memeldeutschen gewidmet. Gerhard erzählt uns von einer Reihe dieser Einzelschicksale, die für die ganze Volksgruppe stehen. Er erzählt vom Willkürregiment der fremden Beamten; von sinnlosen und unberechtigten Hausdurchsuchungen; von Beamtenentlassungen, von Einkerkelungen, von unmenschlicher Behandlung in Gefängnissen und von dem Unterschied zwischen der memeldeutschen Kultur und den ganz anders gelagerten Verhältnissen im litauischen Gebiet. Mit zum Ergreifendsten in diesem Roman gehört die Geschichte des deutschen Gutsbesizers Feldmann. Ein jüdischer Händler, dessen Sympathie dorthin neigt, wo mehr an materiellem Gewinn zu erwarten ist, vertreibt den deutschen Gutsbesizer von seinem Grund, treibt ihn in den Tod. Der Jude als Helfer der fremden Nation: eine Rolle, die in allen grenzdeutschen Gebieten aufgezeichnet werden könnte. Dieser Roman ist eine ungeheure Anklage gegen das System von Versailles. Die Schilderung der jungen Generation freilich läßt uns erkennen, daß alle Kränkung und alle Willkür sie nur härter machte. Sie wachsen in die Lebensform der neuen Zeit, weil sie diesen für die ganze Nation lebensnotwendigen Existenzkampf der Memelländer bejahen. Die Älteren, die Zermürbten, sie hatten manchmal Lust, zu resignieren; die Jungen aber reißen sie immer wieder mit und bestärken sie in dem großen Glauben an das neuerstandene Mutterland. Gerhards Roman ist kein ausgereiftes Kunstwerk; er ist noch zu aufgeregt und aufgewühlt in seiner epischen Darstellungsart; zu viele Reden und Dokumente sind wörtlich übernommen und nicht ganz eingeschmolzen in den epischen Guß des Ganzen. Aber um eine der wichtigsten grenzdeutschen Lehrdichtungen handelt es sich hier. Das gleiche aber gilt auch von Richard Schmidts Roman eines memelländischen Gutsbesizers „Hol über. Roman aus Jahren memelländischer Not“. Es ist prinzipiell jetzt schon, auch für die künftigen Abschnitte, zu sagen, daß wir mehr als einmal auf diese Gattung der Lehrdichtung im grenzdeutschen Roman und im grenzdeutschen Drama (weniger in der auslanddeutschen Dichtung) stoßen werden. Gerade in den so widerspruchsvoll von Deutschland abgetrennten Gebieten entstehen aus der großen Not und aus der Notwendigkeit, die Binnendeutschen über die Lage der Grenzdeutschen zu

unterrichten, neben Dichtungen von schwerwiegender künstlerischer Kraft auch solche Lehrdichtungen, die in ihrer sturm- und drangmäßigen Art die Gemüter mitzureißen wissen.

In diesen Romanen so gut wie in manchem Lied — etwa auch den Memeldichtungen des in Deutschland lebenden Memelländers Herbert Lipp: „Umbrandete Heimat“ — geht es freilich um viel mehr als um ein bloßes Lippenbekenntnis. Wer hört, was die Jugend innerhalb des Reiches dichterisch zu diesem Memelschicksal sagt; wer etwa das vielgesungene Lied Otto Janders von der „Memelwacht“ hört, der weiß, welch starker Wille aus solchen Bekenntnissen spricht. Hier geht es um den großen Glauben an ein schöneres Morgen des memeldeutschen Geschicks.

Agnes Miegel / Die Frauen von Nidden

Die Frauen von Nidden standen am Strand,
über spähenden Augen die braune Hand
und die Böte nahen in wilder Hast,
schwarze Wimpel flogen züngelnd am Mast.

Die Männer banden die Rähne fest
und schrien: „Drüben wütet die Pest!
In der Niedrung von Hendebrug bis Schaaken
gehen die Leute im Trauerlaken!“

Da sprachen die Frauen: „Es hat nicht Not,
vor unsrer Türe lauert der Tod,
jeden Tag, den uns Gott gegeben,
müssen wir ringen um unser Leben.

Die wandernde Düne ist Leides genug,
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!“ — — —
Doch die Pest ist des Nachts gekommen,
mit den Elchen über das Haff geschwommen.

Drei Tage lang und drei Nächte lang
wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang.
Am vierten Morgen schrill und jach
ihre Stimme in Leide brach.

Und in dem Dorfe, aus Kate und Haus,
Sieben Frauen schritten heraus,
sie schritten barfuß und tiefgebückt
in schwarzen Kleidern buntgestickt.

Sie kommen die steile Düne hinan,
Schuh und Strümpfe legten sie an,
und sie sprachen: „Düne, wir sieben
sind allein noch übriggeblieben.

Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,
nicht Sohn und nicht Enkel, der uns beweint,
kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,
nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben —

Nun, weiße Düne, gib wohl acht:
Tür und Tor ist dir aufgemacht,
in unsre Stuben wirst du gehn,
Herd und Hof und Schober verwehn.

Gott vergaß uns, er ließ uns verderben.
Sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, —
nur, Mütterchen, komme uns zu begraben!

Schlage uns still ins Leichentuch,
du unser Segen, einst unser Fluch. —
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh“ —
und die Düne kam und deckte sie zu.

Alfred Brust / Kurische Mehrung

Müd neigen Tannen zwischen Haff und See.
Auf grauen Regensaiten spielt der Wind.
Fern pfeift ein banges Elenrind.
Dicht schluchzt ein Reh.

Durch dunkeln Tag das Meer mahlt Stein.
Im Haff auf tragem Bohdad bellt ein Hund.
Den Mast hüllt schwer ein nasses Segel ein.
Enten und Taucher stoßen gegen Grund.

Gepeitschte Vogelheere sind auf großer Fahrt.
Raum unter Wolken treibt und ruft ein Weih.
Ein schwarzer Schwan nur schlägt sich stolz und hart
einsam südwärts vorbei . . .

Martin Kaffes / Elf, der Schaufler vom Meer

Mit den ersten Staren ungefähr kommt er an, der Schaufler Elf. Er hatte keine große Reise zu machen, denn den ganzen Winter über hatte er seinen Stand in den bepflanzten Dünen und den Erlen- und Birkenwäldchen zwischen Sandkrug und Schwarzort. Die Zweige und Triebe der grünen Krüppelkiefern gaben ihm den größten Teil seiner Nahrung, und in den Dickungen, die dicht und warm wie Pelze sind, fand er Schutz vor Unwetter, wenn er ihn suchte.

Sobald aber der Saft in den Bäumen steigt, spürt Elf ein starkes Verlangen nach den Weidensträuchern, die er in einem der letzten Sommer bei Sandkrug und Süderspize entdeckt hat. Wie gut haben die geschmeckt! Wenn jetzt die Erinnerung daran in ihm emporsteigt, ist ihm nicht anders zumute, als einem Pferd, dem nach einem langen Winter mit Heu und Häcksel eine saftige Weide winkt.

So taucht er denn eines Tages bei Süderspize auf. Da, wo gegenüber von Memel die lange Sichel der Mehrung in das Meer stößt.

Er kommt früh im Jahr, zeitig wie kein anderer Badegast. Aber das Gestrüpp hat nur wenig von seiner grauen Dürre verloren, und es starrt abweisend in die Luft, streng wie ein Bündel von Ruten.

Es heißt also, sich gedulden und auch hier zunächst mit der Kiefernrinde vorlieb nehmen. Ein ewiges Einerlei, das ihm buchstäblich zum Halse heraushängt: manchmal läßt er für einen Augenblick die harzigen Streifen aus seinem Aßer baumeln, ehe er sich entschließt, sie herabzuwürgen.

Man sieht es, daß ihm diese trockene Kost nicht gut bekommt. Die Decke, von der Feuchtigkeit der Winternebel, von Regen und Schnee durchwaschen und von der müden Sonne gebleicht, hängt schlottrig um einen mageren Körper.

Die wenigen Spaziergänger, die sich so zeitig im Jahr auf der Mehrung einfinden, kennen Elf vom letzten Sommer her.

„Er ist wieder da“, stellen sie fest und rücken ihm dicht auf den Leib.

„Sieh mal, da wachsen ihm solche Stummels aus dem Kopf!“

„Ja, Mensch, das werden einmal Schaufler. Die, womit er dich nachher spicken wird!“

Die Schaufler! Schon im April zeigen die beiden „Stum-

mels", daß sie sich zu Schaufeln auswachsen werden, auch wenn man nicht wüßte, daß es der Schaufler vom Sommer vorher ist, der sie trägt, und daß er also sowieso Schaufeln aufsetzen wird . .

Er äst eifrig, ja gierig, er hat viel nachzuholen. Langsam wird sein Körper fülliger, die Decke strafft und glättet sich, und es dauert nicht lange, da glänzt sie wie das Fell eines sorgsam gepflegten Pferdes . . .

Der erste heiße Tag.

Elf äst in den Weidenbüschen, nur wenige Schritte hinter den Vordünen des Meeresstrandes. Die Sonne sticht mit heißen Pfeilen. Da hat er genug, und wo er gerade steht, läßt er sich in den Schatten niederfallen.

Langsam holt er einen Klumpen aus dem Pansen und fängt an, ihn wiederzukäuen. Immer von links nach rechts bewegt er den Unterkiefer, von links nach rechts, bis die Äsung fein genug zerrieben worden ist. Dann schluckt er sie hinunter, würgt den nächsten Ballen herauf und kaut ihn wieder. Von links nach rechts, von links nach rechts . . . Es ist keine aufregende Angelegenheit, das Wiederkäuen. Die gleichen Bewegungen, das gleiche mahlende Geräusch.

Eine halbe Stunde schleicht langsam vorbei. Da fällt Elf ein, er könne zur Abwechslung den Unterkiefer einmal nach der anderen Seite bewegen, von rechts nach links, von rechts nach links . . .

Bald fühlt er sich unbehaglich. Es ist drückend heiß, und der Sandwall der Vordüne sperrt den frischen Luftzug vom Meer. Wie alle Elche verträgt Elf Hitze nun einmal viel schlechter als Kälte. Der Atem geht kurz und schwer, als wäre Elf krank, und die Flanken heben und senken sich wie ein hastig bewegter Blasebalg.

Auch die Bremsen bedrängen Elf jetzt heftiger. Er schlägt mit einem Hinterlauf nach ihnen und wälzt sich dann und wann auf die Seite. Aber das hilft wenig. Einige sind besonders frech und dringen sogar in den weiten, offenen Windfang. Es kitzelt, wenn sie über die feinen Haare kriechen, aber auch heftiges Schnauben vermag sie nicht zu vertreiben; sie setzen sich immer wieder fest.

Da pocht die leise Brandung des Meeres an das schläfrige Bewußtsein . . . Vielleicht, so fällt Elf ein, kann er sich in der See von den Quälgeistern befreien. Auch tut das kühle Wasser so wohl, er fühlt sich nachher stark und frisch wie in der tauigen Röhle des Morgens.

Schwerfällig erhebt er sich, und langsam stelzt er über die Vor-

düne an den Strand, geradewegs hinein in eine Familie von Vater, Mutter und Kindern, die erschreckt und halbnackt nach allen Seiten auseinanderstieben.

„Der Elch kommt!“

So pflanzt sich die Nachricht eine Strecke weit unter den Hunderten fort, die auf dem breiten, kilometerlangen Strand liegen oder in der See schwimmen. Es ist ein großes Ereignis, wenn Elf an den Strand kommt, und man läuft eine Strecke weit von beiden Seiten zusammen, um ihn anzustaunen . . . Wie prächtig ist er aber auch anzuschauen! Schon auf der Bordüne weht ihm eine frische Brise entgegen; sie nimmt viel von der drückenden Hitze mit, die auf ihm lastet. Vor sich sieht er das unendliche, bewegte Meer, der Geruch von Salz und Tang strömt in seinen Windfang, und jetzt kommt Leben in ihn. In seinen müden Augen blinkt ein Leuchten auf. Er stelzt nicht mehr steif daher, sein Gang wird eigenwillig und gelockert, und fast mit Anmut steigt er über die leichten Kleider der Damen, die wie zartfarbige Tupfen über den ganzen Strand verstreut liegen.

Mit wenigen Gängen ist Elf in der Schälung, ruhig zieht er eine Strecke weit in See. Es herrscht ein leichter Wellengang, und das ist ihm lieber, als wenn die See eine unbewegte bleierne Ebene wäre. Eine Wellenkronen nach der anderen bricht sich weiß und schäumend an seiner dunklen Brust.

Herrlich, wie das fühlt, wie mit jedem Schritt die letzten Schlacken der Schlappheit weichen, wie frisches Leben in den Körper strömt!

Der Schaufler bleibt stehen und schaut auf das Meer. Sein Atem geht ruhig wie das weite Atemholen des Meeres. Tier und Element leben jetzt im gleichen Rhythmus.

Eine große Woge rollt heran. Da neigt Elf tief das Haupt, stößt mit der Schaufel in die Woge hinein, schöpft so Wasser und schleudert es mit einem kräftigen Ruck nach hinten über seinen Körper, daß es nur so schäumt und spritzt. Dreimal, viermal wiederholt er es, und die Bremsen flüchten.

So, und jetzt wollen wir schöpfen! Salz ist nützlich, und es bekommt einem Elch ebenso gut wie Hirschen und Rehen. Das Meereswasser allerdings schmeckte zunächst doch wohl etwas zu salzig. Aber immer nach der Haßseite ziehen, nur um zu schöpfen? So gewöhnt man sich eben auch an das Salzwasser, manche Mehrungspferde trinken es ebenfalls, und schließlich schmeckt es ganz leidlich und bekommt einem gar nicht schlecht.

Dann steht Elf unbeweglich da. Hinter ihm ist Geschrei, und Jungen werfen nach ihm mit Kieselsteinen. Elf beachtet das nicht. Er weiß, wenn er nur einige Schritte auf sie zu macht, dann stieben sie davon wie aufgeschuchte Spaken.

Langsam wendet er sich wieder dem Ufer zu, und aus den breit auslaufenden Wellen steigt er bedächtig an den Strand. In kleinen Rinnsalen fließt das Wasser von seinem Körper, die Brust ist zottig aufgewühlt, und sein kurzer breiter Bart schaukelt in feuchtverfleckten Strähnen.

Sogar ein Polizeibeamter hat sich eingefunden. Aber da keine Polizeiverordnung den Elchen das Baden verbietet, von ihnen auch Badehosen mit oder ohne Zweifel nicht gefordert werden und Elf sich gesittet beträgt, läßt er ihn mit wohlwollendem Blick vorbei.

Die zudringlichen Jungen werden sogar verwarnt, den Schauler zu belästigen. Manchmal nämlich kixelt es ein paar, ihren „Mut“ an Elf zu beweisen. Sie rücken ihm dann so dicht auf den Pelz, daß ihm nichts übrig bleibt, als sie mit einigen Säßen in die Flucht zu schlagen. Elf kennt seine Kraft, aber er braucht sie niemals. Was aber, wenn er einmal Ernst machen und seine Läufe schnellen lassen würde?

So führt Elf ein geruhssames Leben. Es besteht aus Äßen, Wiederkläuen, Baden und Schlafen. Vor allen Dingen aber aus Äßen. Denn die beiden mächtigen Schaufeln, die so schnell wachsen, daß schon mit bloßem Auge von acht zu acht Tagen die Veränderung deutlich wahrzunehmen ist, brauchen Aufbaustoffe. Die zahlreichen Kanäle des Geweihs und die feinen Gefäße und Äderchen des Bastes sind die Wege, auf denen sie ihnen zugeführt werden.

Mitte Juli haben die Schaufeln fast ihre endgültige Form gefunden. Die kurzen Stangen, auf denen Elf die Schaufeln trägt, wuchten dick nach beiden Seiten. Schon springen die vielen Ädern und Äderchen des Bastes deutlich hervor, und am Innenrand der Schaufeln schimmert durch die pelzige Schukhülle rötlich das Blut.

Immer härter wird die Knochenmasse des Geweihs, immer stärker verkalkt sie sich. Die Äderchen und die Saftkanäle trocknen ein, und der Bast verliert sein frisches Aussehen.

Gewaltig sind sie, die Schaufeln! Wie kalte Flammen der Kraft, die aus den pechschwarzen Tragstangen in breiten Flächen empor schlagen und mit zahlreichen Enden züngeln. Mächtig und gewaltig wie Elf selbst! Wenn er auf einen zugestampft kommt, unge-

schlacht, aber voller Kraft, das Haupt gesenkt, daß zwischen den Schaufeln der Widerrist auftaucht wie ein Hügel, läßt er an einen lebenden Tank denken. Sieht er nicht aus, als würde er alles zermalmen, was ihm in den Weg kommt? . . .

So sind wir mitten im August. Elf ist jetzt bereit, dem anderen großen Trieb zu folgen, der auch die Elchwelt regiert . . .

Wer ihn am 16. August sah, hätte kaum vermutet, daß er am nächsten Tage mit dem fertigen Geweih prunken werde. Über Nacht hatte er es fertig gesetzt, und nicht ein Bastfetzen verunzierte die weißen, leicht ins Graubraune spielenden Schaufeln. Es schien so, als habe er den Bast wie etwas Unreines von seinem Geweih einfach abgestreift oder mit einem Schütteln des Hauptes von sich geworfen.

Ist das ein Tag, dieser 17. August!

Zunächst zeigt nichts, daß er anders verlaufen soll wie mancher andere. Elf äst, und dann, am Nachmittag, schreitet er an den Strand.

Aber jetzt scheint sich etwas Besonderes vorzubereiten. Elf geht nicht sofort in das Meer, er zieht erst eine Strecke auf dem Strand entlang. Einmal und noch einmal, als sammele er alle Kraft für eine bestimmte Handlung. Erst dann kehrt er sich gegen die Brandung, und nun kommt das Schauspiel, das mir immer unvergeßlich bleiben wird: die beschwingte Gelöstheit, ja die leidenschaftliche Entfesselung eines Geschöpfes, das von manchen Menschen für stumpf und plump gehalten wird.

Elf steigt in das Meer, einige Schritte nur, und hebt das Haupt gen Himmel. So, als wolle er danken, daß er immer noch zwischen Wald und Meer friedlich seine Fährte ziehen kann. Ein stummes Dankgebet, denn nicht ein Laut ist von ihm zu hören. Aber das Meer, das tagelang dagelegen hatte wie ein silberner Spiegel, als sei es von dem Atemholen ermüdet, ist nun stürmisch bewegt, die Brandung donnert, und so gibt sie dem Tier ihre ewige Stimme zu diesem Dankgebet an die Kraft, die ihn geschaffen und stark gemacht hat . . .

Auf diese feierliche Handlung folgt nun ein Spiel toller Ausgelassenheit, eine Generalprobe der Kraft. Aber nicht ohne Übergang. Elf zieht erst eine Strecke die Schälung entlang, als wolle er sich überzeugen, daß er heute, bei dem Sturm, den Strand allein für sich hat, als wolle er niemand neben sich im Meer dulden.

Dann steigt er in die Brandung. Er zieht der Sonne entgegen.

Das Meer glitzert und gleißt in ihrem Schein, als werde Gold über schäumendes Silber gegossen. Eine Überfülle des Lichts, die Augen können sie kaum ertragen. Elf schreitet weiter hinein, im Gegenlicht. Nichts weißer als diese schäumende Brandung, nichts schwärzer als Elf.

Ist das noch ein Tier, das mit uns lebt? Ist das nicht ein Geschöpf aus Urzeiten, das sich zu uns verirrt hat und nun ins Meer steigt, weiter und tiefer, bis auf den Grund der Wälder, aus denen die Stürme den Bernstein aufwühlen und an den Strand werfen?

Elf bleibt für einen Augenblick stehen, und dann läßt er einen Trommelwirbel von Läufen und Sprüngen folgen. Nun zeigt er, daß er nicht ein Gespenst ist, einer phantastischen Märchenwelt aus Urwelttagen entstieg, sondern ein Geschöpf aus starkem Fleisch und heißem Blut und voll Freude am Dasein.

Er rast wie ein Ungewitter durch die Brandung, um plötzlich mitten im Lauf das Wasser mit den Läufen zu peitschen oder mit allen Vieren zugleich hochzuspringen. Der Gischt, von der Kraft der Läufe und dem Fall des Körpers emporgewirbelt, spritzt nach allen Seiten, und manchmal ist Elf eingehüllt in Millionen sprühender und sonnenglänzender Wassertropfen. Bald darauf ist Elf am Strand, wirft das schaufelbewehrte Haupt wie ein raffiges Pferd auf und nieder und stampft Wasser und Sand mit den Läufen. Dann wieder wirft er sich den anrollenden Wogen entgegen, daß er von ihnen fast bedeckt wird. Wäre er ohne Schaufeln, dann würde man in solch einem Augenblick denken können, ein dunkler Fels liege da in der weißen Brandung des Meeres.

Mit jedem Satz läßt Elf das geruhige Leben hinter sich; der Drang nach Äsen und Wiederkäuen, der ihn bisher beherrschte, ist versunken. Denn in seinen Adern singt jetzt das Blut das Lied der brunftigen Unruhe und der urigen Stärke.

Die Krone des Hauptes ist fertig, breit und stark. Sie hat viel Nährstoff verbraucht, aber der Körper ist trotzdem zum Bersten geladen mit Kraft, eine einzige Sehne, und nun schnellen die Läufe und der Körper fliegt und die Kraft will spüren, wie stark sie ist. Elf rast. Es dauert lange, bis er wieder aus dem Meer steigt.

Nur wenige Male zieht Elf auf dem Strand hin und her. Nicht einen Augenblick ruht er aus, und es hat auch nicht den Anschein, daß er ermüdet ist. Aber Elf schreitet nicht über die Bordüne in sein Revier, wie nach einem gewöhnlichen Bade. Er setzt sich in Troll und zieht nach Süden, meilenweit fort, das Haupt hoch er-

hoben und mit weit ausholenden Läufen, und der Sand stiebt um seine Schalen.

Es ist die Zeit gekommen, in der die Liebe viel mächtiger ist als der Hunger.

Ewald Swars / Heimatland

Meine Väter wurzelten in dir wie Bäume,
fest verankert und von deinem Blut durchblutet,
ihre breiten Kronen, sturm- und lichtdurchflutet,
griffen wachsend in des Himmels weite Räume.

Ruhig fügte sich ihr Leben in das Schreiten
aller Dinge, glitt gemach durch Nacht und Helle,
atmete und stieg und sank wie Wind und Welle,
groß umkreist vom bunten Rad der Jahreszeiten

und dem weisen Auf- und Niedergang der Sterne, —
war Verbundenheit mit Pflanze, Tier und Erde,
war Geborgenheit und tiefes Glück am Herde,
ungetrübt und ungestört von Wahn und Ferne. —

Aber ich, der Nachfahr, der vom Sturm Verwehte,
der von Acker, Pflug und Sense sich entfernte,
Qual der ruhelosen Sehnsucht kennen lernte
und die Lockungen der trügerischen Städte,

sieh, ich irrte durch verödete Gefilde,
drohte mich in Einsamkeiten zu verlieren,
wurde fremd dem Baum, den Blumen und den Tieren,
sah die Welt nur wie im Spiegel und im Bilde.

Lange standen zwischen uns viel starre Wände,
steinerne und eherne und gläsern kühle,
wogte Straßenlärm und lauten Markts Gewühle
und verworrener Begierden trübe Brände.

Aber nun, — o Zeit der Gnade und der Wende! —
kniee ich vor dir und öffne Herz und Sinne,
daß der Blutstrom deines Herzens in mich rinne
und verwelkten Wurzeln neues Leben spende.

Ewald Swars / Land der Kindheit

Das Dorf war klein, doch Gottes Sterne glänzten
auch über ihm, und Gottes Stürme zogen
als Reiter auf der Wolken breiten Wogen
mit hellem Singen weit im Unbegrenzten.

Ich lauschte ihrem Ruf; da stürzten Mauern,
durch offne Tore winkten mir besonnte,
von Silberdunst verklärte Horizonte,
die blaue Zukunft, die mit heiligen Schauern

an meine wache Knabenseele rührte,
das Land, das rätselhafte, unbekannte,
nach dem sich meine heiße Sehnsucht spannte,
der Weg, der in das große Wunder führte, . . .

und wußte nicht, ich Tor, daß in der Enge
der Heimat, der ich zu entrinnen strebte,
das starke, wilde Herz der Erde bebte,
der breite Strom, der durch verborgne Gänge

in ihre Kinder Kraft und Nahrung sendet
und ihre Wurzeln speist in dunklen Tiefen
und Blatt und Blüte, die in Knospen schliefen,
ins Helle hebt und Frucht und Reife spendet, . . .

und ahnte nicht, daß ich einst pilgern werde
in jeder stillen Stunde wachem Traume
nach meiner fernen Heimat schmalem Raume
und ihrer herben Luft und kargen Erde.

Ewald Swars / Einsamer Baum

Der harte Same fiel auf dürre Heide,
aus armem Boden sog er karge Kost
und ward ein Baum im dünnen Nadelkleide,
und seine derbe Haut ward braun wie Rost.

Der Regen peitschte ihn mit dünnen Ruten
und Hagel schoß wie Schrot ihm ins Gesicht;
er dörnte in der Sonne Sommergluten
und fröstelte im Wintermondeslicht.

Es stürzte sich auf ihn die wilde Herde
der Stürme und zerzauste sein Geäst, —
er stieß die Wurzeln tiefer in die Erde
und krallte sich mit tausend Fingern fest.

Aus Not wuchs Kraft, aus Leiden blühte Segen, —
er trug gelassen Einsamkeit und Qual,
hielt stand des Schicksals schweren Hammerschlägen
und wurde biegsam, fest und hart wie Stahl.

Nun steht er reif und weise und vollendet,
umkreist von Licht und Schatten, Sturm und Stern
und in den Strom gefügt, der niemals endet
im Wellengang von Blüte, Frucht und Kern.

Ewald Swars / Wiedersehen mit der Memel

In Franzbeek besteige ich den Dampfer „Memel“. Er ist klein, aber ich liebe ihn schon um seines Namens willen, und wenn ich auch in der Enge seines Raumes auf Bequemlichkeit verzichten muß, so weiß ich doch, daß er mich in meine alte Heimat tragen wird, und bei diesem Gedanken pocht und hämmert mein Herz in großer Freude und ich bin wie im Fieber und sehe wie im Traum, wie sich das Schiff vom Ufer freimacht und in die glitzernde Weite des Kurischen Haffs vordringt.

Über der schimmernden Wasserfläche wölbt sich ein wolkenloser Himmel. Festlicher Glanz erfüllt die Welt und ein leiser Wind singt eine feine Melodie zu der Sonntagsstimmung, die über Land und Wasser ausgebreitet ist. Ich trinke den Wind wie köstlichen Wein. Er bringt den herben Salzgeschmack der See und den Harzduft der Nehrungswälder; er macht mein Herz weit und meine Augen klar und läßt mich wie durch gläserne Wände in die hellen Räume meiner Jugend blicken, in jene Zeit, da das Brausen des Meeres meine Jünglingsseele in Daseinslust und Sehnsucht und Tatendrang schwellen ließ.

Ich stehe vorne am Bug und schaue rund um mich in die leuchtende Weite. Ein Haubentaucherpaar entflieht in angstvoller Eile, mit schwerem Flügelschlag strebt ein Reiher dem Uferschilf zu, und in anmutigen Gleit- und Sturzflügen umkreisen weiße Möwen unser Fahrzeug: erste Boten der Heimat, erste Ränder einer seit Jahren nur in Träumen der Erinnerung geschauten und jetzt wie-

der nahen und wirklichen Welt! In der leicht gekräuselten Wasserfläche blitzen hier und dort kleine Schaumwellen auf und machen das Haff zu einer blauen, mit weißen Blumen übersäten Wiese. Das Land ist im Westen ganz nah, da strahlt die Nehrung mit dem hellen Grün ihrer Wiesen, dem dunklen Braungrün der Nadelwälder und dem Wüstengelb der Dünen; im Osten verschwimmt das ferne Ufer im silbergrauen Dunst des heißen Tages. Mit gierigen Augen taste ich die beiden Küsten ab und spreche die Namen der Fischerdörfer, die dort liegen, leise und andächtig vor mich hin: Sarkau, Pilskopp, Rossitten, — Gilge, Karkeln, Windenburg . . . Seid begrüßt, ihr einsamen Fischerhütten! jauchzt es in mir. Seid begrüßt, ihr zähen Männer und Frauen mit den harten Händen und den weichen Herzen und den hellen, freundlichen Augen in wettergebräunten, zerfurchten Gesichtern! Seid begrüßt, ihr goldenen Dünen, ihr meerentstiegenen, wandernden Berge! Seid begrüßt, ihr saulenden Föhrenwälder, aus deren lichten Dämmerungen der Elch bricht und auf den kahlen Dünen stehen bleibt, groß, unbeweglich und sagenhaft wie ein graues Denkmal aus längst verrauschten Zeiten! Seid begrüßt, ihr schwarzen Fischerkähne über opalener Flut, ihr bunten, kunstvoll geschnitzten Wimpel, ihr rostbraunen Segel, ihr ausgespannten Netze, ihr silberschuppigen Fische! Seid begrüßt, ihr Enten und Taucher und Möwen! Auch euch grüße ich, ihr Leuchttürme und Barken und Bojen! Vor allem aber sei du begrüßt, grünes, ebenes Land, das ich hinter dem flachen Ufer im Osten ahne und weiß: Wälder, Wiesen und Strom, Birkenalleen und wogendes Korn, braune Heide mit Wacholdersträuchern und Teppichen von Thymian und Erika, Moore mit Torfbrüchen und düsterem Erlengehölz, zerstreute Dörfer und einsame, stolze Bauernhöfe! Sei begrüßt, du kleines Dorf, in dem ich das Licht der Welt erblickte und dessen Friedhof den Staub meiner Eltern birgt! Sei begrüßt, heißgeliebte, unvergeßliche Heimat! . . .

Der Dampfer stoßt, wendet und legt in Nidden an. Litauische Zollbeamte kommen an Bord. Ich wache wie aus einem Traume auf. Heimat und dennoch Fremde! denke ich bewegt und es ist mir, als bedecke sich die Bläue des Himmels mit Wolken und verschatte den goldenen Tag. Aber als sich der Dampfer wieder in Bewegung setzt und unaufhaltsam nordwärts strebt, seinem Ziele, der Stadt Memel, zu, als er zum letztenmal in Schwarzort gehalten hat und endlich am Horizont die Türme von Memel auftauchen, da ist aller Druck und Unmut im Herzen vergessen und

in der Brust hat neben dem aufquellenden Jubel nichts anderes mehr Platz.

Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Fern hinter den Molen hängt die Sonne über dem Meer wie ein goldener Ball, taucht die Stadt in rötlichen Glanz und verleiht ihr eine bezaubernde Schönheit. Der hellgraue, schlanke Turm der Johanniskirche und der rote Backsteinbau der Katholischen Kirche, der weiße Lotsenturm am Ballastplatz und der rot-weiß gewürfelte Leuchtturm hinter Bommelsvitte, die großen Holzplätze von Schmelz und die Schornsteine der Fabriken, die Speicher und Kräne am Hafen, Masten und Segel, Mauern, Giebel, Dächer und Firste, und auf der Mehrungsseite die junge Birkenallee an der Uferpromenade und das Kurhaus und die kleinen, zierlichen Villen vor dem dunklen Hintergrund des Kiefernwaldes: alles trägt den verklärenden Schein der roten Abendsonne und vereinigt sich zu einem überwältigenden Bilde.

Der Dampfer verlangsamt die Fahrt, biegt in die Mündung der Dange ein und legt am Bollwerk von Norderhuf an. Ich steige aus. Ich fühle, daß auf meinem Gesicht ein trunkenes Lächeln liegt und daß meine Augen strahlen. — —

In den nächsten Tagen wandere ich stromauf und straßab; ich werde nicht müde, jeden Winkel der geliebten Stadt zu durchstreifen. In Erinnerungen versunken, stehe ich oft lange vor Häusern, in denen ich einst in frohen und trüben, aber stets bis zum Rande von starkem Lebensgefühl erfüllten Stunden aus und eingegangen bin. Vor der Kaserne erinnere ich mich an den Augusttag 1914, an dem wir Feldgrauen von hier zum Bahnhof marschierten, um an die bedrohte Grenze zu fahren. Bald darauf stehe ich auf dem Heldenfriedhof und lese ergriffen die Namen von Freunden und Kameraden, die irgendwo in fremder Erde ruhen. Ich wandere durch die Plantage weiter bis zum Leuchtturm, steige auf die Nordermole und jubele mit vielen andern der Ankunft eines Schiffes vom Seedienst Ostpreußen zu, eines weißen, schönen Schiffes, das ruhig und stolz zwischen den Molen ins Tief hineinfährt. Ich komme mit dem Menschenstrom an den Hafen und atme zwischen Schiffen und Rähnen, zwischen Speichern und Kränen den erregenden Duft von Ferne, Abenteuer und Wagemut. Langsam schlendere ich ins Innere der Stadt zurück, sehe an der Dange zu, wie die beiden Brücken die Dampfer durchlassen, gelange durch die Marktstraße zum Stadttheater, erfreue mich an der anmutigen Figur des Annehmens von Tharau und denke daran,

daß Memel die Vaterstadt Simon Dachs ist und daß hier auch Kants Vorfahren gewohnt haben und daß Nork und Freiherr von Stein, Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise durch ihre Straßen gegangen sind und daß Hanseatischer Handelsgeist einst ihren Wohlstand begründet hat und daß deutsche Ordensritter hier auf vorgeschobenem Posten den Ansturm fremder Völker abgewehrt haben. Die Stadt ist deutsch. Ich spreche mit Freunden und Bekannten und höre aus allen Worten immer den einen Grundton heraus: Wir halten aus! Wir bleiben treu! . . . Was tut es, daß ich auf meinen Wanderungen durch die Stadt viel Fremdem begegne, — fremden Gesichtern und fremden Uniformen, fremden Aufschriften und fremden Worten —, ich weiß, daß die Erde deutsch ist und die Herzen der eingewohnten Bevölkerung deutsch sind.

Wochenlang wandere und fahre ich kreuz und quer durch das Land. Ich sehe Düne und Meer, Fluß und Wald, Heide und Moor, Acker und Wiese und Garten; ich unterhalte mich mit Bauern und Fischern, mit Handwerkern und Kaufleuten, mit Lehrern und Pfarrern und fühle tief die Verbundenheit mit dem heimatlichen Boden und seinen Menschen. Kraft strömt mir zu aus Scholle, Baum und Blume, aus Blick und Händedruck, aus Lächeln, Wort und Lied. Mich schreckt nicht mehr der Gedanke an den Tag, an dem ich wieder in meine neue Heimat zurückkehren muß, denn ich fühle, daß ich die alte Heimat unverlierbar in mir trage: ihr Blut fließt durch meine Adern, ihr Herzschlag ist der meine, ich denke ihre Gedanken und empfinde ihre Freuden und ihre Schmerzen, ich trage in mir das gewaltige Brausen ihres Meeres und das goldene Leuchten ihrer Dünen, das fromme Rauschen ihrer Wälder und den ruhigen Gang ihrer Ströme, die Einsamkeit ihrer Heiden und die Schwermut ihrer Moore, die Kraft ihrer Stürme und die Sehnsucht ihrer endlos ziehenden Wolken. Ich kann sie niemals verlieren.

Rudolf Naujok / Gott — der Träumer

Der Mensch ist ein Traum,
von Gott geträumt,
still — still!
Daß ihr den großen Schläfer nicht weckt,
er hat sich über Land und Meere geredt
und träumt — —

Rudolf Raujol / Nacht am Memelstrom

O wunderbar zu schreiten
durch deines Mondlichts Dom,
Land der Unendlichkeiten,
du Wolkenland am Strom.

Von Silber übersponnen,
träumst du von alter Zeit,
o Land der tausend Brunnen,
du blaue Ewigkeit!

In deiner alten Bäume
und tiefer Ströme Sang
hauch ich, du Land der Träume,
dir meines Herzens Dank.

Rudolf Raujol / Herbst

Nun wandelt die Sonne mit müdem Schritt
über Berge und Meer, und die Scharen
der Nordvögel ziehn schreiend mit
gen Süden, gen Süden zu fahren.

Wir aber spähen trozig aus,
unser Land, unsere Ehre zu wahren,
wir haben zu bauen ein großes Haus,
wir dürfen nicht tatlos verharren.

Aus Trümmern tragen wir Stein zu Stein
und feste Balken und Sparren,
und einmal wird es doch fertig sein,
wenn auch nach Jahren, nach Jahren — —

Rudolf Raujol / Memelland

„Manchmal, wenn ich dir fern bin,
hör' ich das Meer rauschen an deinem Strand,
vor deinen Dünen wandern lächelnd weiße Wolken,
und ferne Segel ziehn durch blaue Fluten hin,
die Kiefernwälder blühen im Sonnenbrand,
und reinen Frieden atmet Haß und Meer.

Jetzt aber schwillt das Meer und wächst empor,
und wälzt sich drohend gegen deinen Strand,
und großend streut der Himmel fahles Leuchten:
Sturm über dir! Sturm über dir!

Nicht Wasser ist das Meer, ist Blut,
Blut zweier Völker, Schicksal zweier Lande,
und tost und braust in roter Flut
Unrat und Haß und Allzumenschliches
friedlos an deinen Strand.

Wer kommt und ruft dem Sturm:
Lege dich!
Und dem Blut: Versöhne dich!
Vielleicht, daß in tausend Jahren
einer kommt, der um dich weint.

O Abendrot am Meer!
Wäre Schönheit — Frieden,
du wärst ein heiliges Land! — — —"

Erich Karschies / Das Herz und die Heimat

Wenn ich im Mittagssonnenbrand
mich sorgend in das Heidkraut lege,
hör ich des Herzens rasche Schläge
und drück' die Wange in den Sand:
Lieb Heimatland!

Nun steh' ich an des Friedhofs Rand
und Raben krächzen um mich her,
wie wird das Herz mir doch so schwer,
sie krächzen Unglück diesem Strand,
Unglück — dem Memelland!

Sorgt dich die Heimat gar zu sehr?
Es kommen andere, wenn wir gehn,
doch unseres Geistes Flügelwehn
wallt durch die Gae wirkungsschwer,
drum zittre, Herz, nicht mehr! — —

Unbekannt / Altes Fort zur Mittagsstunde

Da schläft das alte Fort im Sonnenlicht,
und wo einst Krieg und Schlachtruf tobten,
wuchert Gras,
und Blüten rankt um rost'ge Eisentore.
Grünhaarig gähnt der alte Festungsgraben,
geheimnis schwarzer Wasser toter Schoß.
Ein Vogel lockt mich irgendwo im Busch,
leis durch die Mittagshitze zittert
ferner Ruf . . .
Und Stimmen tief in mir die Antwort tönen.
Wohin, wozu willst Lockruf du mich führen?
Wo schweigt des Lebenstriebes Wanderlied . . . ?

Heinz Gerhard / Deutsches Recht an der Memel

„ . . . Wir wollen nur unser Recht. Dieses Recht ist uns garantiert, es ist die Autonomie. Durch den Vertrag von Versailles wurde das Memelgebiet von Deutschland abgetrennt. Von 1919 bis 1923 stand es unter der Oberhoheit der alliierten Mächte und war von französischen Truppen besetzt. Die Älteren von euch werden sich noch darauf besinnen —“

„Ja, Herr Doktor. General Odrh hat damals das Gymnasium besichtigt.“

„1923 wurde das Memelgebiet von Litauen erobert, das heißt, bewaffnete Freischärler (tatsächlich aber Militär in Zivillleidung) drangen ein. Es wurde geschossen, es gab Tote. Damals habe ich zum erstenmal Kugeln pfeifen hören.“

„Wo? Erzählen Sie doch bitte!“

„Aber wo bleibt ihr denn?!“ ruft Dr. Stein nach hinten. „Anschließen!“

Die Nachzügler kommen im Trab heran. Sie stolpern, denn es ist dunkel, und sie marschieren querwaldein.

„Es ist wirklich nichts dabei“, sagt Dr. Stein, aber im stillen ist er doch stolz darauf. „Wir kamen von der Norderhuf und gingen die Luisestraße hinunter. Die Brücken waren aufgezozen. Drüben, in der Grabenstraße, knatterte ein Maschinengewehr, man verteidigte noch die Präsektur. Das Gewehrfeuer der litauischen Freischärler, wie man sie nannte, lag in der Richtung zur Nordstadt, so daß viele Kugeln auf dieser Seite einschlugen. Ich

hörte sie über mir durch die Luft pfeifen. Sie klatschten mitunter in die Dächer, die zerschmetterten Ziegel flogen umher. Einen bekam ich auf den Kopf. Zuerst wollte ich mich drücken und in einen Torweg treten; aber mein Bruder, der an der Front gewesen ist, lachte mich aus."

"Wie alt waren Sie damals?"

"Bierzehn —"

"Gab es viele Tote?"

"Nein, aber doch viel mehr als notwendig, denn das Ganze war Theater. Im Ernst, das werdet ihr euch selbst sagen, hätte Litauen niemals Frankreich und die Alliierten in die Flucht schlagen können.

Man spiegelte also eine Eroberung mit Waffengewalt vor — auf das Leben einiger französischer Soldaten kam es ja nicht an — und verkaufte dann das Memelgebiet an Litauen. Der Kaufvertrag ist die Memelkonvention vom 8. Mai 1924.

Das Memelgebiet wurde unter die Oberherrschaft Litauens gestellt, aber seine Selbstverwaltung blieb zum großen Teil erhalten. Schule, Kirche, das Rechtswesen, die Verwaltung blieben autonom. Was heißt das?"

"Sie haben uns da nicht dreinzureden."

"Richtig. Und diese Bestimmungen über die Selbstverwaltung sind im Memelstatut niedergelegt. Sie sind uns garantiert. Wir haben ein anerkanntes Recht auf diese Selbstverwaltung, und um dieses Recht müssen wir kämpfen. Habt ihr mich verstanden?"

Dr. Stein tritt mit seinen Schülern auf eine Lichtung hinaus und bleibt stehen. Durch die Wipfel blickt die dünne Mondsichel.

"Es geht um eure Heimat, um alles. Stellt euch doch einmal vor, ihr dürft nie mehr deutsch sprechen, dürft keine deutschen Lieder singen, keine deutschen Bücher lesen, keine deutschen Hochschulen besuchen und würdet immer, wenn ihr diese Verbote übertretet, bestraft!"

"Ja, kann es denn soweit kommen?" fragt einer der Jungen.

"Es kann dazu kommen. Es ist möglich. Litauen will diese Selbstverwaltung abschaffen, das ist sein letztes Ziel. Das Memelgebiet soll eine litauische Provinz werden, in der es eine deutsche Kultur nicht mehr gibt. Es wird unermüdlich Mittel und Wege suchen, um dieses Ziel zu erreichen, und wir müssen unermüdlich unsere Rechte verteidigen."

Halbrechts blickt der Leuchtturm zwischen den Bäumen. Sie marschieren darauf zu und treten aus dem Walde.

„Wir werden uns hier trennen. Ihr vier geht voraus. Steinke, du gehst mit vier Mann dort hinunter, wir übrigen am Haff entlang. Guten Abend, Jungs!“ Er gibt jedem die Hand.

Auf dem Haffhügel bei der Strandvilla macht Stein mit seiner Gruppe halt. Rechts flimmern die Lichter der Stadt und spiegeln sich im Haff. Auf dem Wasser sind Eisschollen, die der ausgehende Strom hinaustreibt. Das rote und grüne Licht der Molenköpfe strahlt hell über der dunklen See.

„Wo liegt Deutschland?“

„Dort!“ Die Jungen weisen nach Südwesten.

Sie gehen schweigend an der Steinküste entlang, hinter den Tankanlagen vorbei der Stadt zu. Es ist im Januar 1933.

In der Breitenstraße hören sie durch ein offenes Fenster brausende Stimmen und Glockengeläut — Radio. Auf der Straße herrscht ungewöhnlicher Verkehr, die Gesichter sind erregt, es muß etwas geschehen sein. Dr. Stein verabschiedet seine Gruppe eilig am Viktoriahotel und geht die Polangenstraße hinauf. Die Jungen treten zur Redaktion des „Dampfboots“. Die Fenster sind belagert; sie recken sich, um auch etwas zu sehen. Auf all diesen Gesichtern spiegelt sich nun das Ereignis. Hoffnung, Zuvorsicht, Freude. Einem Alten werden die Augen feucht.

„Was ist los?“

„Könnt ihr nicht sehen, Jungens? Kommt her, so —“

Sie lesen mit klopfendem Herzen in großen schwarzen Lettern: Reichskanzler Adolf Hitler.

„Los! Zu Dr. Stein! Ihm nach!“

Sie laufen die Rossgartenstraße hinunter, stoßen eine alte Dame an — ach, entschuldigen Sie! — und sprengen durch die Polangenstraße. Dr. Stein hört sie hinter sich und dreht sich unter einer Laterne um: Die Jungen kommen außer Atem herangestürzt, und ihre Wangen glühen:

„Herr Doktor! Herr Doktor!“

„Was ist denn los?“

„Adolf Hitler ist Deutscher Reichskanzler!“ ...

Herbert Lipp / Am Memelstrom

Mein Strom, als einst des Kindes Fuß
dich überschritt,
schienst du mir wie der Himmel
licht und blau.

Von einer Sonnenwelt sang mir
die grüne Au
an deinen Ufern, und mein Herz sang mit.

Nun dünkt mich Flut und Au von Nebelgrau
beswert.

An Brückenpfeilern grollend sich
die Strömung bricht.

Rauschte sie eben höhrend auf:

Verzicht? . . . Verzicht? — —

Nein! schreit das Herz, das qualvoll aufbegehrt.

Otto Zander / Memelwacht

Hört ihr den Sturm und hört ihr den Schrei:
Deutschland, mein Deutschland, in Ketten . . .

Schlaget die ehernen Fesseln entzwei,
unsere Heimat zu retten . . .

Halten an blutenden Grenzen die Wacht:
Einmal muß weichen Dunkel und Nacht!

Zornig erbraust des Memelstroms Flut,
zornig und hart unsre Mannen . . .

Schirmend die Heimat mit heiligstem Blut,
stehn sie bei flatternden Fahnen,
halten an blutenden Grenzen die Wacht:
Einmal muß weichen Dunkel und Nacht!

Wenn unser Marschtritt durch Ostland erdröhnt,
wenn unsre Lieder erschallen,
jubelnd und brausend der Freiheitsruf tönt,
zahllos die Feinde dann fallen,
kämpfen wir Streiter die letzte Schlacht
trutzig und stolz für die Memelwacht.
Einmal muß weichen Dunkel und Nacht!

Die Balten

Die deutsche Besiedlung des baltischen Raumes erfolgte vor mehr als siebenhundert Jahren, und zwar ausschließlich auf dem Seewege. Diese Tatsache hat eine schwerwiegende soziologische Bedeutung. Bäuerliche Siedler zu Schiff hinzubringen, wäre damals undenkbar gewesen. So kamen nur Adelige und bestenfalls Kaufleute, Beamte und Geistliche hinüber. Die Bauern, die ebenfalls nach dem Baltikum, aber auf dem Landwege, vorstoßen wollten, blieben meist schon im Weichselgau oder in Ostpreußen, wo sie dringend benötigt wurden. So waren die Deutschen im Baltikum leider eine Volksgruppe ohne Bauerntum und sind es im Grunde bis heute geblieben. Erst unter dem Eindruck der neuen Bauernschätzung im Dritten Reich beginnt nun auch unter der jungen Generation der Deutsch-Balten eine Bewegung von der Stadt aufs Land: aber es sind eben keine Bauern, die nun auf dem Lande siedeln, sondern gebürtige junge Städter, die erst langsam zu Bauern werden wollen; und die Bodenerwerbung wird ihnen nicht leicht gemacht.

Das eigenartig herrenmäßige Wesen der baltischen Dichtung hängt also eng mit der soziologischen Tatsache zusammen, daß die großen Grundherren im Baltikum Deutsche waren und zum Teil noch sind, und daß die Städte von Deutschen kulturell, wirtschaftlich und politisch beherrscht und besiedelt waren, daß aber das Kleinbauerntum und die städtische Arbeiterschicht in Ermangelung der hierzu geeigneten Siedler lettisch oder estnisch blieb. Oft ist die Frage aufgeworfen worden, warum diese Letten und Esten von der kulturellen und sozialen Oberschicht nicht im Lauf der Jahrhunderte germanisiert worden sind. Noch bis vor kurzem hat man den baltischen Junkern und Patriziern den Vorwurf gemacht, sie hätten in ihrem Herrenbewußtsein die sozialen Schranken so abweisend hoch gezogen und damit die Angehörigen der anderen Nationen im baltischen Raum von einer Germanisierung abgehalten. Diese Tatsache kann gewiß nicht geleugnet werden. Der Grund für sie lag aber darin, daß zahlenmäßig die Deutschen in diesem baltischen Raum gegenüber Esten und Letten nicht stark genug waren. Eine Germanisierung lediglich vom Geist und von der Sprache her hätte niemals genügt. Es hätte eine Germanisierung dem Blute nach sein müssen. Angesichts der großen zahlenmäßigen Überlegenheit der Esten und Letten bestand aber die große Gefahr, daß vielmehr eine rassische Überwältigung der Deutschen durch diese anderen Nationen mit der bloß geistig-sprachlichen Germanisierung

parallel gegangen und sie damit um ihren tiefsten Sinn gebracht worden wäre. Allerdings war es der Fehler des baltischen Adels, daß er nicht selbst deutsche Bauern ins Land zog.

Wenn irgendwo im Auslandsdeutschtum ganz früh schon die Gewalt des Blutes und der Sinn seiner Reinerhaltung eine große Rolle spielten, so hier im Baltikum. Es war eine rassische Notwehr, wenn die soziale Mauer gegenüber den fremdnationalen Kleinbauern zugleich als nationale Grenze aufgerichtet wurde. Daß trotz dieses Fehlens des Bauerntums die baltischen Junker und Patrizier, freilich auch die Akademiker und Handwerker, Jahrhundert um Jahrhundert den Gefahren der Überfremdung weitgehend trotzen, nötigt uns große Achtung ab. Ja, der Stolz der Balten auf diese völkische Leistung des Widerstandes und der Selbsterhaltung befähigte sie dazu, in Zeiten binnendeutscher Erniedrigungen und Überfremdungen warnend und mahnend zu den Brüdern im Reich herüberzurufen. Es ist gewiß kein Zufall, daß in dem Augenblick, in dem die rote Flut Deutschland zu überwältigen drohte, eine Auslese bester Deutscher gerade im Baltikum in den Freikorps noch einmal das Leben einsetzte, um gegenüber der bolschewistischen Gefahr einen Damm zu errichten.

Diese Deutschen aus dem Baltikum standen im Lauf der Jahrhunderte seit der Trennung vom Ordenslande teils unter polnischer, teils unter schwedischer Oberhoheit, ihr Land fiel an den Zaren — aber immer wieder erhielten sie ihr Volkstum. Erst seit 1819 freilich fanden sie sich als Generalgouvernement geeinigt, das mit Rußland durch die Personalunion des Herrschers verbunden erschien. So kommt es, daß Kurländer und Livländer, Estländer und Rigenser in mancher Einzelfarbe differieren. Und erst seit der blutigen Letten- und Estenrevolte gegen die Deutschen (1905) fanden sie sich in der gemeinsamen Abwehr so eng zusammen, daß nicht nur die landschaftlichen Färbungen fielen, sondern daß dann auch die seit dem Ende des Weltkrieges vorgenommene Aufteilung auf die neuen baltischen Randstaaten diese Einheit nicht mehr zu zerstören vermochte. Nun suchen auch die Deutschen in Litauen (das Memelland gehört nicht dazu, es spielt ja politisch und seiner Herkunft nach eine ganz andere Rolle) mit dem baltischen Deutschtum in Fühlung zu kommen, das allmählich zur Schicksals- und Gefühlsgemeinschaft eines eigenen deutschen Stammes zusammenwächst¹. Allerdings ist gerade heute auch der kulturelle Zusammenhang der jüngeren Generation mit dem geistigen Leben des Mutterlandes besonders eng. Die Rolle der Universität Dorpat, die früher als die hohe Schule aller Balten galt, ist nun zum großen

¹ Vgl. dazu L. Madensen, Die Balten (= M. Wähler, Der deutsche Volkscharakter, Jena 1937, S. 468 ff.).

Teil durch die Herder-Hochschule in Riga übernommen worden. Heute geht es um zähe Auseinandersetzungen mit den zwei Staatsnationen. Es kommt darauf an, das überlieferte deutsche Volksgut lebendig zu erhalten, trotzdem besonders in Lettland und Litauen der Druck von seiten der Staatsnation unerfreulich stark wurde und etwa die Zertrümmerung der uralten deutschen Zünfte in Lettland schweren Schaden anrichtete.

Die Großräumigkeit der baltischen Landschaft, an der die Deutschen mit unendlicher Liebe hängen, kommt in der baltischen Dichtung genau so zum Ausdruck wie die aristokratische Lebensform und die Neigung zum Festhalten am Ererbten. Ganz besonders aber ist der ausgeprägte Sippen Sinn, die bewußt protestantische Grundhaltung und die große baltische Kunst des Gespräches in die dichterische Diktion der Balten eingegangen.

Die baltische Dichtung hat manche große Vergangenheit. Das deutsche Lied erfuhr von dorthier seit dem 17. Jahrhundert manche schwerwiegende Bereicherung von gesamtdeutscher Wirkung. Goethes Straßburger Freund Lenz, einer der leidenschaftlichsten Stürmer und Dränger, war aus dem Baltikum gekommen. An der Romantik hatten die Balten starken Anteil, weil sie so gut wie alle über einen ausgeprägten Sinn für das Metaphysische verfügen. An unserer letzten Jahrhundertwende aber kam vom Baltikum her ein Erzähler von zwiespältiger Bedeutung, der in seinem Werk das typische Bild der Unsicherheit dieser Übergangszeit in Verbindung von verführerischem Stil und allzu weichlicher Haltung bietet: der Kurländer Eduard Graf von K e h s e r l i n g (* 1858 zu Pels-Paddernin in Kurland, † 1918 zu München), der mit dem von uns abzulehnenden Allerweltsphilosophen ähnlichen Namens nicht verwechselt werden darf. Sein Menschenbild ist noch individualistisch belastet. Immer wieder zeichnet er die baltischen Barone und Komtessen. Immer kehrt das Generalthema seiner epischen und dramatischen Dichtungen wieder: die Liebe als Gegenspiel der unendlichen Einsamkeit der menschlichen Kreatur. Deutlich erkennt Kehserling die Schattenseiten dieser überalterten individualistischen Lebensform. Aber er hat noch keineswegs die Kraft, die neue Welt des Wir zu zeigen. Nur sehnsüchtig sehen diese Barone und Komtessen hinüber zur gemeinschaftsfähigen bäuerlichen Welt, die sie beneiden, weil ihr zuteil wurde, was sie nicht haben können.

Es sind im wesentlichen drei verschiedene Dichtergenerationen, denen wir seither im baltischen Schrifttum begegnen: die der Sechzigjährigen, die der Vierzigjährigen und die der nun nachdrängenden Jugend, die — wie schon mancher unter den Vierzigjährigen — nur in engem Zusammenhang mit dem Werden des neuen Deutschland zu verstehen ist.

Immer hat die baltische Dichtung zwei verschiedenartige schöpferische Typen hervorgebracht; beide hängen mit der politischen, sozialen, religiösen und landschaftlichen Eigenart des Baltentums eng zusammen und beide zeigen dieses baltische Sondergepräge genau so deutlich erkennbar, wie der Balte selbst, auch wenn er inmitten anderer deutscher Stämme lebt, dieses in vielhundertjährigem Kampf des Inselfeindschafts erwarbene Sondereigenschaft nicht ablegt. Die einen wollen bewußt über die Grenzen ihres Heimatbereiches hinaus vorstoßen, nicht nur in den Raum des Gesamtdeutschen, sondern in den europäischen Raum der Begegnung mit anderen Nationen, die ebenfalls einer aristokratischen Haltung fähig wären. Die anderen dagegen verbleiben bewußt, auch wenn sie indessen in Deutschland ihre Heimat gefunden haben, im engeren Gestaltungsbereich des Baltenlandes. Nichts hat so sehr ihr Interesse und ihre Liebe, nichts darf sie so stark als Kämpfer und Verteidiger in Anspruch nehmen, als diese baltische Heimat. In ihren Gesängen und Romanen — das Drama ist da eine Seltenheit — wird der politische Kampf der Deutscherhaltung direkt ausgetragen. Früher als in Deutschland entwickelt sich deshalb im Baltikum eine Art wehrhafter Heimatdichtung, die ursprünglich von historischen Reminiszenzen ausgeht, dann aber immer stärker in die einzelnen Phasen der Gegenwartskämpfe eingreift. Diese Wehrhaftigkeit der baltischen Dichtung sieht freilich anders aus als die etwa der grenzdeutschen Danziger Dichtung. Das Aristokratisch-Abweisende ist — zumindest bei den Sechzig- und zum Teil bei den Vierzigjährigen — auch hier der Grundzug geblieben. Die junge Generation freilich mündet mit ihrer Dichtung nun in die neuen Formen und Haltungen ein, die heute für den gesamtdeutschen Wandel charakteristisch sind. Der Unterschied der auslanddeutschen Ziele gegenüber den grenzdeutschen macht sich freilich selbst hier geltend.

Da singt etwa — schon gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts — Freiherr von Grotthuß, der Begründer des „Türmer“, sein „Baltisches Lied“, das nicht nur „Polenlist“ und „Schwedentrug“ beklagt, sondern kampfbewußt das kommende Glück des Baltenlandes beschwört. Und selbst Maurice Reinhold von Stern, der auszog, weil ihm seine Heimat zu eng schien, der auszog, um im Fahrwasser Tolstoj's ein Kosmopolit zu werden, selbst er kehrt schließlich tief enttäuscht von dieser haltlosen Utopie zurück, gesundet an der Wiederbegegnung mit seiner Heimat, und wird nun zu ihrem Verfechter:

„Ich bin Kosmopolit,
lauwarm und flug;
doch ich gestehe euch,
als ich nach Jahren

deutschen Boden betrat,
— heiß und treu —
da küßte ich ihn."

So stark ist die Bannkraft dieser baltischen Heimat. Nichts ist naheliegender, als daß andere die Elemente festhalten, die diese Kraft des immer neuen Gewinnens, aber auch der immer neuen Bewahrung auszuüben vermögen. Da taucht in vielen Gedichten von Kurt B e r t e l s (* Riga 1877, † 1910 in Korfu) und Karl Worms, von Carl Hunnius und in den „Baltischen Heimat-, Trutz- und Trostliedern“ Leopold von Schroeders, in Gedichten von Eberhard Kraus und von Christoph M i d - w i k (* 1850) diese weite Landschaft des deutschen Nordostens auf: der Atem der Ebene, ihr unendlicher Horizont, die Melancholie des östlichen Himmels, die lastende Schwere des östlichen Meeres, die träge Langsamkeit der breiten Flüsse — und inmitten dieser tiefernten Landschaft die architektonische Gewalt der urdeutschen Burgen und Dome und Rathäuser, wie sie in ihrer wuchtigen Backsteingotik schon aus der wehrhaften Haltung des Ordensstaates und auch später immer wieder als Bollwerk hineingestellt wurden. Aus der siebenhundertjährigen Geschichte dieser Deutschbalten aber gingen die führenden, die sagenumwobenen Gestalten in die „Baltischen Balladen“ des 1918 von den Bolschewisten nach Sibirien verschleppten livländischen Dichters Gustav von H i r s c h - h e h d t (* 1853 Walk in Livland, † 1934 Riga) ein, dem wir auch den 1905 entstandenen, politisch so aufschlußreichen „Baltensang“ verdanken, der die grauenvolle Wirkung der ersten russischen Revolution, aber auch die typisch baltische, trotzig Widerstandskraft der Deutschen festhält. Auch Karl von Frehmann hat schon 1907 in seinem naturalistischen „Schauspiel aus der lettischen Revolution“: „Der Tag des Volkes“ dieses grausame Vorspiel des Späteren gestaltet.

Den dichterischen Typ des Weltweiten, der dennoch den volkhaften Wesenszug nicht verleugnet, verwirklichen in der älteren Generation neben Otto Freiherrn von Taube vor allem auch Manfred Ryher und Bruno Goek. Otto Freiherr von T a u b e (* 1879 Reval, Estland), der früh schon mit dem Faschismus in Berührung kam und auf diesem Umweg dann den Weg zu unseren neuen Auffassungen herüberfand, zeichnet in den „Löwenpranken“, diesem baltisch-adeligen Geschlechterroman, ein Bild erbmäßigen Widerstandswillens. Gewiß droht Verfall; aber an der völkischen Pflicht wächst das kommende Geschlecht wieder in die ursprüngliche Kraft und Sicherheit der Ahnen hinein. Und die späten Erzählungen „Baltischer Adel“ künden den berechtigten Stolz auf jene Großen des baltischen Deutschtums, die diese Erde deutsch zu erhalten wußten. Auch ihn verläßt das Bild der Heimat: Reval selbst draußen

in der Welt nie — und alle seine Gedichte, auch die, die letzte Fragen des Menschendaseins aufrollen, werden von ihrer sittlichen und charakterlichen Wesensart her schließlich das, was eine der seelisch tiefsten Erzählungen Taubes mit ihrem Titel schon sagt: „Märchen von der Heimat“. Manfred R h b e r (* 1880 Riga, † 1933 Löwenstein bei Heilbronn) freilich wurde selbst durch das Bolschewistenerlebnis, das ihn fast in den Tod getrieben hätte, nur noch viel tiefer in seine Welt der Märchenhaftigkeit hineingeführt. Es ist allerdings eine kritisch-satirische Märchenwelt, die an den Deutschen der Systemzeit und an ihrem Materialismus scharfe Kritik übt. Bruno Goetz hingegen verdanken wir neben seinen wenig geglückten Romanen auch eine theoretische Schrift „Neuer Adel“, in der — bezeichnenderweise vom baltischen Raum her — eine frühe Konzeption des Führeradels zustande kommt, der Deutschland retten soll.

Gegenüber solchen Weltweisen und Romantikern mutet uns innerhalb der älteren Dichterschicht die bodenverbundene Gestalt Peter Zoega von M a n t e u f f e l s (* 1866 Rittergut Bachmuth, Estland) zupackender, unmittelbar eingreifend an. Spät erst wurde der baltische Baron aus Estland zum Dichter. Schwer litt er unter den Schicksalsschlägen seiner Heimat, unter dem Weltkrieg, der russischen Revolution, dem Bolschewismus. Mit seltsam problematisch-psychologischen Erzählungen (z. B. dem „Tagebuch einer Egoistin“) hat er begonnen. Aber sehr bald schon packt ihn das Schicksal der eigenen Heimat und der Führerschicht, der er selbst angehört. So wird Zoega von Manteuffel in seinem 1926 erschienenen Roman „Könige der Scholle“ zum Sänger des baltischen Pflichtbewußtseins, zugleich aber auch zum Schilderer der großen Gefahren, die diesem baltischen Adel drohen. Mit realistischer Anschaulichkeit zeigt er uns die Verwüstungen, die die völkische und rassische Unzuverlässigkeit des einen der beiden Brüder anrichtet, der aus Karrieregründen der deutschen Sache untreu wird. Am den Schluß des Romans rückt er als große Vision des Grauens die rote Revolution. Die baltischen Barone werden nach Sibirien verschickt — ihr Los ist Untergang im heldenhaften Schweigen der Qual. Leuchtend aber triumphiert über diese Nöte das große Ideal des baltischen Adels, „Könige der Scholle“ zu sein, d. h., sich auch wie ein König verantwortlich zu fühlen und für dieses Stück Land in den Tod zu gehen. Das Rassenproblem, das hier früh schon erkannt wurde, behandelte Zoega von Manteuffel in seinem Roman „Halbblut“, der freilich noch der letzten Klarheit entbehrt. In seinem „Estnischen Bauernbuch“ und in den Erzählungen „Menschen des Nordens“ bringt uns Zoega von Manteuffel überdies das Antlitz des anderen nationalen Partners ohne Voreingenommenheit, klar in seinem völkischen Eigen-

wesen, nahe. Auch dieses Antlitz müssen wir kennen, um die baltischen Schwierigkeiten ermessen zu können. Die größte Breitenwirkung und die größte völkische Werbekraft hat Zoege von Manteuffel freilich mit jenen Liedern ausgeübt, in denen er das Los und die Haltung der baltischen Junker zeichnet, denen er selbst zugehört. Aus ihnen spricht der selbstkritische und todestroßige Geist, der uns das Bild der Deutschen im Baltikum entgegenhält: zum Äußersten bereit sein um dieses Bodens willen, auf dem man lieber aufrecht sterben, als ihn verraten will.

Diesen Grundzug aber finden wir gerade im Antlitz der Jüngerer ebenso scharf ausgeprägt. Selbst das Profil der baltischen Frauendichtung, das sonst oft mehr die Züge der Unterhaltungsschriftstellerei als der ernsthaften Dichtung aufweist, vermag auch den tragischen Seiten des baltischen Schicksals gerecht zu werden. Monika H u n n i u s (* 1858 zu Narwa, Estland, † 1934) etwa erzählt recht farbenfreudig von „Baltischen Häusern und Gestalten“; und Theophile von Bodisco setzt neben die Zeichnung der baltischen Adelswelt in ihren Erzählungen „Im Haus des alten Freiherrn“ und „Aus einer verklingenden Welt“ auch die des mindestens ebenso verdienstlichen Bürgertums. Aber Mia M u n i e r - W r o b l e w s k a, die selbst viel Schweres erlitten hat, zeigt uns in ihrem Roman-Zyklus „Unter dem wechselnden Mond“ ein ganzes kurländisches Geschlechterschicksal vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis in die Bolschewistenzeit. Und Monika Hunnius weiß darüber hinaus freilich auch leidenschaftlich Bericht zu erstatten über die Bolschewistenherrschaft in Riga. Unter den jungen Dichterinnen ist zweifellos Gertrud von den B r i n d e n (* 1892 Gut Brind-Pedwahlen) die bedeutendste. Ihr „Heimwehbuch“ erschließt uns die Seelennot derer, die ins Reich wandern mußten, aber auch die Nöte derer, die daheim die Wacht halten. Ihr Lied vom „Abzug der Deutschen aus Kurland“ gehört zum Erschütterndsten unter den dichterischen Gestaltungen der baltischen Tragödie. Viele ihrer Gedichte, aber auch ihr Kindheitsroman „März“, lassen noch einmal den alten Glanz des kurländischen Gutshofes aufleuchten — wie nun auch Oskar Grosberg in seinem altlibländischen Buch den Gutshof „Meschwalden“ erstehen läßt —, aber nicht bloß als schöne Vergangenheit, sondern als Ruf zur Würde des Tragens. In diesem Sinn der Selbstzucht aber wendet sie sich auch mahnend und aufrichtend an das nun kommende Geschlecht.

Der Jubel über den Einzug der deutschen Truppen, der vergangene Kampf, alle die Hoffnungen auf Erlösung und die Qual des roten Terrors, die ihrem Abzug folgte, stehen auch in der Mitte der Baltischen Trilogie von Siegfried von B e g e s a d (* 1888 Blumbergshof, Libland). In den drei Romanen „Blumbergs Hof“, „Herren ohne Heer“

und „Totentanz in Livland“ wird mit der Entwicklung eines Einzelnen, dieser „kleinen baltischen Nebenfigur“ Aurel Heidenkamp, zugleich die Schicksalsgestaltung des ganzen Baltikums im selben Zeitalter geschildert. Zugleich mit Aurels Kindheit und Schulzeit erleben wir nicht nur das Treiben auf den Gutshöfen, den Familienkult der baltischen Adelligen, ihr kulturelles Leben, ihre seelische Haltung, sondern wir werden auch mitten in das politische Wetterleuchten der lettischen Revolution und in alle die Vorstadien des Weltkrieges geführt, sofern sie sich im Baltikum bemerkbar machten. Aurel kann — wie Begesack selbst — infolge einer Augenverletzung nicht mit hinausziehen. So sehen wir mit ihm daheim alle Phasen des Weltkrieges, den Einzug der deutschen Truppen, das Blutbad der roten Horden nach dem Abmarsch der deutschen Truppen; wir erleben die Abwehrkämpfe der baltischen Landwehr gegen die Bolschewiken und die Esten, wir erleben alle die grausigen Gefängnisnächte der baltischen Adelligen — aber wir folgen dem Dichter nicht bei seiner allzu skeptischen Schlußfolgerung, die Auswandern nach Deutschland für den einzig möglichen Weg hält. Manches tapfere und klärende Wort — auch über das frühere binnendeutsche Mißverstehen des Balten als minder wertvollen „Deutsch-Russen“ — hören wir inmitten dieser Trilogie und über das jahrhundertelange „Trotzdem“ des baltischen Deutschtums und über den Sinn des deutsch-baltischen Herrentums, freilich auch manches allzu Private, das verallgemeinert erscheint. Ein Vergleich etwa mit ähnlichen Partien aus Dwingers Roman „Die letzten Reiter“, diesem Heldenlied der deutschen Grenzschutztruppen, läßt den tiefgreifenden Unterschied zwischen Dwingers gestalteter Leidenschaft und Begesacks verschwommen-privatem Geschehnis-Mosaik erkennen. Begesacks Ehrf. hingegen weiß oft das Allgemeine des baltischen Erlebens und der baltischen Haltung ins Mythische zu erheben: in verschwimmenden Konturen und dennoch der Eigenart getreu. Demgegenüber vermag Burghard von Schrenck die typisch baltische Haltung von ihrer zähen Wesensart her klar und eindeutig, geradezu präzise nach ihren Symptomen, zu umschreiben. Wie voll der Kraft des Selbstvertrauens mutet uns etwa das schon berühmt gewordene Lied „Wir Balten“ von Burghard von Schrenck an.

Von dieser Grundhaltung her möchte auch das bisherige Werk des aus Riga stammenden Dichters Werner Bergengruen (* 1892 Riga) verstanden werden. Daß Bergengruen, der den Weltkrieg auf deutscher Seite mitmachte, nachher dann in der baltischen Landwehr an den Abwehrkämpfen gegen die Bolschewiken teilgenommen hat, um seine Heimat vor dem Ärgsten zu bewahren, zeigt uns seine Einstellung: er gehört nicht zu den Theoretikern. Und diese Einstellung ist vielen seiner Bücher

zu eigen, auch dort, wo weder vom Baltikum, noch von der Gegenwart die Rede ist. Auch sie freilich halten sich nicht immer von Verschwommenheiten fern, die dem gewollten Metaphysischen nicht gerecht werden. Selten flattert in seinen Gedichten, wie in einer Vision vom „ersten Patrouillenritt“, die direkte Erinnerung an den Krieg auf. Und dennoch könnte viele seiner Erzählungen und Romane — am wichtigsten die Persönlichkeitsgestaltungen im „Kaiserreich in Trümmern“ (Tragödie Odoakers), im Renaissancegemälde eines Machtmenschen „Der Großthron und das Gericht“ und anderen historischen Erzählungen — keiner geschrieben haben, der nicht durch diese große Feuerprobe gegangen ist. Aus dem heimatischen Brauchtum erstehen Bergengruens Lyrik volksliedhafte Töne. Sein „Raschubisches Weihnachtslied“ etwa wächst aus solchen Zonen in die Gestaltungsweise von Claudius hinein. Sein Lied von den „ewigen Wäldern“ zeigt ihn in seiner Verbundenheit mit den mythischen Zügen der baltischen Eigenart. Vielleicht aber hat er auch über sich selbst und die melancholische Sicht seiner Aufgabe das Wesentlichste in seinem Lied vom „Wanderbaum“ lyrisch ausgedrückt.

Ein wesentlich anderes Profil, trotz der gleichbleibenden Stammesart, zeigt schließlich die jüngste baltische Dichtergeneration. Wie im neuen Reich erscheinen auch hier mit den tatsächlich an Jahren jungen Dichtern zugleich einige Bierzig- und Fünfzigjährige, wie etwa Gertrud von den Brincken oder Herbert von H o e r n e r, eng verbunden, die genau so wie die Jungen tief erfaßt sind vom großen gesamtdeutschen Wandel unserer Epoche. Denn das ist das geschichtlich wichtigste Phänomen dieser jungen baltischen Dichtung, daß auch ihre Träger — und sie sind ja nur wieder Wortführer von Tausenden — von der großen Welle erfaßt sind, die nicht staatsdeutsch, sondern volksdeutsch wirkt, weil es da um den Genesungsprozeß der ganzen Nation, um die elementare Wiedergeburt der deutschen Volkheit zur eigenen Art und zur wiedererstandenen Kraft geht. In Danzig ist diese Wandlung parallel mit dem Reich infolge seiner deutschen Eigenstaatlichkeit und infolge des parallelen Strukturwandels dieses kleinen Staates selbstverständlich. Im Memelland, das unter so überaus starkem Druck steht, kommt diese Wandlung im Raum des Schrifttums indirekt zum Ausdruck. Sie erweist sich in der Eigenart der neuen Natur- und Menschen- und Landschaftsauffassung mehr als in einem direkten Aussprechen der neuen Sachverhalte. Die junge baltische Dichtung hingegen weiß in der notwendigen, weil durch das ausland-deutsche Inseldasein gebotenen, Selbstbewußtheit ihrer stammesbedingten Haltung und, trotz der größeren Schwierigkeiten, doch auch auszugehen von dieser neuen Lebensauffassung, die das Volk als Urgrund der Gemeinschaft anerkennt und den Individualismus ebenso schroff ablehnt,

wie den Materialismus. Als „Ruf“ der Erweckung empfinden auch diese Jungen die Überwindung des Fremden und die grundlegende Wendung zum eigenständig-deutschen Lebensgepräge — und dieser Ruf, er ist den jungen Balten nichts Neues. Ihre Vorfahren hatten ja selbst den Binnen-deutschen oft ihre Überfremdung vorgeworfen. So kommt es, daß diese jungen baltischen Dichter uns mit leidenschaftlichen Bekenntnisliedern entgegentreten, die auch der kraftvollen Sprache und einem fast hart zu nennenden Rhythmus nach die von Zoege von Manteuffel und Burdhardt von Schrendl begonnene Linie fortsetzen und dem Eigenton unserer Epoche anpassen. Neu ist an dieser jungen baltischen Dichtung, daß die adelige Gesinnung, die der Dichtung dieser Volksgruppe aus soziologischen Gründen immer schon eigen war, nun bewußt auf das Ganze der Volksgemeinschaft übertragen wird; und neu erscheint auch, daß in diese Gemeinschaft von den Jungen nun bewußt alle Glieder dieses Volkes einbezogen werden. Zum erstenmal wird in dieser Dichtung der Jungen versucht, die im baltischen Lebensgepräge bis dahin so zäh festgehaltene Exklusivität zu sprengen und alles, was deutsch heißt im Baltikum, einzubeziehen in diese notwendig zusammengeschlossene Volksgemeinschaft, die gewillt ist, auf dem Fundament der Ahnen mit doppelter Kraft aufzubauen.

Zwei Ihrische Anthologien machen uns mit diesen jungen baltischen Dichtern und mit den reiferen, die sich mit ihnen verbünden, bekannt: „G e h t e i n R u f ü b e r s L a n d“ (1934, angeregt durch den Germanisten der Herder-Hochschule, Prof. Otto von Petersen) und „N e u e b a l t i s c h e D i c h t u n g“ (1935). Gewiß geben diese beiden Anthologien noch kein völlig einheitliches Bild, weil hie und da auch noch weichere Töne durchklingen. Aber die Wesentlichen unter diesen Dichtern tragen auch in ihren später entstandenen Dichtungen, von denen in der vorliegenden Sammlung mancherlei Proben geboten werden, die harten, gestrafften, männlich-zuchtvollen Züge, die wir genau so an der jungen Dichtung des Dritten Reiches lieben. Vor allem ist es unter den Jüngeren der Rigaer Dichter Lex S c h l o ß, der in seiner Gestaltung des Volks- und Gemeinschaftsgedankens, in seiner Kameradschaftsauffassung ebenso wie in seiner Naturauffassung und Charakterhaltung das neue Gepräge des heroischen Grundzugs zum Durchbruch bringt. Dazu paßt es durchaus, daß Hans R a m n e e l sein „Aufstieg“-Symbol, bezeichnend zugleich für soviel andere aus dieser jungen baltischen Generation, als Sinnbild der enthusiastischen Lebensmeisterung hinstellt. Und Walter P o g g e s „Marschlied“ klingt genau so, als wäre es inmitten der Jugend des neuen Deutschland gesungen. Es geht da nicht um ein bloß Politisches im früheren engen Sinn, sondern es geht hier um einen

„Gleichschritt“ der Seele; um ein Gemeinsames der neuen deutschen Lebensform, das nicht zuletzt auch in jener, der Gemeinschaft dienenden Arbeitsauffassung zum Vorschein kommt, die Heinrich B o s s e in seinem „Chor der Arbeitskameraden“ liedhaft zu gestalten weiß. Wer solche Klänge hört und recht zu deuten weiß, der darf überzeugt sein, daß Herbert von H o e r n e r (* 1884 Ihlen, Rurland), den wir nun auch als einen der wenigen vollendeten Novellisten des gesamten deutschen Sprachgebietes kennengelernt haben („Die Kutscherin des Zaren“, „Die letzte Kugel“), recht hat, wenn er den Jungen in diesem Zeitalter des organisch gewordenen Denkens vom „Beispiel der Natur“ singt; der darf aber auch überzeugt sein, daß Herbert von Hoerners Schlußvers in seinem kraftvoll in sich geschlossenen Lied „Erde der Heimat“:

„Greif, Pflüger, zum Pflug! Sämann folgt hinterdrein.
Deutsches Saatgut der Heimat, Gott erhalte dich rein!“

nicht bloßer Wunschtraum bleiben wird. Denn diese Jungen, die nun vielfach der Bürgerschicht angehören, von ihr aus aber vor allem der ganzen Volksgemeinschaft dienen wollen, sie wissen um ihre Pflicht dem Gesamtdeutschtum gegenüber, und sie werden sie erfüllen in dem zuchtvollen Geist, in dem Arved K r ö g e r das Bild der „Balten“ zuversichtlich vom Vergangenen her ins Künftige deutet.

Wir wissen, wie groß die Schwierigkeiten sind, unter denen die Balten, die zu den einstigen sendungshaften Auswanderern gehörten, diese Aufgabe gegenüber dem Gesamtdeutschtum heute zu erfüllen trachten. Wir wissen, wie schwer die Einbußen des deutschen Bodenbesitzes für die Deutschen im Baltikum gewesen sind, und wir wissen auch, wie schwierig die kulturellen Verhältnisse der Deutschen, vor allem in Lettland und Litauen, sich gestalten. Trotzdem darf uns gerade das Bild, das die junge baltische Dichtung uns entrollt, deshalb mit Zuversicht erfüllen, weil dort die biologische Grundlage gerade auch des Inseldeutschtums voll erfaßt ist, und weil nun alle ausnahmslos zur Grundlage des Volkhaften heimgefunden haben.

Christoph M i c h w i k / Heimatlied

O Heimatland, auf der Begeist' rung Schwingen
schwebt unser Lied empor zu deiner Ehr'!
Wie Sturmesrauschen soll es brausend klingen,
wie Glockenklang, so rein, so voll und hehr!

Von Kurlands wald'gen Gauen
durch Livlands Bergesauen
hell tönt's im Dreiklang bis zu Estlands Strand,
sei uns begrüßt, o altes Heimatland!

Wie rauscht das Meer um deine weißen Küsten
und singt ein Lied von alter Hansamacht!
Wie stolz und stark sich deine Tannen brüsten,
die einsam stehn auf hoher Felsenwacht.

Ob Stürme sie umschmettern,
sie troken Sturm und Wetter,
denn ihre Wurzel senkt durch Stein und Sand
sie fest hinein ins alte Heimatland.

Und wetterhart, das trotz'ge Haupt im Nacken,
steht um dich deiner Söhne Ehrenschnuck,
die Faust bereit, den Griff des Schwerts zu packen,
bereit die Hand zu festem Bruderdruck.

Im Kämpfen und im Lieben
mit Herzblut dir verschrieben,
so schirmen dich, verschlungen Hand in Hand,
der Heimat Söhne, altes Heimatland!

Mag Leid, mag Glück durch uns're Tage treiben,
wir halten stand, vereint unwandelbar,
„In Treuen fest!“ soll unsre Losung bleiben,
wie sie der Väter Stolz und Ehre war!

Daß uns dies Vatererbe
nicht sterbe, noch verderbe,
so schwört aufs neu ihr Brüder stammverwandt,
die alte Treu' dem alten Heimatland!

Kurt Bertels / Nord

Ich liebe die sonnigen Wälder
in Livland, da bin ich her,
den Silbersee und das Torfmoor
und mein Boot und mein altes Gewehr.

Ich liebe die nordischen Farben:
Schwarzfichten riesenhaft
und leuchtende Lämmerwolken,
Bernstein und Birkenstaff.

Ich liebe die Taucherenten
in ihrem weißblendenden Pelz,
vom Flügel der Mandelkrähe
hellblauen versteinerten Schmelz.

Ich liebe die blanken Gefahren:
Sturmsegel, verwegenes Spiel,
die sternklare nordische Rede
und Worte mit Bug und Kiel.

Gustav von Hirschheydt / Baltensang (1905)

Wir sehen haßerfüllte Mienen
und sind bedroht von Mörderhand.
Die Stätten werden zu Ruinen,
wo unsrer Väter Wiege stand.

Wir werden Fremdlinge gescholten,
es höhnt uns jeder feile Knecht,
Mit Mord und Brand wird uns vergolten
der Sinn für Ordnung und für Recht.

Nicht eine Spur soll übrigbleiben
von allem, was wir treu gehegt.
Man will uns von der Scholle treiben,
der wir die Züge aufgeprägt.

Wir aber wollen es beweisen,
der Väter echtes, deutsches Blut;
Wir sind noch nicht das alte Eisen,
das nur noch zum Verrosten gut.

Was aus Jahrhunderten geboren,
das fällt noch nicht auf einen Hieb.
Gewiß, wir haben viel verloren,
und doch — wir wissen, was uns blieb!

Es ist die Kraft, sich aufzuraffen,
von alters unser Ehrenschild;
sie wird auch heute nicht erschaffen,
wo es das Sein der Heimat gilt.

Schon oftmals zogen schwer geladen
die Wetter über unser Haupt,
doch konnten sie uns dauernd schaden,
solange wir an uns geglaubt?

Otto Freiherr von Taube / Reval

Du singst durch alle meine Klänge
vom Morgen bis zur Abendruh,
und alle meine stillen Gänge
sie führen deinem Bilde zu:

Mag Feld und Wald mich frisch umsäumen,
mag ich am Berge stehn, am Wehr,
in all mein Träumen rauscht das Schäumen
allein vom ungestillten Meer.

In all mein Sinnen stehn die Zinnen
allein der Stadt an grauer Bucht,
und die Gedanken, wie sie rinne,
sie haben sie nur aufgesucht.

Otto Freiherr von Taube / Wie die Kraniche

Gleich wie die Kraniche auf ihren Zügen,
dazu des Südens Sehnsucht sie erregt,
in ihren altgewohnten Dreiecksflügen,
als wie von wunderbarem Maß bewegt,

gen Süden schwimmen, ziehn die edelen Seelen
vor unserem geistigen Blick — — ein ganzes Heer,
daraus wir unsere Heiligen erwählen — —
am hohen Himmel wunderbar einher.

Wie jene in das Unsichtbare schwinden
der Ferne, deren Dünsten sie verschlingt,
und unseren Augen nicht mehr aufzufinden,
indes ihr Ruf noch lange zu uns dringt,

so, wenn die inneren Augen auch versagen,
braucht doch das Menschenkind, das sehnt und ahnt,
beim Schwinden der Gestalten nicht zu zagen,
weil der Verschwundenen Stimme lang noch mahnt:

Und, von den langen Rufen nachgezogen,
folgt es beschwingt, beseeligt und bereit,
den Ehrwürdigen, die vorausgeflogen
und vor uns langten in die Ewigkeit.

Otto Freiherr von Taube

Ich hing mein Herz an einen Kameraden

Ich hing mein Herz an einen Kameraden.
Der zog weit fort.
Jetzt zieht mein Herz mit ihm auf seinen Pfaden
von Ort zu Ort.
Ich aber wurde leer und bin vom Schaden
so ganz verdorrt.

Wo wanderst du? War doch des Sommers Schimmer
noch nie so grell!
Schaust du das Meer? — Wie träumtest du doch immer
von ihm, Gesell!
Mir ist's, ich sähe dich in dem Geflimmer
stark, frank und hell.

O wär ich mit! O zög ich einmal wieder
der See entlang,
Gefährte beim Gefährten, Meereslieder
im Ohr und Gang,
und sög in mich das mächtige Dufte wieder
von Salz und Tang!

Ich darf es nicht. Hab' du's, hab' du's und koste,
wie du's begehrt,
was deinem Blute jung wie jungem Moste
die Welt beschert.
Ich hätte, wär ich mit, mit meinem Moste
dich nur beschwert:

Dich nur um deine Freudigkeit betrogen
wie Reif, der taut. —
Wiewohl mein Herz dir immer nachgezogen,
das dich geschaut,
wie dir der Blick beim ersten Blick der Wogen
hell aufgeblaut.

Otto Freiherr von Taube / Goester Sonett

Ich bin nicht ich, bin mehr, als alle wähen,
bin meiner Väter, meiner Ahnen Blut,
ich habe ihre Liebe, ihre Mut
in mir, ihr Werk und Wesen und ihr Sehnen;
hab' ihre Mühen in mir, ihre Tränen
und ihre Lust, ihr Lachen, ihren Mut,
hab' ihr Versagen in mir, ihre Glut:
Ich bin nur das, was einstmals war in jenen.

Das bin ich. Weder weniger noch mehr.
Unschätzbar Gut ward so mir mitgegeben.
Wie ich's verwalte, das allein ist mein:

Gott schütz mich, dessen nicht mehr wert zu sein!
Und helfe mir in meinem kurzen Leben,
daß ich's verwalte nach Gebühr und Ehr.

Otto Freiherr von Taube Das Märchen von der Heimat

Auf der Burg am Höhenrande, die über die Buchentwipfel weg
auf den bachdurchzogenen Wiesengrund blickte, hörte der junge
Werner bisweilen abends den blinden Ahnen von der Herkunft
ihres Geschlechtes erzählen: fern aus dem Norden her sei es nach
diesen milderen Breiten eingewandert. Er hörte ihn von einem
großen Wasser erzählen, an dem die Vorfahren gesessen wären.
Doch wenn er den Alten fragte, ob sie, um in das Land, da man
jetzt wohnte, zu ziehen, über dieses Wasser gekommen wären
oder schon diesseits seiner heimisch gewesen, wußte jener nichts
Bestimmtes zu erwidern, wie er überhaupt auf des Heranwachsen-
den Fragen nie bestimmte, oft gar ausweichende Antworten gab.

„Ahn, sind die Vorfahren zu Roß hierhergekommen?“ fragte

der Enkel etwa. Der Alte erwiderte: „Das weiß ich nicht.“ — „Ahn, hatten sie viel Abenteuer zu bestehen?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Aber ich weiß nur“, sagte er einmal, „daß sie stark genug waren, jedwedes Abenteuer zu bestehen.“

„Haben sie die See, an der sie saßen, auch befahren?“ fragte Werner den Ahn einmal, nachdem ein durchreisender Benediger, der im Hofe bunte Waren dem Burggesinde angeboten und, von diesem neugierig nach der Fremde ausgefragt, unter anderem auch einiges über Seefahrt hatte verlauten lassen. Zuvor ja hätte der Knabe auf jene Frage nicht verfallen können, da hier, im Binnenlande, weder er noch jemand anders je ein Ruder oder ein Segel gesehen hatte.

Auf des Enkels Frage antwortete der Ahn diesmal folgerichtiger Überlegung: „Gewiß haben sie die See zu befahren verstanden, wenn sie zuvor jenseits ihrer gesessen wären. Wie wären sie denn sonst herübergekommen? Ob sie aber jenseits ihrer gesessen, das wissen wir nicht.“

„Ahn, ist die See sehr fern von hier?“ fragte der Enkel.

„Sehr fern“, erwiderte der Alte.

„Könte man zu ihr binnen drei Tagen?“ fragte der Enkel.

„Ich glaube“, erwiderte der Alte, „auch binnen drei Monaten nicht. Doch ich weiß nichts Gewisses darüber. Vielleicht dauerte es auch drei Jahre.“

„Ahn, ich will nach Norden. Ich will die See wiederfinden“, sprach der Enkel. „Dort sind doch wohl noch Vettern von uns übergeblieben, die mich aufnehmen.“

Da sprach der Ahn, als besänne er sich zum ersten Male auf etwas ganz Vergessenes: „Das weiß ich bestimmt: Gesippen von uns hausen dort heute nicht. Unsere Ahnen sind einem fremden Volke gewichen. Und das sitzt nun dort.“

„Waren die Fremden so stark?“ fragte der Enkel, dessen eingedenk, wie der Ahn den Vorfahren nachgerühmt hatte, sie wären gewachsen gewesen jedwedem Abenteuer.

„Nein“, erwiderte der Ahn, „so stark waren die Feinde im einzelnen nicht, aber im gesamten: Sie waren zahlreich.“

Trotzdem war es bald in Haupt und Herzen des jungen Menschen beschlossene Sache, den Norden, die See und die Sitze der Voreltern wiederzufinden. Er war beherzt, er fühlte sich voller Kraft und fähig zu großen Taten. „Ich werde mir unser altes Land wiedererobern“, träumte er. Und dabei malte er sich das Meer aus, wie er sich's nach den Berichten des Benedigers vor-

stellte: licht und klar. Auch vermutete er, Felsen erhöben sich an der Küste, auf denen er sich eine Burg gründen könne ähnlich der, in der er saß und die seine tägliche Umgebung war. Im Meeresgrund aber wäre, meinte er, wie in den Tiefen des Baches in dem Tale ein Reich von Nixen, nur ein weit größeres und herrlicheres, als es im geringen Gewässer da unten Raum haben könne.

Einmal sprach er zum Ahnen von seinem Dichten und Trachten, fragte ihn auch, ob das Meer wirklich so hell und herrlich wäre, wie er sich's denke. Der Alte aber belehrte ihn, er habe gehört, über jenem Meere sei immer Nebel gewesen: „Weiß Gebrodel wie herbstens unter unseren Fenstern, wann der Flußnebel, den die Nixen brauen, bis an die Burgmauern leckt.“ Daraus schloß der Enkel, daß die Nixgeister des Meeres noch viel mächtiger als die des Talbaches wären, änderte darum aber seinen Vorsatz nicht. Wohl schüttelte der Alte, wenn der Enkel ihm davon sprach, das Haupt und wehrte gar mit Worten. Aber diese Worte waren schwach. Sie vermochten schon nichts mehr über die erstarrte Jünglingsseele. Eines Morgens fand man das beste Roß aus dem Stalle gezogen und des Junkers Bett leer.

Der Junker ritt, und da er Weg und Steg, Ziel und Richtung nicht kannte, vermochte er, seit er den Bereich der Nachbarschaft verlassen, sich auch nicht mehr durchzufragen. Schlecht und recht ritt er als einer, der den Lauf der Sonne und einige Sternbilder kannte, dahin zu, wo er den Norden währte, irrte aber oft ab, bald aus eigener Unwissenheit oder aus Versehen, bald von einer Felswand oder einem Wasser aufgehalten. Aus Landen, wo man noch seine Mundart verstand, sein Geschlecht kannte und ihm deshalb Aufnahme gewährte, geriet er in immer fremdere, unwirtlichere Lande; er kam aus den Bergen in Hügelland, aus diesem wieder in Berge, wieder in Hügel, dann in die Ebene, die sich zuletzt als nichts anderes zeigte denn ein unendliches Kieferngebiet, in welchem nur da und dort, weit von einander abgelegen, auf Rodungen Klöster erwachsen: rot leuchtende Backsteinmauern im Lindengrün. In ihnen fand er Obdach in den Pilgerstuben, nun schon lange kein Reiter mehr — sein Roß war den Strapazen erlegen —, sondern ein arm hinwandernder, hungernder und geplagter Waffenknecht. Wie freute er sich doch jedesmal, wenn in der einförmigen Kiefernöde irgendwoher, rätselhaft, aus der Ferne Glocken zu ihm tönten: „heut werde ich ein sanftes Lager haben“, und suchte sich nach der Klangrichtung zurechtzufinden.

Da er sich aber allen Nöten zum Trotz immer hell und heiter

zeigte und von einer kindlichen Fröhlichkeit, wollten ihm in den Klöstern, wohin er auch kam, die Brüder immer wohl. Sie forschten nach seinem Reiseziele. Er antwortete stets, er wolle zum Meer; doch wenn ihm die Mönche, um ihm genauere Wege zu weisen, die berühmten Kaufmannsstädte an der Küste aufzählten und ihn fragten, nach welcher von ihnen er zu gelangen begehre, wußte er nicht Bescheid zu geben. An einem heißen Hochsommerstage wurde er krank. Brüder, die nach Beeren und Kräutern ausgegangen waren, fanden ihn halbverschlachtet. Sie lasen ihn auf und pflegten ihn in ihrer Krankenstube tagelang. Da schien er sehr glücklich, war es auch so sehr, daß er von seinen Glücksgefühlen sprach und die Mönche sich ausdachten, er wäre für ihr Klosterleben geschaffen, und ihm zuredeten, er solle der Welt entsagen und bei ihnen bleiben.

Aber da antwortete er: „Wohl ist es hier gut und bin ich bei euch glücklich. Aber ich muß ans Meer.“

Und kaum genesen, wanderte er weiter.

Nicht wußte er, wie er so kreuz und quer dahinzog im Wechsel der Jahreszeiten und meist nur in Gesellschaft von seinem schweigenden Selbst, wie die Zeit verging. Er wußte schon nicht mehr, wie lange er unterwegs gewesen war. Hatte der Ahn ihm gesagt, es brauchte von der Burg bis an die Küste drei Monate, vielleicht sogar drei Jahre: im Lenz war er ausgezogen und das Korn sah er schon zum dritten Male reifen und noch war er nicht am Meer.

Doch wenn die Leute ihn bisher offenen Mundes angegafft hatten, wenn er sie fragte, ob das Meer nahe sei, so hatte er doch nun endlich eine Gegend betreten, wo nicht nur die Mönche, sondern jedermann vom Meere wußte. „Siebzig Tage liegt es von hier ab“, sagte ihm der eine, „siebzig Meilen“, der andere. Und nun hieß es gar: „Sieben Tage“ oder „sieben Meilen“. Allerdings erwiesen sich diese Antworten immer als irrtumsvoll und ungenau. Aber man wußte doch wenigstens, was er wollte, und die er fragte, wiesen doch mit der Hand ganz bestimmt in eine Richtung.

So stand er eines Tages an einem großen grauen schilfbestandenem Wasser, das schäumige Wellen warf, und sagte sich: „Das ist es.“ Und er wunderte sich, daß es doch so gering wäre, denn jenseits des Wassers sah er schon wieder Land und konnte sogar erkennen, daß es Wald trug. Am Wasser lag nicht weit eine rot-ummauerte Stadt; er betrat sie durch ein Tor und fragte.

„Das ist noch nicht das Meer“, sagten die Einheimischen:

„Gingst du um dieses Wasser herum, würdest du es finden. Es ist nicht weit von hier, der Wald da drüben reicht bereits bis an das Meer. Aber du wirst ja doch nicht hingelangen. Du müßtest zuvor durch den Wald, doch gehen Unholde in ihm um. Sie gleichen Menschen, ob sie es aber sind, weiß keiner. Sie haben Fischeaugen und Fischmäuler, und man will gesehen haben, sie hätten, wenn sie sich unbeachtet wähten, auch Fischleiber. Wahrscheinlich haufen sie dort jenseits im Meere. Vor unseren Augen freilich verbergen sie ihr Unwesen und, da sie außer ihrem Bereiche machtlos sind und unseren Markt mit den guten Fastenfischen versehen, lassen wir sie auch in unsere Stadt. Aber sie können, wenn sie auch als Menschen erscheinen, ihre Art nicht verleugnen. Du wirst ihre Sprache hören: sie gluckst wie Wasser oder heult, wie die Seeungetüme heulen sollen. Wenn sie nun markttags mit ihren Fischen zu uns kommen, kaufen sie auch für gutes Geld bei uns Brot und Fleisch; wo sie nun beim Bäcker oder Schlächter gestanden sind, ist dann stets, wenn sie weggegangen, eine Wasserlache übrig, und das macht Verdruß; doch an denen, die dem nassen Volke deshalb das Betreten der Läden verbieten, pflegen sie sich zu rächen; wer mit ihnen in Streit gerät, muß drei Jahre lang jedes Wasser meiden; denn in der kleinsten Pfüße haben sie Macht; da geht so einer, über den sie ergrimmt sind, nach einem Regentwetter auf der Straße, strauchelt, fällt mit dem Gesicht in die Lache und ersäuft, als wäre er in eine Moorbeede gestürzt.“

„Das ist wohl das Volk, vor dem unsere Altvordern gewichen“, sagte sich der Jüngling: „Der Ahn irrt. Nicht die Vielzahl hat unser Blut vom Boden vertrieben. Ihr Zauber hat es getan.“

Und er erstaunte und empfand ein Grauen, als er am folgenden Tage, der Markttag war, in der Stadt, in der die Menschen groß und hellfarbig waren wie daheim seine Leute und wie alle, durch deren Lande er bisher gezogen, als er nun in dieser Stadt ein kleines schwarzes Volk mit Fischeaugen und Fischmäulern umherwimmeln sah, das mit rauhen Rehlauten die Fischware, die es in Körben mit sich trug, ausrief.

Aber er wollte ja zum Meere und, da er von diesen Menschen brauchbare Auskünfte zu erhalten hoffte, überwand er seinen Widerwillen, trat an einen der Fischmänner heran, sah in dessen Korb einen Fisch, wie er ihn noch nie gesehen hatte — flach und viereckig — und freute sich, einen Vorwand zur Anrede zu haben.

„Was ist das für ein Ungeheuer?“ sprach er den schwarzen kleinen tranhaarigen Fischäugigen an: „Kann man das essen?“

Der Fischmann lachte. „Alle Welt ißt das hier“, radebrechte er, doch zur Genüge verständlich.

„Ich habe noch nie einen solchen Fisch gekostet“, sprach Werner.

„Ich schenke ihn dir“, lachte der Fischmann breitmäulig fort: „Er ist gut. Mein Weib und meine Töchter haben ihn geräuchert. Er ist eßbar, wie er hier ist. Versuch ihn.“

Und er riß dem Fisch ein Stückchen der schwarzen Haut ab, ließ ein verlockend rosiges Fleisch erscheinen, und der Jüngling, der in den letzten Zeiten nicht viel zu essen gehabt hatte und hager und hungrig war, ließ sich vom Buttfisch verlocken, nahm ihn dem andern, der ihn ihm entgegenhielt, ab, brach sich mit den Fingern zunächst eine Mundvoll aus ihm und kostete das. Wie das doch mundete!

Der Fischmann sah ihm das Wohlgefallen an den Zügen an. Er sprach: „Das schmeckt nach Meer.“

Da fühlte der Jüngling Freundschaft zu dem Fremden, welcher der erste war, der ihm etwas Spürbares vom ersehnten Meere gegeben hatte. Doch fragte er: „Kann man das Meer denn trinken?“

„Nein“, lachte der Fischmann wieder: „Aber man zieht es mit dem Geruchssinn ein. Man bekommt auch wohl da und dort einen Tropfen von ihm zu schlucken. Man läßt seinen Leib von ihm kosen, wenn es sanft ist. Wenn es aber zürnt, müssen auch wir sterben. Es ist ein großer Gott.“

„Es gibt nur einen Gott“, sprach Werner.

„Ja, bei euch“, sprach der Fischmann, „aber wir haben viele. Die gebieten bei uns von der Waldgrenze an. Hier dagegen, in deinem Volke, haben sie nichts mehr zu sagen. Willst du aber nicht zu uns kommen?“

„Du hast es erraten“, sprach Werner, „ich will das Meer sehen. Nur deshalb bin ich aus der Ferne hergekommen, bin gewandert und habe gedarbt; nur deshalb. Vor euren Göttern lehre ich nicht um.“

Daß er nun an das Meer wollte, um die Heimat der Väter zurückzuerobern, das sagte Werner dem Fischmanne freilich nicht. So gewisig war er vom Umherziehen unter allerlei Leuten bereits geworden. Und daß man vor Feinden, die man bekriegen will, seine Anschläge verschweigt, — soviel wußte er schon, ehe er auszog, vom Kriegswesen.

„Komm nur zu uns und geh in aller Sicherheit durch unseren Wald“, sprach der Fischmann: „Du sollst unser Gast sein.“

Da füllte sich des Jünglings Brust mit Trauer. „Kann ich denn denen, die mich zu Gaste bitten, das Land noch wegerobern wollen?“ fragte er sich, „muß ich, wenn ich das will, diese Gastfreundschaft nicht zurückweisen, und werde daher nie an das Meer gelangen?“ — „Aber ich muß das Meer sehen“, dachte er weiter: „Und sperrt das zauberkundige Fischvolk mir den Wald, sehe ich es nie.“

Er sprach: „Habe Dank. Ich werde als Gast zu euch kommen.“

Der Fischmann aber erwiderte: „Mein Volk gewährt dir freies Geleit. Ich kann dir's verbürgen, ich bin einer seiner Fürsten.“

„Das soll ein Fürst sein!“ staunte bei sich der Jüngling angesichts der Dürftigkeit des Männchens und seiner Tracht und angesichts seines armseligen Höckerhandels.

Doch machte sich Werner nach dem Walde auf, hinter dem, wie Städter und Fischmänner übereinstimmend berichteten, das Meer liegen sollte. Der Wald erschien ihm zunächst wie jeder andere. Doch je tiefer er in ihn einging, desto wunderlicher ward ihm zumute. Der Pfad, der bequem und breit begonnen hatte, wurde immer enger; bald zog er sich in die Waldtiefe nur als ein Strich hinein und, wer ihn ging, mußte sich hüten, nicht beiderseits die Brennesseln zu streifen, die einen rauhen Geruch ausatmeten, indessen hinter und über ihnen dorniges Unterholz undurchdringliches Dickicht schuf — Mauern, die nur da und dort ein gewaltiges Tier eingetreten oder ein kleines mit einem Schlupfloch durchstoßen haben mußte; so dicht durchwirkten fingerdicke stachelige doch fruchtbeladene Brombeerranken, betörend duftender Geißblatt und anderes Schlinggewächs die Schlehen-, Erlen-, wilden Birnsträucher und Jungeichen, die unter dem Hochwalde standen. Und so geriet er immer mehr und mehr in einen smaragdenen Schatten, weil sich das Grün jetzt auch über dem Pfade schloß, seit diesen übermanns hohes Farnkraut mit seinen Wedeln überwölbte, so daß der Gang in einer Laube zu verlaufen schien. Manchmal riß wohl diese Decke; da sah der Wandernde hoch oben gegen den fernen blauen Himmel rot einen Föhrenstamm oder weiß den einer Birke im Spätnachmittagslichte leuchten; manchmal mündete er auch auf eine Lichtung, die blumig war und umringt von hohen Buchenhallen, und über die hinweg sich große blinkende und blaue Vögel, wie er sie niemals weder gesehen noch geahnt, im Spiele jagten. Und auf einer dieser Lichtungen äste, den starken Hals mit dem ramsnasigen Haupte zum Baumzweigicht erhoben, mit greifenden Lippen vom Laube ein mächtiges, hochbeiniges Tier, das ihn ein

Rosß mit einem Hirschgeweih deuchte, doch des Schweifes entbehrte und am Halse bärtig war. Es äugte ihn, als es ihn wahrnahm, mit sonderbaren dunkelen, blauschillernden Lichtern an und trat — Äste knackend, doch ruhig — weg in das Dickicht. Aber nun hörten auch die Lichtungen und die Risse in dem Farnreiche auf; kein Strahl drang mehr durch die gleich Spitzenmustern durchbrochenen Wedel, von denen jetzt einer über dem anderen lag; vielmehr: Licht erschien jetzt da unten nur als ein grünes Dämmern.

So hatte Werner sich die Welt der Nixen vorgestellt, die in dem Bache unter seiner Burg hausten. Wäre er überhaupt noch auf dem Lande, zweifelte er, oder nicht schon unmerklich ins Meer geschritten und wanderte jetzt unter dessen Oberfläche auf dem Meeresgrunde fort, im Reiche der Fischmenschen, von denen er ja noch nicht genau erfahren hatte, ob sie im Walde am Meer oder schon im Meere hausten. Und das grüne Dämmerlicht, in welchem er wanderte, hörte nicht auf, währte stundenlang. Die Sonne geht ja da droben so spät unter.

Endlich fing es nun doch völlig zu dunkeln an. Er sah nicht mehr den Pfad, doch erlaubten die beiderseits andrängenden Sträucher ihm nicht, abzuirren, und sah er auch nicht, so spürte er doch am Schritt, daß der Grund unter seinen Füßen sich hob. Und da lichtete sich die Finsternis noch einmal; er ward inne, daß, was er durchquert hatte, wirklicher, erdwurzelnder Wald gewesen, gewahrte über sich den stillen blaßbläulichen Abendhimmel, an dem die ersten Sterne just erglommen, und hob sich die weißlichen Höhen hinan, die ihm den Westen verstellten, der noch rosige Strahlen über sie weg entsandte. Und nun stand er auf dem Dünenrande und sah die endlose, ruhevolle Wasserfläche, in dessen milchigen Perlenglast die rot- und goldenen Abendfarben hinein spielten.

„Das ist das Meer“, sagte er sich, und sagte sich: „Das ist die Heimat.“ Und — was ihm noch nie widerfahren war, nicht einmal in Knabenzorn, Knabenglück, Knabenschmerz oder Knabenleid — er weinte. Aber das war ein Weinen der Seligkeit. Und dann saß er da, hingenommen in die langanhaltende Dämmerung, auf das Wasser blickend, über das Wasser weg auf den immer matter verglimmenden Himmelsrand, bis die Sterne allesamt ganz klar hervorgetreten waren und am tiefdunkelen Gewölbe funkelten. „Das ist der Wagen“, erkannte er: „der stand auch vor meinem Fenster in der Burg, dort in der Fremde.“

So saß er, bis ihm, dem Müdgewanderten, die Augen zufielen

und er selbst zum Schlaf auf die Düne niedersank. Nichts störte seinen Schlummer, nur meinte er mitunter, fremdartige Laute zu vernehmen, und brachte sie in seinen Träumen irgendwie mit den Fischmännern in Zusammenhang. Er irrte nicht: Es waren Ruder-
schläge fern an der Küste vorüberziehender Boote.

Das Spüren der morgenlichen Sonnenwärme weckte ihn. Er setzte sich auf; er fand sich in einer unsäglichen Bläue, als wäre er in die Lüfte emporgetragen, und wußte im Augenblicke nicht, was dieses Schimmern und Blauen über ihm, um ihn und zu seinen Füßen war, ehe er Himmel und See unterscheiden lernte. Und gegen diese Bläue stand jemand Dunkles, der ihn mit rauhen und glucksenden Lauten anlachte und von dem er zweifelte, ob es der Fischfürst vom vorigen Tage wäre oder ein anderer von dessen Volke. Schienen ihm doch die Fischmänner alle die gleichen Züge zu haben. Trotzdem verstand er den Sinn der Worte, die der Fischmann ihm sagte: „Sei uns gegrüßt, Gast. Komm mit in unsere Hütten.“

Als bald gewahrte er auch im Dünenschutze ein kleines fichtenes Häuschen, das zum Giebel Rauch hinausließ. Pfosten standen neben ihm, bespannt vom einen zum anderen mit Tauen, an denen Netze oder aufgereihete Fische hingen. Da lag auch, umgestülpt, eine große schwarze Wanne, wie ihn deuchte. Er hatte ja noch nie ein Boot gesehen. Der Fischmann zeigte dorthin mit Arm und Finger und ging vorauf. Werner folgte.

So kam Werner unter die Fischmenschen. Sie setzten ihm vor von ihren Speisen — den Fischen — und von ihrem Getränk: Met, den sie aus dem Waldhonig brauten, Milch, die sie Kühen abmolken, die tagsüber im Walde unsichtbar waren und zur Melk-
stunde an die Hütten kamen. Bald lernte er den Wald, zwischen dem und dem Meere seine Gastfreunde hausten, innig kennen, und Mandelkrähe und Elch wurden ihm vertraut, als hätte er stets unter ihnen gelebt. Er brachte Brombeeren heim für des Fischmannes Kinder oder Sträuße von Geißblattblüten, aus denen jene sich Kränze zu winden liebten. Denn auf die Seele der Menschen dieses Meerlandes ging er ein, noch ehe er ihre Sprache voll verstehen, geschweige denn reden konnte. Mit der Zeit aber lernte er auch diese, lernte auch das Netzesflicken und das Rudern und Fischen auf dem Meere, lernte in die Fluten tauchen, und als er zum ersten Male um seinen Leib das Rosen der milden und doch frischen Wellen fühlte, war ihm für eine Weile jedes Erinnern an die Burg des Vaters verschwunden und, wenn es hernach auch wieder-

kehrte, es kehrte immer seltener und schwächer wieder; es schwand, je mehr er mit dem Meere eins wurde.

Und doch blieben dessen Anwohner, mit deren Seele er in solchem Einklang lebte, ihm dem Äußeren nach noch lange so fremd, daß er sie voneinander nicht unterscheiden konnte. Er wußte, wenn er auf einen Fischzug mitgenommen wurde, oft nicht, ob es der oder jener, sein Gastfreund oder einer war, der ihm bisher noch nie in den Weg geraten — der Fischmann da neben ihm, mit dem er die Netze auswarf oder einzog. Er zweifelte sogar noch immer daran, ob er beim Fürsten oder bei einem von dessen Untertanen hauste. Hierüber ward ihm erst Sicherheit, als er einst, noch nicht ganz eingeschlummert zum Mittagsschlaf auf dem Sande neben der Hütte, deren Herrn zu seinem Weibe sagen hörte: „Der Gast ist schön. Ihn sollte unser Fürst zum Eidam nehmen. Das wollen wir unserem Herrscher auch sagen, wenn er, wie alljährlich, den Fischzoll von uns einfordern kommen wird.“

Fremd nun waren diese Menschen Wernern, obwohl er ihre Sprache jetzt doch verstand, fremd in der Weise, wie uns die Tiere, die uns umgeben, die wir verstehen und denen wir gut sind, schließlich doch fremd sind; aber ihr Land war ihm Heimat, er hätte sich von diesem Strande nicht mehr trennen mögen. Auch dachte er nicht mehr daran, um bleiben zu können, ihn den Fischmännern wegzuerobern; sie waren zu ihm gut gewesen. Die Kunde, daß man ihn zum Fürsteneidam begehre, beglückte ihn daher. In Bereitschaft harrete er der Stunde.

Eines Abends — es war schon Herbst, und die Sonne ging früh unter — als er aufs Meer hinauspähte, schien ihm, als ob sich aus dem rotglühenden Balle, der schon halb unter den Spiegel gesunken war, etwas Dunkles loslöste. Es wuchs; es kam näher. „Welch seltsames Fahrzeug, das aus der Sonne kommt“, wunderte er sich. Es blinkte, seit es sich in voller Deutlichkeit zeigte, von Golde und hatte ein abendrotes Segel. Da wußte er: „Das ist der Fürst.“

Und doch schien der Mann, der aus dem Boote stieg, Wernern auch jetzt noch nicht viel anders als die anderen seines Stammes: fischäugig, fischmäulig, schwarz, fetthaarig und klein. Erst als er ihn unter seinem Volke sah, das auf seinen Muschelhornruf allseits mit verehrenden Gebärden herbeiströmte, erkannte er an ihm das Herrschermäßige. Und das Volk, das vor ihm niederfiel, hörte er bitten: „Du hast keinen Erben. Dieser Fremde ist gut. Nimm ihn zum Eidam.“

Der Fürst stand auf einem angeschwemmten Baumstamm, sich auf ein wunderbar und bunt verziertes Ruder stemmend, wie auf einen Königsstab. „Volk“, sprach er, „ich kann dir zum Fürsten nach mir nur einen geben, der unsereins ist. Der Gast mag gut sein, aber er ist ein Fremder und, was er in seiner angeborenen Weise spricht, ist für uns stumm. Wie sollte er da dein Dichten und Trachten verstehen und dich danach verwalten und beraten? Wir ehren den Gast; aber der Gast kommt und geht; jedoch dein Herr muß von dir nie weichen wollen, als hätte er hier auf deinem Boden Wurzeln. Laß den Fremden gehen.“

Da vermochte Werner nicht mehr an sich zu halten. Er stürzte vor dem Fürsten nieder. „Herr“, flehte er, „ich begehre nicht deine Herrschaft noch dein Erbe. Aber laß mich hier. Das Meer und der Strandwald sind meine Heimat und alle andere Welt ist mir fremd. Dein Volk erzählt, weither angespülter Pflanzensame gehe hier auf und gedeihe im Wald unter den Bäumen des Landes, als wäre er von ihnen abgefallen. Ich aber bin hier nicht so fremd wie hergespülter Samen. Meine Väter hat dieses Land getragen und genährt. Laß mich hier meinethalb als Knecht deiner Knechte hausen, nur stoße mich nicht weg von hier. Da ich hier in meiner Heimat bin.“

Da sah der Fürst den Knienden mit einem Blick an, der ihm tief in das Herz drang. „Ich verstoße dich nicht mit Gewalt“, sprach er, „den Gast heißt man nicht gehen, ehe er mag. Auch ist dieses Land uns zugesprochen für siebenhundert Jahre, die noch lange nicht um sind. Drum kannst du, wenn du hierbleibst, uns nicht schaden, selbst wenn du es wolltest. Aber als Fürst kenne ich der Menschen Willen, so weiß ich, daß du uns auch nicht mehr schaden willst. Und mit deinen heutigen Worten hast du dich diesem Meere und diesem Strand verschworen, die uns tragen und nähren. Von nun ab gehörst du ihnen so wie wir. Von nun ab ist ihr Gesetz, dem wir uns beugen, auch das deine geworden. Von nun ab bist du uns Bruder. Wenn ich im Sternenschein das Segel hissen werde, folgst du mir.“

Auf die Burg im Binnenlande über dem Wiesentale kam vom letzten Sprossen des Hauses, der nordwärts gezogen war, seit seinem Verschwinden keine Kunde. Wohl forschte man nach ihm; doch bis in solche Fernen war in jenen Zeiten nicht zu forschen. Nur der blinde Ahn, der nach dem Weggang des Enkels noch wortfarger als sonst geworden war und oft tagelang nur vor sich hinbrütete, sagte einmal, als wie hellsehend: „Er hat die Heimat gefunden“,

was man aber sowohl auf die einstige Heimat des Geschlechtes als auch auf die ewige im Himmel beziehen konnte. Wie er es gemeint, danach scheute man sich zu fragen; er hätte wohl auch keine Antwort darauf gegeben.

Jedoch der Weggewanderte lebte im Lande seiner Ahnen unter dem fremden Volke als einer der ihrigen. Er war zu einem unter den Fischmännern geworden und wäre es geworden, auch wenn er dort nicht zum Fürsteneidam und Fürsten aufgestiegen wäre. Denn er wie dieses Volk lebten vom gleichen Meere und von der gleichen Erde und fühlten sich gespeist und gedeihend von der gleichen mütterlichen Kraft.

Manfred Ryber / Heimat

Ein einsam verschneites Haus
und über ihm die Sterne —
es geht meine Sehnsucht so gerne
noch heute drin ein und aus.

Das Feuer in seinem Herde
war Licht meiner Kinderzeit,
und die Erde war meine Erde,
von meinen Vätern geweiht.

Nun lebe ich in fremden Gauen,
ein heimloser Vagant,
und werde sie nie wieder schauen:
das Haus, den Herd und das Land.

Durch des Hauses leere Fenster
heult der nordische Wind,
und Schatten und Gespenster
seine Gefellen sind.

Nur meine Gedanken und Träume
im erloschenen Herde glühn
und schmücken die alten Räume
mit frischem Tannengrün.

Doch alles ist ferne, ferne.
Nur meine Sehnsucht geht gerne
noch heute drin ein und aus.
Ein einsam verschneites Haus —
und über ihm die Sterne . . .

In seinem Käfig saß ein kleiner Vogel und sah mit sehnsüchtigen Augen in den Sonnenschein. Es war ein Singvogel und es war in einem Kulturstaat — jedenfalls in einem solchen, der sich so nannte.

In blauer Ferne standen blaue Berge.

„Hinter den Bergen liegt der Süden“, dachte der kleine Vogel. „Ich bin nur einmal den Weg dahin geflogen. Dann nicht wieder.“

Die fernen Berge erschienen ihm ganz nah. Die Sehnsucht rückte sie so nah vor die Gitterstäbe.

„Sie sind so sehr nah“, sagte der kleine Vogel. „Wenn nur die Gitterstäbe nicht wären. Wenn die Tür sich nur einmal öffnete — ein einziges Mal. Dann käme der große Augenblick, und ich wäre mit ein paar Flügelschlägen hinter den blauen Bergen.“

Die Kraniche zogen. Durch die Herbstluft klang ihr klagender Schrei — klagend und lockend. Es war der Ruf nach dem Süden.

Sie verschwanden hinter den blauen Bergen.

Der kleine Vogel rannte gegen die Gitterstäbe.

Der Winter kam, und der kleine Vogel wurde still. Der Schnee fiel, und die blauen Berge waren grau geworden. Der Weg nach dem Süden lag in Kälte und Nebel.

Es kamen viele Winter und viele Sommer. Es kamen viele Jahre. Die Berge wurden blau und wurden wieder grau. Die Zugvögel kamen vom Süden und zogen nach Süden. Der kleine Vogel hinter dem Gitter wartete auf den großen Augenblick.

Dann kam ein klarer sonniger Herbsttag. Da war die Tür des Käfigs geöffnet. Man hatte sie im Versehen offen gelassen. Mit Willen tun es die Menschen nicht.

Der große Augenblick war da! Der kleine Vogel zitterte vor Freude und Erregung. Vorsichtig und scheu huschte er hinaus und flatterte auf den nächsten Baum. Alles um ihn herum verwirrte ihn. Er war es nicht mehr gewohnt.

In blauer Ferne standen blaue Berge.

Aber sie schienen jetzt sehr fern zu sein. Viel zu fern für die Flügel, die sich jahrelang nicht mehr geregt hatten hinter den Gitterstäben. Doch es mußte sein! Der große Augenblick war ja da!

Der kleine Vogel nahm all seinen Mut und seine Kraft zusammen und breitete die Flügel weit, weit aus — zum Flug nach dem Süden, hinter die blauen Berge.

Aber er kam nicht weiter als bis zum nächsten Ast. Waren die Flügel verkümmert in den langen Jahren oder war es etwas anderes, das in ihm verkümmert war? Er wußte es selbst nicht. Die blauen Berge waren fern, viel, viel zu fern für ihn.

Da flatterte er still in den Käfig zurück.

Die Kraniche zogen. Durch die Herbstluft klang ihre klagender Schrei — klagend und lockend. Es war der Ruf nach dem Süden.

Sie verschwanden hinter den blauen Bergen.

Da senkte der kleine Vogel den Kopf und barg ihn unter dem Flügel.

Der große Augenblick war vorüber.

Peter Zoega von Manteuffel

Die baltischen Junker

Die baltischen Junker aus deutschem Geschlecht,
oft waren es wilde Gesellen,
hochmütig und ehrlich und selbstgerecht,
unfähig, sich schlau zu verstellen.

Sie lernten zu wenig und jagten zuviel,
sie lebten zu ungebunden
und saßen so gerne beim Kartenspiel
bis tief in die Abendstunden.

Und wußten im Stalle besser Bescheid
als unter Schreibern und Knechten
und waren in allen Gefahren bereit,
in erster Reihe zu fechten.

Und wenn von bolschewistischem Hund
geleitet zum Richtplatz sie gingen,
dann zog es spöttisch um ihren Mund,
Bevor sie die Kugel empfangen.

Sie lernten zu wenig, sie lebten zu treu
als ihrer Vorfahren Erben,
doch flüsterten selbst ihr Henker schau:
Sie wissen aufrecht zu sterben!

Peter Zoega von Manteuffel
Bolschewistenherrschaft in Estland

Die deutschen Truppen rückten vor.

Die Regierung teilte das mit. Sie hätte Frieden geschlossen, aber Deutschland rücke vor, unter Bruch des von Rußland geschlossenen Friedens.

Diese Narrheit war denn doch zu groß, selbst für die Bolschewiken. Unter dem Drucke des Volkes mußte die Regierung noch einmal ihre Delegierten nach Brest-Litowsk senden und die Verhandlungen begannen von neuem.

Man hörte nichts von den Verhandlungen. Alles wurde streng geheim gehalten. Die Balten waren fieberhaft erregt. Ging es doch um Sein oder Nichtsein.

Da begegnete Altenschwert eines Tages auf der Straße Herrn von Erdstern. Der sah so bedrückt aus, wie noch nie. In den Zeiten der schlimmsten Bedrückungen hatte er die Hoffnung hoch gehalten, hatte er andere getröstet, hatte er zum Nichtverzagen ermahnt. Er war so sicher gewesen. „Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen?“ hatte er jedesmal gefragt, wenn es Kleingläubige zu trösten hieß.

Heute schlich er gebeugt mit kummervollem Ausdrücke umher.

„Guten Morgen, Herr von Erdstern. Wie sehen Sie denn aus?“

„Baron Altenschwert, die Mutter hat ihres Kindleins vergessen.“

Tränen liefen dem Manne in den Bart. Tränen flossen aus den Augen, die sonst geleuchtet hatten vor Hoffnung und vor spöttischem Lebensübermut, wenn er von der Unkultur Mütterchen Rußlands sprach.

„Um Gottes willen, Herr von Erdstern. Was ist los?“

Erdstern zog ein Blatt aus der Tasche. „Der Waffenstillstand zwischen Deutschland und Rußland ist abgeschlossen. Deutschland hat seine Friedensbedingungen genannt. Mehr kann es nicht fordern, als es verlangt, in keinem Falle mehr. Höchstens kann es vorgefragt haben. Deutschland verlangt fast ganz Kurland, die Südwestecke von Livland mit Riga und die Insel Ösel und von Estland die Insel Dagö.“

„Was heißt das“, fragte Altenschwert, gleichfalls empört. „Das ist eine ganz unmögliche Lösung. Die Letten geteilt in deutsche und russische, die Esten geteilt in russische und deutsche, uns Balten, die wir unter Peinigungen und Qualen alles ausgestanden ha-

ben, was der Zar, was der Muschik über uns verhängte, um unseres Deutschtums willen geteilt in deutsche Balten und solche Balten, die dem russischen Bolschewismus zum Fraß vorgeworfen werden? Die drei baltischen Länder: Estland, Livland, Kurland, alle drei zerschnitten und geteilt, Bruder von Bruder getrennt? Das kann nicht sein, Herr von Erdstern!"

„Leider Gottes ist es aber so.“ Erdstern wurde heftig. „Der richtige preußische Generalsfrieden. Am grünen Tische mit dem Rotstift eine Linie gezogen, ritsch-ratsch Länder zerrissen, die zusammengehören, Volksgenossen in den Abgrund des Verderbens gestoßen. Alles vermutlich um irgendeiner strategischen Theorie willen. Ein lebensfremder Theoretiker an der Arbeit. Uns hat das Mutterland verraten! Verraten!"

Die Herren trennten sich, tief niedergeschlagen.

Bald danach begegnete Altenschwert dem Dicken, Konrads Schwager. Der wußte noch von nichts. Er stampfte mit dem Fuße vor Empörung. „Dann wandre ich mit Thekla aus. Ich verkaufe Weißenhof und laufe mich im deutschen Teile an, vielleicht im Gottesländchen Kurland.“

Altenschwert schüttelte den Kopf. „Weißenhof verkaufen? Die Bolschewiken haben doch den privaten Grundbesitz verstaatlicht. Weißenhof gehört Ihnen gar nicht mehr, ebensowenig wie mir Liventhal. Sie können es gar nicht verkaufen. Und nach Deutschland ziehen, ohne alles Vermögen, ohne jeden Besitz? Wobon dort leben? Glauben Sie überdies, die Bolschewiken würden einem Adligen, einem Großgrundbesitzer einen Auslandspaß geben? Wir sind vernichtet durch Deutschlands Verrat an uns.“

Das sah der Dicke ein. Nun ließ er den Kopf hängen.

Man besuchte sich kaum noch in dieser Zeit. Worüber sollte man sprechen? Die Hoffnungen, die einen vier Jahre lang beseelt hatten, vernichtet. Welches Interesse hatte das Leben noch? Gab es überhaupt noch irgend etwas, was der Hoffnung wert war? Vielleicht der Tod. Die Hoffnung würden die Bolschewiken gern erfüllen. Tod oder Sklaverei. Dann schon lieber den Tod!

In dieser allgemeinen Verzweiflung trat der ritterschaftliche Ausschuß im geheimen zusammen. Die Herren Landräte und Kreisdeputierten. Sie hielten Beratungen, von denen niemand erfahren durfte. Alle waren zum Schweigen verpflichtet. Historiker und Rechtsanwälte aus den Kreisen des Adels wurden befragt, wie die staatsrechtliche Lage sei. Im Frieden von Nystad war das Herzogtum Estland, welches bis dahin zu Schweden gehört hatte,

unter die Herrschaft des Zaren gekommen, nicht etwa mit Rußland vereinigt worden. Der Zar von Rußland führte bei feierlichen Anlässen den Titel Herzog von Estland, Livland und Kurland. Die drei Herzogtümer waren mithin lediglich durch Personalunion mit Rußland verbunden.

Nun gab es keinen russischen Zaren mehr. Wer war die legitime Regierung und Vertretung des Landes? Fraglos die estländische, die livländische Ritterschaft. Denn sie hatte in der Kapitulation von Harf das Land dem Zaren Peter dem Großen übergeben. Dieser Vertrag war einerseits vom Zaren Peter dem Großen, andererseits von den Vertretern der Ritterschaft unterzeichnet worden. Nun hatte der Zar auf alle seine Rechte verzichtet, der Vertrag war abgelaufen. Die Ritterschaft war, trotz aller revolutionären Dekrete die legitime Regierung im Lande.

Zudem hatten die Bolschewiken in ihrem Rat der Räte ausdrücklich die freie Selbstbestimmung festgesetzt. Das war zwar nur eine Finte. Sie dachten gar nicht daran, dieses ihr eigenes Dekret, das nur die Völker Europas blenden sollte, auch halten zu wollen. Doch war es immerhin amtlich erschienen.

Auf diesen Tatbestand hin verfaßte der ritterschaftliche Ausschuß ein ausführlich begründetes Dokument, das in der Bitte an den Deutschen Kaiser ausklang, das gequälte Land unter den mächtigen Schutz des Deutschen Reiches zu nehmen.

Das Dokument wurde mit unsichtbarer Tinte geschrieben und Hans von Düsterburg übernahm es, dasselbe zusammengefaltet über das gefrorene Meer nach der Insel Ösel zu schaffen. Dort sollte die Schrift durch einen chemischen Prozeß sichtbar gemacht werden, samt den Unterschriften, und der in Arensburg residierende deutsche General würde das Schriftstück an Seine Majestät weiterleiten.

Das Hinüberbringen war ein gefährliches Unternehmen. Als in einer mondlosen Nacht Herr von Düsterburg den niedrigsten estnischen Schlitten auf das gefrorene Meer hinauslenkte, wurde er bemerkt. Kugeln flogen hinter ihm drein. Er wurde verfolgt. Er gab dem Pferde die Peitsche einmal über das andere. Sein Pferd war schärfer beschlagen, als die Soldatenpferde. Dieser Umstand kam ihm auf dem Eise zu Hilfe. Auch die stockfinstere Nacht. Das Schriftstück kam nach Ösel, ging nach Deutschland und wurde von der deutschen Friedensdelegation auf den Konferenztisch geworfen. Nun wurden die deutschen Forderungen daraufhin auf das ganze Baltenland erhöht.

Auch estnische Vereine hatten ähnliche Hilferufe nach Osel hinübergesandt.

Es gab im russischen Heeresbestande drei nationale estnische Regimenter. Das erste von ihnen war nicht bolschewistisch gesinnt. Dieses Regiment sandte gleichfalls einen Hilferuf nach Deutschland. Die nichtkommunistischen Esten hatten unter ihren bolschewistischen Stammesgenossen grade so schwer zu leiden, wie die Deutschen.

Vom schwerwiegenden ritterschaftlichen Dokument wußten natürlich nur die Personen, die es unterzeichnet hatten. Selbst im Adel ahnte man nichts von neu aufleuchtender Hoffnung.

Die russische Friedensvertretung telegraphierte den Inhalt des Dokuments sofort nach Petersburg an Lenin und dieser gab es nach Reval weiter an die kommunistischen Machthaber Umwelt und dessen Spießgesellen.

Eines Morgens waren an allen Straßenecken Plakate angeklebt.

In großem Drucke wurde der Bevölkerung zu wissen gegeben, daß mit dem heutigen Tage alle adelig geborenen Männer und Frauen außerhalb des Gesetzes stünden und vogelfrei wären. „Ihre Augen sollen nicht sehen, was ihre Herzen ersehnen.“

Unter Androhung schwerer Strafe wurde jeder verpflichtet, von jedem Adeligen, den er kannte, Anzeige zu erstatten.

Nun erfolgte die Jagd auf den Adel. Jede Nacht um ein Uhr ertönten Signalschüsse, und bolschewistische Soldatentrupps drangen in die Wohnungen, wo Adelige wohnten. Sie wurden aus den Betten getrieben und gefangen fortgeführt. Die Herren in den leeren Getreideelevatoren im Hafen, die Damen in einen Minenschuppen, weitab von der Stadt.

Die Damen hatten wenigstens harte Pritschen, die Herren nur die nackte Zementdielen zum Liegen, Sitzen und Stehen.

Nacht um Nacht wiederholten sich die Gefangennahmen. Die Zahl der Gefangenen wuchs ständig, zählte schon nach vielen Hunderten. Wohin hätten die Adelligen fliehen sollen. Einige verließen heimlich ihre Wohnungen, suchten Schutz bei bürgerlichen Bekannten. Aber sie wurden auch dort entdeckt. Die Hausknechte zeigten sie sofort an, um selbst strenger Strafe zu entgehen.

Und nun trafen die Transporte gefangenen Adels aus den übrigen Städten ein, aus Dorpat, Fellin, Haapsal, Pernau, Wessenberg, Weissenstein. Mit Kolbenstößen vorwärts getrieben, wurden sie durch die Straßen geführt. Im Elevator wurden die Herren unter gebracht, im Minenschuppen die Damen.

Auf dem Lande gab es Adlige nicht mehr. Diese wären von den Soldaten ohne weiteres massakriert worden. Das Töten der Adligen war straffrei. Sie standen außerhalb gesetzlichen Schutzes.

Eines Tages stürmten die Matrosen der Außenforts heran. Sie hatten erfahren, die baltischen Barone hätten Hochverrat geübt und erschienen, um sie umzubringen. Ein altes Handelsschiff hatten sie herangeholt, denn auf der Revaler Reede gab es noch offene Stellen. Darin sollte der gesamte Adel eingesperrt werden, und dann hatte ein Torpedoboot den Auftrag, das ganze Schiff mit Mann und Maus zu versenken.

Die Herren hörten um den Elevator herum das Brausen der erregten Stimmen der Menge. Die Wachen teilten ihnen grinsend mit, worüber verhandelt werde. Ein Seeoffizier versuchte, die Matrosen zu beruhigen. Man dürfe nicht strafen, bevor eine Schuld erwiesen sei.

Die Herren oben hatten natürlich keine Ahnung, warum man sie des Hochverrats zieh. Und die wenigen, die was wußten, waren auf Ehrenwort verpflichtet, zu schweigen.

Nach stundenlangem Beraten beschloßen die Matrosen, den Adel in die Turnhalle überzuführen. Warum, das wußten sie wohl selber am wenigsten.

In langem, langem Zuge wurden die Ritter des ganzen Landes durch die Stadt getrieben, von bewaffneten Arbeitern und Matrosen bewacht.

Als der Zug vor dem deutschen Theater vorüberkam, ertönten Stimmen aus der Menge. Wozu die Barone hin und her schleppen? Stellen wir sie in dichtem Haufen gegen die Mauer des Theaters und liquidieren wir den baltischen Adel mit einigen Salven.

Thekla kam gerade, als estnisches Bauernweib verkleidet, vorüber und hörte diese Worte mit Entsetzen. Sie erkannte deutlich ihren Vater, Konrad und dessen Vater unter den Gefangenen. Mein Gott, sie kannte sie ja fast alle, die eben erschossen werden sollten. Sie sah diese Gesichter: schmutzig, unrasiert, bleich und doch voll ritterlicher Ruhe und Gelassenheit. Nicht einer jammerte oder wimmerte, aber gar manches adelige Auge musterte den bewaffneten Pöbel in Stolz und unverhohlener Verachtung.

Ein altes Weib packte Thekla am Arme und riß sie zur Seite. „Fort aus der Schußlinie, sonst fliegt deine Seele im Versehen mit in die Hölle des Adels.“

Thekla jagte erschreckt davon. Sie wollte den Tod aller ihrer Verwandten und Bekannten nicht mit ansehen. Sie wollte die Sal-

ben nicht krachen hören, welche die Könige der baltischen Scholle vom Erdboden vertilgen. Sie floh.

Bernünftiger Elemente kamen zur Oberhand. Der lange Zug des Adels wurde in die Turnhalle gebracht und dort eingesperrt. Matrosen übernahmen die Wache . . .

In den Augen der Russen waren die baltischen Adelligen Verräter und dafür verantwortlich, daß Rußlands Niederbruch erfolgt war. Die Barone waren eben Spione. Es waren zwar verschiedene Organisationen für Spionage zugunsten Deutschlands aufgedeckt worden. Der russische Oberst Mjassojedow war als überwiesener Spion den Tod am Galgen gestorben. Viele andere Russen waren als Spione hingerichtet worden, kein Balte war der Spionage überführt worden. Trotzdem war es klar, daß die Barone Spione waren. Das war Glaubenssatz gewesen in der Zarenzeit, das war Glaubenssatz bei den Kommunisten.

Die Friedensverhandlungen waren unterdessen auf den toten Punkt gekommen. Rußland weigerte sich, einen Zoll breit russischen Bodens abzutreten. Mit kindischem Troße hielten die Russen am Leitsatze fest: keine Kontributionen, keine Annexionen. Die Friedenskonferenz war wieder einmal im Scheitern. Deutschland verlangte nun, Rußland solle auf seine Hoheitsrechte über das Baltenland verzichten. Und die Bolschewiken dachten nicht daran. Sie verschleppten und verschleppten die Entscheidung. So nahte der 18. Februar heran, der Tag, an welchem der Waffenstillstand ablief.

Im Baltenlande ahnte man freilich nichts davon. Nichts wußte man vom Gange der Verhandlungen, nichts von Deutschlands Forderung, Recht und Ordnung im Baltenlande herzustellen und das Land unter seinen Schutz zu nehmen. Die Zensur unterdrückte alle Nachrichten.

Da verbreiteten die Bolschewiken die Nachricht, das erste estnische Regiment hätte gemeutert und rücke auf Reval. Lächerlich! Eine Handvoll Bourgeois! Mit denen würde man bald fertig werden! Die ganze Arbeiterschaft wurde alarmiert und bewaffnet. Fabrikarbeiter, die noch nie ein Militärgewehr in der Hand gehabt hatten, erhielten ein solches zugeteilt . . .

In deutschen Kreisen Revals sicherte es aber durch, nicht eine Handvoll estnischer Soldaten rücke auf Reval vor, sondern eine deutsche Armee! Es war ein eisiger Februar. Nachts oft zwanzig und fünfundzwanzig Grad unter Null. Das Meer war Stein und Bein gefroren, sicherlich wenigstens zwischen Moon und dem Festlande.

Man wisperte sich zu, die deutsche Armee hätte die gefrorene Meerenge überschritten und rücke in Eilmärschen auf Reval. Was daran wahr war, konnte niemand beurteilen.

Die bewaffneten Fabrikarbeiter wurden in Extrazügen nach Regel gebracht, drei Meilen von Reval. Jeder verfügbare Mann wurde dorthin abgesandt, sogar die Wachen vor den Minenschuppen. Die Damen wurden aus der Gefangenschaft entlassen, weil keine Wachen mehr da waren. Sie mußten zwar die Unterschrift geben, nach einer Woche sich freiwillig wieder zur Stelle zu melden. Aber was besagte das? In einer Woche konnte viel geschehen.

Sie kehrten wieder in ihre Wohnungen zurück. Mütter umarmten ihre Kinder, die unter der Obhut von Dienstboten oder der Fürsorge ein wenig älterer Geschwister zurückgeblieben waren.

Doch schon am nächsten Tage traf alle ein neuer, schwerer Schlag. Der ganze männliche Adel wurde in die Gefängnisse Sibiriens verschleppt.

Weit draußen von Reval, bei der Station Dwigatel standen die vielen Güterwagen bereit.

Der lange Zug von Königen ihrer Scholle wurde dort hinausgetrieben und einwaggoniert. Es war bitter kalt. Trotz der weiten Entfernung von der Stadt und trotz der scharfen Kälte waren alle deutschen Damen Revals zur Stelle. Der Oberpastor der St. Nikolai-Kirche, selbst zum Adel gehörig, begleitete freiwillig den Zug der Verbannten, um Trost und geistlichen Zuspruch spenden zu können.

Die Damen stimmten im Chöre das Lied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott“, und die Bässe vieler hundert Ritter fielen ein.

Die bolschewistischen Wachen schimpften und drohten, aber selbst ihnen imponierte im Grunde diese Kundgebung, und unter den Klängen des Kirchenliedes setzte sich der lange Güterzug in Bewegung, dem fernen, fernen sibirischen Ziele entgegen.

Die Fabrikarbeiter waren unterdessen von der Bahnstation Regel ausgerückt, dem meuternden estnischen Regimente entgegen.

Über eine weite Heide gingen sie in dichten Haufen vorwärts gegen den Bahndamm zu, der wie ein Lineal die ebene Landschaft durchzog. Wohl sah man auf dem Bahndamm Gewehre blitzen, wohl tauchte zuweilen ein behelmter Kopf für einen Augenblick auf. Ach was! Meuternde Soldaten. Nur nicht bange sein!

Als die Haufen der bewaffneten Arbeiter bis auf einige hundert Meter an den Bahndamm herangekommen waren, gab das deutsche Regiment, das hinter der Böschung lag, einige Salven ab,

und die estnischen Arbeiter wälzten sich in ihrem Blute. Deren Führer hatten sich sehr vorsichtig im Hintergrunde gehalten und machten sich schleunigst in dem, unter Dampf stehenden Zuge davon, nach Reval zurück.

Das deutsche Regiment aber stürmte vor, es gab ein kurzes Gefecht mit den fliehenden Arbeitern. Die ganze Heide war mit toten und verwundeten Arbeitern bedeckt. Auch sechzehn deutsche Soldaten hatten den Tod gefunden.

Von diesem Kampfe aber erfuhr man in Reval nichts.

Am nächsten Tage ging Hertha durch die Schmiedestraße. Nahe dem Peterplazze begegnete ihr das „teutsche“ Weib. Die Dame faßte Hertha aufgeregt am Arme. „Wissen Sie, wo die Deutschen stehen?“

„Wo die Deutschen stehen?“ Hertha war erstaunt. „Das kann ich nicht wissen. Ich hoffe nur, sie sind wirklich im Anzuge, wie manche sich zuflüster.“

„Ich aber weiß es“, sagte Frau von Engeldorn. „Sie stehen bei der Diakonissenanstalt.“

„Unmöglich. Dann wären sie ja schon in Reval.“

„Sind sie auch. Ich komme eben von der Diakonie. Ich hatte dort eine franke Rusine besucht. Wie ich aus dem Hofe trete, stehen dort Truppen, deutsche Truppen im Sturmhelm und mit dem Mottorrade. Ein Unteroffizier nickte mir freundlich zu und rief: Guten Abend!“

„Hat Ihnen das nicht etwa geträumt, gnädige Frau?“

„Nein, nein. Ich habe die deutschen Soldaten doch mit eigenen Augen gesehen. Ich habe das ‚Guten Abend‘ gehört.“

Herthas Gesicht strahlte. Sie begann, den Bericht zu glauben.

„Mein Gott, dann können sie in zehn Minuten hier stehen, wo wir eben reden.“

„Das können sie auch!“

Hertha blickte die Rosenfranzstraße aufwärts, ob da nicht schon deutsche Truppen mit klingendem Spiele einrückten.

Es war aber nichts Außergewöhnliches zu sehen.

Frau von Engeldorn ging weiter, die tröstliche Nachricht unter Bekannten zu verbreiten. In der vorigen Nacht waren wieder einige Adelige gefangen worden, nachdem der Zug nach Sibirien bereits abgedampft war. Unter ihnen befand sich auch Graf Langenstein. Denen würde nun nichts mehr geschehen. Sie würden noch diese Nacht befreit werden. Aber, mein Gott, die Stadt steckte ja noch voll Soldaten. Die russische Kriegsflotte lag im Hafen.

Da waren tausende bewaffneter Matrosen. Die roten Arbeiter würden natürlich beim Einzuge der Deutschen die Waffen verstecken und Gesichter machen, als hätten sie nie ein Wässerchen getrübt. Aber die Matrosen! Die waren die wildesten Bolschewiken, sie hatten Gewehre, und ihnen standen die schweren Geschütze der Panzerschiffe zur Verfügung. Die konnten ganz Reval zu einem Trümmerhaufen zusammenschießen.

Sie standen vor einer ereignisreichen Nacht. Gott beschütze uns noch diese letzte Nacht, dachte Hertha.

Hertha wohnte jetzt mit Thekla zusammen. Die kleine Wohnung auf dem Domberge war ihr zu öde, seit Konrad und der Schwiegervater nach Sibirien verschleppt waren. So war sie vorübergehend zu Thekla gezogen. Der Dicke war bisher den Verhaftungen entgangen. Er hielt sich versteckt. Wo, das wußte nur Thekla allein, die ihn täglich bei einbrechender Dunkelheit aufsuchte.

Hertha war auch in höchster Unruhe um Konrad und Alten-schwert. Die Reise im Güterwagen dauerte mindestens zwei Wochen. Die Wagen waren nur Viehwagen, in die aus rohen Brettern Bänke hineingeschlagen waren. In einer Ecke jedes Wagens stand ein kleines eisernes Tsch. Was konnte das viel nützen bei sibirischer Kälte. Die Herren hatten nichts zu essen mit. Sie hatten auch kein Geld bei sich, denn im Elevator war ihnen alles Geld abgenommen worden.

Ein Reserveoffizier, Herr von Sivers, begleitete den Zug freiwillig. Der Name Sivers ist so häufig bürgerlich, daß die Kommunisten ihn unbehelligt gelassen hatten. Das schwedische Rote Kreuz hatte die Fürsorge gütigst übernommen. Was diese tun könnten, würden sie tun. Trotzdem hatte Hertha schwere Sorgen.

Es war schon dunkel, als Thekla zurückkehrte. Der Dicke war so ausgelassen gewesen vor Freude, daß deutsche Truppen schon in Reval waren, daß sie ihn ernstlich hatte ermahnen müssen, sich ruhig zu verhalten.

Da hörten sie von der Straße her Schüsse! Wer schoß? Rückten die Deutschen schon ein? Das Geknatter nahm zu. Vor ihrer Haustür stand ein Maschinengewehr und feuerte. Es war doch ein wenig aufregend, diese letzte Nacht zu durchleben.

Die beiden Schwestern saßen in der Nachtlichtbeleuchtung des Benzinlämpchens. Sie saßen auf dem Diwan und hörten der Weltgeschichte zu.

Zuweilen hörte man auf der Straße laufende Schritte, man hörte rufen und schreien, den kurzen, dumpfen Knall von Revolver-

schüssen, den hallenderen Ton von Militärflinten. Dazwischen immer wieder das Brasseln des Maschinengewehres, als würden Erbsen auf eine Trommel geschüttet.

Man sah Fackelschein. Thekla lugte vorsichtig auf die Straße. Nein, deutsche Uniformen waren nicht zu sehen. Bewaffnete mit roten Binden um den Arm, Arbeiter und Soldaten stürmten vorüber. Dann wieder sah sie Leute mit weißen Binden am Arme. Viel war aber nicht zu unterscheiden. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich der Frauen. Plötzlich schrie Hertha leise auf. Gerade ihnen gegenüber lag das Gebäude der Reichsbank. Dort war das Hauptquartier der Roten. Die Fenster standen offen, oder waren zerschlagen. Innen war alles hell erleuchtet. Am Fenster war ein Maschinengewehr aufgestellt und der Soldat zielte auf sie.

Sie warf sich zu Boden und Thekla blies das kleine Benzinlämpchen aus. Vielleicht schützte die Dunkelheit sie.

An Schlaf war diese Nacht überhaupt nicht zu denken. Vielleicht selbst ohne die Aufregung der Straßenschlacht nicht. Ging doch heute die deutsche Sehnsucht in Erfüllung. Das Glücksrad der Weltgeschichte drehte sich. Statt der russischen Barbarei stiegen die schwarzweißroten Farben in die Höhe. Gott sei gelobt!

Das Maschinengewehr, gegenüber, war jetzt auf die Straße gerichtet, bestrich den Peter-Boulevard. Nun ja, von dort her würden die Deutschen kommen, vielleicht schon bei Tagesanbruch. Würde aber dieses Gesindel so tollkühn sein, den Kampf mit einer deutschen Armee aufzunehmen? Daran war doch im Ernste nicht zu denken . . .

Nach Mitternacht wurde das Schießen seltener, wenn auch immer noch Schüsse ertönten.

In den Frühmorgenstunden schlich Thekla wieder in das Nebenzimmer.

„Hertha, Hertha, komm! Sieh, was dort vor sich geht.“

Die Schwester kam vorsichtig näher. Im Amtsgerichtsgebäude gegenüber waren die Fenster noch alle erhellt. Die Bolschewiken rissen sich die roten Binden vom Arme und warfen sie in den brennenden Ofen. Statt dessen umwickelten sie den linken Arm mit weißen Streifen.

„Das bedeutet Gutes, Thekla! Die roten Schurken wechseln die Farben. Jetzt sind die Lumpen mit einem Male weiße Bürgergarde geworden. Paß nur auf. Sie werden behaupten, sie hätten die Roten im Kampfe vertrieben und nun selbst das Gebäude besetzt. Oh, diese Gauner! Es sind doch ganz dieselben Gesichter.“

„Ganz dieselben Gesichter“, bestätigte auch Thekla. „Offenbar haben die Weißen gesiegt. Diese Leute haben ihre Informationen. Die spielen nur Trümpfe aus, folglich ist jetzt ‚weiß‘ Trumpf. Nun kann ich es dir auch sagen: Rudolf gehört auch heimlich zur Bürgerwehr. Er hat die ganze Nacht mitgelämpft, wie ein junger Mann.“

„Bravo, das gefällt mir, Thekla.“

Als das bleiche Winterrot des Morgenhimmels zu leuchten begann, waren die Straßen leer und friedlich. Vor dem Wachtgebäude patrouillierte ein Posten mit weißer Binde. Vor ihrem Hause stand noch das Maschinengewehr mit einem Doppelposten der weißen Bürgerwehr daneben. Aber geschossen wurde nicht mehr. Weiterhin war der Schnee der Straße an einer Stelle rot gefärbt. Das war sicher Menschenblut.

Als die Wintersonne klar und goldig auf den Schnee auf den Dächern schien, öffnete sich die Paraventüre. Das konnte nur der Dicke sein. Nur er hatte die Schlüssel.

Thekla sprang ihm entgegen. Richtig, es war der Dicke, die weiße Binde am Arme. Sein übernächtiges Gesicht strahlte vor Freude.

„Rudolf, bist du nicht unvorsichtig?“

„Keine Spur. Wir brauchen nichts mehr zu fürchten. Die Roten sind fort. Wir Weißen haben gesiegt. In der Nacht zogen die Bolschewiken zum Bahnhofe. Alles, was an Lokomotiven und Wagen zur Stelle war, wurde in Betrieb genommen. Ihre Waffen nahmen sie mit, leider auch die Gefangenen, Langenstein und die übrigen. Was nicht mit der Bahn fort konnte, rettete sich in den Hafen auf die Kriegsschiffe. Die wollen auch fort, aber sie krabbeln im schweren Eise und kommen nicht von der Stelle. Auf den Kriegsschiffen sind alle Kommunistenführer der Esten. Wenn die Deutschen gewandt sind, können sie die ganze Blase haben.“

„Ja, wann kommen die Deutschen?“

„Nach einer Stunde!“ . . .

Dann gingen sie zu dreien auf den Peterplatz und stellten sich an der Ecke der Rosenfranzstraße auf. Der große Platz war schon schwarz von Menschen.

Thekla fragte: „Wo hattet ihr euch eigentlich die Waffen verschafft?“

Der Dicke lächelte vielsagend: „Zunächst unser Geheimnis.“

Sie brauchten nicht sehr lange zu warten. Da kamen in langsamem Tempo die Motorradfahrer, dann kamen Fußtruppen. Die

Begeisterung der Bevölkerung war unaussprechlich. Man jubelte, man winkte mit Tüchern und Hüten. Hertha ließen die Tränen über die Wangen. Freudentränen, daß alle deutsche Sehnsucht sich erfüllt hatte und schmerzliche Bewegtheit, daß ihr Konrad nicht dabei sein durfte, daß er auf dem Wege war in die eisigen Berließe Sibiriens.

Doch er und Altenschwert würden wiederkehren. Alle die adeligen Herren würden wiederkehren. Die deutsche Macht reichte so weit, die würde auch bis Sibirien reichen.

Man wurde gar nicht müde zu jubeln und zu winken. Junge Mädchen schüttelten unbekannten deutschen Soldaten die Hand. „Retter, Retter!“ wurde immer wieder gerufen.

Nun nahte vom Antonisberge her die Reiterei mit Musik. Voran der kommandierende General mit seinem Stabe. Die Begeisterung überstieg alle Grenzen. Die Musik erhöhte noch die Wirkung auf die Gemüter.

Vor wenig Stunden noch hatten alle, die hier jubelten, in Lebensgefahr geschwebt.

Neun Monate lang war das Baltenland mit dem Mutterlande Deutschland verschmolzen, dann kam der Zusammenbruch, die deutsche Revolution. Die deutschen Truppen mußten das Land wieder verlassen. Im Waffenstillstande . . . hatten die feindlichen Mächte die Aufhebung des Brest-Litowsker Friedens verlangt. In der Weltgeschichte war es ohne Präzedenzfall, daß im Friedensschlusse die Aufhebung eines bereits früher geschlossenen Friedensvertrages verlangt und erreicht wurde. . . . Haß und Dummheit reichten sich die Hand, um ein aus allen Greueln des Bolschewismus befreites Land gewaltsam im Namen der Freiheit wieder unter die Macht des Bolschewismus zu stellen.

Nach Aufhebung des Vertrages von Brest-Litowsk gehörte das Baltenland staatsrechtlich wieder zu Rußland und sofort danach drangen bei Martwa über die Narowa und bei Pleskau russische Heerhaufen in das Land ein, um es wieder zu besetzen. Alle Adeligen und alle Pastoren, eigentlich alle gebildeten Balten waren von den Bolschewiken im voraus zum Tode verurteilt und wo diese hinkamen, schlachteten sie die Gebildeten hin. Damals erlitt auch Propst Kürschner den Märtyrertod. Alles floh vom Lande nach Reval. Deutsche Offiziere stellten den Balten Züge nach Deutschland zur Verfügung. Mehrere große Dampfer holten sie ab, sie, die alles, was sie besaßen, zurücklassen mußten und

nur das nackte Leben nach Deutschland retteten. Zu Zehntausenden flüchteten die Balten in das Mutterland, noch vor kurzem ein Volk von Königen, nun ein gewaltiger Zug niedergebrochener Existenzen, ein Zug unbewaffneter Ritter, vermögensloser Kaufleute, schülerloser Lehrer, bücherloser Gelehrter. Nur die Tradition adeliger Gesinnung konnten sie mitnehmen und die deutsche Sehnsucht.

Aber viele hatten nicht einmal die Möglichkeit zu fliehen. Pflichten oder unabwendbare Verhältnisse fesselten sie an die alte Heimat. Viele von ihnen fanden hier den Tod durch kommunistische Henker.

Als die letzten deutschen Soldaten Estland verließen, pfeifend und mit vergnügten Gesichtern zum Revaler Hafen marschierten, wo sie eingeschifft wurden, prangte an den Revaler Straßenecken und Litfassäulen ein großes Plakat:

An das estnische Volk!

Schlechte Führer haben uns in euer Land geführt, gegen unseren Willen. Gezwungenermaßen sind wir ihnen gefolgt und haben euren Unterdrückern, den deutschen Baronen, geholfen wider euch. Wir bitten euch,

verzeiht — verzeiht.

Der deutsche Soldatenrat.

Bolschewistische russische Armeen brachen in das baltische Land ein.

Monika Hunnius Bolschewistenherrschaft in Riga

Kann man dieses Leben noch tragen? fragt man sich morgens, wenn man erwacht!

Aber man muß es tragen!

Täglich sieht man in Riga wie größere oder kleinere Gefangenenzüge durch die Straßen der Stadt geführt werden. Man erkennt seine Freunde, die inmitten der bewaffneten Banden, mit einem Kopfkissen und mit einer Decke unter dem Arm, blaß und still, aber erhobenen Hauptes durch die Straßen wandern. —

Jeden Morgen kommen neue Schreckensberichte: Der oder die

wurden in der Nacht im Gefängnis ermordet. Oft haben die Gefangenen das Wimmern der Sterbenden von ihren Fenstern gehört, und wußten nicht, ob es nicht Sterbeseufzer ihrer nächsten Verwandten oder Freunde waren; andere sind fortgebracht worden, man weiß nicht wohin. Menschen sterben, man erhält keine Erlaubnis, sie zu beerdigen; die Leichen stehen wochenlang in den Wohnungen.

Kommt die Erlaubnis, so erhält man keine Pferde für den Leichenwagen. Die Angehörigen spannen sich davor und bringen ihre Toten zu Grabe.

Jeden Augenblick stürzen Kommissare in die Wohnungen, setzen die Menschen auf die Straße; man sieht diese dann hinter einem Karren hergehen, der ihre wenigen Habseligkeiten führt. Manche dürfen nur so viel mit sich nehmen, wie sie in ihren Händen tragen können. Die Wohlhabenden, Gebildeten, die sogenannten „Bourgeois“, werden aus ihren schönen Wohnungen verbannt, in Arbeiterviertel, in Proletarierhäuser, auf Inseln, die nur Fischerhütten als Wohnstätten haben, in ihre Wohnungen werden Proletarier gesetzt.

Legt man sich abends in sein Bett, macht man sich jedesmal bereit, es in der Nacht wieder verlassen zu müssen. Menschen werden wie wahnsinnig durch diese grauenhafte Unsicherheit des Lebens. Man hört von einer ganzen Familie, die in einer Nacht durch den geöffneten Gashahn diesem Leben ein Ende gemacht hatte, das sie nicht mehr tragen konnte.

Es kommen dazwischen aus den Gefängnissen Berichte, durch bestochene Wärter. Alle erzählen von wunderbarer Weise, wie die Leiden ertragen werden, wie groß und still die Opfer in den Tod gehen. Wir, die wir noch in der Freiheit sind, fühlen das Licht, das aus dem Kerker strahlt, tief in unser mühseliges Leben hinein scheinen.

Die Kirchen werden geschändet, aber jeden Sonntag werden sie wieder neu geweiht. In den Schulen werden die Morgenandachten verboten, jeden Morgen vor Beginn der Schule halten die Pastoren die Andachten in der Kirche. Keiner der Schüler fehlt. — Auch das wird verboten. Ein Pastor nach dem andern wird ins Gefängnis gebracht. Laien treten vor den Altar, lesen aus der Bibel oder aus Predigtbüchern vor, die Kirchen sind gefüllt.

Einer der haßerfülltesten Führer der Bolschewiken sagte in einem Ausbruch schäumender Wut: „Man kann an diese deutschen Balten nicht herankommen! Man nimmt ihnen alles, sie klagen nicht.“

Man treibt sie aus ihren Häusern, sie gehen schweigend. Man führt sie in die Gefängnisse, ja, man treibt sie in den Tod, flaglos und gefaßt gehen sie auch da hinein. Es ist, als umgäbe sie ihr Christentum wie eine Mauer, über die man nicht hinüberkommt."

Da ein Ton! Woher kam er? Leise pflanzt er sich fort, einer flüstert es dem anderen zu: „Die Rettung naht, die Befreier kommen!" Wer hat es gesagt? Wo kam die Nachricht her?

Eine Unruhe hat auch die Bolschewiken erfaßt, man fühlt es! Sie packen, sie bringen die geraubten Sachen in Autos und Wagen fort, sie rüsten zum Abzug!

Ja, ja, es ist die Wahrheit! Aber nun Vorsicht, daß man nichts ahnen läßt von dem Jubel, der einem die Brust zersprengen will. Auf der Straße wagt man kaum seine Bekannten zu grüßen, aus Furcht, etwas von der namenlosen Freude, die einen erfüllt, zu verraten, denn man ist von Spionen umgeben.

Die Wut der Bolschewiken steigt. Sie schleppen in die Gefängnisse, was ihnen unter die Hände kommt, Kinder und Greise.

Da wieder ein Laut: „Sie kommen, sie sind nicht mehr fern! Es handelt sich nur noch um wenige Tage!"

Keiner glaubt nun diesen Nachrichten, müde und hoffnungslos lebt man weiter.

Und da bricht sie plötzlich über uns herein, die Erlösung!

Siegfried von Geesack / Nordische Heimat

Nirgends ist der Himmel so hoch, und die Erde so groß,
nirgends sind die Wälder so ohne Ende.

Nirgends die Birken so weiß, und so grün das Moos,
und so rot am Abend die flammenden Sonnenbrände.

Nirgends ist die Erde so tief, und das Wasser so stumm,
tief im bemoosten Brunnenschacht liegt es versunken.

Knarrend hebt sich die Stange, verwittert und krumm, —
aber nirgends hab' ich so gutes Wasser getrunken.

Nirgends ist der Sommer so hell, — und so kurz.

Schon dunkeln die Weidenstümpfe, die Stoppelfelder, die müden.
Über dem Moor, immer tiefer zum Horizont, im flügelnden Sturz
ziehen mit klagendem Schrei die Kraniche in den Süden

Burchard von Schrenck / Wir Balten

Und so war es, und so bleib es:
Ineinander festgestellt,
recht als Glieder eines Leibes
stellen wir uns in die Welt!

Nur ein Schein, daß Raumes Schranke
uns nach Ost und West zertrennt:
Keinen Raum kennt der Gedanke,
der in jedem Balten brennt.

Durch Jahrhunderte geworden,
leidgeprüft und kampfentsacht,
wir aus einem Haus und Orden
schreiten fest durch Schicksalsnacht.

Sind und bleiben so die Alten,
werd' uns Leben oder Tod,
Deutsche bleiben wir und Balten,
unsre feste Burg ist Gott!

Werner Bergengruen / Die ewigen Wälder

Unsre Häuser stehn auf zerstampften Feldern.
Die Felder haben uns lange verziehen.
Aber wir wohnen in erschlagenen Wäldern.
Bett und Schrank sind vom Walde geliehn.

Nachts, wenn Wolken das Dach umreiten,
sinken wir grundwärts wie Korn und Keim,
kehren wir in urälteste Zeiten,
in das Dunkel der Waldungen heim.

Läuft ein Schauer durch Birke und Buche
und den Schreibtisch von Eichenbaum,
und es rauschen mit harzigem Ruche
ewige Wälder durch unseren Traum.

Wenn die Wipfel im Herbststurm knarren,
dünn sich der blätterne Vorhang bläht,
hebt sich ein Knacken in Schwellen und Sparren,
quillt es und schwillt es und ächzt im Gerät.

Und wenn sich Farren und Moose besamen,
raunt's durch der Schrankfächer trockene Reih'
über Gestelle und Leisten und Rahmen
wie ein dunkles Stammesgeschrei.

Aber sie wollen sich ja nicht wehren.
Sie erwachsen, drum haben sie Zeit.
Sie verstummen im Frühlucht und kehren
heim in die große Geduldigkeit.

Wissen: nach winzigen Menschenjahren
sind acht Bretter uns zugebracht,
Bretter, die Bäume im Walde waren
(auch die Bretter ächzen bei Nacht).

Einmal aus den zerfallenen Brettern,
aus zerfallenem Fleisch und Bein
heben sich Bäume mit Ästen und Blättern,
ewige Wälder wolkenein.

Werner Bergengruen / Wanderbaum

Daß ich doch ein Baum geschaffen wäre!
Also krallte ich
Klammerwurzeln
in nährenden Heimatgrund.
Und ich triebe sie,
gierdevoll, doch bedächtig,
dunklen Höhlungen
etwig frischender Feuchte zu.

Nichts verrückte, enthöbe mich
meinem Erde-Reich.

Tausenden, tausend
Wurmesgeschlechtern
gab ich in Gleichmut
Obdach, Nahrung und Grab.

Und zu jährlich erneuter Nistung
schnellgesiederten, kurzen Vogelgeschlechtern
stünde ich, uraltes Heimkehrziel,
Vogelewigkeiten hindurch.

Bitterfrüchte
und scharfriechende Blätter
streute ich herbstlich umher,
rotaufflammende.

Nichts verrückte, enthöbe mich
meinem Erde-Reich.

Nun aber, dem Grund entnommen,
Luftwurzeln, hungrige,
rede ich aus,
Winden und Sternen zu.
Durch die Ebenen der Menschen
trage ich, Wanderbaum,
meinen Geruch.

Gertrud von den Brinden Gutshof in Kurland

Hier war der Fußweg, der zum Wäldchen ging,
aus dem im Sommer die Zigeuner kamen,
ein Windenduft um alle Hecken hing
wie ein verwehtes Märchen ohne Namen . . .

Hier lag der Feldstein immer sonnenheiß
am Gartenende, wo wir wartend saßen,
eh Gäste kamen; schmal und flimmerweiß
sah'n wir sich kreuzen fern im Tal die Straßen.

Von hier aus hab' ich oft, wer weiß wie lang,
ins Land geschaut, wenn's blau und blauer blaßte,
und Gott gesehn auf seinem Abendgang;
wie er das Land in seine Arme faßte.

Noch beugt die alte Birke sich, als wär
sie Wächterin vor unsres Gartens Graben;
durch ihre Zweige wird der große Bär
den ersten Blick in die Veranda haben.

Das Flüßchen kichert mit gedämpftem Laut
im Wiesengrund, dem schwalbenaugen-bunten,
nur daß sich keiner heute selig schaut
an diesem Stückchen Himmelreich hier unten.

Noch harst durchs Gitterwerk am Stall der Wind,
noch ziehen heim am Rain entlang die Herden,
nur daß seitdem die Zäune nicht mehr sind,
am Hang die Weilchen totgetreten werden . . .

Im Nebel stehen die Weiden Hand in Hand
am Weg, den bahnwärts unser Wagen rollte,
die Räder knirschen durch den grauen Sand — . . .
Ach, daß heut keine Seele dieses Land
als Seele liebt, wie Land geliebt sein sollte!

Gertrud von den Brinden / Herrentod 1919

Acht Knechte trieben ihren Herrn zum Sterben.
Glanzlos am Galgenberg verglomm ein Stern.
Und Schnee fiel gläsern über Schnee gleich Scherben.
Die trunkenen Knechte johlten um den Herrn.

Straff schritt er in zerschließner Sträflingsjacke,
unwandelbaren Hochmut im Gesicht.
Die Schultern trugen schwere Eisenhace,
und seine Augen unverhülltes Licht.

Wozu die Hache? — — — Um mein Grab zu graben.
Wozu das Leuchten, Mord-umbrüllter Mann?
— — — Es ist ein Dank, — ich will ihn bei mir haben,
damit ich, — wenn's so weit ist, — lächeln kann . . .

Mir ist von Wolken über meinem Parke
seit Kindheitsfrühen sehr viel Glück geschehn . . .
Und sprich: wozu, trotz Fluch und Tod, der starke
Hochmut in dir? — — — Zum Wiederauferstehn!

Gertrud von den Brinden Abzug der Deutschen aus Kurland

Das waren die schwarzen Nächte
vor dem Steigen des roten Meers. —
Da riß sich vom Brudergeschlechte
die Treue des deutschen Heers.

Drei Jahre segnender Sonne
 sanken in Kurland zu Grab. —
 Kolonne um Kolonne
 zieht südwärts die Straße hinab.
 Ich hör' noch das Wagengerassel
 nachtnächtlich, der Rosse Huf,
 der Rohre Eisengeprassel,
 der Führer Scheltwort und Ruf.
 Sie ziehen, sie ziehen, die grauen
 Gestalten und wenden sich nicht.
 Die Fenster, die niederschauen,
 verlöschten ihr letztes Licht.
 Schon horchen in Höfen und Höfen
 faustballend Rachgier und Mord,
 hohnlachende Lippen frohlocken:
 Die Deutschen, die Deutschen ziehn fort!
 Jetzt schlägt die Sterbestunde
 dem baltischen Bruderstamm!
 — — Aus deutschem Soldatenmunde
 schallt Jauchzen vom Schienendamm.

Gertrud von den Brincken / Baltische Jugend

Wer bang berechnet Sinn und Zweck und Kosten,
 errechnet nie was Herz und Fahnen kund:
 Wir aber stehen auf umstürmtem Posten
 so selbstverständlich wie auf eigenem Grund.
 Nicht kann die Undurchdringlichkeit der Ferne,
 nicht grauer Frage Donnergroll uns fällen.
 Wir haben Nacht um uns. Vielleicht auch Sterne.
 Nicht wägen gilt's, nicht zählen, — nur: sich stellen!

Gertrud von den Brincken / Meine Heimat

Meine Heimat könnt ihr nicht zerstören,
 meine Heimat findet ihr nicht auf;
 nicht die Birken, die nur mir gehören
 an des Wiesenbaches Schlängellauf.

Nicht den Feldweg zwischen Roggenhalmen,
zwischen Himmels- und Kornblumenblau;
nicht der Kaddickfeuer braunes Qualmen
überm Brachland im Oktobergrau.

Nicht das langgezogene Lied der Flößer,
das im Dunkel immer weiter währt . . .
Immer tiefer wird und immer größer
jede Liebe, die von Leid sich nährt.

Meine Heimat könnt ihr nicht entreißen,
denn sie wuchs so ganz in mich hinein,
sang und segnete mit ihrer weißen
Winterschwermet meine Seele ein.

Heimat ist nicht Hülle und Gewandung,
die man wechselt, die ein Wind zerstört —
Heimat ist ein Schicksal, — Grund und Landung,
was uns tiefst und ohne Tod gehört.

Gertrud von den Bränden Kurländische Landtagseröffnung

(Ein Kapitel aus dem noch unvollendeten Roman „Jugend ohne Wald“)

Auf einer Höhe, die sich verinselt aufrichtet aus den flachen Geräuschen der Tage, steht ein Geschehen von eigener Art und Bedeutung: der Landtag tagt in der Stadt.

Bricht nicht schon aus den Worten das Wunder einer seltsamen Lichtwerdung: Es wird Land in der Stadt! Es tagt über ihren engbrüstigen Häusern und schnurgeraden Straßen und geblähten Belanglosigkeiten.

Es werde Land!

Alle drei Jahre geschieht solch ein Wunder und in diesem Winter darf Traud es mit eigenen Augen schaun.

Ein kurzer Hauch von Land streicht auch zu andren Zeiten flüchtig über die gepflasterten Straßen: zu Johanni, wenn die Gutsbesitzer in Geschäften in die glutflimmernde Stadt eingefahren kommen. Oder zu einer brüderlichen Konferenz, die den Adel bei besonderen Anlässen im Wappensaal des weißen Ritterhauses

versammelt. Oder um die Ballsaïson, wenn die pelzwarmen land-schen Schlitten ihre Herrn aus schneevermummter Parkeinfahrt durch die belebte Schloßstraßen-Neugier tragen. Doch dann ist es ganz etwas anderes. Die Stadt bleibt die Beherrscherin derer, die sie an sich gelockt hat. Sie wird sie verschlucken und lächelt ihr alleroberflächlichstes Lächeln dazu: „Auch ihr könnt mir nicht ent-gehen! Wer einmal einen Tropfen meines süßen Giftes gekostet hat, ist mir verfallen für alle Zeiten — und ob ihn tausend Bäume umstünden und tausend Bäche umquellen!“

Heute aber läßt sich der Atem des Landes nicht verlächeln und verschlucken. Das spürt die schlangenkuge Stadt und verhält sich abwartend und schier dienstbeflissen willfährig.

In der ehrwürdigen, hochtürmigen Heiliggeistkirche, deren tiefe Eingänge sich in uraltem Gemäuer und hinter tauenden Schnee-wällen fast verborgen halten, vollzieht sich mit Kirchgang und Ein-segnung die feierliche Eröffnung der Tagung. Über Gedeih und Verderb dieses Landes wird seine Ritterschaft Entscheid und Urteil fällen. Sie wird Gesetze errichten und Bollwerke wider Gefahren von außen und innen. Sie wird zu Rat sitzen über wirtschaftlichen, politischen und ständischen Fragen, und zu Gericht über Söhne ihres Standes, die sich seiner nicht würdig erwiesen. Sie wird mit Pflug und Pflanzung die Gegenwart betreuen, die Stirn einer noch unbeherrschten Zukunft entgegengeworfen. Es ist Schicksal, was der Landtag vertritt, es ist Geschichte.

Gewußt hat Traud es schon früher, sie erlebt es erst heute.

Weitauf stehen die wuchtigschweren Bohlentore der Kirche in den winterweißen Tag hinein. Alle Bänke und Seitengänge sind besetzt und doch ist es lautlos in den Gewölben, vom staubigen Schnitzwerk der Familiengestühle bis hinauf zu den gotischen Fensterbögen, in denen die Wappen dieser Geschlechter in gedämpfter Buntheit eine heilige Legende umrahmen.

Nur die Turmglocke dröhnt ihren befehlenden Ruf durch die harrende Stille. Alle Gesichter sind gegen den Haupteingang ge-wandt. Auch der greise Generalsuperintendent wendet sich jetzt vom blauen Dunkel des Altarbildes mit dem Gruß seiner gütigen Augen dem Flügeltor zu, den Kommenden entgegen.

Die Glocke verlangsamt, die Glocke beruhigt ihr Dröhnen.

Ehe die Orgel ihren Tiefgesang anhebt, geht es wie Atemholen der Ergriffenheit durch die schweigende Kirchenhalle: Sie kommen!

Vom Turmtor her bewegt sich der breite, schwarzgoldene Zug durch den langen, säulenumstandenen Mittelgang dem Altarraum

zu. Nicht wie eine Prozession mit prunkender Langsamkeit sich zur Schau stellend, wie eine entschlossene Tat ist dieser Gang, ohne Umblick und Selbstbespiegelung. Wie Soldaten an die Front schreiten, fest und bewußt ihrer Berufung, die nicht einem Namen gilt und einem Tage und einer Ausnahmeleistung, sondern der Pflicht: eines ganzen Landes Leben auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Der Landesbevollmächtigte geht an der Spitze, breitschultrig, aufrecht und kämpferisch. Rechts und links von ihm die Delegierten von Estland, Dösel und Livland — die Gäste aus den nachbarlichen Ritterschaften. Und hinter ihnen der lange Zug der Landboten — die Entsandten aller Kirchspiele und Kreise dieses weiten, vielhundert Schlösser und Edelsitze umschließenden baltischen Gaues. Sie tragen alle die Landesuniform: über langer, schwarzer Hose den schwarzen Waffenrock mit der Goldstickerei am Ärmel. Leuchtend aus dem schwarzen Strom hebt sich das Rot der Kragenaufschläge, blitzen die goldenen Knöpfe mit dem kurländischen Wappen, die goldenen Tressen der Dreimaster, der Degen goldene Beschläge. Sehr hoch sind die meisten Gestalten und die Gesichter von herrischer nordischer Meißelung.

Der Blick der Gemeinde kann nicht auf den einzelnen verweilen. Er soll es auch nicht.

Traud erkennt Onkel Arveds knorriges Gesicht mit dem bissigen Munde und den vielen Schmissen. Und dort Onkel Heines weißes Haar und seine kühlen, fast verschneiten Augen. Onkel Wolfs steife Höhe, noch höher scheint sie, aber steif nicht mehr. Links hinter ihm, das muß Onkel Eugen gewesen sein, die starke Adler-nase wie von vielen Winden ein wenig schiefgeschoben.

Doch schon sind sie vorübergeschritten, von andren gefolgt, immer wieder von andren. Nein, es kommt nicht auf die einzelnen an. Auch auf Lex Campen vermag Traud zu schaun ohne Erschrecken. Er steht hier für Waldhusen, sie weiß es, für Waters, für Egons Waldhusen — — —, ach nein, das ist nicht mehr gültig in dieser Stunde. Das eigene Heimweh, die eigene Verlorenheit nicht mehr so einmalig schwer zu tragen. Und auch die Außenseite der Stadt hat ihre bedrückende, ihre verstiegene Bedeutung verloren. Man kann gleichsam durch sie hindurchblicken auf die Grundmauern des Baues, des sie ja nur eine einzige Seite ist. Man kann seine Strebepfeiler und Tragbalken erkennen, die dauernder sind und viel bedeutungsvoller als die putzigen Schnörkel der Fassade.

Ein Wort von Vater kommt Traud in den Sinn, das er einmal prägte in Abwandlung des scherzhaften „Ein Engländer —, zwei Engländer —, drei Engländer — — —“, um die Wesenheit seiner Stammesbrüder zu kennzeichnen:

„Ein Balte — ein Sonderling; zwei Balten — ein Duell; drei Balten — ein' feste Burg . . .“

Ja, so ist es: gleich einer festen Burg erbaut sich drüben im Altarraum die Vertretung der heimatlichen Ritterschaft. Zu Wehr und Waffen. Zur Erhaltung des „Reiches, das uns doch bleiben muß . . .“

Nun erklingt auch gerade dieses Truklied, lutherzornig und luthermutig, von der ganzen Gemeinde mitgesungen.

Dort stehen sie, zusammengemauert zu einem Bollwerk. Viele, viele, die draußen einzeln, auf verstreuten Gutshöfen Wachturmdienst taten, hier sind sie zu einer Festung geworden, die dem altbösen Feind und allen neubösen Feinden und ihrer großmächtigen Arglist Widerstand bieten kann.

Eine Feste, ein kleines Deutsches Reich, — klein aber Stein —, gegen den Ansturm des asiatischen Ostens geballt, gepreßt, geschmettert.

Siebenhundert Jahre Rittersum, siebenhundert Jahre Kampf und Sieg und Tod lebt in dieser Stunde, lebt in den Gesichtern derer, die jetzt an dem Platz ihrer Vorfahren stehn, die gleiche Kraft, die gleiche Liebe, die gleiche Gesinnung in den rüstungsgrauen Augen.

Der greise Geistliche kniet nieder auf dem blutroten Altartepich. Er wird ganz winzig, fast unsichtbar in den bauschigen schwarzen Falten seines Talars, das weiße Bäckchen zittert grell über dem finsternen Stoffhügel. Die Stimme aber schwingt zwingend durch den Raum: „Lasset uns beten!“

„Mit unsrer Macht ist nichts getan . . .“ Die hellen und dunklen und greisen Häupter neigen sich. Die Gesichter senken sich herab auf die, um den Dreispiz gefalteten, Hände. Die hellen und dunklen Häupter beugen sich vor dem Einen und Einzigen, den sie bedingungslos über sich als Macht und Feldherrn und obersten Standesherrn anerkennen.

Traud kann ihre Hände nicht falten, um sich würdig am Gebet zu beteiligen. Sie kann ihre Finger nicht aus dem Gebiß eines Schlangentiers lösen, in das sie sich geklammert hält, um sich auf ihrem Platz, dem Steinvorsprung einer Säule zu behaupten.

Sie waren zeitig genug hergekommen, Egon und sie, doch haben

sie ihre Sitzplätze zwei alten Stiftsdamen abgetreten. Traud bedauert es nicht. Hier hochgestiegen, hat sie sich einen Blick über Mittelschiff und Altarhalle errungen, wie sie ihn unten im Kopfgedränge nimmer gefunden hätte.

Egon steht im Gang, drei Schritte vor Traud. Es ist ihm nicht gut, solange zu stehn, eingepfercht und unbeweglich. Doch was geht ihn seine Krankheit an in dieser Stunde! Traud sieht es seinem emporgestreckten Profil an, daß er von sich selbst und seinen Schmerzen so weit entfernt ist wie — wie ein junger Kriegsfreiwilliger von der Strafandrohung seines Klassenlehrers.

Das Gebet ist vorüber. Der Generalsuperintendent wächst wieder aus den Faltenwürfen seines Gewandes auf und sammelt sich zur Ansprache. Eine kurze Liedstrophe gibt ihm Muße und Auftakt.

Die Häupter der Landboten heben sich wieder. Wie Kronen von Bäumen, die sich emporrichten nach der Gewalt eines Sturmes.

Und plötzlich weiß Traud in einem großen Begreifen: viel mehr als eine Burg ist das, was sich hier erhoben hat vor ihren Augen — Wald ist es, Wald! Das ist gewachsenes Edeltum, das ist lebende Höhe. Das ist nicht Stein und Mauerwerk, das ist Wachstum, ist Wald!

Vater, denkst Traud, dies hast auch du gefühlt, damals als du noch jung und noch Freund, als du selber noch Baum warst, in Dorpat unter der Domruine. „Eines Landes Adel muß sein Wald sein“, so sagtest du doch? „Solange es stark an Wald ist, kann ein Land nicht sterben.“

Wenn du jetzt hier sein könntest, Vater, um dich mit zu freuen an dieser Stunde. Ja, du bist hier, du bist mit dabei, Vater —

Halb staunend und halb schon begreifend umtastet Traud diese aufblühende fromme Gewißheit: wie jene drüben nicht nur sie selber sind, sondern hier stehen für ihre Vorfahren und Nachfahren, für das gesamte Geschick ihrer Heimat, so erlebt auch sie, Traud, alles nicht nur für sich allein — die Toten ihres Geschlechtes wollen durch sie teilhaben am hellen Heute. Um für sie zu schauen, steht sie hier, für sie zu erfassen, für sie zu bezeugen, was hier geschieht. Um sich als Teil dieses Wachstums ohne Ende, dieses Kampfes ohne Ende zu erkennen, — zu erweisen, wenn er sie fordert!

Wald ist diese Ritterschaft. Wald ist dieses Wachstum. Wald ist dieser Kampf ohne Ende. —

Wie markig weiß es die deutsche Sprache zu bekunden: der Wald, sagt sie mannhaft und wurzelstark und ohne Falsch. Die

Stadt dagegen! verweiblicht und verweichlicht und durchwelkt von eitler Hofluft, die sich nie wieder hinauslüften läßt, wo sie einmal Einzug gehalten.

Ein halbwüchsiges Mädchen mit silberblondem Zopf, das in der Reihe hinter Egon steht, reckt sich auf die Zehenspitzen, um bessere Aussicht zu gewinnen: „Ich kann Papachen sehn“, triumphiert sie, vernehmlich flüsternd, ihrer Begleiterin zu, einer stattlichen Dame mit prächtigem Ohrgehänge und Fridericus-Profil, — ich find', Papachen sieht am allervornehmsten aus —“

Egon wendet sein kantiges Gesicht mit halber Wendung nach der Sprecherin. Eine ganze Rittersage von Hochmut und Geringschätzung liegt in seinen Zügen.

Die Vertreter der Ritterschaft haben sich durch die schmalen Türen rechts und links vom Altar in die Sakristei begeben: zur Wahl des Landbotenmarschalls. Von ihm geführt verläßt der Landbotenzug nach kurzer Zeit unter dankbrausenden Orgellängen die Kirchenhalle.

Unter dem Steinbogen des Tores, nachdem der Zug und die nachdrängenden Seitengänger die Kirche verlassen haben, werden Egon und Traud an Herbert herangetrieben, der gerade etwas zu Ernst gesagt hat, der neben ihm steht. Vielleicht hat er gesagt: „Das sind wir . . .“, mit zu frühzeitiger Genugtuung, wie es seine Art ist. Vielleicht hat er auch nur: „Feudales Manöver, das —“ gesagt. Er versteht es, großspurige Worte vor eine innere Dürftigkeit zu stellen, sie dadurch eher beschirmend als beschämend. Doch Ernsts Antwort ist noch zu hören, — er spricht sie eigentlich nicht zu Herbert hinab, der ihm nur bis zum Nasenrücken reicht, er spricht sie vor sich hin, seine Augen haben das gleiche Grau, rüstungsdunkel, wie es aus den Blicken der Landboten brach.

„— mein erster Gottesdienst war es — —“, sagt Ernst.

Und dann schieben sich die zwei langsam weiter und aus der gestauten Menge. Die dämmerfahle Straße draußen ist noch wimmelschwarz von den auseinanderstrebenden Kirchenbesuchern.

Traud und Egon wechseln kein Wort auf dem kurzen Heimweg. Vielleicht denkt Egon dasselbe wie sie, vielleicht etwas anderes und viel uneigennütziger und mit strafferen Konturen.

Traud wirrt an einem Gewühl von helldunkel durcheinandergreifenden Gedankensträhnen:

Jetzt wird es sich eine Zeitlang leichter leben lassen, da man dies weiß: daß hinter allem doch Wald ist — Sinn und Adel. Wenn man

das nur behalten dürfte, wenn man es nur öfter sehen dürfte, wenigstens jeden Winter einmal! Aber es wird sich nicht halten lassen, das ist, wodurch die Stadt das Leben, alles was von innen heraus schön ist, gefährdet! Bald wird hier wieder alles verschrumpfen und in sich zusammenfallen. Und das Hohe wird wieder nur Horizont sein und nur noch von einem Dach aus zu glauben.

Sibyls Vater wird aufs neue sein Scharfrichtergesicht machen und Onkel Arved seine scharfen Witze zwischen den Schmissen, die auch so aussehen, als ob sie lauter beantwortete Witze wären.

Und Unez' Vater wird wieder so großherzoglich sein, als ob er jeden andern als seinen Untertan ansähe. Und heute waren sie doch alle wie Bäume — gleichgebürtig und edel und unsterblich. Acht Tage werden sie es noch sein und vielleicht noch ein kleines Zeitchen darüber. —

Egons knochige Hand streckt sich nach dem Glockenknäuf. Sie stehen schon vor ihrer Haustür. Traud möchte gern etwas sagen, rasch, ehe die Wohnung oben sie wieder beide umpreßt, wo sie noch weiter voneinander sein werden als hier auf der schummerig sich wendelnden Treppe.

„Es war doch herrl—“, beginnt sie. Doch weil Egons Gesicht unerschließbar im Dunkel bleibt, und weil statt dessen Ernsts Gottesdienstausdruck vor ihr aufleuchtet, verstummt sie.

Lihbing hat die Tür geöffnet, Mutter ist wahrscheinlich noch nicht aus der Kirche zurück. Und plötzlich, während Traud ihren häßlichen, heufarbenen Mantel an die „Knagge“ hängt, steigt ein Sonnenaufgangsgefühl in ihr empor, ein Gedanke, der wie ein Glück und ein Versprechen klingt, das ihr jemand über die Asphaltwüsten zuruft:

Und er ist doch wirklicher als die Stadt hier und als alle Städte: der wahrhaftige Adel, der, der es ist und nicht nur scheinen und proken möchte. Auch wenn ich ihn nicht sehn kann, ist er da. Und wenn alle Palais und Villen zu Ruinen geworden sind und abgetragen, wird es immer noch Wald geben! Und wenn alle Landboten, die ich heute sah, tot sind, werden junge an ihre Stelle treten: Egon und Kurt und Ernst. Das ist die Unsterblichkeit des Waldes, daß er immer wieder aufwachsen kann — stammhoch und stammstark und stammernst, ja, ernst. Ernst muß dabei sein, ein himmelsstürmender, ein ewiger Ernst!

1915: Wie die alte Charlotte den Einzug der
Feldgrauen erlebte

... Die alte Charlotte hatte indessen in der Küche eilig gegessen und das Geschirr abgewaschen. Nun kam sie auf die Veranda heraus. Es war recht dunkel geworden. Gewitterwolken hatten die Sonne verdeckt, erste Tropfen fielen aufs Verandadach. Die alte Frau blickte in die Wolkenwand. In ihrem Gedenken erstand jener Julitag an ihres persönlichen Lebens Grenze. Sekundenlang zerging die Gegenwart, das Gewitter zog vom Meere herauf nach Strandhof, die Lilien vor der Veranda dufteten peinvoll stark...

Mit einem energischen Ruck warf sie sich zurück ins Heute. Beängstigend still schien es unten im Städtchen geworden zu sein. Kein Laut drang empor. Jetzt das Rollen eines ersten Donners. Sie stand und lauschte hinab.

„Ich muß wissen, wie es steht“, sprach es in ihr. Ohne Hut oder Mantel, einen derben Regenschirm über sich haltend, schritt sie die Stufen hinab zum Städtchen.

Alle Läden waren geschlossen, desgleichen alle Fenster. Unheimliche Stille in der menschenleeren Straße, die von einem Blitz rot überflackert ward, als die alte Charlotte verschnauzend stehenblieb. Der Donner verrollte, ein klägliches Wimmern drang durch die doppelt fühlbare Stille. Vor den Stufen eines kleinen Ladens lag ein junger Hund, er war wohl von Flüchtlingen hier hilflos zurückgelassen worden. Charlotte Gulbrandsen bückte sich. Ihre mütterlichen Hände hoben das verlassene kleine Geschöpf auf. Zitternd, regennäß schmiegte es sich in ihren Arm, und jetzt, während sie das Tierchen an sich drückte, sein Fell glättete und ihm leise zusprach: „Habe keine Angst, Kerlchen, ich behalte dich!“ vernahm sie fernes Hufgeklapper. Ihre Augen wurden weit, höher richtete sich ihr alter stolzer Körper auf. Näher, immer näher!

Und nun, rot überflogen von zwei rasch sich folgenden Blitzen, unter den ineinanderrollenden Donnern trabte eine Eskadron Demminer Ulanen die Straße herauf. Charlotte Gulbrandsen hatte ihren Schirm zusammengeklappt. Barhäuptig stand sie im Gewitterregen, den kleinen, herrenlosen Hund unter ihrem altmodischen Schulterfragen bergend, stand steil und gerade, fahl im Übermaß solchen Erlebens, Blut in den geweiteten, altershellen Augen.

Und sie hob die Rechte, winkte mit großer Bewegung und rief

hallend, furchtlos frei vor Späherohren, ohne Schwanken weicher Nührung: „Gott segne den Einzug unserer Befreier!“

Der Leutnant an der Spitze neigte sich unwillkürlich, und ehrfurchtsvoll war sein Gruß. Charlotte Gulbransen blieb an den Treppenstufen stehen, bis der letzte Soldat vorüber war, dann faßte ihre Hand nach dem Geländer, als bedürfe sie einer Stütze. Flüchtige Röte kam und ging auf ihren fahlgrauen Wangen. Sie preßte die schmalen Lippen hart aufeinander, das jähe Schwächegefühl zu zwingen. Dann eilte sie die Stufen empor, ungestüm wie in ihren jüngsten Tagen.

„Lötting, die Deutschen sind da!“

Frau Stahl riß die Augen auf. Im graudunklen Gewitterlicht stand Frau Gulbransen, und es war Lötting, als habe sie die Mutter nie so schön gesehen, schön über Alltagsmaße hinaus. Ein Leuchten war um sie.

„Bleib nur ruhig liegen. Auch ich werde mich still in meiner Stube ans Fenster setzen und erholen. Ich habe da übrigens einen kleinen, verlassenen Hund mitgebracht, den wollen wir behalten. Er hat schon Milch bekommen, jetzt kann er auf meinem Schoß schlafen.“

Lötting, betäubt vom Schlaf nach dem Aspirin und überwältigt von der großen Nachricht, ergriff der Mutter Hand. „Wie weißt du denn, daß sie da sind?“

„Ich war unten in der Stadt, habe sie einrücken sehen, ich ganz allein. Alle hockten hinter geschlossenen Türen und Fenstern und wagen noch nicht, sich zu freuen. Ich aber sah es, und ich weiß, daß ich nie so Schönes gesehen habe und nie mehr Schöneres sehen werde, dies war meines Lebens größter, glücklichster Tag.“

Sie hob die Hand, jedes weitere Gerede darüber abschneidend, und ging in ihre Stube, langsamer als sonst. Feierlichkeit war in ihrem Schreiten.

Lötting Stahl ward von einem inneren Zittern befallen. „Sie sind da! Großer Gott, wir danken dir. Sie sind da.“ Mit gefalteten Händen verharrte sie lange, dann erhob sie sich leise und ging in die Küche.

„Starker Kaffee wird uns beiden gut tun“, dachte sie vorsorglich. Während sie im Herde Feuer anmachte und Wasser zum Kochen aufsetzte, verflangen fern zum Meer hin die letzten Donner. Eine unbeschreibliche Fröhlichkeit breitete sich über Lötting Stahl. „Mutter hat recht wie immer. Dieses Glück ist stärker als persönliches Erleben je sein kann.“ Und wieder sprach sie vor sich hin die drei Worte: „Sie sind da!“

Ein Schatten fiel aufs Küchenfenster. Nun ein Bochen an der Tür, dann stand ein deutscher Handwerker in der Küche, hinter ihm im Türrahmen ein Feldgrauer.

„Guten Abend, Frau Stahl. Ich bringe Ihnen Einquartierung, einen deutschen Wachtmeister.“

Lotting Stahl streckte dem Fremden beide Hände entgegen. „Willkommen, willkommen!“ Mehr brachte sie nicht heraus. Als der Meister schon weitergeeilt war, wies sie dem Gast das kleine Fremdenzimmer neben der Wohnstube, brachte ihm Wasser, Seife, Handtuch und verhieß, bald mit dem Kaffee fertig zu sein. Der Fremde hatte sich sehr zurückhaltend gezeigt.

Jetzt hantierte Lotting mit Eifer an der Zurüstung für die Kaffeemahlzeit. Ihre Wangen färbten sich rosig, Lotting Stahl sah ganz jung aus.

„Was wird Mutter sagen, wenn sie den Feldgrauen sieht! Aber vorläufig rufe ich sie nicht, sie schien doch müde zu sein und soll ausruhen.“

Lotting holte ihr schönstes Damasttuch vor, die alten Meißner Tassen und das schwere Silber, lief vor die Veranda, pflückte rote und weiße Nelken, denen sie tiefdunkle, fast schwarze Stiefmütterchen gesellte, und ordnete die deutschen Farben in einer braunen Tonschale. Dabei flüsterte sie halb unbewußt: „Alle, lieber, lieber Alle. Daß du diese Stunde nicht mit mir erlebst! Oder weißt du es aus deiner Erhöhtheit und lächelst über unsere geringen Erdenfreuden. Ach, Lieber, es ist gewiß nur eine Menschenfreude, aber reiner und größer als alle, die ich bisher kannte.“

Ein Geräusch im Wohnzimmer ließ sie aufhorchen, sie schaute hinein. Da sah sie den fremden Feldgrauen vor der Büste des Krastelschen Pastors stehen, andächtig, als stünde er in einer Kirche, die Hände hatte er über dem Säbelgriff gefaltet. Seine Augen hingen unverwandt an Pastor Stahls strengem Totenantlitz.

Es ward Frau Lotting feierlich und beklommen ums Herz. Plötzlich wandte der Feldgrau den Kopf, erblickte sie und fragte: „Woher haben Sie die Büste? Sind Sie sich bewußt, ein bedeutendes Kunstwerk zu besitzen?“

Sein Blick fiel jetzt auf die vielen Zeichnungen, er stutzte. „Das scheinen ja auch vorzügliche Arbeiten zu sein. Wer hat das alles gemacht?“

Ein Zittern war in Lottings Stimme als sie antwortete: „Mein verstorbener Mann.“

Der Wachtmeister trat vor sie hin. „Mich hat ein guter Stern in Ihr Haus, ausgerechnet hierher, geführt. Nie hätte ich mir träumen lassen, in diesem Nest so etwas zu finden. Ich bin nämlich selbst Bildhauer oder vielmehr erst ein werdender. Ellermann ist mein Name.“

„Sind Sie verwandt mit dem großen Chirurgen?“

„Der ist mein Vater. Aber wir wollen bitte von den Schätzen reden, die Sie besitzen. Ich bin ganz fassungslos.“

Er trat wieder vor die Büste, schaute stumm, und dann sagte er in einem Ton, der ganz anders war, als Lotting sich die Rede-weise eines preußischen Ulanenwachtmeisters vorgestellt hatte, sagte leise, ehrfürchtig, kriegsfern: „Das ist ein Großer im Lande der Kunst gewesen. Dem wollen wir nun einen späten Weg bahnen zu vielen, die von ihm lernen, die an ihm Bereicherung finden sollen.“

Lotting Stahl stand bewegungslos. Tränen rannen über ihre erglühten Wangen, Verklärung war in dem Blick, der des alten Pastors Marmorzüge umfaßte. Sie hörte nicht mehr, was der Wachtmeister, von Zeichnung zu Zeichnung schreitend, in Begeisterung und Sachkenntnis sprach vom linearen Stil, von Bodenbewegung und Präzisionsarbeit. Sie hörte aus einer fernen, fernen Welt die Stimme der lieben alten Tante Juling, wie sie tief bedauernd feststellte, daß Ullrich es doch wegen seiner Kränklichkeit zu keinem wirklichen, echten Männerberuf habe bringen können, daß er nur ein Zeichner geworden, und dann hörte sie ihre eigenen Worte, mit denen sie den oft Verzagten, an sich selbst Zweifelnden hatte aufrichten wollen: „Ich glaube an dich wie an den lieben Gott, denn du bist ein Teil von Gott. Gott ist in dir, wenn du schaffst.“

Es war der bescheidenen Frau nicht um lauten Nachruhm zu tun, nur um die Bestätigung von berufener Seite, daß ihr Glaube nicht blind gewesen vor Liebe.

„Wir machen eine Ausstellung in Berlin, das wird für meine Mutter ein Feld der Tätigkeit sein“, rief der Wachtmeister enthusiastisch.

Ein erster Sonnenstrahl brach durch die abziehenden Wolken, segnete Frau Lottings gesenkten, grauen Scheitel, segnete die aufnahmehungrigen Augen des jungen Bildhauers und segnete mit goldenem Glanz die feinen Bleistiftzeichnungen, die das Gottesländchen zeigten, mit seinen Wäldern und Tälern, Flüssen und Feldern, mit seiner sanften Lieblichkeit und dem Ernst der Ver-

gangenheit, mit seinen Schlössern und Burgen, seinen stillen, großen Weiten und stillen, großen Wolken.

Ulrich Stahl, du kleiner Mißgestalteter, du großer Gottbegnadeter, hast du diese Stunde erfüllt aus anderer Sphäre? — — —

Der Wachtmeister hatte mit Lotting Kaffee getrunken, hatte ihre Worte von der völkischen Erlösung stumm angehört und zuletzt in einem beklommenen Ton gesagt: „Der Krieg zeigt mir heute ein Gesicht, das ich noch nicht kannte. Ich habe ihn bisher nur als Kulturfeind und Zerstörer gesehen, hier bei Ihnen ist er Befreier.“

Frau Lotting betrat leise der Mutter Stube. Die alte Charlotte saß im großen Lehnstuhl am Fenster mit dem Blick auf den Promenadenweg auf dem Bergrücken. Voller Abendsonnenschein lag auf ihrem Gesicht. In ihrem Schoß schlief kugelrund zusammengerollt der kleine Hund. Schließ auch sie? Sie regte sich nicht.

Lotting trat näher. Schnelle Schläge tat ihr Herz. Aberirdisch klar waren die Linien des alten Gesichts. Eine Helle war darinnen, die kam nicht nur von dieses dritten Julitages sinkender Sonne, die schwerstes Gewölk niedergerungen und goldene Himmelstore geöffnet hatte. Die kam von einem stärkeren Licht, als die Sonne spenden kann.

Lotting hielt den Atem an; ihr kam ein Verstehen. Noch faßte sie es nicht ganz, sie beugte sich herab und sah nun, daß die Mutter lächelte, daß über ihren geschlossenen Augen, um Mund und Wangen der Widerschein eines übergroßen Glückes lag. Wo war die Strenge, vor der sich mancher gefürchtet in den letzten Jahren? Lotting faßte nach der Hand, die schützend um den kleinen Hund gebreitet ruhte. Die Hand war kühl, sehr kühl. Lotting tastete nach dem Puls, fand ihn nicht. Das Herz schlug nicht mehr.

Im größten Schmerz hatte es standgehalten; die Freude aber, die überpersönliche Freude, hatte es stillstehen lassen. Die alte Charlotte war aus ihrer befreiten Heimat gegangen.

Herbert von Hoerner / Beispiel der Natur

Betrachte die Natur, wie sie den Schmutz
der Blüten schnell mit andrem Schmutz vertauscht,
wie sie in Haltung, Antlitz und Gestalt
ganz anders wird und unter jedem Kleide
das neue Kleid schon der Verwandlung trägt.

Verharre nicht, halt Schwindendes nicht fest.
Verleugne nicht die Falte um den Mund,
den Schatten unterm Aug', das weiße Haar.
Sie sind Natur, sind nur zu andrer Zeit
ein andrer Schmuck an deines Lebens Jahr.

Sei Knospe, Blüte, Frucht, indem du reißt,
sei welches Blatt, das müd zur Erde sinkt
und sterbend noch den Leib der Erde schmückt.
Verwandle dich! — So wirst du bis zuletzt,
was du zu sein dir wünschest, sein: geliebt.

Herbert von Hoerner / Erde der Heimat

Erde der Heimat, Vater- und Mutterland,
väterlich — mütterlich meinem Blute verwandt,
liebliche Erde, — Wolken darüberhin, —
fruchtbare Erde, daraus ich gewachsen bin,
Erde, gepflügt mit des Schwertes furchender Kraft, —
stampfende Rosse, splitternder Lanzenschaft, —
Erde, die durstig Herzblut des Ahnen trank,
da er, Saatkorn aus Gottes Hand, in die Furche sank,
heilige Opfer, Erde, dir dargebracht,
haben dich dunkel und schwer,
haben dich fruchtbar gemacht.
Greife, Pflüger, zum Pflug! Säemann folgt hinterdrein.
Deutsches Saatgut der Heimat, Gott erhalte dich rein!

Herbert von Hoerner / Bruder im Felde

(Aus den Kämpfen der Baltischen Landwehr gegen die Bolschewiken
im Winter 1920)

Die Maschinengewehre waren in Stellung gebracht, die Wagen für die Nacht eingeteilt, das Feldtelephon gelegt, und weiter gab's für diesen Abend nichts zu tun. Man schmiß sich in voller Kriegsbemalung auf ein erobertes Bauernbett und versuchte zu schlafen. Der Versuch glückte. Man war ja auch den ganzen Tag lang vom Morgen an marschiert, durch knietiefen Schnee, wenn man nicht ab und zu mal zur Erholung auf dem Bauch gelegen

und geschossen hatte. Wir knallten hinter den abziehenden Bolschewiken her, aber sie hatten es mit ihrem Rückzug so eilig, daß wir ihnen nur wenig Schaden zufügen konnten. Mit Ausnahme eines Leichtverwundeten, dem aber mehr der Schrecken als die Kugel in die Glieder gefahren war, hatte der erste Tag unseres Vormarsches der Kompanie keine Verluste gebracht.

Für die Nacht waren Gegenangriffe zu erwarten. Also: „Höchste Alarmbereitschaft!“

Man kann auch bei höchster Alarmbereitschaft ganz vorzüglich schlafen. Aber wenn man etwas nervös ist, wacht man schon von ein paar entfernteren Kanonenschüssen auf.

Der Rittmeister und ich gingen vors Haus. Draußen war es häßlich kalt und so dunkel, daß man nur grade das Schneefeld vom Walde unterschied. Hinter dem Walde in einer Entfernung, die sich mit dem Auge nicht schätzen ließ, wurde in regelmäßigen Abständen das Mündungsfeuer zweier Geschütze sichtbar. Und in ebenso regelmäßigem Zeitmaß brummten zwei Geschosse uns über den Kopf weg.

Es ist nutzlos und töricht, man sagt sich's und tut es doch: Jedesmal, wenn die zwei Geschosse so über den Kopf wegbrummen, macht man eine höfliche kleine Verbeugung. Lächerlich, als ob man einem Geschosß ausweichen könnte, indem man sich duckt.

Weit hinter uns krachten dumpf die Einschläge.

Die beiden feindlichen Geschütze änderten ihr Ziel. Die Einschläge wanderten von uns aus nach rechts hinüber. Dort lag unser zweiter Zug. Ich spürte mehr, als daß ich es sah, wie der Rittmeister neben mir ein besorgtes Gesicht machte. Plakende Schrapnells beleuchteten für Augenblicke die Schneedächer des kleinen Dorfes, das unserer Feldwache II als Quartier diente.

Von unserem Dorf bis zu jenem waren es etwa zwei Kilometer. Auf diese Entfernung war es beim Blicklicht der Schüsse nicht möglich, festzustellen, wie gut oder schlecht sie lagen. Wir erwarteten, die Strohdächer aufflammen zu sehen. Aber es zeigte sich kein Brand. Das ging so eine Weile, immer abwechselnd Schrapnells und Granaten. Dann schwiegen die beiden groben Mäuler. Aber es war ein heimtückisches Schweigen. Wir warteten, ob etwas von einem Angriff zu hören wäre: Kommandos, Schießen und Geschrei. Aber es drang minutenlang kein heftigerer Laut in unser Lauschen, als nur das Klopfen des Blutes im Ohr.

Fern, aus anderer Richtung, fielen vereinzelte Schüsse. Ein Maschinengewehr fing, wie aus dem Schlafe aufgeschreckt, zu meß-

fern an. Solch einzelne Schüsse haben an der Front oft gar nichts zu bedeuten. Gewehre gehen leicht los in jungen Händen, zumal wenn es Nacht ist und man nicht weiß, was der Gegner vorhat. Ein Posten hat geglaubt, etwas zu sehen, ein Mann am Maschinengewehr hat seinen Lauf warmschießen wollen, damit er nicht einfriert. Die Schüsse besagten nichts als: „Hier sind wir, und es ist Krieg und Nacht, und ab und zu muß es knallen, damit man die Dunkelheit und die Stille erträgt.“

Wir gingen ins Haus zurück. Ein riesiger Ofen spendete Wärme, ein winziges Petroleumlämpchen behagliches Licht. Im Nebenraum war eine verängstigte Bauernfamilie wach.

Der Rittmeister langte nach dem Telefon, drehte die Kurbel und wollte mit dem zweiten Zuge verbunden sein. Der meldete sich. Die Beschießung war wirkungslos verlaufen und erschien, da ihr kein Angriff folgte, sinnlos.

„Alles in Ordnung“, lautete die Meldung.

„Danke.“

Der Rittmeister legte den Hörer auf die Gabel zurück. „Gehen Sie doch mal unsere Stellung ab. Ich fürchte, die MGs. frieren ein.“

Der warme Ofen und das freundliche Lämpchen waren anziehender als die dunkle Nacht. Aber der Soldat hat mit Selbstverständlichkeit das Unbequemere zu tun. Die Nacht erschien mir noch dunkler als vorher. Mit Mühe mich zwischen den Häusern durch tastend, fand ich unsere MG.-Nester wieder, die wir in den weichen Schnee gescharrt hatten. Sie lagen am Ausgang des Dorfes, nach dem Walde zu.

Maschinengewehre sind wie verwöhnte Frauen. Man muß sich immer um sie kümmern. Natürlich waren sie eingefroren. So mußte eins ums andere in die warme Stube gebracht, aufgetaut und mit heißem Wasser nachgefüllt werden.

Die Posten wurden stündlich abgelöst. Sie bliesen in ihre dicken Handschuhe, rieben sich die Ohren und schimpften, weil das Rauchen strenger noch als sonst verboten war.

Wer abgelöst war, kroch in eines der Häuser, warf sich hin und schlief. Und wenn ihn nach zwei Stunden der Schlaf und die Wärme durchdrungen hatten, mußte er wieder raus.

Ein paar Unverwüstliche hatten sich zum Wachhabenden gesetzt, tranken Kaffee, in den sie Rum gossen, und unterhielten sich.

In den Stuben roch es nach Bauern, Soldaten, Kindern und Schlaf, und in einigen roch es auch nach Hühnern und Schafen, die mit den Menschen den Wohnraum teilten.

Als ich zum Rittmeister zurückkehrte, fand ich ihn ärgerlich. Der Stab hatte angerufen und seine Unzufriedenheit geäußert, weil wir das Dorf, das weiter vor uns, jenseits des Waldes lag, zur Nacht geräumt hatten, nachdem wir am Tage schon drin gewesen waren.

Es war ein verflixtes Dorf, eine vorspringende Ecke, an drei Seiten von Wald umgeben, vom Feind aus leicht zu umgehen und zu überfallen. Eine höchst ungünstige Stellung für eine Feldwache während der Nacht.

Aber der Stab hatte darüber seine eigene Ansicht: Wir hätten die Front nicht zurücknehmen dürfen.

Befehl: „Das Dorf ist bei Morgengrauen wieder zu besetzen.“

Der Rittmeister griff zum Telefon: „Zweiter Zug. Schicken Sie kleine Patrouille. Soll feststellen, ob das Dorf vor uns besetzt ist. Hinter dem Walde, ja, dasselbe, in welchem wir heute schon einmal drin waren. Der Teufel kann sich diese lettgalischen Dorfnamen merken. Nein, weiter nichts unternehmen. Hat Zeit bis zum Morgen. Gute Nacht.“

Bis zum Morgen waren es noch etliche Stunden. Alles mag sich der Soldat entgehen lassen, bloß den Schlaf nicht. Was wäre das Leben ohne Schlaf! Wer hielte es aus! Er gibt uns, was wir entbehren, Ruhe oder Abenteuer. Er füllt das Leben auf mit dem, was uns im Wachen fehlt, er ergänzt und erneuert es. Er führt uns zurück zu den Ursprüngen unseres Werdens, zu den Quellen unseres Lebens, zu den Anfängen jenseits von Wiege und Windel, zum unbeschädigten Sein. Und läßt uns wiederkehren von dort als Gelabte, die sich Heilung tranken und Kraft und den nicht nur im Felde unentbehrlichen Lebensmut.

Schlafe, Soldat, wann immer man es dir erlaubt!

Ein schriller, schnurrender Ton läßt mich wieder hochfahren. Es ist das Telefon, das so abscheulich schnurrt wie eine Weckeruhr.

Der Rittmeister telefoniert.

„Wie? — Ich kann nicht verstehen. — Schwer, sagen Sie? — Brustschuß? — Scheußlich!“

„Wer?“ frage ich.

„Der kleine Lanten.“

Wir hatten in der Kompanie zwei Lantens, Brüder, Pastoren söhne. Der Ältere war zum Feldmeister avanciert und führte den zweiten Zug. Der hatte jetzt auf der Feldwache II das Kommando. Er war ein besonnener, ruhiger und mutiger Mensch. Und der jüngere Bruder, den wir den Kleinen nannten, der war von jener

Art Soldaten, die der baltischen Landeswehr ihre Seele gaben. Von der Schulbank weg, den Indianerspielen kaum entwachsen, siebzehn-, achtzehn-, neunzehnjährig, Flaum auf den Lippen, im Leben noch halbe Kinder und im Felde schon ganze Soldaten. Mit der Vorliebe von Knaben für die Gefahr. Es waren die, die sich zu jedem Unternehmen freiwillig meldeten, begierig nach den Abenteuern des großen Spieles, bei dem man das Leben als Einsatz wagt.

Der kleine Lanten hatte den Feldmeister Lanten, seinen Vorgesetzten, gebeten, mitgehen zu dürfen bei der Patrouille, die aufklären sollte, ob das Dorf vor uns vom Feinde besetzt sei, und der große Bruder hatte es ihm erlaubt.

Aber wie will man denn „aufklären“, wie will man feststellen, ob solch ein verflixtes Dorf, in Dunkel gehüllt, besetzt ist? Man sieht ja, wenn man aus dem Walde tritt, die Häuser kaum. Man wird's nicht sehen, wenn dort vor der dunklen Hauswand ein Posten steht. Aber der Posten wird den sehen, der aus dem Walde tritt und über den Schnee herankommt. Also wird man, um aufzuklären, auf das Dorf zugehen. Und wenn es von dorthier knallt, dann weiß man, daß es besetzt ist.

Manchmal trifft auch ein Schuß im Dunkeln.

Der kleine Lanten fiel am Waldrand in den Schnee. Die Kameraden hatten ihn zurückgebracht, zu seinem Bruder.

„Ich gehe mal rüber“, sagte ich. Der Rittmeister war damit einverstanden. „Aber nehmen Sie einen Schlitten“, sagte er. „Ich möchte, daß Sie bald zurück sind.“

Der Bauer, der sein Pferd vor den Schlitten spannen soll, ist damit gar nicht einverstanden. Aber der Bauer muß tun, was der Soldat verlangt. Und wenn er mir schon sein Pferd und seinen Schlitten geben muß, so will er mich auch selber fahren — aus Besorgnis um sein Pferd, nicht um mich.

„Fähnrich!“ ruft mir der Rittmeister nach, „grüßen Sie mir den kleinen Lanten!“

Das Pferdchen trabte brav. Es kennt den Weg auch im Dunkeln, auch unter dem Schnee, der Graben und Feld gleichmäßig zudeckt.

Ich überlasse mich dem Gefühl des Gefahrenwerdens. Wohl dem, der sich im Dunkeln geführt weiß. Eine andere Hand ist es, die lenkt, nicht meine. Und ich denke nicht mehr an Maschinengewehre, an Stellung und Feind. Ich denke nur noch an den jungen verwundeten Kameraden.

Wir hören von einer Schlacht und erfahren die Zahl der Verluste. Es mögen Hunderte gewesen sein oder Tausende. Die Zahl, die uns genannt wird, bleibt für uns eine Zahl, ein Preis, der gezahlt werden mußte, um den Gewinn des Kampfes.

Aber wir hören von einem Verwundeten, und er ist für uns nicht ein Mann vom Zuge II, sondern ein Mensch ist's, ein Gesicht, das wir kennen, ein sprechender Mund, der zu uns redete. Er ist zwar auch nur einer von vielen, und doch gibt's ihn nur einmal auf der Welt, und wir hängen darum, ihn zu verlieren.

Die zwei Kilometer von unserer Feldwache bis zur zweiten sind ein Loch unserer Front. Wir können jeden Augenblick auf eine feindliche Patrouille stoßen, aber wir begegnen keiner, und es wird auch nicht auf uns geschossen.

Auf der Feldwache II finde ich eine Bauernstube voller Menschen. Soldaten sind's des zweiten Zuges. Den Verwundeten haben sie auf einen Tisch gelegt, der mitten in der Stube steht. Darüber hängt von der Balkendecke herab eine Petroleumlampe.

„Wo ist der Feldmeister?“

„Er ist draußen, revidiert die Posten.“

„Der Feldscher?“

„Hier.“

„Was ist das für ein blödsinniger Verband?“

Er stottert, will etwas erklären, aber ich schreie ihn an: „So was Dummes habe ich noch mein Lebtag nicht gesehen.“ Es ist, als müßte ich jetzt schimpfen, als sei es das einzige Mittel, um selber die Haltung nicht zu verlieren.

„Sie haben ihn ja nicht mal ausgezogen!“

Der Verband sitzt außen um den Rock, als käme es darauf an, die Löcher in der Uniform zu verbinden. Einer, der mit war bei der Patrouille, meldet sich: Sie hätten den Verband gleich draußen im Walde angelegt, damit er sich nicht verblute.

Ich schaue in verstörte Gesichter, und immer noch finde ich keinen anderen Ton der Sprache als den scheltenden. — „Steht hier nicht so verdattert rum! Scheren her! Messer! Verbandzeug! — Keines da? Ist ja Wahnsinn! — Der nächste Verbandplatz? Der Arzt?“ — — Im Schnee steckengeblieben. — „Zehn Kilometer? — Wozu haben wir denn die ganze Sanität?“ Sie nesteln an ihren Röcken und Mänteln. Jeder Soldat muß zwei Päckchen Verbandzeug bei sich haben. Es ist keiner dabei, der nicht sein letztes Päckchen hergäbe für den verwundeten Kameraden. Denkt hier noch einer an sich, daß er sich's aufhobe für den eigenen Fall?

Jetzt herunter mit den Kleidern!

Die Schere ist stumpf, die Messer sind stumpf. Wir schneiden, wir sägen, wir reißen das dicke, zähe Zeug vom verwundeten Leibe. Der Rock ist ausgezogen, die Ledertweste, das wollene Hemd und darunter noch das leinene. Die Kleider sind naß und schwer von Blut.

Und da liegt er mir in den Armen, naßt.

Vorn an der Brust ist ein Loch und am Rücken ist eins. Und bei jedem der schnellen und schweren Atemzüge schäumt es daraus und bläst mit leisem Pfiff. Er atmet durch seine Wunden. Noch hat er nichts gesprochen, hat auch die Augen nicht aufgemacht. Er läßt sich heben und wenden und weiß wohl nichts von dem, was mit ihm geschieht. Und wir verbinden ihn, mit den viel zu schmalen Binden die breite Brust. Und wir machen es, so gut wir es verstehen, und der eingeschüchterte Feldscher tut auch sein Möglichstes.

Jetzt kommt auch der Bruder herein, der Feldmeister. Wer will ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er den kleinen Bruder den ungeschickten Händen des Feldschers überließ?

Er ist draußen gewesen bei den Maschinengewehren, die einfrieren wollten, bei den Posten, die abgelöst werden müssen. Er ist die Stellung abgegangen, für die er verantwortlich ist. Denn er hat ja hier das Kommando, und darum hat er nicht Zeit gehabt, Bruder zu sein. Aber jetzt hat er Zeit und ist Bruder, der große Bruder, der um den kleinen sich sorgt.

Die letzte Binde ist verbraucht. Wir nehmen Decken von den Bauernbetten und wickeln den Verwundeten hinein und legen ihm Kissen unter Kopf und Rücken. Und dann beraten wir, wie wir ihn fortschaffen könnten, zum Feldlazarett, zum Arzt. Aber wir fürchten es wohl beide, ohne es auszusprechen, daß ihm kein Verband und kein Arzt mehr werden helfen können.

Da fängt er an zu sprechen: „Ich kann nicht mehr“, sagt er, „seid mir bitte nicht böse. Ich kann nicht mehr Posten stehen.“

„Kleiner Lanten, Lantchen, kein Mensch ist dir böse. Und niemand verlangt, daß du Posten stehst. Lieg nur jetzt still. Dann wird's besser.“

Aber er kann noch nicht stillliegen, er muß noch etwas sagen, das Sprechen fällt ihm schwer.

„Was willst du sagen, Lanten?“

Er röchelt und schreit: „Es kommt ein großer Russe!“

Kleiner Lanten, kein Russe kommt. Wir sind ja bei dir. Da

lächelt er und flüstert: „Dann ist es gut“, und seufzt wie ein Kind vor dem Einschlafen.

Aber was ist das für ein Lärm? Was prasselt gegen das Haus, schlägt durch die Wände, zischt durch die Stube? Maschinengewehrfeuer! —

Die Tür wird aufgestoßen, und jemand ruft: „Angriff!“

Zwei schwere Hammerschläge: Plakende Granaten.

Eine Kommandostimme: „Stellung!“ Es ist der Feldmeister Lanten, der den Befehl gibt. Die Soldaten haben nach ihren Gewehren gegriffen. Jeder kennt seinen Platz, an den er hingehört, wenn „Stellung“ kommandiert wird. Sie drängen zur Tür hinaus. Die Stube wird leer.

Feldmeister Lanten läßt sich noch einen Augenblick Zeit. Er sieht zum Tisch hin, auf dem sein kleiner Bruder liegt, und reicht mir die Hand. Er macht eine höfliche kleine Verbeugung, so, als wollte er sich bei mir entschuldigen, daß er nun keine Zeit mehr hat, Bruder zu sein.

„Ich muß jetzt raus“, sagt er.

Und dann hat hinter ihm die Tür sich geschlossen, und ich bin allein mit dem Verwundeten, der auf dem Tisch, in Decken gewickelt, schläft, mit blassem Gesicht, im Schein der Lampe, die wie ein ewiges Licht brennt. Ihn weckt nicht der Lärm plakender Granaten und rasselnden Infanteriefeuers. Ich erkenne, und es wird mir wohl dabei, den Ton unserer Maschinengewehre. So waren sie doch nicht eingefroren.

Wenn's nur den kleinen Lanten nicht aufweckt! Er atmet schwer, doch gut ist's, daß er atmet, gut, daß er lebt.

Und ich, statt draußen mitzutun, statt hinauszulaufen, mir hinter einer Häuserdecke Deckung zu suchen und mitzuknallen in die Nacht hinaus gegen den angreifenden Feind, bleibe hier drinnen, als sei ich zu nichts anderem bestellt als nur zum Wächter eines geheiligten Schlafes — als wäre ich da draußen überflüssig, aber hier drinnen nicht.

Draußen, da hat ja der Feldmeister Lanten das Kommando. Da wird schon alles in Ordnung sein, auch wenn es noch so sehr lärmt. Aber hier drinnen, wenn der kleine Lanten aufwacht, dann möchte wohl einer bei ihm sein, der zu ihm spräche: „Schlaf ruhig weiter, kleiner Lanten. Wir sind ja bei dir. Es kommt kein großer Russe. Dein Bruder steht vor dem Haus. Der läßt keinen rein.“

Aber schließlich besinne ich mich doch darauf, daß der Rittmeister gesagt hat, er möchte, daß ich bald zurück sei. Vielleicht greifen

sie gleichzeitig auch die Feldwache I an, und dann muß ich doch bei meinem Zuge sein. Auch kann es nicht mehr lange hin sein bis zum Morgengrauen, dann sollen wir ja das Dorf besetzen, das wir gestern geräumt haben, und auch da muß ich dabei sein.

Also verlasse ich den Schläfer, und vor dem Hause treffe ich den Feldmeister Lanten. Es prasselt um uns her von Schüssen und Einschlägen. Wir sprechen schnell ein paar Worte miteinander, heiter, wie man in solchen Augenblicken sich heiter stellt und — wunderbarerweise — auch wirklich sein kann.

Aber wir müssen uns trennen. Und da mein Bauer und sein Pferd nicht gewartet haben auf mich — ich kann's ihnen nicht übelnehmen — gehe ich und laufe, während hinter mir das Feuer abflaut, zu Fuß den Weg zurück, den ich hergefahren bin.

Ich hatte nichts versäumt. Mein Zug lag noch in Ruhe und Ordnung. Als der Morgen zu dämmern begann, ließ der Rittmeister antreten. Wir gingen durch den Wald vor und sahen einen Hasen, der vor uns ausriß. Das ist für den Soldaten vor dem Gefecht ein gutes Zeichen.

Am Waldrand nahmen wir Stellung, schossen und wurden beschossen. Und dann stürmten wir das verfluchte Dorf. Das war beschwerlich, denn wir konnten nur langsam, Schritt für Schritt, bergauf durch den knietiefen Schnee stapfen. Einer fiel. Es war keine Zeit, sich lange nach ihm umzusehn. Vom Feinde, der in guter Deckung lag, sahen wir erst dann etwas, als er anfing zu laufen.

Warum laufen diese Idioten? dachte ich. Sie könnten uns ganz nah rankommen lassen und einzeln abknallen. Es ist das Dümme, was sie tun können, daß sie aus ihrer guten Deckung herauslaufen.

Aber ich freute mich doch sehr, daß sie es taten.

Wir schrien, wir schossen, wir ärgerten uns, daß nicht mehr von den Laufenden fielen. Wir machten Gefangene und waren in Siegerstimmung.

Kameraden gingen zurück, den toten Bruder aufzuheben. Sie trugen ihn fort, und der Rittmeister schrieb nachher an die Mutter.

Als aber von der Feldwache II die Meldung kam, der kleine Lanten sei auf dem Transport zum Feldlazarett gestorben, da war es auf einmal aus mit der Siegerstimmung. Und in der Nacht schossen wir viel mit unserer Leuchtpistole, denn immer glaubten wir, wir würden angegriffen.

Ich habe vorher und nachher noch manches vom Kriege gesehen.

Aber wenn ich sagen sollte, in welchem Augenblick es für mich am allerstärksten Krieg war, dann müßte ich die vier Worte nachsprechen, die der Feldmeister Lanten sprach, als er sich von seinem kleinen Bruder trennte:

„Ich muß jetzt raus.“ — —

Und um dieser vier Worte willen habe ich euch diese lange Geschichte erzählt.

Lex Schloß / Wir sind ein Leib

Wir sind ein Leib mein Volk mit dir,
ein Leib und heilig ungeteilt,
wie Mann und Weib,
wie Lieb und Tod,
wie Not und Lust,
wie Wein und Brot,
wie Blut, das in die Rune rinnt,
wie Mut, der süchtig Sieg ersinnt.

Volk ist nicht Zeit,
Volk ist nicht Raum,
Volk ist nicht Tag,
Volk ist nicht Traum —
Volk ist ein Leib, darinnen rinnt
ein heiliger Strom, dem wir verfallen sind.

Lex Schloß / Wir Volk im Osten

Wir Volk im Osten,
wir stehen stumm,
doch die Losung geht schweigend
in unsern Reihen um.

Die Losung pulst uns
im Herztakt mit,
und wenn wir marschieren,
so dröhnt sie im Schritt.

Du weißt die Losung,
du mein Kamerad,
du sollst sie nicht sagen,
sie wird deine Tat.

Sie brennt dir täglich,
ein zehrender Brand.
Einst aber fassen
die Flammen das Land.

Wir warten schweigend,
Wetterleuchten geht um.
Wir Volk im Osten,
wir stehen stumm.

Lex Schloß / Lied

In deiner Brust, Kamerad,
ist das Reich.
Wo auch du ackerst dein Land,
wo du vollbringst deine Tat,
brennt dir doch deutscher Brand.
In deiner Brust, Kamerad,
ist das Reich.

Fahnen wehen dir nicht
stolz zum Sturm,
einsam ist immer dein Streit,
einsam erfüllst du die Pflicht.
Aber im bitteren Leid
trägst du die deutsche Pflicht
stolz durch den Sturm.

In deiner Brust, Kamerad,
ist der Sieg.
Wissen um Sendung und Sinn,
gibt dir Richte und Pfad,
führt als ein Wunder dich hin.
Denn du kämpfst, Kamerad,
heiligen Krieg.

Lex Schloß / Ihr aber

Ihr aber werdet nie dabei sein,
ihr werdet stets mit Wenn und Aber Knoten schlagen,
das Bündel Vorurteil auf euren Schultern tragen,
gebückt, geduckt und werdet niemals frei sein.

So schuf euch Gott, ihr ewig Hemmungsvollen.
Das Rad Geschichte bringt ihr stets zum Kreischen.
Ihr kennt das Klagen nur und nicht das Heischen,
ihr kennt das Zagen nur und nicht das Wollen.

So bleibt. Gott schuf euch so und anders nicht.
Er schuf zum Licht das Dämmern.
Doch staunt nicht, wenn wir lachend euch zerhämmern,
denn seht, auch dieses schuf uns Gott als Pflicht.

Lex Schloß / Heute gilt nicht, was galt . . .

Heute gilt nicht, was galt in der weichlichen Zeit,
heute gilt nicht Genuß und Behagen.
Heute gilt nur, was hart macht und stählern im Streit,
für die Sendung das Letzte zu wagen.

Heute gilt nicht, was galt und das Gestern verirauscht
die Sehnsucht, die Güte, die Stille.
Heute gilt nur die Forderung, wir haben getauscht.
Galten Wünsche, so gilt jetzt der Wille.

Heute gilt nicht Sippe, nicht Freundschaft gilt,
heute gilt nur das Volk und sein Leben,
und was nicht zum einigen Werke gewillt,
wird zerstioben im machtvollen Beben.

Heute gilt nicht, was galt in der sterbenden
frei flammt unser Blick in die Ferne:
Die Ehre gilt nur, so sind wir bereit,
wir folgen dem höchsten der Sterne.

Heinrich Boffe / Chor der Arbeitskameraden

Wir führen den Spaten in harter Hand
schlagen die Hacke ins steinige Land,
stechen im Moore; schütten den Damm;
roden den Strauch und fällen den Stan
dienen der Heimat in williger Fron —
bauen die Zukunft: dies unser Lohn.
Jungmannschaft vor!

Gestern ein Häuflein. Heut sind wir mehr:
 wachsend und drängend ein gläubiges Heer.
 Öffnet die Reihen! Kam'rad faß Tritt!
 Zögerst du? Zauderst? Komm mit, komm mit!
 Hinter den Büchern, vom Schraubstock, vom Pflug —
 Schulter an Schulter, Volk auf dem Zug!
 Brennende Augen, leuchtend und frei.
 Wir sind die Zukunft — wir baun sie neu:
 Und du baust mit!

Walter M. Pogge / Vor Jahren

Vor Jahren, da dröhnten die wuchtigen Schritte
 der grauen Kolonnen auf nächtlichen Pfaden;
 da leimte der Wille mit ehernem Ritte
 die einzelnen Menschen zu Kameraden!

Vor Jahren, da geiferten Feuerschlünde,
 zerrissen Schreie die blutige Nacht.
 Der Himmel glühte! Es gab keine Sünde
 als die, nicht dabei sein zur heiligen Wacht!

Vor Jahren — — — Die wuchtigen Schritte verflangen.
 Still wölbt sich Hügel an Hügel im Land.
 Das Lied von der Heimat, das Stahlrohre sangen,
 das blieb, und das Herz und die Faust und die Hand!

Walter M. Pogge / Marschlied

Wir gehen dahin und die Welt ist so weit,
 und die Blätter rauschen und der Wald, er lebt,
 und der Himmel brennt und der Abend webt,
 und ein Stern blickt herab aus der Ewigkeit.

Im Gleichschritt ziehn wir hinein in die Nacht,
 und der Wind küßt die heißen Gesichter.
 Rings die Bauern, sie haben ihr Tagwerk vollbracht;
 in den Hütten erglimmen die Lichter.

Und der Wald nimmt uns auf und wir lauschen empor,
was die Blätter raunend verraten;
und der Wald tritt zurück und ein See gleißt hervor,
und ein Feld prunkt mit reisenden Saaten.

Wir gehn durch das Land, und wir singen von ihm,
und die Stimmen sind hell und klar.
Und die Augen schaun froh, und die Wangen glühn
bei der sonnengebräunten Schar.

Wir gehen dahin und die Welt ist so weit,
und die Blätter rauschen und der Wald, er lebt,
und der Himmel brennt und der Abend webt,
und ein Stern blickt herab aus der Ewigkeit.

Hans Namneel / Aufstieg

Ich war im Traum in einen Turm geschritten,
eine goldene Halle nahm mich auf:
Aufwärts führte mich in ihrer Mitten
eine schmale Stiege steil hinauf.

Mächtig zog es mich die schwanken Sprossen
aufwärts, immer aufwärts schnell empor:
Immer mehr geblendet, lichtumflossen
fand ich mich von Hall' zu Halle vor . . .

Und mir ist, als träumte ich noch immer . . .
Klimme immer eilend noch im Traum —
schauend stetig mehr von Gold und Schimmer,
wundervoll in jedem höhern Raum.

Frag ich mich, wann geht der Stieg zu Ende,
was mein harrt, wenn ich am Ziele bin? —
Ist es mir, als müßten dann die Wände
weichen, und ich taumelnd stürzen hin . . .

Doch noch drängt in mir ein wild Begeistern,
neue Wunder schließen sich mir auf —
und verleihen Kräfte, zu bemeistern
alles, was mich hindert in dem Lauf.

Von Osten kommt der junge Tag,
nach Osten ritten sie hin.
Sie mähten im Lande mit tödlichem Schlag,
sie nahmen das Land, das im Osten lag,
und herrschten darin.

Von Osten kommt eine Wolkenwand —
der Moskowitersturm.
Doch Plettenberg hält mit den Rittern stand,
indessen läuten die Glocken im Land
„Luther“ von Turm zu Turm.

Jahrzehnte vergehen. Der Himmel flammt,
Gewitter ballt sich schwer.
Und wer vom Nord und vom Ost herstammt,
kämpft gierig und hart. Man kämpft gesamt
um das baltische Meer.

Hart wurde der baltische Mensch und karg,
so karg wie Ernte und Mahd.
Alles Weiche im Balten verbarg
weit hinter Not sich und Tod und Garg
und hinter dem Kampf um die Saat.

Kam aus Osten die rote Flut
und brandete haßvoll empor.
Wir waren der Damm. Wir waren das Blut
des Landes, und nahm man uns Ernte und Gut —
wir bleiben so hart wie zuvor.

Noch leben wir Balten und sind harten Schlags,
und wir kennen Gezeiten der Not.
Wir stehen im Osten, dem Schoße des Tags,
wir haben die Zukunft für uns. Und mag's
uns kosten noch vielen Tod.

Die Rußland-Deutschen

Spricht aus den Dichtungen der Danziger, der Memeldeutschen und der Balten die Stimme der Zuerst und des völkischen Selbstvertrauens — von der Wolga her, die die deutschen Kolonisten einst so vertrauensselig grüßten: „Dich grüß ich, Wolga, märchenreiche“ — von der Wolga her kommen heute nur mehr „Herbstgedanken“. Die Melancholie des Wirtsvolkes wirkt hier herüber in das große Sterben, das bolschewistische Barbarei tapferen deutschen Bauern bereitet. 150 Jahre deutscher Arbeit, wie sie uns Josef Ponten in seinem Romanzyklus „Volk auf dem Wege“ so eindringlich vor Augen führt, sind hier vertan, zerschellen, zerbröckeln an der zerstörenden Macht, die heute nicht nur Europa, sondern die ganze Welt bedroht.

1763 hatte Kaiserin Katharina II. deutsche Bauern nach Rußland gerufen; sie wollte das unwirtliche Wolgagebiet durch die deutschen Siedler gegen gefahrbringende Nomadenvölker sichern lassen. Die deutschen Bauern, die — oft durch innerdeutsche Not und Wirrnis angetrieben — vorwiegend aus der Pfalz, aus Hessen, Schwaben und dem Elsaß kamen, erhielten Land zugewiesen, wurden von Militärpflicht und Steuerleistung befreit und durften sich selbst verwalten. In geschlossenen Dörfern wurden diese deutschen Bauern angesiedelt, nach den beiden christlichen Konfessionen getrennt, und mit freilich recht einfachen deutschen Schulen versehen. Schon aus dem Jahre 1764 ist uns ein umfangreiches Gedicht von Bernhard Ludwig von Platen erhalten, das diese anstrengende „Kolonistenfahrt nach Rußland“ und die farge Aussicht des weiteren Loses sehr anschaulich schildert:

„Sechs Wochen mußten wir
die Wasserfahrt ausstehen,
Angst, Elend, Hungersnot
tätlich vor Augen sehen:
Also, daß wir zuletzt
Salz, Wasser, Schimmelbrot
zum Lebensunterhalt
erhielten kaum zur Not.

Wir mußten vierzehn Tag'
beim Wagen patrouillieren
und Weiber mit Bagag'
zu Lande transportieren.

Hier wurden viele krank,
und viele blieben tot;
die Kindelein voraus,
die litten große Not.

Obschon das Herze weint,
so lächelt doch der Mund.
Ihr krieget Land und Sand
in einer Viertelstund.
Ihr Bauern, tretet aus!
Man ruft euch Kolonisten.
Hier gilt kein Bürger nicht
und auch kein' Professionisten.

Da habt ihr euren Fleiß.
Nun schafft euch euer Brot.
Arbeiten müßt ihr
so lang, bis in den Tod.
Und wenn ihr g'nug geschafft,
so ist es denn vollendet.
Dann heißt es: Große Not.
Viel Arbeit. Wenig Brot."

Trotz aller Kargheit und trotz vieler Angriffe durch Fremdvölker half deutsche Arbeit, diese geschlossenen Wolgakolonien bald schon so sehr aufzubauen, daß Zar Alexander I. zu Beginn des 19. Jahrhunderts neue deutsche Siedler ins Land rief und im Verlauf des 19. Jahrhunderts dann immer weitere nachkamen. Wirtschaftliche Not, die deutsche Kleinstaaterlei, religiöse Krisen hatten diese deutschen Bauern veranlaßt, nach dem Osten zu ziehen — und gar manche Handwerker und Lehrer folgten nach. Neben der Wolgakolonie entstanden so auch die deutschen Ansiedlungen am Schwarzen Meer, in Kaukasien, bis tief nach Sibirien hinein waren und sind deutsche Siedler anzutreffen. Die „für ewige Zeiten“ ihnen zugesagte nationale Selbstverwaltung freilich wurde schon 1871 beseitigt. Von da an versuchte man, die Deutschen zu slawisieren, und vor allem wurden sie nun zum russischen Militär eingezogen. Der Ausbruch des Weltkrieges brachte die Rußland-Deutschen nicht nur in schwerste Gewissenskonflikte, sondern führte innerhalb Rußlands auch zu starken Deutschenverfolgungen und Deutschenvertreibungen. Aus Wolhynien wurden damals allein hundert-zwanzigtausend deutsche Bauern von ihrem Boden vertrieben; viele

von ihnen gingen zugrunde. Nach Beendigung des Krieges standen die Überlebenden vor der Aufgabe, wieder von Anfang an aufzubauen. Der Einbruch des Bolschewismus brachte den Wolgadeutschen zunächst eine „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“. Selbstverwaltung in deutscher Sprache war ihnen zugesichert; auch die Schulen sollten deutsch bleiben. Aber an die Spitze der Selbstverwaltungskörperschaften wurden nur bewährte Kommunisten berufen, deutsche, russische, jüdische, wie es gerade kam. Denn das Endziel war natürlich von Anfang an, diese deutschen Wolgabauern — und genau so natürlich die übrigen Deutschen in Rußland — zum Bolschewismus zu bekehren. Wir wissen, was indessen über die Rußland-Deutschen hereingebrochen ist. Wir kennen alle die Qualen der Grundenteignung, der Hungersnöte und des Massensterbens; wir wissen, daß die Zahl der Rußland-Deutschen, die knapp vor dem Krieg zwei Millionen betrug und nun infolge Hungersnot und infolge Vertreibung und Verfolgung derer, die sich nicht dem bolschewistischen Regime fügen wollten, auf eine Million zurückgegangen ist; und wir ahnen, welchen Schicksalen auch diese Million entgegengehen wird. Die alte patriarchalische Lebensform, die die ganze Kraft dieser deutschen Bauern in Rußland ausgemacht hatte, ist durch die Bolschewisierung zerschlagen; aber auch die geschlossene deutsche Siedlung ist von den bolschewistischen Machthabern bewußt dadurch gesprengt worden, daß Russen, Juden und Angehörige vieler anderer Völker dazwischen angesiedelt wurden. Viele deutsche Bauern, die sich dem Bolschewismus nicht fügen wollten, wurden zwangsweise ausgesiedelt und in stoffrussische oder tartarische Gegenden verpflanzt. Die Kirche der deutschen Siedler ist völlig vernichtet. Eine dem Geist nach deutsche Schule gibt es nicht mehr, auch wenn in ihr noch deutsch gesprochen wird; denn die Richtlinien aus Moskau widersprechen jeglicher deutschen Art. Das Werk der entgültigen Zerstörung wird bald vollendet sein.

Neben diesen bäuerlichen Siedlern wurden sehr früh freilich auch eine größere Anzahl von deutschen Gelehrten und hohen Beamten an den russischen Hof gezogen. Aus dieser städtischen Gruppe der Rußland-Deutschen kam auch in der Vergangenheit schon manche bedeutende dichterische Leistung. Aus den Reihen der bäuerlichen Kolonisten hingegen war vorerst noch nichts künstlerisch Abgerundetes zu erwarten, weil es sich ja um notbedingte Auswanderung und nicht um sendunghafte handelte. Aus der städtischen Dichtung soll hier nur ein Dichter herausgehoben werden, der im Reich noch immer nicht gebührend gewürdigt wird. Es ist der aus einer ursprünglich oldenburgischen Familie stammende Petersburger Deutsche Henry von Heiße l e r (* 1875 Petersburg, † 1928), dessen Gesammelte Werke nun bald erscheinen werden. Hei-

feler gehört zu den Deutschen, die im Weltkrieg ein tragisches Los zu Kriegsdiensten im russischen Heer zwang. Ja, nach dem Zusammenbruch hat man ihn zwei Jahre lang unter schwerster Bedrohung gezwungen, auch in der Roten Armee noch weiter zu dienen. Nur durch eine abenteuerliche Flucht ist es ihm dann 1922 gelungen, dieser Hölle zu entinnen. Schon 1928 ist Heiseler in München gestorben. Als Lyriker steht Heiseler dem späten Stephan George, dem Dichter des „Neuen Reiches“ nahe. Noch wichtiger erscheinen uns Heiseler's überaus reife Erzählungen und Dramen. In der Erzählung „Wawas Ende“ berichtet er von der todesmutigen Auseinandersetzung des völkisch gesinnten Russen mit dem roten Regime, dem er zum Opfer fällt. Seine Dramen aber, vor allem die Tragödie „Peter und Alexej“, das Lustspiel „Die magische Laterne“ und die Tragödie „Die Kinder Godunofs“ suchen die russische Vergangenheit von ihrer volks- und staatsbedingten Seite her in Bildern und Gestalten voll leidenschaftlicher Gerechtigkeit und Seelenkenntnis zu zeigen. Es ist eine überaus reife und monumentale Tragik, die sich uns in diesen historischen Dramen Heiseler's offenbart und die positiven Züge des russischen Volkes ebenso — deutsch gesehen — verdeutlicht, wie in ihrem Widerspiel, vor allem auch im Trauerspiel „Grisha“, das Asiatisch-Abgründige meisterhaft bewältigt ist. Daß Heiseler aber in wunderbarer Steigerung gerade der urdeutschen Züge, die — inmitten der größten Bedrängnis durch die Bolschewisten — alle russischen Einflüsselemente abstößt, von seinem frühen, fleistich anmutenden Einakter „Die jungen Ritter von Sempach“ dann den Schritt zu seiner dramatischen Meisterleistung, dem „Jungen Parzival“ (1923) zu tun wagt, das zeigt die ganze Spannweite dieses großen Dramatikers. Die Stunde wird zweifellos bald kommen, in der wir ihm endlich auf dem deutschen Theater begegnen dürfen. Die 1920/21 in Heiseler's schwerster russischer Zeit entstandenen „Marginalien“ mit ihrem „Traum von Deutschland“ werden dabei die Brücke des Verstehens schlagen.

Aus dem Bereich der bäuerlich-deutschen Rußlandsiedlungen kennen wir vor allem viele Volkslieder, die diese Siedler einst aus der Heimat hingebracht, zäh erhalten und freilich oft je nach ihrer Lage und ihrer Not verändert haben. Nur ein Beispiel, das sogar aus einem sibirien-deutschen Dorf stammt, soll in unserer Sammlung festgehalten werden. Daneben gab es in der Vorkriegszeit mancherlei Mundartdichtung, deren Eigenart jenes schalkhaft-polternde Gedicht des deutschen Kolonisten Philipp Bäuerle nahebringen mag, der aus Wolhynien während des Krieges nach Deutschland entkam und nun mit seinen Landsleuten abrechnet, die die Tragik und Not der Rußland-Deutschen gar nicht begriffen. Einer der ersten, die die geheimnisumwobene Poesie der deut-

schen Wolgakolonie zu besingen wagten, war August von N e u , der selbst dieser Kolonie angehörte. Verhältnismäßig spät erst wurde das Rußland-Deutschtum in der Prosadichtung, zuerst durch Ferdinand von W a h l - b e r g (* 1847 Katharinenstadt, † 1920 Helsingfors), erfaßt. Wahlberg ist der Sohn einer Wolgadeutschen und eines Finnen und wuchs in Katharinenstadt (heute Marxstadt!) auf, übersiedelte dann mit seinem Vater nach Finnland und wurde schließlich finnischer Militärarzt; seine große Liebe zur wolgadeutschen Heimat hieß ihn aber in seinem Alter wieder dorthin zurückkehren und ihr in seinen Romanen ein Denkmal setzen. Es lag Wahlberg vor allem daran, die vom geistigen Leben und von der seelischen Fühlungnahme mit ihrem Mutterland so gänzlich abgetrennten Wolgadeutschen wieder mit ihrer Heimat in Fühlung zu bringen. So entwirft er vor allem in seiner Erzählung „Christian Bode“ mit realistischen Mitteln ein anschauliches Bild „aus den deutschen Kolonien in der Wolga-steppe“ (1910). Vor allem die Landschaft und das durch die Landschaft bedingte Gepräge dieser in der Steppeneinsamkeit besonders eng aneinandergeklebten Deutschen, ihre Lebensgestaltung und ihre aufbauende Arbeit, ihre Seelennot und ihr bescheidenes Glück bringt Wahlberg uns nahe. Auch die schwerwiegende Rolle der Mennoniten für das Rußland-Deutschtum hat Wahlberg in einer seiner späteren Dichtungen festgehalten. Und Julie Hanke, die deutsche Lehrerin aus dem Wolgagebiet, bestätigt uns in ihrem Gedicht vom „Steppenfrieden“ das Bild, das Wahlberg von dieser Steppenheimat entwirft.

Hätte nicht Peter S i n n e r aus bittersten Erfahrungen uns in seiner Schrift „Ein untergehendes Volkstum“ (Wolgadeutsche Monatshefte, 1. Jahrgang, Berlin 1922) in erschütternden Zügen das Nachkriegsbild der Wolgadeutschen geschildert; und spräche nicht die Symbolik seines Gedichtes „Herbstgedanken“ eine nur allzu deutliche Sprache — man brauchte nur neben das Bild, das Wahlberg von den Wolgadeutschen entwirft, das nächstbeste Gedicht oder die nächstbeste Erzählung zu legen, die nun indessen aus der bolschewistischen Zeit des Wolgadeutschtums stammt, um zu erkennen, welche Kulturlosigkeit und welche undeutsche Haltung hier einbrach und wie dieses bolschewistische „Lebensideal“ aussieht, das auch den Deutschen dort aufgezwungen werden soll. So etwa erscheint inmitten eines Almanachs „deutsch“-bolschewistischer Lyrik, die bei den deutschen Wolgabauern werben soll, ein Gedicht, das die Antikomintern mit Recht da und dort auf ihren Ausstellungen als negatives Beispiel zeigt, weil es die destruktiven Seiten dieser Art von minderwertiger Schriftstellerei und mehr noch das Zerstörende dieser Doktrin deutlich charakterisiert (vgl. auch W. Schneider, a. a. O.). Hier wird der neue kommunistische Dorflehrer gezeichnet:

„Am Werktag heßt eine Minute die andere:
 Den Komplex des Dorflebens muß er durchwandern —
 Schule . . . Dorfrat . . . Dramzirkel . . . Chor . . .
 Bereite zur Kreiskonferenz dich da vor!
 Studiere beißan; hilf dem Weibe noch scheuern
 die Diele, ohn' jegliche Reibereien! . . .
 Und sei in der Klasse Genosse den Kindern,
 wenn sie trotz aller neuen Methoden
 im kalten Schulzimmer brüllen und toben,
 auch fliegt ihm der Ruhetag morgen zum Schinder:
 Goeben Kollege aus N. N. ließ sagen:
 Am Fünften um zwölf wird die Methodkom tagen.
 So ist er. Mein Freund!
 Und am Fünften, spät —
 — er dachte schon lange, ihn abzuschießen —
 schreibt er zu Ende seinen Artikel
 „Verstärkt den Kampf gegen
 Religiosität!“

Es sind Juden und bolschewistisch verseuchte Intelligenzler, die solches Unheil anrichten. Nicht alle Rußland-Deutschen, besonders nicht alle bäuerlichen, fallen dieser Bolschewisierung zum Opfer. Wie manche Gemeinden lange hindurch ihre alte, gut deutsche Lebensform zu wahren wußten, das hat uns jüngst der sudetendeutsche Dichter Karl Hans Strobl in seinem Roman „Das Dorf im Kaukasus“ geschildert. Aber gerade diesen besten Elementen unter den Rußland-Deutschen, die sich nicht beugen wollen, bleibt heute oft nichts anderes übrig, als zugrunde zu gehen oder auszuwandern.

Wer den Kampf gegen den Bolschewismus ernstlich führen will, der muß vor allem am Schicksal der Rußland-Deutschen, an ihrer stolzen Vergangenheit und an ihrem jäh davon abstechenden, unverdient tragischen Endschicksal lernen, was uns bevorstünde, würden auch wir dem Bolschewismus anheimfallen. Dieses Schicksal der Rußland-Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart spricht heute aus einigen reifen Dichtungen beredter und überzeugender zu uns als aus theoretischen Darlegungen. Wer Pontens Romanzyklus „Volk auf dem Weg“, wer Dwin-gers Gefangenenschilderung aus Sibirien „Zwischen Weiß und Rot“ und besonders wer Löbsack noch viel zu wenig bekanntes, trotz dokumentarischer Treue dichterisch geformtes Schicksalsbuch „Einsam kämpft das Wolgaland. Ein Bericht aus sieben Jahren Krieg und Revolution“ kennt, der wird den Kampf gegen den Bolschewismus mit dop-

peltem sittlichem Einsatz führen können. Aber auch die Kinderschilderungen der Wolgadeutschen Erika Müller-Hennig „Wolgakinder“ und „Abenteuer um Saratow“ lassen tief in die Leidenswelt der Rußland-Deutschen hineinsehen.

Josef Ponten stammt aus dem umstrittenen westlichen Grenzgebiet Eupen, das nach dem Weltkrieg abgetrennt wurde und an Belgien kam (* 1883). Den Krieg erlebte er vor allem in den weiten Räumen des Ostens. Hier zum ersten Male traf Ponten auf die Frage der deutschen Auswanderung nach dem Osten. Alle die vergangenen Jahrhunderte deutscher Wanderung und deutscher Leistung in der Welt wurden ihm damals schon deutlich. 1920 enteignete die belgische Besatzung Pontens Haus in Aachen. Auf der nun folgenden Wanderschaft lernte er eine Reihe geflohener Rußland-Deutscher kennen, die ihm ihre und ihrer Vorfahren Schicksale erzählten. Mit einem Schlage stand nun vor Pontens Auge wieder all das, was er im Krieg schon im Ostraum erlebt und erforscht hatte. Von da an ließ ihn das Schicksal der Rußland-Deutschen nicht mehr los. Jahrelang vertieft er sich in die Geschichte dieser großen Wanderung nach dem Osten, und 1925 ist er dann so weit, um alles persönlich an Ort und Stelle nachprüfen zu können. Er dringt bis ins östliche Rußland vor und verbringt längere Zeit bei den Wolgadeutschen. Hier findet er dann die endgültige Form: in einem Zyklus von Romanen will er diese Jahrhunderte deutscher Wanderung festhalten und „Volk auf dem Wege“ heißt das Generalthema. Die Rußland-Deutschen sollen den Anfang machen. Ihr längst zurückliegendes, aber auch ihr jüngst vergangenes Schicksal soll in mehreren Romanen aufgezeichnet werden; dann aber soll auch die deutsche Wanderung in andere Teile der Welt ihre dichterische Gestaltung finden. Reisen nach Nordamerika, nach Nordafrika, nach den Balkanländern zeigen uns Ponten in den letzten Jahren immer wieder auf den Spuren dieses großen deutschen Zuges in die Welt. Ein Gesamt-Epos der deutschen Auswanderung also ist geplant. Bisher hat Ponten uns gerade die rußlanddeutschen Teile geschenkt. 1930 war zuerst der Band „Wolga—Wolga“ erschienen, ein Jahr später „Rhein und Wolga“. Indessen verwarf der Dichter den dort vorgenommenen Aufbau und unternahm die Neugestaltung des ganzen Themas in den drei Bänden, die uns bis nun von diesem groß angelegten Romanwerk vorliegen: „Im Wolgaland“, „Die Väter zogen aus“ und „Rheinisches Zwischenspiel“. Was in diesen Romanen vor uns aufsteht, ist typisch deutsches Schicksal in Heimweh und lebensharter Meisterung der auferlegten Aufgabe. Ganz nahe tritt das Menschenbild und die Landschaft, der Kampf und das bescheidene Glück dieser Wolgadeutschen in tragischen Zügen, aber auch im Humor

vor uns hin. Die Ursachen der Auswanderung aus Deutschland werden ebenso klar beleuchtet, wie die ersten und die späteren Schwierigkeiten, der Kampf um die deutsche Haltung ebenso, wie die Sehnsucht, noch einmal wenigstens die Heimat wiederzusehen. Es ist ein beseelter Realismus, den Ponten als Darstellungsweise für dieses Schicksal der deutschen Unruhe wählt — und er meistert diese epische Form in hohem Maße. Nicht so sehr an den Verstand appelliert er dabei, sondern an das Gefühl: „Das Unbewußte in uns ist unser eigentliches Wissen, wir lassen uns völlig nur von dem überzeugen, was wir, ohne es zu kennen, schon geglaubt haben, und zu dem bestimmen, wozu wir dunkle Ermunterungen in uns spüren.“ Aus diesem Unbewußten tastet er sich vor zum intuitiven Volksbewußtsein: „Man kann gar nicht anders, als aus seinem Volke fühlen“, meint er, und hält diese Meinung vom Erbgedanken her fest: „Wir waren, bevor wir waren, und werden sein, wenn wir nicht mehr sind.“

Der Zug der deutschen Wanderung wird so zur Vision dieses ganzen deutschen Volkschicksals von Jahrhundert zu Jahrhundert, vom Urgroßvater zum Urenkel, unausweichbar, weil aus dem gleichen Blut gelebt. Was Gustav Frehtag mit seinen „Ahnen“ für das 19. Jahrhundert schuf, das wird vielleicht einmal Pontens Zyklus „Volk auf dem Wege“ für das gesamtdeutsche Bewußtsein unseres eigenen Zeitalters werden; ein gewaltiges Denkmal zugleich für das schaffende Deutschtum in aller Welt.

Dwingers Rußlandromane haben in Notzeiten so sehr ins deutsche Volk gewirkt, daß es sich erübrigt, ihre wichtige Rolle auch für die Seelengewinnung des deutschen Neubaus in diesem Zusammenhang zu charakterisieren. Zur Jugend des neuen Deutschland aber sprechen nun die wolgadeutschen Bücher von Erika Müller-Hennig so überzeugend, daß von diesen Kinderschicksalen und von der Notwelt des Romans „Auf der Steppenseite“ her ein ganzes heranwachsendes Geschlecht die beiden entgegengesetzten Welten kennenlernt und dieses Bild in sich weitertragen wird. Das sicherlich erschütterndste Buch, das ausschließlich dem Schicksal der Wolgadeutschen in den Wirrnissen des Krieges, der russischen Revolution und der Bolschewistenzeit gewidmet ist, Löbsacks Bericht: „Einsam kämpft das Wolgaland“, ist bewußt im Chronikstil abgefaßt; aber es erhebt sich immer wieder zu großer dichterischer Kraft. Georg Löbsack, der zu früh Verstorbene, der selbst inmitten der Wolgadeutschen heranwuchs und die von ihm geschilderten Kämpfe selbst miterlebt und durchgefochten hat, widmete dieses Vermächtnis von tragischer Größe „denen, die wegen der Wolga verblutet sind“. Sein Ziel war ursprünglich ein ganz

anderes gewesen. Zur 150-Jahr-Feier der Wolgakolonisation (1914) wollte er alle die Sagen und Märchen, die Lieder und Legenden des Wolgadeutschtums sammeln und in ihnen seinen steppendeutschen Lebens- und Kulturwillen erkennen lehren. Aber in den schicksalsschweren Jahren 1914 bis 1921 mit dem Kampf Deutscher gegen Deutsche in den gegnerischen Heeren und mit all den darauf folgenden Zusammenbrüchen, mit all den Rollen, die Loebsock selbst in den Zusammenbrüchen des Wolgadeutschtums zugebracht waren, veränderte sich ihm seine Aufgabe: „Ein politischer Soldatendienst für die Wolgaheimat ist daraus geworden. Jedoch nicht wir Überlebenden trugen die Dornenkrone. Unsere Toten trugen sie. Für die Überlebenden heißt die Lehre jener sieben Jahre für alle Zeit: Selbstbestimmung des wolgadeutschen Volkstums gegen den Untergang. Wir glauben an das Ziel, weil wir an die Überwindung des Bolschewismus glauben — und an den Urkern unseres Volkstums. Solange dieser Urkern nicht stirbt, triumphiert der Bolschewismus nicht über unser Volkstum.“ So tief von der Kraft der deutschen Seele überzeugt, schließt Loebsock noch knapp vor seinem Tode, Ende 1935, das Vorwort seines Buches. Durch alle Erlebnisstadien des Rußland-Deutschtums hindurch — vom „Heiligen Moskau“ und der Begegnung der beiden Volkstümer bis hinüber zu der Rolle des Rußland-Deutschtums im Krieg; durch alle die innerpolitischen Wirren, bis tief hinein in die Bolschewistenzeit und alle jene Wandlungen des Wolgadeutschtums, in denen Loebsock selbst mitwirken mußte — keine Phase wird überschlagen und alle stehen lebensnahe vor uns: nicht in tendenziöser Schwarz-Weiß-Zeichnung, sondern als ehrlicher, freilich mit dichterischer Sprachbewältigung gestalteter Rechenschaftsbericht eines Vorpostendeutschen, der weiß, welchen Dienst er seiner Nation schuldet. „Zwischen Klassenkrieg und Volkstum“, das ist die Spannung, in der die Rußland-Deutschen mitten inne stehen; und sie gerade bringt Loebsock uns greifbar nahe. Wenn er uns dennoch in seinem Schlußkapitel: „Im Gral“ entläßt mit der völkischen Hoffnung: „Immer noch baut die Schöpfung mehr auf, als Dummheit zerstört“, die den kommenden Zusammenbruch des Bolschewismus und den endgültigen Sieg des Gottgegeben-Volkhaften als notwendige Zukunft verkündet, dann spricht auch aus ihr wieder die große Seelenkraft bäuerlicher Beharrung, die sich der Rußland-Deutsche selbst in den Begegnungen mit der zerstörenden Macht des Bolschewismus bewahrt hat. Wir fürchten alles für unsere Rußland-Deutschen inmitten der bolschewistischen Dauerrirren. Und dennoch lassen auch wir mit Loebsock die Hoffnung nicht sinken, ihr gesunder deutscher Bauerntroß werde sie selbst durch diese Hölle hindurch noch einer besseren Zukunft bewahren. Wenn etwas uns in dieser Meinung bestärkt, dann sind es die

rußlanddeutschen Romane der jungen Generation, unter denen wir neben Walter B o j e s „Brand an der Wolga“, eine Schilderung der bolschewistischen Verfolgungen und Verheerungen 1917—1921, und neben Ernst B e h r e n d s ' Kolonistenroman „Der Rohrfänger“ vor allem den Roman des jungen Wolgadeutschen Hans H a r d e r „Das Dorf an der Wolga“ finden, der Geschichte und Gegenwart, den Aufbau, den Bruderkampf und den tragischen Zerbröcklungs- und Zerstörungsprozeß als von den eigenen Vorfahren Überkommenes und nun selbst Erlebtes nahebringt als „Vermächtnis ferner Gräber“ — nicht nur an seine eigene Aufgabe, sondern an den Widerstandsgeist der ganzen Nation.

Der Wandel des ganzen rußlanddeutschen Schrifttums aber — mag es auch wenig umfangreich und sehr uneinheitlich sein — hat für uns dokumentarischen Wert. Gerade dieses Nebeneinander von Ungleichartigem ist — zusammengenommen — Bekenntnis und Anklage zugleich; und Anklage nicht nur vor unserem Volk, sondern vor ganz Europa, ja vor all den Völkern der Erde, die noch die aufbauende Kraft nationaler Kultur als lebensnotwendig erachten.

Henry von Heiseler Der Traum von Deutschland

In diesen Jahren der Trennung, des Krieges und der Wirren schwillt der „Traum von Deutschland“ in mir zu immer größerem Umfang an. Absolut genommen ist es ja kein Traum, sondern Wirklichkeit: das Da-sein Deutschlands, des vergangenen, des gegenwärtigen und — wie ich mit ganzer Seele fühle — des künftigen. Mich persönlich aber, den Entfernten, Losgelösten, Getrennten umfängt jene Wirklichkeit mit der Atmosphäre des Traums. Und angesichts der Unmöglichkeit, rein äußerlich in und mit jenem Deutschland zu leben, suche ich es in mir zu erzeugen, wiederzugewinnen das Verlorene, das zeitweilig Entrückte in den Kreis des Gefühls und des Bewußtseins zurückzuzwingen. Einfacher ausgedrückt, ich tue das jetzt eben schriftlich, was ich in diesen Jahren mit immer wachsendem Nachdruck im Denken und Fühlen getan ... und das ist: „das Land der Deutschen mit der Seele suchen.“

Früher war ich ernstlich überzeugt, es sei höher und besser, der ganzen Menschheit anzugehören, als einer bestimmten Nation. Weltbürgertum — ästhetischer Internationalismus — ich fasse heute kaum, daß ich damals die ganze Sinnlosigkeit solcher Begriffe nicht zu erkennen vermochte. Das ist so, als wollte ein

Pferd oder Löwe sein Pferd- und Löwentum ausschalten, um danach erst der Tierwelt anzugehören. Jetzt weiß ich, daß ich überhaupt nur dann ganz Mensch sein kann, wenn ich vorher ganz Deutscher bin. Dies allein hat Realität, jenes andere ist nur ein künstliches Hirngespinnst.

Vielleicht muß ein Mensch in meiner Lage gewesen sein, um überhaupt auf solche Gedanken zu verfallen. Anderen ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation ein selbstverständlicher Besitz. Ich aber, zwar von deutschem Blut, aber in Rußland geboren und erzogen, russischer Untertan und Offizier, habe mir diesen Besitz erst erwerben müssen. Oder vielmehr, das Leben hat mir diesen Besitz geschenkt, jetzt brauche ich nichts mehr zu tun, als ihn mein ganzes weiteres Leben hindurch zu bewahren.

Indem ich daran gehe, die deutsche Welt um mich herum aufzubauen, muß ich den festen Punkt suchen, das Zentrum, ohne welches kein Organismus werden und bestehen kann. Dieses Zentrum ist selbstverständlich der Trieb und die Fähigkeit, deutsche Verse zu schreiben. Und damit auf das engste verbunden: meine Frau, meine Kinder, mein Haus, meine Freunde. Dies ist der zentrale magische Kristall und alles weitere ist nur Kristallisation, notwendiges Wachstum, notwendige Entwicklung. Alles geht von hier aus, alles kehrt hierher zurück.

Der „Traum“ beginnt mit einer mathematischen Figur, ich will ihn und mich lieber gleich in das heilige Chaos hineinretten. Welche Gesichte sind es denn, die mir erscheinen, wenn ich an deutsche Dinge denke? Es ist ihrer ein chaotischer, endloser Zug, eine zauberhafte Kette, und ein jedes ihrer Glieder bedeutet Sehnsucht und Herzklopfen. Der Anfang ist wohl immer der gleiche: der Hang, das Haus, die Apfelbäume, des Wassers Fall im Brunnen. Dann der sprechende und singende Wald. Es gibt Wälder, die stumm sind ... in Rußland, in Amerika. Der tropische Wald ist nicht stumm, aber er kreischt. Ein deutscher Wald ist meistens ein Märchenwald — aus einem Volksmärchen. Die fremdländischen Wälder sind Parks oder Wildnis, freilich gibt es Ausnahmen. Dann weiter. Menschen kommen, an die man glauben und auf die man sich verlassen darf. Menschen, welche die Wahrheit zu sprechen verstehen. Menschen, die oft für berechnend, für kalt gehalten werden, weil sie nicht mit ihrer Largeße und ihrer weitgeöffneten Seele prahlen, wie es zum Beispiel die Slawen tun. In keinem Lande, in keinem Walde der Welt, als nur in Deutschland, können uns Hermann und Dorothea begegnen. Michael Kohlhaas ist unmög-

lich und lächerlich fast überall sonst, welch ein Glück, daß er in Deutschland so möglich und so selbstverständlich ist.

Neue und neue Gestalten drängen heran. Der Taugenichts mit seiner Geige, Vult mit seiner Flöte, Walt und Wina. Daneben die großen Lehrer Kant und Humboldt, der klare Schopenhauer, der dunkle Hamann, Herder, Ranke. Das erhabene Mannestum Bachs, das leidenschaftliche Menschentum Beethovens, die übertragischer Tiefe spielend schwebende Göttlichkeit Mozarts, die ergreifende Serenität Glucks. Kleist mit seinem Kinderkopf und der überströmenden Musik in seinem Blut und auf seinen Lippen . . .

Ich überlese das Geschriebene und sehe: ich habe zwar das Land der Deutschen mit der Seele gesucht, aufgebaut aber habe ich es nicht, im besten Fall einen wirren Haufen Bausteine zusammengetragen, noch dazu so unordentlich, daß sich daraus einstweilen nichts bauen läßt. Mag dieser Haufen so liegen bleiben als ein zeitweiliges Denkzeichen meiner Sehnsucht. Sehnsucht ist schon ein Teil der Schöpferkraft, Sehnsucht ist die Hefe im schöpferischen Teig. Sehnsucht andererseits könnte aber so stark werden, daß sie mich zerstört, bevor ich an das Aufbauen heranzutreten vermöchte. Ich will sammeln, was sich sammeln läßt, vor allem mich selbst — vielleicht entsteht dann aus der Sammlung etwas, das mehr ist als nur Chaos.

Henry von Heiseler

Sie wirkten hastig und den Gott nicht sehend

Sie wirkten hastig und den Gott nicht sehend,
ihr Tun war Flitter und ihr Himmel klein,
da trat zu ihnen, wie auf Wolken gehend,
lautlos des Krieges großer Engel ein.

Um ihn war brandigrote Dämmerung,
Asche von Fackeln und versengten Kränzen,
doch seine Lippen waren sanft und jung,
inmitten seiner Augen war ein Glänzen.

Was bringst du? stieg der Schrei in tausend Lauten,
willst du uns töten? brichst du uns entzwei?
Brennst du die Häuser nieder, die wir bauten? —
Und lauter stets und lauter scholl der Schrei:

Sollen wir Buße tun? das letzte Wort
der großen Nacht von deiner Stirne lesen?
Du schlägst uns in den Staub? du wirfst uns fort? —
Er lächelte und sprach: ihr sollt genesen.

Henry von Heiseler

Gedenkst du noch der Männer, die im Schein

Gedenkst du noch der Männer, die im Schein
des Lichtes fochten mit beschwingtem Tritt?
Der Führer stand allein und stritt allein,
laut scholl der Ruf und Götter kämpften mit.

Die Krieger staunend flüstern miteinander,
wie dieser Schlag, wie jener Stoß geriet,
es hallt im Felde: Cäsar! Alexander!
Ihr Name ist ein Schlachtruf und ein Lied.

Heut kommen Reihen, endlos, stumm und schwer,
die ihrem Land sogar den Namen weihen,
hin sinkt in Rauch und Feuer Heer um Heer,
und wie sie kamen, sterben sie in Reihen.

Der Himmel aber strömt sein Licht herab,
dann blüht die Erde und bedeckt mit Rosen
in vollen Büschen das vergessne Grab
der Ungenannten und der Namenlosen.

Henry von Heiseler

Beht dir die Seele vor dem Gang der Sterne

Beht dir die Seele vor dem Gang der Sterne
im Wechsel zwischen Nacht und Himmels Blau?
Geheimnisvoll und mächtig steht im Kerne
das Schöpfungswunder zwischen Mann und Frau,

in allen Himmeln und auf allen Erden
gilt das Gesetz, das dir die Straße weist,
und Menschen wurden, Menschen sollen werden,
dies ist des Lebens Kette, die nicht reißt.

Dich trug die stete Welle aus den Weiten
und trägt dich stetig durch die Weiten hin;
gebunden gehst du wie die Stunden schreiten,
und du bist Ende, Stufe und Beginn.

Das Blut, das deine Väter dir gegeben
strömt heilig sicher und vom Licht geweiht
in deine Erben ein — so rollt dein Leben
hin zwischen Ewigkeit und Ewigkeit.

Henry von Heiseler / Der junge Parzival

(Schlußzene des gleichnamigen Dramas)

Parzival (noch atemlos): Ich hab' mein Pferd vergessen dort
im Wald . . .

Rondwiramûr (mit einem hellen Lächeln): Die Knechte werden's bringen, Parzival.

(Beide schweigen einige Augenblicke lang. Der Türmer hat die Mauer verlassen.)

Parzival:

So hab ich deine Botschaft recht erfaßt,
Rondwiramûr?

Rondwiramûr:

Du hast sie nicht gebraucht —
du hast es wissen müssen — ich hab's doch
all diese Zeit gewußt —

Parzival:

Nennt man es „wissen“,
wenn alles Licht der Erde auf einmal
uns in die Seele fällt und Stimme wird
und solche Worte spricht: dies ist mein Haus,
nie geh ich fort und hier gehör ich hin?

Rondwiramûr:

Willst du nicht näher kommen, Parzival?

Parzival:

Darf ich's, Rondwiramûr?

(Er tritt langsam zu ihr heran und erfaßt ihre herabhängenden Hände.)

Kondwiramûr:

Was ist dies nur,
was in dir zittert und in mich hinein
und hin und wieder geht?

Parzival:

Es ist vielleicht
das „Wissen“, das du meinst.

Kondwiramûr:

Ja, Parzival.

Parzival:

Es ist vielleicht „erkennen“. Als ich dich
auf dieser Treppe sah zum erstenmal,
sah ich die Frau, von der die Mutter mir
oftmals im Walde sprach. Ich kannte dich
und sagte „diese ist's“.

Kondwiramûr:

Ja, Parzival,
sahst du mich nicht erschrecken hier im Hof
vor aller Augen?

Parzival:

Solche Wunder gibt's!
Du also auch? du auch?

Kondwiramûr (legt ihm die Hände auf die Schultern):

Ja, Parzival.

August von Neu / An die Wolga

Dich grüß' ich, Wolga, märchenreiche,
der Kinderheimat meinen Gruß!
Ich grüße jedes Fleckchen Erde,
das du durchheilst mit leichtem Fuß.

Was der Waldai, des Nordens Wälder,
was der Ural mit düstrem Sinn
vertraute deinen blauen Wellen,
das trägst du nach dem Süden hin.

So sammelst du in allen Gauen
Geheimnisse in Süd und Nord
und trägst mit leichtem Wellenschlage
sie murmelnd, plätschernd weiter fort.

Und wenn ich so am stillen Abend
dem leisen Wellenschlag gelauscht,
dann tönt geheimnißvolles Raunen,
das mit der Flut vorüberrauscht:

Ich höre Stimmen fremder Völker,
viel fremde Laute, fremden Ton:
Baschkiren, Finnen und Tataren,
den deutschen Kolonistensohn.

Du bist der Zeuge ihrer Sorgen,
du theilst mit ihnen Freud und Leid,
was sie gehofft, was sie errungen,
bewahrest du für alle Zeit.

Drum ziehe hin, du Mutter Wolga,
und bringe allen meinen Gruß,
ich grüße jedes Fleckchen Erde,
das du durchheilst mit leichtem Fuß.

Josef Ponten / Um den deutschen Lehrer

Die russische Regierung wünschte seit langem, daß auch die vielen fremden Völkerschaften des weiten Reiches die großrussische Sprache sprechen möchten, die Griechen an der Schwarzmeerküste, die Tataren am großen Wolgaknie im Norden, die Deutschen an der unteren Wolga und hinter dem Kaukasus, die Armenier im Schatten des heiligen Berges Ararat fern im Süden. Die jüngeren Kolonisten in den Dörfern der Deutschen, die auf Getreidehandel ausgehen mußten, namentlich aber diejenigen, die in russischen Garnisonen gedient wurden, forderten in ihren Briefen, daß die jüngeren Geschwister und die Nachkommen Russisch lernten, auf daß sie weniger zu leiden hätten auf den Märkten und Kasernenhöfen.

Die Kolonisten hatten hundert Jahre in ihren Dörfern und aneinanderschließenden Kolonien wie auf großen, sich selbst genügenden Inseln gelebt.

Seit zwanzig Jahren aber legten der Zar und seine Regierung kräftig die Zäune um die Völkerschaften nieder. Man schickte in die Dörfer der Einwanderer einen russischen Mann, einen ausgesuch-

ten, des Deutschen unkundigen Stodrussen, und setzte ihn neben den Schulmeister als Lehrer ein. Oh, welche Quelle für Unzuträglichkeiten, Ärgereien und Drangsale begann damit zu fließen!

Das Dorf Bellmann aber wußte sich des russischen Lehrers zu erwehren. Damals regierte in Bellmann Schule und Dorf der Schulmeister Michael Heinsberg, Christian Heinsbergs Vater. Er war ein alter Willensriese, er vermochte ein Hufeisen zu einem Stab zurückzubiegen.

Mehr noch als gegen Faulheit und Liederlichkeit wetterte der Schulmeister wider die Sünde am Volke. Die Russen waren für ihn nicht auf der Welt, und er hätte eher erlaubt, daß in Bellmann die Sprache Satans als die des Matschalniks, das war der verhaßte Landrat, gesprochen würde. War die Wolgalonie eine Insel im Russenmeere, so war Bellmann ein Turm auf dieser Insel. Für einige russische Nachbarkolonien führte der nächste Weg zur Wolgalände, der auch der bessere war, über Bellmann. Ein junger Fuhrmann aus Plachtjeffka ließ es sich eines Tages beikommen, den Weg zum Strom gerade durchs deutsche Dorf zu nehmen, er fand Nachahmer, und bald rollten die leichten russischen Teljegen und Tarantasse, ja sausten schnelle Dreigespanne mit Geläut im Krummholz durch die Koloniestraße.

Aber da stand Michael Heinsberg am Dorfeingang! Von der Steppe näherte sich eine braune Wolke, aus der Pferde, Wagen, Kutscher und Gädde auftauchten. Da packte der Riese am Kolonietor den Fahrbaum des erstfahrenden Tarantaß, drehte ihn samt den Pferden um einen Viertelhimmel herum, schlug den Rossen mit breiter Hand auf die Hintern, und die ganze Wagenkarawane nahm, ohne daß die Fuhrknechte ein Widerwort gewagt hätten, den Weg rund ums deutsche Dorf durch die bare Steppe hin. In der Folge wurde russisches Fuhrzeug nur am Himmelsrand gesehen, wenn es Bellmann in weitem Bogen umfuhr.

Als der russische Lehrer angekündigt war und kommen sollte, wartete die Kolonie mit angehaltenem Atem und sah gespannt auf ihren Schulmeister hin. Was wird er tun? Michael Christianowitsch Heinsberg ging an die Lände hinunter, betrat das eben festgemachte Schiff, erkannte sofort den mit Gepäck in den Händen zum Aussteigen bereiten städtischen Lehrer, faßte ihm mit mächtiger Faust vor der Brust in die Kleidung, hob den Mann, der in seinem Zeug wie in einem Sack hing und vor Schreck vergaß, seine Siebensachen aus den Händen fahren zu lassen, in die Höhe und

schleuderte ihn kurzerhand in gewaltigem Schwung über das Schiffsgeländer in die Wolga. Und ohne sich nach dem jämmerlich um Hilfe schreienden und Wasser saufenden Kümmerling auch nur umzusehen, verließ Michael das Schiff und die Lände und kehrte nach Bellmann zurück.

Die russische Regierung benahm sich großartig. Langmütig war sie von je. Man frug sogar in Bellmann an, wie man sich dort nunmehr die Ausführung des Regierungsbefehls denke. Im Regierungshause in Saratoff hielt man sich den Bauch vor Lachen. Dem Untertan Michael Heinsberg erließ man die Strafe, er hatte nur dem geretteten Utschitjel die verlorengegangenen Siebensachen zu ersetzen. — —

War es richtig, sich gegen russisches Land und Volk so zu verschließen? Würde die Wand aus Brettern Bestand haben? War es nicht besser, zu versuchen, auf eine vernünftige, gerechte, vielleicht gar gesegliche Art mit dem Russen fertig zu werden? Der Russe war der Landesherr, wer wollte es leugnen, obgleich die meisten Völkerschaften hier vor den Russen und die Deutschen gleichzeitig mit ihnen angekommen waren. Man wollte sich behaupten, gewiß; aber man war doch nicht in einen leeren Erdteil ausgewandert und man war nicht kopfreich genug gewesen, um dem Lande eine neue Herrschaft zu bringen. Doch fühlte man sich nicht als Gast, keineswegs! Ein Volk, das ein Land den Feinden und der Wüste abgerungen, besaß einen heilig verbrieften Anspruch am Boden. Aber es gab ohne Frage auch ein Recht des umgebenden Landes, des übergeordneten Reiches. Wie mochten die beiden begründeten Rechte sich wohl miteinander vertragen?

Es durchblikte Christian! Wenn die Gemeinde sich des Fremdkörpers dadurch erwehrte, daß sie das Neue selbst erzeugte? Christian hatte Russisch und Tatarisch gelernt aus Neigung, vielleicht aus Neugierde, auch aus einem Gefühle von Verpflichtetsein gegen seinen irdischen Ort — es galt, wenn es irgend sein konnte, so gut Russisch zu sprechen wie ein Russe!

Christian Heinsberg siedelte bald nach Saratoff über, quartierte sich bei russischen Leuten ein, vermied jeden Verkehr mit deutschen Menschen, so daß er ein Jahr lang nur Russisch und nicht ein einziges deutsches Wort sprach, und erwirkte gleichzeitig, ohne Vorwissen von Vater und Gemeinde, von der Regierung die Zusicherung, daß man ihm die Stelle des Russischlehrers in Bellmann nach Ablegung einer Prüfung geben werde. Oha, das werde eine Prüfung werden! Haha, da könne er etwas erleben! Gospody po-

milui! Die Schulbehörden freuten sich geradezu darauf, dem verwegenen Njemez eine Niederlage zu bereiten, wenngleich die Kühnheit ihnen starken Eindruck machte. Aber warte, mein Täubchen!

Doch Christian bestand die Prüfung mit großem Lob und trat eines Tages mit der Bestallung des Russischlehrers vor den Schulmeister-Vater und den Gemeinderat von Bellmann.

Josef Ponten Deutsches Wandern nach Osten

Christian Heinsberg stand ein paar Tagereisen weiter südlich auf dem Umgang des Domes des Dampfers und schaute in den Frachtraum des Vorschiffes hinab. Da lagen die Russen — rührend die Bilder der auf den dünnen Reisebündelchen schlafenden, rötlich bärtigen Köpfe. Wegbrüder alle, auf Wanderung alle, wohin? Denn sie wanderten nicht um des Wanderns, sondern um des Zieles willen. Was sollten sie um des Wanderns willen wandern, da überall, wohin sie kamen, dasselbe gleiche große Rußland war? Nur die Namen der Heiligen waren verschieden, die man in berühmten Klöstern besuchte. Man wallfahrtete — wallfahren ist für den kleinen Mann das dem Reichen vorbehaltene Reisen. Den Wallfahrer läßt man mit aufsitzen, unterhaltsamen Wegbruder des sich langweilenden Kutschers, bescheidenen Zaungast zwischen der Fracht auf den Schiffen. Was nicht schlief, das murmelte leise, und was nicht murmelte, aß Sonnenblumenkerne. Ein leises feines Knistern ging durchs Schiff, überallhin wurden die leeren Hüllen gespußt. Immer wieder griff die Hand in die Tasche, einige Leute hatten auch einen Samenteller der Sonnenblume einem Roggenbrot gleich unter dem Arm, und die Finger mit uraltem Dreck unter dem Nagel pickten wie Vögel die öligen Samen heraus.

Christian konnte unter all diesen „Russen“ unterscheiden, Groß- und Kleinrussen voneinander und von beiden die Wolgabulgaren trennen, die Tschuwaschen, Tscheremissen und Wotjaken, die mohammedanischen Tataren und Kirgisen und die lamaistischen Kalmücken, alle diese Leute, welche den Russen einfach Volksfremde waren, worunter sie die Deutschen nicht anders begriffen als die Kalmücken. Ach, da mühten die Deutschen sich und kämpften und suchten sich selbst treu zu bleiben und Rußland gerecht zu werden,

und in der Regierung und Gesellschaft von Petersburg wurde gelegentlich einmal von einem besonders Wissenden erwähnt, daß da unter den Volksfremden, Inoródzh, an der Wolga „auch einige Deutsche“ seien. Oh, um den Aushäusigen! Oh, um das Davongehen! Wer sein Schicksal mischt in das der namenlosen Völker, wie darf er ein namentliches für sich erwarten? Und die Schwermut der weiten Ostländer, Stimmung und Seelenfarbe der Ostvölker legte sich auch auf den Deutschen.

In dieser Gegend roch es scharf und köstlich nach Salz, die Laugenpfannen Elton und Baskuntschak waren nicht weit unter dem Sehkreis.

Aber der Deutsche war nun nicht von der Natur und den Jahrhunderten seines Volkes gemacht, um gleich diesen da der Schwermut sich zu ergeben und auf ein Schicksal zu warten, das vielleicht um eine Wüstenecke biegen würde. Ab schüttelte er die Landschaftstrauer, brachte mit kräftigen Bewegungen sein Blut in Wallung, seinen Körper zum Fühlen seiner selbst und die Seele zum Selbstvertrauen. Wahrlich, sie waren da ein Fremdvolk nicht nur den Russen, sondern auch den Fremdvölkern! Was hatte sie nur dahergebracht? Alle diese Stämme und Völkerschaften waren aus dem großen Osten gekommen, dem unerschöpflichen Osten, mit der Ahnung und allem Wahn des Ostens im unbewußten Blute, gekommen auf zottigen kleinen Rossen oder auf den schwielenharten eigenen Sohlen hinter blölkenden Herden. Sie aber, die Deutschen, waren von Westen dahergefahren, auf festgefügtten schönbemalten Wagen, von stattlichen, blank gebürsteten Rossen gezogen. Die Kaiserin Katharina hatte die Wagen bauen und die Pferde laufen lassen bei den deutschen Bauern, die ihre Vorgängerin Elisabeth rund um Petersburg herum angefetzt hatte. Da waren sie dahergekommen, die steifnackigen Deutschen, in gediegenen Stiefeln, gestärkten abstehenden Kamisolen und steifen Hüten — in Christiāns Vorstellung nahm die Zeit der einwandernden Väter bereits die Farbe und Gestalt des Heldenzeitalters an — und waren mit den sonngedörrten barfüßigen genügsamen Völkern, die mit der Morgenröte heraufgezogen waren, zusammengetroffen, und beide hatten sich wohl nicht wenig verwundert. Was in aller Welt mochte sie denn wohl veranlaßt haben? Und warum hatten gerade sie sich aufgemacht und den Staub der Straßen des Vaterlandes abgeschüttelt? Waren etwa Schweden gekommen, die doch einmal Finnland und die diesseitige Küste der Ostsee beherrscht und schon mit einem Fuße im russischen Reiche gestanden hatten? Oder Po-

len, die doch nahe angrenzten und nur eine kleine Reise hatten? Oder waren Leute aus Italien gekommen, oder hatte sich gar ein Teil Frankreichs auf die Ostwanderung gemacht und den Verlust des Zusammenhangs mit dem Vaterlande auf sich genommen? Oder waren englische Schiffe in die Busen der Ostsee eingelaufen oder des Schwarzen Meeres und die Flüsse heraufgekommen, Engländer, die doch sonst durch alle Vorder- und Hintertüren der Welt in die Länder drangen und die Völker belästigten? Warum gerade Deutsche? Das mußte einem zu denken geben! Aber man durfte eigentlich nicht darüber nachdenken, es wurde einem übel davon. Es blieb nichts übrig als festzustellen, daß alles so war wie es war, und nicht nur sich damit abzufinden, sondern dem Schicksal ein Schnippchen zu schlagen, allein von den Westvölkern hinausgeworfen ins Meer des großen Ostens. Vielleicht wurde, was ein schlechter Scherz der Geschichte schien, ein großes Schicksal der Deutschen. Völker hatten die Geschichte gemacht, sie waren nicht von ihr gemacht worden. Das war eine erhebende Vorstellung — freilich war sie auch geeignet, einem leichten Schweiß auf die Stirn zu treiben.

Die Russen im Vorschiff summten ein Lied, das sich mit dem Knistern der Blumenkernhülsen seltsam mischte. Es begann mit den Worten „Rossija moja“, es endete mit ihnen und bestand fast nur aus diesem Liebesanruf an Rußland. Der rote Großrusse da unten brach im Singen plötzlich ab und kraute sich einige Kernhülsen aus seinem großen Barte.

Christian machte einen Umlauf um den „Zar Alexander“, die Hände in den Riemen gesteckt, mit dem seine Bluse über den Hüften gegürtet war. Wenn man das Blut im Körper in Bewegung brachte, wurde auch ein seelischer Stau hinweggeschwemmt.

Es war sicher, daß nur eines half: zum Schicksal ja sagen und es als Ausgangspunkt nehmen. Was sollte es frommen, zu wissen, daß es anders ausgefallen wäre, wenn . . . wenn . . . (es war immer nur das eine Wenn) wenn die Väter in Deutschland geblieben wären? Dann wäre heute der Deutschen an der Wolga Geschick das der Deutschen zwischen Maas und Memel, und Christian feins das eines jener Deutschen aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber nun waren die Väter ausgewandert, und die Wolga war nicht Rhein oder Elbe, und das kleine Wolgadeutschland war ein ganz eigenes Deutschland geworden mit einem Schicksal für sich. Dieses hieß es annehmen, es gab gar nichts zu wählen. Es gab gar nichts, als dafür zu sorgen,

daß hier die Steppe zauberhaft wurde wie drüben der Wald und die Wolga ein heilig umraunter Fluß wie dorten der Rhein — wenn das geschehen sein würde, dann erst war der Stempel unter die Urkunde von der Besitzergreifung eines Landes durch ein Volk gesetzt, denn diese wird zwar mit Blut und Schweiß geschrieben, gesiegelt aber wird sie erst durch das verklärende Wort der Dichter. Oh, ungeheuer viel war hier an der Wolga noch für sie zu tun, kaum angefangen mit ihrem Werk hatten die Deutschen. Das äußere Besitzergreifen war geschehen, Land und Boden war fest in ihren Händen. War auch die innere Landnahme vor sich gegangen, da die Pfarrer noch immer nach Deutschland reisten und die Schulmeister sich dahin sehnten? Von der Verklärung ganz zu schweigen. Es mußte vielmehr dahin kommen, daß man sich in Deutschland sehnte, an die Wolga zu fahren! Der Dichter mußte an der Wolga aufstehen, der den Deutschländern mit schmeichlerischen Worten Wolgadeutschland verführerisch malte, so daß sie alle, von Fernlust ergriffen, stürmisch zur Wolga drängten. Von den Besuchen schwärmerischer Reisender mußte Kraft und Vertrauen zurückbleiben das ganze Jahr und sich im nächsten von neuen Wanderschaften wieder auffüllen. Eduard Winter hatte recht: was hatte Wolgaland getan, um die Augen Deutschlands auf sich zu ziehen? Andruschka mußte schnell heranwachsen, Michel oder wer immer von den Buben, aus ihnen mußte der Mann erstehen, der das Wolgavolk vor den Augen der Welt darstellen konnte! Ein erster Mann mußte erstehen! Wo? In Politik? In Wirtschaft? In Wissenschaft? Am besten in der Dichtung, Wolgalandes Los würde doch das eines zuwartenden und vielleicht duldenden Landes bleiben. Aber daß ihm dann der Dichter nicht fehle, dessen Stimme mächtig genug wäre, in Europa gehört zu werden, wenn er von der Wolga herüberriefe in irgendeiner Not, die kommen könnte! Ja, er und Winter würden vielleicht die Vorläufer und Wegbereiter sein des Ersten des Volkes! Den Gedanken, Wegbereiter zu sein einem kommenden Einmaligen, mußte man bei den Familienvätern verbreiten, die sich zu sehr damit begnügten, in ihren Söhnen die Vielmaligen zu wiederholen, die sie selber waren. Dauer haben allein die Dichter zu verschenken. Reiche vergehen, aber die Kunde davon lebt durch den Sänger. Es hat keinen Zweck, Geschichte zu machen und große Taten zu tun, wenn man nicht den Dichter bestellt, der das Getane besinge.

Vollslid aus einem sibiriendeutschen Dorf

Ich komme vom Gebirge her
und schaue nach dem Abendstern;
ich schaue über Berg und Tal,
die Heimat ist so fern, so fern!

Ich denk' so viel und denk' so oft:
Vielleicht mein Glück kommt unberhofft.
Die Seele zeucht hinaus, hinaus:
Wer zeigtet mir mein Vaterhaus?

Ich denk' so viel und denk' so oft:
Wie schwer drückt mich doch dieses Joch!
Dum bitt' ich euch: verzeihet mir
und zeigtet mir mein's Vaters Thür!

Ferdinand von Wahlberg
Die Steppe wird Heimat

Ein alter Kolonist, dem die Steppe zur Heimat wurde, erzählt aus seinem Leben:

„Es gab eine Zeit, wo auch ich fort wollte, aber die Steppe, sehen Sie, Herr Pastor, hatte mich gepackt, und ich konnte nicht mehr los.

Das war so vor fünfzig Jahren, da waren wir noch alle in der Mutterkolonie beieinander bei den Eltern. Der Vater hatte von einem Gutsbesitzer für billigen Preis ein Stück Land am Ursch gekauft, um eines von den Kindern dort hinauszusehen, weil in der Mutterkolonie wenig Land mehr übrig war. Keiner aber wollte hinaus. Unser Land hier sollte aber von den Rahollen, die besser als wir Deutsche mit dem Ochsenpflug umzugehen verstehen, aufgeackert werden, und da ich unter den Brüdern der älteste und verheiratet war, da mußte ich mitfahren.

Unsere Leut' zogen mit uns hieher, um mir zu helfen, die Erdhütte auszugraben, Lehmsteine zu schlagen, Ofen zu bauen und notdürftige Schuppen fürs Vieh herzustellen.

Als die Arbeiten fertig waren, fuhren sie wieder nach Hause, um dort die Felder zu bestellen, und so blieben wir allein.

Das Land ist gut, Wasser hat der Ursch das ganze Jahr genug,

und die Rahollen hatten den Riß auch recht gut gemacht. Den Weizen brauchte ich nur einzueggen, und da bald nachher ein hübscher Regen fiel, ging die Saat schön auf. Der Sommer war herrlich, und die Steppe voll von Blumen, Tulpen, Lilien, Wolfsblumen, in die weißer Bodsbart eingewebt war. Uns ging's gut, und gesund waren wir auch. Wenn wir da des Abends auf der Bank vor der Hütte saßen, beide recht schön müde von der Arbeit auf dem Felde, freuten wir uns, wie gut es sich hier leben ließ.

Zur Ernte kam Vater selbst heraus und brachte aus der Mutterkolonie Schnitter mit.

Um uns wurde es wieder lebendig. In der sonst so stillen Steppe, wo weit und breit kein Mensch zu sehen und zu hören war, denn Ansiedlungen gab's noch keine, und unsere nächsten Nachbarn, die Kirgisen, weideten weit weg am jenseitigen Ufer des Irsch, da konnten wir jetzt wieder Menschen sprechen hören. Abends sangen die Schnitter ihre russischen Lieder.

Es tat uns ordentlich leid, als sie nach beendeter Arbeit weggingen. Doch zum Zusammenfahren der Frucht, zum Dreschen und Werfen waren noch einige unserer Knechte geblieben.

Bald verließen auch die uns.

Der alte Vater aber meinte, da wir nun schon mal die Gegend kannten und jemand doch bei dem vielen Heu und Stroh bleiben mußte, so sollten wir hier überwintern. Auch wolle er uns, da die Ernte in der Mutterkolonie nicht gut ausgefallen war, weil es dort nicht geregnet hatte, alles Jungvieh heraus schicken, damit wir es hier den Winter über fütterten. Die Erdhütte wurde ausgebessert, das Dach mit Brettern belegt und auch doppelte Fenster eingesetzt; die Ställe erhielten ordentliche Wände aus Lehmsteinen, und fürs Gerät, fürs Mistholz, das wir im Frühjahr gemacht hatten, ließ der Vater einen Schuppen aufbauen, so daß es bei uns schon ausschaute wie auf einem Bauernhof in den ärmeren Mutterkolonien.

Das Jungvieh kam heraus, und bei dieser Gelegenheit schickte uns die Mutter allerhand für Küche und Hausstand.

So war gut für uns gesorgt.

Der Han-Görg, unser Ältester, war hier draußen recht gewachsen.

Da kam es mal, daß wir eines Samstags alle drei hinaus auf die Steppe gingen, weil es grad ein recht sonniger Herbsttag war.

An unserer Grenze wollten wir uns ein bißchen ausruhen.

Auf einmal hörten wir ein Gerassel, als wenn eine ganze Herde

zur Weide gespannter Pferde herankäme. Der Boden war etwas gefroren und der Wind lag auf uns zu von der großen sibirischen Landstraße her.

Als wir hinschauten, sahen wir einen Zug von Menschen mit ein paar Wagen hinterher sich nahen. Neugierig gingen wir heran. Du großer Gott, war das ein Jammer! Einige zwanzig bis dreißig Männer mit Fesseln an den Armen und einige auch an den Füßen, zogen, begleitet von Soldaten zu Pferd und gefolgt von Wagen, in denen Weiber und Kinder fuhren, ihren Weg dahin, wahrscheinlich nach Sibirien.

Den Zug vergesse ich mein Lebtag nimmer. Von den Männern hatten einige ein so wildes Aussehen, daß einem angst und bange wurde, andere wieder schleppten sich so mühselig vorwärts, daß man ihnen am liebsten die Fesseln hätte mögen tragen helfen.

„Hörst du, Philipp, mir ist so bange“, sagte meine Frau zu mir, „die Kerls, die so nahe an uns vorbeizogen, könnten sich losmachen und herkommen und uns alle erschlagen. Gewiß hat einer von denen unser Pferd gestohlen, kennt jetzt den Weg hierher, und die Nacht haben wir sie hier. Spanne mal hurtig an und laß uns fortfahren. Die Steppe ist so furchtbar — ich bin so bange.“

Ich versuchte, sie zu trösten und sagte ihr, daß es bei dem Weg gar nicht ginge, auch könnten wir das Vieh nicht verlassen. Sobald es Schlittenbahn gäbe, versprach ich, würde ich sie und das Kind aus der Einöde fortbringen.

Als wir so vor dem Feuer saßen und miteinander plauderten, kratzte unser Hund Padan an der Tür, und ich ließ ihn herein. Auf seinem Pelz waren einige Schneeflocken zu sehen.

Draußen war es recht stille, und durchs Fenster konnten wir den Schnee schön ruhig fallen sehen, daß wir uns beide freuten.

Mit einemmal kam ein Windstoß, der garstig heulend durch den Schornstein der Hütte fuhr und uns Rauch und Asche vom Herd in die Augen trieb. Es war gerade, als wollte der Wind uns etwas sagen, aber seine Sprache verstanden wir damals noch nicht. Die sollten wir jetzt kennenlernen.

Dem ersten Windstoß folgte ein zweiter und dritter, ein plötzlicher Sturm war losgebrochen.

Nur mit schwerer Not kam ich über den Hof, um die Stalltüren ordentlich zuzumachen; aber als ich zur Hütte zurückwollte, war das Schneegestöber so dicht, daß es nicht möglich war, über den kleinen Hofraum zu sehen. Doch kam ich glücklich herein.

Keines von uns beiden wußte, was ein richtiger Schneesturm

auf der Steppe zu bedeuten hatte, außer durch Erzählungen unserer Alten, aber grausig war es mitanzuhören, und oft dachten wir, daß die ganze Hütte fortgesetzt werden sollte.

„Gott sei allen auf der Steppe gnädig!“ sagte Dorte, „zu uns kann nun kein Mensch mehr den Weg finden“, und sie sah wieder ganz ruhig aus.

Am nächsten Tag hielt der Sturm noch an, und die Kälte hatte zugenommen. Vom Wegfahren konnte jetzt gar keine Rede mehr sein. War es doch schon eine schwere Arbeit, sich mit der Schippe einen Weg zum Stall zu machen, um das Vieh zu besorgen, und die Dorte mußte ich an der Hand halten, wenn's zum Melken ging.

Erst war es die große Freude an der Arbeit auf der schönen Steppe gewesen, die uns dagehalten, jetzt hatte uns ihre mächtige Gewalt gepackt.

Arbeit hatten wir die Hände voll, ich mit dem vielen Vieh und dem Schnee, Dorte mit der Wirtschaft, aber wir waren jung und Dortens heitere Laune war wieder zurückgekehrt.

Und wie ruhig und schön war es nicht hier draußen. Die Steppe lag unter ihrer Schneedecke wie unter einem weißen Bettuch, und über ihr spannte sich der Himmel wie ein Bettdach, mit lauter funkelnden Edelsteinen besetzt.

Abends spät durften wir uns nicht weit herauswagen, denn die Steppenwölfe fingen manchmal schon beim Dämmern ihr jammervolles Geheul an, hätten sich wohl auch gar zu gerne unseren Hund oder ein Stück Vieh geholt.

Der Schnee hatte sich bald hart zusammengebackt, so daß ich täglich das Vieh zur Tränke auf den Ursch treiben konnte.

Jetzt hätte ich die Dorte und das Kind leicht bis zum nächsten russischen Dorfe, das so fünfzehn bis zwanzig Werst von uns entfernt lag, bringen können, von dort war der Weg zur Mutterkolonie immer aufgefahren und auch für Dorte leicht zu finden. Aber Dorte wollte nicht. Sie meinte scherzend, da wir so recht artig gewesen wären, mußten wir nun abwarten, ob der liebe Herrgott uns nicht eine ganz besondere Weihnachtsbescherung machen wolle. Dabei blieb's.

Der Weihnachtsabend kam. Wir ließen uns unseren Süßholztee mit dem frischgebackenen Sandkuchen so recht von Herzen schmecken, während Han-Görg an einem Schlittchen, das ich für ihn zusammengeagelt hatte, seine große Freude hatte.

Ich las das Weihnachtsevangeliem, welches grad für uns Step-

penleute paßt, die wir ja auch Hirten sind, laut vor, und Dorte spielte auf ihrer russischen Laute ein Lied, das wir alle drei singen konnten.

Als dann das Vieh zur Nacht besorgt war, und wir beim Heringehen nochmals den funkelnden Sternenhimmel betrachteten, meinte Dorte: „In den Kolonien drunten ist jetzt ein Geheke und ein Lärm, aber bei uns ist Frieden. Das ist unsere Christbescherung, Philipp.“

„Ich konnte meinem treuen Weibe nur die Hand drücken.

Zu Ostern meinte Dorte, wir sollten doch mal die Eltern in der Mutterkolonie besuchen und auch mal wieder in einer Kirche dem Gottesdienst beiwohnen.

Wir hatten keine Angst, Haus und Hof in den Händen unserer Russen zu lassen, denn obwohl wir gut verstanden hatten, daß sie beide entlaufene Gefangene waren, hatten wir sie lieb gewonnen. Die Steppe ist schweigsam. Ich weiß nicht, was unser Michail und sein Großvater verbrochen hatten, wofür sie verschickt worden waren, bei uns waren sie immer redlich und kreuzbrav.

Im Elternhaus war es nicht gut gegangen, weil unser Vater den ganzen Winter krank gewesen war. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er uns alle drei gesund vor sich sah. Über alles mußte ich ihm Bericht erstatten.

In unserer alten Kolonie wollte es uns nicht mehr gefallen. Es war uns alles zu unruhig. Zudem quälte uns Han-Görg jeden Tag, wir sollten nach Hause fahren — der alte Iwan hatte versprochen, im Frühjahr mit ihm das Vieh zu hüten und nun wollte er zu ihm.

Das Schlimmste von allem war aber, daß es unter den Geschwistern immer so viel Streit und Zanß gab. Der Bruder fürchtete, ich würde als ältester Sohn nach dem Vater die Stammwirtschaft beanspruchen, wie es der Vater auch in seinem Testament bestimmt hatte.

Als ich mit der Dorte darüber redete, sagte sie ganz erschrocken: „Nein, Philipp, hier halten wir es nicht mehr aus, wir gehören auf die Steppe.“

So erhielt ich die Wirtschaft hier und es gab viel Arbeit.

Seit jener Zeit sind nun bald fünfzig Jahre vergangen, Ansiedlerkolonien sind entstanden. Aus unserer Erdhütte wurde ein Lehmhäuschen und später ein Haus aus Balken und der Hof. Die Kinder sind erwachsene Menschen geworden — und Dorte und ich sind die Alten. Die Steppe aber ist unsere Heimat geworden.“

Philipp Bäuerle / In der alten Heimat

(1915)

Unsre Urgroßväter vor langer Zeit
Sîn ausgewannert in voller Freid,
um Brot ze suche in dr fremde Welt,
weil in dr Heimat weder Land noch Geld.
So uf die Weis' un Art
leben mer Deitsche in dr Welt verstrat.
Bei eich hot mer groß Ungemach,
wann mer sat: „Ich sin e Deitscher aach.“
„Wie kommscht du uf Rußland oder Pole?
Was wollt'n dort mol hole?“
Mit Staune hor mer gsat:
„Der redt wie mir jo grad.“ —
„Na, ich sin doch e Deitscher mit Leib und Seel,
daß ich in Rußland wohn, mach ich gor kee Hehl.
Awer mei deitsches Herz un Blut
Hall ich fescht als unser Väter Gut.
Alles gew ich drum,
awer net mei deitsche Zung!
Es sin schon weit iwer hunnert Johr,
daß unser Großväter dem Russ' hun geschwor.
Von uns denkt mer ganz anerscht bei eich,
un ihr stellt uns de Russe un Poler gleich.
Ihr kennen uns jo net, das is mol wohr.
Nee! Mer lossen vom Deitschtum nich ee Hor!“

Peter Sinner / Herbstgedanken

Erblaßte, todgeweihte Blätter
entreißt der Herbstwind müdem Zweig,
und in dem rauhen Herbsteswetter
erstarrt der Wald, ein Totenreich.

Wie die entriss'nen Blätter jagen —
treibst du, mein Volk, mit zagem Sinn,
vom Mutterstamme losgeschlagen,
durch fremde Fluren irrend, hin.

Ein Blatt, dem Mutterstamm entnommen,
ist Wetter, Sturm und Wind geweiht;
es treibt, um nur zur Ruh zu kommen,
bis es vermodert, eingeschnit.

So wird's auch dir, mein Volk, ergehen,
hältst du am Volkstum noch so zäh;
wirst in der Fremde untergehen,
ersterbend unter Schutt und Schnee.

Erhaltne Kräfte heimzubringen,
kehrst, Blatt, zur Erde du zurück;
und fremde Völkerflur zu düngen,
ist meines Volkes Mißgeschick.

Ein Teil, o todgeweihtes Blättlein,
ist, ganz in Asche aufzugehn;
drum möcht ich dich, o müdes Blättlein,
im eignen Wald hinsinken sehn.

Georg Lössack

Zwischen Klassenkrieg und Volkstum

Die Parteidogmen selbst betraf der Prestigekampf zwischen den russischen und kolonistischen Bolschewiki nicht. „Unsere“ Bolschewiki waren nur die Schüler der russischen. Auch war ihre Zahl nur sehr gering, so daß zu Anfang mehrfach reichsdeutsche und österreichische Kriegsgefangene stark in den Vordergrund gerieten.

Zwei Kriegsgefangene auch haben die Ausrufung der wolgadeutschen Sowjetautonomie im Herbst 1918 in Seelmann bewirkt, ein Reuter aus Berlin und ein Österreicher Petin. Während in Seelmann der erste wolgadeutsche Sowjetkongreß tagte, traf aus Moskau von Lenin telegraphisch das Autonomiedekret ein, das unter Mitwirkung von Reuter und Petin entstanden war. Beide auch brachten zuerst den sowjetautonomen Regierungsapparat für unsere Dörfer in Gang. Es muß ihnen aber in Saratow nicht sehr gefallen haben. Petin, den die russischen Bolschewiki als einen Militärkopf schätzten, wurde bald an die äußeren Bürgerkriegsfronten abkommandiert und war 1920 schon Generalstabschef der Südwestarmee Lenins gegen Polen. Am längsten hielt es in Saratow

der mehr zivile Reuter aus, der dann aber auch verschwand — nach Deutschland. Beiden sagte man in den Kolonien manche Untaten nach. Petin habe ich niemals gesehen. Reuter aber machte nicht den Eindruck eines Unmenschen oder Bauchaußschlizers; eher konnte man ihn zu den Beherrschten rechnen. Auch der Idealisten schien es unter den deutschen Kriegsgefangenen nicht wenige zu geben. Aber welche Verheerung mußte die russische Kriegsgefangenschaft in diesen deutschen Soldaten angerichtet haben! Körperlich zermartert? Seelisch zerfetzt? Vom Weg gekommen? Von Hause aus haltlos? Oder haltlos erst in der Verlorenheit und Verzweiflung geworden? Die einen hatten die Zuflucht in der sozialen Utopie gefunden. Die anderen waren bloß menschlich verwildert. Dritten sah man fast keine Teilnahme mehr am Dasein an. Aber dann waren da auch welche, die sich seelisch noch irgendwie erhalten hatten, die empfänglich waren für Ordnung, für Liebe, für Frieden unter den Menschen. Sie hatten Heimweh, Sehnsucht nach ihrem fernen Zuhause. Sie dachten auch an ihren Wiedereintritt in die deutschen Armeen oder, nach Deutschlands Zusammenbruch, an seine Wiederaufrichtung. Ja, da fand sich ein deutscher Kriegsgefangener, dem vorschwebte, man müsse die sozialen Umwälzungen in Rußland und Deutschland zur Grundlage eines unmittelbaren, sozusagen reichskolonialen Wirtschaftsverkehrs zwischen den Wolgakolonien und Deutschland machen. An der Wolga fehlen Industrieerzeugnisse, in Deutschland Nahrungsmittel. Aber man begriff nicht recht: will er das auf kommunistischem, sozialdemokratischem oder irgendeinem eigenen utopischen Weg erreichen? Jedenfalls irgendwie sehr revolutionär und sozialpolitisch war es gedacht. Der Mann hatte vor dem Krieg in Österreich-Ungarn Umschau gehalten und war so mit allerlei Nationalitätenkämpfen bekanntgeworden. Dann sah er im Krieg die Slawen zu den Russen übergehen — und nun wollte er alle Deutschen vereinigen. Die eigentlichen „Österreicher“ aber — und so wurden vor allem gerade die Slawen aus der Donaumonarchie genannt, „Austrizh“ — schwärmten ganz und gar wie die Fliegen hin und her und waren so auch meist weit unberechenbarer als die Germanzh. Wenn von Greuelthaten russischer Bolschewiki in den Kolonien geredet wurde, so konnte man sicher sein, daß auch irgendein Niewolif oder Gladel dabei gewesen ist. Den reichsdeutschen Bolschewiki aber hatten es unsere Kolonisten und ihre Schicksale inmitten fremder Völker doch irgendwie angetan. Vielleicht fühlten sie eine gewisse Scheu vor den arbeitsamen Steppenbauern deutschen

Volkstums. Jedenfalls traten im Vergleich zu ihnen russische Bolschewiki bei uns herrischer und weit brutaler auf; die Russen haßten uns. Als dann die wolgadeutsche Sowjetregierung nach Katharinenstadt übersiedelte, nachdem es ihr in der unmittelbaren russischen Umgebung in Saratow zu ungemütlich geworden war, blieben Reuter und Petin diesseits der Wolga.

Das entscheidende Andenken hinterließen sie durch die Begründung der sowjetwolgadeutschen Autonomiopolitik. Erst mit der Ausrufung der Autonomie — das volkstümliche Wort Selbstverwaltung haben auch die wolgadeutschen Bolschewiki niemals ausgesprochen! — konnte die Überwältigung der Wolgaheimat durch den Bolschewismus als vollzogen angesehen werden, jedenfalls im Sinne der straffen kolonistisch-diktatorischen Verwaltung. Aber es ist schwer zu sagen, ob die überraschende Verselbständigung der kolonistischen Bolschewiki mehr den Kongreß in Seelmann mit Genugtuung oder mehr die Russenbolschewiki in Saratow mit Wut erfüllt hat.

Die wolgadeutsche Sowjetautonomie erhöhte die Autorität der Kolonien gegenüber den Muschiken und der großrussisch-roten Anmaßung. Vielleicht hatten Reuter und Petin selbst die Hoffnung gehegt, an die Spitze der wolgadeutschen Sowjetregierung zu gelangen, um in den Kolonien so etwas wie „einen deutschen Kommunismus“ zum Unterschied vom russischen, völkerfeindlich-zerstörerischen zu verwirklichen. Jedoch nicht das alles war wesentlich.

Lebenswichtig war im Herbst 1918 nur die Frage:

Hätten die Kolonien sich der endgültigen Überwältigung durch den Bolschewismus ohne die Verkündung der Lenin-Autonomie erwehren können?

Darauf gaben wir anderen, Intelligenzija und Bauern, nur die eine zerschmetternde Antwort: „Nein!“

Das war erst recht nicht mehr möglich, als das deutsche Kaiserreich zusammengebrochen war. Ein unbewaffnetes isoliertes Vorgehen wäre niedergeschlagen worden. Unsere Kraft reichte nicht aus. Was mit den bloßen Händen und mit politischer List hatte getan werden können, war von jedermann auf seinem Posten getan worden.

Dergestalt auf die wolgadeutsche Sowjetautonomie angewiesen, mußte sich nun aller sachliche Fatalismus unseres Volkes mit ihr so gut es ging zurechtfinden. Ganz allgemein konnte ja von „unseren“ Bolschewiki — „unserne Buwe“, spöttelten die Bauern — bei der Durchführung der moskowschen Tyrannei mehr kolonistische

Überlegung, weil heimatliche Sachkenntnis erwartet werden, als von den nihilistisch gesinnten Russenbolschewiki, wenn gewiß auch nicht sehr viel mehr Nachsicht gegenüber den Klassenfeinden. Unsere Roten waren ja Kinder der Kolonien, verbunden mit ihnen durch Verwandtschaft, Freundschaft, Schulbildung und — was nicht wenig wog — durch eine gute Dosis Abwehrskepsis gegenüber jedweder russischen Übermacht. Ich lernte auch keinen kennen, der irgendwie als ein handfester bolschewistischer Parteitheoretiker hätte gelten können. Es ging bei „unserne Butwe“ ganz allgemein um den Klassenkampf gegen die koloniale Großindustrie und den Großgrundbesitz, nicht einmal so sehr gegen die großen, wohlhabenden Bauern. „Unserne Butwe“ schwebte mehr als die bloße Gewalttätigkeit die Vergenossenschaftlichung zur Lahmlegung des Land- und Getreidewuchers vor. Freilich wußten sie, wozu sie von den Russen die Waffen bekamen. Was sie jetzt durchführten, wurde ihnen von der russischen Partei vorgeschrieben, und je länger, desto mehr auch die Taktik, das Wie der Durchführung, nicht mehr nur das große Was. Im Verkehr auch erst mit der russischen Partei gelangten sie, nicht ohne frachende Überanstrengung ihrer Gehirne und „schönen Seelen“, zu der beglückenden Erkenntnis, daß etwa die Zieselmaus, eine siebente Landplage der Steppen, nur mit Hilfe des Marxismus und der Lenin-Diktatur ausgerottet werden könne. Die Bourgeoisie, die Kämpfe gegen die Maus mit Gift, und nur, die Bolschewiki aber taten das mit dem Kommunismus. Und der wirkte ganz ausgezeichnet auch gegen die Kulaken, die eigentlichen Zieselmausplantatoren.

Die Sekten wurzelten in den dünner besiedelten, allen asiatischen Wettern offenen Gegenden jenseits der Wolga. Der religiöse Kommunismus eines Mattern war im Katharinenstädtischen angekommen.

Hatten somit die nördlichen Bolschewiki das größere Gewicht bei dem fanatisierten Teil der Metallarbeiter, so die des Südens bei den Bauern und bei der Intelligenzija, nicht zuletzt bei den besonneneren Arbeitern. Tscheka und Militärführer rekrutierten sich aus den Katharinenstädtern, Verwaltungsbehörden, Schulobrigkeit, Wirtschaftskommissariate — aus Warenburg, Lauwe, Seelmann, Rufus, Dreispitz, Frank, Grimm, Morla. Aber im Norden wie im Süden lieferten immer nur ganz bestimmte Dörfer und dort immer nur ganz bestimmte Familien die Parteigewaltigen, jedoch keineswegs nur Arbeiterfamilien, sondern auch Familien der Intelligenzija und der Bauernschaft. Und wenn die Erklärung

hierfür auch in sozialen und charakterlichen Ursachen gefunden werden konnte, wichtiger war, daß alle diese Familien irgendwie mit dem Russentum zusammenhingen. Entweder hatten sie lange Zeit unter Russen gelebt, oder Eltern oder Kinder waren mit Russen befreundet und hatten mehr russische als wolgadeutsche Schulbildung erhalten. Für sie war auch die Verständigung mit den Bolschewiki, da sie russisch sprachen, leichter als für die volksverbunden gebliebene, in die Kolonien eingekapselt gewesene Bevölkerung, denn unsere Bolschewiki sprachen natürlich nicht deutsch, sondern russisch. Da aber von einer bolschewikischen Idee als Antrieb bei keinem der Parteigänger die Rede sein konnte, da den Antrieb bei den meisten stets nur ein mit russischem Nihilismus gepaarter dörflicher Haß, ein Dorfneid, bildete, konnte man immer wieder feststellen: Nicht eine Idee siegt hier, nicht eine Idee erfüllt die Machthaber, nicht eine Idee ist die Macht selbst, sondern nur die militärische, die kriegsbolschewikische Regierungsgewalt der Russen, verdolmetscht in wolgadeutsche Diktatur und Taktik, herrscht über uns. Von den 450 000 Wolgadeutschen mögen nicht mehr als 300 Bolschewiki gewesen sein.

Da konnte die parteilose Intelligenzija nichts anderes tun, als versuchen, das wolgadeutsche nationale Bewußtsein innerhalb der Sowjetautonomie durch die Pflege unserer Volkskultur zu stärken, wo und wie immer es möglich ist. Uns schwebte vor, einen nationalkulturellen Kern in dieser Autonomie nicht nur zu erhalten, sondern ihn auch für die wahre wolgadeutsche Selbstverwaltung zu entwickeln, die einmal kommen werde. Denn daß Rußland früher oder später vom Bolschewismus frei werden würde, das glaubten wir fest, und nur dieser Glaube hielt uns im Innern noch beisammen.

Vorerst aber galt es, russische Übergriffe abzuwehren, russische Einflüsse abzdämmen. Gelang dies, war schon vieles erreicht. Bis zu einer bestimmten Grenze würden „unsere Buwe“ uns Intelligenzija gewähren lassen, darüber bestanden keine Zweifel, und auf diesem Wege würde uns vielleicht noch mehr gelingen, wähen wir. Nun kam praktisch alles darauf an, dem Alltagsleben und dem Arbeitsbereich eines jeden die nationalkulturellen Chancen abzugewinnen, sie im großen politischen Spiel zur Geltung zu bringen, ohne uns in das Spiel selbst zu verstricken.

Dies Vorhaben jedoch war kein Programm. Wir hatten gar kein Programm. Und wenn hier von „uns“ die Rede geht, so ist damit auch keine verschworene Gruppe gemeint, schon gar nicht an

nur einem Ort. Vielmehr denke ich dabei an alle jene unserer „weißen Kragen“, vorderen Bauern, schweigsamen Arbeiter und bis zu unseren Volksmännern einschließlich, die keine Bolschewiki wurden, weil sie das Volkstum nicht für die Freundschaft mit den Lenin-Leuten hingeben konnten, die der Partei aus dem Wege gingen, aber aus jeder anderen Zwangslage eine Tugend machen mußten, um ihr Kolonistentum nicht ganz im Stich lassen zu müssen. Aber es waren der Handelnden so viele, ihr gutes Wollen war von ihren Standorten so abhängig, die Umgebung war so verschieden, daß ein erschöpfendes Gesamtbild nur viele Einzeldarstellungen aus jenen Jahren durch die Handelnden selbst ergeben könnten. Wir handelten getrennt voneinander. Aus diesem Grunde kann ich im weiteren denn auch nur für mein persönliches Erlebnis verantworten.

Keineswegs jeglichen Tag mußte auf Tod und Leben gekämpft werden. Die Zeit ist gelassen, und außer der Politik hat auch das Leben der Menschen seine Gesetze. Das war nicht nur eine Ursache von vielen, die den Bolschewismus Oberwasser gewinnen und behalten ließen. Denke ich zurück, scheint es mir, daß gerade dies eine, dies Leben, die Ur-Sache gewesen ist. Das Leben war stark genug, der Unterstrom war tragfähig genug, die bolschewistische Doktrin vorerst auf sich weiterzutragen, mit zu tragen. Ungeeignet hat sich Rußland den Bolschewismus nicht, auch heute noch nicht, nachdem die bolschewistische Schmierölschicht das Leben im Strom schon erstickt. Denn der Bolschewismus ist nur ein schmieriger Nebenfluß, wie die Oka ein Nebenfluß der Wolga ist. Den Oberlauf, das Quellengebiet der Wolga, das ursprüngliche Leben Rußlands aber kann er nicht durchseuchen. Einmal wird die Eisgangszeit im Quellgebiet Rußlands anbrechen und das Schmieröl des Nebenflusses in die Meere hinauschwemmen. — —

Inzwischen war es Herbst geworden. Viele Bauern brauchten damals schon Hilfe an Futter- und Nahrungsmitteln. Der Sommerkrieg hatte große Verheerungen hinterlassen. Was die Roten noch nicht genommen hatten, war den Weißen zugefallen. An wen sollten sich die Bauern nun halten, um Kleie, Stroh, Gerste, Kleidungsstücke oder sonst was zu bekommen? Der Winter war da. Die Schulen mußten wieder geöffnet werden.

Darauf ließen die wolgadeutschen Bolschewiki einen ersten Bauernkongreß nach Balzer zusammenkommen . . .

Auf ihm waren außer den ganz reichen so ziemlich alle Höfe durch Wahlmänner vertreten. Die Dörfer der ganzen Bergseite

saßen über sich zu Räte! Das war noch nicht dagewesen. Die Delegierten folgten den Reden der Sowjetleute mit großer Aufmerksamkeit. Sie beteiligten sich gern auch an den Erörterungen, denn nicht so sehr die „hohe Bolidik“ stand auf der Tagesordnung, als die Ackerrei, die Viehhaltung, die Saatfrage, die ganze Schulsache. Es mußte so vieles geregelt, neu geregelt werden. Die Bauern äußerten ihre Wünsche, die Regierung versprach, alles aus besten Kräften zu tun. Unter den Kommissaren befanden sich altangesehene Agronomen, Kolonisten. Denen vertrauten sich die Bauern an. Eine wahre Menschlichkeit schien um sich zu greifen.

Die Roten aber kamen mit ihrem Trumpf zuletzt heraus.

Eine neue Sowjetregierung muß gewählt werden für den Bezirk der Bergseite, ein neues Vollzugskomitee der Bauern, Arbeiter und Rotarmisten.

Wählen? Ei, warum nicht auch wieder mal wählen!

Die Sache trug sich dann aber so zu:

Auf der Bühne das Parteikomitee mit dem Tschelachef Schaufler als Kongreßleiter. Türen und Hostore von Tschelaleuten und Rotarmisten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht.

Der Tschelachef teilt mit, daß Partei und Regierung beschlossen hätten, künftig, um den Forderungen des Volkes besser willfahren zu können, auch bessergestellte Bauern zur Mitarbeit an den örtlichen Regierungssachen heranzuziehen, nicht mehr nur Armutsbauern. Und auch von der parteilosen Intelligenzija sollen etliche mehr in die Regierung berufen werden, sofern sie das Vertrauen der Bauern haben.

Den Kolonisten konnte eine größere Unbetrachtung ihrer Interessen nur willkommen sein. Zwar von den „weißen Kragen“ hielten sie nicht sehr viel, sofern deren „Wissenschaft“ die Bauernnöte nicht unmittelbar betraf, aber sie standen ihnen doch näher als „unserne Buwe“, die Roten, konnten in der Regierung gewiß auch manche Strenge mildern, dachten sie. Erst gar, daß die Kolonisten künftig in ihren eigenen Sachen mehr dreinreden dürften, schien ein rechter Gewinn zu werden.

Sie durften aber nicht wählen, wen sie selber ausersehen hatten.

Schaufler las eine große Liste von Namen vor, Bolschewiki, Bauern, Intelligenzija, Arbeiter, und fragte gleich hinterdrein:

„Einverstanden?“

Die Bauern schwiegen.

„Nun?“ fragte Schaufler.

Aus dem Saal ertönten Stimmen:

„Aber man müßte doch wenigstens jede Kandidatur einzeln berede könne. Net alle uff aamol!“

Schaufler billigte es zu.

Die Kandidaten wurden der Reihe nach aufgerufen. Die Bauern guckten sie sich an, tuschelten etwas.

Dann sagte Schaufler:

„Wer dagegen ist, hebt die Hand!“

Da hätte einer nur mal die Hand heben sollen! Kriegszustand herrschte. Die Bergseite zählte immer noch zum Frontgebiet.

Auf einmal höre ich den Schaufler vorlesen:

„Dann ist da noch der Löbsack, ein Parteiloser, den kennt ihr ja, der soll auch in die Regierung.“

Mich überlief es kalt. Den Parteilosen war nicht gesagt worden, daß sie auf der Liste stehen. Jetzt klang die „Kandidatur“ wie ein Todesurteil.

Ich meldete mich zum Wort.

„Landsleute“, wandte ich mich an die Bauern, „nehmt an meiner Stelle einen anderen, einen aus eurer Mitte! Ich habe in der Volksverwaltung keine Erfahrung.“

„Verlassen Sie den Saal!“ fuhr Schaufler mich an.

Ich ging hinaus. Nach einigen Minuten rief mich ein Rotarmist in den Saal zurück.

„Gewählt“, stellte Schaufler, sachlich bis an den Hals, fest, und: „Einstimmig gewählt!“ fügte er hämisch hinzu.

So erging es allen auf der Liste, die zu mußsen wagten.

Unter den Bauern befand sich auch mein Onkel Johannes Löbsack aus Frank.

Nachher reichte er mir die Hand und sagte, wie ein Jäger pfiffig lächelnd:

„Wenn das Wölfe wären!“

Onkel Johannes weilt nicht mehr unter den Lebenden, seine Ermunterung brauche ich nicht zu verschweigen. Er war ein tapferer Wolfsjäger. Mußten aus dem Franker Wald Wölfe hinausgeschossen werden, war er immer vorne dabei. Ein guter Landwirt ist er vielleicht nicht gewesen. Aber in der Dorfsöffentlichkeit galt er als ein kluger und belesener Ratgeber. Lange Jahre war er vor dem Krieg ein Vertreter des Norddeutschen Lloyd-Mißlers in Bremen gewesen. Nicht nur um des Verdienstes an der Auswanderung wegen, sondern: es wanderten viele Militärpflichtige aus, und denen besorgte Onkel Johannes die „richtigen Papiere“. Ohnedies hatten die Kolonisten schon zuviel Soldaten in Rußland

herumstehen. Onkel Johannes war auch in der Welt herumgekommen. Im Dorforchester blies er das Horn, „ganz großartig!“ staunten die Leute. Später dann wählten ihn die Frankler Bauern zum Schulmann in den Dorfsowjet. Und als er beerdigt wurde, gab ihm das Dorf gemeinsam mit den Bolschewiki das Geleit.

In Balzer damals redete er mir zu, tapfer zu sein. Kein Nikolai, kein Wilhelm und kein Denikin helfe uns noch. Wir mußten auf dem Platz bleiben. Das Leben sei nun mal so an der Wolga.

Das Weinen war mir nahe. Machtlos war man.

„Aber ein Bolschewik werde ich nicht!“ trockte ich.

„Daß weiß ich, mein Junge“, lächelte er nachdenklich, „den deutschländischen Schußschein für Frank vergessen wir dir nicht. Der Rosenstrauch hat dies Jahr wieder schön geblüht.“

Dann gab er mir einige Würste von daheim, Speck und Brot. Die Intelligenzija hatte schon nur noch wenig zu essen. Wir blickten uns wie Freunde an, die in den Krieg ziehen, der eine dahin, der andere dorthin.

Wir sahen uns nicht wieder.

Mit „Wahlen“ solcher Art gelang unseren Autonomiebolschewiki ein schlaues Manöver. Zwischen sich und die Bauern stellten sie Intelligenzija von Amts wegen. Das praktizierten auch die Russen so, denn zu jener Zeit begann im Sowjetbereich überall der „Feldzug zur Eroberung der Intelligenzija“. Mit Schläue und Tscheka, mit halben Zugeständnissen und Peitschungen, mit Freundlichkeiten und „An-die-Wand“-Drohungen versuchte man, sie gefügig zu machen. Es war das ein ähnliches unfreiwilliges Zugeständnis an den Klassenfeind, wie die Erlaubnis zur Aufstellung von Nationalitäten-Armeen, den späteren „Territorialtruppen“, die der Kreml nur deshalb zuließ, damit die Völkerschaften ihre Wehrkraft, die sie ungefragt organisierten, nicht gegen ihn und sein Regime richten können. Ein Völkerlegen, wie das Bauernlegen.

Die Intelligenzija sollte die Pufferschicht bilden zwischen Bolschewismus und Antibolschewismus. Möge sie nun Farbe bekennen! dachten die Roten, sich selber nun um so mehr auf der Hut vor der Konterrevolution haltend. Die Roten wußten, daß sie ein gefährliches Spiel treiben. Aber wo sollten sie Kulturkräfte hernehmen? —

Gewiß, die Intelligenzija hatte nichts, was dem materialistischen Klassenkampf an besseren Parolen und Ideen entgegenzustellen gewesen wäre, erst recht hatte sie kein politisches Programm,

die volkliche Selbstverwaltung ausgenommen. Aber auch diese Selbstverwaltungsidee war erst nur ein Umriss, ein Anfang, noch keine Gestalt, kein Wissen um den Weg dahin. So weit waren wir Steppendeutschen noch nicht gekommen gewesen, als der Bolschewismus hereinbrach. Selbstverwaltung war uns zunächst nur Abgrenzung gegen russische und kirgisische oder sonstwelche Übergriffe, noch nicht eine organisch-politische, eine innere Volksordnung, so durchdacht, daß sie uns Intelligenzija jetzt einen festen Boden hätte darstellen können. Das war die Tragik.

Jedoch, die Intelligenzija hatte ein Menschenideal, das Ideal von dem Zukunftsmenschen, der nicht durch soziale Kriege, sondern durch Aufklärung und Selbsterziehung, durch völlige innere Erneuerung seine eigenen Gegensätze und, von da aus, auch die politischen, religiösen, nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Konflikte überwindet, das Ideal von einem Menschen, der seinen Mitmenschen, wenn der kein Mordbrenner und Volkszerstörer ist, nicht erschlägt, weil der anders redet und tut, sondern der durch das eigene Leben ein neues Leben, eine neue Menschheit heranzieht. Wenn das jedermann täte, wäre bald alles gut, dachten wir. In uns schmerzten alle Seelenkämpfe Dostojewskis und seiner Gestalten, wir hatten noch in den empfänglichsten Jugendjahren Tolstoj für seine Lebenslehre sterben gesehen, uns verursachten die armseligen Menschen Tschechows mehr Pein, als uns Revolutionäre aller Arten begeistern konnten. Wir gehörten nicht zu denen, für die Zerstörung Voraussetzung eines neuen Aufbaues war, aber auch nicht zu den Melancholikern und Verzichtern oder Tolstojanern, so sehr wir Tolstoj auch verehrten. Dreinhauen hätten wir schon gekonnt, wenn es um ein Böses, dem man sich zu widersetzen hat, gegangen wäre. Was uns beseelte, war die tätige Überwindung, nicht kriegerische oder klassenkämpferische Niederschlagung „alles Übels“, war die gute Tat vom Menschen her, war Aufbau als Ausbau des Guten, war Auslösung des Gerechtigkeitsempfindens allüberall. Wir glaubten oder hatten geglaubt an eine neue Renaissance.

Die Grundlage dessen war uns keine individuelle Mühseligkeit und kein irres und wirres Nur-Suchen. Wir glaubten fest an den Menschen als an dasjenige Lebewesen, durch das der ethische Sinn der ganzen Schöpfung zur Auslösung gebracht werden solle und könne. Durch den Menschen nur sei die Schöpfung auch sittlich zu vollenden. Wir glaubten an eine in der Schöpfung, in der Natur und im Menschen, beschlossene ethische Gestaltungskraft aus dem

Überirdischen, als an ein der Schöpfung integrales höchstes, erhabenstes Naturgesetz. Und wir wollten glauben, daß dieses Schöpfungsgesetz, ausgelöst durch den Willen des Menschen und ausgestaltet zur Gesellschaftsordnung, irgendwann einmal alle Völker- und Staatspolitik durchdringen und so über sie herrschen werde. Aber wir zweifelten daran, daß dieses hohe Menschenwerk mittels der Kirchen vollbracht werden könne, und auch in den Staatspraktiken sahen wir kein Mittel hierzu.

„Wir sind jetzt weniger zu glauben, mehr zu suchen geneigt“, hatte vier Jahre zuvor mein Kamerad Emanuel Birk auf eines unserer Soldatenbilder resigniert geschrieben, „der heutige Mensch mißtraut seinem eigenen Denken. Um sich herum und zeitweise in sich selbst sah er den Zusammenbruch einer solchen Vielheit von Ideen, daß er auf gar keine Idee mehr mit vollem und ausschließlichem Vertrauen zu bauen wagt. Doch stets wird der Mensch derselbe bleiben. Immer wieder wird man ihn mit Ideen leicht entzünden und fortreißen können. Aber da ihm die religiöse Gläubigkeit zu wenig Glaubensgedanke sein kann, wird er sich mehr und mehr zuerst den moralischen, dann den sozialen Ideen zuwenden, die dann alle anderen Ideen entwerten werden, einschließlich der Moral . . .“

Die soziale Idee somit war die Rettung — oder der Untergang.

Birk und ich waren in der Erforschung dieses Weges noch nicht weitergekommen — da warf der Bolschewismus die soziale Frage mit einer tierischen Triebkraft auf. Wir aber standen immer noch bei dem Menschen und seiner tausendjährigen Wiedergeburt, hielten auch unterm Bolschewismus — und gegen ihn — immer noch fest an dem Glauben an diese Wiedergeburt als die ethische Vollendung der Natur. Eine soziale Revolution verneinte unser kolonistischer Jugendsinn angesichts der bolschewistischen aus dem natürlichen Empfinden heraus, daß es nichts nütze, ein Haus niederzureißen und ein neues aufzurichten, ohne vorher seine Bewohner umzuerziehen, die schon das alte Haus durch Klassenhaß und Kirchenkriege zuschanden gerichtet hatten. Es nütze auch nichts, die einen Menschen hinaus- und die anderen hineinzutreiben in die Ruinen — Rußlands.

Dies aber tat der Bolschewismus. Er zerstörte dazu mit dem Haus auch Religion und Ethik. Darum wollten wir Intelligenzija nun, die einen mehr, die anderen weniger bewußt, unser Volkstum aus dem Boden eines neuen Menschentums heraus, selbst in der

bolschewikischen Ruine Rußlands, nähren und kräftigen, seine Lebenskultur verbessern, und wußten doch nicht, wie es zu beginnen wäre.

Die Weltgeschichte war uns als ethische Erfahrungssumme erschienen, jetzt aber zerfiel die Weltgeschichte.

Nur der Mensch und das wolgadeutsche Volkstum blieben uns zurück.

*

Diese Chronik berichtete vom Kampf um Ehre und Brotrecht, Heimat und Volkstum nur der Wolgasiedler. Und sie ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einem nun schon über zwanzig Jahre ununterbrochen währenden Lebenskrieg gegen Vernichtung und Untergang, dazu ein Ausschnitt, gesehen nur von zwei Augen, erlebt nur von einem Herzen, geschildert nur von einer Hand. Unserer aber sind Hunderttausende und Millionen.

Das ist es.

Den gleichen Kampf kämpfen die Deutschen am Schwarzen Meer, in der Krim, im Kaukasus, in Sibirien, Turkestan, in der Nähe Moskaus und der Stadt des Großen Peter, in der Tundra, in vielen Städten Rußlands. Form und Einzelheiten dieses Kampfes sind verschieden. Die Gemeinsamkeit aber liegt im Volkstum. Es ist ein deutscher Volkskampf in Eurasien.

Die Selbsterhaltung in Kriegen und Revolutionen, Hungersnöten und Verfolgungen war und ist der Schicksalsinn des gesamten Rußlanddeutschtums, ein Sinn, schier vernichtet durch den heftigsten aller Schmerzen der Volksseele, den Kriegsdienstzwang gegen Deutschland. Ein Bluten, ein Verbluten schon im eigenen Schicksal gleichwie in den Schicksalen Rußlands und Deutschlands seit 1914.

Dies Ungeheuerliche der Selbsterhaltung muß ausgesprochen werden angesichts mancher Vorwürfe, die Steppendeutschen Rußlands seien ganz allein schuld an ihrer Tragödie, sie hätten beizeiten auswandern sollen!

Oh, die Gefßhaftigkeit! Oh, das Wandern!

Niemals ist das deutsche Volkswandern ein leichtes Hin und Her gewesen, niemals auch ist es allein auf den Pfaden des Brotsuchens geschehen, nein, nein! Das Volkswandern ist zugleich ein großer Glaubensweg der Seelen gewesen, vielleicht eine manchmal übereilte Glücksfahrt der Sehnsüchte, aber meist doch eine

Wanderschaft einzelner und ganzer Gruppen im unausgesprochenen Auftrag des gesamten Volkes, dessen Heimat je und je zu klein war, ein Wandern mit dem starken Willen, sich selbst und dem gesamten Volk zur alten Heimat eine neue zu richten. Aus dem Schoß dann fremder Erden haben die Auswanderer mit eigener Hand den Schatz einer urweltlichen Schenkung an den Menschen, Heimat genannt, gehoben — und wer einen Schatz hebt, hat der nicht ein Anrecht, ja, ein Vorrecht auf diesen Schatz Heimat? Kann er ihn leicht hingeben? Kann er ihn liegen lassen zu jeder Zeit, und drohe die größte Gefahr? Nein, nein! Denn was den Körper nährt, ist auch der Seele Leben, und was Seele und Geist ersinnen, ist auch das Werk und die Ernte der Arbeitsfaust. Es ist alles in allem ein schöpferisches Für- und Uneinander zugleich des Körpers und des Geistes, des Volksblutes und Volkswillens nicht nur derer, die auswandern, nein, nein!, sondern auch derer, die daheim blieben, die in der alten Heimat sesshaft blieben, denn es ist ein einiger Volkswille, ein frischer neuer Kreislauf deutschen Volksblutes und — Heimaterschaffens. Und auch des Volkes großes, erhabenes Wissen sollte es sein!

Es ist ein Herrliches um das Wissen von der Volksverbundenheit über die wolgaer, pontischen, kaukasischen und alle anderen Steppengrenzen hinweg; hätten wir an der Wolga nicht gewußt, daß mit uns im gleichen Kampf um deutsches Volkstum die Brüder am Schwarzen Meer, allüberall in Rußland, ja, in der ganzen Welt stehen, es hätte uns an Kraft gebrochen. Und umgekehrt — die Schwarzmeerdeutschen und die Brüder im Sibirischen, überall, sie wußten, auch die Wolgaer streiten mit ihnen gemeinsam um ihr Heimatrecht.

Und es ist ein Herrliches auch um das Wissen von der Volksverbundenheit über die Gitter des Bolschewismus hinweg — und über die Weltmeere hin. In Nord- und Südamerika leben wohl nicht weniger Rußlanddeutsche, als in Bolschewikien — gelebt haben, solange noch nicht der Untergang angebrochen war. Und die über den Ozeanen und die in Bolschewikien sind immer und überall Verwandte aus der Familie heraus oder Freunde aus den gleichen Dörfern und Steppenländern. Sie sind eine einzige und einige Familie — wohl an die drei Millionen Menschen groß. Und so sind sie eine wahre Volksfamilie. Daraus kommt ihnen die Lebenskraft. Ihr Gral ist ihr Volkstum.

Unsere Väter, will ich sagen, unsere Eltern, die dem russischen Kriegsdienstzwang nicht schon vor dem Weltkrieg durch Heimat-

flucht ausgewichen sind, sahen den Krieg mit Deutschland ebenso wenig voraus, wie ein Mensch selbst in Krankheitstagen nicht voraussehen kann, wie nahe oder fern seine Todesstunde ist. Und unsere Steppenbauern, die 1917 beschlossen, im Lande zu bleiben, auf ihrem Volksland, auf ihrem Heimatboden, sie sahen den Bolschewismus und die Zerstörung ebenfalls nicht voraus. Doch nicht nur darum blieben sie im Lande, weil sie auf Rußlands bessere Zukunft bauten. Sondern: der von ihnen gehobene Schatz der Steppenheimat gehörte ihnen, und eine Heimat im Besitz behalten, sie verteidigen zu können, dies ist der Röstlichkeiten eine, um die zu leben und zu sterben sich wohl verlohnt.

Nur eine Gewalt konnte unsere Bauern vertreiben: die Erde selbst. Verschließt sie ihren Schoß dem Adersmann für immer, dann freilich muß er weichen. Und der Sinn des Spruches des heimattreuen Steppenvolkstums 1917 war:

„Wann es Zeit ist zu wandern, bestimmt allein die Heimat!“

Und es soll darum diese Chronik auch dieses bezeugen: der rußlanddeutsche Kolonist wich keinem Krieg und keiner Revolution. Erst dann verließ er den Hof, als die Erde ihn verlassen hatte — und als sein Volkstum vor dem Grab stand. Will aber dennoch einer von Schuld sprechen, wohlan: Es war und ist eine größere Schuld als nur eine steppendeutsche, als nur unsere. Es ist unsere und eure Schuld, es ist unseres gemeinsamen Volksschicksals Schuld, es ist Rußlands und Deutschlands Schuld. Eine Heimat-schuld ist es, oh, wie groß, oh, wie schwer!

Ist nicht unser aller Gral das Volkstum?

Sie erbebt leise im Licht der aufgehenden Sonne, heißt es von einer Pyramide.

Menschen sprechen vom Gleichklang ihrer Seelen.

Hundert Millionen Deutsche sind über die Staatsgrenzen hinweg durch ihr Volksblut und Volkstum miteinander verbunden.

In jedem von ihnen lebt die deutsche Volksseele.

Im Feuerschein des Großen Krieges erbehte die deutsche Weltseele. Was mit ihr nicht im Gleichklang schwebte, bröckelte ab. Der Kern aber und alle Teilchen des großen Gleichklanges fernhin hielten um so fester zueinander.

Die deutsche Volksseele in der Welt hier und dort und überall erwachte zu dem Bewußtsein ihres Gleichklanges allüberall.

Nach Jahrhunderten der Zerstäubung eine erste Zusammenfügung im deutschen Volks- und Weltchicksal.

Das Gewissen der deutschen Weltseele, das Volksgewissen,

reicht über die Erdteile und Meere. Es ist der Anfang und das Ende.

— — — — —

Dem Chronisten ist es nicht gegeben, Literatur im nur schöngeistigen Sinne des Wortes zu schreiben. Nur erzählen wollte er, wie es war, und auch niederschreiben, was und wie das Volk erzählt hat. Von des Volkes Poesie her kam ihm Kraft in den Zeiten der Prüfung, als alle Festen zu zerbrechen drohten.

„Hinhören und aufschreiben, was das Volk dichtet und musiziert!“ geboten uns Jungen unsere Volksmänner, als der große Krieg begann. Und an des Volkes Poesie dann war die Unterscheidung möglich, welches der gerade Weg ist, welchen Weg das Volk geht, welchen die Menge, das Volksgemenge nur, geht.

Volkstum schafft Poesie, Menge ahmt nur nach. Volkstum schenkt seine Poesie mehr dem Lebensernst, als der Narretei. Volksgemenge handelt umgekehrt. Volkstum ist auch im Geistigen seßhaft und treu, Volksgemenge nur für Vorteile.

Die „Literatur“ des steppendeutschen Rußlandvolkes ist nichts weiter, als das Geheimnis der Festigkeit im volklichen Alleinsein fern vom Muttervolk. Ihre Ästhetik ist das Gestalten aus der inneren Kraft im ersten Wort des Volkes, das zu sprechen anfängt. Wie vielleicht der erste Mensch zu dem Bewußtsein seiner selbst kam, als er den Schlag seines Herzens zum erstenmal vernahm, so gelangt das Volk zum Bewußtsein seiner selbst in dem Augenblick, wo Blut und Seele das Besingen und Erzählen aller Brüder und Schwestern Freude oder Leid anfangen. Und so haben wir Steppendeutschen lediglich die Melodie und die Dichtung im Volksmund schon. Unsere Literatur steht erst noch ganz im verblätterten Buch des Volkslebens. Wir haben noch keine Kunstform. Nur Chronik und Holzschnitt sind vorhanden. Aber durch sein Singen und Dichten ist das steppendeutsche Volkstum im Urquell des Volksgewissens erwacht, sehend geworden, hörend geworden. Es bespricht seine Kraft mit sich selbst, es unterhält sich mit sich selbst. Und das ist für die Ästhetik der Erhaltung und Selbstgestaltung eines verstreuten Volkstums viel. Es ist alles.

Denn das Volk mißt die Kunst seines Erzählens nicht an der Formschönheit, sondern an der Wahrhaftigkeit — und nach der Kraft in sich, die es befähigt, sein Volkstum aus dem Primären herauszuheben und faßbar in der geistigen Gestalt zu machen. Das ist im Alleinsein schon ein großes Werk, wenn auch nur in kleinen Fabeln und Liedern, Sagen und Melodien, Reimen und Knüttel-

versen. Ja, wäre unser Kolonist nur auf seine Gebildeten, seine Schöngeistigen angewiesen, hätten ihm nicht auch seine Volksmänner treu zur Seite gestanden, er wäre verkommen — in der Ratlosigkeit seines Schicksals.

Niemals doch würde die Schöngeistigkeit so sprechen:

Trauben wachsen hinter Zäun',
Hukeln auf den hohen Bäum'.
Äpfel, Feigen, die sind rot —
hilf uns, Gott, aus aller Not!

Das Steppenvolk aber dichtete so, um sich den Heimatkummer vom Herzen zu nehmen. Ein Reiselied ist es, entstanden im vorigen Jahrhundert, als Landnot und Militärdienstzwang viele, viele reiselustig machten — nach Südamerika. Und sie malten sich aus:

Wenn wir von dem Schiff absteigen,
ziehen wir in Gottes Namen.
Wenn wir auf dem Wagen fahren,
werden wir wilde Schwein' gewahren.

Nicht anders wußte das Volk seinem Herzeleid um die Heimatsuche Wort und Klang zu geben:

Hier, in Rußland ist nicht zu leben,
weil wir müssen Soldaten geben.
Und als Ratnik (Landwehrmann) müssen wir stehn.
Drum wollen wir aus Rußland gehn.

Die Schöngeistigkeit würde das Volk allein gelassen haben. Und darum, weil es selbst zu sprechen angefangen hatte, sang es:

Das Manifest der Kaiserin,
es dachte nach den Deutschen hin:
Sie sollten pflanzen Brot und Wein
und sollten auch Kolonisten sein.

Wir verließen unser Vaterland
und zogen in das Russenland.
Die Russen waren uns sehr beneidt.
Und weil wir waren so lang befreit,

so brachten sie's dahin mit List,
daß wir nicht mehr sollten sein Kolonist.
Ei, keine Kolonisten sind wir mehr
und müssen tragen das Gewehr.

Ja, was doch durch den Meid geschieht!
Man hat das Manifest vernicht'!
Wir stammen aus dem Deutschen Reich —
und jetzt sind wir den Russen gleich!

Auf den Volkston lauschte ich da, wo diese Chronik zu einer dichtenden Vervollständigung drängte. Wir alle tragen Bangigkeit im Herzen: Was nun, wenn der Bolschewismus auch den Quell, das Geheimnis der geistigen Selbsterhaltung und Selbstgestaltung im Ursprung, im ersten Klang und Wort, völlig verschüttet?!

Wir wollen erhalten, was und wie unser Volksmund spricht und singt. Denn überall in Rußland war jedwedes Volkstum dem Bolschewismus vom ersten Tage an feind. Das wird immer so bleiben. Nur in der Menge, im Volksgemenge fand er Widerhall. Was die Völker Rußlands an Menge ausgeschieden hatten, das allein hingte sich an den Bolschewismus.

Auch aus dem großrussischen Volkstum kam der Bolschewismus nicht, sondern nur aus dessen Schlamm, aus dessen Abgängen, zu denen auch das Lumpenproletariat gehörte, nicht das eigentliche Arbeitertum selbst. Auch aus den Abgängen nur der Intellektualität, nicht aus der Intelligenzija Rußlands, kam der Bolschewismus. Mit ihrer, dieser aller Abgänge Hilfe nur usurpierten die Bolschewiki auch das hehrste russische Begehren, das sozialethische Erlösungsbegehren, das stärker war als der zarische Staatsbau und das auch stärker als der Bolschewismus sein wird.

Immer noch baut die Schöpfung mehr auf, als Dummheit zerstört.

Erika Müller-Hennig Die Wolga-Kinder auf der Heimfahrt

Didi und die beiden Kleinen waren noch nie mit der Eisenbahn gefahren — nur immer mit Pferden oder im Auto — und Eberhard und Traut und Michael, die schon in Deutschland gewesen waren, kannten nur die Erste-Klasse-Wagen. Ja, da war es hier allerdings anders. Da war in einfache Güterwagen eine Menge Stroh hineingeworfen worden — das waren nun die Wagen für die deutschen Gefangenen. Natürlich, man war ja froh, daß die Russen einen überhaupt nun endlich hinausließen — aber es war wirklich

kaum durchzufinden vor lauter Menschen und Kisten und Körben. Denn in den vier Jahren hatten die Ostpreußen, die damals ohne irgend etwas nach Rußland kamen, sich ja schon wieder eine Menge angeschafft.

Allmählich kam dann etwas Ordnung in die Sache. Ein paar Männer spannten ein großes Tuch quer durch den Wagen, damit es für die Nacht eine Männerseite und eine Frauenseite gäbe, und jeder suchte sich mit seinen Sachen ein Plätzchen. Mitten im Wagen aber lagen zusammengekrümmt wie Kollmöpfe Eberhard und seine fünf Geschwister — sie waren so müde, daß sie sofort eingeschlafen waren, und niemand weckte sie. So kam es, daß man schon ziemlich weit von Saratow entfernt war, als sie einer nach dem anderen aufwachten, mit schmerzendem Kopf und steifen Beinen und Armen — und überhaupt nicht wußten, wo sie eigentlich waren. Nun wurden sie zunächst ausgefragt. Wer sie seien und ob sie wirklich ganz allein reisten und so weiter — schließlich hielt Didi sich ganz verzweifelt die Ohren zu, und da ließ man sie dann in Ruhe. Natürlich gab es nirgends mehr einen vernünftigen Platz, wenigstens hier auf der Frauenseite nicht. Drüben war es viel leerer — es waren ja nur wenige Männer unter den Ostpreußengefangenen gewesen. So suchte denn Eberhard hier einen Platz in der Ecke, und Traut und Didi, die nicht allein drüben bleiben wollten, trotzdem sie ja Mädchen waren, kamen auch herüber. Den Männern schien das recht zu sein. Sie kümmerten sich nicht viel um die Kinder, sondern standen an der weit offenen Schiebetür und sangen und piffen vor Freude vor sich hin. Natürlich, sie fuhren ja nach Hause, und sie hatten auch keine Eltern, die hier bei den Bolschewiken zurückblieben. Ganz vereinsamt kamen sich die Kinder unter all diesen vergnügten Menschen vor. Sie krochen alle dicht aneinander und versuchten wieder zu schlafen.

Aber immer wieder schreckte einer von ihnen hoch — es gab ja so viel zu bedenken! „Du, Traut, wo ist denn der Schmutz?“ — „Hier im Tuch.“ — „Ich glaube, da kann er nicht bleiben, es ist gut möglich, daß die Bolschewiken ihn uns wegnehmen, ehe sie uns über die Grenze lassen. Und es fällt auch auf, Ostpreußengefangene haben doch keine solchen Sachen.“ Dann steckten alle sechs ihre Köpfe zu sammen und flüsterten miteinander — es ist schrecklich unhöflich, in Gesellschaft von anderen Menschen zu flüstern, aber was soll man machen, wenn man in einem Eisenbahnwagen voller Leute steckt, die nicht hören sollen, was man sich zu sagen hat? Man kann da ja leider nicht ins Nebenzimmer gehen. — Dann

wurden Didis beiden Puppen ganz heimlich die Perücken vom Kopf genommen — „Kopfoperationen sind so ungefähr das Schwierigste, was es gibt, noch dazu unter diesen miserablen hygienischen Verhältnissen“, sagte Traut dabei — und die größten und schönsten Schmuckstücke dort hineingesteckt, anstatt der Holzwolle, die man aus den hohlen Köpfen holte. Wenn man etwas zum Zukleben gehabt hätte! Ein schmutziges Taschentuch von Wolf — es war wohl überhaupt das einzige, das sie in der Eile mitgenommen hatten — wurde zerrissen und den beiden Puppen Kopftücher daraus gemacht. Nachher wollte Traut dann sehen, ob sie vielleicht den Spirituslöcher von der dicken Frau drüben borgen und einen Mehlpamps kochen konnte. Sie hatte einmal gehört, daß man auch damit kochen konnte, und Mehl und Eier und Butter hatte ihnen der Geschäftsführer ja noch in aller Eile herangeholt, damit sie unterwegs nicht ganz verhungerten. — Was sonst noch an Ringen und Armbändern da war, steckte Traut sich und den Geschwistern zwischen das Fell und den Überzug ihrer Pelze, jedem ein wenig, das war doch sicherer. Sie bohrte ein Loch mit ihren Fingern hinein, und nun fühlte man dauernd etwas drücken und klirren. Nun, das ging natürlich auch nicht auf die Dauer, sie mußte sehen, ob sie irgendwo Nadel und Faden herbekommen konnte, um die Sachen dann festzunähen.

Ach, es fehlte so vieles, woran sie früher nie gedacht hätten! Schrecklichen Durst hatten sie alle sechs, aber als der Zug endlich einmal anhielt und alles hinausstürzte, um sich Wasser zu holen, da hatten sie ja nicht einmal einen Becher. Und die Tüte, in der das Mehl war, bekam ein Loch — Eberhard hatte sich halb schlafend darauf gewälzt — und Didi jammerte, daß niemand an einen Ramm gedacht hatte und sie ihre Zöpfe einfach nicht mehr entwirren konnte. — Nein, ein Vergnügen war es bestimmt nicht, hier mitten unter fremden Menschen zu sitzen und sich so durchschütteln zu lassen, daß man jeden Augenblick Angst hatte, seekrank zu werden.

Der Wagen hatte keine Fenster, nur Luken, an die man gar nicht herankonnte. War die Tür offen, so wehte ein eisiger Wind herein, und alle saßen blaugefroren da — aber wenn man sie zumachte, wie von der Frauenseite her verlangt wurde, dann war es auch nur ein bißchen wärmer, aber dafür wurde die Luft bald so stichig von den vielen Menschen und den Pfeifen der Männer und den verschiedenen Essensgerüchen, daß es erst recht nicht auszuhalten war. — Das meiste Stroh hatten die Frauen gleich zu sich hinübergeholt

— viele von ihnen hatten ja kleine Kinder, die nicht frieren sollten.
— Für die sechs blieb nicht besonders viel, denn sie hatten ja geschlafen, als jeder sich seinen Teil sicherte. Jetzt saßen sie da, und Traut und Eberhard rieben den Kleinen die Füße. Sie waren ja noch von dem Weg nach Saratow ganz naß, und nun fing es schon wieder an, dunkel zu werden.

Jemand hatte eine Petroleumlampe, die wurde oben angebracht und schwanke und schaukelte hin und her. Einer der Männer stand dauernd daneben und paßte auf, daß sie nicht plötzlich von da oben hinunterschloß ins Stroh — das wäre eine böse Sache gewesen. Aber irgend etwas sehen mußte man doch. So ließ man sie denn hängen und seltsame, verzerrte Schatten auf die Wände des Wagens werfen.

Wieder eine Station: man merkte es schon eine Weile vorher daran, daß der Zug langsam fuhr und dann plötzlich lautes Geschrei von draußen hereintönte. Der Zug hielt noch gar nicht ganz, da wurden die Türen schon von draußen aufgerissen. Menschen versuchten in den Wagen zu klettern, sie schrien und baten, sie doch mitzunehmen nach Deutschland. Aber es standen bolschewistische Soldaten daneben, die sie mit Gewalt zurückzudrängen versuchten und in den Wagen hineinriefen, man sollte augenblicklich die Tür zumachen, sonst würde geschossen. Es sei streng verboten, irgendeinen russischen Staatsangehörigen in den Zug zu lassen. Da stellten sich denn die Ostpreußen hin und versuchten, die Tür wieder zuzuziehen und die armen Menschen hinauszuschieben, die sich an die Tür klammerten und baten und bettelten, doch mitgenommen zu werden.

Sie sprachen nur russisch, wenigstens die meisten von ihnen, das verstanden die Ostpreußen kaum — und wenn sie es auch verstanden hätten, sie konnten ja nichts machen. Sie riefen nur immer wieder hinaus, man sollte doch vernünftig sein und machen, daß man fortkäme — „sonst schießen sie doch alles zusammen! Und über die Grenze läßt man euch ja doch nicht!“, aber die Menschen dort draußen hatten wohl schon zu lange gewartet und gehofft, sie konnten einfach nicht mehr vernünftig sein, sie drängten immer wieder nach vorn und versuchten, in den Wagen zu klettern. Wenn doch dieser dumme Zug erst gar nicht gehalten hätte! Aber die Lokomotive brauchte wohl Feuerung — und nun mußte man hier stehen und warten und das Schreien und Weinen von draußen hören, ohne den Menschen helfen zu können.

Zuerst hatten die Kinder das versucht: sie bettelten, doch die Tür

aufzumachen, und Didi warf sich sogar von hinten auf einen der ostpreußischen Männer und versuchte, ihn zurückzuziehen. „Aber ihr könnt doch die Menschen nicht bei den Bolschewiken lassen!“ schrie sie; aber natürlich hörte niemand auf sie, und Traut sah als erste ein, daß es wirklich keinen Zweck haben würde, die Leute hier hereinzulassen — die Bolschewiken hatten doch Gewehre und würden sie bestimmt alle erschießen und die Ostpreußen noch dazu. Ja, das konnte man wohl einsehen — aber wenn man daran dachte, daß es vielleicht auch Vater und Mutter einmal so gehen könnte, wenn sie versuchten, nach Deutschland zu kommen — dann konnte man sich nicht an die Wand drücken und sich Augen und Ohren zuhalten, wie man zuerst wollte — dann stand man da und schob und drückte von hinten gegen die Menschenmauer — vielleicht fand sich irgendwo doch ein kleiner Durchschlupf für jemand von denen da draußen. — Aber natürlich nützte es gar nichts, die Ostpreußen schimpften nur auf die dummen Kinder, und dann ging der Zug endlich los, und nicht einer aus der Menschenmenge war hereingekommen, wenigstens nicht in diesen Wagen.

Aber nachdem man eine Weile durch die Nacht gefahren war und alle gerade anfangen, ein wenig einzuschlafen, hörte man plötzlich ein seltsames Krachen — ja, da splitterte das Dach des Wagens und senkte sich dann langsam herunter. Die Lampe flog in weitem Bogen durch den Wagen und konnte noch gerade mit einem darübergeworfenen Mantel erstickt werden, aber jetzt war es noch dazu stockfinster. — Nun kommt es ja eigentlich nie vor, daß das Dach eines Eisenbahnwagens einstürzt, wenn aber so etwas doch einmal hier in Deutschland passieren würde, so gäbe es da eine Notbremse, an der man ziehen könnte, damit der Zug anhält. Ja, aber in einem russischen Viehwagen gab es natürlich keine Notbremse, der Zug ratterte einfach weiter.

Nun wurden in aller Eile Koffer übereinandergetürmt bis hinauf zum Dach, damit es eine Stütze hätte, denn man wollte sich doch nicht einfach erdrücken lassen hier unten. Und dann hing sich einer der Männer aus der offenen Tür und guckte hinauf zum Dach, und da sah er auch, woher das Ganze kam. Ein paar ganz schlaue Männer, die auf der Station nicht in den Zug kommen konnten, waren von der Rückseite aus heimlich auf das Dach geklettert und hatten sich dort hingelegt. Aber um dort oben nicht herunterzurutschen, wollten sie sich anbinden und versuchten, irgend etwas in das Dach zu hämmern, woran sie das tun konnten. Und das hielt nun das Dach nicht aus. Sie riefen irgend etwas von

oben — aber wie sollte man ihnen helfen? Es war schlimm genug, daß sie einem den Wagen kaputt gemacht hatten, einen anderen bekam man ja nicht. Aber wenn sie noch lange dort oben blieben — es waren wohl sicher zehn Mann —, dann krachte das Dach womöglich ganz herunter. Das schienen sie selber auch zu fürchten, denn sie versuchten, auf das Dach des Nachbarmagens hinüberzuspringen — bei einem fahrenden Eisenbahnzug!

Erika Müller-Hennig / Hunger

„Über das Eis habe ich sie getragen, jede Nacht haben wir in einem anderen Dorf geschlafen — seit Jahren schon. Seit vier Tagen haben wir nichts mehr gegessen . . .“, sagt Johannes mit vor Müdigkeit grauem Gesicht. „Sie heißt Katrien.“

„Wie ich“, denkt die Frau. „Noch haben sie uns das Land nicht genommen . . .“

Er sieht das schweigende Einverständnis in den Augen der Bäuerin und tritt mit seiner Last über die Schwelle des Hauses. Und Michael folgt nach einem prüfenden Blick in das Gesicht der fremden Frau.

„Kalt ist sie — und hungrig — und ihr Gesicht ist wie das eines ganz kleinen Kindes“, denkt die Bäuerin, als sie die Decke von dem Mädchen hebt. „Meine beiden kleinen Söhne haben noch nicht viel Hunger gelitten bisher.“

Sie geht hinaus und holt eine Schüssel mit Schnee. Und Michael, der vor Müdigkeit kaum stehen kann, und Johannes — beide müssen sie ihre nackten Füße und Hände und kältestarren Glieder damit reiben. Zuerst fühlen sie nichts. Sie tun nur, was die Frau ihnen sagt, um eine solche, die Nacht über den Hunger hat, nicht durch Ungehorsam zu reizen. Aber dann merken sie ein scharfes Stechen und Brennen in den starren Gliedern und müssen die Zähne zusammenbeißen, um nicht zu stöhnen.

Und unter den geschäftigen Händen der Frau öffnet auch Katrien die Augen, die wie zwei gefrorene Seen in ihrem weißen Gesicht liegen.

„Wärme . . .“, denkt sie und „. . . Brot?“ Sie sitzen am Feuer und löffeln die Suppe, die die Bäuerin Katharina ihnen hingestellt hat. Sie schlucken die dünne, heiße Brühe aus Wasser und einigen Kartoffeln. Ihre Hände — mit Frostbeulen bedeckt und immer noch steif vor Kälte — brechen das dunkle, klitschige Brot. Und

da ist es, daß plötzlich die Starre von Katrien abfällt, daß ein Zucken über ihre gefrorenen Gesichtszüge geht.

„Brot“, sagt sie. „Richtiges Brot, nicht aus Baumrinde gebacken!“

Und sie hebt das Stück an den Mund und küßt es, ehe sie hineinbeißt.

„Laß das, Katrien“, sagt der Bruder unwillig. „Wir werden Brot genug haben später einmal. Weißt du nicht, daß der Vater sagte, auch dieses hört einmal auf? Wie alles?“

„Eine Heimat hattet ihr noch, als sie den Vater fortführten. Ein Haus, in dem ihr schlafen, und Feuer, an dem ihr euch wärmen konntet“, sagt Johannes still. Er hat in den Dörfern der Deutschen wieder ganz die alte feierliche Redeweise angenommen — seltsam schwerfällig und zögernd kommen die Worte aus seinem Munde.

„Wie die Vögel unter dem Himmel seid ihr jetzt . . .“

„Seid Ihr nicht der Vater?“ fragt die Bäuerin und zieht wie in plötzlicher Angst ihren blonden kleinen Jungen neben sich. Sie feuchtet einen Zipfel ihres weiten Rockes mit den Lippen und fährt dem sich ungeduldig wehrenden Kinde damit über das verschmierte Gesicht.

Aber Johannes schüttelt nur den Kopf und schweigt. Erst als die beiden großen Kinder satt sind und in tiefem Schlaf neben dem Ofen liegen, sagt er leise:

„Erschossen wurde der Vater, weil er einen deutschen Namen trug, der früher guten Klang hatte. Tot ist wahrscheinlich auch die Mutter, denn sie war hilflos, als man sie aus dem Hause führte.

Ich bin nur der Knecht. Nur der bin ich, der früher für die Reitpferde zu sorgen hatte und für den Stall.“

„Aber mein Mann lebt noch“, sagt die Bäuerin Katharina. „Er gehörte zu denen, die vor vier Monaten hinaus in die Steppe gingen, um zu erfahren, ob es da noch Orte gibt, wo man leben kann. — So wie wir das Leben verstehen — mit etwas Eigenem. Er kam noch nicht wieder — keiner von ihnen kam wieder bisher —, aber ich weiß es gewiß, er lebt noch.“

„Weß Katharina“, sagte Johannes stoßend, während eine langsame Röte über sein altes, knochiges Gesicht kroch, „. . . wie ein Raubtier geht der Hunger durch Rußland — der Hunger und Schlimmeres. Niemand wird davor bewahrt bleiben, und jeder denkt zuerst an seine eigenen Kinder.“

Wir haben nichts — nur betteln kann ich hier, daß Ihr Katrien bei euch behaltet und mit ihr teilt."

Die vollen gesunden Wangen der Frau zittern ein wenig, als sie sich schnell erhebt und beginnt, mit beiden Händen die Brotkrumen zusammenzufegen, die auf dem Tisch liegen. Der Kleine streckt gnaugend sein Händchen danach aus.

Schweigen.

Ergeben betrachtet Johannes die geräumige Küche mit den glitzernden Fenstern, die voll seltsamer Eisblumen starren. Den weißgeschauerten Tisch, die wenigen bunten Schüsseln aus Ton und Holz auf dem Bord. Vergleicht er das alles innerlich mit den reichen deutschen Bauernküchen, die er früher sah? Sieht er den Hauch von Not über dem Ganzen? Die geflickten Kleider der Frau, die unterernährten Gesichter der kleinen Jungen?

Plötzlich legt er beide Arme vor sich auf den Tisch, drückt den grauen Kopf darauf . . . „Was ist Euch?“ fragt die Frau befremdet. „Nichts — alt ist man geworden“, schnaubt er. „Wir hätten — gar nicht erst herkommen hätten wir sollen . . .“

Sie zögert nicht mehr.

„Du und der Junge und das Mädchen Katrien — bei mir wohnen sollt ihr und unser Brot teilen. Und das Leben sei meinen kleinen Söhnen barmherziger als diesen Kindern . . .“, sagt sie feierlich.

Hans Harder / Sterbende Heimat

1926 kamen die Verordnungen, auf die die Bauern heimlich gewartet hatten: die „Übersiedlung“ nahm ihren Anfang.

Als Siemens seine Notdurft in zwei Kasten verpackt hatte und mit seiner Familie auf dem Wagen saß, der ihm nicht mehr gehörte, und die Dorfstraße nach Platowka hinabfuhr, standen die Bauern voller Zorn auf ihren Höfen und sandten ihm ihre Wünsche nach. An den Gartenzäunen lehnten die Frauen, die Taschentücher vor dem Gesicht. Der alte Bestvater saß blaß und gebeugt im letzten Wagen; mit ihm schied auch das letzte Zeichen der alten Zeit aus der Kolonie.

Es regnete in Strömen. Die Heimat weinte. Siemens sah trozig auf die Pferde. Aus der Transkaspischen Steppe würde er nicht wiederkommen — alles vorbei. Die Hoffnung schwand mit dem Dorf hinter ihm. Wer von ihnen würde die Notzeit drüben

überstehen? Aber vielleicht nahm dies über das ganze Land hereingebrochene Marthrium in einigen Jahren doch ein Ende? Vielleicht — wehte doch noch einmal eine andere Luft durch Rußland, die ihnen dann wieder ihr Recht auf das Leben gab — ganz gleich wo. Siemens schüttelte den Kopf.

Das Wasser peitschte um die Räder. Die Pferde suchten sich mühsam den Weg durch den Morast der grundlosen Landwege. Die Frau, die die Kinder um sich geschart hatte, wie eine Henne ihre Küken im Gewitter unter sich verbirgt, überließ sich ihrem Schmerz. Hoffnungstal — die Grenzsteine grüßten noch einmal.

Im Kreisamt aber stand Knels Both, die Hände in den Hosentaschen. Er war nicht auf den Hof hinausgegangen, wo die Bauern beisammenstanden, um dem treuen Bestvater und dem guten Nachbarn Siemens noch einmal die Hand zu drücken, so: wir vergessen euch nicht, und was geschehen kann, soll nicht versäumt werden, bis — wir euch vielleicht nachziehen. Die Fenster im Amtszimmer standen offen. Knels hörte abgerissene Worte auf den Höfen.

Ihm stiegen die Tränen auf. Warum konnte er das zulassen, ohne sich vor die Räder zu werfen!

In der Hinterstube saß Peter Born und trug in ein altes Heft das Erlebnis des Tages ein: „Das Dorf stirbt; denn die Gemeinde zerfällt. Nicht an der Gewalt von außen, sondern durch die innere Auflösung, durch das Zerbröckeln der bäuerlichen Gemeinschaft. Hoffnungstal hört auf, zu sein. — Wer ist der Nächste, den diese Erde nicht mehr erträgt?“

War es in den Bauernstuben nach den unseligen Hungerzeiten wieder lauter geworden, so zog mit der Ausweisung der ersten Nachbarn die troßige Stille wieder in die Häuser. Das Schweigen wurde wieder der Ausdruck ihres Protestes: entweder das Dorf bleibt oder wir alle sind nicht mehr — ein Drittes gab es nicht.

Die Notjahre hatten aus einer Reihe kleinerer Höfe ein Land-„Proletariat“ entstehen lassen. Das waren einst ihre Leute gewesen, die Unger, Lehn, Riesen, die die Hungerwalze nicht nur an äußerem Gut, sondern auch in der Gesinnung arm gemacht hatte. Nun lebten sie als Fremdkörper in der kranken Gemeinde, und sie hatte keine Kraft mehr, sie auszustoßen. So mußte sie es sich gefallen lassen, den fressenden Krebs weiter in ihrem Leibe zu tragen.

Der kommunistische Kindergarten, dem die Minderheit der Bauern aus Neid und Haß ihre Kinder gab, zog mit bolschewisti-

schen Liedern durchs Dorf. Unten, diesseits am Urtan, schoben sich die russischen Landlosen aus Berjosowka dem deutschen Dorf immer näher.

Peter Born stützte sich mit dem Knie auf das Fensterbrett in der Großen Stube und zählte die russischen Häuser, die diesseits des Flusses in den zwei letzten Jahren gewachsen waren.

Wo ist deine Fata Morgana, Pet, die dich glauben ließ, daß jetzt ein Plakregen über das Land geht und danach die Sonne noch einmal auf Hoffnungstal scheinen wird? — Das Land ist euch genommen.

Der Großvater sah vom Bild ernst auf ihn herab, wie im Leid darüber, daß alle ihre Arbeit schließlich doch umsonst gewesen: Johann Born — Peter Born — euer Haus steht auch vor dem Abbruch. Seht, die Scheune, die fast drei Geschlechtern die Ernte unseres Bodens geborgen, sie zittert. Heute — morgen bricht sie zusammen — aber wir bergen ja auch keinen Roggen mehr.

Er ging wieder in die Sommerstube und holte aus der Truhe sein Heft:

Wir gingen den Weg, den die Väter gesucht,
wir brachen die Steppe, die uns jetzt flucht,
wir kämpften und glaubten in fremder Welt,
was wir Heimat nannten, hat uns zerschellt —
o blutendes Rußland!

Wir pflügten die Erde — nun pflügt uns die Not,
wir fuhren einst Garben — nun fährt uns der Tod,
unser Werk haben Glauben und Hoffen gelenkt,
nun hat uns die Haßflut der Hölle ertränkt —
o sterbende Heimat!

Peter Born warf den Federhalter zu Boden und schleuderte das Heft in die Kiste; es stand hier wahrlich anders, als daß man noch in Müßigkeit Verse schreiben konnte.

Die Deutschen in Polen

Das Deutschtum des jetzigen polnischen Staates — etwa eineinhalb Millionen stark — findet sich in ganz verschiedenartigen landschaftlichen Räumen und kommt dem Ursprung nach aus ganz verschiedenartigen deutschen Stämmen und Siedlungsschichten her. Noch zeigt auch sein Schrifttum der Gegenwart in manchem diese Stammes- und Herkunftsdifferenz; besonders die Volkslieder, die Volksagen und die Anekdoten, die heute noch außerordentlich lebendig sind in vielen Teilen dieser deutschen Volksgruppen Polens, lassen die Eigenart ihrer Teilgeschichte deutlich in Erscheinung treten (vgl. z. B. die wichtige Volksliedersammlung aus Kongreßpolen und Wolhynien „Singendes Volk“, herausgegeben von Kurt Lück und Robert Klatt, Posen 1935).

Die Deutschen in Pomerellen und Posen, die gegen ihren Willen durch Machtsprüche der Ententestaaten an Polen fielen, siedelten dort schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts. Die drei Jahrhunderte des Polenreiches (1466—1772) brachten freilich manchen Rückschlag — zahlenmäßig und kulturell. Als aber Friedrich der Große die staatliche Eingliederung in den deutschen Raum wiederherstellte und mit großer Tatkraft zugleich mit einer energischen deutschen Siedlung auch ein Aufbauwerk von größter staatsmännischer und kulturpolitischer Bedeutung schuf, ward dieses Land auch seiner äußeren Bewältigung nach so deutsch, daß es sein jetziges Los nicht verdient hätte. Mit der nach dem Weltkrieg erfolgten Abtrennung vom Reich trat eine Verdrängungspolitik großen Maßstabes ein. Bis 1931 mußten allein aus diesem Gebiet 700 000 Deutsche Grund und Boden verlassen und nach Deutschland ziehen — und dieser Prozeß geht immer noch tagtäglich weiter. Nicht nur Beamte und Lehrer und Geistliche wurden verjagt, sondern deutscher Grundbesitz wurde in weitem Umfang enteignet. Das deutsche Schulwesen — fast zur Gänze Privatschulen, die von den Deutschen selbst erhalten werden müssen, während sie überdies mit ihren Steuern die polnischen Schulen miterhalten helfen — leidet unter schwerwiegenden Schikanen. Die Kaufleute und Fabrikanten sind den immer neuen Boykottbewegungen des polnischen Westmarkenverbandes ausgesetzt, der sich die Ausrottung der Deutschen zum Ziel gesetzt hat.

Auch die Deutschen Oberschlesiens siedeln dort schon seit Beginn des 13. Jahrhunderts. Die Piastenherzöge hatten immer mehr Deutsche ins Land gerufen. Dieser vorderste Teil der „schlesischen Halbinsel“, die

schicksalhaft nach Südosten weist, ist mitten hineingerückt in den slawischen Raum. Freilich ist sie geschützt durch „vorgelagerte deutsche Landschaften und Sprachinseln sowohl im Bereich des polnischen Staates als auch in der Tschechoslowakei“ (Sczodroł). So hatte Oberschlesien seit jeher eine wichtige Brückenfunktion zu erfüllen. Es war von Natur aus berufen, in friedlichen Zeiten „ein starker Mittler“ zwischen deutscher und slawischer Kultur und Wirtschaft zu sein. Jahrhundertlang blieb das oberschlesische Gebiet der Habsburger Monarchie eingegliedert, seit 1742 gehörte es der preußischen Herrschaft an. Seitdem setzte die große industrielle Entwicklung ganz Oberschlesiens ein, die in ihrem Aufbau durchaus deutsche Züge trägt. Der „Brückenlage“ Oberschlesiens entspricht auch die Eigenart seiner Bewohner. Der Oberschlesier ist ganz vorwiegend deutschen Blutes. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß ein Teil dieser deutschblütigen Oberschlesier, die das Hochdeutsche als Bildungs- und Verkehrssprache gebrauchen, daheim eine Mundart spricht, die polnische Brocken mit dem Schlesischen vermischt. Dieses sogenannte „Wasserpölnisch“ ist vom Hochpolnischen wesentlich verschieden und wird ausschließlich von deutschblütigen Arbeitern und Kleinbauern gebraucht, die auch in ihrer sonstigen Haltung, in Sitte und Brauchtum, in ihren Siedlungs- und Wirtschaftsformen ausgesprochen deutsche Wesenszüge aufweisen. In der liberalen Vorkriegszeit, die den Wert des Blutes und des Brauchtums nicht kannte und alles nur einer intellektuell-veräußerlichten Einschätzung der Sprache zuschob, hatte man auch im Reiche keine klare Vorstellung von der Wesensart dieser Wasserpölnen. So kam es, daß sie in damals hergestellten Sprachenkarten irrtümlich als Polen eingezeichnet wurden. Und diese Tatsache erleichterte es nach dem Zusammenbruch ungebührlich dem polnischen Fanatiker Korfanti und seinen Hintermännern, vor den Gegnern Deutschlands den Anspruch Polens mit einem Scheinrecht zu umgeben. Nur jenen gewaltigen Maidemonstrationen der „heimattreuen Oberschlesier“ von 1920, in denen alle Deutschen, die wasserpölnisch Sprechenden mit eingeschlossen, fest zusammenstanden, gelang es, eine Volksabstimmung zu erzwingen. Die Vorbereitung war freilich außerordentlich erschwert, weil der Vorsitzende der Unteralliierten Kommission, der französische General Le Rond, völlig auf Seiten der Polen stand. Dennoch erreichten die Deutschen fast die Zweidrittelmehrheit, und wieder 42 Prozent dieser deutschen Stimmen stammten gerade von jenen wasserpölnisch Sprechenden Deutschen, die von den Polen zu Unrecht für sich reklamiert worden waren. Nach Fug und Recht hätte nun ganz Oberschlesien bei Deutschland bleiben müssen. Korfanti aber erreichte, unterstützt von Le Rond, daß Frankreich über Wunsch Polens auf eine Teilung Oberschlesiens drängte. Und als die Engländer

und die Italiener nicht mitmachen wollten, entfachte Korsanty unter französischer Förderung im Mai 1921 einen polnischen Aufstand, der unsagbar viel Unglück über Oberschlesien brachte, der die Schlacht auf dem Annaberg herbeiführte und trotz aller großen deutschen Opfer letztlich leider die gewaltsame Erfüllung der polnisch-französischen Forderungen nicht verhindern konnte. Daß Oberschlesien damals nicht ganz verloren ging, danken wir dem deutschen Selbstschutz, dessen Heldenmut dem polnischen Vormarsch Halt gebot, und der in wenigen Tagen ganz Oberschlesien befreit hätte, wäre ihm nicht die weichliche Vermittlungspolitik der reichsdeutschen Systemregierung in den Arm gefallen. Wenn die heimattreuen Oberschlesier zum Annaberg hinsehen, dann denken sie dankbar der tapferen deutschen Selbstschutzkämpfer, die aus vielen deutschen Landschaften hier zusammengeströmt waren, und ihres heldenmütigen Sturmes auf den Annaberg, die Hauptstellung der Polen. Dreihundert Tote und fünfzehnhundert Verwundete hatten die Deutschen damals zu beklagen. Es war die große deutsche Tragik, daß dieser Sieg nicht ausgenutzt werden durfte. Die Aufteilung des Gebietes wurde hier genau so rücksichtslos durchgeführt, wie im sogenannten Korridorgebiet. Wie dort die Grenze oft mitten zwischen den Feldern ein und desselben Bauernhofes verläuft oder sogar durch einzelne Bauernhäuser hindurchführt oder — wie in Tirschtiegel, der Heimat Herbert Menzels — den Bahnhof von der Stadt und ihren Bewohnern trennt, so zerschneidet sie in Oberschlesien immer wieder die Einheit der großen Gruben- und Industriewerke zugunsten der Polen. Mußte sich dadurch in Ostoberschlesien allmählich eine schwere wirtschaftliche Krise ergeben, so sicherte zunächst wenigstens das Genfer Abkommen zwischen Deutschland und Polen (1922) für 15 Jahre die Grundbesitz- und Arbeits- und Schulrechte der Deutschen. Am 15. Juli 1937 lief dieses Abkommen aber ab. Das nun zwischen Deutschland und Polen abgeschlossene Minderheitenabkommen wird hoffentlich die Deutschen Ostoberschlesiens vor jenen Grundbesitzenteignungen und Schulschikanen, aber auch jenen Vertreibungen vom Arbeitsplatz und jenen Boykottklärungen gegen den deutschen Kaufmann schützen, die bisher das Interalliierte Schiedsgericht immer wieder beschäftigten und die in Pomerellen und Posen zu den Alltäglichkeiten zählten.

Polen ist freilich auch Erbe Österreichs und Rußlands geworden. Dabei übernahm es vom alten Österreich in Galizien wichtige deutsche Siedlungen, die teils schon aus dem Mittelalter, teils aus derselben Siedlungsbewegung Josefs II. stammen, in der auch das Banat von Deutschen kolonisiert wurde. Von Rußland aber übernahm es die 350 000 Deutschen in Kongreß-Polen, die dort zum großen Teil schon seit der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts sitzen, die 50 000 Deutschen aus Wol-

hynien, die dort — vom Zaren Alexander I. hingerufen — seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts den Boden roden, dazu das Cholmer- und Lublinerland und die Deutschen des Teschener Gebietes.

Die Deutschen in den jetzigen Provinzen Pomerellen und Posen kamen ursprünglich aus dem niederdeutschen Raum; aber auch viele Bewohner des damals überfüllten südwestdeutschen Gebietes waren darunter. In Mittelpolen aber, vorab in Lodz, finden sich viele Schlesier, die dem Anprall der Polen und Juden zum Trotz ihre Eigenheit bis auf den heutigen Tag bewahrten. Aber alle die Stammes- und Herkunftsunterschiede, alle die Unterschiede soziologischer Art etwa zwischen den bäuerlichen und den industrialisierten Gegenden, die selbstredend auch im verschieden gestalteten Zusammenhang Mensch—Natur eine große Rolle spielen, sind heute im Begriff, einer durch die gemeinsame Not aller Deutschen in Polen bedingten Vereinheitlichung ihres dichterischen Gepräges zu weichen. Es ist hier nicht der Raum, die reiche dichterische Vergangenheit aller dieser Teilgruppen aufzuzeigen. Wer aber den Entwicklungsvorgang verfolgt, der kann einen seit dem Ende des Weltkriegs einsetzenden Prozeß der Annäherung feststellen. Er wird nun um so schärfer vollzogen, als es jetzt darum geht, allen Deutschen Polens vom gemeinsamen Volkstum und vom gemeinsamen Lebensziel her die Erhaltung ihrer Eigenart zu ermöglichen. Viele der deutschen Dichter Polens versuchen nun, als Mittler der Einigung voranzugehen; sie fühlen die tiefe Verantwortlichkeit vor der Zukunft und dienen ihrem ganzen Volk damit als Wahrer des nationalen Erbes nicht nur in der großen deutsch-slawischen Auseinandersetzung, sondern auch inmitten eines lokalen, aber für diesen Kampfabschnitt des Grenzdeutschtums besonders wichtigen Vorgangs.

Als Deutschlands „blutende Grenzen“ diesseits und jenseits zur Zeit innerer Wirren des Mutterlandes als neuer, schwerer Schlag empfunden wurden, da waren es zwei Dichter, die als Erste Stellung nahmen und nicht müde wurden, die ganze Tragik leidenschaftlich vom Drama, vom Lied, von der dichterischen Geschichtsgestaltung her ihren Landsleuten einzuhammern in der vollen Tragweite dieses auf langhin das deutsche Schicksal mitbestimmenden Ereignisses. Hans R h s e r aus Graudenz (* 1882), der während der westpreußischen Abstimmung als Pressechef wirkte, hat schon mit seinen Schauspielen „Schicksal um Nord“ und „Es brennt an der Grenze“ von Vergangenheit und Gegenwart her das Schicksal des Ostlanddeutschtums den Binnendeutschen vor Augen geführt. Nun aber läßt uns auch sein Drama „Wolken am Horizont“ in Werden und umkämpftes Grenzlandschicksal hineinsehen. Der uralte Baum — das germanische Symbol alles Lebens — wächst hier auf zum Symbol

deutschen Lebens auf gefährdetem Vorposten. Franz Lüdtk e aus Bromberg (* 1882) aber, der Begründer des Bundes Deutscher Osten, hat nicht nur in vielen ostdeutschen Heimatwerken, vorab im Roman „Jahr der Heimat“, Not und Treue, Opfertod und Aufbauarbeit der Grenzmärker geschildert, sondern in seinen Ihrischen Dichtungen auch ihr Sinnbild, ihr dauernd Wirkendes festzuhalten versucht. Vor allem seine Lieder: „Deutschland. Scholle und Schicksal“ beschwören immer wieder dieses urdeutsche „Ostland“-Antlitz und das „Jahrtausendlied“ deutscher Saat in fremder oder noch ungerodeter Erde. Mit oft noch aus der Ausdruckskunst herkommenden Mitteln bricht hier die ganze Bitterkeit über die „Verlorene Heimat“ durch. Und selbst die Landschafts-, selbst die Naturschilderung des pomerellischen „Heidelandes“ erscheint hier leidumschattet bei aller Zuberficht. Die Vision beim zersprengten Bismarckturm in Bromberg — sie gilt dem kommenden Geschlecht und ihrem Wiederaufstieg. Theodor Föckler, der an der schweren deutschen Kulturarbeit teilhat, singt aus dem gleichen Glauben sein „Gebet in Volkes Not“, und Julian Will aus Rawitsch (* 1890) findet mitten in dieser großen Bedrängnis das „Lied für Auslandsdeutsche“, das dann nicht nur das gemeinsame Feierlied aller Deutschen in Polen wurde, sondern das nun auch deutschen Volksgruppen in Südamerika als gemeinsames Feierlied dient, dieses Sehnsuchts- und Bekenntnislied: „Fern vom Land der Ahnen . . .“ Die Treue, die aus diesen anspruchlosen und allen zugänglichen Strophen spricht, und ihre Sangbarkeit wiegt hier jeglichen Mangel der künstlerischen Gestaltung auf. Denn weit über den Wortlaut hinaus legen heute die Deutschen Polens und alle anderen Auslandsdeutschen, die dieses Lied singen, ihre ganze Verbundenheit mit dem Mutterland und ihre ganze notgeborene Beharrungstreue in diese Strophen aus Julian Wills von Adolf Bartels eingeleitetem Gedichtband „Fern vom Land der Ahnen“. Wir können es verstehen, daß eben deshalb gerade Will sich berufen fühlte, auch in den deutschen Einigungsvorgang einzugreifen, und daß er mit seinen Ihrischen Aufrufen viel dazu beitrug, Schwierigkeiten zu überbrücken.

Aus Posen stammt Erhard W i t t e f (* 1898), der nun zwar in Deutschland lebt, von dort aus aber immer wieder für seine Heimat eintritt. Mit seinem „Durchbruch anno achtzehn“ und besonders mit seinem Werk „Männer. Ein Buch des Stolzes“ hat er nicht nur dem deutschen Volk in einem wichtigen Entfaltungsstadium vom heroischen Erlebnis her geholfen, seine neue männliche Lebensform zu festigen, sondern er hat in diesen dichterischen Tatsachenberichten von Kleistischer Strenge auch dem Menschengeschlag seiner engeren Heimat ein Denkmal gesetzt. Die Geschichte

des deutschen Leutnants aus Posen, die wir hier abdrucken, zeigt deutlich genug das Antlitz dieses zähen und tapferen Menschengeschlechtes, der heute noch diesen deutschen Boden allen Anfechtungen zum Trotz hält und verteidigt: der Menschengeschlag, von dem Friedrich Hans Kriebel mit Recht sein Lied: „Wir von der Weichsel und Warthe“ singen darf.

Gestaltet Friedrich Just aus Siemno (bei Bromberg), von dem zahlreiche „Heimatlücher der Deutschen in Polen“ und viele religiöse Gesänge stammen, sein volksliedartiges „Heimwehlied“ noch vom Bereich der Spätromantik her —, der Kriegsinvalide Clemens Kößler aus Bromberg (* 1896) schlägt Töne an, die schon den Bogen hinüberschlagen zur neu herandrängenden Generation. In seinen noch meist ungedruckten Liedern — das Verdienst, ihn entdeckt zu haben, gebührt den Leitern der Bromberger Deutschen Bühne, die mit ihren ganz ausgezeichneten Laienleistungen und Spielplänen eine wichtige Kulturaufgabe erfüllt — steht etwa jenes für alle Grenz- und Auslanddeutschen gültige, verantwortungsbewußte Wort „Denk stets daran“, das seinen Brüdern vorhält, wie der Außendeutsche, der so eng mit den Angehörigen einer anderen Nation zusammen leben muß, doppelte und dreifache Selbstzucht zu üben habe. Der Frontkämpfer versteht aber auch als einer der Ersten den Ruf der neuen Zeit und grüßt ihr Kommen als Vorboten froher Zukunft. Das Lied der Sehnsucht zerfließt ihm nicht in Schmerztrunkenheit, sondern es wird ihm zur harten Willenszucht. Das „Rundfunkwunder“ öffnet die heiß ersehnte Brücke zum Mutterland; sein Herz aber gehört jetzt schon den Kommenden, gehört dieser Jugend, deren neues Gemeinschaftsbewußtsein er gerade von der Kameradschaft des Krieges her doppelt gut versteht.

Auch die Jungen haben in Pomerellen und Posen schon ihre Gestalter des neuen Liedes gefunden. Nichts hier mehr von weichlichem Hingeben an die Klage; hier wird der Trotz sichtbar, auch wenn etwa Johann Basler (* 1907 Josefsberg, jetzt Provinz Posen) von der Sehnsucht singt; denn diese Sehnsucht geht ja „durch die Zeit wie ein lodernes Flammen“! Hermann Textor aus Konik erzählt vom Ahnenschicksal — und durch seine Anekdotenwelt klingt Freude und Härte, Arbeit und Kraft der Vorfahren im Rhythmus des gleichgearteten Blutes. Brunhild Lüttmann (* 1912 Strzalkow, jetzt Bromberg) und Franz Wilhelm Meßlin (* 1908 Stanisalu, jetzt Rawitsch) aber fühlen sich als Lebensleute Gottes, die dieses deutsche Erbe in allen Kämpfen zu wahren haben. Nicht um „Trauer nach verflungenen Weisen“ geht es da; und nicht um eine Weltficht der Verschleierungen. Hier geht es hart auf hart, selbst in der neuen Gottesauffassung:

„Nicht mehr im sanften Windeſwehen:
Gott ſchreitet dröhnend durch das All!
Wir faſſen ſchauernd ſeines Mantels Saum und flehen
und bieten Troß — dem Erdenball!“

Die neue, organiſche Volkſauffaſſung, der wir ſchon in der Lyrik der jungen Danziger und der jungen Balten begegneten, ſie treffen wir auch hier wieder an: „Ich bin ein Glied nur in des Volkes Kette.“ Es iſt die gleiche Lebensform, die inmitten der neuen Jugend des Reiches Herbert Menzel aus dem böſe zerschnittenen Tirschtiegel in ſeinen Liedern und in ſeiner Grenzlandfantate beſchwört. Wer die Mütter dieſes ſoldatiſchen Geſchlechtes kennenlernen will, der braucht nur Herbert Menzels Ballade von den „Tirschtiegeler Müttern“ zu leſen, um vieles Ungeſagte zu begreifen.

Wie ſehr die Deutſchen in Polen, aus welcher Landſchaft immer ſie kommen mögen, ſich heute zumindest innerhalb der beiden Lager als Einheit fühlen, geht ſchon daraus hervor, daß ihre junge Dichtergeneration — ſoweit ſie z. B. in der Gruppe der Jungdeutſchen ſteht — nun einen gemeinſamen dichterischen Ruf: „Ein Volk erwacht“ erläßt, in dem die aus Pomerellen und Poſen genau ſo das Wort ergreifen wie die aus Kongreß-Polen, aus Galizien und Oſtoberschleſien.

In Lodz begegnet uns einer der wichtigſten Lyriker aus der Generation der Vierzigjährigen: der Bibliothekar Sigismund Banek (* 1896). Er kommt im Grunde von Rülke her; aber wie hart und ſtraff iſt im Verlauf der Jahre ſeine Geſtaltungsweiſe geworden! Lebensform und Kunſtform hängen nur allzu eng zuſammen. Ganz ſtark baut auch Banek die Brücken zur neuen deutſchen Lebensform; klar und in ſich geſchloſſen wirkt ſein Bekenntnis zum Vermächtnis der Toten ebenso wie zum Mutterland. Der „Kampf um unſer letztes Recht“, der Kampf um die „Letzte Furche“, von dem Banek erzählt, iſt es, der dieſe Härte und Eindeutigkeit diktiert; und die Not der doppelt geprüften Volkheit läßt den Glauben an das Mutterland doppelt hoch aufflammen. An Baneks Seite aber ſtehen im gleichen Raum die beiden Jüngeren: Artur U t t a und Edith G e l l e r t, die das „Wir“ der neuen Jugend und das „Wir bauen“ der neuen Zuverſicht ihren Kameraden als wortgewordene Fahne vorantragen. Gewiß: eine Jugend hier „ohne Glocken, ohne Fahnen“ — aber trotz aller Bedrückung:

„Volk, das ſeit Urahnenzeiten
unter Werken, Not und Streiten
nach der Heimat gläubig blickt.“

Galizien, das „ſeltſame Land“, weiß Johanna B e l l h o r n uns anſchaulich in ſeiner bunten Vielfalt der Gegenſätze zu ſchildern; und

N a f f s „Lied der Deutschen in Galizien“ zeigt den Werdegang deutscher Arbeit in diesem geschichtsreichen Raum. Friedrich R e c h aber läßt auch von ihm aus das Bild der neuen Haltung entstehen.

Besonders reich ist in der Gegenwartsdichtung natürlich Ostoberschlesien samt Bielitz-Biala vertreten. Seit Jahrhunderten stellt die ganze schlesische Dichtung eine Einheit dar, und was seit Barockzeiten über Eichen-dorffs Meisterwerk bis zum Weltkrieg hin so blieb, das ließ sich auch durch noch so verwirrende und unsachgemäße Grenzziehungen nicht trennen. Manche frühe Romane schilderten schon bald nach der Abtrennung den Kampf um Oberschlesien — sie waren meist nicht geglückt, weil sie die Erlebnisse aus allzu großer Nähe schilderten. Sie hatten nur das Verdienst, die Eigenheiten dieses Kampfes um den Annaberg und mehr noch um die Seele der Deutschen den mit eigenen Wirren beschäftigten Binnen-deutschen ein erstes Mal in ihren vollen Hintergründen zu deuten. Diese Eigenheiten schildert nun viel eindringlicher auch Rudolf F i k e l s Drama der deutschen Not: „Volk an der Grenze“. In knappen Zügen und scharf geschliffenem Dialog wird hier die Tragödie der Entdeutschung in Ostoberschlesien gestaltet. Frei von aller bloßen Gehässigkeit dem polnischen Gegner gegenüber wird das schwere Schicksal der Deutschen verdeutlicht und geheiligt. Kritik aber wird nicht nur an den völkerrechtswidrigen polnischen Methoden, sondern auch an der Verständnislosigkeit im Reich der Nachkriegsjahre geübt. Finkel, der im jetzt abgetrennten Teil Oberschlesiens daheim ist, hat auch nach der Abtrennung lange Zeit noch in Kattowitz die Kulturabteilung des Deutschen Volksbundes geführt. Seine dramatische Gestaltung spricht deshalb tatsächlich diese Stimme Oberschlesiens; seine tragische Menschen- und Schicksalsgestaltung ist nichts Erkünsteltes, sondern Elementar-Erlebnis. Aus vielen Romanen und Dramen, die diesseits und jenseits der neuen Grenze entstanden, schreit uns heute die Not der Zerrissenheit entgegen. Den Roman „Meister Andreas“ des Bielitzers Carl H o i n k e s aber müssen wir als geschichtlichen Ausdruck dieses Lebensträgers ansehen. Wir könnten noch viele andere Beispiele von Köhler und Baron, von Bischoff und Wiesalla, von Staniek und manchen anderen anführen. „Blutende Heimat“ nennt Alfons Hahdul seinen Gesang, aus dem, wie aus so vielen anderen oberschlesischen Dichtungen, Tragik und Größe des Sturmes auf den Annaberg als Brandmal deutscher Sendung aufglüht. Als „Volk ohne Heimat“ muß Christof K a e r g e l die von der Scholle verdrängten Oberschlesier uns in seinem Drama vor Augen führen. Aber die Kraft der großen Liebe und Treue, die aus den Werken jener oberschlesischen Dichter spricht, die beim Reich verbleiben durften, weiß auch diese Not zu meistern: „Sieh, ich lache ob der Toren, die Grenzpfähle um-

reißen und verpflanzen wollen in unsern Herzen. Die den Kompaß ursprünglichen Gefühls mit politischen Spitzfindigkeiten umstellen zu können glauben. Die dich, väterliche Scholle, wie Heilands Gewand zerreißen möchten. Heimat, wir bleiben uns treu! Starr wie deine schwarzen Schlote himmelwärts ragen, steh ich zu dir. Loh, wie deine Hochöfen nächstens aufflammen, liebe ich dich. Ich, dein jüngster Dichter!" So heißt der Schwur, der dem Gedichtband „Volk unterm Hammer" (Hahnduck) voransteht; und er steht nur für Zehntausende andere, die, was sie fühlen, nicht in gleicher Weise selbst auszudrücken vermögen.

In Ostoberschlesien selbst begegnet uns als einer der reifsten Dichter dieser Landschaft Karl H e r m a , der in der Nähe von Bielitz als Lehrer wirkt. Er läßt vor uns die mythische Gestalt von „Klaus Michel" als Sinnbild des Deutschtums schlechthin erstehen — und die ganze Not des deutschen Volkstums in Ostoberschlesien wächst da empor mit aller Gewalt und allem Verrat, mit aller Verpflichtung und mit diesem urdeutschen Ehrbegriff. Vision nach Vision stellt Herma vor uns hin, am wunderbarsten in seinem Gedicht „Pflüger bei Nacht", das die Verbundenheit, über Generationen hinweg, im Kampf um dieses „Flecken deutsche Erde" offenbart. Seine Landschaftsbilder greifen hinaus in die Welt des Metaphysischen, und dieses Seelenhafte wirkt in seinen Erzählungen oft zurück in die neu werdende Gemeinschaftswelt, die den Deutschen die Kraft des Aushaltens verleiht. Neben Herma finden wir in der gleichen Gegend von Bielitz, also an der Grenze zwischen Galizien und Ostoberschlesien, auch noch manchen jungen Dichter, etwa Adolf B o i d e s , oder Herbert G o r g o n , die das lebumgestaltende Wort der jungen Generation auch von diesem Raum her „als jähe Blut" in ihre Volksgruppe strömen lassen.

Es ist begreiflich, daß die ganze Gegenwartsdichtung der Deutschen in Polen, auch die aus den entlegeneren Sprachinseln, heute infolge des schroffen polnischen Druckes alle Anzeichen der typisch grenzdeutschen Dichtung an sich tragen muß. Das Gebot des Kampfes übertönt gewiß hier stärker als in anderen Volksgruppen noch die rein dichterische Welt- und Lebensbewältigung. Die Qual des Getrenntseins führt zu immer neuen Ausbrüchen einer glühenden Liebe zum neu erstarkenden Mutterland. Hatten die Dichtungen der Vierzig- und Fünfzigjährigen dieses Los noch als Schmerzhafes und Unabwendbares empfunden, die junge Generation gibt sich solchen Betrachtungen nicht mehr hin. Ihr Gestaltungswille ist Rhythmus der Kraft und zielbewußte Mannhaftigkeit. Sie hat das Gesetz des Handelns an sich genommen. Bald schon wird jenes Gemeinsame des deutschen Profils in Polen auch das tägliche Leben beherrschen, das heute schon aus der deutschen Dichtung der Jungen zu uns spricht.

Hans Kysler / Wolken am Horizont

Erster Akt

Wirtsstube im Eichkrug

Es ist gegen acht Uhr morgens. Ein Sonntag. Durch den ganzen Raum sind Eichlaubgirlanden gezogen, Reste der Ausschmückung des unlängst gefeierten Jubiläums des Eichkruges und der Siedlung, auf das auch die Zahl 250 in dem geschnitzten Eichbaum über dem Mitteltisch hinweist. Die noch zurückgezogenen Vorhänge der kleinen Podiumbühne zeigen die Dekoration des Festspiels, das Dorf selbst mit ansteigenden Wiesen auf gemaltem Prospekt, rechts den angeschnittenen Eichkrug, in der Mitte den mächtigen Stamm der vor dem Krug befindlichen Dorfeiche. Die Falltür zum Keller steht offen. Beim Aufgehen des Bühnenvorhanges ist der Raum noch leer.

Erster Auftritt

Ezibuk. Später die Eichwirtin

Ezibuk (kommt von der Straße her durch die Tür rechts herein, nachdem er forschend durch die Fensterscheibe und noch einmal durch die Türscheibe gesehen hat. Er öffnet schnell die Tür und macht sie schnell wieder hinter sich zu, als wollte er nicht gern auf diesem Wege von draußen bemerkt werden. Er begibt sich an den Mitteltisch, setzt sich dort hin, nimmt eine Zeitung aus der Tasche, legt sie vor sich hin, ruft nun laut): Wirtschaft!! (Wartet und stößt, da sich niemand meldet, mit dem Stock auf den Boden, lauter): Wirtschaft!

Stimme der Eichwirtin (aus dem Keller): Wenn's brennt ... die Spritze steht hinterm Haus!

Ezibuk (steckt schnell die Zeitung zu sich — er hat offenbar jemand anders im Keller vermutet —, ruft bescheidener): Eichwirtin!

Die Eichwirtin (taucht aus dem Keller auf, eine kräftige und resolute Frau, gleichfalls in den Vierzigern): Hier schafft sie ... (Bemerkt Ezibuk, kommt sofort die Treppe hinauf, hart): Ezibuk!?!
Ezibuk: Morgen.

Eichwirtin (knallt die Kellertür zu): Der Laden ist noch zu.

Ezibuk: Habt ihr Helles angesteckt?

Eichwirtin (beginnt zu hantieren, als nähme sie von ihm keine Notiz).

Ezibuk: Wieviel Faß habt ihr denn immer so auf Lager?! (Keine Antwort) Geschäft geht gut ... Immer schön Wetter wie das Barometer ... Gibt ja auch immer was zu feiern ...

Eichwirtin (spült Krüge und Gläser. Sie klirren zwischen ihren Händen).

Ezibuf (auf den Eichbaumweisend): 250 Jahre! Man soll's nicht für möglich halten, was so'n Krug für'n Leben hat! ... wie der Eichbaum draußen ... Paßt auf den Krug und paßt auf die Menschen ... Einer immer knorriger als der andere ... und am knorrigsten unsere Eichwirtin ...

Eichwirtin (geht zur Kellertür, hebt sie hoch, ruft hinab): Hannes!

Ezibuf: Der Hannes ist unten?! Hab's mir gleich gedacht!

Eichwirtin: Sind Sie hergekommen, Herr Ezibuf, um Ihre Schulden zu bezahlen ... legen Sie das Geld auf den Tisch und was fehlt, streichen wir fürs Nimmerwiederkommen ...

Ezibuf: Immer muß die Eichwirtin abrechnen ... Das kennt man ja ...

Eichwirtin: Was suchst du hier? Hier gibt's nichts zu spionieren! Nicht ein Stuhl steht hier für dich ... Ich sag's dir nicht zum erstenmal ...

Ezibuf (zeigt auf die Girlanden): Wie hübsch die Kinder die Eichblätter aufgezogen haben ... Das lernen sie alles beim alten Abel in der Schule ...

Eichwirtin: Da hat ja Herr Ezibuf wieder was anzugeben.

Ezibuf: Das Festspiel hat ja wohl auch der Abel geschrieben ... er hat immer ein poetisches Gemüt gehabt ... Wenn der'n Heimatgedicht machen kann ... und der Barth kann taktieren ... er hat'n guten Tenor ... und das alles so ganz unter sich wie in'ner großen Familie ... Und wer nicht zur Familie gehört, kann durchs Schlüsselloch sehn.

Eichwirtin: Das ist für Herrn Ezibuf der reservierte Platz ...

Ezibuf: Willst du mich hier trocken sitzen lassen ... Da ist doch 'ne Gastwirtschaft, mein ich ... 'n Helles, aber im Krug ...

Eichwirtin (einen Krug beim Spülen in der Hand haltend): Eher gibt's Scherben ...

Ezibuf: Wär' aber schad' um den Eichkrug, wo er doch nun schon zweihundertfünfzig Jahre in derselben Familie ist ... Mal auf den Sohn ... mal auf die Tochter ... und wieder der Sohn und wieder die Tochter ... Nur diesmal hast es nicht geschafft, Eichwirtin ... mit zwei Männern nicht oder drei ... der Matthes ist ja wohl der Dritte ... Wirklich schad', daß es mal so abreißen muß ...

Eichwirtin: Wo es doch im Gasthaus zum Löwen, den dir

deine Frau mit in die Ehe gebracht hat, schon nach fünf Jahren abgerissen ist . . . Alles verspielt und versoffen der Herr Ezibuf . . . oder damals hieß er ja noch Schönbusch . . . Und als er die Frau unter die Erde gebracht hatte, heiratete er das Gasthaus zum Bärlapp, wo es schon nach drei Jahren abriß . . . Alles versoffen, der Herr Ezibuf . . . und die Bärlappin ging ins Wasser . . . Kein Frauenzimmer ließ der forsche Herr Ezibuf aus . . .

Ezibuf: Ja, ich war schon wer . . . Da braucht ich nur mit der silbernen Krücke zu angeln . . . Immer saß eine fest . . . Und so'n bißchen, mein ich, auch mal die Eichwirtin . . .

Eichwirtin: Denn hier flog ja wohl damals einer die Kellertreppe runter . . .

Ezibuf (mit bösem Blick, sich an sein lahmes Bein schlagend): Da hab ich wenigstens eine Erinnerung zurückbehalten . . . aber es wird auch noch mal abgerechnet.

Eichwirtin: Da schüttle schon den Rock . . . Fällt kein Geld mehr heraus, vielleicht tut's auch 'ne anonyme Anzeige . . . (Spuckt vor ihm aus und geht zur Gangtür hinaus.)

Zweiter Auftritt

Matthes, Ezibuf

Ezibuf (schlägt mit dem Stock auf den Tisch): Wirtschaft!!!

Matthes (kommt aus dem Keller. Er ist peinlich sauber in dunklem Rock gekleidet, Mitte Vierzig, und macht den Eindruck mehr eines Lehrers als eines Gasthofbesizers. Seine Stimme ist gütig): Eichwirtin! Eichwirtin! (Bemerkt Ezibuf, ist erschrocken, aber bekommt sich sofort wieder in die Gewalt) Guten Morgen . . .

Ezibuf: Morgen, Matthes! Und wenn er selbst aus dem Bierkeller kommt, immer propper, als will er gleich auf die Kanzel steigen . . . 'n Kognak!

Matthes: Sie wissen, Herr Ezibuf, wie Sie mit der Eichwirtin stehen . . . Es möchte Unfrieden herauskommen . . .

Ezibuf: Man soll Frieden halten, das sag auch ich immer . . . Wo hier Volkstum gegen Volkstum steht, soll man ein Christenmensch sein . . . Ich leb' ja sozusagen zwischen den Parteien . . . Einmal war ich einer der Eurigen . . .

Matthes: Das ist man oder ist man nicht . . .

Ezibuf: Wo die Krippe, da der Stall . . . Was ist's mit 'm Kognak?!

Matthes: Man fängt sein Tagewerk nicht gut so an . . .

Ezibuf: Sprüche machen, das verstehst du . . . Aber man weiß

ja, der Herr Matthes ist ein guter Mensch. — Er tut gern Gutes und er hat Gutes an mir getan, die Eichwirtin und du . . . Man müßt sich ja vor sich selber schämen, wenn man das nicht zugeben wollte . . . Und da mein ich . . . ich hab doch jetzt keine Wirtschaft mehr, fast möcht ich sprechen, keinen Tisch und keinen Stuhl mehr, da mein ich, es sollt euch nicht auch noch mal so gehen wie mir, daß ihr vielleicht kein eigenes Dach mehr über dem Kopfe habt . . .

Matthes: Das mag Gott verhüten . . .

Ezibuf: Wer Ohren hat zu hören, soll hören, so heißt's doch wohl in der Bibel . . . Pullt euch hier zusammen wie 'ne Hammelherde im Gewitter . . . mal 'ne Protestversammlung; mal 'ne Heimatfeier . . . mal 'n Jubiläum und immer im Eichkrug, damit es die Aufpasser oben . . . und es gibt überall Aufpasser . . . Im Wiesental haben sie den Krugwirt gleich von der Stelle weg verhaftet . . .

Matthes: Schlimme Zeiten . . . Uns kann hier keiner was vorwerfen . . .

Ezibuf: Wenn sie bloß nicht immer gleich in der Zeitung schreiben würden . . . (Nimmt die Zeitung aus der Tasche) . . . Sie lassen keinem Menschen seinen Frieden . . .

Matthes: Ja, durch die Zeitungen kommt viel Unfrieden in die Welt . . . Steht da was von uns in der Zeitung . . . ?

Ezibuf: Man hat's mir zugeschickt und gleich rot angestrichen, weil ich sozusagen doch zwischen den Parteien . . . Sie sprechen nämlich schon von Zwangsverwaltung . . .

Matthes: Zwangsverwaltung! Der Eichkrug?!

Ezibuf: So fängt's doch immer an . . . 'n Kognak hast du wohl nicht . . . Ich hatt' im Löwen immer 'nen französischen . . . Der mit den drei Sternen . . . (Zeigt aufs Spind): da oben rechts . . .

Matthes (geht während des folgenden schweigend zum Spind, bringt die fast volle Kognakflasche mit einem Glas zum Tisch).

Ezibuf (auf die Zeitungweisend): Eine ganze Spalte . . . die reine Zeilenschinderei . . . Und so 'ne harmlose Überschrift: „Was die Eiche rauscht.“ Sie meinen die Dorfeiche . . . ist ja auch nun zweihundertfünfzig Jahre alt . . . Die könnt' was erzählen . . . Ja, so 'n Baum hat Poesie . . . Das Gedicht, das Eure Nichte, das Friedelchen aufgesagt hat, das handelte ja wohl auch vom Eichbaum . . . hier lies mal . . . da schreibt er . . . ich überseß es dir . . . „Wie der Lehrer Abel die Kinder gegen den Staat aufwiegelt“ . . . So drehen sie einem die Worte im Munde herum . . . Und dann kommt eine Vorladung und dann kommt noch eine . . . und dann sind schon die Agenten im Haus . . . und wenn erst die amtlichen Taxatoren kommen . . .

Matthes (der einschenkt): Ich hab' es vorher gesagt: Es geht ein böses Wetter um ... Man soll es sich nicht selbst aufs Dach ziehen ...

Ezibul: Hättest mich auch zum Jubiläum einladen können ... Nichts für ungut! (Hebt das Glas.) Der Eickrug soll wachsen blühen ...

Dritter Auftritt

Eichwirtin, Matthes, Ezibul

Die Eichwirtin (hört die Worte, vom Gang eben eintretend, zu Matthes): Schlag ihm 's Glas weg!

Matthes: Friede ... Friede ...

Eichwirtin: Mehr weißt du nicht zu sagen, Mann?! (Sieht ihn fast verächtlich an, nimmt die Zeitung, geht zum Glasspind, schließt es mit dem Schlüssel an ihrem Schlüsselbund, das an der Schürze hängt, zu und geht wieder durch die Gangtür hinaus.)

Vierter Auftritt

Ezibul, Matthes

Ezibul: Sie bringt dich noch um Haus und Hof ...

Matthes: Sie sitzt hier auf dem Eigenen ...

Ezibul: Sie ist nun mal auf deine Sprüche gehupft, wie die Drossel auf den Leim ... Ihr erster Mann ... bei der Tür hat er sich bücken müssen ... so 'ne Wucht trug er herein ... Da hat's ihn auch gleich unter den ersten im Felde erwischt ... Und der Zweite?! Branken wie 'n Bär ... Mit zwei Axthieben legte der 'nen Baum um, bis er selbst umlag ... Und du?! Nichts für ungut, aber 'n Betbruder bist du! Da hat sie das ganze Regiment an sich genommen ...

Matthes: Zwei Eichbäume wachsen nicht gut auf demselben Fleck ...

Ezibul: Da muß eben so was Geranktes dazwischen ... Wie heißen doch die Pflanzen ... sie haben so schöne Blüten, oder irr ich mich ... die halten Mauern zusammen, wenn schon alles bruchreif ist ..

Matthes: Ich versteh nicht, was du meinst.

Ezibul: Die Maschka mein ich ... die Maschka, die zuletzt bei mir im Bärlapp gewesen ist! Das ist ein Mensch, der wie du ein gutes Herz hat ... und 'ne Stütze ... die arbeitet für drei! So 'n braves Mädel muß ohne Arbeit sein, bloß weil sie bei euch überall verschlossene Türen findet. Sie sucht nur 'ne Bleibe ... Setz sie

wieder ins Brot, und du schlägst allen Hebern aufs Maul (nach außen zeigend). Da kommt Borso . . . Frag den . . . In der Gendarmerie hat es heute auch Staub gegeben . . . Sie passen nicht scharf genug auf euch auf, schreiben sie in der Zeitung . . .

Fünfter Auftritt

Borso, Matthes, Ezibuf

Borso (Landjäger, gegen 30, von dunklem Typ, frische, kräftige Erscheinung von unbekümmert fröhlichem Temperament, kommt von der Straße, gibt sich dienstliche Haltung): Morgen! ist die Eichwirtin da?!

Matthes: Sie wird oben sein . . .

Borso: Da kann ich ja die Vorladung nach oben bringen . . .

Ezibuf (der Blicke des Einverständnisses mit ihm gewechselt hat): Vorladung?! Sie werden doch nicht wegen so 'ner paar Girlanden . . .

Borso (gibt sich Haltung): Es sind aufrührerische Reden gehalten, es ist nun Zeit, daß auch hier mal aufgeräumt wird.

Ezibuf: Das schreiben sie in der Stadt . . . Aber hier auf dem Lande, da ist alles viel versöhnlicher . . . da kennen sich die Menschen von Kindsbeinen an . . . Stimmt's, Herr Matthes?! (Matthes ist zum Ausschank gegangen): Gibt keinen Schnaps mehr . . . Die Eichwirtin hat dir doch den Schlüssel weggenommen, alter Säufer . . . (Lacht.)

Matthes (zu Borso): Sie nehmen wohl ein Bier . . .

Borso: Eigentlich komme ich ja dienstlich, aber es riecht höllisch gut nach 'nem Kognak . . .

Ezibuf: Eine Flasche hat schon dran glauben müssen . . . Was spricht man denn bei euch so vom Eichkrug . . .?!

Borso: Es soll ja ein Zwangsverwalter her . . .

Ezibuf: Das kommt nun gar nicht in Frage! Wenn sie das oben so weiter treiben, gibt's hier Mord und Totschlag . . . Matthes spielt wieder den Taubstummen . . .

Matthes (stellt Borso das eingeschenkte Glas hin): Ich geh die Eichwirtin holen.

Ezibuf: Er hat sich das nämlich so gedacht . . . (Zu Matthes): Nun bleib schon und sag mir, ob ich dich richtig verstanden habe . . . (Zu Borso): Er will nämlich die Maschke hier in den Eichkrug nehmen . . .

Borso (der trinkt und abseht): Da wär ja mit einmal Ruhe im Ort . . .

Ezibuk: Deswegen tut er's doch! Der Matthes denkt sich das so: Hier unter den Girlanden seine Leute und drüben (zeigt aufs Gastzimmer) unsere Leute . . . und drüben bedient die Mascha und hüben die Eichwirtin . . . Und trinken sie erst aus demselben Faß . . . da sitzen sie auch bald beim selben Glas . . . Hier baut man noch 'n paar Tische an . . . Und das ganze Dorf hat Frieden . . .

Borso: Das hat der Matthes gesagt?!

Ezibuk: Er hat es wohl so nicht mit diesen Worten gesagt . . . Er ist ja ein stiller Mensch, bei ihm spricht alles inwendig . . . aber gemeint hat er es so . . . Nicht wahr, Matthes, das wäre so nach deinem Herzen?!

Matthes: Wenn es Gott so gefallen möchte . . .

Sechster Auftritt

Eichwirtin, Die Vorigen

Eichwirtin (kommt in großer Erregung, die Zeitung und Hornbrille in der Hand. Zu Borso): Was ist im Wiesental?! Da haben sie den Krugwirt gestern abgeholt?!

Borso: Den alten und den jungen . . . Steht das schon in der Zeitung?

Eichwirtin: Was geschieht nun?!

Borso: Den Alten stecken sie ins Rittchen und den Jungen unter die Soldaten . . . da ist allen geholfen . . . (Lacht.)

Eichwirtin: Was mit dem Krug geschieht?!

Ezibuk: Man sucht überall nach ordentlichen Zwangsverwaltern . . .

Eichwirtin (mit der Zeitung vor ihm): Bist du der Judas gewesen?!

Matthes: Das will ich nun nicht mehr hören . . .

Eichwirtin: Was willst du nicht mehr hören, Mann?!

Matthes: Wer Unfrieden sät, wird Unfrieden ernten . . .

Eichwirtin: Und wer ein Lump ist, bleibt ein Lump . . .

Matthes: Kein Wort mehr! Nicht her und nicht hin! Das haßt wie Eule und Krähe aufeinander! Da kann man besser gleich 'nen Strick nehmen . . . (Bekommt eine Herzaffektion.)

Borso: 'n Glas Wasser, schnell!

Ezibuk (zur Eichwirtin, die schon zum Spind gelaufen ist): Der Schlüssel hängt an der Schürze . . .

Eichwirtin (bringt Kirschwasser, gießt ein Glas ein): Trink, Mann . . .

Matthes (schiebt das Glas Ezibuk zu, tief erschöpft): Er hat 'ne Vorladung für dich . . .

Eichwirtin: Finanzamt?

Borso: Verhör! . . . Besser soll ich dich gleich mitnehmen . . .

Eichwirtin: Da spül dir aber mal erst das Maul aus, bevor's ans Falschschwören geht . . .

Borso (gießt sich ein): Eigentlich gibt's nur zwei Weibsbilder in meinem Bezirk, um die es lohnen würde: die Eichwirtin und . . . Prost! . . . die Mascha . . .

Ezibuk (trinkt den Schnaps von Matthes): Prost!

Eichwirtin (klopft Borso kräftig den Rücken): Daß du dich nicht verschluckst bei der Liebeserklärung . . .

Siebenter Auftritt

Friedelchen Werner. Die Vorigen

Friedelchen (ein siebenjähriges Mädchen, stürzt, den Schulranzen schwingend, von der Straße herein): Schule aus, Tante!

Eichwirtin: Hat doch noch gar nicht angefangen Friedelchen . . .

Friedelchen: Fängt auch gar nicht mehr an . . . Jetzt gibt's nur Ferien . . .

Eichwirtin: Nun komm mal her . . . nun sag mal der Tante, weswegen dich der Lehrer nach Hause geschickt hat . . .

Friedelchen: Es gibt keinen Lehrer mehr . . .

Matthes: Was denn! Ist der alte Abel . . .?!

Friedelchen: Sie haben ihm das Schulzimmer zugesperrt . . . Er hat uns gesagt: „Geht nach Hause, Kinder, und sagt's euren Eltern: es soll nun aus sein mit unserer Schule . . .“

Borso: Da hat's eingeschlagen . . . Werde mal nachschauen gehn . . . Nehmt doch schon endlich die Girlanden ab . . .

Ezibuk: Die Menschen haben eben heute gar keinen Sinn für Poesie . . . Sag doch mal das Jubiläumsgedicht auf, Friedelchen . . . ich möcht's gern hören . . .

Friedelchen: Das hab ich Ihnen doch abschreiben müssen . . .

Franz Lüdtké / Ostland

O du bist deutsch, wie meiner Adern Blut:
Deutsch ist dein Herz, dein Wesen, Weg und Wollen,
deutsch deiner Giebel Zier, der Herde Glut,
und deutsch nun deine Not, dein Gram und Grollen.

Deutsch hieß der Ahnen Arbeit, die hier schuf,
deutsch der Geschlechter tausendjährige Treue,
deutsch war, deutsch ist, deutsch bleibt dein Gottberuf:
Grenzmark zu sein, daß man die Heimat scheue.

Deutsch ist der Ströme Fluten, deutsch das Schiff,
das havenwärts die reichen Frachten landet;
deutsch ist das Meer, das jäh an steilem Kliff
mit wildempörten Wellen brandet.

Deutsch ist das Korn, das frei im Winde steht,
deutsch sind die Seen, deutsch die Ackerkrume,
deutsch ist die Wolke, die am Himmel geht,
und deutsch der letzte Halm, die letzte Blume!

Franz Lüdtkle / Das Jahrtausendlied

Vorbei der Tag mit allem Lärm und Tun.
Ich möchte ruhen, und ich kann nicht ruhn,
zubiel Gedanken kreuzen noch die Stirn,
stark pulst es, viel zu stark von Herz zu Hirn.
Der Nacht erschließ ich alle Fenster weit;
es zittert wie ein Rauschen . . . rauscht die Zeit?
Ich weiß es nicht, die Seele lauscht hinaus —
in vielen Lichtern glänzt das Weltenhaus.
Ich spür der Sterne ewigen Atem wehn — — —
ich darf die Sterne meiner Heimat sehn!

Die Heimatsterne . . . wie dies Bild mich packt!
Es klingt ein Lied in unhörbarem Takt,
ein Lied, wie stumm! wie laut wie wunderbar
von tausend Jahren hin zu tausend Jahr!
Die Oder flutet, und die Weichsel stöhnt,
die Ostsee braust, braust an, der Oststurm dröhnt.
So arm, so reich mein Ostland, so voll Weh,
voll Hunger, Blut, voll Blüten und voll Schnee,
zerkämpft, verweint, umliebt — wie feins so sehr . . .
und still, nachts still, die Sterne drüber her.

Es klingt das Lied, ich kenn es Ton um Ton,
aufklang der Ton voreinst dem Ahnherrn schon,
des Ahnherrn Ahn und weiter, fort und fort,
Jahrhunderten, Geschlechtern, Wort um Wort:

Das Lied des Kampfes und der Liebe Lied,
das Lied von Not und Tod um Rain und Ried,
das Lied des Glaubens und das Lied der Kraft,
das Lied der Sehnsucht, Lied der Leidenschaft,
das nie verflungne Lied der Ostlandschar
von tausend Jahren hin zu tausend Jahr!

Zur Nacht hin lausch ich . . . Oh, sie singt im Tann!
Sing nicht die Weise mit Herrn Heinrich an?
Jauchzt nicht zum Fiedelstrich der Flamensang:
„Nach Ostland laßt uns reiten!“ wegentlang?
Ist's nicht der Hansen, nicht der Ritter Lied,
bei Tannenberg in rotem Mohn verblüht?
Das Lied um Riga, Posen, Breslau, Prag,
die Strophen Degenflirren, Hammerschlag?
Klingt's nicht um Königsberg, um St. Marien
die Äcker hin, die Berge, über Wien?
Das Prinz-Eugen-, das Friderikuslied,
das alte, uralte Ostlandlied,
das Lied, das ewig sein wird, wie es war,
von tausend Jahren hin zu tausend Jahr.

Kling, Lied! und singe, Nacht! und lausche Herz!
Rausch, rausche Zeit! Blut, ströme heimatwärts!
Und Seele, Seele, die in Fiebern bebt,
eins wisse, eins, nichts anderes: Gott lebt.
Gott lebt, Gott kennt der Ostlandweise Klang,
Gott kennt den ururalten Ostlandsang,
wägt Glück, wägt Leid, wägt alles, was geschieht,
gab unserer Treue das Jahrtausendlid.
Ja, Seele, Seele, die in Fiebern bebt,
eins, wisse, eins, nichts anderes: Gott lebt.
Hörst du den Sturm der Ewigkeiten wehn?
. . . Du wirst die Sterne deiner Heimat sehn . . .

Franz Lüdtké / Verlorene Heimat

Ich träumte heute, und der Traum war schwer,
daß wieder ich in meiner Heimat wär.
Wie mich der Duft, ein Glück, ein Klang umsing!
Ich ging die Gassen, die so oft ich ging.

Vor manchem Hause noch die alte Bank,
und wie des Flusses grüne Welle sang!

Da tauchten Träume einst und Ruder ein . . .
Nun war ich wieder hier, und war allein.

Kein froher Ruf, der meine Seele fand!
Stumm war die Straße, da ich fröstelnd stand.

Mit fremden, kalten Augen sah's mich an:
Ein Leid, ein dunkles Leid die Stadt umspann.

Es flüstert, raunt und weint, ich weine mit,
ich höre Schritte, vieler Toten Schritt,

Ich seh Gesichter, manches Angesicht,
grau aber, müde, und kein Fünkchen Licht.

Da schrei ich auf, und weiß warum ich fror,
und weiß von allem, was dies Herz verlor,

Und spür mein Herz so voll — so grausam leer!
Da schrei ich auf! Schwer war mein Traum, zu schwer.

— — — — —

Ich träumte, daß ich in der Heimat wär . . .

Franz Lüdtkle / Heide land

Graugewölk zieht herbstwärts seine Straßen,
letztes Blühen rötet noch die Heide.

Schrei von Vögeln, die ihr Nest vergaßen,
schrikt vorüber. Regen schwebt wie Seide.

Dunkle, feuchte Fäden, leidgesponnen,
hüllen dicht und dichter Wald und Wege.
Zwielicht, längst zu fahlem Dunst zerronnen,
geistert durch umschattetes Gehege.

Föhren schauern wie aus Fieberwirren,
Angst der Birken weint in Blatt und Zweigen;
wie ein Mensch nach Irren und Verirren
duckt sich der Wacholder in das Schweigen.

Franz Lüdtkle
Zersprengter Bismardturm in Bromberg

Zersprengt . . . Der harte Stein, den wir geschichtet,
in Form gebunden, über Wolken strebend,
Geist unsers Geists, nicht toter Stoff, nein, lebend —
Schutt von Atomen jekt, verneint, vernichtet,

zersprengt . . . Und wie der Blick die Trümmer sichtet
und meine Ader schwillt, in Qual erbebend,
spricht zu mir, wie ein Ton aus Ewigem schwebend,
die Stimme dessen, der die Völker richtet.

Er spricht: An jenem Tag, da heimgefunden
du, deine Brüder, deine Schwestern alle,
heimwärts zu mir, wird euer Sinn gefunden

und wiederum sich wölben Turm und Halle.
Seid ihr mein Volk, dann wird nach tiefstem Falle
Zersprengtes neu in höhere Form gebunden.

Theodor Böckler / Gebet in Volkes Not

O Gott, was unserm Volk du je gegeben
an Mut, an Kraft, an Geist, an hohem Streben,
was in den Besten unsres Volkes glühte,
was in den jungen Helden Funken sprühte,
was je bei uns gelobt in heiligen Flammen,
das faß in eine Riesenglut zusammen!
Und laß in dieser Glut wie Spreu verbrennen,
was Deutsche jemals wollt' von Deutschen trennen.
Laß uns ein großes Wollen mit durchdringen
— all unser Sein zum Opfer darzubringen —
und wär's das letzte Fünklein, das wir hätten —
dem deutschen Volk, dem treuen, es zu retten.
Und willst du uns durch dunkle Tiefen führen,
es sei! Nur laß dies Flehn dein Herze rühren:
behüt uns jekt vor schmählichem Verzagen!
Den kühnen Heldengeist laß nicht versagen,
daß bis zulezt in diesem wilden Treiben
wir würdig unsrer großen Toten bleiben!

Und gib den Seelen, die so leicht ermatten,
den starken Glauben, den die Väter hatten,
die große Zuversicht, die siegsgewisse,
die, kühn durchbrechend alle Hindernisse,
es wagt, durch Wolken deine Hand zu fassen,
und fest vertraut, du wirst uns nicht verlassen!

Julian Will / Lied für Auslandsdeutsche

Fern vom Land der Ahnen
gehn wir durch die Welt
unter tausend Fahnen,
wie es Gott gefällt.

Ist uns auch entschwunden
unsrer Ahnen Land,
hält uns doch verbunden
deutschen Blutes Band.

Deutscher Sehnsucht Schwere
zieht den deutschen Sinn
über Land und Meere
zu den Bergen hin,
wo die Wartburg thronet,
wo die Lurlei singt,
deutsche Treue wohnet,
deutsche Sprache klingt.

Leiden und Entbehren
schafft uns herbe Pein . . .
Doch wer will uns wehren,
deutsch und treu zu sein?
Wie's die Welt mag treiben,
wie sie uns auch droht:
Wir sind deutsch und bleiben
Deutsche bis in den Tod!

Julian Will / Dich liebe ich mein Volk!

Dich lieb ich mehr als Worte je es sagen,
mein deutsches Volk, im Glanze deiner Gaben
und Tugenden, die schon bewundert haben
die Römer in verflungenen, grauen Tagen.

Dich liebe ich, muß ich auch bitter klagen,
daß Blutsverräter dir die Grube graben,
daß dich umkränzen finstre Unglücksraben:
Auch deine Schmach, ich will sie liebend tragen.

Denn sieh! ich glaube, du mein Volk wirst leben,
wirst auch im Weichselloand nicht untergehen
trotz der Gefahren, die uns heut umschweben.

Ich glaube an der Deutschen Auferstehen!

Julian Will / Für dich, mein Volk

Für dich, mein Volk, will wirken ich und leben,
dir schlägt mein Herz, dir soll es fürder schlagen,
bis man mich wird zur letzten Ruhe tragen.
Dir, dir, mein Volk, will ich mein Bestes geben.

Dir, o mein Volk, dir galt und gilt mein Streben,
dir meine Lust, dir meine Angst und Klagen.
Du bist mein Trost, wenn mich die Zweifel plagen,
wenn Kleinmutsgeister höhrend mich umschweben.

Den Freunden dein reich ich die Hand zum Bunde.
Den Feinden dein ich Kampf und Fehde schwöre
mit glühndem Herzen, nicht mit raschem Munde!

Für dich, mein Volk, für deine Groß' und Ehre
will wirken ich zu jeder Frist und Stunde,
ach, daß mein Tun für dich von Segen wäre!

Julian Will / Deutsche, seid einig!

Brüder, ihr kennt mich, ihr wißt wer ich bin . . .
Darf ich euch dienen, so bin ich zufrieden,
frei ist von Neid und von Hochmut mein Sinn,
nichts hat mein Wollen von eurem geschieden!
Brüder, ihr kennt mich!

Brüder, so hört noch einmal auf mein Wort . . .
Meidet des Bruderkampfes grausige Fehden!
Setzt die vergiftende Zwietracht nicht fort,
soll nicht der Tempel der Volkheit veröden . . .
Brüder, o hört mich!

Jagt die Zerstörer zum Tempel hinaus!
Größenwahn hat ihre Herzen verblendet,
Neid ihre Augen . . . O höllischer Graus,
Bruderblut hat ihre Hände geschändet! . . .
Wehe den Mördern!

Brüder, die Liebe allein macht uns stark!
Brüder, nur Einigkeit kann uns erretten!
Zimmert nicht länger am eigenen Sarg,
Schmiedet nicht selber euch Fesseln und Ketten!
Deutsche, seid einig!

Julian Will / Erntewunsch

Ich fühl es nie so tief und stark,
daß deutsches Bauernblut
mein Herz durchströmt und nährt mein Mark
und schürt der Sehnsucht Glut,
als ich es fühl zur Erntezeit,
wann weit und breit
die Sensen klingen.

Dann ruft und lockt mein Heimatland!
Ich folg dem Rufe gern.
Die Sense drängt sich in die Hand;
wie eine Magd dem Herrn
gehört sie willig meinem Wink
und läßt sich flink
und wuchtig schwingen.

Daß ich die Ahrenwürgerin
noch immer meistern kann,
bezeugt mir stolz, daß ich noch bin
ein Bauer und ein Mann!
Noch sind nicht morsch die Knochen mein,
o nein, o nein!
Noch kann ich mähen!

O drückte mir der deutsche Geist
die Sense in die Hand,
den Zwist zu mähen, der uns zerreißt
und schwächt im Polenland!
Wie wollte ich die Todesaat,
den Volksberrat,
zu Boden mähen!

Erhard Mittel / Ein Deutscher aus Posen

Am Morgen des 4. November 1918 griffen starke englische Kräfte nach zweistündiger Artillerievorbereitung die Stellung einer preussischen Infanteriedivision westlich Tournai an. Das Trommelfeuer war von jener vernichtenden Gewalt gewesen, die in den letzten Monaten des Krieges üblich war, dennoch aber brach der feindliche Angriff im Abwehrfeuer der deutschen Maschinengewehre zusammen. Am Spätnachmittag versuchte der Feind noch einmal vergeblich, die Division aus ihren Trichtern herauszuwerfen; er erlitt schwere Verluste, ohne auch nur einen Fußbreit Boden zu gewinnen. Ja, das rechte Regiment der Division erhob sich zum Gegenangriff und trieb den Engländer tief in dessen eigene Stellung zurück.

Am Abend dieses Tages erhielten die in vorderster Linie liegenden Kompanien den Befehl, die Stellung zu räumen, da es dem Feinde gelungen sei, eine völlig abgekämpfte Nachbardivision zurückzudrücken und somit die Flanke der eigenen Truppe bedroht sei. Jedes Bataillon habe in der bisherigen ersten Linie nur eine Maschinengewehrgruppe zurückzulassen; diese sollte versuchen, den Gegner am nächsten Tag möglichst lange hinzuhalten, und sich dann auf die neue Hauptwiderstandslinie der Division zurückziehen.

Es waren die letzten, rasselnden Atemzüge des sterbenden Krieges. Jedermann in der Division wußte, daß in den allernächsten Tagen die Waffenstillstandsverhandlungen beginnen sollten, obwohl keine amtliche Meldung darüber durchgegeben worden war. Aber die Truppe, durch die unaufhörlichen Kämpfe der letzten Wochen gegen jedes der zahllosen Gerüchte gleichgültig geworden, die aus der Etappe ohne je zu versiegen, schleimig nach vorn flossen, hatte es im Gefühl, daß dieses Gerücht wahr sein müsse.

Schon in den Wochen zuvor besaß kein Offizier mehr die Macht, durch bloße Befehle oder gar durch die Androhung von Strafen einen Mann, der seine Pflicht nicht tun wollte, zu dieser Pflicht zu zwingen. Was der Führer durch seine Person, durch Muge und gelassenes Wort nicht erreichte, erreichte er überhaupt nicht. Wer in diesen Tagen und Wochen noch vorn war, war freiwillig vorn. Tausend Wege gab es für Schwache und Feiglinge, sich aus der Zone des Todes zu begeben, kein Kamerad und kein Vorgesetzter hielt den, der gehen wollte, kein Wort mehr wurde an Drückeberger verschwendet; schweigend sah man durch die hindurch, die wortreich auseinanderzusetzen suchten, daß es ja doch keinen Zweck mehr habe.

Und nun stieß die Ahnung, daß der Frieden nahe, tausendspitzig in die Herzen der Soldaten. Mußte diese Botschaft vom gefahrfreien Leben dem ausgehungerten, übermüdeten deutschen Heere nicht endgültig den inneren Halt nehmen, den die vor seelischer und körperlicher Erschöpfung wankenden Männer täglich in sich selbst neu aufzubauen hatten? War es nicht natürlich, daß nun auch die Tapfersten versuchten, den Kämpfen der nächsten Tage auszuweichen, um nicht dem letzten Sensenhieb des blinden Schnitters noch zu erliegen.

Aber die Front bestand auch diese letzte und schwerste Probe. Längst war abgefallen, was hatte abfallen sollen, da es die Angst der Kreatur noch im Leibe spürte. Die Männer, die jetzt noch vorn in den Trichtern lagen, waren entschlossen, die kurzen, schweren Stiefel der deutschen Armee in Ehren von den Füßen zu tun.

Die Bataillone der Division, von der hier die Rede ist, waren auf die Stärke einer Kompanie zusammengeschmolzen, obwohl sie dem Namen nach vielfach noch zwei oder drei Kompanien bildeten. Der Führer einer dieser Kompanien bestimmte entsprechend dem Divisionsbefehl eine Gruppe, die weiterhin die Stellung zu halten habe, ließ dann den dienstältesten Unteroffizier, einen Wizefeldwebel, zu sich kommen — denn einen zweiten Offizier hatte die Kompanie nicht mehr — übergab ihm das Kommando und erteilte ihm den Befehl, mit der Kompanie abzurücken. Auf die bestürzte Frage des Feldwebels, was der Herr Leutnant vorhabe, erklärte der Kompanieführer kurz, er werde bei der Maschinengewehrgruppe bleiben. Es mache ihm keinen Spaß mehr, andauernd zurückzugehen. Man müsse den Tommys zeigen, daß bei den Preußen immer noch scharf geschossen werde. Der Wizefeldwebel mußte die wahre Absicht des Offiziers augenblicklich begriffen haben, denn

es sah einen Augenblick aus, als wolle er seinem Vorgesetzten widersprechen; doch der Leutnant grüßte leicht, indem er zwei Finger flüchtig an den Stahlhelm legte, und sagte mit leiser Stimme, die dennoch jeden Gedanken an Widerspruch erstickte — denn diese jungen Offiziere hatten gelernt zu befehlen —: „Unten am Bach warten Sie auf die Erste; nehmen Sie Radke das MG ab, er schleppt sich sonst noch zu Tode damit. Wiedersehen!“

Damit wandte er sich um und ließ den Feldwebel stehen. Es war schon dunkle Nacht, seine Gestalt war nach drei Schritten den Blicken des Zurückbleibenden entzogen.

Der Offizier hatte nicht weit zu gehen. Er kam noch an drei oder vier Leuten seiner Kompanie vorbei, denen er angab, wo sie die übrigen Kameraden finden würden. Als er an dem Trichter anlangte, in dem die MG-Gruppe liegen mußte, rief er leise einen Namen, erhielt Antwort, ging um das schwarzgährende Loch herum und legte sich zu den fünf Männern. Zwei von ihnen hatten mit dem feuerbereiten Gewehr den Rand des Trichters in der Richtung nach dem Feinde zu besetzt, die drei übrigen lagen, in ihre Mäntel gehüllt, an die Trichterwand gelehnt und rauchten. Der Leutnant steckte sich an der Pfeife des einen eine Zigarre an; die drei erkannten beim Aufglühen des Tabaks ihren Kompanieführer, sagten jedoch kein Wort. Er hoffte sich auf die Sohle ihres Erdloches, damit er dem Feinde die Stellung durch das Glühen der Zigarre nicht verrate.

Im Herbst beginnt es früh zu dunkeln und spät zu tagen. Sie hatten nichts als die zerschlissenen Uniformen und die dünnen Mäntel, um sich gegen die Kälte der Novembernacht zu schützen. Aber wer dachte an Kälte und Frost! Der Krieg ging zu Ende, und der Krieg war verloren.

Die Nacht verlief ruhig, ebenso ein großer Teil des Vormittags. Die Engländer schienen nicht sonderlich erpicht darauf, sich in den Bereich der deutschen Maschinengewehre zu begeben.

Gegen zehn Uhr vormittags jedoch brach plötzlich ein rasender Feuerüberfall los, der etwa eine halbe Stunde dauerte. Gleich zu Beginn schlug eine Granate auf den Rand des Trichters, den die Gruppe besetzt hielt; die Sprengstücke töteten drei Mann auf der Stelle und verwundeten den Unteroffizier schwer. Gleich darauf fiel auch der letzte einer anderen Granate zum Opfer, nur der Leutnant blieb unverletzt. Er preßte sich, die Zigarre im Munde, in die Erde und blickte über den Lauf des Maschinengewehrs hinweg nach vorn. Der Unteroffizier blutete langsam aus.

Als das Feuer mit einem Riesensatz nach rückwärts sprang, waren auch schon die Feinde da. Sie stürzten in hellen Schützenlinien heran, doch der Offizier, immer noch die Zigarre im Munde, ließ den Lauf seines Maschinengewehres wandern und schlug den Gegner zu Boden. Rechts und links von ihm begannen die beiden Gewehre der Nachbarbataillone zu hämmern; der Leutnant hörte den vertrauten Laut und nickte gleichmütig vor sich hin. Doch die Engländer, durch den Widerstand gereizt, durch die Verluste, die ihnen der gestrige Tag gebracht, zu wildem Rachedurst entflammt, ließen nicht nach. Näher und näher heran sprangen die braunen Gestalten, warfen sich über die herbstliche Erde dahin, auch bei ihnen begannen Maschinengewehre zu feuern und Einzelschüsse peitschten herüber. Die MG-Gruppen zu beiden Seiten des Leutnants wichen, wie es der Befehl vorschrieb, sprungweise zurück. Sie arbeiteten wie im Manöver: wenn ein Gewehr zurückwich, übernahm das andere den Feuerschutz und zwang den Feind in Deckung, bis die zurückgegangene Gruppe ihre neue Stellung eingenommen hatte und nun sofort das Feuer wieder aufnahm, um auch den Kameraden einen Sprung nach hinten zu ermöglichen.

Der Offizier lag an seinem Gewehr und wich nicht um einen Meter. Wohl suchten die beiden Nachbargruppen, denen das starre Aushalten des ihnen unbekannten Kameraden unerklärlich war, ihn durch Fernfeuer gegen eine Umgehung zu schützen, doch mußten sie sich gegen ihre eigenen Angreifer wehren, und so verloren sie den Klang seines einsamen Gewehres bald aus dem Ohr.

Als der Leutnant erkannte, daß der Feind ihn zu beiden Seiten überflügelt hatte und sich auch schon von hinten an ihn heranarbeitete, riß er das Gewehrschloß heraus und trat es in die Erde, bohrte den Lauf tief in die Wand seines Trichters und griff zu den bereitgelegten Handgranaten. Während zu beiden Seiten der Gegner schon in dichterem Wellen vorüberzog und in der Entfernung da und dort Gruppen stehenblieben, um den Kampf zu beobachten, drangen nun von allen Seiten die Angreifer auf den einsamen feldgrauen Kämpfer ein. Er warf seine Handgranaten in unheimlicher Ruhe, keine Geste verriet, welche Richtung er dem nächsten Wurf geben würde, auch plakte jede Granate haarscharf im Augenblick des Auspralls auf die Erde, so genau war jeder Wurf berechnet.

Ein hinzukommender höherer englischer Offizier, von der Wildheit des seltsamen Kampfes noch nicht angesteckt, rief dem Deutschen zu, sich zu ergeben. Die englischen Soldaten, die unwillkür-

lich sich halb aus ihren Trichtern erhoben hatten, glaubten, ein fremdes Lächeln auf dem hageren Gesicht ihres Gegners erkennen zu können, ihr Oberst aber, der in eleganten hohen Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand, auf ein Wort der Entgegnung wartete, erhielt eine Antwort, die ihn zwang, sich schleunigst zwanzig Schritte zurückzuziehen, denn der Deutsche warf ihm eine Handgranate dicht vor die Füße — zum erstenmal war es ein Wurf, der dem Bedrohten Zeit zur Flucht ließ.

Mit einem einzigen Aufschrei der Wut erhoben sich ringsum die Engländer, von allen Seiten des Kreises flogen gleichzeitig die Wurfgeschosse heran, der Deutsche war verloren. Doch da riß er eine Pistole aus dem Gürtel, unterlief die Woge der Geschosse und entging noch einmal dem konzentrischen Angriff; urplötzlich stand er vor einem von braunen Gestalten gefüllten Granattrichter, die, mit Handgranaten bewaffnet, im ersten Augenblick nicht wußten, wie sie dem Rasenden begegnen sollten; ja, da und dort flogen gar ein Paar Hände als Zeichen der Ergebung in die Höhe. Der deutsche Offizier setzte dem ersten die Pistole auf die Brust und drückte ab. Dann wandte er sich dem nächsten zu. Bevor er unter den Spaten, Gewehrkolben und Bajonetten der rasenden Feinde zusammenbrach, hatte er noch ein halbes Duzend von ihnen mit in den Tod hinübergeworfen.

Als der englische Oberst herankam, und sich über den schrecklich verstümmelten Körper beugte — denn in ihrer blinden Wut hatten die Soldaten wahllos zugeschlagen mit allem, was ihnen in die Hände gekommen war — schlug der deutsche Leutnant noch einmal die Augen auf. Das junge, magere Gesicht war unverletzt, der Stahlhelm hatte es geschützt. Der Engländer sah mit tiefer, fassungsloser Erschütterung, daß um Augen und Mund des Sterbenden ein klares, hohes Lächeln stand. —

Der englische Offizier entnahm den wenigen Papieren, die der Tote bei sich trug, daß er in seinem bürgerlichen Beruf Volksschullehrer gewesen war und dem Infanterieregiment Graf Kirchbach, also einer der Provinz Posen entstammenden Truppe, angehörte.

Man muß es uns erlauben, in diesem einen Falle den Namen des Regiments zu nennen. Es gibt heute viele Deutsche, die nicht wissen, daß ein Land mit dem Namen Posen einmal innerhalb der Grenzen des Reiches gelegen hat, doch wird es einem Sohne dieses schönen, einst deutschen Landes nachgesehen werden, wenn er in Trauer und Stolz bekennt, daß er seine Wälder, Seen und

Hügel nicht vergessen kann und auch nicht die Freunde, die dafür starben.

Leutnant R... wurde am Abend dieses Tages von englischen Soldaten an der Stätte seines Heldentodes begraben.

Friedrich Hans Kriebel
Wir von der Weichsel und Warthe

Wir blieben treu, als Deutschland zerbrach,
wir standen stark in bitterer Schmach:
Wir von der Weichsel und Warthe!

Und was an Leid auch uns widerfuhr,
und ob die Welt uns auch narrte:
Wir klagten nicht, wir hielten den Schwur
und wuchsen im Glauben an Deutschland nur:
Wir von der Weichsel und Warthe!

Clemens Rößler / Denk stets daran

Wenn einer unsrer Brüder Schlechtes tut im neuen Reich,
so trifft ihn unerbittlich eines deutschen Richters Hand.
Wenn, du, hier, nur den zehnten Teil der gleichen Sünde tust,
so richtet man nicht dich allein, nein, auch dein Vaterland.

Drum achte stets auf dich und überlege jede Tat,
daß auch der schlimmste Feind dir niemals Arges zeihen kann.
Hilf deinem Bruder freudig und mit bestem Rat,
daß jeder Fremde achten lernt den rechten deutschen Mann.

Clemens Rößler / Öffnet, öffnet...

Öffnet, öffnet eure Fenster,
laßt den Sonnenschein ins Haus,
jagt die finsternen Gespenster
einer morschen Zeit hinaus!

Öffnet, öffnet eure Herzen
und empfangt voll Glück den Geist,
der ein Volk aus Not und Schmerzen
riß und neue Wege weist!

Öfnet, öfnet Brust und Lunge,
trinkt den Odem neuer Zeit,
preist und lobt mit froher Zunge
deutsche Kraft und Einigkeit!

Clemens Rößler / Weiße Wölkchen

Weiße Wölkchen ziehen
weithin übers Heimatland,
weiße Wölkchen fliehen
nach dem deutschen Vaterland.

Weiße Wölkchen tragen
meiner Sehnsucht stilles Leid,
meines Herzens Weh und Klagen,
meiner Seele Kampf und Streit.

Weiße Wölkchen schwinden . . .
neue ziehn am Firmament.
Weiße Wölkchen künden:
Sehnsucht hat kein End'.

Clemens Rößler / Das Rundfunkwunder

Jetzt ist das Wunder auch zu mir gekommen
und füllt mir meine bangen Stunden aus,
ein Druck, ein Drehen, Suchen und ein Halten
und Leben sprudelt durch mein stilles Haus.

Nun lieg' ich nicht mehr einsam Tag und Nächte,
in Krankheit und im ew'gen Einerlei,
nun zürne ich nicht mehr dem harten Schicksal,
nun wünsch ich mir nicht mehr den Tod herbei.

Nun bin ich froh und hör' des Lebens Fülle
in Leid und Freud erklingen an mein Ohr,
erlebe mit der Völker Kampf und Ringen,
den diese neue Zeit heraufbeschwor.

Nun bin ich glücklich, reise durch die Länder,
verweile dort, wo es mir wohl gefällt,
mein Schränkchen ist mein Kleinod nun geworden,
die Straße und das Tor zur großen Welt.

Clemens Rößler / Lied der Jugend

Um uns herum ein Kranz von Ketten
in uns das Fieber der neuen Zeit,
um uns ein Wald von Bajonetten, —
wir halten Hammer und Pflugschar bereit:

Wir hämmern, wir feilen,
wir knien, wir eilen,
wir setzen Stein auf Stein,
wir pflügen, wir säen,
wir eggen, wir mähen,
wir fahren ein.

Die Sonne liegt hinter den Wolken begraben
und Galgen stehn drohend im letzten Schlag.
Es kreischen die Geier, es krächzen die Raben
um uns im Kreise Tag für Tag.

Wir schmieden, wir schlagen,
wir sägen, wir tragen,
wir sind wie Ritt.
Wir graben, wir schippen,
das Lied auf den Lippen,
die Heimat singt mit:

Wir sind nicht zerstampft, wir sind nicht zermalmt,
wenn immer bei uns noch ein Schornstein qualmt,
wenn immer bei uns noch ein Pflug wird bewegt
und Früchte die teure Erde trägt,
wenn alle wir kraftvoll den Arbeitsstrang ziehen,
dann mußt du, Heimat, uns neu erblühen.

Johann Basler / Unser Sehnen

Unser Sehnen
geht durch die Zeit
wie ein loderndes Flammen.
Unser Sehnen geht durch die Zeit,
sucht Brüder zusammen.

Männer des Kampfes,
Männer der Tat,
von unbändiger Liebe
und heiliger Saat! —
Euch, Männer,
euch ruft es zusammen!

Euch ruft es nicht,
euch: Henker und Geier und Galgenbrut,
nicht euch, ihr Schleicher und Schlaun,
nicht euch, die ihr wie träge, teigige Flut
hindöst, ihr Halben und Lauen.

Unser Sehnen
geht durch die Zeit
wie ein loderndes Flammen!
Unser Sehnen
geht durch die Zeit,
wer mag es,
wer will es,
wer kann es verdammen!

Brunhild Lüttmann / Durch unsere Wälder

Durch unsere Wälder zieht brausend der Wind,
wecket das uralte Rauschen.

Schlafe mein Kind, schlafe mein Kind,
und laß nur das furchtsame Lauschen.

Über die Wiesen zieht weinend der Wind
Blumen sind alle vergangen. —

Schlafe mein Kind, schlafe mein Kind,
das Sterben hat angefangen.

Über die Felder zieht klagend der Wind,
hat jetzt kein Kornfeld zum Spielen. —

Schlafe mein Kind, schlafe mein Kind,
im Lande mahlen viel Mühlen.

Um unser Fenster singt raunend der Wind,
Vöglein wohnt nicht mehr im Baume. —

Schlafe mein Kind, schlafe mein Kind,
bald liegt auch die Welt tief im Traume.

Brunhild Lüttmann / Laßt brennen

Laßt brennen das Feuer in dunkelster Nacht,
laßt lodern die glühenden Flammen!
Gott hat uns zu Hütern der Heimat gemacht,
hat in uns das Feuer der Liebe entfacht
zur Heimat, zu Schwester und Bruder.

Nun weißt du, Bruder, du bist nicht allein.
Wir alle, wir gehen zusammen.
Der Weg ist weit und die Mühe nicht klein,
wir aber sind hart wie aus Erz und aus Stein,
wir wissen vom Sieg unsres Kampfes.

Drum lasset das Feuer verglimmen nicht,
das Gott uns im Herzen entzündet.
Wir fürchten die Hölle und den Teufel nicht,
denn vor uns schreitet mit stummem Gesicht
der Fahnenträger, der tote.

Brunhild Lüttmann / Heimat

Heimat! Wir wissen um deine Not!
Jeder Bruder, der dir verlorengelht,
jeder von uns, der dich nicht versteht,
ist feig und schlecht!

Es sind viele, die dich um Judasgeld
verraten an eine uns fremde Welt.
Die verachten wir!

Jeder Bruder, der deine Sprache nicht spricht,
jeder Bruder, der dir die Treue bricht,
ist deiner nicht wert!

Jede Mutter, die ihr Kind nicht beten lehrt;
„Gott hilf mir Heimat lieben und Schwert“,
ist nicht deutscher Art!

Es sind viele, die wissen um ihre Pflicht,
und die halten zu dir und verlassen dich nicht
und singen dein Lied!

Jeder Bruder, der fest zu dir, Heimat, steht,
dem der Morgenwind lehte Furcht verweht,
ist treu bis zum Tod!

Heimat! Wir wissen um deine Not.

Hermann Textor / Neumanns Hengst

Eine Geschichte aus Urgroßvaters Zeit

Es war im Januar des Jahres 1802, da mußten die Kolonisten von Groß-Neudorf ihre vom Starosten Kretkowski auf Moosburg ausgestellte Ansiedlungsurkunde bei der preußischen Behörde erneuern lassen. Die beschwerliche Fahrt mußte angetreten werden, trotz der grimmigen Kälte, trotz des tiefen Schnees.

„Muß es jetzt sein, jetzt, da die Wölfe um unsere Stallungen heulen und die Vögel vom Frost tot zur Erde fallen?“ fragten die Bauern besorgt und hauchten in die erstarrten Fäuste.

„Ja, es muß jetzt sein“, erklärte mit Bestimmtheit der Schulze Bix, „es muß jetzt sein, damit wir im Frühling wieder pflügen und säen dürfen.“

Er sah sich mit seinen klugen Augen im Kreise der versammelten Dorfschaft um. Niemand widersprach ihm.

Und sie fuhren. Fünf Meilen bis Leslau, auf knirschendem Schnee, bei krachendem Frost. Wald, Wald, so weit die Kasse trabten und die Schlitten knarrten. Schneeeladen neigten die Tannen dumpf und ergeben ihre Zweige zur Erde, flehend streckten die nackten Birken ihre vereisten Äste gen Himmel. Harter Winter, funkelnder Frost. Den Bauern, die ihre Beine in Häckselsäcke gesteckt und sich in Pelze eingemummelt hatten, hingen Eiszapfen vom Schnurrbart herab, ihre Pferde, ob Kappen oder Füchse, waren im Raureiß wie Schimmel anzusehen.

Allen voran fuhr Neumann mit seinem gewaltigen Hengst, der zusammen mit einer flinken Stute den Schlitten wie ein Spielzeug hinter sich herzog.

Leslau. Diensträume. In den Öfen knisterte trockenes Birkenholz. Die Bauern wärmten ihre Finger auf und hörten zu, was ihnen der Schreiber aus der alten Ansiedlungsurkunde vorlas, von ihren Rechten und Pflichten. Rodung, Urbarmachung, Land, Schafe, Erntearbeit auf dem Gut, ein Faß Bier . . . Sie verstanden den Zusammenhang nicht recht. Aber ihr Schulze Bix war hell-

hörig und flug. Ihm entging kein Wort von dem, was vorgelesen wurde. Er vergaß dabei sein lahmes Bein, seine verklammten Finger und saß gleichsam auf dem Sprunge, um einzugreifen, falls der Schreiber irgend etwas verkehrt machen sollte. Aber es war alles in Ordnung. Nun kamen die Unterschriften. Der Schulze Biß las sich in Ruhe noch einmal das ganze Schriftstück durch, dann nahm er fast mit Eleganz den Gänsekiel und setzte mit schöner Schrift seinen Namen neben die Unterschrift des Vertreters der Regierung Bohe. Dann kamen die andern Bauern, die aber zum großen Teil wegen der verklammten Finger nur mit Mühe drei Kreuze anstatt ihres Namens hinsetzten. Der Renovationsakt war fertig, die Verhandlung geschlossen. Sie konnten jetzt wieder nach Hause fahren und im Frühling säen und im Sommer ernten.

Aber wie? Sofort fahren? Nein, zuerst noch einen Schnaps, einen „Rachenpußer“, wie sie sagten, trinken und ein Stück Schwarzbrot kauen, das jeder von Hause mitgenommen hatte, und dann, dann konnte es in Gottes Namen wieder heimwärts gehen. Aber sie tranken noch immer einen und merkten gar nicht, daß Nachbar Mund, der sich vorher auch einen angetrunken hatte und jetzt draußen auf die Pferde aufpaßte, mit einer Horde von Stadtlümmeln Handel bekommen hatte, wobei er sich mit einer Schlittenrunde heldenhaft gegen die Angreifer wehrte. Und als die Dorfgenossen aus der Schenke heraustrühten und ihm zu Hilfe eilen wollten, schlug er blindlings auch auf sie ein.

„Aber Willem, Nachbar, du schlägst mich ja“, schrie Weber entsetzt.

„Ist ja alles gleich, ob den, oder den . . .“

Die Städter aber hatten sich zurückgezogen und wollten sich totlachen über die fatale Verwechslung.

Heimfahrt. Die Raben sitzen auf den vereisten Baumkronen und spähen nach Nahrung. Der Schnee schimmert rötlich in der untergehenden Sonne. Eine unendliche Melancholie liegt in der abendlichen Winterlandschaft. Aber die Bauern sind fröhlich, ihre erhitzten Köpfe glühen trotz des Frostes, sie rufen sich von einem Schlitten zum andern Red'worte zu. Die Pferde traben hurtig, aber das genügt nicht, vorwärts im Galopp! Wettfahrt, bei der natürlich Neumann mit seinem Hengst Sieger bleibt.

Die Sonne ist untergegangen. Der Mond steht über den Kiefernkronen. Er steigt höher und höher. Die Bauern werden wieder stumm. Der Rausch vergeht schnell in der Kälte. Die Nacht stimmt sie ernst und nachdenklich. Sonderbare, langgezogene Töne hallen

durch die eisige Luft. Ist es ein Uhu, sind es Füchse? . . . oder . . . Wölfe? Bloß nicht verrufen! Die Pferde spitzen die Ohren und fauchen Dampf aus ihren Nüstern. Eine Gespensterfahrt . . . die wilde Jagd . . . Voran Neumann mit seinem Hengst.

Noch zwei Meilen, eine Stunde bis nach Hause. Eine Waldwiese.

„Leute, Nachbarn!“ ruft Weber, der im letzten Schlitten fährt, „schaut, dort auf dem Schnee, seht ihr die grauen Biester? Sie laufen neben uns her.“

„Wölfe, Wölfe!“ schreien die entsetzten Bauern.

Die Pferde ziehen ruckartig an. Im Galopp geht es weiter.

„Ruhe!“ gebiet Bix. „Jetzt aufgepaßt, jeder mache eine Kunge locker!“ Selbst aber zog er eine Büchse aus dem Stroh heraus und prüfte sie.

„Laßt mich nicht zurück, Leute!“ rief hinten Weber, der mit seinem Pferdchen nicht nachkommen konnte.

Bix gebietet dem Vorderen langsamer zu fahren, selbst aber reiht er sich mit seinem Schlitten als Letzter ein. Die Wölfe nähern sich bedenklich. Er zählt:

Eins, zwei, drei . . . vier . . . sechs . . . immer mehr, immer mehr . . .“

Da kracht ein Schuß. Ein Wolf stürzt nieder. Die andern stieben für einen Augenblick auseinander, dann aber fallen sie über den toten her und zerreißen ihn im Augenblick. Die Schlitten sausen weiter. Bix lädt seine Büchse aufs neue, so schnell er kann. Schon ist das Rudel wieder dicht bei den Pferden. Fletschende Zähne, phosphorszierende Augen. Bix schießt. Weiter. Nein, es geht nicht weiter.

„Das Ganze halt!“

Die Bauern stellen sich mit den Kungen vor den Pferden auf. Die Sache wird immer gefährlicher. Nicht einmal im Schritt können sie weiter. Was nun? Ein Pferd muß geopfert werden. Wer gibt seins her? Niemand meldet sich. Da sagt Neumann:

„Bezahlt mir für meinen Hengst fünfzig Taler, und ich opfere ihn.“

Alle staunen.

„Was, Neumann, der seine Pferde mehr liebt als seine Frau, will den Hengst opfern?“

„Fragt nicht, sondern gebt das Geld her“, sagt Bix und sammelt es ein.

Die Pferde zittern am ganzen Leibe, die Wölfe sitzen abseits im Schnee und warten.

Neumann spannt seinen Hengst aus und bindet ihn an eine Kiefer. Das Tier schaut ihn mit seinen klugen Augen bittend, flehend an, als wollte es sagen:

„Warum? Warum? Habe ich dir nicht treu gedient?“

Neumann klopft ihm den Schwanenhals und lehnt seinen Kopf an ihm, zum Abschied. Zum Abschied?

„Halte dich wacker, treues Tier, verkaufe dein Leben möglichst teuer!“

In schneller Fahrt geht es heimwärts. Da ist das Dorf. Sie fahren ein. Sie werfen scheue Blicke zurück. Da kommt ein Ungetüm angerast, daß die Straße kracht. Ein markerschütterndes Wiehern. Neumanns Hengst! Eine Wunde am Hals, aber an den Hinterhufen angefrorenes Blut und Gehirn der Wölfe.

Franz Wilhelm Meßlin / Ich weiß nicht

Ich weiß nicht, was mich fettet
an die Scholle, dieses arme Land,
daß ich mich selbst verwettet,
mich hingab ihm zum Pfand.

Krumm ist mein Rücken und mein Haar ist grau,
die Hände schwielig, meine Stimme rauh
von Mühsal und von schwerer Plag. —
Und dennoch ist's wie Morgentau, wie junger Tag
in mir, wie Nachtigallenschlag . . .

Ich weiß nicht, was mich bindet
an die braunen Äcker, meine Wiesen meine Eichen . . .
Ich bin ein Bauer, der von früh bis spät sich schindet
und oft will's nicht zum Salz aufs Brot mir reichen.
Sie haben blankes Gold mir angeboten,
sie wollten zahlen mir Lebendiges mit Totem
für meinen Hof, mein Haus und meine Scholle . . .
Ich rief dem Judas, daß er sich zum Teufel trolle,
wenn er die Bauernfaust nicht spüren wolle!

Ich weiß nicht, was mich hält,
daß ich nicht los und ledig in die Welt mag laufen . . .
Ich weiß nur, daß die Väter schon bestellt
das Land, das niemals darf verkaufen,
wer unter diesem Dach erblickt der Sonne Licht.

Er hat die Pflicht,
auch unter diesem Dach zu sterben,
das Land den Söhnen zu vererben. —
Wer seine Scholle preisgibt, soll verderben!

Ich bin ein Lehnsmanu Gottes auf der Scholle,
die überkommen ich als heiliges Vermächtnis
bewahren muß, mag kommen, was da wolle.
Den Ahnen mein zum ewigen Gedächtnis,
als Vätererbe künftigem Geschlechte,
beschützen gegen böse Mächte
und gegen jeden Feind, der sie bedræue
gelobe ich dem ewigen Lehnsherrn hier aufs neue
für meine Scholle Treue gegen Treue!

Franz Wilhelm Meßlin

Wir haben alle Brücken abgebrochen

Wir haben alle Brücken abgebrochen,
wir haben alle Schiffe hinter uns verbrannt,
denn junge Kraft schafft ungebrochen,
nach vorwärts schaut der Blick gespannt!

Ein schmerzliches Gelächter ist für uns der Bürger
und tot für uns die bürgerliche Welt.
Des Spießertums erbarmungslose Würger:
wir brechen, was nicht selbst zerfällt!

Nicht Trauer nach verklungenen Weisen,
das ungeborene Neuland schafft uns Qual.
Wir schmieden unser Haus aus Eisen
und Urstoff ist uns nur der Stahl!

Ein hartes Volk will in der Wirrnis Zeiten
sich selbst den Weg zum Neuland bahnen,
will das erkorene Schicksal selber weiten
erlöst von mittelalterlichen Wahn!

Nicht mehr im sanften WindeSwehen:
Gott schreitet dröhnend durch das All!
Wir fassen schauernd seines Mantels Saum und flehen
und bieten Troß — dem Erdenball!

Franz Wilhelm Meßlin / Ich bin ein Glied

Ich bin ein Glied nur in des Volkes Kette,
der Kette, die nach vor- und rückwärts weist.
Im Volke ward mir meine Stätte,
im Volk, das niemals aufhört, nie zerreißt!

Ich bin ins Volk hineingeboren,
vom Schöpfer selbst hineingestellt.
Ich bin durchs Blut ihm eingeschworen,
dem Volk, das mich umklammert hält!

Nichts kann mich von dem Volke trennen,
nicht irdische noch menschliche Gewalt,
ich muß als Teil zum Ganzen mich bekennen,
im Volk gewinn' ich nur Gestalt!

Ich bin ein Glied nur in des Volkes Kette,
der Kette, die nach vor- und rückwärts weist.
Im Volke ward mir meine Stätte,
im Volk, das niemals aufhört, nie zerreißt!

Franz Wilhelm Meßlin / Ihr meint

Ihr meint, man könnte sich noch drücken . . .
jeder muß wissen, wo er steht!
Ihr meint, man könnte sich noch bücken,
bis dieses Sturmgebraus verweht . . .

Ihr meint, man muß noch schnell Geschäfte machen,
denn die Entscheidung ist nicht fern.
Für unsern Kampf habt ihr ein überlegnes Lachen,
der Schacher ist bei euch des Pudels Kern.

Ihr lauert, wie die Würfel fallen,
ihr sucht nur Anschluß noch zur rechten Zeit
und dann verkündet ihr mit Wortgeschwallen,
was ihr für tüchtige Kerle seid!

Ihr meint, dem Zorngerichte zu entrinnen,
doch ist die Axt euch an die Wurzel schon gelegt.
Ihr hofft, das schlaue Spiel noch zu gewinnen,
doch von der Tenne wird die Spreu gefegt!

Franz Wilhelm Meßlin / Mir ist es einerlei

Mir ist es einerlei, wo deine Wiege stand,
und ob der Bergwind über deine Hütte streicht,
ob dich des Meeres Brausen noch im Schlaf erreicht,
ob dir den Rücken dörrt der Sonne Brand . . .
Mir ist das einerlei, wenn du nur weißt,
daß gleiches Blut in unsern Adern kreist!

Mir ist es einerlei: ob du als Bauer deinen Acker pflügst,
ob du aus Büchern deine Weisheit raffst,
ob du als Bergmann mit der Hacke schaffst,
ob du als Maurer Stein zu Steinen fügst . . .
Mir ist das einerlei, wenn du nur das nicht brichst,
daß du mit mir die gleiche Sprache sprichst!

Mir ist es einerlei, ob du an steinernen Altären,
ob du dich vor dem Ewigen beugst im grünen Waldeßdom.
Er lebt, ist nie und nirgendwo Phantom,
nur ernstes Tun kann Ihn verehren!
Mir ist's auch einerlei, ob Mann, ob Weib,
bekennst du das mit mir: Wir alle sind ein Leib!

Wo auch ein Deutscher hier auf Erden walle,
wie auch der Weltenherr sein Schicksal webt,
so ist er unser, wie er leibt und lebt:
Wenn ein Glied leidet, leiden alle!
Wo jedes Glied das Ganze hilft gestalten,
muß herrlich sich der deutsche Leib entfalten!

Herbert Menzel / Die Tirschtiegeler Mütter

Aufschrien die Männer, es gingen stumm
zurück ins Haus die Mütter und Frauen,
als die Kunde kam, wie Schatten und Grauen:
Verrat! Und: der Pole brachte sie um!

Der Korbmacher Braunack, der Junge, erschlagen!
Der Trompeter Wolf bläst nie wieder ein Lied,
Vater Furth zwei Söhne sind zu beklagen.
Auch Zimmermann Obst liegt verblutet im Ried.

Von Haus zu Haus, zu den letzten Raten
das Grauen lief, schlug an Fenster und Tor:
Vorm polnischen Dorf liegen deutsche Soldaten,
unsre Söhne, erschlagen, im Wald und im Rohr.

Es kam die Nacht. Und die Männer auf Posten
starrten ins Dunkel. Keine Frau, die schlief.
Es lauschten die Mütter und Bräute nach Osten,
und es war, ja, es war, als ob es sie rief.

Mutter! Mutter! Es drückt uns die Erde,
die feindliche Erde gibt nicht Ruh.
Mutter, sorgt, daß uns Heimat werde,
für die wir gekämpft, sie decke uns zu!

Zur Früh ward es stille, doch nächstens wieder
ausschrie es und zwang, daß sich jede erhob.
Und sie fanden sich stumm, und so knieten sie nieder,
doch das Klagen wuchs an mit dem Sturm, der stob.

Liebste Mutter! — Das traf sie, das zog sie; sie schritten
hinaus vor die Stadt, an den Posten vorbei,
zum polnischen Dorf, und sie gruben inmitten
der schlafenden Feinde die Toten frei.

Sie gruben und brauchten dazu keinen Spaten,
sie gruben mit ihren Händen allein.
Sie waren ganz Mütter der tapferen Soldaten:
Still, still nur, mein Sohn, wir holen euch ein.

Und sie kamen zurück, und sie trugen die Jungen
in ihren Armen, fest an sich gepreßt.
Die schlummerten friedvoll, wie eingesungen.
Und die Heimat umfing sie und hielt sie fest.

Sigismund Baneś / Ihr heiligen Toten

Ihr heiligen Toten unseres Volkes, hört:
Wie unser Mund heut euer Opfer kündet,
so schreiten wir voran durch Kampf und Not,
treu eurem Ruf und innerstem Gebot,
zum Werk zu stehn, das ihr für uns gegründet.

Ihr heiligen Toten unseres Volkes, hört:
Wie ihr im Blut uns ewiglich verbündet,
so wollen wir in uns euch Heimat geben
und wollen Leben sein von eurem Leben
und Licht vom Licht, das ihr in uns entzündet.

Sigismund Banek / Daß Deutschland

Daß Deutschland unser ist und all sein Glanz,
und seiner Dome ewiger Glockenklang,
und seiner Ströme brausender Gesang,
und seiner Fluren heiliggrüner Kranz —

Daß Deutschland unser ist und all sein Leid
und blutig Mühn und Sorgen Tag für Tag:
Das künden wir mit jedem Herzensschlag
und rufens laut in alle Ewigkeit.

Sigismund Banek / Wir tragen die Fahnen

Wir tragen die Fahnen, die nimmer fallen
und schüren die Feuer, die nie verglühn.
Wir sehn am Himmel hoch über uns allen
die hellen Sterne der Ewigkeit blühn.

Wir kommen aus dunklen zerfallenden Zeiten
und gründen die Dome des Glaubens aufs Neu
und werden nicht ruhn die Kunde zu breiten,
daß der Bruder dem Bruder wahre die Treu.

Kein Sturm kann uns fällen, kein Wetter verderben,
Gott gab uns den Führer durch Not und durch Nacht,
ihm folgen getrost wir im Leben und Sterben
und hüten sein Wort und halten die Wacht.

Sigismund Banek / Wir stehn im Kampf

Wir stehn im Kampf um unser letztes Recht —
die Bahn zu brechen kommandem Geschlecht,
daß deutscher Geist in Kind und Kindeskind
im deutschen Blute heilige Heimat find.

Wir stehn im Kampf trotz Teufel, Haß und Tod,
den Zwist zu zwingen und der Brüder Not,
daß deutscher Glaube heut und immerdar
im deutschen Herzen treu sich offenbar.

Wir stehn im Kampf und was auch wird geschehn,
nie wird und nimmer unser Volk vergehn.
Wir schwören's laut — so helf uns Gott im Streit:
Wir bleiben deutsch in alle Ewigkeit!

Sigismund Banek

Wir werden nie der Volkheit Tempel bauen ...

Wir werden nie der Volkheit Tempel bauen
und seine Zinnen in die Zukunft tragen,
eh' wir nicht Brücken zueinander schlagen
und gleichen Geist in unsern Seelen schauen.

Und keine Frucht wird unserm Mühen glänzen,
solang wir noch nach eitler Ruhme lüstern,
uns freudig nicht zu reiner Tat verschwistern
und unser Herz mit lichter Treue kränzen.

Erst wenn wir frei von allem Neid und Hassen
mit einer Not unlöslich uns verbinden
und schicksalschwer umfletten und umwinden,
wird Furcht und Dunkel unsern Tag verlassen.

Und leuchtend werden wir in allen Stürmen
von Nacht umwettert unsre Fahnen schwingen
im Flammenfluge strahlend aufwärts dringen
und singend stehn auf allerhöchsten Türmen.

Sigismund Banek / Deutschland

Keiner Feinde Drohn und Hassen hat uns den Glauben an dich
geraubt —
immer stand'st du, Deutschland, als Gottes Stern über unserem
Haupt.

Immer in finsternen Nächten, wenn unser Tun allen Trost verlor,
wuchs aus dem tiefsten Grund unserer Seele gewaltig dein Lied
empor.

Im Frost und Elend der Fremde beschworen wir dein Gesicht,
bis wir mit brennenden Blicken erschaut dein heimlichstes Licht.
Bis wir, die Einsam-Vergessenen, draußen im Wind der Welt,
wieder in Ehren wurden in unser einziges Erbe gestellt.

Nun schreiten als rechte Söhne wir mit in des Volkes Zug
und tragen sein innerstes Siegel zum Pfand auf Sichel und Pflug,
nun fürchten wir nimmer die Stürme, reißt unsere Ernte heran,
deine bergende Scheuer ist wieder uns allen aufgetan.

Wir bringen dir unsere Garben und nehmen dein Korn zur Saat,
und sind deine pflichtigen Schnitter auf dem Felde der deutschen
Mähd,

und stehn, wo immer wir schaffen, durch Wunsch und freieste Wahl
mit unserem Werk und Willen in deinem segnenden Strahl.

Und hüten in herber Treue, was wir aus deinem Schoß
zum Lehn und Lohn empfangen an Wundern rein und groß,
und lauschen dem Gruß deiner Felder und deiner Gassen goldenem
Sang

und deiner ragenden Dome dunklem Glockenklang.

O Deutschland, heilige Heimat, wir bleiben dir zugewandt
und glühen in deinem Glauben und brennen in deinem Brand,
und tragen im Staub aller Straßen und von segenden Wettern
umhüllt

im Herzen doch immer und ewig allein dein leuchtendes Bild.

Sigismund Banek / Die letzte Furche

Es war im ersten Herbst des großen Krieges, als Friedrich Brokop aus Groß-Meudorf, einem deutschen Dorf in Mittelpolen, zeitiger als er sonst pflegte, sich vom Lager erhob und, indes Frau und Kinder noch schliefen, hinausging, die Pferde anschirrte und zum Ackern auf das Feld hinauszog. Die frische Luft tat ihm wohl, und als er den Pflug in die Erde setzte, verflog auch der letzte Rest der Müdigkeit, die ihm von gestern her noch in den Gliedern lag.

Er war mit einigen Nachbarn und dem Schulzen des Dorfes in der drei Stunden entfernten Kreisstadt gewesen, wohin man alle militärpflichtigen Männer der Umgebung zusammenbefohlen hatte. Die Furcht vor den anrückenden deutschen Truppen hatte

die Russen jedoch kopflos gemacht. In den Amtsstuben war ein arges Durcheinander gewesen, und als der Schulze einen der Schreiber um Bescheid anging, sagte ihm dieser bereits vom Wagen herab, auf dem er mit anderen Beamten die Stadt verlassen wollte, er möge ihn in Ruhe lassen und sich mitsamt seinen Leuten zum Teufel scheren. So waren denn die Meudorfer zur großen Freude ihrer Angehörigen wieder heimgekehrt und bis spät in die Nacht hinein hatten sie zusammengessen und beraten, was in den kommenden Tagen zu tun sei.

Der junge Bauer hatte, indes er dieses und manches andere überdachte, rüstig weitergeschafft und sich auch zum Frühstück, das ihm seine Kinder herausbrachten, nur kurze Rast gegönnt. Um die Mittagszeit lag der Acker gepflügt da, und aufatmend hielt der Mann an der letzten Wende inne, als er plötzlich scharfen Hufschlag vernahm und auf der Straße, die am Rande des Waldes hinlief, einige mit Lanzen bewaffnete Reiter heransprengen sah, in denen er deutsche Ulanen erkannte. Der Führer der Patrouille rief ihn zu sich heran und aus der Art seiner Fragen merkte Brokop, daß er einen des Deutschen Unkundigen vor sich zu sehen vermeinte. Er lächelte und sagte, daß er ein Deutscher sei, was aber die Reiter nicht recht zu glauben schienen. Es kam ihnen höchst seltsam vor, daß in diesem für sie fremden und feindlichen Lande nach der weiteren Rede des Mannes Tausende ihres eigenen Blutes und ihrer eigenen Art und Sprache wohnen sollten. Sie wollten, da sie ohnehin Rast zu machen gedachten, im Dorfe verweilen, um hierbei zugleich auch mehr über die Herkunft und das Schicksal seiner Bewohner zu erfahren. Brokop bat sie, sich zu gedulden, bis er die Furche zu Ende gezogen, um alsdann heimzukehren, und ihnen, die sich ihm als Bauernsöhne zu erkennen gaben, selbst Haus und Hof zu zeigen.

Im Dorfe war die Ankunft der Reiter schnell bekannt geworden, und jung und alt lief hinaus, um sie vorüberziehen zu sehn. Manch einem der Mädel, die am Wege standen, flog mit einem freundlichen Blick von den Ulanen auch hin und wieder ein Wort zu, wie es bei ihnen im Lande im Gebrauch war, und sie lachten vergnügt, wenn von der anderen Seite hierzu die passende Antwort gegeben wurde. Es erwies sich, daß die Dorfleute die gleiche pommersche Mundart wie die Soldaten sprachen, worüber diese in immer größere Verwunderung geriethen. Über dieser unverhofften Begegnung vergaßen sie fast im Feindeslande zu sein, und als sie später, nachdem sie abgesehen und die Pferde versorgt, sich am

gedeckten Tisch in Frau Anna Brokops guter Stube niederließen, meinten sie scherzend, nun könne ihnen nichts fehlen, und sie fühlten sich ganz wie daheim.

Um die Vesperzeit mußten sie freilich wieder fort, da ihnen noch ein weiter Erkundungsritt bevorstand und sie überdies die Nachricht hatten, daß in der weiteren Umgebung Kosaken streiften. Sie schieden nicht, ohne vorher herzlichen Abschied von dem Dorf und seinen Bewohnern genommen zu haben. Hier aber wurde an diesem Tage bis in die Nacht hinein von den ersten deutschen Soldaten gesprochen und was ihrer Ankunft wohl folgen könnte. Den Fremden, der scheu hinter den Hecken verborgen, den Ulanen nachgespürt, hatte freilich niemand bemerkt, und doch sollte durch ihn ein deutscher Mann sein Leben verlieren.

Bei Friedrich Brokop hatten sich gleichfalls einige Nachbarn zusammengefunden und waren erst um Mitternacht auseinandergegangen. Auch nach ihrem Fortgang blieb der junge Bauer mit seinem Weib noch eine Weile auf. Wie so oft, wenn nach der Arbeit des Tages die Kinder und das Gesinde schliefen und sie allein noch wachten, saßen sie auch heute beieinander und besprachen neben den häuslichen Angelegenheiten auch die Geschehnisse der letzten Tage. Der Morgen war nicht mehr fern, als sie sich neben ihre Kinder zur Ruhe niederlegten.

Lärmende Stimmen und das Klirren zerbrochener Scheiben schreckte sie aus dem Schlaf auf. Im fahlen Licht der Frühdämmerung, das durch die Fenster brach, erkannten sie draußen eine Schar Kosaken, von denen einige mit ihren Gewehrkolben an Tür und Fenster schlugen und fluchend Einlaß beehrten. Unter wüsten Schimpfreden riefen sie nach dem Hauswirt und zerrten Friedrich Brokop, als er ihnen an der Tür entgegentrat, unter Drohungen auf den Hof hinaus und vor ihren Anführer hin. Dieser schlug ihn mit den Worten, das sei der Lohn für Bewirtung der Deutschen, mit seiner schweren Peitsche ins Gesicht, befahl ihn zu fesseln und fortzuführen, und schwur, das Dorf in Flammen aufgehen zu lassen, sollte sich noch solch ein Verräter und Spion darin finden.

Als der Zug mit dem Gefangenen sich dem Tore näherte, warf sich die Frau mit rascher Bewegung ihrem Mann entgegen und versuchte sich an ihm festzuklammern, sie wurde jedoch von einigen Soldaten zurückgerissen und auf den Hof gestoßen, von wo ihr und der Kinder Schreien und Weinen aus dem erregten Stimmengewirr der übrigen Dorfleute, die herbeigekommen waren, sich vernehmen ließ.

Die Sonne war indes über den Rand des Waldes emporgestiegen und vom Himmel klang das erste Lied einer Lerche. Friedrich Brokop schritt mit seinen Verfolgern den gleichen Weg hinauf, den er Jahr um Jahr zur Saat und Mahd gezogen. Die gleiche Erde, in die sein und seiner Väter Schweiß geflossen, trank nun sein Blut: man fand ihn nach einigen Stunden von zahlreichen Bajonettstichen durchbohrt hart am Wege, wo sein Pflug gestern die letzte Furche gezogen.

Artur Utta / Auslandeutschum

Aus vergangner Zeit,
aus gelebtem Leid,
aus Not und Darben,
aus Ahrengarben,
aus Hunger und Sorgen
wächst unseres Volkes
ewiger Morgen.

Artur Utta / Ohne Glocken

Ohne Glocken, ohne Fahnen
schreitet stumm und nachtbedrückt
Volk, das seit Urahnenzeiten
unter Werken, Not und Streiten
nach der Heimat gläubig blickt.

Ohne Glocken, ohne Fahnen
Herzen glühend tatbereit —
deutscher Zukunft Wege bahnen,
Schäfte pflanzend für die Fahnen,
die einst trägt die neue Zeit.

Harte Fäuste schmieden Schwerter —
Fahnen hoch zum Sturm empor!
Nicht mehr Dolder-Wegbereiter!
Wir sind Kämpfer, sind die Streiter,
die einst Gott zum Sieg erkor.

Artur Utta / Wir bauen

Fester die Reihen.
Weg mit den Lauen —
wir bauen!

Wir wissen, wir kennen,
was Not ist, was Darben.
Wir wissen: Tausende starben,
Tausende rangen
mit heiligem Glauben —
das Ziel zu erlangen.
Wir tragen in uns ihr Leid,
wir tragen in unsere Zeit
den Glauben, den sie errungen —
wir Jungen!
Wir werfen weiter mit Wucht
am Bau, den sie angefangen.
Wir werden das Ziel erringen,
dem sie entgegengingen,
das sie erfaßt:
Ein Leben ohne Ruh und Rast.
Fester die Reihen.
Weg mit den Lauen —
wir bauen!

Edith Sellert / Wir (I.)

Wir gehen alle im gleichen Schritt,
wir schreiten hart und entschlossen,
und einer reißt den anderen mit,
die Reihen sind geschlossen.
Wir reichen uns nicht zum Bunde die Hand,
wir brauchen die Hände zum Rühren.
Ein Blick sagt alles. Was einer ahnt —
der andere muß es spüren.
Wir wissen, wir alle in einer Reih —
Kameraden zur Linken zur Rechten:
Wir sind ein Volk auf Verderb und Gedeih
und wir lassen uns nicht knechten.

Wir waren versunken in Schmach und Not
und erlahmten im Widerstreben —
in letzter Stund riß nach heiligem Gebot
ein Wille empor uns zum Leben!

Wir spüren den Morgenwind neuer Zeit,
wir wissen um unsere Pflichten:
Wir können sterben in Kampf und Streit,
doch wird man uns nimmer vernichten!

Wir gehen alle im gleichen Schritt,
die Reihen sind geschlossen.
Ein Wille riß uns alle mit:
Wir sind zum Leben entschlossen.

Edith Sellert / Wir (II.)

Wir aber wissen nicht mehr um den Tod,
und wenn die anderen in Verzweiflung beben,
dann färbt uns Mut und Kraft die Wangen rot,
weil wir erkannten: Kampf heißt für uns Leben!

Wir werden leben, weil wir leben wollen
nicht Gestern und nicht Heute und nicht Morgen.
Wohl werden wir dem Tod Tribute zollen,
doch das, was uns beseelt, in uns verborgen.

Dies Namenlose, das nur wir verstehn,
das uns beharren ließ und nicht verzagen,
das wird in jedem Frühling auferstehn,
das wird die Zukunft unseres Volkes tragen.

Und sind wir dann auch längst in Staub zerfallen,
der Siegesfang ertönt auf ewig neu
aus jeden jungen Kindeins erstem Lallen,
aus jeder Jugend heißem Kampfschrei.

Ein neu Geschlecht in stolzer Einigkeit
wird unser Glühn in alle Zukunft tragen
und unser Wort von der Unsterblichkeit
als das Vermächtnis eines Volkes sagen.

Johanna Bellhorn / Galizien

Seltsames Land, du, Galizien!
Welch weites, welch ödes, schneeweißes Gefilde!
Kein Mensch und kein Haus,
kein Vogel, kein Ton,
nur tiefblauer Himmel und schneeweisse Wolken
und schneeweisse Erde und schüttelnder Sturm,
und ich ganz allein
im flatternden Mantel
mit stoßendem Fuße . . .
Klopfst du noch, Herz?
Glühst du noch, Wange?
Ja, ich bin das Leben
hier mitten im Tode der Einsamkeit,
blase nur, Sturmwind,
du bist mir Geselle,
mein treuer Begleiter,
du bringst mir ja Grüße
von dort, wo die Häuser
fern gastlich mir winken,
von dort, wo sie balde
mir hinstrecken die Hände:
„Tritt ein, sei willkommen!“

Seltsames Land, du, Galizien!
Gestern im Schneesturm, und heut im Rauhnebel,
gestern zu Fuß, jetzt auf ratterndem Wagen,
morgen im Schlitten, dann in sausendem Zuge
durchquere ich dich, Land du der wechselnden Wunder! —
Ich fahr in die Stadt,
wir zahlen den Brückenzoll, schon sind wir am Marktplatz,
heruntergesprungen, die Hände geschüttelt,
„Zum Wiedersehn!“ Ich schau mir die Stadt an!
Alte Gebäude auf massigen Säulen,
winzige Hütten, sich duckend daneben,
hier große Zinsbauten, dort lehmige Häuschen,
des Krieges Brandstätten, und neben der Kirche mit mächtigen
Ruppeln
ein niedergebrochenes, schuttstarrendes Schloß.
Und nun, o nun, — ich möchte am liebsten
mit offenem Munde wie gaffende Kinder

mit glasstillen Augen den Anblick verwinden,
 der jetzt mir sich öffnet:
 Grellblaue Mauern, doch so wie ein Himmel,
 ein wolkenbesäter, dann graufarb und schwärzlich,
 so kleben die Flecken am sichern Gemäuer!
 Zerborstene Fenster, mit Pappe verklebte,
 durchlöcherne Türen, windschief hängende Schilder,
 Samuel Leib Rosenzweig, Daniel Schmul Wunderblau,
 — die Judenvorstadt . . . Gott und die Welt! —
 Zerschlossene Decken, zerbrochene Stühle,
 und Schmutz an den Wänden und Schmutz am Geschirre
 und Schmutz an den Türen,
 den Hühnern, Kaninchen, den Katzen und Hunden,
 die gemeinsam hier hausen in Eintracht . . .
 Ich laufe Gefahr, hier von Sinnen zu kommen.
 Hinaus, hinaus zum gebrechlichen Schlitten —
 die Pferde spannt ein, fort von hier — O! —
 Seltsames Land, du, Galizien!
 Seltsames Land, du, Galizien!
 Blühende Dörfer so weiß und gleichmäßig,
 als hätte ein spielender Engel holdlächelnd
 fertig den Weiler zusammengestellt; —
 elende Dörfer, wo moosüberzogen
 sich das zerflüstete Mauerwerk birgt, —
 Leute im Schafspelz und andre in Seide,
 linnenem Kittel, knieschurzklurzem Kleide,
 im Raftan und jene im Nonnengewande,
 und dort die Zigeuner barfüßig im Sande,
 inmitten des Winters die Kinder in Hemden, —
 und unter dem Neuen, dem unheimlich Fremden
 die breitschreitend Strammen, die sogleich Vertrauten,
 mit deutschhellen Augen, mit deutschhellen Lauten. —
 . . . Seltsames Land, du, Galizien!
 Hast mich mit Zauber und Wundern umhangen —
 hast mir die ganze Seele gefangen!

Anton August Raff
 Lied der Deutschen in Galizien

1. So war es Gottes Rat und Schluß, so war's des Schicksals
 Wille; es zogen aus mit schwerem Fuß die Väter ernst und stille;

sie zogen in das Ost-Grenz-Land, nach Polens fernen Marken,
zu baun das Land mit starker Hand, mit Pflug und Eisenharren.

2. Mit deutscher Kraft und deutschem Fleiß ward unser Heim
errungen; wir hegen's treu um jeden Preis, von keiner Not be-
zwungen. Wir halten fest mit deutscher Treu das Erbgut unsrer
Ahnen, in unsren Herzen lebt stets neu der deutschen Mutter
Mahn.

3. Und deutsche Lehre, deutsches Recht, den guten deutschen
Glauben, die deutsche Sitte schlicht und echt soll keine Macht uns
rauben! Aus unsrer Kinder Augenblau, aus unsrer Mütter Lehren
kommt Trost und Kraft im Wettergrau, gilt's neuer Not zu
wehren.

4. So wollen wir nach Gottes Rat es treulich weiter halten und
tapfer stets mit deutscher Tat der Väter Gut verwalten! Der
deutsche Pflug, die deutsche Art, die sollen nimmer rosten; wir
halten aus, in Treu geschart, als deutscher Stamm im Osten!

Friedrich Rech / Frisch auf

Frisch auf vom Schlase! Frisch auf und wohl an,
's ist Zeit die Glieder zu rühren!
Stellt euch in Reihen, die Jugend voran,
wir wollen noch heute marschieren!

Frisch auf und wohl an! Wer noch schlafen mag,
dem diene es nimmer zum Frieden.
Wir marschieren hinein in den jungen Tag,
wir wollen die Zukunft uns schmieden.

Verflucht und verfemt sei der Bösewicht,
der den Geist will töten und dämpfen;
der ehrlos und feige vom Frieden spricht,
wo es gilt zu streiten, zu kämpfen!

Mit dem Schlaf ist es aus! Frisch auf und wohl an,
stellt euch ein zu dreien und viere.
Wir folgen dem, der uns führen kann,
ob ein Fürst es sei, ob ein Bauersmann,
wir wollen noch heute marschieren!

Gustav Brill / Mein Volk, erwach!

Erwach, mein Volk, auf weitem Erdenrunde,
erwach, erwach, die Gottesstunde schlug!
Das deutsche Volk, mit seinem Gott im Bunde,
erhebt sich stolz zu neuem Lebensflug.
Wir sehn die deutschen Geistesfahnen wehen,
in Jugendkraft das neue Volk erstehen!
Erwach, des deutschen Volkes Stunde schlug!

Auch dir, mein Volk, im weiten Polenlande
des neuen Lebens heil'ge Stunde schlug!
Erwach und spreng die Fesseln, spreng die Bande,
und schwing dich auf zu mächt'gem Adlerflug!
Laß hell und stark die Geistesfunken sprühen,
das Herz in Lieb' für Väter Erbe glühen —
erwach, erwach, denn deine Stunde schlug!

Erwach, der Zeitenwende ernste Stunde,
die ganzen Völkern dieser Erde schlug,
sie bringt von Leben und Gericht dir Kunde,
damit du nicht erstirbst in Selbstbetrug.
Wirst du nicht fest im Geisteskampfe stehen —
weh dir, es wäre dann um dich geschehen!
Erwach, denn deine Schicksalsstunde schlug!

Carl Hoinke / Das kaiserliche Reskript (Aus dem Zunftleben einer alten deutschen Sprachinsel)

Die heutige Matthäi-Quartals-Versammlung fing in der üblichen Form an. Dem dicken Faßla-Wachs und einigen anderen lief das Wasser im Mund zusammen, wenn sie des großen Meistermahles gedachten, das die jüngsten Meister, nach Beendigung der Sitzung, zur Feier ihrer Aufnahme in die Zunft zu geben hatten.

Aber den Zunftältesten verscheuchte die Aussicht auf das Meistermahl heute nicht die Sorgenfalten von der Stirn, denn das Wichtigste der heutigen Sitzung war noch zu erledigen: der Magistrat hatte ein kaiserliches Reskript einem löblichen Zunftamt zur Verlautbarung geschickt, ein Reskript voll Haken und Stacheln, das für die Zunft einen tiefen Eingriff in ihre bisherigen Satzungen und Anschauungen bedeutete; und man hatte gar nicht Zeit zum gründlichen Überlegen und zum Bereden im Vorhinein gehabt, der

Zunftkommissär hatte rücksichtslos die Verlautbarung des Erlasses schon in der heutigen Sitzung angeordnet.

Es war ja wirklich eine ungeheuerliche Sache, um die es da ging: In Zukunft sollte jedem Tuchmacher erlaubt sein, so viel Stühle aufzustellen wie er wollte, alle bisherigen dem widersprechenden Zunftartikel und Privilegien wurden für null und nichtig erklärt.

Das Reskript löste mehr Bestürzung als Zustimmung aus. Das Murren, das sich alsbald erhob, wurde lauter und lauter, der Oberälteste konnte sich kaum mehr Gehör verschaffen für seine Anordnung, daß nur einer reden dürfe. Da fühlte sich Meister Urbanke, der sich gern reden hörte, berufen, seiner und seiner Mitarbeiter Meinung gehörig Ausdruck zu geben. Aber er war nicht vorbereitet, er redete zu lang, die Meister wurden darum bald ungeduldig, und der Redner wurde unsicher.

„Das ist der Anfang vom Ende“, schloß er mit düsterem Nachdruck seine Rede, „der Anfang vom Ende und das Ende wird schneller da sein, als wir glauben, und es wird ein Ende mit Schrecken sein.“

„Nach' und komm du ol' schon zu Ende, aber zu einem Ende ohne Schrecken“, rief irgendeiner, aber er fand heute keine Lacher.

Das war ja wirklich ein Unerhörtes, was da verkündet wurde, da wankte einem ja der Boden unter den Füßen. „Was zwei ernährt, soll nicht einer alleine treiben“, — das war ein durch Jahrhunderte bewährter Grundsatz allen Zunftwesens, einer seiner festesten Fundamentsteine, und der sollte nun auf einmal ausgebrochen werden? Drohte da nicht Einsturz des ganzen Gebäudes, war das nicht die beginnende Auflösung?

„Endlich können wir uns frei bewegen, es war höchste Zeit, die Fesseln durchzuschneiden, der Starke wird sich nie und nimmermehr niederhalten lassen zugunsten des Schwachen, ein Vivat der Klugheit der großen Kaiserin“, schloß Meister Wolff, der Vertreter der wenigen, die für die neue Verordnung waren, seine Rede; derer, die längst auf die Lösung der beengenden Fesseln gewartet und wohl auch schon heimlich auf mehreren Stühlen gearbeitet hatten, indem sie ihren Überfluß an Ketten anderen, unbeschäftigten Meistern zum Weben gaben. So sahen nur einige wenige Vorteile, die meisten hingegen nur Nachteile für ihr Geschäft aus dieser Verordnung entstehen; einige Meister aber sahen auch tiefer und wußten, daß da mehr auf dem Spiele stand als Wohl und Wehe des einzelnen.

„Der Urbanke hat diesmal Recht, das ist der Anfang vom Ende“, sagte nachdenklich Meister Andreas Horn zu den übrigen Zechmeistern. „Jetzt ist es aus mit dem Frieden und der Einigkeit in der Zunft.“

„Wieso soll es denn mit der Einigkeit aus sein“, fragte Meister Christianes erstaunt, „wir bleiben doch alle in der Zunft und bleiben, was wir sind.“

„Gewiß, wir bleiben, aber die Meister mit einem Stuhl werden bald Gegner der Meister mit zwei oder vier Stühlen sein, und umgekehrt. Schüttle nicht so den Kopf, mein lieber Christianes, davon wirst du dich gar bald überzeugen, das ist der natürliche Lauf der Dinge“, sagte Meister Andreas. „Bis jetzt hat's nur Meister bei uns gegeben, von jetzt ab gibt's kleine Meister und große Meister, das ist der Unterschied.“

„Mich kümmert das nicht“, meinte Meister Gruchold gleichmütig. „Wenn ich oft für meinen Stuhl Arbeit hab', und für mich und meine Leute die Notdurft verdienen, dann sollen andere meinetwegen auf zwei oder vier oder auch auf einem Duzend Stühlen schnellen und verdienen, und wenn schlechte Zeiten kommen, auch auf einem Duzend Stühlen verlieren“; damit stand er auf und ging ins Wirtshaus, und viele folgten ihm; denn das heutige Meistermahl wollten sich die Meister nicht versalzen lassen.

Aber erst als die Nachricht von dieser verhängnisvollen Neuerung in den Zunftvorschriften in die Häuser und Hütten gedrungen war, als sie in den Werkstätten und Wirtshäusern besprochen wurde, erkannte man ihre Bedeutung voll und ganz und sie erregte wochenlang die Gemüter. Nicht nur diejenigen, die sich die Lockerung der strengen Zunftvorschriften recht bald zunutze zu machen gedachten; vor allem jene Meister wurden in Unruhe versetzt, die wußten, daß sie niemals auch nur zu einem zweiten Webstuhl kommen würden.

Da ging der Meister Schwarz, den sie seiner Gestalt wegen die lange Latte nannten, von Haus zu Haus und hielt endlose Reden; da saß der Meister Vollkrug, der eigentlich Krug hieß, in seinem Wirtshause, und lud jeden, bei dem er auf williges Gehör hoffen konnte, zu seinem Tisch und vollen Krug, da schürte der dicke Wachs nach Kräften, denn wo es zu schüren und zu heken galt, da war der Faßla-Wachs zu finden.

Die Kleinen und Schwachen, die immer geneigt sind, die Größeren und Stärkeren zu überschätzen, ahnten ein Unheil, eine Feindseligkeit in der neuen Ordnung, die sie zwar nicht zu er-

kennen vermochten, die sie aber für einen Schlag hielten, dem sie ausweichen oder Widerstand leisten mußten, wenn sie daran nicht zugrunde gehen wollten.

„Sollen wir uns denn alles wegnehmen lassen?“ rief die lange Latte mit gedämpfter Stimme, aber wildem Gesicht, den anderen zu, „überlegt es euch doch genau, Mitmeister, was haben wir Kleinen in der Zunft jetzt mitzureden? Die Biere oben machen, was sie wollen.“

„Die guten Bestellungen teilen sie unter sich und die schlechten kriegen wir und können uns die Zähne daran ausbeißen“, brummte Meister Sonntag.

„Ne, und habt ihr schon gehört, daß ein Schaumeister einem von den Reichen ein Stück zurückgeworfen hat?“ sagte der Meister Greupner mit seiner eingefallenen Brust und der hohlen Stimme giftig. „Die können liefern, was sie wollen, nur unsere Stücke siegelt man nach unten.“

„Und 's wird noch viel schlechter werden, wenn dann Leut' im Zechamt sitzen werden, die vier und sechs Stühle haben. Die werden für sich Arbeit brauchen, und für uns werden nicht einmal die schlechten Auftrüg' mehr abfallen“, hekte die lange Latte.

„Wir sind oft zum Krepieren da, das wär' ihnen das Liebste, und wenn wir möchten verhungern“, setzte der Faßla-Wachs giftig hinzu, „da hätten sie uns vom Hals.“

„Aber vorher wirst du doch noch zum Binder gehen und dir einen Reifen um den Ranzen schlagen lassen“, grinste der lange Nitsch, „'s Verhungern wird dann besser gehen.“

Ihren Niederschlag fanden diese Wühlereien und Schürereien darin, daß sich die kleinen Meister auf neue Männer einigten, die sie bei der nächsten Wahl für das Zechamt vorschlagen wollten und die sämtlich den kleinen und kleinsten Meisterkreisen entstammten. Nur als Sprechmeister wollten sie den Andreas Horn wieder wählen, man brauchte wenigstens einen, der eingearbeitet war, und da schien der Horn noch der beste, weil er sich immer der Rechte auch der Kleinen angenommen hatte.

Karl Herma / Klaus Michel

Klaus Michel, die Landmäkler gehen um —
dein Hof ist nicht nur dein Eigentum,
dein Hof ist auch deines Volkes Ruhm! —
Und verkaufst du dein Haus und verkaufst du dein Gut,
so verkaufst du von deines Volkes Blut!

Klaus Michel steht am Waldrand und sinnt:
Hier wohnte der Ahne, hier wohnt mein Kind.
Dreihundert Jahre blühet mein Haus,
dreihundert Jahre hielten sie aus
und fügten getreulich Stein um Stein
und zogen die Scholle und fügten sich drein.
Es kam der Feind aus wildem Ost
und hat die Scholle raubend umtost,
es kam der Feind aus Nord und Süd,
aber die Scholle nahm der nicht mit!
Die Flur ist gesegnet von deutscher Hand,
die Scholle ist Heimat und Vaterland! —

Klaus Michel, die Landmäfler ziehen her —
dein Hof ist nicht nur ein Geldsack schwer,
dein Hof ist auch deines Volkes Ehr!
Und verkaufst du dein Gut und verkaufst deine Hab,
so schaufelst du deines Volkes Grab!

Klaus Michel über die Felder geht —
wie alles in Reim und Blüte steht!
Doch gestern brannte des Nachbars Haus
und sie legten das Feuer und rissen aus!
Und die Scholle, die hart in Schweiß ich schuf,
die Scholle zertrat ihrer Rosse Huf!
Einen Mond ist's her, sie kamen mit Schrein
und schlugen Fenster und Türen ein.
Auf schreckten Mann und Weib und Kind,
sie stoben davon in Nacht und Wind!
Haß ist ein böser Kamerad.
Weh dem, der Haß gesäet hat!
Haß trägt tausendfältige Frucht
mit Not und Pein und Blut und Sucht!

Ist dein Herz noch heiß nach dem Heimatland,
Klaus Michel, oder verglühete der Brand?
Ist die Hand noch hart für Pflug und Schwert
und bist du noch deines Volkes wert?
Ist hoch deine Seel' noch und glaubensstark
und fühlst du dich noch als der Mann der Mark?
Was harte Arbeit geschmiedet, das hält,
nur wer Kreuz und Schwert gebraucht, ist ein Held!

Klaus Michel, die Landmäfler zogen her —
dein Hof ist nicht nur Begehr und Beschwer,
dein Hof ist auch deines Volkes Wehr!
Und verkaufst du dein Haus und verkaufst du dein Land,
verkaufst du dein eigenes Vaterland!

Klaus Michel steht in der Stube und schweigt.
Des Fremden Wort süß um ihn reigt:
So viel bietet niemand mehr für dein Haus!
Weit ist die Welt! So wandre aus!
Kehre zurück in der Ahnen Land!
Lang genug warst du in die Fremde gebannt!
Friede ist dort und Arbeit und Ruh
und Volk bei Volk! Klaus Michel, schlag zu!
Hier wirst du dich deines Lebens nicht freun.
Deine Kinder wird man im Land zerstreun.
Längst wich von deiner Scholle das Glück!
Bedenke, Klaus Michel, und lehre zurück!
Hier wirst du belauert, geknechtet, geplagt,
vielleicht sogar einmal fortgejagt!
Hier schlägt man deine Habe in Not,
und will's das Schicksal, schlägt dich der Tod!
Da liegt das Geld, da liegt der Schein:
Schlag ein, Klaus Michel, aufs Glück! schlag ein!

Klaus Michel, die Landmäfler zogen fort! —
Mit deiner Scholle zogen sie fort!
Wo ist deine Heimat? Nun wandre fort!
Und hast du verkauft dein Hab und Gut,
so hast du verkauft deines Volkes Blut!

Klaus Michel hat seine Habe gepackt.
Ein Wagen voll ist's, gut gesackt.
Da hoßt sein Weib, da hoßt sein Kind,
Mägde und Knechte verlaufen sind.
Auf der Straße steht das Gefährt,
unruhig scharrt mit den Hufen das Pferd.
Nun zieh, mein Brauner, und hör meinen Ruf!
Still steht der Braune und scharrt mit dem Huf.
Es weint das Kind, es weint das Weib, —
Klaus Michels Herz sich windet im Leib.

In Glut des Sommers prangt das Feld!
Klaus Michel hat alles wohlbestellt!
Er säte, ein Fremder führt den Schnitt —
die Sense reißt ihm die Seele mit. —

Klaus Michel klopft an des Nachbars Tür:
Leb wohl, Bruder Andres, nun wandern wir!
Doch still ist's drinnen, die Tür ist versperrt,
leb wohl sagt ihm niemand, obwohls jeder hört.
Klaus Michel wird so todesbang,
fast fürchtet er seiner Stimme Klang,
jeder Volksgenosse schließt vor ihm das Tor,
Klaus Michel steht fremd und erschrocken davor.

Klaus Michel, die Landmäkler zogen her —
dein Hof ist nicht nur ein Geldsack schwer,
dein Hof ist auch deines Volkes Ehr!
Und verkaufst du dein Gut und verkaufst deine Hab,
so schaufelst du deines Volkes Grab!

Was Volk? Wer Geld hat, hat auch Volk
und schwebt er droben in der Volk!
Wohl Zechgenossen und Dirnenheer,
einen Volksgenossen nimmermehr!

Die Nacht ist finster, die Nacht ist hart.
Klaus Michels Fuhre am Wege knarrt.

Am Kreuzweg führt er sie auf den Rain.
Gespenstisch leuchten Hütte und Hain.
Seine Väter reiten in wildem Ritt
und schwingen die gellende Peitsche mit,
der Sturmwind heult in die Äcker hinein,
Klaus Michel hört's im Sturmwind schrein:
Was wir gerodet, gebaut, getan,
das hast du, Klaus Michel, jezo vertan!
Klaus Michel, es verdorr deine Hand!
Du hast verraten dein Vaterland!
Klaus Michel, liege in Seuch' und Schwär!
Du hast verkauft deines Volkes Ehr!
Klaus Michel, verflucht sei dein Geld und Gut!
Du hast verkauft deines Volkes Blut!

Klaus Michel taumelt ins Feld hinaus —
wo ist mein Hof? Wo ist mein Haus?
Auf seinem Acker liegt er im Sturm
wie ein zertretener, blutiger Wurm.
Und krallt seine Hände ins Erdreich dicht:
Meine Scholle, meine Heimat, ich lasse dich nicht!
Aufquillt sein Herz zum letzten Schlag,
dann liegt er gebettet zum jüngsten Tag.

Klaus Michel, Klaus Michel, und hörst du nicht,
was deine Scholle zu dir spricht?
Dein Hof ist nicht nur dein Eigentum!
Dein Hof ist auch deines Volkes Ruhm!
Dein Haus ist nicht nur ein Geldsack schwer,
dein Haus ist auch deines Volkes Ehr!
Deines Volkes Wehr ist dein Hab und Gut,
deine Seele ist deines Volkes Blut!

Karl Herma / Pflüger bei Nacht

Unsere Ahnen pflügen das Land
in der Nacht.
Segnen es mit heiliger Hand
auf der Wacht.
Sind nicht nur im Traum bei dir,
schaffen den kleinsten Raum mit dir.
Streust du die Saat, gehen sie mit,
mähest du die Frucht, halten sie Schritt,
in deinem Hofe, in deinem Haus
gehn ihre Seelen ein und aus.
Unsere Ahnen stehen bereit
in der Nacht.
Trösten sich im völkischen Leid
auf der Wacht.
Wir auch mußten stark und groß
öffnen der Erde harten Schoß,
mußten kämpfen und weitergehn,
mußten bluten und mußten bestehn!
Halte die Scholle und weich deinen Fuß!
Bleiben und schaffen ist eisernes Muß!

Unsere Ahnen segnen die Flur
in der Nacht.
Folget unserer strahlenden Spur
auf der Wacht!
An jedem Krümlein klebt unser Schweiß,
um jede Furche kämpfen wir heiß.
Endlos strömend wächst die Not
endlos keimend blüht auf das Brot.
Jeder Baum überschattet hier
ein Fleckchen deutsche Erde dir.

Karl Herma / Gott hat leise Füße

Gott hat leise Füße,
die gehen nachts durchs Land —
und wo sie gnadenvoll treten,
quillt auf wie inniges Beten
Reim auf Reim aus meinem teuern Heimatland.

Gott hat stille Hände,
die breiten sich nachts übers Land —
und wo sie sich segnend breiten,
strömt auf ein süßes Schreiten
der Menschenseele hin ins ferne Heimatland.

Karl Herma / Nacht steht wie Glas

Nacht steht wie Glas
vor meinem Haus.
Ich wandre weit,
sehr weit hinaus.

Die Sterne öffnen
mir das Tor,
und scheue Liebe
steht davor.

Licht wird Gestalt,
ein Mund spricht fein:
Du sollst bei uns
willkommen sein!

Wundersam ist das Körnlein, das der Bauer im Frühling in den mütterlichen Schoß der Erde sät, daß es vielfältige Frucht bringe, wundersam ist auch oft die Hand, die es, von göttlicher Güte geleitet, ausstreut.

Michel Winbur stand in der Tür seines uralten Bauernhauses, vom Frost des Fiebers geschüttelt, seinen Knotenstock fest in die Erde bohrend, daß er nicht wankte, und schaute mit weiten Augen ins sprossende und keimende Land. Sod und leer lagen noch zehn Morgen seines Ackers, er vermochte sie mit seinen alten, kranken Gliedern nicht zu bestellen. Zwar humpelte dort sein lahmer Knecht hinter dem Pfluge, an dem sich ein mageres Pferd quälte, zwar trieb der Hütejunge das schwache Tier an, aber der Bauer fühlte, daß nichts Rechtes aus dieser Arbeit würde.

Mit schweren Füßen schlotterte er ums Haus, reckte den Kopf hoch, der Nachbarn Felder zu sehen. Immer finsterer ward sein Blick, und um seine Mundwinkel legte sich eine häßliche Falte des Hasses, als er sah, daß alle Äcker längst bestellt und besät waren. Die Stare pfften vom alten Birnbaum. Der Bauer mußte sich an den Brunnenrand setzen, seine Füße trugen ihn nicht mehr. Der Knecht war eben mit dem Pflug in die Nähe des Hofes gelangt, und als er den Bauern bemerkte, lief er zu ihm: „Wir schaffens nicht, Bauer, allein schaffens wir's nicht. Ich werde die Nachbarn bitten gehn, daß sie helfen, sind ja alle deutsche Volksgenossen, deutsche Brüder auf deutschem Boden.“

Der Bauer fuchtelte wild mit seinem Knotenstock in der Luft herum. „Ich hätt's wohl geschafft wie alle Jahre! Die Mär, die im Land wieder umgeht vom deutschen Volksbruder, von der Gemeinschaft der Bauern, die glaub' ich nicht. Zwei Menschenalter hab' ich's erfahren, wie man hausieren ging mit dem deutschen Volksgenossen, mit der Ehre des Bauernstandes, mit der Bauernromantik. Worte waren es immer, bloße, leere Worte, die niemals Tat wurden. Meine Haare sind weiß geworden im Glauben ans Gute, jetzt mag ich nichts davon wissen. 's ist auch kein redliches Wort, das in der Bibel steht vom Nächsten. Ich glaub' nicht an die Menschen, und am wenigsten an Volksgenossen! Daß du 's nur weißt! Ich mag keine Bettelei bei den Nachbarn!“

Er erhob sich und stampfte scheltend in seine Stube zurück. Die Magd verlor ihr fröhliches Lied, als sie ihn kommen sah und ging in den Stall. Der Bauer setzte sich auf den Bettrand, ließ den

Stoß fallen, sank zurück. Er hörte laut und vernehmlich die Urticken, vor seinen Augen tanzten Fieberbilder. Sein Weib war nicht mehr, die Kinder waren fort, die Töchter saßen auf Wirtshäusern weit draußen, der einzige Sohn diente als Knecht irgendwo.

Als es dunkel wurde, trat der Knecht in die Stube. „Bauer, zwei Acker hab' ich eingesät, für die andern hab' ich kein Saatgut mehr. Der Schüttboden ist leer. Es reicht noch einmal zum Brotbacken, dann ist's auch mit dem Mehl zu Ende. Ich glaub' schier, wir sind aufs himmlische Brot angewiesen.“

Der Bauer hörte nur mit halbem Ohr zu und schwieg. Tag um Tag verging. Das Fieber rüttelte und schüttelte den alten schwachen Leib. Um die Mittagszeit, wenn die Sonne am hellsten über die Felder schien, ließ er sich vom Knecht im Bett aufsetzen und schaute mit starren Augen über die Felder, die in der Ferne schon zu grünen anhoben. Aber die seinen lagen schwarz und tot. Und immer sank er mit einem schweren Seufzer zurück.

Und es kam auch eine Nacht, da schien der Mond so hell auf die Dielen, daß der Bauer im Fieber die Kraft fand, sich aufzurichten und durchs Fenster zu lugen. Da war es ihm, als wanderte ein geheimnisvoller Pflug über seine Scholle, und er meinte das Knirschen der Erde zu vernehmen und den Atem der Rosse, aber kein Peitschenschlag traf sein Ohr, und im Schauen waren plötzlich Pflug und Roß verschwunden, und der Bauer lag ächzend auf der mondbeleuchteten Diele.

Am Morgen rief er den Knecht. „Wer pflügt in der Nacht unsern Acker?“ Der Knecht lachte. „Ihr seid im Fieber, Bauer, legt Euch ruhig nieder. Wollt' Gott, die Engel pflügten unsern armen Acker. Dann wäre wohl geschehen.“ — „Die Engel müßten's auch wohl sein“, stöhnte er, „wer erbarmte sich sonst unserer Scholle?“ seufzte der Bauer.

Und dann kam eine helle Mondnacht, da weckte den Bauern wieder die Helle der Diele, und als er sich mit offenem Mund erhob und die fiebernden Augen zum Fensterkehrte, war ihm, als schritte dort ein Sämann über sein Feld und würfe die Körner in satter Flut über die Scholle. Da überkam ihn solche Furcht, daß er laut zu schreien anhub. Aber im Haus blieb's still.

Am Morgen rief er den Knecht ans Bett: „Du, hör, wer sät in der Nacht auf unserm Feld? Sind's die Himmlischen, die sich erbarmen?“ Der Knecht aber sagte hart: „Niemand adert, Bauer, und niemand sät, Ihr habt so wunderliche Träume, weil Eure

Seele krank ist von seltsamen Fieber." — „Es adert niemand und es sät niemand, Knecht?" flüsterte der Bauer, und sein Gesicht ward aschfahl wie der Tod.

Der Frühling aber schritt immer ungestümer ins Land hinein, und wo sein Fuß hintrat, sproßten Blumen hervor, und es ward grün, und die Knospen sprangen auf. Die Osterglocken sangen übers Land, der Bauer hörte sie klingen, und es war ihm, als hörte er sogar die Orgel des kleinen Kirchleins, wie sie ihr Loblied jauchzte. Er aber lag schwach im Bett und seine Kräfte versiegten von Tag zu Tag. Wochen waren vergangen, daß er sich das lektmal vom Knecht hatte aufrichten lassen, um über die Felder zu sehn.

Heute, am Ostertag, da die Glocken so eindringlich ins Land riefen, schien es ihm, als läuteten sie Auferstehung. Da floß Kraft in seine Adern, seinem Herzen ward's leichter, er stieg schwankend aus dem Bett, es gelang ihm, die Fensterbrüstung zu fassen, und nun lag er mit weit aufgerissenen Augen da und schaute aufs Feld. Seine Brust hob sich immer stürmischer, sein Herz begann laut zu klopfen, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, er wischte mit dem Hemdärmel immer wieder seine tränentrüben Augen aus, denn was er sah, wollte er nicht glauben. Da lagen seine Felder, alle grün und strahlend, und es war eine Pracht, sie anzuschauen. Er schaute, schaute und schaute. Und in sein Schauen, das immer mehr aus der Seele kam, mischten sich Orgelflänge.

Nach dem Gottesdienste klopfte es an die Tür. Da richtete sich der Bauer langsam auf, so gut er's vermochte, mit offenem Munde die Ostergäste anstarrend. Und das Wort, das einer von ihnen nun zu ihm redete, stieß bis in die geheimste Kammer seines Herzens vor: „Bruder Winbur, wir wünschen dir ein gesegnetes Osterfest!"

Der Bauer streckte ihnen die zitternden Hände entgegen. Die Nachbarn hielten ihn, daß er nicht hinschlage auf die Diele. Schwer und bebend formte sich das Wort in seinem Munde: „Ich danke euch für die Wundersaat, deutsche Brüder und Kameraden."

Der Tisch wurde gedeckt, auch der Osterschnapß fehlte nicht. Der Bauer vermochte sich mit den Nachbarn zu setzen. Aber ihm war's, als hörte er noch immer die Orgel aus der Kirche, als flüsterte die junge Saat zu ihm, als redeten alle grünen und bestellten Äcker eindringlich zu seinem Herzen.

Wundersam ist das Körnlein, das der Bauer im Frühling in den mütterlichen Schoß der Erde sät, daß es vielfältige Frucht bringe, wundersam ist auch oft die Hand, die es, von göttlicher Güte geleitet, austreut.

Adolf Boides / Wie die Natur

Wie die Natur sich ewig verjüngt,
lachender Lenz den Winter bezwingt,
so schenke Allmacht den Frühlingsgeist,
der unser Volk dem Tode entreißt!

Herbert Gorgon / Segne die Hände

Segne die Hände, die formen werden
Volk und die Zeit.
Werkhände, wie deine, mit Schöpfergebärden,
rein und bereit.

Die Ernte sei Gericht für unsre Saat,
die wir gesät.
Schrei ist Gebet:
Alles ist dein, doch unser sei die Tat!
Der Dank, wenn gärende Zeit vollbracht,
nicht winselndes Händefalten,
nicht Worte. Zu jäher Glut entfacht
wird danken ein Ganzes, das wir gestalten,
dein Volk!

Die Sudetendeutschen

Der Sudetenraum zählt zu den frühest besiedelten Gebieten Europas. Markomannen, Quaden und Langobarden lösten früh schon die Boier ab. Erst an der Wende des 6. und 7. Jahrhunderts n. Chr. wurden sie durch die Slawen zeitweise verdrängt. Im 12. und 13. Jahrhundert jedoch erfolgte die Wiederbesiedelung durch Deutsche der verschiedensten Stämme: Franken und Bayern, Thüringer und Schlesier hatten in gleicher Weise Anteil. Von da an entfaltet sich das Auf und Ab der 700jährigen Geschichte dieses hartgeprüften Sudetendeutschums. Wie ungeheuer reich war sein kultureller Anteil schon im Mittelalter! Bis in die Zeiten Karls IV. vollzog sich da auch im Raum des Schrifttums ein großer Aufstieg von gesamtdeutscher Wirkung. Die Hussitenkriege freilich bedeuteten nicht nur eine jähe Unterbrechung dieser Leistungen, sondern sie bedeuteten auch den Beginn der jahrhundertelangen Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen. Es handelte sich nicht nur um den Wandel des religiösen Bekenntnisses, sondern um die Schwergewichtsverlagerung der nationalpolitischen Macht. Trotzdem fanden die Sudetendeutschen, besonders nach dem 30jährigen Kriege, wieder die Kraft zum Neubau. Maria Theresia und Joseph II. förderten sie dabei. Die Emanzipation der slawischen Völker im 19. Jahrhundert aber fand die Tschechen als eine der aktivsten Kräfte. Seither erhob sich, von den späteren, dem Völkerkonglomerat Österreich-Ungarns immer weniger gewachsenen Habsburgern geduldet, nach 1848 ein systematischer Krieg der Tschechen gegen die Deutschen, vorerst noch im Rahmen der alten Donaumonarchie. Seit der 1918 durch das Diktat von Saint Germain erfolgten Begründung des tschechoslowakischen Staates aber wird er von der aufgezwungenen Staatnation, die im Rahmen ihres neuen Staatsgebildes gleichwohl zahlenmäßig in der Minorität blieb, in schärfster Tonart geführt. So ist eigentlich seit den Hussitenkriegen in diesem Sudetenraum der deutsch-slawische Kampf nicht mehr zum Schweigen gekommen — und immer waren die Deutschen trotz allem die in erster Linie Lebenden. Von den Badeni-tagen bis heute freilich tobt dieser Kampf in immer schärferen Formen des täglich neuen Vernichtungskrieges. Und die nun üblich gewordene Aushungerung der Deutschen ist nur die leibliche Fortsetzung dessen, was schon zur Zeit der Donaumonarchie geistig und machtpolitisch begonnen hatte, nun aber im tschechoslowakischen Zwangsstaat, der den 3½ Millionen Deutschen bald zum Gefängnis wird, als brutaler Terror ausartet.

Der Anteil des Sudetendeutstums am Gesamtbereteh der deutschen Literatur und an der Ausbildung der deutschen Gemeinsprache geht über den vieler binnendeutscher Gaue weit hinaus. Von frühen mittelalterlichen Dokumenten führt da über die sprachlichen Errungenschaften der Prager Hofkanzlei und das gewaltige Denkmal des menschlichen Kampfes mit dem Unendlichen, das Streitgespräch zwischen dem Aderrmann und dem Tod, ein großer Bogen herüber bis zu Adalbert Stifter und zur Ebner-Eschenbach, zu Rilke und zu Kolbenheher. Es gab keine große Epoche des deutschen Schrifttums, an der die Sudetendeutschen nicht über alle Schwierigkeiten weg mit wichtigen, ja mehr als einmal mit tonangebenden Leistungen teilgenommen hätten. Auch das Verhältnis zu den Tschechen spiegelte sich oft in diesem Schrifttum, je nach dem geordneten oder gestörten Gleichgewicht. Und wie sich heute die jüdische Emigrantentliteratur den Tschechen an den Hals wirft, so gab es auch früher schon im Sudetenraum ähnliche Anbiederungsversuche von jüdischen Schriftstellern. Sie haben mit dem herben und alle Jahrhunderte hindurch infolge dieses Kampfes volksbewußten Schrifttum der Sudetendeutschen nichts zu tun.

Seit dem Ausbruch des Sprachenkampfes in der alten Monarchie wandelte sich das Antlitz dieses sudetendeutschen Schrifttums zusehends. Die Ängstlichen und Kleingläubigen verkrochen sich in eine rein provinzielle Literatur, die dem Kämpferischen ausweicht; die Wesentlichen aber, die das Beste der sudetendeutschen Zähigkeit und raschen Schlagfertigkeit repräsentieren, schufen gerade auf sudetendeutschem Boden zum erstenmal im gesamtdeutschen Raum überhaupt die Kategorie der auch künstlerisch hoch entwickelten grenzdeutschen Kampfdichtung. Gewiß: viele der besten Kräfte gingen immer wieder aus der Heimat weg; die Sudetendeutschen besetzten ja zur Zeit der Monarchie in Wien oft die wichtigsten, den Deutschen dort überlassenen Posten in Verwaltung und Wirtschaft, in der Wissenschaft und in der Kunst. Aber sie alle hingen trotzdem mit unsagbarer Liebe an ihrer Heimat und führten den Kampf um ihre Deutsch-erhaltung von dort aus weiter. Darüber hinaus kam im Rahmen des österreichischen Deutstums gerade von den Sudetendeutschen her zum erstenmal das bewußt Völkische zur Geltung. Im alten österreichischen Parlament standen zumeist Sudetendeutsche an der Spitze der völkisch ausgerichteten Parteien; und Sudetendeutsche waren es, die als Erste — aus bitteren Erfahrungen — die Gefolgsleute Schönerers auch auf dem Gebiet der antisemitischen Bewegung wurden.

Ist es verwunderlich, daß es gerade sudetendeutsche Dichter waren, die als Erste überhaupt den Begriff des Grenzdeutstums einführten? An der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts wuchs im Sudetenraum eine Reihe von Dichtern heran, denen die Krise des Nationalitätenproblems

in der alten Donaumonarchie wesentlich mehr war als Parlamentsgezänk; denen es um die Erhaltung der Volkssubstanz ging, weil sie wußten, daß von ihr allein das künftige Schicksal dieses Sudetenraumes abhängen würde; die aber auch damals schon wußten, was das Schicksal des Sudetendeutschums für die Gesamtnation bedeute. Die geopolitische Randlage der Sudetendeutschen gegenüber dem „tschechischen Block“ in der Mitte bedingte ja — bei aller konstruktiven Eingliederung in die Habsburger Monarchie — von vornherein den Blick ins Reich und mehr noch das Bewußtsein des gesamtdeutschen Zusammenhanges als Gegenkraft des tschechischen Druckes. Karl Hans Strobl, der nun 60jährige, war schon 1902 mit seinem Roman „Die Bazlabude“ als dichterischer Warner in Erscheinung getreten — und Robert Hohlbaum war ihm einige Jahre später mit seinem „Ewigen Lenzlampf“ (heut „Die Prager“) gefolgt. Leutelt, Wacklitz und manche andere schlossen sich bald schon mit ihren heimatlich-völkisch ausgerichteten Romanen an. Diese sudetendeutschen Vorkriegsdichtungen wandten sich damals angesichts des mangelnden Verständnisses der österreichischen Regierung an die ganze Nation, vor allem an die Deutschen des Reiches. Die wachsende Gefahr, die blutende Wunde sollte der ganzen Nation vor Augen gestellt werden. Wurde sie nicht rechtzeitig gebannt und geheilt, bestand die Möglichkeit ernstester Schädigungen. Aber der Hilferuf verhallte. Die Politiker dieser Epoche waren noch nicht gewohnt, die Stimme des Dichters ernst zu nehmen. Dem kleindeutsch eingestellten Binnendeutschen ging es zudem wirtschaftlich damals viel zu gut, als daß er sich um das künftige Schicksal des Grenzdeutschums, noch dazu um das der Nachbarmonarchie, Sorgen gemacht hätte. Die Entscheidung von 1866 hatte in dieser Beziehung verhängnisvolle Folgen. Die Reichsdeutschen wußten in dieser Vorkriegszeit noch nicht, daß die Grenzdeutschen, gerade auch die des österreichisch-ungarischen Völkerstaates, ein Schutzwall deutschen Blutes für das Reich waren.

Gewiß trug auch in diesem schwierigen Werdeprozeß des 20. Jahrhunderts der Sudetenraum für die Deutschen mehr als eine Möglichkeit der dichterischen Entfaltung in sich. Wer, von der bloß provinziellen Heimatdichtung abzusehen, das Nebeneinander von Rilke und Kolbenheyer überschaut, der erkennt diese Art Überschneidungen, die hier vom Ostisch-Hingebungsvollen her bei Rilke zum Austrag kamen, während in Kolbenheyer die nordisch-dinarische Aktivität und Lebensmeisterung ihre hohe, gesamtdeutsche Erfüllung finden. Rilke hat in seinem Entwicklungsgang, bis hin zu den Duineser Elegien, diese ostischen Fremdzüge seiner Frühzeit mehr und mehr überwunden. Trotzdem muß er es noch am Abschluß seines Lebens als tragisches Ergebnis empfinden, daß er

sich nirgends wirklich daheim fühlt und deshalb für dieses Daheim nicht kämpfen kann. Schon diese tragische Erkenntnis freilich trennt ihn von so vielen paneuropäischen Weltchwärmern. Wie sehr aber trennt ihn erst seine im Moldau-land beheimatete Weichheit und Weltoffenheit von der Strenge und Aufbaukraft Erwin Guido Kolbenhebers (* 1878), der zwar in Budapest geboren ist, den Ahnen nach aber zum Sudetenraum gehört, seine entscheidenden Kinder- und Entwicklungsjahre in Karlsbad und Eger verlebte und von da seine völkische Ausrichtung und seinen Widerstandstroz mitbekam. In Zeiten der Niederbrüche hat er uns sein „*Ch-ristisches Brevier*“ der deutschen Selbstzucht und der seelischen Widerstandskraft geschenkt. In Zeiten der psychoanalytischen Zerlösung hat er den Monumentalroman der großen deutschen Persönlichkeit, „*Parazelsius*“, hingebaut. In Zeiten der Überfremdung hat er uns gelehrt, die Dichtung biologisch zu bewerten und den notwendigen „*Befreiungskampf*“ der Dichtung zu erkennen. In Zeiten der Geschichtsverlästerung hat er in Romanen und Novellen und Dramen die ganze heldische Größe des Vergangenheitsbildes als einer volkswirksamen Kraft aufleuchten lassen. So wuchs mit ihm gerade vom Sudetenraum her dem Gesamtdeutschtum eine der wichtigsten dichterischen Kräfte zu, die half, den Neubau der Nation vorzubereiten und die dieses Werk auch ins Künftige verrichten wird. Denn auch von Kolbenheber gilt das Wort, das am Ende seiner „*Karlsbader Novelle*“ von Goethe gesagt wird: „und — fuhr in den Morgen“.

Der Ausgang des Weltkrieges hat die Donaumonarchie zerschlagen und die Sudetendeutschen einem von der tschechischen Minderheit diktierten Staat eingegliedert. Somit ist es kein Zufall, wenn das mächtige Epos des Zusammenbruches der Donaumonarchie gerade von einem Grenzdeutschen geschrieben wurde, der wichtigste Entwicklungsjahre im Sudetenraum verlebte; denn Bruno Brehms (* 1892 Laibach) tragische Romantrilogie: „*Apis und Este*“, „*Das war das Ende*“ und „*Weder Kaiser noch König!*“ ist viel mehr als eine begrenzt österreichische Angelegenheit. Hier tut sich für ganz Mitteleuropa ein großes Ende und ein schreckvoller Anfang zugleich auf — und beides schildert der Grenzdeutsche, der diesen Zusammenbruch längst schon vorgeahnt und aus vielen tragischen Erlebnissen so begriffen hat, wie er auch die geschichtliche Tragik von 1809 in seinem Roman „*Zu früh und zu spät*“ als ein epochal Wirkendes darzustellen versteht. Denn ihm ist es ja immer schon um „die größere Heimat“ gegangen, die er — als Meister der Kurzgeschichte — in so vielen Erlebnisberichten („*Heimat ist Arbeit*“, „*Das gelbe Ahornblatt*“) mit der ganzen Spannweite von der Tragik zum Humor und mit einem scharfen Blick für die gemeinsamen Züge im deutschen Antlitz festhält.

Heute erst begreifen die Binnendeutschen, wieso Karl Hans Strobl

aus der mährischen Bergstadt Uglau (* 1877), der in den Romanen und Erzählungen „Die Baclabude“, „Der Schiplapaß“, „Das Wirtshaus zum König Premysl“ die Nationalitätenkämpfe der Sudetendeutschen geschildert und in seinem großangelegten Roman „Die Fackel des Hus“ ein farbensattes Bild aus der Zeit der für die Deutschen als Einsatz der tschechischen Vorstöße so bedeutsamen Hussitenkriege gemeistert hat, auch einen dreibändigen Bismarck-Roman schreiben konnte: Die Liebe zum Mutterlande war den völkischdenkenden Sudetendeutschen eben seit jeher notwendig eigen. Ja, die Sudetendeutschen haben aus innerster Notwendigkeit, und das heißt aus Gründen des nationalen Selbsterhaltungswillens, immer schon das getrieben, was wir heute gesamtdeutsche Geschichtsauffassung nennen.

In einem seiner frühen Romane läßt Robert H o h l b a u m einen Preußen an seinen sudetendeutschen Freund schreiben: „Wir werden satt sein und ihr werdet hungern. Wir werden uns zufriedengeben und ihr werdet die Sehnsucht tragen. Deshalb werden euch unter uns nicht viele verstehen, nur jene, in denen Sehnsucht sein wird — nach der Sehnsucht.“ Das ist die typische Sachlage der Vorkriegszeit. Aus dieser grenzdeutschen Sehnsucht, sprich: Sehnsucht nach dem einigenden Reich aller Deutschen, erwachsen ja auch die großzügigen Geschichtsb visionen, die Robert Hohlbaum (* 1886 Jägerndorf) uns immer neu schenkte und schenkt. Denn von seiner frühen „Romandreiheit des deutschen Menschen“: „Frühlingssturm“, die unser Volk eine schwere Strecke Weges vom 17. zum 18. Jahrhundert durch Not und Schuld, durch Wahn und Uneinigkeit hindurch zum Aufdämmern einer kommenden Gemeinschaft der Abwehr begleitet, über die weit ausgreifende Romantrilogie einer deutschen Rettung, die mitten aus dem Gärungsprozeß ganz Europas von der französischen Revolution zur Befreiungstat des Freiherrn vom Stein und zu den Befreiungskriegen führt („König Volk“, „Der Mann aus dem Chaos“, „Stein“), bis hin zu jenem bisher letzten historischen Roman „Zweikampf um Deutschland“, diesem Bild der deutschen Bruderkämpfe von 1866 und der schließlichen Ausgliederung Österreichs aus dem Reich, das gerade den Sudetenraum und die tschechischen Vorstöße dieser Zeit verdeutlicht, hat der Grenzdeutsche Hohlbaum unserem ganzen Volke vom gesamtdeutschen Standpunkt her wieder und wieder einen historischen Anschauungsunterricht von starker dichterischer Gestaltungskraft erteilt. Und er hat dieses gesamtdeutsche Bekenntnis auch in Zeiten abgelegt, in denen das noch gar nicht hoch angerechnet wurde. Aber eben die Bekenntnistreue ist es, die uns dieses Lebenswerk voll reifender Menschenkenntnis und historischer Durchdringungskraft so liebenswert macht. Es wird einmal, weit über seinen dichterischen Wert hinaus, auch als wichtiges Docu-

ment d e r grenzdeutschen Beschwörung politisch gewertet werden, die den Binnendeutschen im Glauben an die künftige Wiedergeburt des geeinten Reiches lange schon vorausging.

Hans W a g l i k aber, der aus dem südlichen Böhmerwald stammt (* 1879 Unterhaid), bringt aus diesem Mythen- und Sagenraum zu aller Heimatverbundenheit auch die ganze Dämonie des Volksbewußtseins mit. Aus dem Land romantischer Erzählungen, wie „Schloß Weltfern“ oder „Die Reise nach Ringolah“, führt ihn sein Weg immer wieder zur Sagen- und Legenden- und Schwankwelt der Heimat. Da berichtet er uns vom „Dämmervolk“, vom „Faust im Böhmerwald“, von „Riesen Gottes“. Da erzählt er uns die Schwänke vom „Fuxloh“ und vom „Ridibunz“ — und uraltes Erzählgut des Volkes wandert damit wieder ins Volk zurück. Aber immer wieder weiß er von dieser Überlieferung her die Brücke zu finden zur dämonischen Vergangenheitswelt seiner Heimat, wie er sie in seinen späteren Romanen „Die Returner Hütte“ und „Der Teufel wildert“ leidenschaftlich gestaltet. Im Hintergrund aller seiner Dichtungen steht die Treue zur deutschen Arterhaltung, wie sie schon aus seinen frühen Erzählungen „Von deutsch-böhmischer Erde“ spricht und besonders im Roman „O Böhmen!“ herausgestellt wird. Das Wort „Ungebeugtes Volk“, das über einer seiner Erzählungen steht, bedeutet das Ziel seines ganzen Werkes.

Früh schon hatte der aus Josefstal bei Gablonz stammende Gustav L e u t e l t (* 1860) in seinen Schilderungen aus dem Isergebirge den ganzen Zauber der heimischen Landschaft aus mythischen Urgründen heraufbeschworen. Und dieses Waldgeheimnis liegt auch über der Einheit von Mensch und Landschaft in seinen Romanen „Die Königshäuser“, „Das zweite Gesicht“ und „Hüttenheimat“. Die Untiefen der Menschenseele und die Untiefen der Landschaftsseele, sie wachsen ihm selbstverständlich in eins. Was wäre der Sudetendeutsche ohne seinen geheimnis-erfüllten Wald! Leutelts „Glaswald“, sein „Buch vom Wald“ und viele kleinere Erzählungen leuchten in einer realistischen Klarheit, die dennoch metaphysische Tiefe kennt, in diese Grundzusammenhänge hinab.

Der Egerländer Rudolf H a a s aber (* 1877 Mies), der nun in Kärnten ansässige, von den Tschechen aus seiner Heimat vertriebene Schöpfer der köstlichen „Triebel“-Gestalt, dieses verbummelten Studenten, der schließlich doch noch in die tätige Gemeinschaft wächst — er hat uns in wichtigen Romanzeugnissen die Blutopfer der Sudetendeutschen richtig sehen gelehrt. Wer die Romane „Egerländer“ und „Heimat in Ketten“ kennt, weiß um ein großes Stück deutscher Bitternis. Aber er wird hier so wenig wie in der Kärntner Grenzkampftrilogie („Der lange Christoph“, „Der Blutsäger“, „Der stumme Konrad“) in Trostlosigkeit ent-

lassen; denn Wortgestaltung und Ethos von Rudolf Haas halten sich an Triebels Weisheit: „Uns Leben muß man glauben. Der Glaube hält fest. Der enttäuscht nicht. Wer ihn hat, kann nicht verbittert werden. Er läßt die Menschen lachen und höhnen — und lächelt nur.“ Auch Franz *N a b e l* (* 1883 Lautschin in Böhmen), der früh schon in die niederösterreichischen Boralpen zog und den in seiner Erzählart vieles mit Haas verbindet, trotzdem er das Menschliche wesentlich skeptischer bewertet, geht in allen seinen Romanen und Erzählungen („Der Sd Hof“, „Grab des Lebendigen“, „Kindernovelle“, „Die Ortliebschen Frauen“) von der so thpisch-herben Art des Sudetendeutschums aus, die Tragik und Komik als notwendig polare Kräfte begreift.

Diesen Epikern stehen im Sudetenraum auch Meister des Liedes, Lyriker von der Egerländer Bauernkraft Heinrich Suso *W a l d e d s* („Die Antlitzgedichte“), von der beseligenden Hingabe Hans *D e i ß i n - g e r s* („Erde, wir lassen dich nicht!“) und Emil *M e r k e r s* („Verzückte Erde“, „Kreuzweg“), vor allem aber auch Rufer im Kampfe voll der Mundartkraft Zephrin *Z e t t l s* und voll der grimmigen Wucht Karl Franz *L e p p a s* oder Ernst Leibls gegenüber. Leppa aus Budweis (* 1893) verdanken wir überdies die Monatschrift „Der Adermann aus Böhmen“ und die wichtige Sammlung sudetendeutscher Dichtung „Volk und Leben“. Deißinger und Merker beginnen nun auch, von einer eigenartig schillernden, weil schroff Realistisches ans Metaphysische bindenden Erzählkunst her, die Ihrisch vorgeformte Lebensgestaltung zu erweitern: vom Zufälligen aus suchen sie das „ewige Antlitz“.

Die volksnahe Dichtung der mittleren und der jüngeren Generation geht von denselben Voraussetzungen aus, die auf volkshundlichem Gebiet von Gierach, Lehmann, Schwarz und ihren Schülern gepflegt wurden und werden. Nun freilich übernimmt auch schon die jüngste Dichtergeneration des Sudetenraumes diesen Ruf der älteren und übersetzt ihn in das neue Lebensgesetz, das ihr im Zusammenhang des gesamtdeutschen Wandels gegeben ist. Prager deutsche Studenten schicken ihre Lieder in die Welt und überschreiben sie symbolisch „Wir tragen ein Licht“ (herausgegeben von Herbert Ehsarz). Kommt hier auch da und dort die weiche Melancholie der Moldau, die genau so Mühlbergers Erzählungen beeinträchtigt, noch zum Vorschein — daneben finden sich doch auch schon die wichtigen neuen Töne, die ausgehen vom Thema: „Wir Wende“. Fast noch deutlicher wird diese neue, den Individualismus überwindende Sicht in den „Sudetendeutschen Gedichten“: „Kameraden der Zeit“, die Franz *H ö l - l e r*, der Verfasser des für die junge sudetendeutsche Generation sehr bezeichnenden „Studenten“-Romans, als ersten Band der „Volksdeutschen Reihe“ im auch sonst um das sudetendeutsche Schrifttum sehr ver-

dienten Karlsbader Verlage Adam Kraft herausgegeben hat. Hier wird nicht nur der ganze Bogen von Kolbenheher zu dieser jungen Generation gezogen, sondern diese Konrad Henlein gewidmete Anthologie läßt aus der ganzen Not des großen Druckes, dem die Sudetendeutschen gerade jetzt wieder ausgesetzt sind, den um so größeren Glauben, den um so geschlosseneren Gemeinschaftswillen aller Schichten wachsen. Neben Kurt Schork, der in seinen Gedichten „Volk am Kreuz“ die schwere Anklage erhebt, vermag ein anderer aus dem Kreis dieser Jungen, der Arbeiter- sohn und Werkstudent Josef Schneider aus Jauernig (* 1911), in seiner Sammlung „Ewiger Arbeitstag“ auch schon die Ziele der neuen Kameradschaft und Volksbewußtheit von der Arbeiterschicht her sichtbar zu machen. Ernst Eggemann aus dem Böhmerwald schließlich richtet in seinen „Gedichten eines Auslandsdeutschen“ den Brüdern im Reich ein „Mahnmal“ auf, das die Sendung der Sudetendeutschen, aber auch die Aufgabe der Binnendeutschen gegenüber dem Sudetendeutschtum ins richtige Licht rückt: „Nun kämpfen wir für Deutschland im Schatten fremder Welt“ und „Niemals wird euer Schicksal ohne uns gebaut!“.

Das ist der Geist, aus dem die ganze jüngere Dichtergeneration des Sudetenraumes ihr Werk ins Gesamtdeutschtum hineinwachsen läßt — nun freilich mit einem Echo größten Ausmaßes. Das ist der Geist, aus dem etwa der früh verstorbene Bruno Hanns Wittel (* 1895 Freudental, † 1935) seinen Roman vom Bauernbefreier Hans Rudlich, „Sturm überm Acker“, als Bollwerk volksbewußten und eben deshalb auch gemeinschaftstreuen Trostes aufrichtete. Und es ist derselbe Geist, aus dem der Egerländer Wilhelm Pleher (* 1901 Eisenhammer) in mahnender Zähigkeit das vielleicht wichtigste dichterische Wort spricht, das uns in dieser geschichtlichen Stunde aus dem Sudetenraum zukommt. Von ihm stammt das lyrische Buch „Deutschland ist größer!“, dieser Weckruf zu gesamtdeutschem Wertbewußtsein. Von ihm stammt der aufwühlende Roman „Der Buchner“, der uns wie kein anderer hineinsehen läßt in das Werden, die bange Wirrnis und den harten Widerstandswillen des sudetendeutschen „Grenzlandschicksals“. Denn dieses Schicksal des Buchner steht ja für alle die dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen. Sie alle reichen wie er zurück in uralte Geschlechter, die seit Jahrhunderten diese sudetendeutsche Erde roden. Sie alle wuchsen wie er hinein aus der Schönerer-Zeit in den Weltkrieg und kämpften mit namenlosen Opfern an der Seite der Reichsdeutschen. Und sie alle wurden durch den Wahn des Feindbündnistates hineingepreßt in diesen tschechoslowakischen Staat, der ihnen seitdem, trotz aller Zusicherungen, täglich weitere Rechte entzieht, ja, der sie verhungern läßt. Ein Buch der scharfumrissenen Menschengestaltung im Gegenüber der Völker und Rassen. An diesen „Buchner“-Roman

reicht sich nun freilich das dichterisch noch weit vollendetere Romanwerk Plehers: „Die Brüder Tommahans“. Hier geht es um den Pflichtbegriff des sudetendeutschen Bauern, diesen so selbstverständlich in die Tat umgesetzten Pflichtbegriff, der das eigene Glück zurücktreten läßt hinter die Notwendigkeit, die das Volksganze erfordert und die die Lebenden den Vorangegangenen und den Kommenden schuldig sind. Plehers Wort: „Das größere Recht ist nicht bei den Lebenden, sondern bei den Nachkommen; bei den Lebenden ist nur die größere Pflicht“, es wird hier zum Gesetz der grenzdeutschen Beharrung, und vorab der bäuerlichen Beharrung im Grenzraum überhaupt: „Die Welt hat nicht von guten Menschen ihren Bestand, sie hat ihn von guten Bauern.“ Die zum Äußersten angespannten Kräfte der Beharrung, aber auch das Gift des Gegners und die Gefahr der Gleichmütigen oder Wankelmütigen lernen wir in diesen beiden Romanen wie in einer auf anspruchsvoller dichterischer Ebene durchgeführten außenpolitischen Lebensschulung kennen.

Fügt man Gottfried Rothacker's Anflageroman „Das Dorf an der Grenze“ und Ernst Frank's Entwicklungsroman „Kamerad, wir marschieren“ hinzu, dann rundet sich das Bild: hier der Notruf aus dem täglichen Vernichtungskleinkrieg; und dort durch alle Hemmungen hindurch das Hineinwachsen der heranwachsenden sudetendeutschen Generation aus der Jugend- und Turnerbewegung in die größere Einheit, die sich der Führung Henleins anvertraut, um dieses „neuen Zielbildes“ willen, das Urterhaltung zu verbinden weiß mit der ewig sudetendeutschen Aufgabe des „Brückenbauers gegen Osten“.

Mit Recht hat uns Pleher jüngst gezeigt, daß es keinen sudetendeutschen „Stamm“ gibt, sondern daß gerade die Teilhabe an den verschiedensten Stämmen die Kraft und die Vielfarbigkeit der deutschen Volksleistung aus dem Sudetenraum ausmacht. Auch aus diesem Grunde ist die ganze Dichtung des Sudetenraumes mehr als Dichtung schlechthin: Mahnmal und Erkenntnis, Sprache des Blutes und Ruf der unwandelbaren Treue.

Es ist nicht zu verkennen, daß seit der Errichtung des tschechoslowakischen Staates das sudetendeutsche Schrifttum vor ganz neue Aufgaben gestellt wurde. Dem Wandel des politischen Zieles gesellt sich auch hier der Wandel des deutschen Lebensideals und Menschenbildes. Die junge sudetendeutsche Dichtung ist — parallel zur politischen Erneuerungsbewegung — auf dem besten Wege, dieser Wendung gerecht zu werden, weil sie ihr neues antiindividualistisches Zielbild auf einer so großen sudetendeutschen Schrifttumstradition aufbauen kann. Eingespannt zwischen Mutterland und Slawentum, erwächst ihr eine dichterische Willenskraft, die Würde und Ordnung als die Kennzeichen des germanischen

Rassengepräges überall dorthin vorträgt, wo deutsche Kultur auf den Vorposten Europas gestellt ist und diese Brückenfunktion auszuüben hat. Der bittere Zug, der gleichwohl auch der jungen sudetendeutschen Dichtung bei aller Zuversicht in die gesamtdeutsche Zukunft anhaftet, wird freilich so lange nicht verschwinden, solange das Wort seine Wahrheit behält, das nicht etwa deutsche, sondern tschechische Schriftsteller und Wissenschaftler im Oktober 1935 nach einer Reise durch die entrechteten sudetendeutschen Elendsgebiete niederschrieben: „Auf Grund dessen, was wir mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört haben, erklären wir, daß die Verhältnisse in diesen Gegenden katastrophal sind. Die Industrie ist zum großen Teil vernichtet. Die Maschinen sind entweder verkauft oder demoliert oder dem Verfall überliefert. Es gibt Fabriken, die alten Burgruinen gleichen. Daher ist die Arbeitslosigkeit unerhört und infolgedessen herrscht vollständige Hungersnot. 90 Prozent aller Kinder sind unterernährt. Die Eltern sind in Verzweiflung verfallen und die Ärzte beben vor dem herannahenden Winter. Die Lehrer berichten, daß die meisten Kinder so ausgehungert zur Schule kommen, daß sie dem Unterricht nicht folgen können.“ Solange dieser Zustand kennzeichnend bleibt für das Los von dreieinhalb Millionen Deutschen — auch den Deutschen der Slowakei geht es nicht viel besser —, solange wird die Dichtung dieser Volksgruppe die Willenshärte in dreifachem Maße widerspiegeln und ausstrahlen, die auch dem heranwachsenden Geschlecht der Binnendeutschen von der Lage Deutschlands im Wirkungsfeld gegnerischer Mächte her nun nicht mehr ganz unbekannt ist. Denn allezeit wird gerade von den Sudetendeutschen gelten, was sie schon 1897 auf das Rathaus von Eger schrieben:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
das höchste Gut des Volkes ist sein Recht.
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache.
Dem Volk, dem Recht und seiner Sprache treu
find uns der Tag, wird jeder Tag uns finden.“

Karl Hans Strobl Auszug der Scholaren aus Prag

Vor ihrer Wohnungstür standen der Faulfisch und der Georg von Rnhchnicz im Nachtgewand, und ich konnte an ihnen vorbei in die große Stube sehen, die mit den vielberufenen Gemälden ausgeziert war. Sie machten spöttische Gesichter, und der Faulfisch rief mir

zu: „Viel Glück auf die Reise!“ Der Rnhchnicz aber fügte hinzu: „Wischt euch nur die Sohlen ordentlich ab, daß ihr uns nicht zu viel von der heiligen Prager Erde davontragt.“

Ich gab ihnen keine Antwort, denn es war mir nicht danach zumut, mit Worten um mich zu werfen, ging dem Strom der Scholaren nach und fand vor dem Karlskollegium bereits ein mächtiges Menschengewühl, schnaubende Rosse und hochgepackte Reisewagen dazwischen eingekleilt. Ich hatte mich mit Winfried Bacchus, dem Hartriegel und dem Wendehals versprochen, daß wir Wander-genossenschaft halten wollten, aber es dauerte lange, ehe wir uns in der Menge zusammenfanden.

Es war viel frohgemutes Zurufen und Trohigtun unter den Scholaren und Magistern, wollte es keiner merken lassen, wie nahe es ihm ging, daß er Prag verlassen sollte.

„Habt ihr's gehört“, lachte der Winfried Bacchus, „der König hat einen Wutanfall bekommen, daß wir ausziehen wollen.“

„Mag er an seinem Zorn ersticken“, brummte der Hartriegel.

„Und er nennt uns Undankbare, weil wir der empfangenen Wohltaten uneingedenk seien, und jeder, der Prag verläßt, soll für ewig von der Universität ausgestoßen bleiben.“

„Bei Christi Blut“, und dabei wies der Hartriegel auf seine schlecht vernarbte Wange, die ihm damals bei der Prüfung des Meistermann war zerrissen worden, „so sehen die empfangenen Wohltaten aus!“

„Ei ja“, schrie der Wendehals, „und der Hus hat uns feige Verschwörer und Kinder des Antichrist genannt, dessen Weg wir bereiten.“

„Und vergleicht uns“, rief der lange Petrus Storch von Zwidau über die Köpfe der anderen hinweg, „mit dem Volk Pharaos, das im Roten Meer ertrunken ist, und den Sodomiten, die in Pech und Schwefel untergegangen sind.“

„Was wollen sie?“ gab der Wendehals zurück, „haben sie uns nicht selbst ausgetrieben? Nun haben sie Platz, sich auszubreiten, wird ihnen nur der Pelz ein wenig zu groß sein.“

Indem drängte der Rektor Balthenhagen sein Pferd durch die Menge, winkte und nickte nach allen Seiten und rief, da er an uns vorüberritt: „Vorwärts, meine Freunde, in Gottes Namen und zur Rettung der deutschen Ehre!“

Langsam kam die Masse in Bewegung, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen zogen wir dahin, sahen noch einmal an den Häusern empor, aus deren manchem uns Bekannte zuwinkten, traten fest

aus und zeigten lachende Gesichter. Wir schritten neben einem Wagen dahin, auf dem der Rudolf Meistermann lag, noch recht blaß und armselig, wegen der erhaltenen Wunden unfähig, zu Fuß zu gehen. Stöhnte und seufzte gar arg, ich weiß nicht, ob mehr wegen seiner Seele oder seines Leibes Beschwer, so daß wir ihm zur Gesellschaft recht fröhlich zu sein versuchten, als wäre es eine leichte und heitere Unternehmung, zu der wir auszogen.

Etliche hatten auch ihre Lauten vorgenommen, spielten und sangen. Das Lied handelte vom frohen Leben der fahrenden Scholaren und hatte so viele Gesehlein, daß es überhaupt niemals ein Ende zu nehmen schien. Andere aber sangen eine schärfere Weise, die lautete auf deutsch:

„Aus Prag, das Mutter uns gewesen,
setzt uns des Königs Wenzel Besen!
Mit deiner Gnade zum Geleite
zieh'n wir hinaus in die Läng' und Breite.“

So suchten sie einander über die Trübsal der Auswanderung hinwegzuhelfen, denn im Grunde waren es ihrer vielleicht nur wenige, die gerne von hier wegzogen. Und so hörte man denn immer und immer wieder einen um den andern sagen, daß kein Zweifel daran sei, man werde uns trotz aller Drohungen doch zuletzt wieder zurückrufen, wenn man unseren Ernst erkannt hätte.

Es war aber in den Straßen viel Volk zusammengelaufen, dem war aber vorerst nichts anderes anzumerken, als wie sehr es sich darüber freute, daß wir die Stadt verlassen mußten. Sie grinsten uns hämisch ins Gesicht, machten uns unzüchtige Gebärden und piffen auf zwei Fingern gellend hinter uns drein. In der Nähe der steinernen Brücke über die Mulda hatte sich der Schwarm des Volkes so dicht gestaut, daß er gleich zwei Mauern links und rechts von unserem Zug stand und wir nur mit Mühe vorwärtskommen konnten. Da erging denn ein dichter Hagel von Schimpf- und Hohnworten über uns, das Gebrüll stieg zu einem Toben an, und mit einmal flogen auch Steine aus dem Haufen in unseren Zug, von denen einer den Wendehals am Arm traf.

Der war bisher mit zusammengebißenen Zähnen neben mir geschritten, hatte nur gerade vor sich hingesehen und keinen Blick zur Seite geschickt, als sei da kein Mensch vorhanden. Jetzt aber fuhr er zusammen, ließ seinen gebändigten Zorn losschießen und riß seinen Dussak heraus, als wollte er sich in die Menge stürzen. Gott weiß, was da geschehen wäre, hätte sich nicht eben zum guten

Glück der Magister Dobelin in der Nähe befunden; der stürzte sich auf den Wendehals los, packte ihn am Arm und rief: „Ich bitte euch, um aller Heiligen willen, laßt sie schreien und werfen, antwortet nicht.“

So kamen wir über die Brücke, und erst jenseits auf der kleinen Seite, wo fast nur Deutsche wohnen, wurde es besser. Wir wandten uns um den Hradschin und erreichten nach einiger Zeit wieder die Mulda, die hier einen Bogen macht. Nun zogen wir längs des Flusses nach Norden dahin, aber je weiter wir uns von Prag entfernten, desto stiller wurde es in unseren Reihen, und ich konnte wahrnehmen, daß sich bald der, bald jener umkehrte, um noch einmal einen Blick auf die Stadt zu erhaschen. Es schob sich aber der Burgberg immer mehr vor deren Bild, und so war der Dom zu Sankt Veit mit seinen Türmen und Baugerüsten das letzte, was wir von ihr sahen, schließlich aber entschwand uns auch der hinter den Anhöhen.

Da wanderten wir dahin, gänzlich verstummt und jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, die wohl bei keinem fröhlicher Art waren. Bis der Hartriegel sich mit einem Ruck den Hut in den Nacken schob und ausrief: „Was ziehen wir einher, als hätten uns die Hühner das Brot gefressen? Gehen wir hinter einer Leiche oder ist dies eine Wanderschaft tapferer deutscher Gesellen, die eine neue Heimat suchen? Auf, errafft euch der Betrübniß und richtet den Blick voraus, wo uns der Haß und der Neid nichts mehr werden anhaben können.“

Auch andere ermunterten die Scholaren auf ähnliche Weise; da belebte sich der Mut von neuem, und hier und dort begannen sie wieder zu singen. Die Lust am Wandern ergriff sie allgemach, je weiter wir von Prag abkamen. Man hätte sich auch keinen schöneren Tag denken können, eine milde Sonne schien herab, als gebe der Himmel selbst unserem Unterfangen recht, nur daß der Staub, der von dem langen Zug aufgewirbelt wurde, ein wenig Beschwer- niß verursachte.

Gegen Abend waren wir bei dem Städtchen Kralup angelangt, das nahe der Mulda liegt. Die an der Spitze waren, fanden in der Stadt selbst Unterkommen, wir anderen erbat, so wie wir nach und nach eintrafen, Herberge in den Bauerngehöften vor den Toren, etliche aber mußten gar auf dem freien Feld Nachtlager nehmen. Da hatten auch schon der leichte Sinn und die Freude der Scholaren am Abenteuer so die Oberhand gewonnen, daß alles Ungemach der Nacht für nichts erachtet wurde, heller Zuruf von

einem Haufen zum andern schallte und kräftiger Zutrunf aus den mitgeführten Fäßchen Wein umging.

Wir waren eben dabei, uns im Hof unserer Herberge eine Abendmahlzeit zu bereiten, als einer hereingestürzt kam: „Auf, Gesellen, auf, zur Hilfe!“ Befragt, stammelte er atemlos hervor, es sei ein Häuflein westfälischer Scholaren, die unter den Nachzüglern gewesen waren, von einem Schwarm der Tschechischen überfallen, blutig geschlagen und ausgeraubt worden. Ei, wie da alle aufsprangen, ihre Wehr ergriffen und, geführt von dem Boten, in die Nacht zurückliefen; und es gab gewiß keinen, dem es nicht lieb gewesen, seinem Groll einmal tüchtige Weide zu geben und den Tschechischen einen Denkfettel zu versehen.

Da wir an der Stelle des Überfalls angekommen waren, fanden wir die Wagen umgestürzt und ausgeplündert, die Pferde waren von den Strängen geschnitten und weggeführt, und auf der Straße wimmerte und klagte wohl ein halb Duzend Verwundeter. Die Räuber hatten bei unserem Nahen das Weite gesucht, und es schien nicht ratsam, sie in die Dunkelheit des Dickichts zu verfolgen.

Meine Gesellen machten sich sogleich daran, die Verletzten zu verbinden, dann setzten wir sie auf einen Wagen, der uns nachgebracht worden war, und lehrten zu unserer Herberge zurück.

Erwin Guido Kolbenheyer / Devise

Knechte dich selbst, dann wirst du ein Herr sein;
federleicht über Geschrei und Ruhm,
wirst du der Waage erst wichtig und schwer sein:
Kunst, deine Kunst wird Menschentum.

Jagen, laß jagen sie, drängen und trachten!
Bitter sei ihnen das grünende Reis!
Zeit wird sie worfeln und doppelt verachten,
reisende Zeit zieht den magischen Kreis.

Straf' dich mit Nacht ihr papierenes Schweigen,
Knecht deiner Kunst, Knecht dir allein!
Einmal so mag dir ein schwellendes Neigen
wie über reisenden Ähren sein.

Ora, labora — ora, labora,
Glockenlaut, über dein Leben gespannt,
nullaque mora, nullaque mora!
Eng ist das Leben, und weit ist das Land.

Erwin Guido Kolbenheyer / Unser Leben

Wer kann unsre Seele töten,
wer das junge Blut verderben!
Ringt der Baum in Sturmesnöten,
rinnt der Stamm aus offenen Kerben:
Tief im Boden — tausend Streben,
eng geschlungen,
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Hält die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unsre Herzen zwingen,
wer die hellen Augen blenden!
Not lehrt deine Pulse singen,
Not wird deine Blicke wenden
tief in dich, wo — tausend Streben,
eng geschlungen,
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unsre Hände binden,
wer den Flammengeist vernichten!
Unser Werk wird Freiheit finden,
wird die bange Nacht durchlichten.
Bodentreu, durch tausend Streben,
eng geschlungen,
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen,
Quillt uns Leben, unser Leben.

Erwin Guido Kolbenheyer / Das Erbe

Liegt nicht auf meinen Schultern schwer
ein Sack voll Erden?
Von meinen Vätern stammt sie her,
die wieder mußten werden

Erde, daraus sie ihre Zeit
gewannen Sättigung und Leid,
leidvolles Sehnen.

Pulst nicht in meinem Blute loh
lodernd ein Lieben?
Von meinen Müttern, bang und froh,
ist mir das Feuer blieben,
das sie verzehrte ihre Zeit
und ihre Herzen machte weit
vor heißem Sehnen.

Was meine Brust aus Tiefstem schwellt,
war ihr Verlangen.
Ein Drang und Traum der Väterwelt
saatweis ist aufgegangen
in mir und fruchtet meine Zeit
bis all ihr Erbe ist befreit
und all ihr Sehnen.

Erwin Guido Kolbenheyer / Zuruf

Nie war es unsre tiefste Not,
daß uns die Welt geschlagen
in Buße, Bann und Bettelbrot.
Stets wich die Nacht dem Morgenrot,
wir wuchsen im Ertragen.

Was uns an Mark und Herzen frißt,
das hat kein Feind verstanden
mit neidischer Gewalt und List:
In unserm eignen Bruderzwist
so werden wir zuschanden.

Glüht über unsern Stirnen nicht
des einen Sternes Helle?
Blüht nicht auf unserm Angesicht
des einen Blutes Welle?
Oh, faßt die Hand, die Bruderhand!
Laßt euere Kräfte wehen
zu einer Flamme hellem Brand!
So werden wir erstehen!

Karlsbad gefiel ihm anders als vor der Schneeberger Fahrt. Wohl hatte er bei Regenwetter unter dem Tore einer Scheune den Neudecker Turmfelsen für Lotte gezeichnet, und auch in Karlsbad blieb wie ein unverlierbarer Wesenshauch das schweigende Bewußtsein von der verschwundenen Geliebten stehen, aber der bängste Abschied war genommen, und das Ziel der nächsten Wochen und Monate — er wußte jetzt, daß es Monate sein würden — war unverlautet geblieben.

Frisch kam er von Schneeberg an die Tepel zurück. Die Lanthierh, Karl August, selbst das preußische Fräulein wollten sich seiner inniger bemächtigen; man hielt ihn einer still zugestandenen Ritterpflicht für ledig. Goethe wußte sich um so gewandter zu entziehen, und Herder, der seine eigenen Hamburger Pläne trug, kam ihm von allen am nächsten. Herder stand ihm freundlichbedacht am Werke bei, und der herzogliche Geheimkanzlist Vogel bekam erst seine Tage voll. Dieser Zeit wollte er gedenken! Ihrer Exzellenz schien der Sprudel ins Blut geraten, und er hatte all die Hitze aus fließender Feder über das Papier abzuleiten.

An Abenden aber, die nicht von anderer Geselligkeit beansprucht waren, laß Goethe ihnen vor. So hatten sie ihn, wie er sich geben wollte, und er hielt sie, ohne sie zu verlieren oder ungetreu zu werden, so weit von sich, als er Abstand bedurfte. Lotte hatte ihm diesen Rat gegeben, sie wußte alle guten Mittel, gemessen und verbunden zu bleiben; er folgte der fernen Immernahen. Doch so gerne man nahm, denn er wußte freimütig zu geben, daß für jeden Raum blieb, Empfindung zu äußern und sich im Empfangen tätig zu fühlen — man ahnte seine Zurückhaltung, und das schuf jene Widersekllichkeit des Gefühls, die eine freundschaftliche Rachelust weckt. Es kam sein Geburtstag, den wollte man feiern, zumal es der vorlekte Tag des Herzogs war, der nach Teplik wollte.

Er wurde zur Stunde des Mittagmahles auf das Logis der Lanthierh geladen. Sie wohnte nur wenige Häuser die „Wiese“ aufwärts „Zum goldenen Elefanten“. Ihr Hauswirt, Josef Stift, hielt eine Weinstube offen und wußte einen Tisch zu bestellen, der Kennern gefallen konnte.

Goethe fand im Saale der Gräfin eine Festtafel aufgeschlagen, er wurde aber nur vom Herzoge, dem Harrachschen Paare und Herder empfangen. Man hielt ihn hin, bis ein Diener die Tür in

den Flurgang öffnete, über den er dann, feierlich an der Hand des Herzogs und von den andern gefolgt, zu einem Hinterpförtchen geleitet wurde, das in den Garten des „Goldenen Elefanten“ am Hange des Hirschberges führte. Und dort sah Goethe einen Altar errichtet: zwei griechische Säulen, von Epheu, Immergrün und Lorbeer umwunden, überragten die Platte, sie stützten ein Gemälde, das eine Szene der Aristophanischen „Vögel“ darstellte, deren Nachdichtung Goethe der Gesellschaft kürzlich vorgetragen hatte; über dem Gemälde hing an einem blauen Bande der goldumrahmte Schattenriß des Dichters, und auf dem Altartische, umstreut von Blumen und Laub, lagen vielerlei Geschenke.

Der Herzog hielt den freudig Bewegten zurück. Hinter einem Buschwerk von der Höhe des Gartens erhob sich Gesang zur Laute, und als er verstummt war, schritten, geführt von dem kleinen Gustl Herder, der ein griechisches Gewand trug und eine brennende Fackel hochhielt, Priesterinnen den kurzen Serpentinweg zum Altare nieder, und die übrige Gesellschaft folgte in einem Abstand. Die Lanthierh, die Waldner, Karoline Herder und noch eine vierte Dame waren in weiße, wallende Gewänder gekleidet, Eichenfränze krönten sie, in der Hand hielten sie Papierrollen. Von den Seiten des Altares trat jede vor, entrollte den Bogen und las, an den Schattenriß des Dichters gewendet, etliche feierliche Verse und legte schließlich gleich einer Opfergabe die Rolle auf den Altar. Dann aber sprang die Affeburg in buntem Federkostüme, das Haar unter einer Kapuze, die einen Papageienkopf darstellte, hinter dem Altar hervor und hielt dem Dichter, daß es eine Art hatte, eine Standrede im Namen der „Vögel“ für alle seine unvollendeten Werke. So war eine Feierlichkeit, die nicht nur Huldigung bedeutete, sondern auch den Abstand betonte, den Goethe nahm, in freiere Laune gewandelt. Goethe konnte frohgemut die Wünsche empfangen und sich eine Weile an den Geschenken erfreuen, indes das Festmahl aufgetragen wurde. Eine Posaunenfanfare, zu der die Stadtbläser unter das Dach des „Goldenen Elefanten“ bestellt waren, rief an die Tafel.

Man wußte nicht, und Goethe selbst ahnte es nicht, daß diese Feier eines neuen Lebensjahres die Feier eines neuen Lebensalters für den Bewünschten bedeute.

Als des andern Tages darauf Karl August die Thermenstadt nach einem Abschiede verlassen hatte, dessen ernste Vertraulichkeit durch einen letzten lustigen Gruß gehoben war — Goethe ließ seinen Herren auf der Fahrt in Engelhaus anhalten und von ge-

schmückten Bauernmädchen ein Gedicht aussagen — fühlte er seiner Ungeduld kaum eine Schranke mehr gesetzt. Er hätte noch Wochen bleiben müssen, um das Verlagswerk zu beenden, bleiben wie die andern, die ihn zu halten dachten, obwohl sie seinen Unfrieden merkten.

So traf ihn der zweite Septembermorgen nach einer zerquälten Nacht tief verstört und vermochte ihn auch durch seine heiterste Sonne nicht mehr in den geordneten und beherrschten Lauf des Tagesbewußtseins zurückzuführen. Als stünde er unter Pein der Übersättigung an schalen Dingen und mehr noch unter dem Stachel einer Untreue gegen sich selbst, erschienen ihm Dinge und Menschen, die er um sich wußte, und alles Schrift- und Druckwerk vor seinen Augen ein Verdruß und jene Tyrannei zugleich, der man keine Gewalt vorwerfen kann, um sie zornmütig abzuschütteln. Er fühlte sich von Liebe und Verehrung, von edlen Pflichten gegen sein Werk, von dem fast leidenschaftlichen Dank, den er im Herzen gegen so viele trug, angegriffen und verwirrt. Es drohte wie eine Krankheit. Alles in ihm schien halb und zerrissen, verzagte Gebärde nur. Sie wußten alle, daß er für eine Zeit verreisen wolle, und doch lag es über seinen Absichten wie Hehlerei, den eigenen ungeklärten, quälenden Trieb zu verstecken. Er, der seit Jahren danach gerungen hatte, seinem Menschen Fassung und Form zu geben, war wie von einem Bann befallen, alles, auch seinen Namen, von sich zu werfen und wie ein abenteuernder Vagant ins Wage zu schweifen: als sei sein Leben erst zu gewinnen!

Für diesen Abend hatte die Lanthierh einen allgemeinen großen Ball im Sächsischen Saale vorbereitet, der zu Ehren der sächsischen Prinzessin Amalia Augusta, die unter dem Namen einer Gräfin Barbh angekommen war, besonders festlich gehalten werden sollte; und Goethe selbst hatte beigetragen.

Am Vormittag noch war Musjō Dittl bestellt worden, als aber der Gehekte gegen die Vesperzeit kam, um ihrer Exzellenz den Kopf zu richten, traf er sie nicht auf dem Logis, und auch Madame Helena Heinin war ratlos, denn ihre Exzellenz war vor fünf Uhr ausgegangen und hatte keine Weisung hinterlassen; selbst der Herr Geheimschreiber Vogel wußte nichts. Der Friseur war in Verzweiflung, man erwartete ihn allerorts. Nach einer aufgeregten Beratung kam man überein, daß Musjō Dittl nach dem Gegenläuten für ihre Exzellenz „Im Gweidig“ zu finden sein werde „Zu den drei Schmetterlingen“, wo er seine Frisierstube hatte; es wären ohnehin zwei Herrschaften um diese Zeit dorthin bestellt.

Indes man in den „Drei roten Rosen“ um das Zustandekommen ihrer gepufften und gepuderten Frisur besorgt war, stieg die Weimarische Exzellenz raschen Schrittes und fliegenden Atems den Waldweg ober dem AndreasKirchlein zu den drei Kreuzen hinauf. Goethe wußte, daß er heute niemand auf der Höhe antreffen werde und konnte ungestört eines Entschlusses Herr werden, den er zu Mittag noch nicht geahnt hatte.

Auf dem Ring war er von dem Rutscher einer Extra-Diligenz angeredet worden, der nach Eger zurück wollte. Er hatte kurzerhand mit ihm abgeschlossen und auf drei Uhr, also vor Morgengrauen noch, die Abfahrt bestellt. Wie hatte er bereut, wenn er einer raschen Eingebung gefolgt war, und oft war ihm das flügste Besinnen mißraten. Ihm war mit einem Male leicht und frei. Und der Ball? Die schöne Gräfin? Gerade recht, daß sie alle tanzten, während er pade, und daß sie, müde vom Vergnügen, schliefen, während er in einen heiteren Morgen führe. Lämmervölkchen standen am Himmel, auf die konnte er sich verlassen.

Eines aber wollte er grüßen, ehe noch die Nacht, die ihn entführen sollte, einbrach: das Karlsbad, das ihn mit neuer Kraft durchströmt hatte, das seiner Liebe, seiner Freundschaft doch eine vertraute Abschiedsbucht geboten hatte, aus der sein Segel neuen Rüsten zustreben sollte.

Er saß unter den Kreuzen auf einem Granitblock und sah hinab. Stadtturm und Kirche und zwischen beiden der steigende Dampf der Quelle, von einem Dächergewinkel umgeben — und daraus lösten sich zu den Seiten des Flusses die reinlichen Häuserzeilen der „Wiese“ und der Brauhausgasse, begleitet von dem Zuge der Kastanienkronen. Alles tief und heimlich geborgen in enger Talschlinge, waldumhegt, von den jähren Kliffen des Hirschsteines bewacht. Und ganz im hintersten Grunde, dort wo der Fluß die scharfe Kurve bog, ihm entgegen und Abschluß des friedsamten Bildes: der Sächsische Saal, in dem sie heute noch tanzen, charmieren und konversieren würden, gewiß auch seiner gedenken, der unverantwortlich lange verzog und endlich ausblieb. Dies Karlsbad, das nicht sein Blut nur erneute und seinen Puls verjüngte, das schon im Vorjahre und auch dieser Wochen sein tiefverstricktes Herz gelöst hatte aus dem Bedrängnisse des Alltags und der Liebe, das Weimar ihm zu werden drohte! Hier, jenseits der sorgenden Pflicht und kümmerlichen Gewöhnung, hatte er einen anmutigen Teil der großen Welt getroffen und war, unbefangener als je, dessen be-

wußt geworden, daß man Ruhm dem höchsten Rang des Blutes gleichstellen könne. Er fühlte in einer beglückenden Aufwallung, daß er hier freimütiger beschenkt worden sei als irgendwo in seinem Leben, denn nichts begehrte seinen Dank. Da lag das stille Städtchen, zum Geben nur geschaffen und ohne ungerechten Anspruch. In wenigen Monaten werde es ganz still geworden sein, in den Schnee seines Waldgebirges versteckt, des Abends aus wenigen Fenstern leuchtend, und werde geduldig warten, bis wieder die Straßen wegsam und die Menschen einer Erquickung bedürftig sein würden, werde auf Gäste warten, inzwischen aber fleißig hämmern, schleifen, hobeln, dreheln, platenieren, gravieren, feilen und zinngießen und flicken und nähen.

Goethe stand auf, eine kurze grüßende Bewegung mit der Linken und er eilte zu Thal. Man läutete den „Segen“. Er wußte, daß die Karlsbader nun auf allen Gassen und Plätzen stehenblieben, so eilig sie es auch hätten, und ihr Vaterunser beteten, daß auch in den Werkstätten und Küchen alles einhielt und die Hände faltete. Es war ihm, der einen andern Gott im Herzen trug, als beteten sie diesmal auch für ihn.

Er wollte rasch auf sein Zimmer, Madame Heinin aber lief ihm die halbe Treppe nach. „Ihre Exzellenz werde von dem Dittl-Friseur in den ‚Drei Schmetterlingen‘ erwartet, Ihre Exzellenz möge den gegenwärtig sehr tribulierten Koiffeur gnädigst pardonieren und sich in eigener Person ins ‚Gweidig‘ begeben, wo man Ihre Exzellenz seit dem Segenläuten erwarte.“

Goethe stieg die letzten Stufen wieder herab und flüsterte der besorgten Hauswirtin zu:

„Kann Sie reinen Mund halten, Madam Heinin? Es ist nun alles anders bestimmt. Ich fahre mit Extra-Diligenz früh morgens um drei. Aber daß niemand davon wisse! Notiere Sie mir, was ich Ihr etwan noch außer Afford schuldig geworden bin und auch Vogeln seine Schuldigkeit. — Und ich will es gleich sagen: es war gut sein in den ‚Drei roten Rosen‘, und ich will's Ihr dankbar gedenken.“

Helena Heinin hob ihren Finger an den Mund, bot ihre Dienste für die Reisevorbereitungen an und versicherte, es sei den „Drei roten Rosen“ eine Distinktion gewesen.

Goethe bestellte etlichen Proviant, und so hatte Madam Helena für diesen Abend genug zu tun, daß ihr die zungenläufige Zeit des Lichtzündens nicht gefährlich werden konnte.

In später Nacht, als Mantelsack und Dachsränzen gepackt, die

Manuskripte für Götschen und anderes Schriftwerk eingeseigelt, etliche Briefe Karlsbader und Weimarer Bestimmung geschlossen waren, und er Vogel, beschwert von hundert genauen Aufträgen und Weisungen, zu Bett geschickt hatte, fügte Goethe dem Briefe an Charlotte noch einige Zeilen hinzu:

„Nachts eilte: endlich, endlich bin ich fertig und doch nicht fertig, denn eigentlich hätte ich noch acht Tage hier zu tun, aber ich will fort und sage Dir noch einmal Adieu! Lebe wohl, Du süßes Herz! Ich bin Dein.“

Um drei Uhr stand das Gefährte vor dem Logis.

Das Tal lag in dickem Schlaf; zur Wagenlaterne gesellte sich nur die des Nachtwächters. Goethe wurde vom Stadtturme nicht ausgeblasen, still blieb es, und auch die Hausleute flüsterten ihren Abschied. Eine stattliche Zehrung war ihm von Madam Heinin zu vielen artigen Segenswünschen auf den Rücksiß gelegt worden. Und dann ging es am Hl. Nepomuk vorbei über die Brücke. Er sah noch einmal durch das rechte Fenster des Wagenschlages zurück: in seinem „Saal“ erlosch gerade das Licht, nur Vogel hatte es noch hell im Kabinette, das einzige wache Fenster rings. Er bog hinter die Sprudelhäuser ein, kam zwischen Sprudel und Kirchberg durch auf die Kreuzgasse und endlich unter das Egertor. Das mußte geöffnet werden. Weiter, über die Papiermühle hinaus, über den Tepelsteg, auf die Sächsische Wiese. Und dann lag Karlsbad in den Armen seines Tals verborgen, er hätte nichts mehr sehen können, auch wenn es schon lichter Morgen gewesen wäre.

Er lehnte, in eine zottige ungrische Decke gepackt, den Kopf im aufgestülpten Mantelkragen vergraben, versteckt unter der tiefgezogenen Hutkrümpe, in der Polsterung. Er lächelte leise, froh der gelungenen Flucht und des vereitelten Abschieds, sank leise, von dem wohlgefederten Wagen gewiegt, in Schlummer und — fuhr in den Morgen.

Robert Hohlbaum / Zwei Welten

Der Ausflug ins Tschechische

Zuerst stand im Fenster Konrad Schittenhelms der flammende Morgenstern über der hohen Tanne des Gartens, wie der Goldstern des Christbaums. Dann glitt er weiter; freier, mächtiger trat er aus dem zu glasigem, grünem Silberton sich erhellenden Himmel.

Der flammende Stern erweckte Konrad. Er empfand das Erwachen in einem leichten klaren Glück, im Gegensatz zu dem schweren wirren Morgengrauen, der ihn als mißtöniger Nachhall des Tages gequält hatte. Der Vater hatte ihn durch die neuen Räume der Fabrik geführt und ihm den Webstuhl gezeigt, dessen Leistungskraft der Fabrikant durch eine Verbesserung eigener Erfindung auf das Dreifache erhöht hatte. Das vielfach gemengte Geräusch der Maschinen war dem Vater, der jeden Laut zu deuten, der all dies zu meistern wußte, wie ein großer Dirigent, ein wunderbar geordnetes wohlklingendes Orchester. Dem Sohn war es ein mißklingendes, unverständliches, drohendes, höllisches Gewirre. Der Vater hatte in den Lärm hineingesprochen unbekümmert, als sein Herr und harmonischer Teil. Aber Konrad hatte ihn nicht verstanden. Das alles hatte der Traum noch mißtönender, drohender, schmerzender gemacht, die Riemen, Hebel und Pleuellstangen brausten nicht an Konrad vorüber, sie griffen nach ihm mit Gespensterarmen, die Stimme des Vaters dröhnte ihm ins Ohr. Er verstand die Worte nicht, und doch war es seine einzige Rettung, sie zu verstehen, denn sie allein enthielten die Zauberformel, damit er den Spuk bannen und sich retten konnte. Wie der Kalif und der Großvesir in dem Märchen, das er neulich gelesen hatte, die das Wort nicht wußten und sich nicht befreien konnten aus ihrer dumpfen Tiergestalt. „Mutabor, mutabor!“ Konrad wußte das Wort, der Gymnasiast kannte auch dessen Bedeutung, er schrie es aus dem quälenden Traum, aber über die wirre Gespenstermacht hatte es keine Gewalt.

Hell erlöst sah er in das kühle Flammengold des Sterns, folgte seinem unmerklich stillen Gleiten, bis er aus dem Blickfeld schwand und nur der schwarze Wald und der sich immer heller tönende Himmel das Fensterbierdeck füllten.

Eine Wolke zog vorüber in zarter Rosenfarbe, eine zweite freudiger gefärbt, bis es über dem immer schwärzeren Wald aufflammte wie ein von geheimnisvoller Götterhand genährtes Feuermeer. War es die Waberlohe, schließ hinter dem Berge die Walfüre des hellen Retters Harren? War dies die neue große Welt, wie er schon als Kind im Zauber des Nachtwaldes an des Großvaters Seite geahnt hatte, deren Wunder ihm aber erst ganz offenbar wurden, wenn der neue Lehrer davon erzählte in seiner klaren, starken sicheren Art? Sprach nicht auch der Vater klar, sicher, stark? War nicht seine Welt nahe, rätsellos in Riemenbahnen, Räder- und Wellenschwung, in Kette, Schraube, Zahn und Glied?

Und lag nicht die Welt, die der Lehrer ihnen erschloß, hinter den Nebelschleiern jahrtausendferner Sage? Und doch war sie Konrad nahe, als hätte er darin gelebt, unfassbar lange, weit über sein kleines Leben weg in dunkler und doch so vertrauter Zeit.

Doktor Emmerich Makke . . . Konrad fuhr aus dem Bett. Im hellen Licht des Morgens lag schon der Raum. Mit Sonnenaufgang sollten sie aufbrechen, hatte ihnen Dr. Makke befohlen. Konrad fuhr in die Kleider und lief dem Marktplatz zu. Es war schulfreier Tag, und der Lehrer hatte jene Schüler, die ihm gerne folgen wollten, zu einem Ausflug unter seiner Führung eingeladen. Nicht alle waren gekommen, und das war ihm recht. Er übte keinen Zwang, und wer sich ihm anschloß, sollte es aus freiem Willen tun.

Sie fuhren mit der Eisenbahn, die erst in diesem Jahr auf die Verwendung Herren von Grünthals hin ihren Weg bis zu dieser Stadt gebahnt hatte, nach Süden. Dasselbe Geräusch drang aus Dampfzylinder, Rädern und Gestänge wie aus der Dampfmaschine in des Vaters Fabrik. Aber es sprang Konrad nicht an wie ein wildes Tier, es klang unter ihm, um ihn fort, es verfloß in die Weite, durch die es sie trug. Konrad hatte vor kurzem in einer Wandertierbude einen großen Raubvogel gesehen. Auch von dem in die Enge Gebannten war ein drohendes Grauen ausgegangen, der Bussard, der über die weiten Felder strich, war hell und freundlich zu sehen im ungehemmten Flug. Und die zwei über einem Hause kreisenden Raben, vielleicht waren es Hugin und Munin, Wotans Boten, die sich nun aufschwangen und im unendlichen Himmel verloren.

Der Zug fauste aus der Höhe nieder ins abfallende Vorland der welligen Ruppen, kleinen Waldflächen, auf und nieder laufenden Straßenbänder, wie Wächter hielten die Hügel am Tor der Ebene. Das alles war den Knaben neu, nie waren sie so weit ins flache Land gekommen. Aber sie hätten auch eine bekannte Landschaft neu erlebt unter des Lehrers Wort. Nichts mehr war klein und bedeutungslos, das Taldorf nicht, das sich zwischen die Hügel streckte, mit hochgiebeligen Dächern, Fachwerk und der Vorlaube mit schlichten Holzsäulen. Fränkischer Hausbau war's, und Dr. Makke erzählte, wie die Siedler hierher gezogen seien in unwirkliches, schweres Bergland und hier gerodet hätten, gebaut und gesät, alles im Kampf mit der Härte und Kargheit des Bodens. Aber diesen Boden, diese spröde Erde zu doppelter Liebe erringend durch Mühsal und Kraft. Doch Dr. Makke verharnte nicht im Bericht des engen Geschehens. In seinen Worten weitete sich das Tal zu gro-

hem, reichem Land, und hinter den mutigen Siedlern wuchs die Macht auf, in deren Namen und Kraft sie in diese Täler drangen, sie deutschem Worte und deutscher Sitte gewannen: das Reich, das Volk. Und das alles war bunt, lebendig und nahe, wie die weißen Dörfer, der dunkle Wald und der letzte Bergbach, der ihre Fahrt begleitete.

Er mündete in einen Fluß, der sich verbreiterte, je weiter die Ebene sich vor ihnen dehnte. Die schwarzen Waldkuppen schwanden ins Blaugrau der Ferne, die Dörfer wanden sich nicht mehr durch enge Täler, sondern lagerten in satter Rundung um Kirche und Pfarrhaus. Satter, runder ward alles, reicher die Felder, niederer und weicher die letzten Hügelwellen, in einer ungehemmteren fetten Sonne dehnten sich die Felder, höher standen Korn und Gerste, breiter verzweigten sich die Fruchtbäume der Gärten ineinander zu kleinen geheimnislosen Wäldern.

Der Schaffner schrie einen fremdklingenden Namen, als sie den Zug verließen. Aus einem Fenster des grauen Stationsgebäudes lehnte sich eine dicke Frau mit breitem Munde und glänzenden starken Zähnen und rief dem Mann mit der roten Mütze, der die Signalstange hob, lachend ein paar unverständliche Worte zu.

Sie gingen eine breite staubige, von Obstbäumen gefriedete Landstraße entlang, der ewig sirrende Ton des Telegraph hing in der Luft wie fremder Vogellaut, große schwerbeladene Fuhrwerke mit kräftigen Pferden zogen selbstbewußt sicher die Straße hin und wider, alles lag nüchtern im heiß fließenden Lichte des Tags.

In dem Gasthose des Plazes, er war viel zu weit für die großen, aber niederen Häuser, die ihn formten,kehrten sie ein. Der Besitzer war anders als die Schankwirte daheim, bunter gefleidet, ein rotes Halstuch hing über eine blaue Weste, an der Uhrkette klirrten Taler und Zierstücke, eine gestickte Hauskappe saß ihm im langen ungeschorenen Haar. Er grüßte zuerst in der fremden Sprache, erst auf den deutschen Gegengruß hin fragte er auch auf deutsch nach ihren Wünschen. Er sprach hart, aber richtig und fließend und sichtlich bemüht, die Härten zu freundlichem Klang zu erweichen. Auch verbeugte er sich häufig, daß die Taler an seiner Kette klirrten, weit häufiger, als die Höflichkeit dem Gaste gegenüber erfordert. Die Gymnasiasten stießen einander lachend an, der übereifrig agierende und schwächende Wirt glich einem Gaukler, der seine Vorstellung gab.

„Bitt ich schön, bitt ich schön, die gnädigen Herren!“ sagte er auf jede Bestellung, jeden Wunsch hin, in gebeugter Haltung

notierte er Speisen und Getränke, stets, wenn er wieder zum Schreiben ansetzte, den Bleistift sorgfältig befeuchtend.

Als er gegangen war, brachen die Schüler in Lachen aus, nur Dr. Emmerich Makke blieb ernst. Nach dem Mittagessen wanderten sie durch das große Dorf. Es war reich, die Schüler hatten im Bergland noch kein so reiches gesehen. Vor einem großen behäbigen Hause saß eine dicke Bäuerin, lachte immer wieder freischend auf und schrie ihren spielenden Kindern ein paar anscheinend zärtlich aufmunternde Worte zu.

Emmerich Makke und die Schüler gingen weiter, aus dem Dorfe ins freie Feld. Knechte und Mägde arbeiteten. Sie waren nicht faul, aber in ihren kraftvollen Bewegungen lag nicht die inbrünstige Mühe des Bergbauern. Man sah es ihnen an, sie wußten, daß sie dem Boden nichts abzwängen mußten, daß die gesegnete Erde sich ihnen willig darbot, daß sie es leicht hatten und reiche Frucht gewohnt waren. Herrlich bogen sich und in dunklem Goldton standen die Ähren, demütig fielen sie unter mühelosem Mäherschnitt. Dann ruhten die Sensen, Knechte und Mägde lagerten sich, packten ihre Vorräte aus und aßen, langsam, genießend, ohne Eile und Hast. Lange währte das Mahl, dann streckten die Burschen sich aus und zogen ungeschert die Mädchen zu sich nieder. Die wehrten ihnen nicht; das ganze Land war Hingabe und Gewähren und unbekümmertes Reisen.

Im Schatten eines kleinen verwilderten Laubwaldes lagerten auch Emmerich Makke und die Schüler. Über die Knaben legte sich der heiße Nachmittag wie ein milder Rausch. Fremd war das alles, noch nie erlebt und doch so betäubend, die Weite, aber schwere, satte Stille, die keine Wünsche weckte und die doch von einem dumpfen unbegriffenen Verlangen durchtränkt war, wie von dem heißen, schweren Ernteduft der ruhenden Felder und dem nur geahnten Dunst der ruhenden Knechte und Mägde.

Ihr Zug ging erst am Abend, und so lehrten sie noch einmal im Gasthaus zum „Heiligen Wenzel“ ein. Herr Jaroslav Halška, der Wirt, stand auf einer Leiter und nagelte über das Tor Kränze und papierenes Flitterwerk, das ihm Gattin, Köchin und Magd demütig und fast mit einer gewissen Feierlichkeit in jedem Handgriff darreichten. Die Kränze waren aus Lindenlaub, das Schmuckwerk glänzte bunt in blauen, roten und weißen Farben.

„Oh“, fragte Dr. Emmerich Makke, „da kommen wir ja eben zu einem Fest zurecht? Was ist denn los?“

„Bitt ich schön“, dienerte Jaroslav Halška, „is nur kleine Ge-

burtstagsfeier heut für unsere Herr Lehrer. Nur ganz kleine Feier im Garten hinten, wird nicht steeren, bitt ich schön!"

Auch von Baum zu Baum des kleinen Wirtsgartens waren Girlanden aus Lindenlaub und bunten Lappen gespannt. Lampions hingen daran und alles war in den drei Farben gehalten.

Allmählich füllte sich der Garten mit Gästen, die Bauern und Weiber trugen Festkleidung, farbige Westen und bunte Halstücher, Ketten und Armbänder mit klirrenden Silbermünzen. Sie musterten die Fremden mit schiefen Blicken, nahmen den Wirt beiseite und sprachen heimlich und erregt auf ihn ein. In lebhaftem Dienstleister suchte Jaroslav Halška sie zu beruhigen. Dann eilte er wieder zu den Deutschen und erklärte:

„Unsere Herr Lehrer verdient schöne Feier! Is eine sehr gescheite Herr, kann Lateinisch wie eine Bischof! und is große Patriot! Hat eine sehr schöne Lied an unsere gnädigste Kaiser gemacht. Werden heute singen das Lied!"

Der Geseierte schien sich auf Erhöhung der Spannung zu verstehen wie ein Fürst. Immer neue Gäste kamen, zuletzt die Knechte und Mägde im Feiertagsgewand, dicht gedrängt saßen sie auf den schmalen Bänken und warteten.

Endlich kam er, von brausenden Rufen empfangen, dankte lebhaft winkend, schauspielerhaft, nach allen Seiten. Dann aber wandte er sich zu den Fremden. Er sah nicht verstohlen-mißtrauisch nach ihnen, er stellte sich breit vor sie hin und musterte sie einen um den andern, in unverhohlener Abneigung. Dann rief er den Wirt, es schien, daß er ihn zur Rede stellte, und daß Jaroslav Halška demütig bemüht war, auch die Bedenken des Überehrten zu zerstreuen. Mit einer unwilligen Handbewegung fertigte der Lehrer ihn ab, nahm seinen Platz ein, den der Wirt nun immer wieder wie ein vom Herrn verstoßener Hund umkreiste. Aber der Lehrer richtete nur noch einmal eine eindringliche kurze Frage an ihn und beachtete ihn dann nicht mehr.

Die deutschen Schüler schwiegen. Sie hätten den freien Tag, den weichen, warmen Sommerabend, die Erlaubnis, hier ungehemmt Bier zu trinken — denn Dr. Emmerich Makke ließ ihnen Freiheit — genossen, sie hätten gerne gejubelt und gesungen, aber es lag wie ein dumpfer Bann über ihnen, den sie nicht verstanden.

Nun sangen die anderen, leise beginnend, sicherer und lauter sich steigend, endlich in voller selbstbewußter Kraft des Überlegenen.

Dr. Emmerich Makle saß mit gleichgültig teilnahmloser Miene. Der Wirt huschte zu ihm herüber und flüsterte: „Das ist das scheene Lied, was hat Herr Lehrer gemacht auf unsere gnädigste Kaiser.“

Dr. Makle nickte, hob dann die Schultern und sagte: „Schade, daß ich kein Wort davon verstehe.“ Er sagte es in eine Pause hinein so laut, daß es die Männer und Frauen drüben hörten. Der und jener lachte, der Lehrer lächelte nur mit einem lautlosen starren Hohn.

Immer schwerer senkte sich der Bann über die Schüler. Das fremde Land, die fremde Sprache, die unverständlichen derben Gesten, die jedes Wort begleiteten, das alles lastete schwer auf ihnen, und an Dr. Emmerich Makle fanden sie keine Hilfe. Er antwortete nur kurz und fast abweisend auf ihre leisen, ratlosen Fragen.

Dann hielt der Lehrer eine Rede. Den Schülern schien es, als spräche er harte, böse, hassende Worte, als wären diese voll von Schreck und Gefahr. Dr. Emmerich Makle saß mit unverändert teilnahmlosem Gesicht, sah zuweilen nach der Uhr, trank und aß, steckte sich gleichmütig eine Zigarre an und sah dem blauen, in der unbewegten Luft langsam verschwebenden Rauche nach, als sei er viel wichtiger als das Gehaben ringsum.

Aus der Rede sprang des öfteren der Name Jan von einem Wort begleitet, das anscheinend ein ehrendes Schmuckwort war, herausfordernder noch als alles andere, wie ein Kampfruf.

„Bitt ich scheen“, flüsterte Jaroslav Halška in Emmerich Makles Ohr: „Jan das ist unsere Bürgermeister und unsere Herr Lehrer is, wie heißt man, Ehrenbürger geworden.“

Emmerich Makle nickte nur gleichgültig und sah wieder dem blauen Rauch nach.

Als sie zahlten, trug er dem Wirte auf, er möge dem Gefeierten auch ihren Glückwunsch bestellen. Eilfertig lief der Wirt hinüber, ungehemmtes Lachen antwortete, das erst von einer verächtlichen Geste des Lehrers gedämpft wurde.

Aber als die Deutschen den Garten verließen, erhob es sich wieder und halte ihnen ein gutes Stück der Landstraße weit nach.

Das reich belaubte Astwerk der Alleeabäume schloß sich dicht über den Wandernden und machte den dunklen Abend noch undurchdringlicher. Wenige Sterne blizten aus dem schweren Gewölk, das windlos langsam aufstieg und den Himmel verhüllte. Das Gewitter schien nicht drohend nahe, aber unaufhaltsam ge-

weiß. Man ahnte es in der lastenden Luft, in der Starrheit der Bäume, im angstvollen Gleitflug der Schwalben, die den schützenden Boden zu suchen schienen. Keiner sprach auf dem Wege, jede begonnene Frage erstickte in der Macht der krankten Stille.

Erst als der Zug losfuhr, dem Norden zu, als die ersten dunklen Hügel, die Wachtposten am Tor des Gebirges, an ihnen vorüberglitten, als der Schaffner den ersten deutschen Dorfnamen ausrief und Grußworte in der vertrauten Mundart aus der Nacht drangen, wich der Bann von den Schülern, Frage um Frage, lange unterdrückt, machte sich frei.

„Was mag wohl der Lehrer gesprochen haben, Herr Professor?“ fragte Konrad Schittenhelm. „Aber ich frage dumm, Herr Professor haben ja auch kein Wort von dieser häßlichen Sprache verstanden.“

„Ich habe jedes Wort verstanden, denn ich habe schon als Kind die Sprache gelernt. Ich bin in einer Stadt geboren, in der Deutsche und Tschechen nebeneinander leben. Es war kein Geburtstagsfest, sie feierten den Hustag. Man wird euch von Jan Hus wohl erzählt haben, daß er ein Ketzer war. Seinen Landsleuten war er schon damals mehr, und er ist ihnen auch heute noch etwas ganz anderes. Jede Bewegung im Mittelalter trug ein religiöses Kleid, was immer ihr Leib sein mochte. Jan Hus griff die Kirche an und meinte die Deutschen. Die Hussiten führten nicht gegen römische Christen, sondern gegen deutsche ihren blutigen Kampf, und der Kelch war ihnen kein religiöses Sinnbild. Sie sind nicht ausgestorben, wie man im guten Österreich meint, sie leben noch, ihr habt sie heute gesehen. Wißt ihr, was der Lehrer sagte? Ich habe es mir gemerkt, Wort für Wort: ‚Habt Geduld, liebe Brüder und Schwestern, unser heiliger Jan ist nicht tot, er wird wiederkommen und unser Reich errichten. Und die, denen wir heute dienen müssen, werden unsere Knechte sein!‘ Auch uns wollen sie zu Knechten machen, über unsere Heimat wollen sie herrschen. Es wird an euch sein und an euren Kindern, das zu verhindern.“

Sie standen am Fenster, die Schüler umdrängten den Lehrer. Im Dunkel versank die Fremde, der Himmel über dem Bergland war klar, schon atmeten sie in eine kühle Nacht. Dicht neben Dr. Emmerich Makke stand Konrad Schittenhelm; nur dem Lehrer vernehmlich, flüsterte er: „Da unten“, er wies ins Dunkel zurück, „ist doch aber auch Österreich.“

Dr. Makke antwortete nicht. Ein paar Herzschläge lang schwieg

er, das Keuchen des Zuges drang zu ihnen auf, schwer und angstvoll. Es war, als keuche ein Riese unter der Last der Nacht.

„Ja, das ist auch Osterreich“, sagte der Lehrer leise, und auch sein Atem war schwer.

Die Grenze

Am frühen Morgen wanderten Dr. Makke und seine Schüler aus der Stadt. Sie mußten nicht die Bahn benutzen, das nördliche Bergland war ihr Ziel. Schwarzgrün lag vor ihnen der Wald, heller die ansteigenden Hügel, ultramarin die Vorberge, schon der Farbe des lichten Morgenhimmels verwandt die Höhen.

Wandern, wandern, ungehemmte reine Lust! Der Bann der Zeit fällt ab von den Befreiten, vor ihnen liegt die Landschaft, und sie schreiten, wie die Wanderer vor ihnen schritten vor hundert und hundert Jahren, wie die nach ihnen Kommenden schreiten werden in unerschöpflicher Folge.

Den jungen Menschen freilich wird dies nicht so bewußt, es liegt nur als Ahnung in ihnen, die sie frei und fröhlich macht. Aber nun spricht es Dr. Emmerich Makke aus, nicht lehrhaft, reich und lebendig, mit ein paar Worten nur, aber sie sind stark genug, das Vergangene wach, die Zukunft hell zu machen, und sie tönen fort im guten Wanderschritt.

Wandern, wandern, nun werden die Hügel satt und nahe, nun tönt sich das dunkle Blau der Vorberge ins sichere Grün, nun bieten sich schon die Höhen in Wald, Kahlschlag, Heide und Gestrüpp des Kammes, und der Himmel lebt wieder, der Erde verschieden, im schwerelosen Licht.

Bergbäche rauschen, da und dort rauchen Kohlenmeiler, eine Mühle treibt ihr Werk, und dann lebt nichts mehr als die kraftvollen Farben der Waldblumen, das Summen der Insekten, der niedere Vogelflug und der Schrei des Bussards über der kleinen Welt.

Sie haben den Gipfel erreicht und wandern nun im Höhenwind den Kamm entlang. Zu ihrer Linken begleitet sie das Bild ihrer Heimat. Tief unter ihnen, reizvoll neu in dieser Ferne, der Weg, den sie täglich gehen, der Stadtwald, die Häuser der Stadt, das eigene Haus, sie sehen sich nicht satt daran. Zu ihrer Rechten im Norden eine Landschaft, die sie nie gesehen haben, und die sie doch vertraut begrüßt. Wie in ihrer Heimat gleitet der Bergkamm sanftig sich zu Vorbergen und Hügelland, ein Tal wie das ihre, Häuser, Kirchen, Wälder, als sei es der Heimat Spiegelbild.

„Hier geht die Grenze“, Dr. Makles Hand zieht in weitem Schwunge die Kammlinie, „dort drüben ist Preußen.“

Wie ein leichter Schauer faßt es die jungen Menschen. Sie haben das Wort oft von Eltern und anderen gehört, und es hat immer einen fremden, fast feindlichen Klang getragen. Aber nun, da sie das Land sehen im Glanz des Tages, da es sich so gut und vertraut ihnen bietet, in Wald, Berg, Dorf und Stadt, schwindet das Fremde aus dem Klang des Wortes.

„Preußen“, sagte einer vor sich hin, „Preußen“, wiederholt der Nachbar. Da und dort stehen Grenzsteine, schwarzgelb, schwarzweiß, sonderbar nehmen sie sich aus in der Weite der Bergheide. Dr. Makle überschreitet die Grenzlinie, sie gehen ein Stück ins fremde Land hinein, lagern sich im sonnenwarmen Ried und Heidekraut, ihr Leib fühlt die vertraute Erde.

Sie steigen nieder in den warmen, behaglich sich weitenden Nachmittag. Unter ihnen liegt die Paßhöhe, zu einer kleinen Hochebene gedehnt. Einer bescheidenen Ortschaft Häuser und Reuschen ducken sich verstreut am sanften Abfall im Süden und Norden, reifes Korn, Gerste und Flachs schimmern voll im Wind, die Ernte hat hier auf der Höhe noch nicht begonnen. Vor dem Wirtshaus, in dem sie einkehren, steht ein Grenzpfahl. Nach Norden weist sein schwarzweißer, nach Süden sein schwarzgelber Arm. Aber sie sind verwittert, die Farben kaum mehr zu erkennen.

Sie sitzen vor der Schänke auf rohgehobelten Bänken, über ihnen wehen die Äste der roten Ebereschen, vor ihnen rauscht leise die blaßgelbe Flut des Kornes.

„Mitten durchs Feld geht die Grenze“, sagt Dr. Emmerich Makle lächelnd. Er streicht mit der Hand über das Korn in einer sanften Bewegung, die seine Schüler nie an ihm wahrgenommen haben. Auch seine Stimme ist leiser, und seine Züge sind weicher. Vertraut nahe über ihn weg fliegt eine Amsel, schwingt sich auf einen Ebereschenast, der Baum wächst schon auf preußischem Grund, pflückt eine Beere, trägt sie über den Grenzpfahl weg, ihr Flügel streift das morsche Holz.

Die Wirtin kommt mit frisch gefüllten Gläsern.

„Ihr Haus steht doch auf österreichischem Boden?“

Die Frau lacht.

„A Stüßla is noch prei'sch. Bir sein ei Esterreich zuständig, aber wo meine Kinder geboren sein, dos wäs ich nie. 's Bette stieht grad derquere iebem Grenzstrich.“

„Aber da drüben“, Dr. Makke weist nach den Anrainer Hütten im Norden, „das sind Preußen?“

„Na säht asu. Monichmol, wenn ber ang Spaß machen tun, ruff ber nieber: Ihr Preißen, kummt har! Aber ber han's hiebn und driebe fast vergassen. 's sein gude Leit. Ei'm Bohrfahre, wie de Scheier vo Pompe Nestesse“, sie wies nach Süden, „gebrennt hot, sein se vo weit drunten kommen mit Kiebel und Konnen, bei uns is' Wasser ang knopp. Und wie der Schnie driebe Kretschmer Seffesens Dach egedrückt hot, ho bir alle mitgeholfen, bis 's wieder ei Urdnung wor. Bir müssen ebenst einander ang helfen, dazu sei bir jo do.“

„Wie lang steht denn der Grenzstoß?“

„Dos wäß ich nie, asu lang wie ich denken kann, schont.“

„Na, schön ist er gerade nicht mehr.“ Dr. Emmerich Makke wies nach den kaum mehr kenntlichen Farben.

„Jo, jo, do han Se recht. 's wor vor värz Tagen a Schandarm do vo uns und vürgestern äner aus'm Prei'schen, bir sollten 'en fresch astreichen. Ober für sette Zommheiten ha bir kää Zeit nie, dos selln se sech och selber machen, wenn's ihn' nie schien genunk is.“

Sie ging langsam ins Haus zurück.

Das Land sank ins Dämmern, es stand wieder im Glanz der Nacht. Sie brachen auf. Aber schon nach ein paar Schritten hielt Dr. Makke und bedeutete die Jungen, stille zu sein. Aus dem Unsichtbaren unter ihnen stieg ein Lied auf, von einer Mädchenstimme gesungen, kunstlos, aber verklärt vom Zauber der Nacht:

„Mei Schatz ies fortgeganga,
mei Schatz ies fortgeganga,
was werd er mir mitbrennga,
was bringt er mir, was bringt er mir zurück.“

Ein paar Augenblicke Stille, dann trug der Wind die Antwort einer Männerstimme vom Norden her:

„A Kengla iewerboga,
a Kengla iewerboga,
mit Lieb is' iewerzoga,
dos bringt er dir, dos bringt er dir zurück.“

Sie warteten, aber es blieb still. Erst als sie niederstiegen, flog ihnen halb verweht und vom Astwerk des Waldes gehemmt, von beiden Stimmen gesungen, der Ausklang des Liedes nach:

„Hielt du das Kengla feste,
hielt du das Kengla feste,
als wie der Baam de Äste . . .“

Dann war es ganz still im dunklen Wald und sie dämpften den Schritt.

Hans Wackli / Sprachgrenze

Schwermutvolles Lied der Tschechenmägde
wandelt herbstlich über Rain und Strauch,
mahnt an Weiten östlich öder Steppe,
zieht wie Ackerfeuers träger Rauch.

Aber vogelfrisch bergwiesennieder,
waldverhallend, läutet ein Juchhei,
hebt sich wie mit freierem Gefieder
trozigherb der deutsche Hirtenschrei.

Fremd begegnen hier sich die Gesänge.
Volk von Volk steht finster abgewandt,
fühlt in seinem Fleisch des andern Fänge,
fühlt ergrimmt der Erde bittre Enge,
ackert tiefer ins umstrittne Land.

Hans Wackli / O Böhmen!

„Mit Faust und Ferse müssen wir Deutschen uns wehren, wenn wir in Böhmen bestehen wollen. Der Tscheche will keinen Landfrieden, er will uns vernichten.“

Jörg Markwart murrte dies und spiegelte das verfinsterte Antlitz im hellen Wein.

Doktor Walter Preinfalk aber schüttelte das Haupt. „Du hast eine dunkle Welt. Der Mensch braucht den Menschen, ein Volk das andere. Die Streiter müssen sich einmal versöhnen.“

Die Luft war behangen mit dem Flitter fabelarbener Falter und irrte trunken durch den Baum, der sich über den vier Freunden wölbte, sein Wunder dem Himmel zublühend. Hoch zu Äst hub ein Schnäblein an, in verschwenderischer Zierlust eine Weise zu beladen, und der Lenz vollendete sich und wuchs ungeheuer an in Schneeweiß und Rosenrot.

Doch Jörg Markwart preßte die Faust gegen die Stirn und war abseits von Frühling und Freunden.

Da sagte Walter Preinfalk traurig: „Kommt denn unser armes Heimatland nimmer zur Ruhe? O, daß der Mai noch Bäume und Blumen und Quellen aus diesem Boden lockt! O, daß dieser Boden nicht glühend wird unter dem endlosen Kampf!“

„Wir sind nicht schuld daran, wir wehren uns nur gegen maßlose Gier.“

„Ein Volk kann dem andern ungeheuer nützen“, fuhr Preinfalk fort. „Und was könnten Deutsche und Tschechen leisten in Kunst und Wissenschaft, in Werken der Wohlfahrt und des Fleißes, wenn sie Kraft und Geist nicht an diese lächerliche Fehde bänden!“

„Wir Deutschböhmen wollen nichts anderes, als uns selbst bestimmen. Dies verweigert man uns. Wir wünschen den Gegnern Reichtum und Entwicklung, doch nicht auf unsere Kosten.“

„Sollten wir das Böse nicht durch kluge Güte besiegen?“ erwiderte Preinfalk. „Die Tschechen müßten die Waffen senken.“

Markwart aber rief bitter: „Haben wir ihnen nicht seit altersher geholfen? Und haben sie je Dank gewußt dafür? Die ganze Geschichte Böhmens ist ein Krieg wider das Deutschtum. Und unsere törichte Güte gab ihnen das Rüstzeug, das sich nun höhnisch gegen uns kehrt. Wir deutschen Schwärmer und Weltumarmmer erzogen und wappneten den Feind wider uns selber.“

„Jörg, der alte Loderbrand und Brausemut in dir ist noch nicht erloschen“, lächelte der Doktor. „Aber rennst du nicht mit dem Mauerbrecher gegen Spinnweben? Ist die slawische Gefahr gar so drohend groß? Ich fürchte sie nicht, denn keine Gewalt, kein Gesetz entreißt mir mein Volkstum.“

Der dritte der Männer trug ein spechtgrünes Röcklein, ein verschabter Hut lag neben ihm. Aber sein Haupt lehnte an dem Baum, als lausche es dem Brausen aufströmender Erdsäfte, und seine Seele war bei dem tönenden Maibogel. Er hieß Frik Wölfel, war der Sohn eines Bergmanns aus dem Erzgebirge und besaß sich an der Prager hohen Schule der Deutschkunde.

„Lieber Doktor Preinfalk“, sagte er sanft, „du warst schon viele Jahre nicht in Böhmen.“

„Erscheine ich dir so weltfremd, Wölfel? Wohl haben mich die Lehrjahre in dem reichen, weichen Wien festgehalten, wo ich abseits dem Hader des Tages nur meiner lieben Wissenschaft lebte, bis sie mich in die Gebirge fremder Länder drängte. Und dort auf der nordischen Insel, die ans Eismeer stößt, und in den Südalpen

überlärmte mir mein Hammer den Streit in der halbverschollenen böhmischen Heimat. Im Verkehr mit den Völkern wuchs mir der Weltbürgersinn. Nun komme ich heim und empfinde den Zanf der Heimat kleinlich. Und dabei weiß ich mich eins mit dem alten Herrn Gottvater droben, der lächelnd auf die Kämpfe und Spiele der Welten und der Mücken niederschaut."

Der vierte unter dem wölbenden Baum war ein schwächlicher Jüngling, das Kind eines Slawen und einer Deutschen. Sein Antlitz war schwermütig und die dunklen Augen darin waren un-
stet wie zwei heimatlose Tiere. Er hieß Zwentibold Wlf.

Halblaut sagte er: „Sie meinen also, Herr Doktor, wir sollen mit verschränkten Armen untergehen?"

„Da sei Gott davor! Aber ich frage: Sind wir als das reifere Volk nicht mehr schuld an all dem Unrat dieses garstigen Zwistes als die Tschechen? Waren wir je des Willens, uns recht in sie zu vertiefen? Verschließen wir uns nicht allzu schroff ihrem Volkstum, ihrer Art? Wir stehen wie eine Mauer um sie, eisig, ohne Widerhall, abweisend, ihnen wird eng in dieser Enge, sie bangen um ihren Atem. Ist es da gar so unfaßbar, daß sie diese Mauer zurückschieben wollen? Ich glaube, vieles — nein! — alles müßte sich bessern, wenn wir ihnen liebevoll entgegenkämen. Von je ist es unserm Volke eigen, der Welt zu helfen, auch wenn sie widerstrebt."

Da erwiderte Wölfel: „Ich helfe der Welt, wenn ich meinem Volke helfe."

Markwart aber rief gereizt: „Ach, immer wieder diese Welt! Wir deutschen Träumer und Tatversäumer haben uns schon lange genug an der Welt verloren und vergeudet. Lasset uns einmal zu uns selbst zurückfinden!"

Nach diesen herben Worten blieb es peinlich still um das Tischlein, und keiner vernahm den Gefiederten, der oben sein Herz klingen ließ.

Jrgendwo hinter den Gärten, die wie weiße Firnen leuchteten, brauste es eintönig und groß. Dort fiel die Moldau über ein Wehr. Und der dunkle, süße Vogel sank vom Baum und rannte furchtlos um die Tische des Gastgartens und pickte mit dem hochgelben Schnabel in den Sand. Er lenkte Sinn und Blick der Freunde auf seine köstliche Behendheit, er lugte sie an mit rätselreichem Tierauge und warf sich dann selig empor, über die Wipfel zu reisen, die vor Blüten greis waren.

Dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche wurden durch den Friedensvertrag von Saint-Germain am 10. September 1919 ihres Selbstbestimmungsrechtes beraubt und gegen ihren Willen dem tschechoslowakischen Staat einverleibt. Schon vorher aber wurden die deutschen Städte Böhmens, Mährens und Schlesiens von tschechischen Truppen gewaltsam besetzt, vor allem von den berüchtigten tschechischen Legionären, die, im Weltkrieg zu den Feinden übergelaufen, mit diesen gegen die Deutschen gekämpft hatten. Sie verhafteten, durchsuchten, reizten und quälten die deutschen Bürger auf jede Weise. In letzter Stunde versuchten die Bewohner der deutschen Städte noch einmal in machtvollen Kundgebungen für das ihnen vom amerikanischen Präsidenten Wilson zugesicherte Selbstbestimmungsrecht einzutreten und den Ausdruck ihres einheitlichen Willens in einer Entschließung den Siegermächten bekanntzugeben.

Der Führer der Deutschen in Eger, Lorenz Scharnagl, nach seinem Gutshof vor der Stadt der Bruckbauer genannt, hatte auf dem Marktplatz unter freiem Himmel seine Rede beendet und schritt mit seinen Söhnen Albert und Hans durch das Gewühl der Leute.

„Und hebt die Herzen himmelan
und himmelan die Hände.
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!“

sang die entflammte Menge.

Da ertönte fremdartiger Trompetenschall. Aus einer Seitengasse kam eine Abteilung tschechischer Legionäre herangezogen, verwegene Kerle, durch die in Sowjetrußland verlebten Jahre gegen alle Greuel abgestumpft und durchsengt von einem ungeheuern Haß gegen jede Spur deutschen Wesens.

Die Bürger stukten, standen überrascht. Hatte ihnen die Behörde nicht die Kundgebung gestattet und einen ungestörten Verlauf zugesichert?

Entrüstung loderte hoch. Einige Heißsporne riefen: „Abzug!“ „Abzug! Abzug!“ riefen viele nach. Pfiffe schrillten.

Das war es ja, was der Kommandant der Legionäre gewollt hatte. Tschechische Worte klangen dagegen: „Provokace! Deutsche Frechheit!“

Erneutes Pfeifen. Wütendes Gejohl.

Da, mit einemmal, unvermittelt, ohne vorherige Warnung, flogen die Gewehre gegen die Schultern. Und ein Schrei gellte auf: „Vater! Vater! Sie schießen!“

Der siebzehnjährige Albert rief es, riß sich von der haltenden Hand des Vaters los, lief durch den entstandenen leeren Raum auf die Soldaten zu. Warum? Was trieb ihn?

Er wußte nichts, sah nichts, von flackerndem Zorn gepeitscht, lief er Sturm gegen ungerechte Gewalt — — — und prallte plötzlich zurück, als wäre er wider eine unsichtbare Wand gerannt. — — —

Eine Sekunde stand er, wie geblendet von grellem Sonnenlicht.

Schüsse knallten rundum. Schmerzensschreie. Wildes Durcheinander. Flucht.

Zwei Jünglingsarme streckten sich, als wollten sie nach der Sonne greifen. Ein schlanker Körper neigte sich vornüber. Wie vom Blitz gefällt, stürzte Albert Scharnagl mit dem Gesicht voraus zu Boden.

Die Legionäre aber zogen, ohne sich um die Verwundeten und das angerichtete Unheil zu kümmern, unter fröhlichen Trompetenflängen weiter. Es war ja keine amtliche Einmischung.

„Albert! Albert!“ Der Bruckbauer rief es, raste über den jetzt fast leeren Platz auf seinen Jungen zu, hob ihn auf und trug ihn, dessen Kopf schwer herabhing, auf den Armen in einen Hausflur. Dort legte er ihn auf die Fliesen.

„Albert! — Albert!“ Das war nur noch ein Flehen, ein Betteln, ein Winseln . . . Was war denn nur? Was denn? Die bebende Hand des Vaters tastete über das Gesicht, die Stirn, den Schädel des Sohnes. Nichts! — Nichts! — — — Mit fliegenden Fingern riß er dem Reglosen die Weste auf, das Hemd. — — — Da! — Blut! — Mitten aus der Brust, wie ein Quell, warm und rot — und unaufhaltsam . . .

„Albert!“ — Da öffnete der Todwunde noch einmal die Augen. Ein Lächeln, rührend wie Märzsonnenschein auf bleichen Schneeglöckchen, erschimmerte auf dem lieben Jünglingsgesicht. „Vater, — mir — geht's ja — g . . .“

Ein Ruck ging durch den Leib, die Glieder streckten sich, der treuen Augen blanke Klarheit erlosch . . . Aber noch immer lag's über dem blassen Antlitz wie zärtlicher Sonnenschein auf weißen Blüten . . .

*

Der tote Albert war in der Pfarrkirche aufgebahrt, und viele hielten ihm in der Nacht zum Begräbnistag die Leichenwache.

Im Mittelschiff, dessen säulengetragene Wölbung sich oben ganz in schwere Finsternis wie in eine dunkle Unendlichkeit verlor, ragte, von ungezählten Wachslöchtern und Fackelflammen umstellt, das schwarze Gerüst mit dem offenen Metallsarg, darin der früh dahingeraffte Jüngling ruhte, die bleiche Stirn mit einem Kranz aus Eichenlaub umwunden. Über dem weißen Gesicht lag noch immer der Abglanz eines guten Lächelns wie zärtlicher Sonnenschein auf blassen Schneeglöckchen. Ihm zu Füßen aber lehnte das Hauswappen der Scharnagl: in rotem Feld die von einem Eisenbolzen durchbohrte silberne Pflugschar.

Trotzdem Mitternacht bereits nahe war, strömten noch immer viele Leute in den Dom, zu kleinen Hügeln häuften sich die Kränze, und die Leiche war bis zur Brust hinauf mit Heiligenbildern, schwarzrotgoldenen Schleifen und Blumen bedeckt.

Ganz im Finstern des Seitenschiffes aber und vom Flügel eines Beichtstuhls nahezu verborgen, stand der Vater. Die linke Schulter lehnte sich an einen Pfeiler, der rechte Arm hing schlaff herab. Unbeweglich stand er und schaute zu seinem toten Kinde hinüber, dessen Haupt über den unruhigen Feuerzungen und blakenden Flammen so seltsam weiß und ruhig, wie auf schwarzen Fluten schwimmend, herüberschimmerte. Darüber war, von der Wucht der starken Säulen getragen, die dunkle Ruhe der Unendlichkeit. Wie ein blutendes Herz leuchtete das ewige Licht.

Reglos stand der Vater und blickte auf seinen hoch über allem Irdischen im Dunkeln ohne Rand und Ufer verlorentreibenden Sohn. Diesem zu Füßen schimmerte, vom Lichterschein angeglüht, das alte Familienwappen in klarer Wirklichkeit.

Da erhoben sich aus jahrhundertelangem Schlaf und Traum und zogen vorüber vor dem innern Auge des erschauernden Mannes viel Bilder und Gestalten in schattenhaftem Zug.

Urwälder sah er endlos gebreitet, sah die Art des Siedlers in härtester Mühsal wider die ungeheuern Stämme kämpfen, sah in dem mauergleich geschlossenem Dickicht der von Wölfen durchläuteten Wildnis die erste Rodung erstehen, die erste Pflugschar ins Erdreich beißen, die Schollen der ersten Furche langsam sich wenden, der Ähren Goldglanz über den ersten Acker rollen.

Deutsch der Boden, und die Arbeit deutsch.

Und er sah der Wälder Wirrnis mählich sich lichten, die Landschaft ganz zum Ährenmeer sich dehnen, sah Dörfer entstehen, den

Tanz um die Linde sich drehen und wohnlich werden das wüste Land.

Deutsch die Arbeit, und des Blühens Urgrund deutsch.

Und er sah die Scharen der Dörfler zur Stadt wallen, wo in Pracht und Prunk des Böhburgers Diepold Tochter Adela angetraut wurde dem Herzog Friedrich von Schwaben, der nachmals Barbarossa genannt wurde. Und er sah den Rotbart selber dreimal glanzvoll Hof halten zu Eger, sah die baufällige Burg der Böhburger zur Kaiserpfalz sich weiten, das Turmpaar der Niklas-Kirche emporwachsen, die Häuser der reichen Kaufherrengeschlechter mit Erkern und Bogengängen sich heben.

Deutsch des Blühens Urgrund, und des Reichthums Quelle deutsch.

Er sah aber auch die freie Reichsstadt Eger und ihren Grundbesitz von Ludwig, dem Bayern, um zwanzigtausend Mark Silber schimpflich verpfändet an den Böhmenkönig Johann, ein urdeutsches Gebiet von elf Meilen in der Länge und sechs Meilen in der Breite, das fortan, niemals eingelöst, bei Böhmen verbleiben mußte. — Feuersbrünste sah er dann, Hungersnot, Pest und Seuchen und der Kriege Furien hinrasen über die Heimat. Mordbrennend und sengend sah er die Hussiten durch die Dörfer toben, sah die Stadt im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden berannt, im Erbfolgekrieg von den Franzosen erobert und von den Kaiserlichen durch Hunger zurückgewonnen, sah nach der Völkerschlacht bei Leipzig Gefangene, Kranke und Verwundete zu Tausenden in allen Kirchen und Häusern untergebracht, wodurch eine Epidemie entstand und so sehr um sich griff, „daß man das Läuten der Sterbeglocke und die Leichenbegängnisse abstellte“.

Überwölbt von des Niklasdomes ungeheuerem Schweigen, sah Lorenz Scharnagl diese Gesichte gleich Wandelbildern auf dunklem Grund vorüberziehen und erlebte so in kurzen Stunden die wechselvollen Gesichte seiner Heimat von der Rodung bis auf die Gegenwart, ihr Erstehen und Blühen und Verfallen und immer wieder neues Hochkommen durch zähen Fleiß und trotigen Mut, durch die knorrige Kraft und unverbrüchliche Treue ihrer ferndeutschen Bewohner.

Und seine Seele ward getröstet. Denn was auch sich begeben mochte, auf der Höhe des Glücks und im tiefsten Elend, — immer sah er einen seines Stammes stetig und gemessen hinter der stahlblanken Pflugschar schreiten, sah ihn mit gelassener Selbstverständlichkeit des Bodens Früchte ernten und in seine Speicher bergen.

Geduldig, unverdrossen, immer willig, gab und gab der getreue Boden seines Reichthums Fülle seit Jahrhunderten dem Geschlecht der Bruckbauern, er ließ es in den bösen Kriegszeiten nicht zugrunde gehen, er überschüttete es in guten Jahren mit Segen, er machte es groß und wohlhabend und angesehen im ganzen Gau. Vielen Geschlechterfolgen hatte er sich dargebracht und aufgeopfert, dieser getreue Boden, Sicherheit und Glück und Freude hatte er ihnen gegeben und nichts für sich verlangt, als ein bißchen Pflege und Liebe.

Wenn nun aber im Kampf um diesen uneigennützig getreuen Boden auch einmal von den immerzu Beschenkten ein großes Opfer gefordert wurde, — war es dann nicht Pflicht dieser Beschenkten, das Unabänderliche mit Fassung zu tragen, ohne laute Klage, in stiller Wehmut und Dankbarkeit?

Überströmende Liebe im Blick, schaute Lorenz Scharnagl hinüber zu dem kalten weißen Antlitz seines Sohnes, das über den zahllosen Lichtern wie auf nächtig dunklen Wogen schwamm, seltsam unwirklich und einsam.

Albert, unschuldiges Opferlamm, dahingegangen im Gedenken an das Glück der Väter und für der Heimat Auferstehung, — ruh' du in Frieden!

In Treue gepanzert und gegürtet mit Willenskraft — so hielt Lorenz Scharnagl, wie ein Rette aus Vorzeittagen, im düstern Seitenschiff der Niklasikirche seinem Erstgeborenen die Leichenwache.

*

Sie führten ihn hinaus in einen hoch gelegenen Friedhof vor der Stadt, und hinter dem von vier Rappen gezogenen Leichenwagen schritten, durch Leid und Schmerz, Trauer und Drangsal zu einer einzigen großen Volksgemeinschaft verbunden, Tausende und Tausende, ein unabsehbarer Zug. Alle Glocken läuteten, und es war Schweigen. Hinter den Türmen der Niklasikirche aber stieg blaueschwarzes Gewölk herauf, drohend und unheimlich.

Der Sarg wurde ins Grab gesenkt, der Priester sprach die Sterbegebete. Schluchzend lauerte die Mutter mehr als sie kniete, und ihre Stirn berührte die bräunlichen Schollen.

Näher und näher wälzten sich die Wetterwolken, fahldunkel wurde es unter einem lichtlosen Himmel, alles Leben hielt den Atem an.

Lorenz Scharnagl trat an den Rand der offenen Grube. Er brachte es wirklich über sich, am Grabe seines eigenen Kindes

zu sprechen, um seinen Heimatgenossen Trost und Erhebung zu geben.

In eisengraue Treue gepanzert, gegürtet mit dem blanken Schwerte Willenskraft, des Geistes Flügelhelm auf dem mächtigen Haupt, so stand er in unbezwingbarer Seelenstärke zu Häupten des zum Blutzeugen gewordenen Sohnes, und seine Augen blickten hinab zu den wehrhaften Türmen der Niklasikirche, die, nichts als zu Quadern gewordene Kraft, vor dem dräuenden Gewölk gelassen über die Stadt aufwuchsteten. Und seine Stimme war wie dröhnendes Erz.

„Brüder und Schwestern im Leid und in der Liebe zu unserem Land!“ sprach er. „Dies ist kein Grab, an dem wir stehen! Ihr in der Heimat Heimatlosen, Volksgenossen, Leidgefährten, ich sage euch: Kein Grab, sondern eine Wiege ist das, eine Ackerfurche, eine Saatenwiege, aus der einst der Baum der Freiheit wachsen muß, stark und hoch und riesengroß emporkwachsen muß, breithin schattend, über alle deutschen Gaue schattend und sie einend unter seinem Dach!

Schmerz und Jorn, Trauer und Empörung im Herzen, senken wir opfernd das früher Mensch gewesene und dereinst wieder zum Menschen werdende Saatkorn tief in den heiligen Heimatboden, auf daß daraus den Millionen, die nach uns kommen, Freude und Friede und Freiheit werde!

Kein Grab ist das, und darum wollen wir auch nicht beten, — nein! Wir schwören:

Bei allem, was uns heilig ist, beim goldenen Licht, beim braunen Ackergrund, beim reifen Ahrenfeld, bei unsrer Vätererde, Mutterscholle, bei unsrer Kinder Augensternen und — bei meines toten Sohnes Haupt: Daß frei von fremdem Joch die Heimat werden muß!“ — er hob die Schwurhand — „Das schwören wir, so wahr ein deutscher Gott uns helfe!“

Unirdischen Glanz in den Augen, das weiße Antlitz wie verflärt, richtete sich die Mutter, den Schleier zurückschlagend, auf und hob, nun wieder ganz die gleichgestimmte Gefährtin ihres durch nichts zu brechenden Gatten, die Rechte. Und die Schläger kreuzten und die Fahnen senkten sich. Und alle die Tausende hielten die Schwurfinger hoch und sprachen den Schwur, daß es wie Meeresrauschen in eins zusammenklang.

Der junge Hans Scharnagl aber war an die Seite des Vaters getreten. Nichts als Flamme und lohende Leidenschaft, stand der blondlockige Jüngling schlank und straff, den rechten Arm empor-

gerecht, neben dem ragenden Mann, und von seiner jung-hellen Stimme gesprochen, die sieghaft und gleichsam leuchtend über dem dumpfen Brausen schwebte, wurde das Gelöbniß zur Verheißung und zum Evangelium der Freiheit kommender Geschlechter: „Das schwören wir, so wahr ein deutscher Gott uns helfe!“

Im selben Augenblick zuckte der erste Blitz nieder, dumpf grollend murrte des Donners Königsstimme nach. Gleichzeitig riß im Westen, wie der Vorhang des Tempels, das Gewölk quer entzwei, mit blendender Lohe brach die Sonne durch den goldig geränderten Spalt und überleuchtete das Haupt des Bruckbauern mit rötlicher Glut, die auf dem steinstarren Antlitz lag wie Alpen-glühen auf einem Berg. Goldhell strahlte des Sohnes Locken-geringel.

Von Blitzen umflammt, vom Sturm umheult, mit zerfetzten Trauerfahnen, wuchteten die Türme der Niklasikirche hoch über allen Giebeln und Dächern in riesenhafter Ruhe. „Wir ragen und wachen!“ sagte ihr Schweigen und war in seiner furchtlosen Auf-gerechtheit eindrucksvoller und überwältigender als Sturm und Blitz und Donnergebrüll.

Und die Wolkenlücke schloß sich, die Sonne verschwand, und es war finster.

Aber sie steigt immer wieder herauf, die Sonne, und wenn sie morgen leuchtet, dann wird sie nicht in ein offenes Grab scheinen, sondern auf einen Hügel, unter dem die begrabene sudetendeutsche Freiheit auf das Rhyffhäuserzeichen wartet.

Und sie wird dereinst auferstehen, die begrabene Freiheit, in Macht und Herrlichkeit an einem großen deutschen Ostertag. So wahr Lorenz Scharnagl und seine Getreuen samt ihren Kindern heute leben müssen in der Volksgemeinschaft der Knechtschaft und der Ketten!

Amen.

Gustav Leutelt / Heimat

Der Knabe lief in den Sonntagsmorgen hinein, der traum-seliges Genügen über das Isertal ausgegossen hatte; aber in seinem Innern war noch zu viel von der Erregung des vergangenen Tages, um dies gewahren zu können. Überall drang das Grün zum Licht in Wipfeln und Hälmdchen und vom glänzenden jungen Laube bis zu den strahlenden Wölklein oben war alles sonnen-froh und heiter; er aber sah es kaum.

Wie groß war seine Freude gewesen, als er vor Monaten hier ankam. Eine Märchenwelt umgab ihn mit Schlössern und alten Ruinen, die von turmhohen Felsen ins Tal schauten. Und die Ufer gleißte und trieb Wellchen und an den grauen Felszügen schlug eine Brandung von Grün hinan, in deren Schatten eine Mannigfaltigkeit von Denkmälern und Inschriften war, in Stein gehauen; und deutsche Sprüche, die mit Dichterzungen zu dem Knaben redeten.

Wohl herrschte in diesem Paradies eine fremde Sprache, wegen deren Erlernung man ihn hergesandt hatte; aber die Menschen waren nicht unfreundlich. Freilich gab es bei ihnen allen ein Etwas, das kein volles Vertrauen werden ließ, ein stilles Widerstreben, sich dem deutschen Knaben ganz zu geben; ein Blicken und gelegentliches Winken und Achselzucken, das von Überhebung nicht frei war.

Mitunter waren auch solch' fremdsprachige Kinder zum Deutschlernen in seine Heimat gekommen; aber dann hatten sich die Mitschüler alle offener gegen sie gezeigt, das fühlte er deutlich. Die Reize und Neuheiten der hiesigen Gegend jedoch und wohl auch seine eigene Anpassung halfen ihm rasch über das unheimliche Gefühl hinweg.

Gestern war es anders gewesen.

Wie so oft, kam der Lehrer herauf, um mit dem Pflegeherrn des Knaben den Inhalt der Zeitungen zu besprechen. Daß sein Volk seit Jahren in einem furchtbaren Kriege stand, wußte der nachdenkliche Junge zu gut, wenn er es auch nicht immer wieder aus den Gesprächen der beiden Männer gehört hätte. Im Vorjahre, als hierbei noch die Namen St. Quentin, Piave und andere genannt wurden, hatten die beiden zumeist mürrisch dreingesehen; das aber hatte sich geändert, und mit den fröhlicher werdenden Mienen der Sprecher waren bange Ahnungen über den Knaben gekommen. Gestern gar hatten die Männer gejubelt und gemeint, nun seien die Deutschen für immer niedergeworfen; dieser Friede gebe ihnen den Rest.

Der Knabe schaute entsetzt auf die Fröhlichen, die sich seiner Gegenwart so gar nicht erinnerten und in Schmähungen des deutschen Volkes ausbrachen. Da fiel der Blick des Pflegeherrn auf ungefähr auf den Erschrockenen und eine Blutwelle stieg in seinem Gesicht empor.

„Das ist auch so ein Deutscher. Schaut nur, wie er hersieht“, brach er los.

Und der Lehrer, der sich jetzt auch dem Knaben zuwendete, wollte begütigen und meinte:

„Aber, der ist doch kein Deutscher; der ist ja ein Böhme!“

Der Knabe war bis ins Innerste erschüttert. Da führte ihn bereits die stille Frau aus der Stube und flüsterte, er solle nur jetzt ein Weilchen ins Freie gehen. Die Männer würden nachher schon wieder gut sein.

Was war das gewesen? — Er sollte kein Deutscher sein! — War das möglich?

Und warum verachtete man hier seine Landsleute? Daheim war er diesem Haßgefühl gegen das andere Volk noch nie begegnet und Angst und Empörung darüber verwirrten den Knaben und trieben ihn ziellos umher.

Spät erst kehrte er heim und suchte bald sein Lager auf, aber er konnte nicht schlafen. So verlassen fühlte er sich hier unter dem Fremdvolk, so vernichtet und verhöhnt.

Oben im Felspantheon hatte er die Worte gelesen:

„Wäret-auch ihr bei uns, die ihr mich ferne liebt!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
wandelt sich uns in Tempe,
jenes Tal in Elhsium!“

Der Wohlklang der Verse war es, der sie dem Knaben eingeprägt hatte. In dieser Nacht aber erfuhr er, daß jene auch das ausdrückten, was er selbst empfand.

Ja, seine Lieben, die Heimat, deren Berge und Wälder und Menschen kamen alle an das Bett des armen Jungen, und wenn sie auch die Augen überfließen machten, so schluchzte er sich doch mit ihrer Hilfe in den Schlummer hinüber.

Als er am Morgen erwachte, war sein erster Gedanke, heute nach dem Felskamm emporzusteigen und sich im Umkreis jenes Schweigsamen von den Erinnerungsworten trösten zu lassen, die er allenthalben angebracht wußte. Nun war er unterwegs und lief hastig, als fürchte er etwas zu versäumen. Lind, ohne Wispern und Getuschel ging der Wind zwischen den weichen Blättlein der Obstbäume her an seine Stirn; er fühlte ihn nicht. Erst als Stimmen näherkamen, schrak er auf und barg sich hinter der nächsten Hecke.

Jedes Hälmlein um ihn hatte sein Glanzlicht auf sich, jeder Wipfel sein Leuchten; aber unter jeden Halm schmiegte sich auch ein Schatten und unter jeden Wipfel das Dunkel als ein Mahner,

daß Glanz immer einmal vergeht und die Nacht kommt. Auf dem ruhelosen Lager war er heute auch für dies Empfinden reif geworden.

Bald nahmen ihn die Schatten der hohen Sandfelsen und die Kühle der Gänge und Grotten auf, die ein edler Mann einst hatte in jenen aushauen lassen. Sehnsüchtig eilte er von Stätte zu Stätte, um einen Trost begierig; aber die vielen, im Stein festgehaltenen Dichterworte blieben ihm zumeist unverstandene Klänge, und bald schlich er wieder betrübt dahin. Nur vor dem Bruchstück einer fast ganz ausgetilgten Inschrift blieb er lange, weil die auch für sein Empfinden anflingende Worte gab:

„Die . . . werden auf der Heide Dich suchen,
Aber nimmer Dich finden!
Du wirst zu ihren Träumen kommen,
Und“

Schon wollte er noch mutloser wieder hinabsteigen, als er bei einer Wendung des Stufenpfades die Ruine Friedstein drüben erblickte. Deren rötlich angestrahelter Turm erhob sich zugleich mit den lichten Wölklein bei jedem Schritt mehr über den Kamm empor und erinnerte den Jungen sogleich an jenen Spaziergang, den seine Pflegeleute mit der Lehrerfamilie dorthin gemacht hatten. Man war in dem alten Gemäuer gewesen, hatte nationale Lieder gesungen und von früherer Größe des eigenen Volkes geschwärmt. Dem unbeteiligt danebensitzenden Knaben war vom Lehrer gesagt worden, man könne von dem Bergzug hinter der Ruine bis nach seiner Heimat sehen; aber damals hatte ihn noch das Gefühl des Fremdseins abgehalten, das Wagnis zu unternehmen.

Heute wollte er es tun.

Die Schlängel Spur des Weges irrte anfangs zwischen Gesträuchen einher, in deren Gezweig die Windstöße wie Eidechsen raschelten. Der Knabe lief wieder frischer zwischen ihnen dahin. Hatten ihn vielleicht doch die deutschen Worte der Felsmale gestärkt, oder war es nur das Bewußtsein, daß jeder Schritt ihn seinen Lieben näherbringe? Und nicht bloß räumlich war das so; er fühlte, wie die Heimat wieder treuer als je in ihm aufstand. Die schwere Waldstimme ihrer Berge glaubte er im Ohr zu hören, den Atemzug jenes grünen Meeres zu fühlen, das die Mächtigen umspült und die Steinstirnen ihrer Gipfel grüßten ihn im Geiste.

Aber es war nur ein Kiefernwäldchen um ihn, das er jetzt

durchschritt, und dessen gespreizte Zweige stemmten alle die Ellenbogen ein, um die Kameraden fernzuhalten. Da gab es keinen geschlossenen Schatten, der sich unter den Stämmen sicherfühlt und erhitzte Stirnen so sänftiglich kühlt. Kein Heimatswald!

Hinter dem Buschwerk lagen endlich strohgedeckte Häuschen mit allen Zeichen des Sichgehenlassens, das er hier überall um die Menschenwohnungen sah. Wie sauber und nett waren doch die Häuser seiner Heimat, wie blank deren Scheiben, wie gepflegt die Gärtchen davor! Auch das trieb ihn vorwärts.

Nur einen Blick warf er nach dem schmalen Eingang zur Ruine, dann rannte er mehr als er ging, gegen die Anhöhe. Mit dem Schiefergeröll mußte er kämpfen, auf dem sein Fuß ausglitt und mit dem Brombeergerank, das ihn festhalten wollte; und dann waren oben auch noch die Obstbäume, die vor die Aussicht traten. Aber endlich fand er doch einen Platz auf dem höchsten Geröllhaufen, von dem er hinausblicken konnte.

Da war das helle Geäder der Wege, da waren weiter hinaus die Schachbretter der Ackerfelder, und dann stieg es ganz ferne auf, dunkel, in großen, einfach geschwungenen Linien sich vom Horizonte hebend, seine Bergheimat.

Einen einzigen, tiefen Atemzug tat der Knabe, dann streckte er beide Arme nach der blaugrünen Wand drüben und brach in Tränen aus — Tränen der Freude. Heißes Sehnen erfaßte ihn. Wie es den Schluchzenden jetzt hinzog nach dem Gebirge! Ein Wald überhöht dort den andern; Rücken um Rücken hebt endlose Wälder zu den Wolken empor, und zwischen ihnen kommen die langen, gewundenen, dunklen Täler herunter, wie Wege der Nacht. Erst der Mantel des Waldes, den jene Berge um ihre Schulter geschlagen hatten, gab ihnen diesen Ernst, diese Hoheit; das fühlte er schon.

Vertrauter konnte dem Knaben nichts auf Erden sein, als diese Wiege seiner Kindheit. In dem waldnahen Leben, das er dort geführt hatte, war er eigentlich von einem köstlichen Spielplatz zum andern geeilt. Diese Waldwiesen mit dem goldigen Hartheu, den blauen Glockenblumen und den Schachtelhalmen; die alten Steinrücken dazwischen, vom Fleiße der Vorfahren erzählend; und die Felsungetüme, wie aus schimmelligen Ruchenstücken aufgebaut, die oft lange graue Platten bis weit in die Wiesen und nahe an die Häuschen schoben, mit Heidelgestrüpp, Moosen und sonderbarer Hauswurz bedeckt, waren zuerst sein Reich gewesen. Dann hatten die Fußpfädlein sich eines um das andere in den Wald geschlän-

gelt und ihn verlockt. Wie hieß es da erst gehen lernen auf diesem glatten Waldgrund, über den die Bäume ihr vergangenes Leben gestreut hatten; aber es lohnte sich, den geheimnisreichen Rauner zu betreten. Wie die Menschenstimmen und die Geräusche der Hantierungen immer seltener durch den Wald heraufkamen und neben dessen Eigenhauch auch die Stimme des Waldinnern zu herrschen anhub, so daß er bald nicht mehr wußte, ob es Wipfel- oder Bachrauschen war, was ihn umschmeichelte; wenn dann oben die ungeheure Masse um ihn zu dröhnen anhub, als juble sie über die errungene Freiheit, in Luft und Licht zu leben, und nur der Schrei des kreisenden Habichtes sich in die Pausen schob, dann konnte er oft wunschlos glücklich sein.

Ja, den Wald, diese Märchendecke über die Träume seiner Kindheit, entbehrte er in der Fremde am herbststen, und darüber konnte auch der Rausch des Neuen, das ihn hier umfassen hatte, nicht mehr hinweghelfen. Seine heimatlichen dunkelkronigen Fichten waren dem Träumer jetzt teurer als die blütenweißen Obstbäume, und neben dem Harzgeruch ihrer Wipfel versagten die weichlichen Düfte ringsum.

So sann er fort. Immer mehr Fernblau zog sich unterdes über die Berge seiner Heimat, aber er sah sie im Geiste immer deutlicher, hörte das Rauschen ihrer Bäche aus den Tälern steigen, sah die Morgensonne über taufrischen Waldblößen aufgehen und sehnte sich krank nach dem Buchenmaiengrün, der lieblichsten Farbe seines Bergwaldes.

Und dann schraf er mit einem empor. Er war ja noch unter den Fremden, von denen er dunkel fühlte, daß sie wohl nicht den Menschen, aber den Deutschen in ihm haßten, und unendliches Sehnen zog ihn hin zu jenen, bei denen sein Deutschtum nicht als Hindernis dazwischentrat. Wie wollte er fürder diese Heimat lieben, die er erst hier in der Fremde so recht gefunden hatte, die Heimat mit ihren Menschen und dem trauten Boden, auf dem diese wandeln.

Und mit diesem Vorsatze winkte er noch einmal nach dem blauen, dunklen Bergwall hinüber, und dann stieg er herab und trat den Rückweg an.

Der Ruf der Muttersprache hatte ihn wieder ans Herz der Heimat gerissen, der Heimat mit ihrer unsäglichen Schönheit, der Heimat, die der feste Grund unseres Seins ist, und ein Gefühl, auch sie könne bedroht sein, stärkte den Willen des Knaben, für die Teure leben zu wollen.

Jephhrin Zettl

Mein Moiderla sei' Wöingtangl

Heio! Heio!

De Sunn is scho' schlofa, da Tog is in Dart.
Ejß kümmt da olt Monäh'l mī'n solberan Boart,
der schaut in oll Fensterla eini und locht,
Wenn's Moidertl in' Wöigerla d' Augla zuamocht.
Heio! Heio!

Heio! Heio!

Des Bäzerl in' Schofstoll tuat gor nimma plärren,
des Kalberl in Ruahstoll, des schlofat scho' gern,
des Soasböckerl stößat af 's Kalberl gern hi',
drum heierl, mei' Moiderl, süst kümmts üba dih!
Heio! Heio!

Heio! Heio!

De Schwalberla schmuckant sih eini in 's Nest.
Und d' Henna und Singerla schlofant scho' fest.
Und d' Antla und Gansla gehet ah scho' a' Ruah,
und 's Moiderl, des brave, mocht d' Augla scho' zua.
Heio! Heio!

Heio! Heio!

Zwoa Engerla vo'n Himmel kehrt ei' üba d' Nacht:
De wöignant dih, woartnt dih, gebnt af dih Aht,
und straan dir zwoa Rousla af d' Wabgerla draf
und weckant dih moargn in da Fröih wieder af.
Heio! Heio!

Heinrich Suso Waldeck / Der Ahn

Er schlurft gelassen den täglichen Bogen,
wenn Holler und Kirschwald blühen,
wenn Tier und Jungvolk ungezogen
von Blut und Frühling sprühen.

Denn Lust an Blust und Gesunk und Geslummer,
die ruht beim lange Verlernten;
auch denkt er gewesener Frühlinge nimmer,
vielleicht noch der Wetter und Ernten.

Und streift er an die Friedhofmauer,
so wärmt er die Hand an den Steinen;
die Ahnin grüßt er ohne Trauer
und geht mit gestreckteren Beinen.

Es steht das Bestmal morsch vergittert,
ein Holz voll Schaden und Scharte;
da schaut Gott Vater arg verwittert
aus seinem gewaltigen Barte.

Die Krone zerbrochen, das Zepter zersplittert,
ein Loch im heiligen Kleide;
er lächelt so ernst, doch unverbittert
herüber das grüne Getreide.

Ihn liebt der Ahn und grüßt er leise
hinüber das junge Getreide,
denn Er und er sind alt und weise
und wunderbar einsam beide.

Franz Mabl / Der Steinbachhof und seine Herren

Man muß Wien mit der Westbahn verlassen und nach zweistündiger Fahrt die schmalspurige Zweigbahn benützen. Dann gelangt man in ein Mittelgebirgstal, welches die Kälte und Starrheit der Bergwelt noch mit den Reizen einer freundlichen, ebenen Landschaft vereinigt. Ein breiter Bach führt sein klares Wasser mit scharfem Gefäll durch ein felsiges, led' geformtes Bett, die glänzenden Blätter der Sumpfdotterblumen drängen sich zwischen die breiten Fächer des Lattichs, und dicht gewirktes Moos gibt den schmalen Uferbändern ein festes, zusammenhängendes Aussehen. Von Zeit zu Zeit unterbricht ein rauschendes Wehr den Lauf des Baches, der einen Teil seiner Flut durch einen langen, mit Moos und schleimigen Algen bedeckten Fluder dem mächtigen Rad einer Brettsäge zuführen muß. Geht man auf der Straße weiter taleinwärts, so verliert sich der freundliche, offene Charakter der Gegend immer mehr, die Berge schließen sich von beiden Seiten enger zusammen, und endlich ist nur mehr Raum für den Bach mit seinen schmalen, grünen Rändern und für die Straße, die in vielen Krümmungen langsam und unmerklich bergan steigt. Links und rechts schießen Felswände in die Höhe, aus ihren Ritzen dringen kleine,

verkrüppelte Föhren und die Gerippe früh eingetrockneter Fichten, und dann und wann gleitet ein schmales Wasserband, dessen Quelle irgendwo hoch oben am Berge aus einer kleinen, sumpfigen Wiese hervordringt, über das glatte, schwarze Gestein. Lautlos und scheinbar ohne Bewegung, arbeitet sich das Wasser an den Felsen herunter, und nur die dunkelgrünen Polster der Alpenrose mit ihren leuchtend-roten Blütenbüscheln bringen Leben in das starre, tote Bild. Aber wenn man noch vor kurzem wogende Getreidefelder und fruchtbeladene Bäume gesehen hat, dann nimmt man einen Schein von all dem Licht und Segen bei seinem Eintritt in das kühle, düstere Tal mit sich und fühlt nicht, wie trostlos und öde es eigentlich ist. Hier fehlen die schimmernden, schneebedeckten Gipfel des Hochgebirges, die an klaren Tagen Bundesgenossen der Sonne sind und ihre Strahlen doppelt erhellt ins Tal werfen. Schwarzer, trauriger Nadelwald krönt diese Felsenmauern, und sie starren einen an wie die Augen eines Toten, dem keine Freundeshand die Lider geschlossen hat.

Wo von Zeit zu Zeit die Felsen etwas zurücktreten und Raum geben für ein dürftiges Grasfleckchen, steht wohl eine armselige Hütte, oft nur aus Balken gezimmert, und rings um sie ist jedes Stückchen Boden, mag es sich auch steil zwischen dem Gestein empordrängen, ausgenützt und dem Menschen dienstbar gemacht. Aber es läßt sich nichts anderes abringen als Erdäpfel, Futterrüben und ein paar verkümmerte Krauthäupteln. Manchmal ist ein kleines Beet auch mit Blumen bepflanzt, mit grell blühenden Malven, kleinen büschelförmigen Nelken und Kaiserherzen, und auch in den Fenstern dieser kleinen Häuser sieht man oft Blumenstöcke — rote Pelargonien und eine zarte Gattung Pantoffelblume mit gelben oder braunroten Blütendolden. Die Besitzer dieser armseligen Liegenschaften sind Holzknechte. Die ganze Woche verbringen sie hoch oben im Gebirge in einer Blockhütte, dort, wo eben Bäume geschlagen werden, und nur Samstag am Abend, wenn sie ihren Wochenlohn erhalten haben, steigen sie ins Tal und dürfen Menschen sein nach ihrem Willen. Menschen daheim, bei ihrem abgearbeiteten, frühgealterten Weib, bei ihren blassen, immer hungernden Kindern, Menschen in dem stundenweit entfernten Marktflecken, bei saurem Wein oder auf der Regelstatt. Sonntag, am Abend, steigen sie wieder hinauf ins Gebirge und vollbringen ihr Wochenwerk in ununterbrochener Eintönigkeit, wenn nicht dann und wann ein Jäger, allein oder mit einem Jagdgast aus der Stadt bei ihnen nächtigt.

Bald nachdem die Hügel der Gebirgsausläufer steiler werden und das Tal verengen, öffnet es sich wieder zu einem kleinen Kessel, der die ganze Helle und Fruchtbarkeit der Ebene noch einmal in sich aufgenommen hat. Steile felsige Berge umfassen ihn, aber ihre Füße sind mit sanft ansteigenden Wiesenhalden bedeckt, und aus ihrem fetten Boden sind Obstbäume zu stattlichen Kronen emporgewachsen. Sie prangen im Frühsommer schon in reichem, floßigem Blütenschnee, während oben auf den Gipfeln noch der wirkliche Schnee einen verzweifelten Kampf gegen die schärfer eindringende Sonne führt. Dichte Haselnußgebüsche stehen wie Inseln auf den Wiesen und wohl drei oder vier schmale Wasserläufe ziehen ihre tiefgefurchte Bahn dem Bache zu, der hier etwas langsamer fließt und von hohen, festen Ufermauern eingefast ist. Inmitten dieses Talkessels steht ein großes, schönes Haus, mit spiegelnden Fenstern und offenen, von Wildwein und Pfeifenstrauch umrankten Veranden. Ein steiles, hohes Ziegeldach gibt dem ganzen Hause ein schloßartiges Aussehen und auch die angrenzenden Wirtschaftsgebäude verraten auf den ersten Blick den Herrnsitz. Ein gut instand gehaltener Ziergarten zieht sich vor dem Hause längs des Baches hin, bis zu einer festgefügtten Holzbrücke, die auf die Straße führt. Jenseits derselben öffnet sich ein breites Gittertor zu einem ausgedehnten Naturpark an den Abhängen des gegenüberliegenden Berges. Diese schöne Besitzung, die zwischen den hochragenden, felsigen Bergen so weich in Wiesen gebettet liegt, ist der Steinbachhof, so genannt nach dem vorbeifließenden Steinbach. Vor Jahrhunderten hatte an dieser Stelle eine Glashütte gestanden und noch heute könnte man in der Erde viele farbige Glasfugeln und Glastränen finden. Dem Besitzer mußte aber dieser Fleck Erde wohlgefallen haben, so daß er sich das behäbige Herrenhaus hier erbaute. Die Glashütte war später aufgelassen worden und verfallen, das Haus aber ging auf andere Besitzer über, die das Gebäude und den Garten vergrößerten und allmählich auch von den umliegenden Waldungen einen Teil an sich brachten. Die Besitzer wechselten von Fall zu Fall, und die Chronik des nahen Marktfleckens mußte eine stattliche Reihe von Namen anzuführen, darunter auch ein gar stolzes Adelsgeschlecht, das lange Jahre hindurch in dem stillen Tal gehaust hatte. Damals war auch der prächtige Gebirgspark entstanden und hatte wohl manches frohe Fest mit seinen sturmzerzausten Bäumen beschattet, manches galante Abenteuer der hohen Herren in seinen dichten Waldgebüschen gnädig verborgen.

Der jetzige Besitzer des Steinbachhofes war ein gewisser Herr von Schanda. Sein Vater hatte es aus ganz kleinen Anfängen zu einem bedeutenden Vermögen gebracht, war dank einer wohlgefälligen Stiftung durch den Orden der Eisernen Krone und den damals noch damit verbundenen Adelsstand ausgezeichnet worden und hatte den Steinbachhof als Sommersitz angekauft. Nach seinem Tode war die Besizung auf seinen einzigen Sohn übergegangen.

Der alte Schanda war bei Lebzeiten auf sein Vermögen sehr stolz gewesen. Er nannte es das Ergebnis einer langjährigen, mühevollen Arbeit und hatte den Grundsatz aufgestellt, ein Mensch könne niemals mit Geld umgehen und verdiene es auch gar nicht, so lange er nicht wisse, wie schwer man es erwerbe. Daher sei es die Pflicht eines jeden, ob arm ob reich, durch eigene Tätigkeit Geld zu verdienen. Von diesem Grundsatz geleitet, hatte er die Erziehung seines Sohnes begonnen, und sie wäre gewiß zu einem gedeihlichen Abschluß gelangt, hätte nicht der Tod diesen und auch noch manch anderen Plan sanft aus seinen Händen genommen und sie auf immer von allen irdischen Mühen befreit. Der junge Max von Schanda, der schon bei Lebzeiten seines Vaters ganz anderen Anschauungen gehuldigt hatte, durfte nun seine bisher verborgenen Gedanken in Wirklichkeit umsetzen und stellte seinerseits die Behauptung auf, es sei ungerecht von einem vermögenden Menschen, Geld zu verdienen oder eine Stellung anzunehmen und so andere Leute, die nicht von ihren Renten leben konnten, zu schädigen. Er hatte stets als außerordentlich begabt gegolten, und war es auch, aber nur solange man von ihm nicht verlangte, sich nach einer bestimmten Richtung hin ernstlich auszubilden. Was man sich auf den verschiedenen Gebieten leicht und mühelos aneignen konnte, das war ihm willkommen, wo aber die regelmäßige Arbeit und das Studium begannen, dort ging er nicht mehr mit. So kam es, daß er in der Gesellschaft als ein vielseitiger Mann galt. Er wußte fast sämtliche Schmetterlinge und Käfer, die in den einheimischen Gegenden auftauchen, beim Namen zu nennen, er konnte gegebenen Falles die Funktionen einer Dezimalwaage oder Lokomotive erklären und war auch imstande, aus verflossenen Zeitläufen der Geschichte und Literatur gesprächsweise Jahrzahlen und Ereignisse ganz richtig anzuführen.

Als er im Laufe der Zeit seine verschiedenen Jugendideale samt und sonders abgefertigt hatte, fühlte er doch die Notwendigkeit, irgendeine Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, und zu die-

sem Zweck erschien es ihm am geeignetsten, in den Verwaltungsrat einiger großer Unternehmungen einzutreten. Gestützt auf seinen Namen und den vom Vater übernommenen Ruf wurde es ihm nicht schwer.

Den Winter über führte er mit seiner noch lebenden Mutter einen gemeinsamen Haushalt in der Stadt, im Sommer aber zog er sich auf den Steinbachhof zurück und verbrachte da den größten Teil der Zeit mit Jagd und Fischerei. Wurde es ihm allein zu eintönig und langweilig, dann lud er einige Bekannte zu sich ein, die immer gerne bereit waren, das ungebundene Leben auf dem einsamen Herrensitz mit ihm zu teilen.

So ging es in dem stillen Gebirgstale oft recht lebhaft zu, und es konnte sogar geschehen, daß die knorrigen Steineichen und Linden des Bergparkes bunte Lampions in ihren Zweigen schaukeln mußten. Aber das war nichts Neues für sie, denn einige von den ganz alten und ehrwürdigen Bäumen erzählten manches Mal von derlei, noch aus der Zeit, da die adelige Familie hier gehaust hatte. Von bunten Lampions, von frohen Festen und noch von anderen leisen, heimlichen Dingen . . .

Bruno Brehm / Die größere Heimat

Im Spätherbst stand ich im Parke von Weimar auf dem Brücklein über der Ulm und sah den gelben Blättern nach, die auf dem schwarzen Wasser trieben. In des dunklen Spiegels Tiefe tauchten die Zweige der entlaubten Bäume, in deren Astegitter sich der frühe Abendstern verfangen hatte. Über diese rätselhafte Welt des Scheines zu meinen Füßen nun segelten die bunten Blätter, Boten einer ermattenden Wirklichkeit, Briefe des sich neigenden Jahres, über den Spiegel hin, von Baum zu Baum geschickt. Drunten, aus dem Wasser, grüßte mich, hin und wieder von Blättern, die kamen und gingen, verdeckt, mein eigenes Bild, und es blickte so kühl und so ferne, als wäre ich selbst nicht mehr unter den lebenden Menschen.

Hob ich aber, verwirrt von diesem ständigen Strömen, vom Wandern der Blätter und vom Spiegelbild der Bäume, den hangen Blick, dann schaute ich jenseits der Wiesenfläche, gelehnt an den dunkelbewaldeten Hang, das Gartenhaus Goethes.

Nicht so hatte ich es mir gedacht, das so oft in Bildern geschaute! Nicht so ernst, nicht so streng, nicht so einsam. Nicht mehr

drang, wie zu der Großen Zeiten, aus der nahen, verborgenen Stadt das Hörnerblasen des Militärs, das Schlagen der Turmuhr und aus dem Parke das Geschrei der Pfauen herüber. Es war so still im abendlichen Parke, daß ich das Hämmern meines Herzens hörte. Da schnürte es mir die Kehle zusammen und ich entsann mich des jungen Dichters, der aus Wien nach Weimar gekommen war, um den alten Herrn in seinem Hause auf dem Frauenplan zu schauen. Wie die Tränen über Grillparzers Gesicht geströmt waren, wie er nicht Rede und Antwort hatte stehen können, und wie er wieder fassungslos die Treppe hinabgeeilt war! Also treten die verlorenen Söhne vor des Vaters Angesicht, solche Demut beugt sich nieder, solch unerklärliches Weh überfällt sie.

Aber ein Trostreiches erhob sich in mir und stellte die Frage: Wo hast du dies alles schon einmal gesehen und erschauernd empfunden? Wo war ich abends an schwarzem Wasser gestanden, der ich nun aus dem Lande der grünen, Schneewasser führenden, schäumenden Flüsse hierhergekommen war? War es die Elz, die ich vom Oberhaus in Passau schwarz zur Donau strömen gesehen, während von Mittag her der grüne Inn herantobt? Weiter zurück, tiefer in die Jahre der Kindheit mußte ich schauen, um wieder solch ein schwarzes Wasser zu finden. Damals hatte ich mich aus dem Fenster der verfallenen alten Kaiserpfalz zu Eger gebeugt und auf das sanfte Tal mit dem dunklen Wasser hinabgeblickt. Damals war ich als Kind durch einen Zauberwald dicht an der böhmischen Grenze geschritten, vorbei an bemoosten Fündlingssteinen, es war eine Zaubergegend gewesen, denn dort in diesem Winkel, in Wunsiedel, nicht weit von Waldsassen, war Jean Paul geboren worden. In der Klosterkirche von Waldsassen aber ist ein unhöflicher Schimmel aufgemalt, der dem Beschauer immer wieder, wohin dieser auch treten mag, seinen Hinterteil zukehrt.

Eger, Wunsiedel, Waldsassen! Tage der Jugend sah ich hier im schwarzen Zauberspiegel der Elbe wieder, und mir war es, als stünde ich über einer geheimen Ader, die quer durch die Länder geht, keine Grenzen kennt und das verbindet, was sich in solchen geheimnisvollen Stunden tief verbunden fühlt. Schiller mag einmal auf solch eine Ader getreten sein, als er Wallenstein schaute, der nun auch mit den Herbstblättern unter mir im Gewässer vorbeizog.

Der Hradschin von Prag stieg auf vor mir, der Palast des Friedländers, die ganze verwunschene Stadt, in der die Häuser und Kirchen deutsch und die Menschen tschechisch sprechen. Weiter nach

dem Süden war ich dann als Kind gezogen, nach Mähren, in ein anderes Gebiet der deutschen Sprache, da schon die bairische Mundart begann, die ich nun auch erlernen mußte, wollte ich nicht in der Schule das Gespött der Freunde sein. Fremd war mir dort alles gewesen, dieses Einstömen des Ostens auf die vom Süden geformten Plätze, aber man sprach dort deutsch, und das Land wurde mir Heimat.

Im Westchor des Raumburger Münsters war ich gestern vor dem großen Drama in Stein gestanden, unter den schweigenden, gewappneten Landgrafen und den hohen Frauen. Nach den Unheilstagen von Versailles hatte man diese schönsten Bildwerke als Wiedergutmachung für die vom Kriege verwüsteten Kathedralen Nordfrankreichs gefordert. Aber wie man auch an diesen Bildwerken rüttelte und zerrte, sie wichen nicht, sie wollten nicht nach Frankreich gehen, sie waren mit dem Gewände und den Säulen des Münsters verwachsen, waren Stein von jenem Stein, aus dem der ganze Chor gefügt ist. Wie, diese Starren und Leblosen kann man nicht bewegen, uns aber, die Lebendigen, die mit allen Adern der größeren Heimat, dem einzigen Vaterlande, verbunden sind, wo immer wir wohnen mögen, uns sollte man von dieser Brust reißen können, deren Herzschlag wir fühlen wie das Kind das Herzpochen der Mutter? Welch eine Faust sollte das wohl vollbringen?

Die Kreidefelsen von Rügen stiegen vor mir auf, die ich bei meiner Heimkehr aus der russischen Gefangenschaft gesehen hatte, die Grenzsteine des größeren Vaterlandes, das damals, in den Tagen der Not, da wir alle in dieser einen großen Festung lagen und Ausfall um Ausfall machten, auch unser Vaterland war, wenn uns auch noch die alten Grenzen trennten.

Mein Haupt sank auf das Geländer der kleinen Brücke nieder: der Stephansdom in Wien, das große Zeughaus in Graz, der Pöstlingsberg von Linz, von dem Stifter aus nach den verblauenden Hügeln und Bergen des böhmisch-bairischen Waldes geblickt, die südlichen Straßen von Klagenfurt, das Glockenspiel von Salzburg, die Grabmäler zu Innsbruck, die kaiserliche Pfalz von Eger und all die weiten Plätze der deutschen Städte in Böhmen und Mähren, überragt vom Veitsdom in Prag, die spitzen Kirchentürme der Deutschen an der Wolga, die Burgen Siebenbürgens und die Siedlungen der Schwaben im Banat, sie, die ich alle gesehen, in denen ich überall den gleichen Herzschlag empfunden hatte, unter denen allen die gleiche geheime Ader verläuft, die

ganze größere Heimat war mir nahe, und das Wasser der Ula brachte die Bilder und führte sie wieder mit sich fort in den frühen Abend des Herbstes.

Bruno Brehm / Daitsch

Ich stieg in Belgrad in den Personenzug; das Abteil der dritten Klasse, in das mir der Träger das Gepäck gebracht hatte, war fast voll und ganz verqualmt. Ich wollte mir einen Fensterplatz suchen und in das nächste Abteil gehen, aber die Tür war versperrt. Also gab ich mich zufrieden, zog eine Zigarette heraus und qualmte mit. Bei meinem Eintritt waren die Gespräche der Leute verstummt; etwas mißtrauisch sahen sie mich von der Seite her an und setzten dann erst nach einer Pause ihre Gespräche im Flüsterton fort.

Auf der Bank neben mir saß ein Handwerker, mir gegenüber eine alte Frau und ihr Sohn. Durch den Mittelgang getrennt, beim andern Fenster, kauerten in sich gesunken vier blasser Arbeiter.

Die alte Frau sprach deutsch zu ihrem Sohn, der junge Mann blickte kurz zu mir herüber und antwortete ihr serbisch. Die vier Arbeiter hatten seltsam regelmäßige Gesichter, ausgebleichte Haare und hohle Wangen. Sie husteten immer wieder, und die alte Frau sagte deutsch zu ihrem Sohn: „Die Likaner dort haben es auf der Brust, es gehört sich nicht, daß sie mit andern Leuten zusammen fahren.“

Der Handwerker neben mir spukte aus und sagte im gebrochenen Deutsch zu der Frau: „Solches Volk kommt jetzt hier überall her und nimmt unsern Leuten das Brot weg.“ „Welches Volk?“ fragte ich, ohne meinen Nachbarn anzusehen, vor mich hin.

„Diese Likaner! Krankes Volk. Erdarbeiter. Haben nichts zu fressen daheim und fahren in der Welt herum.“ Die vier Arbeiter mochten gemerkt haben, daß von ihnen die Rede war, sie wandten gleichgültig ihre Köpfe zu meinem Nachbar und sahen ihn mit blassen Blicken an. Das also waren die Nachfahren jener einst so berühmten Räuber und berühmten Soldaten von der alten Grenze! Wie doch ihr Blick jenem des russischen Offiziers glich, mit dem ich gestern vor dem Friedhof in Belgrad gesprochen hatte. Dort hatte ich mich, um auszuruhen, auf eine Bank gesetzt, und nach einer Weile hatten sich rechts und links von mir zwei Män-

ner niedergelassen, ein kleiner schmaler und ein großer breiter. Ich hatte geraucht und gesehen, wie der kleine Schmale mit zitternden Nasenflügeln den Rauch eingeatmet hatte. Wortlos hatte ich ihm und dem andern eine Zigarette angeboten. Der kleine Mann hatte französisch gedankt. Ich hatte abgewehrt: „Nichts zu danken.“ Und dann hatte mir der kleine, ganz zerlumppte Mann mit den gepflegten Händen in einem etwas harten, aber gewählten Deutsch seine Geschichte erzählt: russischer Generalstabsoffizier von der Brangelarmee, arm, bettelarm, von einer winzigen Unterstützung lebend, krank, schwach auf der Lunge. Der andere dort sei sein Diener, der ihm bisher geholfen habe, denn der wäre ein guter Schuster, aber er habe jetzt auch seinen Platz verloren. Ich hatte den Offizier erzählen lassen und nachher gefragt, ob noch viele von jenen unglücklichen Offizieren in Belgrad seien. Da hatte mich dieser Mensch genau so aus weiter Ferne angesehen wie die kranken Erdarbeiter dort und hatte gesagt: „Herr, Sie dürfen mich nichts fragen, ich bin schon zu weit von allem Leben fort.“ Ja, weit fort vom Leben waren auch diese vier blassen Männer mit den kühnen, verhärmten Gesichtern.

Nun fuhr der Zug, nun zog die flache Landschaft draußen vorbei, nun sah ich im Süden noch einmal das den Hügel hinanwachsende, mit neuen, hohen Häusern sich ausdehnende Belgrad gleich einer ganz jungen Stadt, die noch unfertig ist, voll Gehämmer und Räderrollen, herübergrüßen.

Einige Leute kamen, suchten Platz, rüttelten und zerrten an der versperreten Tür und schimpften, daß man nicht öffne. Ein alter Schaffner mit einem Messingzwicker auf der Nasenspitze kam, sah mich über die Augengläser weg an und hielt dann, mir zu Ehren, an diese Leute eine Ansprache, die ich leider nicht verstand. Der Handwerker neben mir übersetzte sie sogleich: „Er meint, da darf man nicht hinein, da drinnen werden Kranke fahren, die schwach auf der Brust sind.“

„Oho!“ sagte der alte Schaffner und zeigte mit seiner Zange auf mich: „Berlin?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Wien?“

Ich nickte. Das gefiel dem Schaffner nicht recht, auf Wien war er gar nicht gut zu sprechen. „Ich verstehe sehr gut alles“, sagte er, „ich war Kriegsgefangener in Görlitz. Wenig zu essen, aber sehr sauber! Oh! Sehr sauber! Nicht so wie hier!“ Dabei zeigte er auf den Boden und auf die vier Likaner.

Die alte Frau sah mich ein wenig prüfend an, kniff mißtrauisch die Augen zu und sprach von da an mit ihrem Sohn serbisch.

Weiß Gott, was die Leute hier alle hatten, einer schien dem andern zu mißtrauen, ich fand es auch besser, zu schweigen.

Nun tauchte im Norden, aus der Ebene aufsteigend, ein langer bewaldeter Rücken auf.

Ich deutete auf den Wald und fragte, wie der Gebirgszug heiße. „*Fruška Gora*“, sagte mein Nachbar, und der Kondukteur ergänzte: „Eigentlich heißt es *Franziska Gora*, *Franzosenberg*. Das ist noch vom Krieg her.“ Dann ging er.

Der Mann neben mir tippte sich, dem Schaffner nachblickend, an die Stirn: „Ein Idiot. Das hat schon *Fruška Gora* geheißen lang vor diesem Krieg.“ Die alte Frau nickte: „*Franke*gebirge“, sagte sie dann, zu ihrem Sohn gelehrt. „So heißt es.“

Der Zug fuhr langsamer, aus der Ferne klang Musik. Ich traute meinen Ohren nicht — und in die Musik hinein schmetterten Kinderstimmen. Ja — und was sangen sie? Was sangen sie? In deutscher Sprache sangen sie:

„Hinaus in die Ferne
Der frohe Wanderer zieht . . .“

Der kleine Bahnhof war beslaggt, der ganze Bahnsteig stand voll Kinder, und zwischen den Kleinen standen die Großen mit Koffern und Kucksäcken.

„Einsteigen! Einsteigen!“ klang es, „schnell, schnell! Der Zug wartet nicht! Auf Wiedersehen, Karli! Auf Wiedersehen, Franzl! Auf Wiedersehen, Annerl! Seid schön brav! Schreibt, wie ihr angekommen seid! Folgt schön, steckt den Kopf nicht hinaus! Schreibt der Tante auch eine Karte!“

Und ein Gelärm, Geschnatter und Gedränge! Nebenan, hinter der versperrten Tür, scharrten Füße, antworteten der Karl, der Franz, das Mariederl, das Annerl, der Anton; draußen auf dem Bahnsteig flatterten Tücher hoch, wurden Hüte geschwungen, Augen getrocknet und immer noch gewinkt. Nebenan klang es nun auf, während der Zug weiterfuhr:

„Das Wandern ist des Müllers Lust,
das Wandern . . .“

Mir lief es heiß und kalt über den Rücken, es war mir zu unverhofft gekommen. Die alte Frau mir gegenüber zog ihr Tuch enger um die Schultern, ihr Sohn starrte wortlos vor sich auf den

Boden. Und da stand auch schon wieder der Schaffner mit dem tiefsitzenden Zwicker im Abteil, deutete mit dem Daumen über die Schulter auf die versperrte Tür und sagte: „Das sind die Kranken. Man muß ein bißerl lügen, sonst rennen diese Narren hier die Tür in das reservierte Abteil ein.“ Und dann, um mir alles zu erklären, fügte er noch hinzu: „Schwabas!“

Ja, das waren Banater Schwabenkinder, die, wie der Kondukteur weiter erklärte, nach Dubrovnik an das Meer auf Ferien fahren.

Banater Schwaben! Vor ein paar Tagen war ich drüben, jenseits der Donau, in Semlin gewesen und hatte auf dem deutschen Friedhof die vielen, vielen deutschen Namen gelesen. Ich war durch Franzthal gegangen, durch einen langgestreckten deutschen Ort, hatte mit dem und jenem gesprochen, deutsch gesprochen, und mir war schmerzlich und weh zumute gewesen. So fern von der Heimat und so verlassen in der Fremde, die noch vor dem Kriege nicht Fremde gewesen war. Und hier nun, ganz unerwartet, auf der Bahn die deutschen Lieder!

Der Kondukteur aus dem Görlitzer Gefangenenlager war mein Freund geworden, er wollte mir wohl, er hatte den Wunsch, mir eine Freude zu bereiten. Auch die blassen Likaner sahen ein wenig mitleidig und freundlich zu mir herüber, als wären nicht sie es, sondern ich derjenige, den man bedauern müsse. Und all die Gefühle, die einen ehemaligen österreichischen Offizier immer wieder befallen, wenn er durch jene Länder reist, die einst zum Reiche gehört haben, alle diese Gefühle — wie: das gehört noch zu uns, das war einmal unser — all diese Gedanken versanken und fielen traurig in sich zusammen.

Der Schaffner nahm seinen Schlüssel heraus und öffnete die Tür: da sah ich nun die füßebaumelnden Kinder, die blonden und die braunen Köpfe, die vollgepampften Backen und die lebhaften Augen in den vollen Gesichtern, da sah ich nun die Karl und Franzln, die Annerln und Mariedeln, und da hörte ich auch, wie sie sangen:

„Muß i denn, muß i denn,
Zum Städtle hinaus . . .“

Und da konnte ich nicht widerstehen, ich mußte mich erheben und zur Tür treten. Zwei Frauen saßen inmitten der Kinder und schauten auf Ordnung. Da stand ich nun, sah zu und lauschte.

„Ab immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab . . .“

folgte nun, und es war rührend, es von diesen Kindern zu hören, die bis zu ihrem Grabe noch solch einen weiten Weg hatten.

Die eine der beiden Frauen blickte auf, sah mich und klatschte in die Hände. Die Kinder wandten ihr die Köpfe zu, sie rief etwas auf serbisch. Mitten im Gesang brach das Lied ab. Die Kinder blickten auf mich — der Kondukteur sperrte die Thür wieder zu und ich zog mich beschämt auf meinen Platz zurück.

Die alte Frau hatte den Kopf zum Fenster gedreht, Tränen rollten ihr über die faltigen Wangen, und vor sich sagte sie immer wieder: „Daitſch! Daitſch!“ Der Sohn starrte mit trozigem, verstocktem Gesicht zu Boden. Die alte Frau lehrte sich hastig herum, ergriff meine Hand, drückte sie heftig und eine ihrer Tränen fiel auf meine Finger.

Der Kondukteur richtete sich seinen Zwickel, hob den Finger und wartete. Und wirklich, nun erklang drüben, im versperrten Abteil, ein anderes Lied, ein trauriges, weiches, schleppendes — schwermütig und gezogen wie das Land, immer wieder in sich zurückfindend; nun sangen die Kinder nebenan serbisch.

Ja, nun sangen diese Bürger zweier Welten, diese Kinder zweier Sprachen, deren Voreltern einst in einem größeren Reiche als deutsche Bauern, gerufen von ihrer Kaiserin, aus dem fernen Schwaben hier herunter gezogen waren, um das Land zu bebauen, die Sümpfe trocken zu legen, den Pflug zu führen und rechtschaffen ein Beispiel guter Arbeit zu geben, nun saßen diese Kinder, getrennt von mir durch eine versperrte Thür, nebenan und sangen serbische Lieder. Nun lösten diese schwermütigen, getragenen Weisen die marschmäßigen, aussagenden, belehrenden deutschen Lieder ab, nicht anders als drüben in Semlin über die übertünchten deutschen Straßentafeln die serbischen Straßennamen gehängt worden waren. Der alte Schaffner grüßte und schlich sich auf den Zehnspißen davon. Ich sank in mich zusammen und fühlte das tiefe Unglück, das uns alle betroffen hatte, bis in den letzten Winkel, in dem deutsche Menschen wohnen. Ich gedachte des Ausspruchs eines Staatsmannes beim Wiener Kongresse, daß man von Wien bis zum Schwarzen Meere reisen und jede Nacht in einem deutschen Hause übernachten könne. Jetzt begriff ich mit einemmal, warum die Mutter deutsch gesprochen und der Sohn serbisch geantwortet hatte und warum ihre Träne auf meiner Hand so brannte; nun wußte ich, daß ihr ein serbischer Mann genau so die Sprache verboten hatte, wie man nebenan den Kindern das Lied untersagte. Auch die armen Likaner verstanden, was vorgegangen

war. Und allen, die im Abteil waren, will ich es danken, daß niemand gelacht, daß keiner über solch ein Unglück aufgetrumpft hatte und daß sie alle mitgeföhlt haben, wie schwer es mir damals ums Herz gewesen ist.

Emil Merker / Einzelner Baum

Du darfst nicht meinen, daß ich einsam sei,
ich bin nur mit mir selber sehr allein.
Viel Himmel ist um mich und zwingt zu sein
gelassen, voll Geduld und groß wie er.

Ich weiß von keinem warmen Du-und-Du.
Ein graues Gausen raunt und webt in mir,
uralter Weisheit schwer; ich deut' es nicht,
ich hör' ihm, in mich selbst versunken, zu.

Ich trinke Licht. Der Regen lullt mich ein.
Mit feuchten Flören Nebel mich umkleidet.
Der hohe Bogen, den die Sonne schreitet,
mein irdischer Schatten geht getreu ihn mit.

Ich schlafe viel. Doch manchmal, jäh erwacht,
loh ich, vom Sturme überstürzt, in schwarzen Flammen,
wild schlägt Umarmung über mir zusammen,
mich schon zu reißen in die große Nacht.

Und wieder wird es Tag, die Wolken ziehn,
von ihrem Schatten überwandert dehnt sich weit
die bunte Welt. Und um mich rinnt die Zeit
und rieselt im zerbröckelnden Gestein.

Emil Merker / Sommerabend im Saazer Land

Lehter Gutenachtschlag; erhitztes Kinderlachen verflingt.
Auf nackten Füßen
huscht es durch sinkende Dämmerung heimwärts.
Über dunkelnden Wiesen
blinkt der erste Stern.
Fern vorm Dorf

spielt einer Ziehharmonika und singt
 sein Herz in Abendruh.
 Feierabendläuten himmelt ängstlich und eilig,
 verträufelt und schweigt.
 Ruhlos geigt
 Grillengezirp im Gras,
 das Raß schon vom Tau.
 Um die Muttergottes, verwittert und altersgrau,
 duften die Linden,
 verhaltenen Atems, als stünden
 sie nachtverzaubert, von eigener Süße berauscht.
 Beklommen lauscht
 in das schwüle Dunkel die heilige Frau.
 Fern wetterleuchtet; eine Fledermaus
 schwirrt vom Gebälk; vorm Haus,
 auf der nackten, fiebernden Erde
 liegen hemdärmelig die Männer,
 rauchen, schwachen träge.
 Sterne wandern entrückte Wege,
 manchmal fällt einer, kein Wunsch holt ihn ein.
 Auf dem Stein
 sitzt die Mutter, das schlafende Jüngste im Schoß;
 die andern, in ihre Röcke geschmiegt, sehn groß
 mit schlaftrunknem Aug' in die Nacht;
 sind müd vom Herumtollen
 und wollen
 doch nicht schlafengehn.
 Manchmal kommt sacht
 vom reisenden Korn ein Hauch, erdschwer und brotwarm:
 Zeit zum Schnitt!
 Arm in Arm,
 zu zweien, zu dritt,
 ziehen die Mädchen die dunkelnde Straße entlang,
 binden den Schmeckerkranz¹, singen . . .
 Doch es will nicht gelingen,
 er bleibt nicht ganz.

¹ 6 Schmielengräser werden mit einem 7. umwickelt und zu einem Bündelchen verbunden. Darauf verknötet man, ohne darauf zu sehen, die Enden der 6 paarweise. Sind sie, nachdem das 7. wieder gelöst, zu einem Kranz vereinigt, dann bekommt das Mädchen, das ihn knüpfte, noch im selben Jahr seinen Liebsten.

Emil Merker / Heimweh

Nichts als Not ist bei uns zuhaus;
aber, so sehr ich das einseh,
weiß ich doch manchmal nicht ein und aus
vor lauter Heimweh.

Ist es schlimm genug schon bei Tag,
schlimmer noch ist's in der Nacht.
Meine Kissen, wie oft ich sie haben mag
mit meinen Tränen naß gemacht!

Vater und Mutter, ich tat euch oft weh!
Wie ich das konnte, versteh ich jetzt nicht.
Seh ich vor mir euer altes Gesicht,
mein ich, daß ich vor Gram vergeh.

Das Holz an der Haustür, der Mörtel an der Wand,
in der Stube die Ofenbank;
wo ich einst spielte, der Brunnenrand,
krank bin ich, nach all diesen Dingen krank!

Ich habe sie nicht genug liebgehabt,
als es noch Zeit war; jetzt ist es zu spät.
Als ob's nur immer so weiter geht,
bin dumm ich an allem vorbeigetappt.

Gäbe es, gäb's einen Weg zurück,
mit blutenden Füßen wollt ich ihn gehn,
um nochmals an der Schwelle zu stehn,
lachend und weinend und irr vor Glück.

Hans Deißinger / Egerland

Ich seh meine Heimat im Herbsteskleid:
Die Fluren so hoch und der Himmel so weit,
und zwischen den Dörfern weit und breit
hör ich die Dreschmaschinen brummen.

Das brummt so stark, das summt so vertraut:
„Laßt rauschen die Garben, wir haben's geschafft,
In den berstenden Säcken troht unsre Kraft.“

Was schert uns der Weltnarr, verworren und bunt?
Wir stehn bis zu Hüften im Heimatgrund.
Hier legten wir unsre Alten zur Ruh
und legen uns selbst den dereinstens dazu.
Dann knircht durchs treusam bewaltete Jahr
ob unsern Hügeln die struzblanke Schar,
aus unserer Asche, am blühenden Dorn,
keimt spätes Enkeln das neue Korn!"

Ich seh meine Heimat im Herbsteskleid:
Auf den Fluren verglöckelnd Herdengeläut,
ein Pflugrad schrillt in der Abendluft,
schüchtern waldher das Rebhuhn ruft,
Schmauchfeuerchen qualmt vom Kartoffelrain,
düftelt flachrudernd ins Land hinein.
Die Straßen einsam, nicht Schall, nicht Staub,
rot äugt von den Bäumen die Beere, das Laub,
um ferne Abendsonnenhöhn
die Fluren schlafen, schlafen gehn.
Es will das große, müde Schweigen
sich wieder auf die Erde neigen.
O Heimat, o Himmel! Meersternenweit
umglüht mich dein Atem, umrauscht mich dein Kleid,
du läßt bei all meinem Trachten und Tun
deine Hände auf meinem Scheitel ruhn.
Was früh, was spät mein Tagwerk schafft:
Du bist mein Licht, mein Lohn, meine Kraft,
mein Mannestolz auf friedlichem Grund.
Dir lacht mein Herz, dir klingt mein Mund,
dir blizt mein Aug', o Heimat, du!
Flieg auf, meine Sehnsucht! Flieg zu, flieg zu!

Hans Deißinger / Bruckner-Symphonie

Ein Ton schlägt auf und ist! Urwille glüht,
chaotisch Nachtgewog' hebt trüb zu tagen an.
Abgrund wird Körper, Form .. Gebirg erblüht,
Titanenvolk segt trozig gipfeln,
aus gluterloschem, menschenjungem Tale
ein grüner Waldgott durch den Nebel ruft:

Jehovas Opfer steigt, glühvolle Schale,
das erste Tagwerk, preisend in die Luft!

Es werde Licht! — Es ward! — Und Sphärentanz,
Klang stürzt in Klang! . . Im Sturm der Dissonanz
aufwächst erneut Gebild: ein Mensch! Entragend
dem Felsenschoß; vom Schweiß der Zeugnis schwer,
die Stirne kraus, das Auge heiß und fragend,
dumpf wogt und wühlt um ihn ein Rätselmeer.
Ein alt' Erinnern scheint dem Geist entnommen,
noch pocht sein Haupt, sein Blut sehnsüchtig schwer,
aus geisterinnigem Cherub-Reich gekommen,
kennt er nun Zeit und Ziel und sich nicht mehr.
Sein Blick irrt stammelnd, Blutgesichte trunken,
aus Wolken taut verklärter Bruderchor,
Licht seiner Seele glänzt, gottgoldner Funken
rückgrüßend in den Sternenraum empor.
Ergebungsvoll, ein Pilgrim, seine Hände
in neuer Wandrung Bahn und Weh getaucht,
sinnt er zuletzt auf irdisches Gelände,
die Stirn von Träumerlächeln überhaucht.

Doch plötzlich wild und dunkel packt ein Schmerz
mit schicksalsstarrer Zweiflerfaust ihn an.
Aus banger Nacht aufstöhnt ein Kinderherz:
Bleib Herr! Zu dir, den ich nicht lassen kann!
Ich weich dir nicht! Hier sieh mich unerlöst!
Und fliehst du mir, — mein Glaube hält dich fest!

Erhörung! Sieg! — Ob jenes Menschen Haupt
purpurisch leis und leis erschimmert Luft,
aus kreisendem Gewölk glänzt eine Kluft
und eine Stimme tönt: „Es werde dir!
Wer je wie du gekämpft, geschaut, geglaubt:
Des ist das Reich! Empor und ruh' in mir!“

Die Hölle gärt. Aus allen Finsternissen
bäumt sich ihr Widerspruch in steiler Wut,
ohnmächtig fordernd, was sich ganz entrissen.
Aus Himmeln aber brandet Rosenfeuertglut!
Durch dampfendes Gewölk, sich klar enthüllend,
emporgetürmt ins letzte Ätherblau,

mit unfaßbarem Licht die Räume füllend,
wächst eines Münsters Riesenwunderbau!
Heerscharen sel'ger Seraphs Stuf' auf Stufen,
verklärten Leib's, palmschwingend, — jedes Ohr
erfüllt ein Preisen, Klingen, Winken, Rufen, —
es rauscht, es harst, es drängt, es glänzt empor
und jubelt auf in einem Gottfrohloden!
Durch alle Himmel, sternenveltenweit,
schwingen die Glocken — die Glocken — die Glocken
der Ewigkeit!

Hans Deißinger / Grenzland-Requiem

Selig, die ihr um der Heimat willen Verfolgung leidet!
Eure Spuren umsteht die Liebe,
eure Hügel umhegt die Hoffnung,
eure Wunden umwacht das Gedächtnis.
Rückwärts gezückt ist das Schwert in den Händen der Feinde,
eurer Verfolger.

Euch zu vertilgen, strebten die Toren, voll trüber Begierde,
mit dem Leben des Leibes das Siegel des Daseins zu löschen.
Doch der Hauch eures Mundes verwebte im Wehen des Windes,
zärtlich fing sich der Schall eures Schritts im Gezitter der Zweige,
eure Rede verrann, im raschen Gerinsel der Quelle
rastlos zu raunen.

Eure Gebeine vergruben sie hastig der hüllenden Erde,
streuten die Asche des Herdes, das heilige Erbe, den Lüften.
Doch nach Lüften zielte ihr Zorn. Aus der blühenden Scholle
blaut euer Blick im lächelnden Blust geblümter Gebreite,
donnernd schwingt das Getürm und zeuget mit ehernen Zungen
seiner Erzeuger.

Selig, die ihr Verfolgung leidet um eurer Heimat willen!
Same seid ihr, gesät, die Scholle der Heimat zu säuern,
daß sie sich sammle in ihren Kräften und neu sich gebäre.
Asche müßtet ihr sein und Opfer, — so seid ihr gewürdigt,
Funke zu werden und heimlich das heilige Feuer zu nähren
kommender Ernte.

Auferstehen werdet ihr einst, es strömt euch die sprossende Scholle
schäumend hervor in Scharen beweglich erneuter Geschlechter.
Wonnig erschauern die Wälder, sie umblühen euch im Rausch ihres
Blutes,

stammelnd stürzen die Bäche, sich in Bruderumarmung zu stillen,
silbern entbrennen die Gletscher im gläsernen Glask ihrer Glückes,
leuchtend an ihren Leibern, den Glanz ihrer Liebe zu scheinen
euch, den Geliebten.

Selig, die ihr Verfolgung leidet bis in den Tod
um eurer Heimat willen!

Tausend Hände winken euch zu am Wege des Todes,
grüßen euch winkend und grüßen in euch die erneuerte Zukunft.
Kommen wird einst der Tag, wo das Unrecht gerichtet dahinsinkt!
Alsdann bersten die Gräber, es bersten die Hügel und Gräfte,
machtvoll steigt ihr ans Licht, von seligen Geistern geleitet.
Engel fassen euch an, sie tragen goldene Schalen,
tragen in ihren Händen das dauernd gerettete Erbe,
neigen die köstliche Flut und gießen sie sacht in den Tag aus:
Lächelnd blicken von ihren Zinnen die Götter der Erde,
winken lächelnd und stehen im stählernen Blick ihrer Augen!

Karl Franz Leppa / Die Heiligen Drei Könige

De haligen Dreikini, schworz, braun, weiß,
de haligen Dreikini gangant über s Eis.
In haligen Roschper fruißt s in d Händ,
in haligen Melcher zuigt s in de Zähnt,
da haligi Balthasar möcht schier rehrn,
wal s nit oa Hundei ghoaln hörn.
Jah, wonn s douh noch n Schnitt sou war,
ober heunt schneit s grod in Himmel lar.
Dur d Stiefeln beißt eahna schoun da Schnee,
und da Stern bleibt nouh ullwal nit stehn in da Höh!
Do broatn s af da Erd af an enzgrosß Popier,
af dem glonzt schön blob da gonz Himmel schier,
und Stern liegn wia Faungan draf umanond.
De drei knian dabei und reden gscheit duranond.
Da Balthasar moant: „Hiazt san ma bold durt.“
Do greint gleich da Melcher: „Des sogst in oan furt!“

Wia da Koscher draf schreit, daß a an Stoll siaght im Feld,
 pfnurrt da Melcher: „Durt kimmst loa Rini af d Welt.
 Lous? s reht jo a Ruah drin und s megazt a Soas!“
 af d Erd stompft a gifti: „umasinst de gonz Roas!“
 Se kloupfnt oft recht resch ba da Stolltür aun,
 und wia s asgeht, brummt fier a an olter Maunn:
 „Wonns ös ma n hiazt afwedts mit enkan Schrein,
 oft schlaferts enk selber in Herrgoutt ein!“
 Do beidln s mit de Köpf und harben sih hult,
 wia wonn da olt Josef eahna souppen wullt.
 Schaunt olsdenn de Profezeiung dur;
 da Haligenschein leucht an iadn dazua.
 Sogt da haligi Koscher af oamol: „Mih ziemt,
 daß de Sternguckerei af r a Harl stimmt.“
 Da Stern bleibt ah schön stehn über n Doh,
 do wischent de Rini in Schwiz eahna o,
 und lochent und woanent und juhazn schier
 und sollnt vorn kloan Herrgoutt in Stoll drin af d Rnia . . .

Karl Franz Leppa / Meine Hand ist rein!

Wie? Ich soll Deutschlands Feinde lieben?
 Der ewige Friede ziehe ein?
 Zwei haben ihn wohl unterschrieben,
 zwei Deutsche. Meine Hand ist rein!
 Und mit ihr Millionen Hände,
 Werkhände, Bauernhände, Faust an Faust,
 die schwingen einst die Fackelbrände,
 durch die der Sturm der Freiheit braust.
 Heut ist er noch ein zages Zittern,
 im Atem Tausender bewahrt,
 doch wird er strahlend einst gewittern,
 bis er die Freiheit offenbart!

Karl Franz Leppa / An deutschen Gräbern

4. März 1919

Das Volk erzählt, in ihren Särgen quille
 das Blut, das zornige deutsche Blut,
 weil nicht ein einiger, nicht ein heiliger Wille
 den Atem sog aus der vergossenen Blut.

Man hört es tropfen in der Nächte Stille,
bis einstens die versunkene Opferflut
die Särge sprengt; dann braust der blutende
Wille,
aus deutscher Erde braust das deutsche Blut.

Das Volk erzählt, in ihren Särgen quille
der deutsche Zorn, ein allerheiligst Gut;
noch quillt's, noch tropft's in banger Nächte Stille —
Doch einstmals lodert seine rote Flut:

Da bersten Särge, birst der Erde Stille
am Zornesatem der erzürnten Glut;
aus blutenden Särgen blutet unser Wille.
Über euch Bürger komme unser Blut!

Karl Franz Leppa
Einem Böhmerwäldler Bauernsohn

Tauch' an und pflüge, bis die Pflugchar glüht:
Es lebt ein Volk, solange das Korn ihm blüht;
tauch' an und adre, daß der Acker staubt:
Es lebt ein Volk nur, wenn es an sich glaubt!
Und säe weit und breit ins Land hinaus
den goldnen Samen deutscher Eintracht aus:
Es wachse über Grenze, Pfahl und Stein
ein Volk vom Böhmerwald bis an den Rhein!

Bruno Hans Witter / Um den Hof

Im Winter ist es, bei der Treibjagd auf Hasen. Der Burggraf hat die Roboter aufbieten lassen, am Sonntagmorgen. Draußen ist es so kalt, daß den Bauern der Atem vor den Bärten steht wie ein feiner, kristalliger Nebel. Aber das verschlägt den Männern nichts, sie kennen den schlesischen Winter und obendrein müssen sie beim Treiben in der langen, geschlossenen Kette immer auf den Beinen sein. Das hält warm. Mancher trägt auch heimlich die Schnapsflasche im Rock, obgleich das Trinken während des Jagens streng verboten ist, seit der Häusler Thiel einmal des Guten zuviel getan und sich in einen erbärmlichen Schneetod hinübergesof-

fen hatte. Einfach eingeschlafen war er während der Rast; und weil beim Treiben jeder mit sich selbst zu tun hatte, war er vergessen worden. Damals ist auch so ein grimmig scharfer Wintertag gewesen, und in den Nachmittagstunden, gegen die Dämmerung zu, setzte ein Schneetreiben ein, daß die Jagd abgebrochen werden mußte. Keiner sah mehr den andern, weder Jäger noch Treiber. So hat der Thielhäusler dran glauben müssen. Eingeschneit hat's ihn einfach und erst bei der Schneeschmelze ist er gefunden worden. Der Thiel hat auf der weiten Welt niemand sonst gehabt als sein krankes Weib und den Schmiedlois, seinen Schwager. Der Schmiedlois hat kreuzweis zwei sauber gehobelte Latten zu einem schlichten Grabzeichen mit einem Hufnagel zusammengeschlagen und den Pfarrer hat's ein Vaterunser gekostet. Weiter aber hat kein Mensch davon geredet.

So ein Wintertag ist der heutige. Wenn man Zeit hätte nachzudenken, dann stünden noch mehr alte Geschichten auf. Aber die Jagd ist angeblasen und die Kette setzt sich in Bewegung. Groß und klein hat aus dem Dorf heranmüssen, das Treiben zu besorgen. Zwischen den Vätern gehen die Buben mit langen Stöcken, manche auch mit lärmenden Ratschen. Mit schweren Stiefeln stapfen die Bauern durch den Schnee. Wenn die Hasen aufstehn und die Buben vor Vergnügen johlen, packt auch sie die Lust am Jagen. Das liegt halt im Blut von Vater und Vatersvater her. Bauernblut stößt seine Lasten schwer; das ist nicht leichtflüssig wie ein Bachwasserle, das läuft so schwer wie ein Wein, der Zeit gehabt hat, im Keller, im Finstern, goldig und gut zu werden. Hebt einmal so einen Tropfen Wein in einem klaren Glas an den Tag, dann lebt die Sonne darin wie ein seliges Feuer. Auch Bauernblut muß durch Geschlechter reifen, damit es aufglühen kann in einen freien und schönen Tag.

Wie gesagt, wenn man Zeit hätte, darüber nachzudenken, stünden alte Geschichten auf. Auch die Geschichte vom Herrn Kreisamtssekretär und der schönen Mikusch Marie. Zehn oder gar zwölf Jahre mag das nun her sein, als der Herr Kreisamtssekretär als Delegierter seines Amtes eines Tages im Hof des Mikusch erschien und dem Bauer begreiflich machte, man müsse das Antwesen exekutieren. Der Pachtvertrag sei abgelaufen und aus Gründen der Zahlungsunfähigkeit des gegenwärtigen Pächters könne die Herrschaft an eine Verlängerung des Vertrages nicht denken. „In Berücksichtigung der Umstände aber“, — der Herr Kreisamtssekretär liebte es sehr, im Amtsstil zu sprechen — „daß der Hof in den

letzten Jahren durch Mißernten gelitten, wäre die Behörde, im vorliegenden Fall also die Gubernialherrschaft, bereit, den Pachtzins für ein weiteres halbes Jahr zu stunden." Vielleicht gelänge es dem Bauer am Ende doch, das fehlende Geld aufzutreiben, denn in Wahrheit wolle die Herrschaft alles unliebsame Aufsehen vermieden wissen.

Der Bauer hat damals vor sich hingeredet wie ein Irrer: Ein halbes Jahr! Da schafft er's nicht, das hat er von Anfang an gewußt. Zeit lassen, Zeit lassen! Ein halbes Jahr! Er spürte die Bosheit wohl heraus, ersaufen wollte man ihn lassen, elend ersaufen! Das Wasser stand ihm bis zur Gurgel. Der Mikusch hat dem Herrn Kreisamtssekretär ins Gesicht gelacht, daß sich der Beamte mit dem seidenen Schneuztüchlein erschrocken über den kahlen Schädel fuhr. Ob man denn oben am grünen Tisch und von Amts wegen glaube, der Mikuschbauer sei ein Hund, der nach jedem Knochen schnappe, den man ihm vor die Fresse halte? Ein halbes Jahr! Vielen Dank! Da ginge er lieber bald und lasse den Krempel liegen!

Den Krempel! Im ersten Zorn sagt sich so was leicht. Das Vieh stand gut im Stall. Der Hof war sauber. Die Frucht auf den Äckern versprach mehr als in anderen Jahren. Wenn sie ihm nur Zeit ließen, nur Zeit! Und wenn er ging und das Geld nicht aufbrachte, was geschah dann mit dem Mariele? Das Mädchel kam ja um seine Heimat und damit um sein bestes Stück Leben. Das wußte der Bauer ja nicht, daß das bildsaubere Ding schon am andern Tag zum Herrn Kreisamtssekretär gelaufen war und ihn mit aufgehobenen Händen gebeten hatte, eine längere Frist für die fällige Summe zu erwirken. Sie, das Mariele, täte ja alles, mit ihren schwachen Kräften dem Vater die Schande zu ersparen und den Hof zu erhalten. Halt Zeit braucht man dazu, halt Zeit! Ob ihr der Herr nicht helfen könnte? Um ein Vergelt's Gott. Mit einem guten Rat? Dreihundert Gulden hätte sie erspart. Das reiche freilich nicht aus. Aber es sei doch vielleicht ein Anfang?

Der Herr Kreisamtssekretär aber hatte erst mit dem Kopf geschüttelt. Die Sache stünde schlimm. Aber sauber wäre die Jungfer. Ob sie denn einen Schatz habe? Nein? Es wären doch schöne, kräftige Burschen im Dorf. — Ja, aber das Beste nähmen sie doch zum Militär. — Die Jungfer sei im übrigen wohl zu fein für einen Knecht. Da müßte wohl was Besseres her. Einer aus der Stadt. Am Ende gar ein Beamter . . . So verlegen war das Mariele, daß es gar nicht merkte, wie ihr die blassen Schreiberfinger am

Wieder herumtasteten. Freilich, ein Beamter, das wäre schon was. Und dem Vater wäre dann auch geholfen. Das Blut sauste dem Mäd'el in den Ohren.

Zwei Tage später hielt es der Mikuschbauer schriftlich in den Händen, daß ihm die Herrschaft den Pacht auf weitere fünf Jahre stunde. Fünf Jahre! So toll vor Freude war der Bauer, daß er sich im ersten Taumel, in den ihn das amtlich beglaubigte Schriftstück versetzte, gar nicht die Frage vorlegte, wie denn das alles möglich wäre! So selig, daß er in den Stall lief und dem Scheß den Hals klopfte: „Na, Scheß, ehe blei'n wir beisomme, gelt, du? Fünf Johre! Gelt och, doasß gieht über dein Roßverstand! Ja, mei Lieber, do hot enser Herrgoot wieder amol a Himmelsguckerla aufgemocht! Ung Hoaser kriegste heit noch und ang Kornbrut, Scheß. Wirst ja viel arbtn missen, oalle fünf Jahr lang! Daber wir schoaffen's schon. Ich, 's Mariele und du. Gelt och!“

Die Freude verjüngte ihn. Schwung kam in die alten Knochen. Wenn er allein mit Pflug und Roß stand, konnte es ihm wieder geschehen, daß er ein altes Soldatenlied vor sich hinbrummte. Seine Fäuste wurden wieder hart und griffig. Aufgesäult vom Daseinstroß, stand ihm das Blut in den Adern. Er merkte es nicht, wie das Mariele blaß und scheu an ihm vorbeischlich. Und zum Frühjahrsanbau nahm er gar einen Knecht in den Hof.

So alte Geschichten werden wach am Wintertag, beim Treiben. Geschichten, die im Dorf lebendig bleiben werden, weil sie dem ganzen Dorf gehören.

Da stöbert ein unguter Nordostwind wieder den Schnee über den Acker. Aufgeschreckte Hasen laufen in langen Fluchten wahnsinnig um ihr bißchen Leben. Ein gutes, schweres Stück erspäht ein Lücklein im Kreis des Todes. Dort wird ein Auskommen sein, dort winkt die Freiheit! Aber der riesige Jakuschbauer schließt den Kreis mit einer einzigen wilden Gebärde. Und das Hässlein hocht erschrocken auf. Einen Augenblick lang. Gerade so lang, daß es der Herr Kreisamtssekretär über den Haufen knallen kann.

Heinrich Mido / Dem Volke (1926)

O Volk, besieh dein Heute
und knirsch in Schmach und Scham,
daß eine Freblermeute
dir Blut und Ehre nahm.

Des Feindes dunkle Rotte
hält würgend dich umklaut,
du rufst nach deinem Gotte
in Qual und überlaut.

O Volk, wie tief du sankest
und dein verhängtes Leid
bis an die Reige trankest:
es naht eine Zeit,
da flammt durch deine Lande
ein heiliger Gottessturm,
zerschmeißt der alten Schande
verfluchten Babelturm.

Dann keimt ein anderer Morgen
auf der verfehmten Welt,
mit Seligkeit und Sorgen
wird neuer Grund bestellt.
Dann brechen junge Pflüge
in dunkle Ahnengruft
und brausen Geisterflüge
entfesselt durch die Luft.

Heinrich Mido / Jungdeutschland

Junges Deutschland, wache!
Laß das Träumen gehn.
Bist zu heiliger Sache
ausersehn.

Sieh das Reich in Ketten —
bist vor Scham nicht rot?
Sollst dein Volk erretten
aus der Not.

Feindes List und Stärke
ängstigen dich nicht,
denn auf deinem Werke
ruht ein Licht.

Mag sich Drangsal türmen,
Haß, Verachtung, Spott:
Dir voran in Stürmen
streitet Gott.

Mein Urahn ist hergewandert weit aus deutschem Land
und hat im Erzgebirge geschmiedet und Kohlen gebrannt,
hat — wie sein Ahn' ohne Namen — das glühende Erz gebleut,
und alle, die nach ihm kamen, sind Bleuer und Schmiede bis heut'.

Aber dann ist es geschwunden, im Erzgebirge, das Erz;
da zog mit Kindern und Hunden ein „Pleher“ böhmerwaldwärts.
Im Schnellatal schreckten die Böcke und schielte verwundert der
Fuchs,

als da über Strünke und Blöcke die Hammerschmiede wuchs.

Sie sprengten dem Wasserläufel durch breite Felsen den Weg,
da packte sich der Teufel böß brummend aus seinem Geheg;
und Gott probierte am neuen Schnellasteg seinen Schritt
und brachte den ersten treuen Hammerschmiedkunden mit.

Mein Vater war damals ein Bübel. Er hat mir's oft erzählt,
wie er den mächtigen Hübel von Schindeln hat abgeschält;
und wie sie am Dach noch deckten, da drehte sich schon das Rad,
und die Hämmer hallten und weckten am Morgen und hallten spat.

Es schuf im Siebzigerjahre Bismarck das Deutsche Reich.
Beim Pleher im selben Jahre ging die Geschichte gleich:
Auf der Feuerstatt brausten die Flammen, seine Arme waren
stark,

da mußte das Zeug zusammen, das hallte bis ins Mark!

Viel Funken sind gesprungen, da wuchs ein anderer Mann,
da rückten wir heutigen Jungen wie frische Rekruten heran;
zehn Kinder! Wie rasch überm Teller da dort ein Löffelein ging!
Doch Hämmer schafften noch schneller mit Dröhnen und Pingping-
ping!

Ein Bruder steht in der Werkstatt, einer ging übers Meer,
die Maideln zu Dienst und Hochzeit, ein Bruder in Kaufmanns-
lehr',

und wir zwei jüngsten Buben zogen ins Studium
und schlürften lateinisch und gruben die jungen Rücken uns krumm.

Doch wie nun die Erze liegen so reich und recht bereit, —
unsere Hämmer fliegen! Wir schmiedeten Gewaffen der Zeit!
Uns schaffen im Blute die Ahnen, wir kommen davon nicht los!
Und wir tragen im Herzen Deutschland, das ewig ist und groß.

Wilhelm Pleher / Gemeinschaft

Bruder, du sollst tragen
und dein Lehtes wagen,
Angel einer Welt sein,
Kraft und Heldentum.
Doch nur Zeichen ragen
uns die alten Sagen.
Bruder, du sollst Held sein,
aber ohne Ruhm.

Tage ungeheuer
merzen uns in Feuer;
Lichtlein, das will brennen,
stirbt in Brandes Bann.
Nicht Unsterblichkeiten
soll'n wir uns erstreiten;
ob wir sterben können,
schreit der Gott uns an.

Jeden Wunsch begraben,
den wir selber haben,
jedem Rufe flammen,
der Gemeinschaft heißt.
An dem ehern großen
Grab der Namenlosen
finden wir zusammen,
Ein im Einen Geist.

Wilhelm Pleher / Deutschland ist größer (1932)

Kennt ihn nicht Deutschland, euren Staat von heute;
Deutschland ist mehr, ist alles deutsche Land;
es ist nicht alles deutsche Land auch Reich.
Des Torso aus dem Jahre Einundsiebzig
kläglichen Torso aus dem Jahre Neunzehn,
könnt ihr nicht Deutschland heißen, nein!
Kennt „Deutsches Reich“ ihn und empfindet Scham
darüber, wie so klein es ist, das Reich der Deutschen,
wie wenig „Deutschland“ noch in seinem Wesen,
wie sehr noch Kolonie des Kapitals,
wie wenig Zeichen uns des ewigen Bundes,

wie wenig Heimat unsren Seelen noch
uns dreißig Millionen Deutscher außer
den engen Grenzen eures Deutschen Reichs!

So lang nennt Deutschland nicht dies Deutsche Reich,
solang der Unterschied von Staat und Volk
nicht schon im Herzen eurer Kinder brennt
schmerzhaft und groß; solang ihr noch nicht wißt,
wo überall man „Heimat“ sagt und „Volk“
und Bismarck denkt und Schiller, Eichendorff,
Andreas Hofer, Friederich der Große,
und über Luther hin der Freiheit Ahnen
und Kaiser alt im Sagenglanz des Reichs . . .,
solang ihr noch nicht wißt, wie groß es ist,
Deutschland, nennt Deutschland nicht dies Deutsche Reich!

Singt ihr das Deutschlandlied, dann sei's Erkenntnis,
singt ihr das Deutschlandlied, dann sei es Sehnsucht,
Sehnsucht nach der Erfüllung Deutschen Reichs;
Staat unter vielen Staaten; denn ihr sollt
das Heilige nicht eitel nennen, Deutsche!
Deutschland ist größer!

Wilhelm Pleher / Denk's, Deutscher!

Denk's Deutscher im sicheren Hause,
wer dir das Haus erhält!
Viel Brüder stehn im Gebrause
am Rande der deutschen Welt.

Was hülften uns Hölderlins Oden,
was hieße uns Zeppelins Fahrt,
behielten wir nicht den Boden,
bewahrten wir nicht die Art!
Ihr pflanzt wider die Dünen,
ihr stauet wider die Flut;
wir halten im Grauen und Grünen
auf Acker und Pflaster die Hut.

Wir Deutschen im Osten übten
schon zeitig die „Wacht am Rhein“;
wenn wir nicht die Heimat so liebten
wie wäre Deutschland klein!

Wilhelm Pleher / Wir sind die Front

Wir sind die Front aller Deutschen im Land,
und es führt uns ein neues Geschlecht!
Wir sind die Front aller Deutschen im Land,
und uns gilt die Gesinnung und nicht das Gewand,
und uns gilt vor Gewalten das Recht.

Ob Werkmann, Schreiber, Bauer,
ob Grün, Schwarz, Rot —
Sudetendeutsche, in die Front,
in die Front der gemeinsamen Not!

Wie stehn so nahe bei Acker und Wald,
viel Gemäuer und Schlot neben Schlot!
Wir wollen uns halten an Acker und Wald,
denn es rosten die Kolben, die Kessel sind kalt,
doch die Scholle, die trägt uns das Brot.

Du heil'ge arme Heimat,
wir halten fest!
Sudetendeutsche, in die Front,
in die Front, die die Heimat nicht läßt!

Uns dräu'n im Wege viel heftige Feind',
voller Haß, voller Gift, voller Lug!
Und ob uns dräuen viel heftige Feind' —
wir schlagen sie alle, sobald wir vereint,
wenn wir einig, dann sind wir genug!
Und mit uns kämpft Sankt Michael,
schlägt den, der lügt!
Sudetendeutsche, in die Front,
in die Front aller Wahrheit, die siegt!

Wilhelm Pleher / Die Fahrt in die Heimat

In der düsteren Frühe des Herbsttages eilte Bernard Tommahans zum Gablonzer Bahnhofe, um in die Heimat zu reisen. Nebel rieselte, die Wege führten unfreundlich zu der kleinen, unscheinbaren Anlage hin, welche dem Weitgereisten immer der Bahnhof eines Balkandorfes schien und nicht der einer Welt-exportstadt. Es stank nach Teer, nach Harnstoff und nach Vernachlässigung. Bernard Tommahans roch es jedesmal mit neuem

Grimm; außer den tschechischen Aufschriften hatte sich in dieser Ara, in der so viel gebaut wurde, hier nichts geändert.

Der Zug ließ sich noch Zeit, man konnte geruhig auf dem Bahnsteige auf und ab wandeln. Fröstelnde, schläfrige Leute standen da, nur ein Betrunkener belebte die Szene.

Man stieg ein. Das Abteil dritter Klasse war voll. Neben Bernard Tommahans schälte sich der vornehme Herr aus dem Überroß, ein geschniogelter junger Geschäftsmann in teuren Kleidern und mit einem billigen Gesicht; für die zweite Klasse hatte es ihm wohl im Augenblick nicht gereicht. Ihm und Bernard Tommahans gegenüber saß ein Arbeiter aus dem Gebirge, der mühte seine Augen beim trüben Schein der Olfunzel und las. Bisweilen zuckte ihm die freie Faust und bewegte sich wie an einer Luftpumpe, aber viel rascher. Also ein Glasdrucker. Die Hand machte unwillkürlich die Bewegungen der gewohnten Arbeit. Der Geschniogelte sah sein Gegenüber mit Unbehagen an. Nein, der Arbeitsmann war nicht sauber, er roch aus den Kleidern, die sich mit der Chemie der Werkstatt vollgesogen hatten, und seine Bartstoppeln erinnerten an rostige Feilspäne; aber der Kopf war ein guter schlesischer Schädel mit wohlgebautem Hirngehäuse und großen hellen Kinderaugen; die Hände waren schwärzlich, in den Schründen und unter den Nägeln sogar schwarz, und die Nägel starrten brüchig und schichtig wie Kiefernrinde. Aber diese Hände hielten ein kleines Hestchen, das nicht aussah wie ein Schmöcker.

Die Kleinbahn schüttelte in den zahlreichen Krümmungen der Gebirgstrecke die Fahrgäste, die feinen und die gemeinen, geradezu teuflisch durcheinander. Nach einem solchen Augenblick setzte sich der Arbeiter zurecht und hob dabei das Hestchen näher zu den Augen, um in diesem Gerüttel keine der kleinen Lettern auf den abgegriffenen Seiten zu verlieren. Da konnte man nun sehen, was er las: „Plato. Gastmahl. Gespräch über die Liebe.“

Über das Gesicht des Bernard Tommahans flog es wie Sonne. Triumphierend wandte er sich dem gutangezogenen Nachbar zu. Hatte der es auch gesehen, was in seiner Gegend ein sogenannter gewöhnlicher Arbeiter las? — Ja, er hatte es auch gesehen; denn er nickte und murmelte: „Ja, diese Sorte ist nicht anders — immer nur das Fressen und die Weiber.“

Bernard Tommahans lachte. Wie hatte der Betrunkene gesagt . . . ?

Schwarzarbeiter, Glasdrucker jetzt, redete Bernard heimlich zu dem Arbeitsmanne, deine Faust zuckt überm Lesen, sie möchte

mitgestalten, nicht nur Glas und Schmuck mitformen, sondern das Leben im ganzen, das Leben, welches nicht Leben des einzelnen ist, sondern Leben unserer Gemeinschaft . . . Von deinesgleichen und von deinen Landsleuten überhaupt würde ich ungern fortgehen. Ihr Spintifierer aus schlesischem Walde, Gipfelseher und Hintergründler, Sektierer und Adventisten, Rohköstler, Impfgegner und Naturheiler, Mißtrauischeste und Gläubigste, Spielhanseln und Krafteeler, Glas- und Schmuckdichter, Weber, Spinner und „Spinner“, Schöpfer von Weltindustrien, mundartredende Millionäre und Philosophen auf eigene, maschinenkrampfige und zerschrundene Faust, verbotte Wäldler, die noch nicht einmal Gablonz sahen, und Indiensfahrer . . .

Der Zug stand. „Wo sind wir?“ Der Arbeiter schaute hinaus. „Maffersdorf Fabrik.“ Und er sagte: „Sind trübe Gesichter in dem Orte jetzt vorm Winter. Das Christkindl möchte amerikanische Aufträge bringen.“

Ja, wenn die Amerikaner den weitaus größten Teppich der Welt gebraucht hatten, den Boden einer phantastisch weiten Betonarchitektur ganz zu bedecken, dann hatten sie die Bestellung bei Ginzkeh in Maffersdorf aufgegeben. Und es machte hier weniger Kopfzerbrechen, wie der Teppich herzustellen sei, als dies, wie er an Ort und Stelle käme. Nun stand es auch hier übel genug.

Der Plato-Leser knurrte noch etwas; da wandte der Geschniegelte den Kopf fragen wie ein Geheimpolizist und grinste Bernard Tommahans an: „Das neueste Gablonzer Abzeichen! Kennen schon?“

Und der Angeredete las auf einem Schildchen: „Bitte nicht über das Geschäft zu sprechen!“

„Gut, wenn man in die Weinstube geht und so.“

„Gewiß“, sagte Bernard Tommahans. —

Dann saß er im Schnellzug Reichenberg—Eger. Es wurde hell. Aber er schaute Stadt und Landschaft, ohne hinauszusehen. Immer anmutige Stadt im Kranz der Berge, drüben des Ussergebirges erste, hüben des Lausitzer Gebirges letzte Höhen. Wohlhabige Häuser und tote Schlote, hier wie draußen in den Tälern und Schluchten, in die sonst der gewaltige Puls der Arbeit gestoßen.

Der Zug, der auf dieser weiten Strecke den Bogen fast vom Riesengebirge über die Elbe hin zum Fichtelgebirge schwang, von Schlesien nach Bayern, brauste durch Schluchten und Tunnels hinaus in freieres, hügeliges Gelände; mit seinen rein tschesischen Aufschriften immerzu durch deutsche Landschaften.

Uraltes Schloß auf dem Berge, Kuppel barocker Kirche, Schlote

der Textilfabriken. Grenze des längst vergangenen, in Wallensteins Schöpfungen des Wandels und Handels immer noch gegenwärtigen Herzogtums Friedland. Landschaft des traumhaften Herzogtums Reichstadt, das Napoleons Sohn nie gesehen.

Wenn Bernard Tommahans die ganze Strecke mit geschlossenen Augen gefahren wäre — er tat es viertelstundenweise —, so hätte er doch an den wenigen Worten der Einsteigenden, an ihrer Mundart oder an ihrem Ton des Hochdeutschen bestimmen können, welchen Bezirk der Zug durcheilte. Nun war das Schlesische schon reichlich mit Elementen des Obersächsischen gemischt. Landschaft des deutschböhmischen Eulenspiegels, des Erzdechanten und Erzspäfers Wenzel Hode, genannt Hodezwanzel. Ein Broggio-Bau: barocker Glockenturm mit rund durchbrochenem Türmchen — die Nachhut eines Schwalbenschwarmes zog hindurch. Und immer wieder Fabriken und Schlote, gewaltige Hallen mit rostenden Maschinen, rauchlose Schlote.

Die Elbe, böhmisches Paradies. Strom und Hügel, rheinverwandt, Landschaft romantischer Maler, Liebe Ludwig Richters. Wie schlug hier und allenthalben nach Böhmen herein, was nicht Staat, aber Inhalt war und Deutschland hieß!

Da hat einer gesagt: „Soweit Böhmen schön ist, ist es deutsch.“ Ja, selbst Prag ist deutsch, soweit es schön ist: mit seinen alten Bauten, mit seinem Flusse, der in deutscher Landschaft entspringt und ins Deutsche strömt.

Industrie, Industrie, Industrie. Betriebe und traurige Denkmale der Industrie.

Unterm Erzgebirge hin, im Bereich des obersächsischen Stammes: Industrie, Kohle, Fördertürme und Schlote. Und inmitten Teplic, das Goethen gastlich war und Beethoven. Dux: dem man die Wiege Walthers von der Vogelweide zugeschrieben, das aber leider ungleich gewisser das Grab Casanovas barg, zuletzt gräßlich Waldsteinischen Bibliothecarii allhier. —

In Dux verließ Bernard Tommahans nach etwa drei Stunden Fahrt den in der Richtung nach Karlsbad weiterfahrenden Schnellzug und stieg in den Zug nach Pilsen um.

In der Helle des Tages ragte plötzlich das Haupt eines ungeheuren Riesen, jäh aufgereckt aus dem Reich der Kohlen und der perlenden Brunnen, erstarrt im Erdenlicht und verwittert von Jahrtausenden: der Borschen. Ein Mal des Unbedingten, aber doch ein Mal auch des Erdgebannten. Auch diese Felsen trugen die Spuren Goethes.

Und dann stundenlang durch das Saazer Land, durch westböhmisches Bauernland, durch Felder und Hopfengärten. Er kam aus einem Bezirke der Ziegenagrarien. Hier gab es deutsche Großbauern die Menge. Aber das Land war nicht bloß der Bodenvirtschaft offen, sondern auch der Tschechisierung, und sie wurde mit heißem Eifer betrieben.

Undes — „Saaz, die Sonne der Hussiten“; heute eine deutsche Stadt mit tschechischer Minderheit; die freilich wächst.

Auf die Geschichte, die noch geschehen soll, ist kein rechter Verlaß; auf sich selber kann man sich verlassen.

Die Mundartlaute klangen heimatlich; Obersächsisch war mit Oberfränkischem untermischt; der Bereich des Egerländischen war nahe, schon der dritte deutsche Stammesanteil auf dieser einen Fahrt durch Böhmen.

Nun wurde das Land, über das sich schon wieder die Dämmerung senkte, immer ärmer und immer vertrauter. Bernard Tomahans stieg aus. Er war in der Heimat.

Norbert wartete mit dem Steirerwäglein. Er war sichtlich voll Freude, aber Worte machte er nicht.

„Die Braunen sind gut gehalten“, sagte Bernard. Ohne daß er daran dachte, redete er in der Mundart.

„Ja, sie erholen sich wieder“, sagte Norbert.

„Daheim ist es schön“, frohlockte der Ankömmling.

„Von mir aus schon.“

„Auch von mir aus, Norbert.“

„Deine Heimat ist wohl weiter und breiter.“

„Ja. Aber je mehr sie das geworden ist, desto mehr hat das Herz nach der ersten und engsten gezogen.“

„Das wird sein.“

Heimweh, sann Bernard über schweigende Fahrt, Heimweh war es nicht, was ihn immer öfter packte. Es war Heimtrieb, der viel Religiöses und etwas Todverwandtes in sich hatte: Rückkehr zum Ursprung, Eintritt in die einfachste und ewige Ordnung der Dinge. Und je leerer ihm die Schellen dessen klangen, was man „die Welt“ nennt, desto voller tönten in den Tiefen seiner Träume die Glocken der Heimat.

„Warst schon lang nicht daheim, Bernard.“

„Leider. — Was macht denn unsere Ruhme?“

„Sie schaut unserer seligen Mutter ähnlich und hält auf dem Marschenhof die Welt zusammen.“

„Was macht der Erdmann?“

„Sein ernstes Gesicht. — Er ist in diesen Wochen wieder krank gelegen. Hat wieder einmal schwer arbeiten wollen. Nach aber nicht viel Aufhebens davon, am besten gar keines.“

„So, so. — Wie geht es denn im Ort?“

„Wie immer. Seit den zwei letzten Verkäufen an die Tschechen ist nichts Besonderes mehr gewesen. Jetzt fängt der Timpl an zu wackeln.“

„Doch nicht politisch?“

„Wirtschaftlich.“

„Wird er sich halten können?“

„Er müßte sich eben halten. Aber das Verkaufen ist einfacher.“

Bernard sah den Bruder von der Seite an. Noch nicht dreißig, aber ein Mann. Jeder Zug Ernst, Arbeit, schwere Arbeit, Wille; aber verhaltener Wille: Dienst.

Bernard fragte: „Wie ist denn Timpls Sohn?“

„Der wäre nicht so schlecht. Auf den kommt es jetzt auch an. Eine Zeitlang hat er eine Tschechische angebalzt, die hat viel auf sich gehabt, verstehst. Aber er ist wieder abgeritten.“

„Hat sie ihn nicht gemocht, weil seine Wirtschaft wackelt? Das wäre dann doch zu was gut.“

„Ach, nein. Die Wirtschaft wackelt ja nicht, nur Timpls wackeln. Und Schulden machen einer tschechischen Braut nichts aus. Die tschechischen Rassen, alle die Quetschen da in der Gegend, haben Geld.“

„Das sind die Hunderte von Millionen aus den Zentralfonds, die werden zum guten Teil bei solchen Rassen eingelegt. Halt grad so, nicht wahr. Mit dem Geld kann dann auch tschechisiert werden. ‚Die nationale Innenkolonisation finanzieren‘, hat es ein tschechischer Abgeordneter genannt.“

„Die Namen werden auch immer deutlicher.“

Bernard sagte: „Wir haben früher immer Kreuzer gesammelt und die vielen Löcher in einem schlechten Damm stopfen wollen. Jetzt sammeln wir Menschen, jetzt erneuern wir den Damm.“

„Geb's Gott.“

Sie waren durch den hohen Wald und durch Fichten- und Tannenjugend gekommen und fuhren nun zwischen Kleesteinhaufen und gelben Birken auf die hohe Ebene empor. Die Sonne, schon im Untergehen, brach noch einmal aus den Wolken. Ihr Licht fiel durch die blutroten Blätter einer Espenpflanze, die glühte überirdisch auf. Die Heimat grüßt mich! dachte Bernard Tommahans und strahlte wie ein Kind. Und in güldenem Lichte standen die rot-

trächtigen Vogelbeerbäume, und die besonnten Hagebuttenstauden wandelten in der Last hellpurpurner Beeren wie Königinnen an dem Rande einer Schottergrube hin.

Nun fuhren die Brüder zwischen Feldern. Nun sah man weit ins Land, ins deutsche und ins tschechische. Bernard Tommahans sah die Berge der Heimat. Er wußte, welcher großen Dinge Zeuge sie gewesen, er verstand, was sie über dem Gewimmel der Zeitlichkeit verschwiegen. In der keltischen Dämmerung der Geschichte hatten sie kaum anders in Wäldern gestarrt als nun. Kriegszüge hatten sie geschaut, an ihren Hängen, um ihre Kämme selber hatten die Kämpfe getobt, der Germanenstämme, der Awaren und Karls des Großen, der Hussiten und der Katholischen, der Schweden und der Kaiserlichen, und Franzosen hatten sie im Marsch gesehen, und im Jahre Sechundssechzig die Preußen. Was wog unter ihrer Schau das Schicksal eines einzelnen Menschen?

Nun, dachte Bernard Tommahans, ich bin ja nicht um dieses einzelnen willen unterwegs. Er soll nur auf seinem Plätzchen das Seine dazutun, zum Großen dieser Zeit.

Gottfried Rothacker / Vom Dorf an der Grenze

Schakdorf, am 30. Mai.

„Mein lieber Amtsbruder!

Ein ungeheurer Schmerz hat meine Seele zerrissen. Aber ich schreibe nicht, um Linderung oder Heilung zu suchen. Die Wunde soll in mir brennen, solange ich lebe. Ich will sie nicht vergessen. Nur muß ich jemanden haben, dem ich sie zeigen kann, ohne falsch verstanden zu werden. Wen anderes, als Dich!

Es sind immerhin einige Tage vergangen, und ich bin gesammelt genug, um Dir zu erzählen, wie alles geschah.

Ich hatte einen Schüler unter meinen Kindern, einen dreizehnjährigen Knaben, einen kräftigen blonden Jungen, mit einem frischen Herzen und einem fröhlichen Gemüt, der mir besonders ans Herz gewachsen war, weil er trotz seiner springenden Lebhaftigkeit und flegelhaften Großzügigkeit eines der besten Kinder war, die ich in meinem Leben kennen lernte. Seine Mutter war lange tot und sein Vater irgendwo verschollen. Der Junge lebte daher bei einem Arbeiter, der sich des Kindes angenommen hatte, obwohl er selbst schon drei Kinder hatte.

Vor drei Tagen haben wir dieses Kind auf dem Kirchhof von Schakdorf begraben.

Not und Hunger, sonst nichts, haben manchen Schakdorfer gezwungen, einen Verdienst zu suchen, der, so alltäglich er in allen Grenzgebieten ist, doch zu den bestehenden Gesetzen aller Länder in Widerspruch steht. Die Grenze ist nahe, kaum eine Stunde von uns entfernt. Zwanzig Pfund Salz über die Grenze tragen und daran einen oder zwei Gulden verdienen, ist immer noch besser als Betteln oder stehlen gehen. Die Leute wissen wohl, daß es verboten ist, aber sie halten es nicht für ein Verbrechen. Warum sollen sie es dann nicht tun? Und sie tun's. Sie kennen alle Wege besser als die herverpflanzten Grenzwachen und sehen nachts nicht viel schlechter als bei Tage. Die Jagd kann also losgehen. Und der Gulden, wenn er erst verdient ist, ist so ehrlich verdient als nur einer. Ich wollte nur, auf einen so verdienten Gulden kämen nicht mehr als hundert, die erwuchert und ergaunert werden, auf eine Weise, die mehr abscheuerregend als gefährlich ist.

Ich wußte schon lange, daß auch Peter (so hieß der Knabe) manches Säcklein Salz über die Grenze getragen und so seinem Ziehvater schon manches Brot ins Haus gebracht hatte. Ich hatte ihn auch mehrmals ganz unter vier Augen gewarnt. Nicht vor der Schlechtigkeit, weil ich im Grenzgehen nie eine Schlechtigkeit sah. Sondern vor der Gefahr, in die er sich begab. Peter hatte mich dabei nur stillschweigend angesehen, ohne je ein Wort zu erwidern. Ich sah zu tief in sein Inneres, um nicht zu wissen, was er dabei dachte. Sein Geist war zu lebendig, um stumpf die Not zu dulden, die er mit Kraft und List wenigstens für kurze Zeit aus dem Hause jagen konnte.

Er ließ das Schmuggeln nicht sein. Bis ihn eines Tages eine Grenzwache erwischte und mit der Begründung, daß eine Strafverfolgung zwecklos wäre, lahm und blutig prügelte. Er kam zwei Tage nicht zur Schule. Am dritten kam er wieder, etwas stiller als sonst, die Spuren fürchterlicher Schmerzen im Antlitz. Ich nahm mir ihn vor und bat ihn förmlich, das Grenzgehen sein zu lassen. Er sah zur Seite und gab mir keine Antwort. Sein Mund zuckte, und ich dachte, er würde weinen. Aber keine Träne trat in seine Augen.

Sein Ziehvater sagte mir andern Tags, daß er dem Jungen das Schmuggeln verboten hätte, und ich fühlte mich beruhigt.

Es ist heute gerade eine Woche her, daß ich, als der Tag zu Ende gehen wollte, einen Spaziergang machte und auf einer An-

höhe stehen blieb, von der man die leichte Talneigung, links den ragenden Wald, bis zum Grenzflüßchen übersah. Die Sonne berührte die Erde, das Tal lag im ersten Abendschatten.

In die tiefe Stille drangen plötzlich fernher wütende Schreie; ein Mann rief, und die Rufe brachen sich nachhallend an der dunklen Wand des Waldes.

Hundert Schritte vor mir stand der Mann am Rande des Weges, der von der Grenze nach Schatzdorf führt; an Uniform und Gewehr sah ich, daß er der Grenzwache angehörte. Er stand auf der Böschung und schrie sein slawisches „Halt, stehen bleiben!“ und ein paar wütende Flüche hinüber, wo, ja wo ein Mensch über den Acker lief. Ein Mensch? Das war kein Erwachsener, der da stürzend und sich wieder aufrassend lief, um den Wald zu erreichen, der vielleicht hundertfünfzig Schritte vor ihm lag.

Ich konnte nicht erkennen, wer es war. Aber eine aufzuckende Ahnung sagte mir: Das ist Peter.

Ich machte schnell ein paar Schritte nach vorn.

Im gleichen Augenblick nahm der Mann das Gewehr von der Schulter, nicht zu schnell, fast bedächtig, und riß das Schloß herum, daß ich es schnappend knacken hörte.

Ich blieb stehen.

Um Gottes willen! Er wird doch nicht schießen!

Ich sah hinüber: Das Kind lief, entsetzlich langsam, kam nicht vom Fleck. Oder schien es mir nur so. Schneller! Der Wald!

Der Mann kniete nieder und nahm das Gewehr in Anschlag.

Ich schrie, brüllte: „Nicht schießen!“

Im gleichen Augenblick fiel mir ein, daß der Mann nicht schießen würde, daß er auf ein flüchtiges Kind nicht schießen könne, und wenn es hundertmal schmuggeln ging. Gewiß will er das Kind nur schrecken und zum Stehen bringen. Es sah sich einige Male um.

Ich erkannte es; Peter war es. Ich stürmte den Abhang hinab und rief: „Peter! Peter! Stehen bleiben!“

Er blieb stehen; er stockte; ich sah jetzt deutlich das angstverzerrte Gesicht, mit dem er, mich erkennend, zurücksah. Dann warf er sich auf wie ein erschrockenes Reh und begann wieder zu laufen. Der Wald war nur mehr fünfzig Schritte weit. Dort war Rettung. Er lief.

Ich war dem Mann näher gekommen. Er hatte das Gewehr abgesetzt. Als er mich abermals rufen hörte, nahm er es wieder hoch.

Flügel! Herr Gott, einmal gib mir Flügel!

Der Mann zielte wie auf dem Anstand.

Das Gewehr strich langsam nach links, wie auf einen seitwärts fliehenden Hasen gerichtet.

Peter war nahe am Wald, ich fast beim verfluchten Jäger.

Da zuckte ein Flämmchen auf; ein gellender Peitschenschlag knallte mir ins Ohr. Und rollte flatschend in mehrfachem Echo durch die abendliche Stille.

Als hätte der Schuß mich getroffen, blieb ich stehen.

Peter!

Gottlob, er lief! Er war nicht getroffen!

Es war ein Schreckschuß! Oder daneben gegangen! Gütiger Gott, Dank!

Fünf Schritte lief Peter noch, dann stürzte er zusammen. Hart am Stamme des ersten Baumes. Gestrauchelt? Ermattet? Ohne Lungenkraft?

Ich lief wieder. Ich flog über den Acker, durch grünendes Korn, das mich vergeblich an den Füßen zu umklammern suchte.

Dann war ich bei ihm.

Er lag auf dem Gesichte; der Sturz hatte das schwere Säcklein auf sein Haupt geschleudert. Ich faßte ihn, ich wollte ihn aufheben.

Peter!

Hervorbrechende Tränen trübten mir plötzlich den Blick.

Aber ich sah doch den zerrissenen Hals, aus dem in ersterbenden Stößen das letzte Blut quoll. Die Kugel hatte ihn von der Seite getroffen und die Schlagader durchschlagen. Peter war in wenigen Augenblicken tot.

Unterdessen waren Leute von den Feldern näher gekommen und umstanden, erschreckt und blöde dreinschauend, die kleine Leiche.

Die kommenden Stunden, die ich erlebte, zu schildern, fehlen mir die Worte. Wenn Du Dich in meine Lage versetzen kannst, wirst Du mir vielleicht nachfühlen, wie Schmerz und Wut, grenzenloser Jammer und grenzenloser Zorn, ein wahnwitziges Verlangen nach Rache mich durchtobten. Die ganze Welt flog in zerfetzten Scherben um mich herum. Ich sah nicht Wald und Acker, nicht Weg und Stein.

Ich sah nur die kleine Leiche, die wir nach Schakdorf trugen. Keiner sprach, keiner flüsterte. Es war eine fürchterliche Stille, mit der sich das blutende heilige Opfer umgab.

Wir legten Peter daheim auf ein Bett. Sein Ziehvater stand herum wie betäubt. Seine unrichten Geschwister schrien und weinten in langgezogenen, klagenden Tönen.

Der Arzt kam und stellte die Todesursache fest. Er war sachlich und sprach nüchtern, aber seine Hand zitterte, als er schrieb.

Der verfluchte Jäger war auch da und fragte mit bellender, heiserer Stimme, wer Zeuge gewesen sei, und wer seinen dreimaligen Haltruf gehört hätte. Dann ging er davon, nachdem er die Namen aufgeschrieben hatte, und die Luft klärte sich, als sei der leibhaftige Teufel zur Tür hinausgefahren.

Nächsten Tag kam eine Kommission, nahm den Tatbestand auf und entfernte sich wieder. Auf unsere Fragen, auf alle klagenden Vorwürfe hatte sie nur ein halb bedauerndes, halb gleichgültiges Achselzucken übrig. Der Mann, der Mörder, habe nach Vorschrift gehandelt. Er habe einen Schmuggler auf frischer Tat ertappt. Er habe dreimal „Halt“ gerufen. Dann habe er zu schießen gehabt. Das sei seine Pflicht gewesen. Die Dienstvorschriften machten keinen Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern, das sei bedauerlich, aber nicht zu ändern.

Beim Vorsteher Nagler wurde ein Protokoll verfaßt und unterschrieben. Damit war der Fall für die andern erledigt.

Aber das Blut war geflossen, und in uns allen brannte der Glaube, daß es unschuldiges Blut war, das Blut eines Kindes, reines, heiliges Blut. Die schweigsamsten Leute machten kein Hehl daraus, daß Peter nach ihrer Meinung einem ruchlosen Mörder zum Opfer gefallen sei. Sogar Nagler hatte vor der Kommission die Bestrafung des Täters verlangt und die kaum verstandene Antwort, „daß das Gesetz auf derlei Mentalitäten keine Rücksicht nehmen könne“, mit dem Hinweis auf die gärende Stimmung der Schakdorfer Deutschen zu widerlegen versucht. Er lehnte jede Verantwortung ab, wenn die Stimmung der Leute so wenig berücksichtigt würde, daß sie auf gefährliche Abwege gedrängt werden müsse.

Man erwiderte ihm darauf, daß man Mittel genug habe, solche Stimmungen zu beseitigen. Man würde sie rücksichtslos anwenden, wenn — —. Drohung folgte auf Drohung. Man forderte Nagler mit scharfen Worten auf, seinen ganzen Einfluß als Ortsvorsteher aufzuwenden, um „Unbesonnenheiten“ im Keime zu ersticken.

Die einzige Rücksicht, die man auf die empörten Schakdorfer nahm, war die sofortige Versetzung des Mörders an einen anderen Ort, und die nahm man nicht aus Verständnis, sondern aus Feigheit vor. Der Mann hatte selbst gebeten, versetzt zu werden, da er sich bedroht fühlte. Vielleicht war das ein Glück für manchen von uns.

Vor drei Tagen haben wir Peter begraben.

Der Totengräber hatte ihm ein Grab geschaufelt, an der Südseite des Schakdorfer Friedhofkirchleins unter der Sonnenuhr, bei der die Worte stehen: Von diesen Stunden eine wird deine letzte sein. Bei strahlendem Sonnenschein haben wir Peters Leichnam in die Grube gesenkt und manch eine Träne darauf gegossen. Da war keiner von uns Deutschen, der nicht ein paar Blumen mitgebracht hätte, als könnte der Tote noch sehen, wieviel Liebe man ihm schuldig war.

Jede Feierlichkeit bei dem Begräbnis war verboten worden, damit die „öffentliche Ruhe und Ordnung nicht gefährdet werde“. Kein Wort durfte an diesem Grabe gesprochen werden, weil „Gefahr bestehe, daß der Grabredner politische und nationale Worte in seine Rede verflechten könne, wodurch der dem Friedhofe angemessene heilige Friede gestört werden würde“.

Du siehst, unsere Behörde denkt weiter und zarter als wir, und ihre Sorge um uns ist ekelhaft weitgehend. Sie vergaßen sogar nicht, eine Handvoll Gendarmen, bis an die Zähne bewaffnet, zum Begräbnis zu schicken, die schon durch ihre aufreizende Gegenwart die Heiligkeit des Ortes und der Handlung störten und uns daran erinnerten, daß wir nicht einmal unsere Toten in Frieden begraben dürfen. Daß sie uns immer zu Knechten machen und uns demütigen wollen, wenn es uns etwa beikommen sollte, uns unserer Lage bewußt zu werden.

Wir haben die fremden Büttel nicht beachtet, so aufdringlich sie auch mit ihren weißen Handschuhen und Paradehelmen umherstiegen.

Wir haben Peters Sarg in lauter Blumen gebettet. Als der slawische Pfarrer nach der Einsegnung mit eiliger Geschäftigkeit verschwunden war, haben wir dem toten Kinde ein Abschiedslied gesungen. Die Kinder und Frauen weinten, niemand wollte vom Grabe weichen. Die Männer standen stumm und starr mit harten Gesichtern da, und es ging ein Wetterleuchten von dem Häuflein aus, das da versammelt war. In die Stille hinein stieg vom nahen Felde eine Sommerlerche steil in den strahlenden Himmel, und ihr Lied sprach zu unseren Herzen wie die ewige Stimme des Herrn.

Es wird noch lange dauern, bis ich wissen werde, daß Peters Leib gestorben ist. Ich kann mir's hundertmal sagen, daß er tot ist; wenn er zur Tür hereinträte als ein Lebender, ich würde mich nicht wundern. Es gibt nicht immer scharfe Grenzen zwischen dem Wirklichen und Gedachten. Vielleicht gibt es überhaupt keine.

Aber ich weiß, daß eine erhabene Zweckmäßigkeit sich auch im sinnlosesten Geschehen offenbaren kann, und daß die größten Opfer uns mehr mit Weihe als mit Schmerz erfüllen.

Dies Wissen gibt mir die notwendige Ruhe der Welt gegenüber, wenn ich auch in meinem Innern alles andere als ruhig bin.

Peter ist in kaum einem Jahre das fünfte Kind, das die Schatzdorfer deutsche Schule verloren hat. Eines starb, ehe ich kam, an einer ansteckenden Krankheit. Zwei sind mit den Eltern seit einem Brandunglück verzogen, und eines hat man von Amts wegen in die slawische Schule gezwungen. Peter wurde ermordet. So sind mir von vierundzwanzig nurmehr neunzehn verblieben.

Wenn es so weitergeht, werden die Slawen die deutsche Schule in Schatzdorf für überflüssig erklären, und das wäre wohl der schwerste Schlag, der uns treffen könnte. Das ist eine quälende Sorge, die mich nun nicht mehr loslassen wird. Wenn ich nur die Macht hätte, sie zu verscheuchen! Mir bleibt nichts als der reine Wille und die gute Hoffnung, daß sich alles zum Guten wende.

Ich bitte Dich, lieber Freund, einige Tage der kommenden Freizeit bei mir zu verbringen, denn ich habe viel mehr mit Dir zu reden, als man in Briefen sagen kann. Ich werde nur auf einen Tag meine gute Mutter besuchen und dann in Schatzdorf bleiben als auf einem Posten, den ich nicht verlassen darf.

Es grüßt Dich

Dein Freund Ortwin."

Ernst Frank / Hochzeiten des Lebens

Es ging vorwärts im ganzen Lande. Das Erwachen war groß und schön.

Und die Menschen ließen sich nicht aufhalten. Wie das Reich entstanden und von seinem Führer und seinen Menschen eine neue Anschauung von der Würde des Lebens und eines wahren Friedens ausging, so sahen die sudetendeutschen Menschen plötzlich unter der neuen Führung Konrad Henleins den neuen Weg vor sich. Seine Turner, bisher als Staatsfeinde verschrien, gingen die neue Bahn.

Es muß ein Zusammenleben in diesem Staate geben, das die Ehre der Nationen als Grundlage besitzt. Lasset uns unserem zu vereinheitlichenden Stammesgefüge und dem Staate voranleben, sagten die Turner.

*

Hellmut gründete eine neue Turngemeinde in seinem Heimatort. Die alten Turner bildeten darin die Grundlage.

Eine ungeheure Zahl neuer Menschen strömte herbei.

Die letzten Hindernisse liberalen Denkens wurden nun mit Leichtigkeit überwunden. Wer einst sich hindernd und bremsend in den Weg gestellt, fand keinen Raum mehr im neuen Verein.

*

Zum Sommerende war ein Fest des gesamten Verbandes angelegt. Es sollte nach dem Willen des Turnführers mehr werden als ein gewöhnliches Turnfest. Es sollte dem Willen der vier Stämme Ausdruck geben. Der neuauftretende deutsche Volksteil sollte sehen, daß in seiner Turnerschaft die Besten vorangehen, im vollen Bewußtsein dessen, wohin es ging. Das ganze Sudetendeutschtum sollte erkennen, daß sich alles, was noch die Jugendlichkeit des Herzens und die Wendigkeit des Leibes in sich fühlte, gefunden hatte, um allen ein neues Leben, Hoffen und Mut zu schenken.

In allen Teilen des Landes wurde fieberhaft für das Gelingen des Festes gearbeitet.

Und dann war der Tag gekommen. —

*

Auch Hellmut, der inzwischen Führer des Gaues geworden war, war mit seinen Hundertschaften erschienen.

Der Bahnhof prangte in den Farben der Turnerschaft.

Die Scharen ordneten sich. Die Fahnen flatterten vor dem Zug. Die Trommler warfen sich in die Brust.

Und die Menschen winkten beim Einzug der Scharen in ihre Stadt.

Hinter dem großen Festplatz war die Zeltstadt errichtet.

Gau neben Gau hatte seine tuchenen Häuser gebaut. Schnurgerade Gassen durchzogen die wimpelgeschmückten Kleinburgen.

Scharen hatte es gegeben, die waren tagelang gewandert, auf Fahrrädern gefahren, um dabei zu sein, beim Aufbruchstag des sudetendeutschen Volksteiles.

Die Einzelwettkämpfe fanden schon tags vorher statt. Schwer rangen die Allkämpfer um den Sieg. Es gab keine Leibesübung, die er nicht zu beherrschen, in der er nicht zu siegen hatte. Da wurde gefochten, geschwommen, an den Geräten geturnt, gerungen, gelaufen und Speer geworfen. Ein Segelflieger zog seine lautlosen Bögen über den Tischen, da im Ernst um die Fragen des turneri-

schen Altages, um die Fragen des völkischen Lebens zwischen Dietwart und Wettturner gerungen wurde.

Des Abends aber wurde gesungen.

*

Und dann brach der Morgen des großen Tages an.

Um vier Uhr schon wurde es in den Zeltgassen lebendig. Da schlüpfen die Frühaufsteher in die Wellen des nahen Flusses, da standen die Reihen bei den tiefen Kesseln der Feldküchen, da wurde der schwarze Saft geschlürft und mundete, gemeinsam genossen, besser, als Mutters weißer Kaffee, als der Gattin guter Morgen-trunk.

Um einhalb sechs Uhr wurde abmarschiert.

Säule um Säule drängte sich durch das mächtige Tor, marschierte an, schloß auf, bildete sich zum Block, zum Viereck, zur undurchdringlichen Männermauer. Links kamen die Mannschafsturner zu stehen. In die Mitte bogen die Mädchen ein. Rechts zogen die Vorturner auf.

Der Führer trat auf den Befehlsturm.

„Turner und Turnerinnen!“ begann er.

„Zwei Jahre sind ins Land gezogen, seit wir zum letzten Male feierlich und einsatzbereit zusammenstanden. Groß war der Eindruck, den unser letztes Fest auf alle Sudetendeutschen ausgeübt hat. Größer war die Aufgabe, die uns damals von Konrad Henlein gestellt wurde. Schwer ist die Beantwortung der Frage, ob wir die gestellte Aufgabe, Erziehungsverband unseres Sudetendeutschums zu werden, richtig begonnen haben. Eins dürfen wir aber getrost sagen, daß wir alle unsere ganze Kraft in den Dienst unseres Zieles gestellt haben, daß wir alle versucht haben, unseren Weg in Klarheit zu erkennen. Klarheit nach außen und innen ist die Forderung des Tages.

Man hat uns mißtraut. Man hat uns Turngemeinden aufgelöst und verboten, man hat uns Kameraden verdächtigt und verhaftet. Man wird die Vereine wieder gestatten und unsere Kameraden wieder freilassen, wenn man die Ehrlichkeit unseres Wollens erkannt haben wird.

Wenn ich hier an diesem Plaze von unserem Verhältnis zum Staate spreche, so tue ich es im Bewußtsein, nicht Politik im bisherigen Sinne zu treiben, sondern als Führer einer Mannschaft das auszusprechen, was das Herz jedes aufrichtigen Sudetendeutschen von heute bewegt.

Wir bekennen uns zu diesem Staate, weil unsere Heimat in ihm liegt, wir arbeiten an diesem Staate mit, indem wir unsere Heimat lieben, sie zu erhalten und aufzubauen versuchen. Man wirft uns Turnern manchesmal noch vor, daß wir die Lostrennung der sudetendeutschen Gebietsteile vom Staate erstreben. Das ist nicht wahr!

Wir wollen uns und unsere Heimat deutsch erhalten! Das ist unser erstes Gesetz! Wir wollen aber mit den Tschechen im Frieden leben, denn wir wissen, daß der Neuaufbau unserer Heimat nur im Frieden vor sich gehen kann. Wir rechnen nicht mit Deutschland. Denn auch Deutschland braucht Frieden. Es ist keine Spiegelfechterei, wenn es durch den Mund seines Führers verkündet, wir wollen Frieden, wir verzichten auf Grenzberichtigungen. Damit stellt das Reich die Grenzlanddeutschen auf eigene Füße. Es vertraut ihrer Kraft zur Selbsthilfe und Selbstbehauptung; die Gesetze, aus denen sie seit Jahrhunderten lebten, sind auch weiterhin ihr Weg!

Haben wir die Kraft, uns selbst zu erhalten, so sind wir ein kräftiger Zweig am Lebensbaum des deutschen Volkes und es stehen uns die Blütejahre deutscher Zukunft bevor. Gehen wir zugrunde, dann waren wir nicht mehr wert, als daß wir starben.

Sind wir aber in der Lage, dem tschechischen Stammesgefüge ein geeintes Sudetendeutschtum gegenüberzustellen, so muß die Zeit kommen, in der man uns als Gleiche unter Gleichen mit Achtung und Vertrauen entgentreten wird.

Kein wahrhaft völkisch denkender Tscheche kann uns unser Volkstum rauben wollen. Er wird unsere Liebe zu Deutschland begreifen und unseren Wunsch verstehen, mit Deutschland in geistig-sittlicher Hinsicht vereint bleiben zu dürfen. Das waren wir seit Jahrhunderten und wollen es bleiben!

Ist unser Wollen in äußeren Dingen noch in Wünschen verankert, so dürfen wir unser inneres Klarheitsstreben nach eigenen Gesetzen regeln. -- --

Ich habe euch getrennt antreten lassen, um zu jedem Teile von euch besser über das sprechen zu können, was ihn zu innerst angeht." -- --

Und nun machte der Turnwart einige Schritte gegen die Säule der Mannschaft. -- --

„Meine Turner!“ sprach er.

„Ihr seid die Mannschaft, ihr geht im Leben des Stammesgefüges als geschlossene Schar dahin. Ihr gebt unserem Volksteil die Kraft zu leben, den Mut zu arbeiten, die Zuversicht, dem

Kommenden — und sei es noch so schwer — standhaft entgegenzuschauen. Auf euch blickt unsere Volksgruppe mit Stolz. In euch sieht sie Schild und Schutz! Werdet dieser Erwartung durch ein vorbildliches Leben und Kameradschaftlichkeit gerecht. — — —

Es ist schwer, saget ihr? — — —

Ich weiß, die Lebensnot ist groß. Es sehen vorläufig immer noch viele nur sich selbst. Allein, Kameraden, die Not wird geringer, je fester wir zusammenhalten. Bildet eiserne Kameradschaften! Der Kiegekamerad sei euch wie ein Bruder oder wie ein Vater.

Und schauet mir immer nach oben und aufs Ganze.

Der einzelne ist nichts im Wirbel des Schicksals. Die Kiege ist schon etwas, die Gemeinde vermag schon manches. Der Verband bedeutet viel. Das Volk aber ist alles. Ordnen wir uns als einzelne, als Kameradschaften, als Gemeinden und Verbände dem Ganzen ein und wissen und begreifen wir, daß wir nur als Ganzes unser Ziel erreichen können: die Anerkennung als Sudetendeutsche, die Besserstellung des einzelnen und die Beendigung der Not aller!

Kameraden, es wird an uns liegen, ob wir leben oder vergehen! Tun wir alles, was in unseren Kräften steht, kämpfen und arbeiten wir, auf daß uns nicht der Vorwurf unserer Nachkommen treffe, wir seien des Lebens nicht wert gewesen! — — —

Deshalb spricht mir nach: Wir kämpfen und arbeiten!" — — —

Die Mannschaft sprach es fest nach. —

Hierauf wandte sich der Turnwart an die Turnerinnen in der Mitte des Platzes:

„Liebe Turnerinnen!" sprach er.

„In eurem Schoß traget ihr die Zukunft unseres Volkes. Ihr sollt ein Leben in Schönheit und Reinheit führen. Denn je schöner und reiner ihr seid, desto größer und gesünder werden unsere Nachkommen sein.

Seid euch dieser Verantwortung voll bewußt! Fraget in allem, was ihr tut, immer erst euer Inneres, ob ihr auch das Rechte tut. Das unverdorbene Innere lügt nie!

Meidet den Schmutz und den Sumpf der Gesellschaft, die euch umgibt, schauet weg von ihm und sehet tief in eure Seele hinein, wenn ihr im Zweifel seid, wohin ihr gehen sollt. In jedem Weib gebiert sich das Reine immer wieder von neuem! Und es kommt nur auf euch an, ob ihr den Willen aufbringt, gut und rein zu sein.

Ich bitte euch, sprecht mir nach: Wir wollen leben und rein bleiben!"

Die Turnerinnen sprachen es nach. —

Darauf ging er einige Schritte gegen die Vorturnersäule:

„Vorturner!“ sagte er mit einer eigentümlich harten Stimme. —

„Führer sein, heißt: Den Beginn wagen in allem, was sein muß! — — —

Es muß sein, daß wir leben! Wir sind nicht geboren worden, um zu schmarozen, sondern um zu kämpfen! Und unseres Kampfes Wille geht auf das Ganze! Beim Marsch auf unser Ziel gibt es kein Fragen und Hadern, kein Nach-links- und Nach-rechts-schauen, sondern nur ein Marschieren!

Und wir gehen voran!

Wir dürfen nicht straucheln, denn die Mannschaft schaut auf uns! Wir dürfen nach unten nicht fragen! — In stillen Nächten müssen wir einsam um die Erkenntnis des Zieles ringen, und bei Tage dürfen wir nichts als marschieren, geradeaus, geradeaus!

Eiserne Selbstbeherrschung macht uns zum Vorbild! Und wie die Mannschaft auf uns schaut und uns folgt, ohne zu fragen, so haben auch wir nur ein Bild vor uns: Das Ziel des Ganzen!

Seid euch immer bewußt: Wir gehen voran!

Also sprecht auch ihr mir nach: Wir gehen voran!”

Der geschlossene Chor antwortete ihm in feierlichem Ernste:

„Wir gehen voran!”

Und dann trat der Führer wieder in die Mitte der drei Säulen. Noch einmal wendete er sich an die geballte Menge:

„Ihr kämpfet und arbeitet! Ihr lebt und wollet rein bleiben, und ihr gehet voran! Das alles tun wir nur als Glied eines Ganzen.

So schön und männlich uns ein einzelner Berg dünkt, so artig und lieblich der Bach die Wiese durchzieht, so still ein Dorf blüht, und so laut die Stadt brüllt, das alles zusammen genommen erst ergibt die Landschaft, alle Landschaften zusammen genommen und Meere, Himmel und Gestirne dazugerechnet und der Menschen Gedanken und Tun erst ergeben das All.

Und wenn ich auf euch blicke, so stattlich und männlich euer Haufe dasteht, so lieblich die Schar der Mädchen grüßt, so trotzig ihr schaut, meine Vorturner! Auch wir alle sind nur ein Teil! Teil unserer Volksgruppe, Teil unseres Gesamtvolkes.

Erkennen wir, daß alles, was ist, nur als Glied einer göttlichen Ordnung besteht, dann sind wir würdig, uns Deutsche zu nennen. Dann dürfen wir es wagen, Gott um seinen Beistand anzurufen, wie es einst Pfarrer Kösselmann am Rütli tat, als er sprach:

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!“

Als er geendet hatte, lag tiefes Schweigen über dem Plan.
„Abmarschieren!“ ertönte der Befehl über den Platz. Da kam
ein Wogen in die Reihen, ein Sichbewegen und Marschieren ...

Ernst Egermann / Der Grenzdeutsche

Was das Blut spricht von Urbätern her
und das Schicksal und der Gottheit Wille,
spüren wir Verwiesne doppelt schwer.

Zu den Brüdern drängt es, zu der Fülle.
Bangen wir? Wir wachsen in der Stille.
Einmal stehen wir im großen Heer.

Ernst Egermann Mahnmal den Brüdern im Reich

Unverlierbar sind wir in eure Hut gestellt.
Nun kämpfen wir für Deutschland im Schatten fremder Welt.

Wer wollte uns verwerfen wie ein mindres Gut,
wie eine tote Sache, wie ungeratne Brut?

In uns lebt, leidet Deutschland, dem wir ganz vertraut.
Niemals wird euer Schicksal ohne uns gebaut!

Ernst Egermann / Vaterland

Dein Name brennt uns Tag und Nacht.
Wenn wir dich auch in uns verschweigen,
wir haben immer dein gedacht.

Uns sind die kleinen Ängste eigen,
die Bangnis in der Tage Reigen.
Auf tausend Jahre hast du acht.

Rudolf Wihan / Lebensraum

Hart ist das strenge Land,
auf dem wir stehn.
Der Glaube, der uns band,
wird nicht vergehn.

Hart greift des Schicksals Hand
in uns hinein
und rüttelt an dem Land:
„Es geht ums Sein! . . .“

Die Väter standen hier.
Vertroßt, verquält.
Ihr Erbe tragen wir,
dem Land vermählt.

Es ist, wie's immer war:
Die Nacht verrinnt . . .
Das Land, das dich gebär,
trägt einst dein Kind.

Franz Höller / Wir tragen ein Licht . . .

Wir tragen ein Licht im Dunkel der Nacht,
wir tragen ein Licht, vom Glauben entfacht.
Mein Bruder, du trägst es in dir,
es gehört uns allen und dir und mir

und stirbe das Licht, so stürben wir!
O Bruder, hüte den leuchtenden Schein
und geh mit mir in das Dunkel hinein,
ein Rufer in der Nacht zu sein.

Die dunklen Tannen ragen regenschwer
und Nebel drohen wie ein finsternes Meer.
Wir schreiten durch die Nacht und glauben an sie:
In der Nacht verläßt der Bruder den Bruder nie.

Wir tragen ein Licht im Dunkel der Nacht,
wir tragen ein Licht von Sehnsucht entfacht:
Wir glauben an eine Wiederkehr,

einst sind wir ein großes, ein gläubiges Heer
und siegend werden wir den Morgen schaun;
dann wollen wir rasten und Hütten baun!

Franz Höller / Kameraden der Zeit

Wir tragen die Wende,
Kameraden der Zeit!
Daß sie sich vollende
stehn wir nun bereit!

In unserem Singen
erleuchtet heut die Welt.
Uns muß drum gelingen
die Tat, die uns hält!

Was wir beim Marschieren,
auf Fahrten erschaut:
Die Trommel laßt rühren!
Der Morgen nun graut.

Wir wissen heut alle:
Auf uns kommt es an!
Das Morsche, es falle:
Wir fangen neu an!

Franz Höller / Lied der Kommenden

Kamerad, willst du mit uns jetzt singend fahren?
Wann wir einst landen, wissen wir noch nicht,
doch fühlen wir Mut in unsren jungen Scharen:
Am Volk der harte Dienst ist unsre Pflicht!

Wir wollen nicht mit eiteln Worten bauen,
nur unser Tun sei täglich uns Gericht.
Der sichern Hand das sicherste Vertrauen:
Der Geist der heiligen Jugend mit uns ficht.

Wer will nach Stand und hohem Namen fragen?
Kamerad, wir tragen all ein graues Kleid.
Komm, Bruder du und Bruder du: es gilt zu wagen,
wir bauen stündlich unsre neue Zeit!

Wir haben Mut zu allerfühnsten Fahrten,
ein jeder hält sein Schicksal in der Hand.
Und Treue denen, die sich zu uns scharten:
Wir suchen aller und doch jedem eignes Land!

Franz Höller / Prager Studenten

Peter sollte vor der Studentenschaft eine Rede halten. Er hatte auch Junek und Sobotka dazu eingeladen. Erich und Gert holten Junek ab. Sie gingen von Dejbic zu Fuß in die Stadt. Gert mußte dem Tscheken von den Wochen im Untersuchungsgefängnis erzählen. Es war nun selbstverständlich, daß ihr Gespräch politische Fragen berührte.

„Ja, wir müssen unseren Staat immer sichern“, sagte Junek. „Wir haben als das Führervolk eine Verantwortung für ihn. Daran müßt ihr Deutschen euch gewöhnen.“

„Wenn ihr Tscheken immer sagt: ‚To je náš stát!‘“, antwortete ihm Gert, „tut ihr immer so, als wenn wir Deutschen überflüssig wären. Ihr Jungen müßt es endlich einmal einsehen, daß wir eines eurer wichtigsten innenpolitischen Probleme sind, die ihr nicht länger übergehen könnt. Denn wenn ihr die Lösung aufschiebt, schadet ihr euch nur selbst. Seht ihr denn nicht, daß ihr gegen euren Staat arbeitet . . ., an dem wir, wenn nicht anders, so durch unsere Existenz, Anteil haben . . ., wenn ihr uns von Tag zu Tag wirtschaftlich mehr und mehr zugrunde richtet? Wir haben die meisten Arbeitslosen. Das sind Arbeitslose eures Staates!“

Junek schüttelte schweigend den Kopf. Erich sagte:

„Es handelt sich immer wieder um das Vertrauen, das ihr uns schuldig seid. Es geschieht doch nur zum Nutzen unseres gemeinsamen Staates, wenn wir Sudetendeutschen uns jetzt ganz auf eigene Füße stellen. Wir brauchen dazu Zeit und die Möglichkeit, den Aufstieg des Deutschtums hierzulande von uns aus sichern zu können.“

„Aber ihr holt euch eure Weisungen nicht von Prag!“ warf ihm der Tscheke ein.

„Wir haben vielleicht bisher viel zuviel nach außen geschaut, weil uns die altösterreichische Tradition zum Verhängnis wurde. Zuerst haben wir uns nach Wien orientiert, dann nach Berlin. Wir hatten eben selbst keinen städtischen Mittelpunkt. Jetzt, da wir uns auf eigene Füße stellen wollen, was ihr sonst immer von uns ver-

langt habt, seid ihr mißtrauischer als zuvor. Den Kulturzusammenhang mit Deutschland aber wüßt ihr selbst als notwendig anerkennen."

Der Tschsche wehrte ab: „Wenn man kulturell über die Grenze schaut, tut man es politisch auch!"

„Da sehen Sie uns Deutsche mit tschechischen Augen", sagte Erich. „Ihr könnt das Politische nie vom Kulturellen scheiden. Ihr braucht aber doch selbst eine kulturelle Brücke nach Deutschland, wenn eure Künstler zum Beispiel nach Europa kommen wollen. Und Deutschland? Ihr könnt nie verlangen, daß ein Kind seine Mutter verleugne, oder zwei Brüdern verbieten, die Blutsgemeinschaft, die sie unwiderruflich bindet, auch zu fühlen. Durch diese Verbundenheit wird die Staatsstreue der Auslanddeutschen nie in Frage gestellt werden."

„Unsere zwei Erbfeinde sind der Bangermanismus und die Habsburger Machtpolitik, die beide noch am Werke sind", sagte Junek.

„Der Bangermanismus ist ein Schreckgespenst, der aus Vorstellungen eures ehemaligen Panlawismus zusammengesetzt ist und der eurer politischen Erziehung als Mittel zum Zweck diente. Er ist keine aktive Realität", unterbrach sie Gert.

„Und die Habsburger?" meinte Erich. „Sind wir jungen Sudentendeutschen mit euch Tschschen dann da nicht einig? Wir haben doch in diesem Staatenkonglomerat als volklicher Bestandteil ebenso gelitten wie ihr. Man hat doch stets ein Volk gegen das andere ausgespielt und hat dadurch allen geschadet. Wir wollen keine zweite Habsburgermonarchie."

„Zugegeben, daß es wahr ist, was Sie hier sagen", gestand ihm Junek zu, „so werden wir einander doch niemals treffen, wenn wir Tschschen auf das historische Recht pochen, das uns zu Herren dieses Landes gemacht hat."

„Lassen wir doch einmal alle historischen Argumente aus dem Spiel! Sie wurden bisher viel zuviel ausgenützt, um die sichtbaren Tatsachen der Gegenwart zu verdecken. Sie wissen doch, daß wir Deutschen ebensoviel und ebenso gewichtige Beweise der Geschichte ins Feld führen können, angefangen von den Germanengräbern mitten im tschechischen Gebiet bis hinauf zu den Denkmälern des Barock, Tatsachen, die für sich sprechen. Aber lassen wir das. Interessanter sind zum Beispiel folgende Überlegungen. Ihr Tschschen habt im Kampf um eure Selbständigkeit immer verkündet: er werde nicht nur für die eigene Sache, sondern für und um die

Menschenrechte geführt. Lest doch einmal eure politischen Leitartikler nach, ob sie nun Zeitgenossen Vítězslav Hálek's oder eurer führenden Politiker während des Umsturzes waren. Wir zitieren heute oft diese Worte gegen euch. Und mit Recht. Wo man das Menschenrecht anruft, muß man es auch noch gelten lassen, wenn es die eigenen Wünsche erfüllt hat."

Junek lächelte über Erich's Worte. Dann sagte er:

„Kulturell könnt ihr Deutschen doch tun, was ihr wollt."

Da mischte sich Gert wieder ins Gespräch:

„Gewiß, wir könnten es, wenn ihr uns wenigstens hier Betätigungsfreiheit geben würdet! Hier müssen wir nach eurem Beispiel zuerst politische Sicherungen verlangen. Man kann kein Haus bauen, wenn man weiß, daß ein anderer die Macht hat, es zu zerstören, wenn es ihm nicht mehr gefällt. Wir wollen und können nicht säen und ernten, wo nicht geackert ist. Das heißt: ohne politische Rechte macht ihr uns auch ein kulturelles Leben unmöglich."

„Vielleicht, daß wir Jungen uns einmal einig werden", sagte Junek. „Bisher war eine Einigung nicht möglich. Sind Sie mir böse, wenn ich sage, daß ich als Staatswissenschaftler und nüchterner Beobachter die bisherige Politik unserer Deutschen als unreif angesehen habe?"

„Über unsere Parteien wollen wir uns nicht streiten", sagte Gert. „Aber es ist doch unser festes Vertrauen, daß eine Einigung des national bewußten Sudetendeutschums auf dem Boden des Staates nicht mehr aufzuhalten ist. Die Not und die Entwicklung treiben uns darauf hin. Das wird euch Tschechen nicht feindlich stimmen. Es mußte so kommen. Nehmen wir nur einmal die Statistik her. Es ist ganz gleichgültig, welche Zahlen wir anschauen. Wir haben seit 1918 einige tausend Schulen und Schulklassen verloren. Dabei bringen wir Sudetendeutschen vierzig Prozent aller Staatseinkünfte auf. An Bevölkerung seid ihr Tschechen ohne die Slowaken nur doppelt so stark wie wir. Bei uns gibt es dreimal so viel Selbstmorde als bei euch. Die Gründe liegen sichtbar im Schicksal der Verelendung unseres Volksteils. Außerdem waren dreitausend junge Sudetendeutsche im Staatsgefängnis und gelten in euren Augen als politisch belastet. Sie wissen ja selbst alles. Wo soll das hinführen? Es gibt für uns nur zweierlei: entweder Einigung und dadurch Neuaufbau und Leben oder weiteres Zuwarten, das zur Selbstvernichtung führt und deshalb Tod heißt."

Junek überlegte. Eine Weile schwiegen sie.

„Gewiß, wir jungen Tschechen dürfen uns in Zukunft keinen

Fiktionen hingeben. Wir werden mit euch Deutschen rechnen. Aber ihr müßt wissen, daß auf uns Tschechen selbst ein Druck lastet. Und ein Unterschied trennt uns doch immer wieder: Ihr Deutschen seid in der Mehrzahl Faschisten, wir Tschechen sind Demokraten."

Jetzt lachten Gert und Erich. Der Tscheche blickte sie verwundert an. Und Gert sagte:

„Schaut uns doch erst einmal richtig an! Wir müssen immer das sein, was ihr in euren extremsten Vorstellungen euch einbildet! Wie oft sollen wir euch denn noch sagen, daß wir an keine Putschereien und Geheimorganisationen denken. Wer es tut, handelt gegen die Interessen des Sudetendeutschums und richtet sich selbst, auch vor uns. Wir wollen nur unser Recht verteidigen. Und wir wollen mit euch anpacken. Aber nur als wirkliche Deutsche, weil wir nicht anders können . . ."

Sie kamen in die Stadt. Im Vortragsaal trafen sie Sobotka und Peter. Zweihundert deutsche Studenten waren hier versammelt. Der Slowake hatte einige tschechische Freunde mitgebracht. Peter hatte es so gewollt.

Die Studenten erhoben sich. Einen Augenblick war Totenstille. In dichten Reihen standen sie Mann an Mann. Wie ein Ruf der Gemeinschaft erklang das Niederländische Dankgebet:

„Wir treten zum Beten vor Gott, den Herren,
ihn droben zu loben mit Herz und mit Mund:
So rühmet froh seines lieben Namens Ehren,
der jeko unsern Feind warf auf den Grund!"

Dann sprach Peter. Er sprach von dem, was er um sich und in sich als Wandlung und innerhalb der jungen Generation als erschreckende Wirklichkeit erlebt hatte. Wie in seinem Weltbild der beschauliche und theoretische Mensch dem handelnden weichen mußte. Und er zeigte, wie alles kleine Handeln dem Wachstum der großen sudetendeutschen Volksgemeinschaft dienen mußte. Zuletzt sagte er:

„Kameraden!

Wir stehen an einem Anfang! Nichts wird uns gegeben werden, das wir uns nicht selbst schaffen. Auf den einzelnen kommt es an, da alle Kräfte entfaltet werden müssen. Wir stehen an einer Wende und vor einer Entscheidung. An uns liegt es, ob wir ein Anfang oder ein Ende sind. Denn wir sind alle heimatlos! Doch dies ist der feste Ring, den das Schicksal um uns geschmiedet hat. Wenn wir heute keine andere Gemeinschaft fühlten, diese müßte uns zur Wirklichkeit werden.

Wem von uns, und mag er der Verwurzelteste sein, würde es von Tag zu Tag nicht zur zwingenden Gewißheit, daß der festeste Boden ihm unter den Füßen zu schwinden droht? Der einzelne ist ohnmächtig, ein Spielball, der hin- und hergeworfen wird, wenn er zu rühren sich versucht. Alles Wissen um die idealen Ziele und Wege hilft uns heute nichts, wenn wir nicht die Wirklichkeit des Alltags mit ihren Fragen zu lösen und zu gestalten vermögen.

Wer jetzt ein sittliches Gewissen in sich trägt, fühlt die Verantwortung. Sünde begeht, wen die Verantwortung nicht verpflichtet und wer das Opfer für die Volksgemeinschaft nicht als Weg zum eigenen gesteigerten Selbst empfindet. Es gibt Notzeiten, in denen sich keiner der Allgemeinheit versagen darf! Solcher Ruf verpflichtet heute.

Nur handelnde Menschen können Heimat haben. Wir leben nicht nach Programmen. Die wissende Ausgerichtetheit, die alle verbindet, das ewige Gesetz über uns, das uns befiehlt, und der schöpferische Antrieb umschließen Weg und Ziel. Die nüchterne Wirklichkeit ist der Boden, auf dem wir stehen und nichts anderes.

So wollen wir jetzt alle Kräfte zur Entfaltung bringen. Offenes, anständiges Menschentum sind uns Voraussetzung. Sudetendeutsche Volksgemeinschaft heißt das Bauwerk. Jeder ist Arbeiter, wo es anzupacken gilt, jeder ist Bauer, wo das größte Feld zu bestellen ist. Wer sich im Kleinen jetzt bewährt, wird immer seinen Mann stellen. Das wollen wir jetzt; kleine Aufgaben uns selbst stellen und diese zuerst einmal verwirklichen. Jeder auf seinem Platz, jeder in seinem Fach. Wer sich danach bewährt hat, darf weiterreden.

Viele von uns haben zur Politik gerufen. Nicht weil sie Politiker sind oder werden wollten, sondern weil sie eingesehen haben, daß uns Sudetendeutschen nichts so not tut als eine planmäßige politische Führerschulung.

Auf Prager Schicksalsboden treffen Studenten als Vertreter aller sudetendeutschen Stämme und Landschaften zusammen. Die sonst tüchtigste, kleinste Gemeinschaft wird zur Vereinsmeierei, wenn sie sich der großen Einigung zum Volksganzen verschließt.

Sudetendeutscher sein, heißt einer Schicksalsgemeinschaft angehören. Ein Wandel geht um uns vor. Es denke keiner an sich allein. Daß es uns allen schlecht geht, ist nicht das größte Übel. Daß dem Deutschtum hierzulande aus unseren Reihen die Führer erstehen, die es braucht, muß unsere einzige Sorge sein.

Jeder prüfe sich, wohin seine Lebensfahrt zielt. Heute darf kei-

ner nur Fachmann sein, obwohl wir tüchtige Fachleute notwendiger brauchen als jemals zuvor. Alle Gescheitheit ist für uns sinnlos, wenn sie nicht unserem praktischen Tun eine größere Stoßkraft verleihen kann. Wir hassen die Untätigkeit und die Ruhe der Faulen. Wir drängen nach vorwärts. Wir wollen aber nie, daß sich eine Wende durch Gewalt vollziehe. Wir wollen keine Revolution, sondern eine Bewegung. In ihr ist einzig Zukunft im Wachstum verbürgt. Recht und Ordnung sollen als Sterne darüber leuchten.

Kameraden! Wir werden eine Heimat haben, weil wir eine Heimat haben müssen. Wir brauchen ein gläubig Herz und die Zuversicht männlichen Gebets. Was nicht mehr aufschiebbar ist, muß zuerst getan werden. Die Lüge ist unser Todfeind, die Wahrheit unsere Waffe.

Wer will uns in unserem Opfer nicht verstehen? Wer will uns nicht glauben, daß wir es freiwillig und doch verpflichtend suchen? Der Deutsche wird uns immer verstehen: daß wir in der stärksten Bindung die größte Freiheit erringen!

Wir bauen keine Zukunft, die sich morgen erfüllen soll. Ein ewiges Gelübde tut, wer jetzt den Einsatz wagt. Wir haben nach langen Irrwegen gelernt, auf weite und weiteste Sicht zu bauen. Und wiederum, das tägliche Handeln muß Klarheit und Bewährung schaffen. Und die suchen wir, die ihr Leben gestalten, weil sie sich ein Leben lang binden.

Wer sagt, daß wir an die wirtschaftliche Not nicht denken? Der Kampf um die tägliche kleine Pflicht ist auch ein Kampf für das tägliche Brot. Mit Worten ist hier nichts getan. Und halbes Handeln kommt den leeren Worten gleich. Wir stehen als Vorbereitung hier.

Wir sind für kein goldenes Zeitalter geboren. Aber welch ein Glück, unter solchem Schicksal ein junger Mensch zu sein!

Kameraden!

Wenn wir ein Übergang sind, werden wir auch ein Anfang sein!

Wir stehen hier auch offen vor den Tschechen! Wir haben vor ihnen nichts zu verbergen. Am allerwenigsten unsere Rechte als Staatsbürger, da wir unsere Pflichten erfüllen. Uns sollen Staatsgesetze ebenso binden wie die Tschechen. Aber es darf kein Gesetz geben, das nur gegen uns gerichtet ist.

Wir haben heute tschechische Studenten auch zu uns gebeten. Aug in Aug rufen wir ihnen zu:

Seht uns: hier stehen wir!"

Peter hatte geendet. Kopf an Kopf standen die Reihen auf. In der vordersten standen Erich, Gert, Specht, Dollh, Bruno, Girsch und die anderen alle. Kameraden.

Schillers Reiterlied klang wie aus einem Munde. Augen leuchteten beim Singen.

„Darum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt.
Frisch auf, eh der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
nie wird euch das Leben gewonnen sein!“ ...

Josef Schneider / Neue Jugend

An unsrem Wege standen nicht Paläste.
Wir wurden arm geboren. Unsre Not
verdrängten keine lauten Freudenfeste.
Uns ward das Los gegeben: Schaffen oder Tod.

Da ward ein Glaube uns an hohe Sendung,
ein reines Feuer ward in uns entfacht.
Wir wußten: Dieses Niederganges Wendung
wird nur von opferndem Geschlecht gebracht.

Dem Volk, dem Land, der Stunde zu gehören,
gelobten wir und beteten das Licht
herab mit Schwielenhänden, die uns ehren.
Die kleinste Tat war gern geübte Pflicht.

Doch beim Gesang der grünen Wipfelkronen,
beim leisen Zittern heller Birkengerten
erlernten wir, daß unsre harten Fronen
des Segens großer Taten nicht entbehrten.

Wir wurden unter vielen Hammerschlägen
stahlhart und groß, das Schwere zu vollbringen:
Das Leben nicht nach Glück und Gunst zu wägen
und mit dem Licht der Tat die Not zu zwingen.

Josef Schneider / Not

Es ist ein Wort, hat einen tiefen Klang
und sinkt auf dich wie eine schwere Last.
Gedehnt kriecht's hin und hängt im Ohr dir lang,
bei Tag und Nacht, Gebet und Fluch ist es dein Gast
und klingt bald leichenschwarz, bald flammenrot:
Not!

Es dröhnt um dich wie schriller Glockenton
vom Schlage des Metalles auf Metall
die kalte Luft durchschwirrt.
Und lange hallt es weiter, weiter bis ins All.
Die Glocke schwingt
voll dumpfer Ähnlichkeit dem Tod:
Not!

Und über Land und Dorf und Stadt
tönt es dahin wie Widerhall von Schlägen,
weil dieses Rufen keinen Horcher hat.
Wer hört zuerst — und endet diese Not?
Die Glocke stöhnt durch dicke Nachtlust: Brot!
Not!

Josef Schneider / Wir Wende

Wir ragen kräftig in die Zeit,
ein hoher, dir erbauter Turm,
und willst du, sind wir schüttelnder Sturm
durch morscher, verdorrter Wälder Gebreit,
und willst du, sind wir sengende Glut
in tausend Feuern und reißende Flut.

Wir sind ein betender Turm in der Nacht,
aus dem Fluch ein jauchzender Lobgesang,
wir sind ein heißer, stammelnder Dank,
mitten aus Haß dir dargebracht,
wir sind ein Gottesstreitergeschlecht,
ein Kreuzzugsheer für dein göttliches Recht.

Josef Schneider / Mutter

Meine Mutter ist eine harte Frau,
Sorgen verdunkeln ihr herbes Gesicht.
Doch wenn ich frage, was sie bedrückt,
schaut sie mich an — und sagt es mir nicht.

Ihre Hände wissen vom Ausruhn nichts,
denn mein Vater ist lange tot.
Seither mühen sich Sinnen und Tun
Tag für Tag um eins nur: Um Brot.

Alles kleine Gebaren warf sie ab.
Ihre Worte kommen von ferne her
und ihr Schreiten hat einen weiten Schwung.
Nachts hör ich oft sie atmen: Tief und schwer.

Doch zuweilen, wenn sie versonnen ist
oder mit anderen Müttern von ihrem Sohne spricht,
rafft sie Arbeit und Not zum größten Glück.
Dann verflärt alles Dunkel ein inneres Licht.

Josef Schneider / Kameradschaft

Bruder, du in Not und Dunkelheit,
unsre Hände warten hilfsbereit.

Wenn du hungerst, keine Arbeit hast,
hat dein Leid uns alle auch erfaßt.

Wer mit Hand und Hirn und ehrlich schafft,
kennt das Wühlen ungenutzter Kraft.

Wer dem Grauen tief ins Auge sah,
weiß: Wir alle sind dem Abgrund nah.

Glaube an der Guten gute Tat!
Jeder von uns ist dir Kamerad.

Volkes Hände sind zur Tat bereit.
Bruder, komm aus Not und Dunkelheit.

Josef Schneider / Ode vom Volk

Nicht ich bin, sondern du, mein Volk,
du Lebensquell, machtvoll aus Gott entsprungen
und ich bin Tropfen nur in deinem Strom,
von dir mit Urkraft durch das Land getragen.

Ohne uns kleine Tropfen bist du nicht, geliebtes Volk.
Wir bilden dich und sind nur deine Kinder,
erfüllt vom Reichtum deiner großen Tage,
in Treue festgefügt zum brüderlichen Volke.

Wir wurden nicht für uns:
Du, Volk, bist unser Leben und du lebst durch uns.
Und Brüder wir und reine Schwestern wir
erglühn dir, Volk, in opfernder Gemeinschaft.

Denn alle bilden dich, nicht einer, nicht der andre.
Wir alle, Blut von unsrer Väter Blute,
wir alle, die der gleiche Geist beschwingt,
die gleichem Schicksal Stirn und Fäuste bieten
und Gott und Volk in einer Sprache rufen.
Wir, kleine Tropfen
wir, Strom und Meer.

Wenn grimmer Tod in unsre Reihen bricht —
dein unversieglich Erdreich tut sich auf
und wieder bist du da und ewig, Volk,
unüberwundlich dein Geschick bezwingend
trotz Nacht und Tod. Und nie verhallt das Rufen
verjüngter Scharen, die ein Glaube führt:
Wir, kleine Tropfen,
wir, Strom und ewig brausend Meer!

Hans Korger / Grenzlandbauer

Wie ein einsamer Berg muß ich stehen
im schmalen Land,
mit scharfen Augen und ewig bereiten Händen
muß ich wachen.

Immer wachen; zur Nacht, wenn längst
Haus und Wiese und Wald um mich zur Ruhe gegangen sind
und leiser Duft aus den braunen

Rippen des Aders aufsteigt.

Wachen bei Tag über meinen bedrohten Rücken,
wenn das Gesicht im Schweiß tief über dem wühlenden Pflug liegt.
Wie bin ich müde und wie muß das Ruhen tun?

Einmal nur ruhen.

Ich aber gehe mein Besitztum ab mit engen Schritten.

Immer wieder ab, denn es liegt so wehrlos

und die strengen Augen meines Volkes

können mich jeden Tag fragen

nach meinem Hof und wie es um mein Feld steht.

Wehe mir, wenn ich da nicht sagen kann

zu meinem Felde:

„Liege du nur! Ich wache über dir

und werde nicht von dir lassen.

Täglich will ich von deinem schmalen Grunde

die scharfen Steine auflesen,

die der Haß von jenseits des Rains auf dich wirft.

Wie könnte ich dein vergessen,

da ich dich täglich neu erwerben muß

in bittre Liebe.“

Aber ich will nicht klagen, wenn ich dich nur halten darf

mit meinen Händen, die gekrümmt sind und leer und kalt

und die absterben, könnte ich sie nicht

immer wieder wärmen an deinem braunen Leibe.

Verzweifelt müßt ich stehn in meinem verlassenen Armsein,

käm mir nicht je und je ein Tag,

da ich die Hand eng auf dich legen dürfte

um eine Stunde uns dann erreichte,

in der mir vor jäher Herrlichkeit

das Haupt vornübersinkt,

wenn dann wie ein Abendmahl über uns ergeht

das große Lied der Heimat,

das ewige vom Volk.

Kurt Schorf / Wir Grenzlanddeutschen

Wir sind Wall ums Vaterland,

der alle Brandung wehrt.

Knechtschaft drückt und beschwert,

aber wir halten stand.

Unsere Väter haben uns früh
vor die Klinge gestellt.
Was sie dabei uns erzählt,
das vergessen wir nie.

Wir bleiben uns selber treu,
was auch geschehen mag.
Einmal kommt hell ein Tag
und dann werden wir frei!

Die Deutschen in Ungarn

Bei der Zerstückelung Ungarns durch das Diktat von Trianon verlor der magyarische Staat auch einen Großteil seiner Deutschen. Vor dem Weltkrieg beherbergte er 2 Millionen Deutsche, nun nurmehr 600 000. Es handelt sich — neben den Deutschen, die in den großen Städten leben (in Budapest gegenwärtig 32 000) — um die schon seit dem 9. Jahrhundert in West-Ungarn ansässigen Heinen, die rund um Oedenburg und Wieselburg beheimatet sind; und um die bäuerlichen Schwabensiedlungen in Mittelungarn (vom Plattensee bis Budapest), die ebenso wie die dreihunderttausend Donauschwaben in der sogenannten schwäbischen Türkei (rund um Fünfkirchen) im 18. Jahrhundert eingewandert waren. Besonders die Heinen und die Donauschwaben verfügen über ein reich entfaltetes und sorgsam gehütetes altd deutsches Brauchtum, das in Volkslied und Tracht, in der Gestaltung des Bauernhauses und der Feste zum Ausdruck kommt und natürlich auch in der spärlichen Dichtung sich spiegelt.

Jakob Bleher, der als erster nach dem Zusammenbruch und nach Überwindung der Kommunistenzeit die Deutschen Ungarns sammelte und den scharfen Magyarisierungsbestrebungen gegenüber zu schützen suchte, ist auch der Verfasser des „Schwabenliedes“, dieses Bekenntnis- und Feierliedes der Deutschen in Ungarn. Es hat nach den letzten Befundungen der ungarischen Regierung den Anschein, als ob im Zusammenhang mit den starken außenpolitischen Bindungen Ungarns an das neue Deutschland auch das Los der Deutschen in Ungarn sich bessern würde, so daß die Saat Blehers nun, nach seinem zu frühen Tode, endlich aufginge.

Unter den Dichtern war es vor allem Ella Triebnigg-Pirkhert (sie ist zwar in Budapest 1864 geboren, empfing aber, wie ihre Ahnen, die stärksten Heimateindrücke in der schwäbischen Türkei), die in ihren Erzählungen vom „Heimatboden“ und in ihren Dramen und Gedichten immer wieder auf dieses deutsche Land hinwies, sein deutsches Recht verteidigte und seine Eigenart im Zusammenleben mit den Nachbarvölkern heraus hob. Hans Faul aber ergänzte dieses Bild in seinem historischen Roman „Die neue Heimat“, der die ursprüngliche Besiedlung des ungerodeten Landes durch die Deutschen festhält, ihre erste Not und ihre tapfere Gesinnung, diesen dauernden Wesenszug ihrer Volksgruppe beschreibt. Und Paul Jekel weiß in seinen Liedern das Bild dieser „Siedlertreue“ und des Bauerntums der schwäbischen Türkei in köstlich holzschnittartigen Strichen festzuhalten. Sein aufrüttelndes

Wort freilich gilt, vom Erbe Blehers her, der ganzen deutschen Volksgruppe in Ungarn. Gerade darin aber findet er sich mit Richard H u ß (Professor an der Universität Debrecin), der auch politisch Blehers Linie fortführt.

Unter den jüngeren deutschen Dichtern Ungarns wäre neben Rudolf B e c h t aus Nedenburg und neben dem deutschen Bauern Johann S e i - f e r t h vor allem Hans L e i c h t aus Budapest zu nennen. Aus seinen Liedern spricht schon das Neue der deutschen Lebensformung, das Männlich-Ahnenbewußte, das den Erbkräften des ganzen Volkes Verpflichtete und dem neuen Werden Zugewandte, das auch in der Sprache schon soldatisch Gestraffte.

Diese dichterischen Zeugnisse der Deutschen in Ungarn muten uns gegenüber so vielen anderer deutscher Volksgruppen noch uneinheitlich und sehr bescheiden an. Je stärker aber die ungarische Staatsnation den gerechten Kulturanprüchen der Deutschen Folge geben wird, desto stärker, vielschichtiger und doch dem Grundzug nach geschlossener wird in Zukunft ihr dichterisches Echo werden. Für ihre Widerstandskraft und für ihre Erkenntnis des einzig möglichen Zukunftsweges freilich sprechen auch schon die bisherigen Schriftumszeugnisse.

Jakob Bleher / Das Schwabenlied

Gott segne Ungarn, dich o Heimatland!
Du Heldenwall der Christenheit!
Mit deutschem Herzen, treuer Schwabenhand
steh'n fest zu dir wir alle Zeit!

Vom Rhein und Schwarzwald kam der fromme Ahn,
bracht' deutschen Fleiß und Schwabenbrauch;
durch Sumpf und Wildnis brach sein Mut sich Bahn,
gesegnet reich von Gottes Hauch.

Wo einst gestampft der Türkenpferde Huf,
in Strömen floß das Christenblut:
Da Schwabenschaft in hartem Ringen schuf
der Ahre Gold, der Trauben Blut.

Dem Ahnenerbe bleib' der Enkel treu,
der Schwabenart, dem deutschen Wort;
treu auch in jeder Not, von Arglist frei,
dem Vaterlande immerfort!

Gott segne Ungarn, dich o Heimatland!
Du Heldenwall der Christenheit!
Mit deutschem Herzen, treuer Schwabenhand
steh'n fest zu dir wir alle Zeit!

Ich reit auf einem Rößlein...

Altes Volkslied aus Schwaben, 18. Jahrhundert

Ich reit auf einem Rößlein herauf vom Ungarland
und trag ein g'schnürtes Rößlein, ein'n Hut mit hohem Rand.
Also hat mich im Ungarland die Sonnenhitze verbrennt,
daß mich herauf am Donaustrand kein Mensch schier nimmer kennt.

Hätt' ich nicht helle Augen, dazu ein liches Haar,
so tät manch einer glauben, ich sei von fremder Art.
Doch heb' ich an zu schwäche, merkt's jeder gleich mir ab:
„Du bischt ja loi Metschagger, du bischt e Knöpfleschwab!“

Und sitz ich fest im Sattel, da schaun die Mägdlein drein:
„Das ist wohl eine Standsperson, der muß was Fürnehm's sein.“
Ja, ja, ich bin gestanden in Theb und Temeschwar
als Bäckergefell am Badtrog wohl in die sieben Jahr.

Nun steig ich von dem Rößlein und laß das Traben sein.
Jetzt will ich wieder bleiben im Schwabenländle fein
und wieder schwäbisch schwäche mit jung und alte Leut
und Schwabenmädle liebe — das hat noch keinen gereut.

Ella Triebnigg-Birrhert
Ein Lied vom Heimatland

Unser Heimatland, unser Heimatland,
Sein Name ist uns in die Seele gebrannt.
Seine Luft, seine Sonne in unserem Blut,
Sie geben ihm Schwungkraft, sie geben ihm Glut!
In die Ferne zog mancher ein gutes Stück:
Unser Heimatland zieht uns mit Ketten zurück!

Mit Ketten, die hart, mit Ketten, die schwer,
Doch sie reißen und brechen nimmermehr!
Und ohne Wanken, voll Glaubensmut,
Wir hoffend kämpften für dieses Gut.
Und liebeich stärkend reicht dann uns die Hand
Unser Heimatland, unser Heimatland!

Ella Triebnigg-Birkhert
Verwehrte Muttersprache

Muttersprache, heiliger Herzenssang,
Keiner weiß, wie wunderhold dein Klang,
Als den heißer Sehnsucht Pein verzehrt,
Weil sie ihm verboten und verwehrt. —
Kein Gebet ist es und kein Gesang,
Das in fremder Sprache man erzwang.
Nicht Erlösung bringt der leere Schall,
Nicht erweckt er warmen Widerhall.
Denn die Seele weckt nur jener Laut,
Der dem Volke eigen und vertraut.

Ella Triebnigg-Birkhert / Nachflänge

Eine Handvoll Heimaterde nahm ich von der Heimat mit,
als ich schied,
habe in ein Linnensäckchen eingenäht sie mitgebracht,
unter meinem Kissen liegt sie in der Nacht.
Wenn ich schlafe, führt mein Träumen
mich in flaches Steppenland,
wo der glitzernd gelbe Sand
in der Sonne Gluten flimmert
und auf den Akazienbäumen
goldig schimmert,
wo den Horizont begrenzt ein endlos scheinend Halmenmeer,
hin und her
wogt es wie der Wellen Schaum,
rauscht es wie ein leises Singen,
Heimatlieder mir erklingen
weich im Traum — — —

Ella Triebnigg-Pirkhert / Der harte Bursch

Eine Erinnerung aus der Schwäbischen Türkei.

Immer schon waren zum berühmten Viehmarkt ins große Schwabendorf viele Fremde aus weiter Ferne gekommen und viel Geld blieb durch sie in der Gemeinde. Einmal kam ein Herr mit einem Biergespann angefahren, kaufte zwanzig der schönsten Milchkühe und wollte noch zehn gute Kälber mitnehmen, wenn ein Hüterbursch mitging, der gleich bei ihm im Dienst bleiben kann. So kam der vierte Bub vom Braun — der Kilian, auf einige Jahre hinunter in die Gegend, wo es zwischen den sauberen schneeweißgetünchten Schwabenhäusern auch Hütten von Serben gab, die keine Schornsteine hatten, sondern aus deren Türen sich der Rauch den Weg ins Freie fand.

Von dem Ort, wo der Kilian jetzt wohnte, war die Drave nicht weit und noch näher befand sich ein riesiger Wald. Eine Wildnis. Ein Unterschlupf für Bethären, sagte man, deren Anführer sie den „harten Burschen“ nannten, denn seinen richtigen Namen und seinen Aufenthaltsort kannte keiner und wollte auch keiner kennen. Es ist immer besser, man weiß nicht zu viel. Geschah etwas in den Schlössern und Besitzungen ringsum, so ist das Sache der Panduren. Sie sollen mit den Bethären fertig werden, wenn sich die Herrschaften den Frieden nicht erkaufen konnten und die Bethären sich bei den Reichen holten, was sie brauchten. Den Armen nahmen sie ja nichts fort.

Kilian hörte so viel und so oft vom „harten Burschen“ reden, daß er ihn ganz genau kannte. Er hätte ihn einmal gerne gesehen. Es ist aber besser, man sieht ihn nicht, meinten die Leute, die ihm aber nichts Böses nachsagten, teils aus Furcht vor ihm, teils aus Stolz auf ihn. Denn die richtigen Bethären waren selten geworden in der letzten Zeit.

Einmal stand Kilian mit seiner Jungvieh-Herde auf einem Stoppelfeld, das an den großen Wald angrenzte. Da klang aus der Ferne, immer näher kommend, ein lustiges serbisches Lied. Das war der „junge Herr“, ein Schwestersohn des reichen Grundbesizers, bei dem Kilian im Dienste stand. Der konnte auch ungarisch und serbisch, darum half er hier oft aus, wenn fremde Arbeiter mithalfen. Der junge Herr lachte und scherzte gerne, er war gar nicht stolz. Er rief Kilian an: „He, du!“ Etwas flog durch die Luft, als er mit seinem kleinen Pferdchen, das er immer ritt, ganz nahe kam. „Ich schenke dir das!“

Es war ein Zündstein, der Funken gab, die Pfeife in Brand zu setzen.

„Ich habe ihn heute schon einmal verschenkt“, fuhr der junge Herr ärgerlich fort. „Da war Einer gekommen, ob ich ihm kein Feuer geben könnte für seine Pfeife. Wie ich ihm aber sagte, er soll den Stein behalten, da gab er ihn mir zurück: ‚Ich habe den meinen nur verloren, ich bekomme ihn ganz bestimmt zurück, denn wer ihn auch immer findet, wird es nicht wagen, ihn zu behalten!‘ — Damit jagte er wieder davon. Haha! Er war ja ein feiner Kerl, saß auf einem guten Pferd, hatte Pistolen im Gürtel und im Sattelzeug stecken. Und von seinem Kalpak hingen schöne bunte Tücher herunter.“

Kilian riß die Augen auf. „Und wie war er noch? —“

„Kostbraune Haare hatte der Kerl und helle Augen. Und einen Stolz. — Wenn ich aber etwas verschenken will, dann nehme ich es nicht mehr zurück! Auf und davon ist er geritten, in den Bügeln stehend! — —“

Kilian wurde ganz weiß im Gesicht. „Das war — das ist der ‚harte Bursch‘ gewesen.“ Genau so hatten ihn die Leute beschrieben.“

„No, no“, lächelte der junge Herr. „Also hast du ein kostbares Andenken an ihn und brauchst dich nicht zu fürchten, daß er dich frißt!“ — —

Laut lachend ritt er weiter, Kilian aber zog den Atem ein paar-mal durch die Nase. Dieser Zündstein hat ihnen allen vielleicht das Leben gerettet. Die Bethären haben ja schon Botschaft geschickt, daß sie kommen werden.

Ist man aber höflich, so ist es gut. Der berühmte Bethär wollte höflich behandelt werden, sonst — — —

Einige Zeit darauf kam der „Harte Bursch“ tatsächlich, war aber bescheiden und verlangte nur Speck und Brot, das man ihm reichlich gab. Und so blieb es auch weiter, während von allen Seiten Schreckensbotschaften kamen, daß da ein Pächter ausgeplündert wurde, dort Vieh weggetrieben, ein Kastell in Brand gesetzt und eine Herrschaft und die Dienerschaft niedergemacht worden waren.

Kilian griff immer wieder in die Hosentasche: Da war der Zündstein. Das war gut.

Er schläft im Heu, neben dem Bienenhaus. Einmal rüttelt ihn eine Faust auf. Schreien kann er nicht, eine Hand ist auf seinen Mund gepreßt, bei seinem Ohr raunt eine rauhe Stimme: „Still! Versteck mich, sie sind hinter mir her. Rasch, rasch!“

Kilian weiß es, das ist der „harte Bursch“, er springt auf.

„Hörst du“, zischt es wieder, „sie dürfen mich nicht finden!“

Kilian zieht ihn zum Kartoffelfelder. Da finden sie ihn nicht. Da fanden sie ihn nicht, die Herrn Panduren, die alles durchwühlten im Haus, in den Ställen. Die das Dach vom Bienenhaus abtrugen und stundenlang im Park herumpatrouillierten. Die sogar wiederholt in die Gebüschse hereinschossen, ihn aber doch nicht fanden.

Bei Tagesanbruch jagten sie fluchend davon, denn der Bethár mußte nun schon über die Grenze sein. Dieser zog aber derweil, von Kilian geführt, auf Schleichwegen und meist durch einen Bach watend, damit man ihre Spuren nicht finde, bis zum Wald. Da war eine Waldschenke im Dickicht, da wollte der Bethár rasten und seine Gefährten erwarten, die er hierher bestellt hatte.

Der Bethár entließ den Hüterbuben wortlos, doch mit einer gebieterischen Handbewegung, daß er fortmachen sollte. Und noch als ganz alter Mann erzählte der Kilian: „Ich hab’ es verstanden, hab’ mir ihn aber vorher noch gut angeschaut.“ Es war der „harte Bursch“, wie sie ihn geschildert hatten. Stolz ging er ins Dickicht und verschwand im Dunkel. „Für immer!“ Er war verraten worden. Von den Zigeunern, sagten die Panduren später. Die Wirtsleute aber waren wohl mit im Spiel. Und verdienten doch beide Teile an dem Betháren. Er aß und trank, hatte immer Rumpane zu Gast. Aber auf seinen Kopf war eine hohe Summe ausgesetzt.

So war er in die Falle gegangen.

Wieder aß und trank er und ließ sich von den Zigeunern, die sich auch in der verrufenen kleinen Waldschenke herumtrieben, vorspielen und wartete auf seine Leute. Wartete und merkte es nicht, daß einer der Zigeuner sich fortgeschlichen hatte. Merkte es aber, als dieser wieder zurückkehrte. Beobachtete den braunen verschlagenen Burschen heimlich und wußte dann, daß er verkauft war.

Die elende Schenke hatte nur ein kleines Fenster und eine einzige Tür aus dickem Eichenholz. Der „harte Bursch“ legte vor die Tür den schweren Balken, zog seine Pistole aus dem Gürtel, richtete ihren Lauf gegen die Wirtsleute, die entsetzt hinter dem Herd an der Wand lehnten und brüllte ihnen zu, daß sie sich nicht rühren sollten. An ein Entkommen war nicht zu denken. Die Panduren hatten schon die Schenke umringt, der Tanz wird gleich losgehen! Die ihn aber verraten hatten, hielt er fest. Mit ihm sollten und mußten sie verderben!

Die Zigeuner mußten spielen, spielen, mit klappernden Zähnen,

mit verzerrten Gesichtern und zuckenden Gliedern. Der „harte Bursch“ tanzte dazu, hörte nicht auf die Zurufe der Panduren, deren Kugeln nun durchs kleine Fenster hereinspiffen. Sie trafen aber den Bethären nicht. Der unterhält sich großartig. Er höhnt die Panduren: „So trifft man!“ Und schleudert nacheinander Gläser, Becher, Flaschen und Teller durchs Fenster. Und brüllt die wie irrsinnig vor sich stierenden Zigeuner an! „Weiter. Weiter!“ — Und tanzt wie toll..

Wieder pfeifen die Kugeln der Panduren durchs Fenster, die Wirtin sinkt zu Boden, ein Zigeuner heult auf und windet sich in Todesnot. Da schießt der Bethär auch hinaus. Und nun warfen die von draußen einen brennenden Strohwisch auf das Rohrdach der Schenke, das im Nu auflohte, und mit Geknatter und Geprassel flogen die Funken auf wie schwärmende, glühende Hornissen. —

Jetzt war keine Rettung mehr.

Jeden Augenblick mußte die Eichentüre fallen, denn das alte Dach war schon durchgebrannt. Ein geborstener Dachbalken fiel brennend dem Bethären vor die Füße. Der aber zog nur ruhig alles Geld aus den Taschen, das er bei sich trug. Es waren lauter Papierbanknoten, Zehn- und Fünfzigguldenscheine, vielleicht zehntausend Gulden. Ein Vermögen war es, sie sollten aber keinen Nutzen davon haben, er warf alles in die gierig um sich leckenden Flammen und taumelte dann, von der großen Hitze verwirrt, vom Rauch halbersticht und halbblind gemacht, gegen die Türe, die gerade mit einem dumpfen Krach nach vorne stürzte.

Zehn Kugeln trafen zugleich seine Brust. Er fiel aufs Gesicht.

Nur für einen Augenblick und zum ersten Mal sahen die Panduren den Rücken des „harten Burschen“, dann mußten sie sofort zurückweichen, denn die berühmte Schenke stürzte ein und begrub ihn und die anderen unter sich.

Richard Huß / Lied der Deutschen in Ungarn

Stimmt an das neue Lied
von Volkes Kraft und Treu,
die sich dem Vaterland
nun weihet hier aufs Neu!
Der Mann, der uns erweckt zum Leben,
dem wollen ewig nach wir streben:
So lang ein Tropfen Blut noch rinnt
und Trost aus seinem Wort gewinnt.

O, Schwabenvolk, harr aus!
 Die Zeit ist nicht erfüllt,
 wo fertig steht dein Haus,
 das alles Sehnen stillt.
 Man wird auch dich bald ganz verstehen
 und deiner Sehnsucht Feuer sehen:
 Im ungarischen Vaterland
 als treuer deutscher Mann erkannt!
 Uns trieb nicht Ländergier
 ins neue Heimatland;
 dem Rufe folgten wir,
 den man zu uns gesandt.
 Es huben sich die deutschen Scharen,
 die vieler Gaue Kinder waren:
 Der Ungarn ritterlich Geschlecht
 war uns Gewähr für Lebensrecht.
 Mit Fleiß bestellten wir
 des Aders Scholle treu
 und niemals sehnten wir
 verratvoll Hilf herbei.
 Voll Liebe haben wir getragen
 in ernsten und in schweren Tagen
 des Ungarnvolkes Schmach und Schand,
 vereint gekämpft fürs Vaterland.
 Wie in dem Herzen sprüht
 auch Volkes eigne Sitt',
 und Mutterlaut erglüht
 als Ahnenmahnwort mit,
 so kennen wir doch keine Farben,
 als rot-weiß-grün, wofür schon starben
 so viele Helden unserer Art:
 Für Ungarns Freiheitskampf geschart.
 So wuchsen wir heran
 in Ungarns gastlich Haus,
 als treuer Bruderbann
 zu stehn für dieses Haus.
 Wir stehen hier durch Schicksals Wollen,
 das keine Feinde stören sollen!
 Was Gott bestimmt kann nicht vergehn:
 Das Deutschvolk Ungarns bleibt bestehn!

Johann Geislerth / Muttersprache

Dir, Muttersprache, keine gleicht,
seitdem die Welt besteht,
du bist und bleibst stets unerreicht
im Sang und im Gebet.

Den ersten wundersamen Laut,
den wir als Kind gehört,
hat Mütterchen uns lieb und traut
als Wiegenlied gelehrt.

Das höchste Gut, der Glaube, kam,
— in Freude, Leid und Schmerz —
wenn Mutter uns zum Beten nahm,
durch sie in unser Herz.

Drum laß uns flehen Tag für Tag
zu Gott vertrauensvoll,
daß unsere liebe Muttersprach'
er uns erhalten soll!

Hans Faul / Die Fahrt zur neuen Heimat

Und weiter ging die Fahrt. Die Blätten schwammen schon weit in Ungarn drin und den Leuten wurde es eigentümlich zumute. Ein Stück weit von der Kaiserstadt weg war es noch, wie in der Heimat. Dörfer mit weißgetünchten Häusergiebeln und bunten Fensterläden schauten freundlich und einladend aus wohlbestellten Äckern und Feldern, über üppige Wiesen und grüne Wälder zur Donau herab. Leute winkten und riefen ihnen freundlichen Gruß und das Glöcklein im spitzigen Kirchturm vergaß nicht, ihnen entgegenzuschallen.

Aber allmählich wurden die Dörfer schütter und blieben dann gänzlich aus. Nichts gab es an dem Ufer der Donau mehr, nur Schilf, Binsen und knorrige Weiden. Niemand grüßte und winkte vom Ufer her. Entdeckten sie manchmal ein Haus, so war es meist nur eine armselige, niedrige, aus Lehm gestampfte Hütte. Auf deren Wänden saß das bemooste Schilfdach ganz schief, als ob es nur auf den ersten Sturm wartete, der es davontragen soll. Hier

und da ragten aus dem Gestrüpp geschwärzte Trümmer niedergebrannter Dörfer und Städte hervor. Da wurde es den Leuten schwer ums Herz und sie schauten mutlos vor sich hin.

Gut, daß Pfarrer Wolff mitgekommen war. Denn je tiefer die Leute in das öde, wüste Land hineinkamen, um so trauriger wurde alles ringsherum. Um so schwerer wurde es ihnen ums Herz. Sie wurden wirr und hätten beinahe den Kopf verloren.

Daß sie alles von vorne anfangen müssen, das war ihnen klar. Daß aber das „von vorne“ soviel Gestrüpp und Sumpf, ein so leeres, ödes Land bedeutet, hätten sie nicht gedacht. Hier ist ja weiter nichts wie Himmel und Erde. Mitten drin sie, eine Handvoll Leute mit Äxten und Sägen, Krampen und Hauen! Es wird einen harten, ja für viele einen zu harten Kampf geben, aus diesem öden, wüsten Lande eine neue Heimat zu schaffen. So mancher bereute es im Stillen, daß er sein festgebautes, wohlgezimiertes Haus, die alten Felder, den guten Weingarten im Stich gelassen hatte.

— Es wird viele Schweißtropfen und Kopfschmerzen kosten, Herr Pfarrer, bis wir schöne Häuser, fette Rösser und gute Felder haben werden, — sagte Frech Toni zu dem Herrn Pfarrer, als sie eines Abends wieder unter Gottes freiem Himmel Rast machten.

„Die Schwalben bauen ihre Nester doch auch nicht in einem Tag, Toni. Selbst der liebe Herrgott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen. Mit Gottes Hilfe wird es schon werden. Die Felder sind ja gut.“

„Wenn sie dort, wohin wir geh’n, so gut sind, wie hier, dann brauchen wir nicht verzweifeln. In zwei bis drei Jahren kann man viel mach’n“, meinte der Sauter Peter.

„Aber bis dahin?“ seufzten so manche, die dabei standen.

„Bis dahin wird’s halt ein bißerl hart geh’n. Der Kaiser hat ja g’sagt, daß unser Fleiß und Schweiß erst in Jahren seine Früchte tragen wird. Der Boden ist ja gut“, sagte der Engler Christoph.

Sie schauten alle ringsherum, musterten und schätzten Grund und Boden ab. Er war wirklich gut. Jeder suchte sich in Gedanken mit den Augen ein Stück aus und dachte, das wäre gerade genug für ihn.

Und wie sie so fuhren, tauchten auf einmal in bläulicher Ferne die schneeweißen Häusergiebel eines Dorfes inmitten der schier unendlichen Heide auf.

„Als wär’s Betbrunn oder ein anderes deutsches Dorf aus der Heimat“, sagten die Leute zueinander, und das Herz lachte ihnen

in der Brust. Die geknickte Hoffnung, der gebrochene Mut lebten wieder auf, wie das vom Sonnenstrahl verbrannte Blümlein den Kopf und die herabhängenden Blätter wieder streckt, wenn kühler, wohltuender Regen vom Himmel fällt.

Ein ganzes, neues Dorf inmitten einer öden und trostlosen Welt, umgeben von lauter Schutt und Trümmern! Frische, weißgetünchte Giebel, hübsche Dächer und bunte Fensterläden, Äcker und Felder, alle schön gepflegt und wohl bestellt, und eine auf jungen, frischen Halmen sich wiegende Saat. Wie tat das dem Auge so wohl, das Tage lang nur Sumpf und Gestrüpp, nur rußige Reste zerstörter menschlicher Heimstätten gesehen.

Da trieben die Leute die Kösser an, schnalzten mit der Peitsche und wären schon gern in dem neuen Dorf gewesen. Die Wagen rasselten hurtig dahin und wirbelten Staub auf.

Die Leute auf den Feldern draußen sahen die Staubwolke, richteten sich auf und schauten hin. Was mag das sein? Die Windsbraut ist es nicht, denn ringsum regt sich kein Lüftchen und es gibt auch keine Wirbel wie bei der Windsbraut. Endlich tauchten die Wagen auf. Sie waren schon ganz gut auszunehmen.

„Sie kommen aus der alten Heimat“, rief der Mehger Franz zu seinem dritten Nachbar, dem Med Michael hinüber. „Die kommen auch so daher, wie wir vor ein paar Jahren.“

Der Med Michael machte einen Schirm über seine Augen:

„Sicher sind's deutsche Leut'. Die muß ich mir anschauen. Vielleicht ist von der Heimat auch wer dabei!“ Flink ließ er die Haue stehen, suchte seine Pfeife hervor und rauchte an. „Kommst nicht, Mehger?“

„Wie sollt' ich denn nicht kommen?“ erwiderte der Mehger Franz und rauchte ebenfalls an. „Auf Landsleut' ist man alleweil neugierig.“

*

Wie sie so weiter fuhren, leuchteten ihnen eines Tages gegen Mittag im hellen Licht der Sonne, von einem Hügel herab die schneeweißen Mauern eines Schlosses entgegen.

„Wir sind am Ziel!“ sagte Schorsch zu den Leuten. „Droben im Schloß wohnt der Graf, der die neuen Dörfer anlegen läßt und der unser Herr und Gebieter sein wird. Die Häuser rings um den Hügel und an der Donau ist die Stadt Alkofen. Was ihr weiter rückwärts seht, ist die Ofner Stadt, wo schon alles voll ist mit deutschen Kaufleuten und Handwerkern.“

Schorschl ließ die Plätten gegen das Altosner Ufer steuern. Die Donau trennte sich hier in zwei Arme und die Plätten fuhren in den rechten engeren Arm hinein. Vor einem langen hohen Gebäude, das wie ein herrschaftlicher Schüttboden aussah, machten sie Halt und banden die Plätten an den Pflöcken fest.

Kösser Schorschl trat ans Ufer, ging in das hohe Gebäude und kehrte bald mit einem älteren Mann zurück.

„Grüß Gott Leut' in der neuen Heimat!“ rief der herrschaftliche Verwalter Senger den Leuten vom Ufer zu. „Steigt nur aus und bringt eure Sachen herein in den Schüttboden.“

Da wurde auf den Plätten auf einmal alles lebendig, wie in einem Ameisenhaufen. Männer und Weiber und Kinder nahmen die Bündel auf den Rücken, schleppten sie ans Ufer und trugen sie in den Schüttboden. Hier war schon Stroh auf dem Fußboden ausgebreitet und die Leute richteten sich ihr Nachtlager für die paar Tage her, bis alles in Ordnung gebracht und auch die Wagen eingetroffen. Der Verwalter sagte ihnen, daß sie hier noch das zum Anfangen nötige Vieh, die Gerätschaften und auch das Brot für längere Zeit bekommen werden.

In einigen Tagen kamen dann auch die Wagen dahergefahren. Als alle beisammen waren, sagte Verwalter Senger den Leuten, sie sollen sich untereinander verabreden und zehn, fünfzehn, zwanzig Familien zu Gruppen zusammengesellen, denn so viele werden in einem Dorfe angesiedelt. Dann soll jede Gruppe einen gescheiten Mann nennen, die dann morgen dorthin fahren werden, wo die Dörfer angelegt werden.

Die Leute aus einem Dorf, aus einer Gegend hatten sich bald verabredet. Sie bleiben beisammen, wie die Schwalben, wenn sie von der einen Heimat in die andere fliegen. Die vereinzelt und ohne nähere Landsleute standen, schlossen sich dieser oder jener Gruppe an. Einige Betbrunner hatten sich von ihren Landsleuten getrennt und anderen Gruppen angeschlossen. Zu den Betbrunnern aber waren einige Leute gekommen, wie der Schwanauer und sein Weib aus Pforzheim, der Tschert Melchior aus Württemberg, der Jöhli, einige bayerische Holzhackerleute und Leute vom Schwarzwald droben. Als dann die Gruppen fertig, die Leute aber über den gescheiten Mann, der von jeder Gruppe mitfahren sollte, sich nicht einigen konnten, wählte Pfarrer Wolff den Mann heraus, der ihm am reifsten und klügsten vorkam.

„Dann schaut nur alles genau an, ob der Grund gut, ob Wasser und Wald in der Nähe ist und ob's auch Stein oder wenigstens

Lehm zum Bauen gibt!" beauftragten die Leute die „gescheiten“ Männer.

„Herr Pfarrer, bitte vergeßt nicht acht zu geben, ob auch ein Weinberg in der Gegend ist, daß ich meine Reben nicht umsonst mitg'schleppt hab'. Tafferner, ihr könnt' auch ein wenig danach schau'n", sagte Meister Kralek besorgt zu Pfarrer Wolff und dem Tafferner Josef, als sie die Wagen bestiegen, um den Platz für die neue Heimat auszuwählen.

„Verlaßt euch getrost auf uns, Meister Kralek. Den Weinberg werden wir auf keinen Fall vergessen."

Und die Wagen rasselten dahin. Als sie am dritten Tag heimkamen, bestürmten sie die Leute mit Fragen. Ob der Grund gut ist, ob die Dörfer weit voneinander sein werden, ob Wasser und Wald, Stein und Lehm vorhanden sind?

Nachdem dann Pfarrer Wolff, der Tafferner Josef, Walter Lorenz, der Reiskner Ignaz und der Stöhr Martin und noch einige andere Männer mit dem Verwalter Senger alles genau besprochen, die Leute ihr Geld, Vieh und Gerät bekommen hatten, waren sie ganz glücklich. Dem Meister Kralek und dem Frankenschneider tat fast das Herz weh, wie sie die Rösser, Rüh und Wagen sahen, daß sie nicht auch mit Pflug und Sense umgehen können.

„Macht nichts, Meister", tröstete ihn der Stöhr Martl, „ich hab' Roß und Wagen auch nicht gekriegt. Wir wer'n 's halt mit dem Federkiel und der Nadel mach'n, daß es uns auch eine Heimat wird."

„Schon recht, Stöhr, aber wer wird denn uns helfen, das Haus bau'n und den Kram da ins neue Dorf hinausbringen. Denn am Bud'l schlepp' ich die Reb'n und die Sachen nicht mit. Lieber bleib' ich da in der Stadt. Da hab'n 's die Handwerker ganz gut."

„Ihr werdet es auch dort gut hab'n, Meister. Uns're Leut' werd'n uns schon helf'n, das Häuserl fertig bring'n. Nicht wahr, Tafferner?"

„Na freilich. Wir werden uns're Landsleut' doch nicht im Stich lassen."

„Und einen Weingartsgrund krieg'n wir sicher?"

„Soviel ihr wollt. Ihr sollt ihn nur bearbeit'n können."

„Schad', daß ich so wenig Reb'n mitgebracht hab'. Siehst, Hanna, ich hab' dir alleweil g'sagt, nimm auch ein Pinke! auf den Budel, aber du kannst nur jammern und seufzen. Hätt'st g'folgt, möcht'n wir einen Weingart'n wie eine Herrschaft krieg'n. Aber so ist's halt mit den Weibsbildern, immer verderben sie's Beste."

„Vor zwanzig Jahr'n habt ihr mit der Frau Meisterin sicher nicht so g'sprochen, Meister Kralek“, sagte Mannerl, dem Stöhr Martl sein junges Weib.

„Ach ja! Da hat's den ganzen Tag nur süßes Hannchen hin, liebes Hannchen her, heißen. Er hat's verstanden, der alte Spitzbub', wie man mich drankriegt. Den Himmel hat er mir auf Erden versprochen und die Höll' ist draus g'word'n und er ist der lebende Teufel“, seufzte die dicke Meisterin.

„Was ist denn los?“ fragte Pfarrer Wolff, der eben hinkam und das mürrische Gesicht der Meisterin sah. „Was ist dem Meister schon wieder nicht recht?“

„Ach! Herr Pfarrer, das ist ein Kreuz mit dem Mann, Reb'n hätt' ich ihm von der Heimat am Buckel mitschlepp'n soll'n. Einen Weingart'n will er mach'n, wie eine Herrschaft und jetzt sind die Reb'n z'wenig dazu. Darum streitet er mit mir.“

„Reben kriegen wir aufs Jahr soviel wir nur brauchen. Der Verwalter Senger hat gesagt, auf das nächste Frühjahr läßt er ganze Plätten voll Reben bringen. Da könnt ihr, Meister Kralek, davon für einen ganzen herrschaftlichen Weingarten haben. Ihr sollt nur die Arbeit zwingen.“

„Das hab' ich nicht g'wußt, Herr Pfarrer, daß man Reb'n nachbring'n wird. Sonst hätt' ich der Hanna kein Wort gesagt.“

Und Pfarrer Wolff hieß die Leute, ihre Sachen auf die Wagen packen, die Rösser füttern und auch selbst essen, denn nach dem Essen geht's der neuen Heimat zu.

Bevor die Leute sich trennten, dankten sie Pfarrer Wolff für alles Gute, für Rat und Tat, mit denen er ihnen unterwegs beigestanden und baten ihn, hie und da auch zu ihnen zu kommen, damit sie nicht wie verlassene Schafe umherirren und manchmal auch das Wort Gottes hören. Pfarrer Wolff versprach es ihnen gern. Sein Auge schimmerte feucht, wie er manchem streichelnd über das junge oder greise Haupt fuhr und er betete still zu Gott, dem Allmächtigen:

Er möge sie segnen, diese armen, einfachen Leute. Ihren Fleiß, ihre Tugenden bewahren. Ihnen ihre Schwächen und Fehler nachsehen. Sie sind ja nur Menschen, arme, einfache Menschen, die aber guten Willens sind. Er möge sie hüten und schützen, damit sie sich in dieser Einöde nicht verirren, sich nicht zu tief in den Erdboden vergraben. Damit sie immer Menschen, gute, brave Menschen bleiben, wie sie es jetzt, trotz ihrer schwachen Seiten sind.

Und Pfarrer Wolff segnete sie der Reihe nach. Sie sollen in

jedem Dorf ein großes, hölzernes Kreuz aufstellen. Denn fangen sie mit Gott an und ist Gott in ihrer Mitte, dann wird alles gelingen und ihre Häuser werden nicht auf Sand gebaut sein. Eine neue Heimat sollen sie schaffen und da müssen sie auf festes Fundament bauen, auf Gott. Der erste Axtschlag, der erste Spatenstich gelte ihm. Ist das Kreuz aufgepflanzt, dann können sie ruhig und sicher anfangen zu bauen. Das Fundament wird nie wanken und weichen. Bleiben sie auch weiterhin tüchtige, brave deutsche Leute, so werden bald überall inmitten wohlbestellter Äcker und Felder schneeweisse Häusergiebel schimmern, blaue Fensterläden leuchten und die neue Heimat wird geschaffen sein.

Die Leute versprachen, alles zu tun, wie Pfarrer Wolff ihnen ans Herz gelegt und fuhren, von einem gräßlichen Wegweiser geführt, der neuen Heimat zu.

Als erste machten sich die Edecker auf den Weg. Sie hatten am weitesten zu fahren. Dann folgten die Perwaller und Jenaer. Zuletzt fuhren die Tormaller und Schambeker.

„Bleibt g'sund, Schambeker!“ sagten die Tormaller, als auch sie an die Reihe kamen und auf ihre Wagen stiegen.

„Pfüt Gott, Tormaller!“ erwiderten die Schambeker.

„Schambeker . . . Schambeker“, murmelte der Tafferner Josef vor sich hin, der das Leitseil in der Hand, sich an die Wagenleiter lehnte. „Schambeker und nicht mehr Betbrunner . . .“

Während der ganzen Reise hatte er kaum an Betbrunn, an die alte Heimat gedacht. Und jetzt war sie plötzlich da vor seinen Augen. Die alte, traute Kirchhofmauer, hinter der sie alle ruhen: Vater und Mutter, Großvater und Großmutter. Die Kirche, Häuser, bekannten Gesichter . . . Sein Haus, in dem jetzt schon ein anderer schaltet und waltet . . . die Felder . . . der Weingarten . . . alles, alles . . .

„Betbrunn!“ seufzte er und fühlte, daß sein Auge feucht wurde.

Pfarrer Wolff legte ihm die Hand auf die Achsel.

„Was euch Betbrunn war, das wird euren Kindern und Kindeskindern Schambek sein.“

Der Tafferner setzte sich auf und fuhr an der Spitze der Schambeker ihrer neuen Heimat zu.

Rudolf Becht / „Zum Gebet!“

Der Hornruf von damals ist längst verweht.
Verweht auch die Blumen der feldgrauen Rappen.
Vermodert sind unsere Füchse und Rappen,
verhallt das Kommando von einst:

„Zum Gebet!“

Durchs Tor fuhr polternd Gespann und Gespann
mit blanken Geschüßen. Es sprühten die Hufe.
Vom Gehsteig erklangen die segnenden Rufe:
Schirmende Wünsche für Sohn . . . Vater . . . Mann . . .

Im Rücken die Heimat, vor uns die Pflicht
und droben das tosende Kriegsfirmament —
so zog Jahr um Jahr Batterie, Regiment
durch Schlachten zum Ruhm, durchs Dunkel zum Licht.

Der hellrote Aufschlag verblich am San.
Das Feldgrau entfärbte russischer Regen.
Im Schnee der Beskiden, auf Alpenstegen
beschützte nicht jeden sein Talisman.

Die ersten fielen und machten Quartier
für jene, die folgten unter die Hügel.
Herrenlos flirrten vom Sattel die Bügel
und wiehernd klagte das treue Tier.

Granaten zerrissen Geschütz und Proben,
den Heldentod starb Offizier, Kanonier —
doch jüngere schlossen das schüttre Spalier,
den Alten würdig in opferndem Trozen.

Die Jahre gingen. Von Sieg zu Sieg
schritten auf allen Fronten die Heere —
und doch kam der Tag lähmender Leere:
Es kam ein Frieden, härter als Krieg.

Wir kehrten heim, die Seele zerschunden,
verzweifelt an allem, woran wir geglaubt —
und fanden die Heimat verstümmelt, beraubt,
alles bedeckt mit schwärenden Wunden.

Das Leben lebt dennoch, von Hoffnung gestrafft,
zäh schleppt es sich weiter durch Dorn und Gestein —
die Pflugscharen ziehen durch Heldengebein
und mehren das Brot: die hoffende Kraft.

Es gibt kein Opfer, das sinnlos wäre.
In jedem Tod liegt geheimer Sinn.
Was heut Verlust, wird morgen Gewinn,
und plötzlich füllt sich schmerzlichste Leere.

Aus Schmerz wird Stolz, aus Klage heißer Dank,
und Dank wird Erz und dieses Erz bejaht
den ewigen Bund mit jenem Kamerad,
der einst im Kampf aus unsren Reihen sank.

Und heute, da das Denkmal vor uns steht,
hebt an ein Wogen hinterm Postament —
und lautlos schwebt heran ein Regiment
in Reih und Glied mit altem Kriegsgerät.

Geschütze, Proben und das Sechsgespann —
die Füchse, Rappen, schemenhaft und fahl —
die Kameraden mit dem blutgen Mal —
und keiner fehlt, kein Offizier, kein Mann . . .

Stumm tönt das Horn, die Pferdemähne weht —
und während still das Geisterregiment
sein Heim bezieht: das erzne Monument,
ertönt der Ruf:

„Kniet nieder zum Gebet!“

Peter Jekel / Siedlertreue

Als einst vor ungefähr zweihundert Jahren
die Türkenhorden schon vertrieben waren,
lag unser heimgesuchtes armes Land
verwüstet, volklos, öde und verbrannt.
Sendboten zogen aus nach Deutschlands Gauen,
dort Siedler werben: Männervolk und Frauen.
Denn allbekannt, befundet weit und breit
war deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit.

Drum wurde unser Ahnenvolk gerufen
 mit Hab und Gut in allen Altersstufen;
 die Männer knorrig, wetterfest und hart,
 die Mütter häuslich, stark nach Frauenart.
 Getreu der Sprache und ererbten Sitte,
 mit Gottvertrauen in geeinter Mitte,
 so schafften sie geduldig Jahr für Jahr,
 trotz Mühen, Drangsal, Nöten, Pestgefahr.
 Geeint in Liebe, Ernst und starkem Willen
 sind wir verwachsen mit den teuern Schollen,
 die unser Blut und Schweiß bisher gedüngt
 und unsere Arbeit immer neu verjüngt.
 Verbunden mit dem Ungarvolk im Lande,
 durch Freud und Leid und feste Schicksalsbände,
 geloben wir erneut mit Herz und Hand
 die Treue dir, du schönes Heimatland.

Peter Jekel / Schwäbisches Bauernlied

Wir sind ein Bauernstamm, das macht uns stolz,
 aus kerngesundem hartem Holz.
 Ist auch an schwerer Arbeit reich das Jahr,
 wir preisen, Herr, dich immerdar!

Was wir auf unserm schönen Ackerland
 gebaut mit schwielenharter Hand,
 ist Gottesseggen und des Bauern Zier:
 O Herr, wir danken dir dafür!

Das Ahnenvolk kam her aus deutscher Mark,
 war fleißig, treu und glaubensstark.
 Das sind auch wir am neuen Heimatherd:
 Laß, Herr, uns sein der Ahnen wert!

Verwachsen mit dem Boden, der uns trägt,
 den Sense, Pflug und Hacke pflegt,
 ist unser ganzes Leben unverwandt:
 Herr, schütze unser Heimatland!

Peter Jekel / An Jakob Bleher

Aus echtem Bauernblut und erdverbunden
warst du geformt, im Wesen fest und hart,
zu ihnen hast du stets zurückgefunden
als Urquell deiner starken Eigenart.
Wie aus der Aderscholle Gottes Güte
durch Bauernhände neues Leben schafft,
erwuchs daraus bei dir als Wunderblüte:
Heroisch ungehemmte Willenskraft.

Dein Bauernvolk, zuerst verzagt, beklommen,
war aus dem Dämmerzustand jäh erwacht,
es hatte sehnend deinen Ruf vernommen,
gehört der Väterworte Zaubermacht.
Du hast es aufgerüttelt: Land und Leute,
du hast's erweckt und rasch bereitgestellt,
damit es unaufhaltsam weiterschreite
in eine neue, hoffnungsvolle Welt.

Emporgestiegen aus des Volkes Tiefen
ward diese Sehnsucht licht und ahnungsvoll,
als ob viel tausend frohe Stimmen riefen,
daß es nun endlich besser werden soll.
Nicht eine dieser Stimmen ging verloren,
sie drangen dir belebend bis ins Mark:
Dein Führertum ist aus dem Volk geboren,
drum blieb es unerschütterlich und stark.

Des Volkes Wohl und Zukunft galt dein Ringen,
dein trübig Kampf und Streit, heroisch echt,
fanatisch glaubtest du an sein Gelingen:
Denn endlich siegen muß ein göttlich Recht!
Mit zielbewußtem Blick hast du verstanden,
zu wählen jederzeit die Kampfesart:
Wo's nottat, war auch Mäßigung vorhanden,
sonst ging es unerbittlich hart auf hart.

Was du in deiner Sendung hast errichtet,
was du mit hohem Sinn gezeigt, gelehrt:
Ist ein Vermächtnis, das dein Volk verpflichtet,
in aller Wandel Zeiten ewig währt.

Ein leuchtend Beispiel vollklich höchster Tugend
stehst du vor uns in hellem Glorienschein,
und wir geloben: Alter sowie Jugend
im Tun und Handeln ähnlich dir zu sein!

Hans Leicht / Der Vater

Ich habe einst gewaltige Gesichte
im blauen Himmel knabenhaft geschaut:
Aus eigener Kraft mit Dächern hoch im Lichte
mir eine reiche Riesenstadt erbaut.
Geherrscht hab ich darin mit Macht und Liebe,
mein Wille war die Feder im Getriebe.
Am Leben mußte meine Stadt verbrennen, —
aber mein Sohn, du wirst sie bauen können.

Ich jagte Wolken wechselnd vielgestaltig,
erträumte mich an Körper hünenhaft,
am Geiste später reich und allgewaltig
als Sänger, der im Worte Ewiges schafft.
Ich wollt im Fluge dann die Welt erstürmen,
zu Pracht und Prunk und Schönheit Schätze türmen.
Gestrebt hab ich und wieder nachgelassen, —
aber mein Sohn, du wirst dein Ziel erfassen.

Mein Leben wurde klein und machte mürbe,
entriß mir meine Pläne fehenweis —
nur du bist mir geblieben. Wenn ich stürbe,
ich hätte nur noch einen Glauben heiß:
Nicht unnütz hat mein Schicksal mich zerrieben,
ich werde in dir wirken, wachsen, lieben,
denn all mein Blut hab ich an dich gegeben, —
aber mein Sohn, du wirst dich selber leben.

Du wirst Du sein: dein eigener Gedanke.
Ich war die Sprosse, doch du bist der Sprung.
Ich war der Stock, du bist die Rosenranke.
Ich bin gebrochen, aber du bist jung.
Mein Flößchen ist in dir zum Strom geschwollen,
mein Wünschen ist in dir gereift zum Wollen.
Ich bin gefallen. Laß mich sterbend liegen! —
Kämpfe, mein Sohn, ich werde in dir siegen.

Hans Leicht / Der Mann

Ich hoffe auf den Tag, da ich dem Schicksal sagen könne:
Ich fürchte mich vor dem Tod nicht mehr,
ich habe mich zu ihm durchgelebt.
Ich habe die reiche Blüte entfaltet
und habe die satte Frucht eingeerntet.
Ich walte über der Wohltat des Besitzes und halte Enkel an der
Hand.
Ich habe den Kampf auf mich genommen und habe ihnen den
Frieden bereitet.
Ich habe sie gestählt in ihrer Jugend und habe die Starken in
das Feste eingesetzt.
Ich bin der erste geworden in langer Reihe: die Späten werden
den Weg mit ihren Blicken zurück tun und werden mein Bild
schauen.
Ich habe die Menschen meistern gelernt auf dem Weg und bin in
der Macht weise gewesen.
Es ruht die Fülle noch in meiner Hand und niemandem bin ich
noch zur Last.
Es wartet noch jeder, daß ich weiter schaffe: aber ich weiß, daß
ich vollendet habe —
und neige mein Haupt vor dem Höchsten voll Dank, daß er mir
das Leben gegeben
und lege es in die Güte seiner waltenden Hände zurück.

Hans Leicht / Der Feldherr

Fernher über die Meere
strömten der Feinde Heere,
denn der Haß der ganzen Welt
hatte mein Volk umstellt.
Männer treu und verwegen
traten dem Feind entgegen,
hielten stand in Not und Qual,
starben, wenn ich es befahl.
Über Trümmer und Leichen,
über verkohlenden Reichen
führt ich die Helden in Kampf und Tod,
doch es war Gebot.

Konnten mich nicht kümmern
Sterbender nächtliches Wimmern,
Mütter, denen das Herz zerbricht,
denn so war es Pflicht.

Ruhm, der mir gewunken,
machte mich nicht trunken,
war Verdienst manch treuer Brust:
Hab' es immer gewußt.

War mir Stolz nur und Ehre,
daß ich dem Feinde wehre
und daß gläubig auf mich schaun,
die zu Hause baun.

Neue und neue Horden
stürmten, mein Volk zu morden.
Ich erstickte ihre Wut
in einem Meer von Blut.

Heiliges deutsches Ringen,
nie wird dein Ruhm verflingen:
Heimlich erbehte der Feind bis ins Mark,
da er uns sah so stark.

Aber dem Hunger und Lügen
mußte mein Volk erliegen,
und die Kraft vom stärksten Land
brach in meiner Hand.

Brach, ich konnt es nicht hemmen,
brach in allen Dämmen,
brach, — ich stand nach Flut und Sturm
ein verfallender Turm.

Aber einst blühenden Auen
sah ich Verwüstung und Grauen,
aus dem Schlamm der Tiefe stieg
Bosheit, Bruderkrieg.

Hinterlist und Hader
ließen dem Volk zur Ader
und von jedem finstren Ort
glokte Meuchelmord.

Wucherndes Ungeziefer
drückte mein Volk immer tiefer.
Zwischen Verrat und Niedertracht
hielt ich der Zukunft Wacht.

Denn unter modriger Hülle
regte sie sich stille,
stieg aus dem Sumpf allmählich hervor,
reckte sich mächtig empor.

Junge, gewaltige Reden
kamen, das Volk zu wecken,
und ein Mann, wie klingender Stahl
war's, der ihnen befahl.

Aus des Volkes Schmerzen
wuchs ihm die Liebe im Herzen,
in des Weltbrands höllischer Glut
war geschmiedet sein Mut.

Mann, dich setzt' ich zum Erben,
Leicht kann ich drum sterben!
Wache und führe dies Volk nun du
Ehre und Frieden zu.

Die Deutschen in Rumänien

Das neue Großrumänien erhielt bei der Raumverteilung nach Beendigung des Weltkrieges viele Gebiete zugeteilt, in denen wichtige deutsche Volksgruppen angesiedelt sind. Siebenbürgen, ein Großteil des Banates, die Bukowina, Bessarabien, Sathmar und von früher her die Dobrudscha: sie beherbergen rund achthunderttausend Deutsche. Wir sprachen schon von dem ganz verschiedenartigen Alter dieser deutschen Volksgruppen und dem infolgedessen auch verschiedenartigen Gepräge der aus ihnen hervorgegangenen Dichtung. Für diese Unterschiede der dichterischen Eigenart sind freilich auch noch andere Gründe verantwortlich. Ich meine damit nicht nur die zahlenmäßigen Größenunterschiede und die so oft ins Treffen geführten konfessionellen Differenzen, sondern auch die ursprüngliche Stammesheimat und ihre rassischen Voraussetzungen sowie die bisherigen politischen Lebensbedingungen.

Die Sathmarer Schwaben, etwa fünfzigtausend, in diesem Fall wirklich aus Württemberg ausgewanderte Schwaben, sind zwischen 1712 und dem Beginn des 19. Jahrhunderts von der wichtigsten Großgrundbesitzersfamilie des damals zu Ungarn gehörigen Komitates, den Grafen Karoly, ins Land gerufen worden. Ursprünglich im Frondienst, seit 1848 als freie Bauern, litten sie sehr unter der Isolierung und unter scharfen, von Schule und Kirche her betriebenen Magharisierungsbestrebungen. Selbst noch unter der rumänischen Regierung versuchte lange Zeit hindurch die magharische Geistlichkeit als Schulerhalter, die Deutschen in Schulen mit ungarischer Unterrichtssprache zu zwingen. Erst seit 1935 hat die rumänische Schulverwaltung die ungarischen konfessionellen Schulen ausgeschaltet, sodaß die Deutschen nun ihre eigenen Schulen besuchen können. Daß sich unter solchen Verhältnissen bisher noch kein erhebliches deutsches Schrifttum der Sathmarer Volksgruppe entwickeln konnte, ist begreiflich. Nicht viel anders steht es mit der kleinen bäuerlichen Volksgruppe in der Dobrudscha (13 000). Die Einwanderung in das damals der Türkei unterstehende Gebiet erfolgte 1840. Als 1878 die Dobrudscha an Rumänien abgetreten wurde, wurde in den Schulen die rumänische Unterrichtssprache eingeführt. Die Deutschen erhielten freilich das Recht, deutsche Privatlehrer zu halten; das scheiterte aber oft an der großen Armut dieser vorwiegend evangelischen Volksgruppe. Erst seit dem Zusammenschluß aller deutschen Volksgruppen in Rumänien (1935) geht es auch hier kulturell aufwärts.

Das aber ist überhaupt nun charakteristisch und für die kommende Entwicklung von großer Bedeutung, daß unter dem Eindruck des reichs-deutschen Wiederaufstiegs dieser Zusammenschluß aller Deutschen in Rumänien erfolgte — (die noch bestehenden Konflikte der beiden Gruppen werden hoffentlich bald überwunden sein) — und daß nun die jüngeren, infolge ihrer politischen Vergangenheit weniger entwickelten Volksgruppen an den älteren und traditionsreichen, besonders an den Siebenbürgern, ihre Stütze und Ausrichtung finden. Die Kantate „Volk im Osten“ von Arnold Roth (S. 481 ff.) zeigt uns diesen Kristallisations- und Erziehungsvorgang, der besonders auch für B e s s a r a b i e n gilt, in voller Deutlichkeit. Diese achtzigtausend, meist evangelischen Deutschen in der Steppe Bessarabiens, die vom Zaren Alexander I. seit 1812 angesiedelt wurden, hatten es nicht leicht. Sie waren aus Preußen und Süddeutschland, vorwiegend Württemberg, aber auch aus der deutschen Volksgruppe in Kongreß-Polen gekommen und sahen sich nicht einer Staatsnation, sondern einem Gemengsel von Russen, Rumänen, Ukrainern, Juden, Bulgaren gegenüber. Trotzdem setzte deutscher Bauernfleiß sich durch. Die anfänglichen vierundzwanzig „Mutterkolonien“ gliederten allmählich neunzig weitere „Tochterkolonien“ an. Die Bevölkerung wuchs zusehends. Deutsche Volksschulen sorgten für guten Unterricht. Diese auch kulturell günstige Entwicklung brach 1892 ab; denn nun begann eine jähe Russifizierung. Unter den innerrussischen Kämpfen gegen die Deutschen während des Weltkrieges hatte die Volksgruppe Bessarabiens besonders zu leiden; mehr noch freilich unter der kurzen Bolschewisten-Herrschaft und unter späteren Bolschewisten-Einfällen. Die Eingliederung in den rumänischen Staat brachte den Bessarabien-Deutschen leider noch keine Schulautonomie; die Volksschulen sind rumänisch. Nur die drei höheren Schulen sind deutsch; daneben wirken deutsche Privatlehrer. Außerdem erlitten die Bessarabien-Deutschen — genau so wie die im Banat und in Siebenbürgen — durch die rumänische Agrarreform starke Einbuße an Bodenbesitz. Da eine weitere Landzuteilung unter diesen Verhältnissen vorläufig nicht gegeben ist, beginnt seit geraumer Zeit eine soziale Umschichtung: viele Bauernsöhne trachten, ins Handwerk, in Handel und Industrie hineinzuwachsen; auch akademische Berufe werden nun allmählich ergriffen. Das Schrifttum der Bessarabien-Deutschen entfaltet sich vorläufig nur in der Presse und im „Deutschen Volkskalender für Bessarabien“: er ist Chronik und Literaturgeschichte, Sammelorgan der heimischen Dichtung und des heimischen Brauchtums in einem. Die Proben, denen wir hier und in der Presse begegnen und aus denen wir einiges vorlegen, zeigen uns Ihrische Stimmungsbilder aus dieser von den Deutschen eroberten Steppenheimat,

daneben manche erschütternd hilflos hervorgebrachte Erzählung aus dem Wanderleben und den Kriegsschicksalen der deutschen Sippen; auch mancher Volksbrauch, wie das „Kernerknäcken“, d. h. das Knäcken der Sonnenblumenkerne, das bei jeder Gelegenheit in der Gemeinschaft betrieben wird, spricht aus humoristisch-lyrischen Charakteristiken zu uns. Aber auch Anekdoten- und Sagengut ist festgehalten, und die launige Mundart läßt die patriarchalischen Züge dieser Volksgruppe deutlich erkennen. Lehrer und Küster, Schreiber und Kaufleute treten uns da als Volkschriftsteller und zugleich als Wähler des völkischen Erbgutes entgegen. Die schweren Lebensbedingungen dieser Volksgruppe, die so oft unter Mißernten zu leiden hat, lassen sie uns nur indirekt fühlen. Das Unselbstbewußtsein geht ein in die liebevolle und doch melancholische Landschaftsschilderung. Nur zaghaft leuchtet da und dort der Versuch auf, die Tradition einzugliedern in den dichterischen Akt volkhaften Selbstbewußtseins. Die Bessarabien-Deutschen haben die negativen Segnungen des Bolschewismus, den sie auch noch nach ihrer Eingliederung in Großrumänien einmal mit der Waffe abwehren mußten, zu genau am eigenen Leibe kennengelernt, um ein marxistisch gewordenes Deutschland willkommen zu heißen. Bittere Seitenhiebe auf diese gefährvolle Zwischenzeit des Reiches finden sich in manchen der unbeholfenen autobiographischen Skizzen. Die deutsche Wandlung wurde von ihnen deshalb um so leidenschaftlicher begrüßt. Im Schrifttum sind die Spuren davon indirekt in Andeutungen des Willens nach einer neuen Lebensgestaltung anzutreffen, wie sie sich etwa in einem neuen Frauenideal und vielem anderen aussprechen. Aber auch die neu zusammengeschlossene Jugend tastet sich schon hinüber zur neuen Lebensform. Je stärker diese deutsche Volksgruppe mit der Siebenbürgens in Fühlung kommt und je stärker die Berührungen mit dem Mutterlande in Zukunft werden, desto stärker wird sich auch ihr Schrifttum an den neuen völkischen Möglichkeiten aufrichten können.

Die Deutschen des B u c h e n l a n d e s, die vorerst Joseph II., dann im weiteren 19. Jahrhundert die österreichische Verwaltung ansiedelte, konnten sich zunächst wirtschaftlich und kulturell gut entwickeln. Die Nationalitätenkämpfe innerhalb der Monarchie freilich beeinträchtigten später diese Entwicklung; sie weckten aber auch das völkische Selbstbewußtsein, das dann vom Deutschen Schulverein besonders gefördert wurde. Auch die Tatsache, daß trotz des Buchenländischen Völkerkonglomerats die Unterrichtssprache der Universität Czernowitz deutsch war und ein deutsches Theater in der Landeshauptstadt existierte, stärkte die kulturelle Entfaltung, die freilich auch wieder durch die vielen deutschsprechenden Juden sehr gefährdet wurde. Schon seit 1897 empfanden die Deutschen des Buchenlandes die dringende Notwendigkeit, sich gegenüber den

Juden in einer eigenen „Volksgemeinschaft“ zusammenzuschließen. Seit der nach dem Weltkrieg erfolgten Eingliederung in den großrumänischen Staat erlitt diese deutsche Kulturentwicklung einen Rückschlag nach dem anderen. Von der Universität bis zur Volksschule ist — mit Ausnahme weniger höherer Privatschulen — alles rumänisch geworden. Tausende deutscher Kinder können keinerlei deutschen Unterricht erhalten. Nur der neue Zusammenhang mit den größeren und älteren deutschen Volksgruppen Rumäniens gibt einigen Rückhalt. Das Schrifttum der Deutschen aus dem Buchenland hat früher schon, besonders im Raum der Mundartdichtung, manches Schöne geboten. Wie alte Bauern-Handarbeit muten diese althergebrachten Brauchtum verpflichteten Reim-Bilderbogen an. Sein eigenartigster Vertreter ist der jetzt in Niederösterreich lebende Heinrich K i p p e r (* 1875) aus Illischeste. Das Wichtige an seinen Schriften ist, daß sie seinen eigenen Landsleuten in all den schweren Jahren viel bei der Deutscherhaltung geholfen haben. Seine Volksstücke werden von den deutschen Laienbühnen des ganzen Karpathenlandes eifrig gespielt, seine Mundart-Gedichte und -Lieder wandern dort von Siedlung zu Siedlung. Im Krieg war Ripper einer der österreichischen Karpathen-Kämpfer und hat sich gerade auch an der Seite reichsdeutscher Regimenter sehr bewährt. Seine zum Teil in der Mundart abgefaßten „Lieder eines Verwundeten“ sind von Kienzl, Keldorfer u. a. vertont und im Krieg mannigfach gesungen worden. Neben einer Reihe von Schauspielen und Volksstücken, aus denen besonders das volkshundlich wichtige „Der Dickbutter als Hexenmeister“ genannt sei, müssen vor allem die beiden Romane „Die Teufelschmiede“ und „Die Enterbten“ hervorgehoben werden; denn aus ihnen spricht in vielen realistisch und humorvoll festgehaltenen Zügen das karpathendeutsche Volksleben und Brauchtum eine beredte Sprache. Aber auch ihre sittliche Haltung charakterisiert dieses deutsche Karpathenbauerntum: der Kampf um die Überwindung des Materialismus, wie er in den „Enterbten“ von der jungen Generation gegen die ältere ausgetragen wird, spielt sich in Formen ab, die uns große Zuversicht einflößen. Der Standort des Dichters erinnert uns dabei sehr an den Jeremias Gotthelfs, des großen dichterischen Volkserziehers. Ripper weiß aber auch, worauf es nun ankommt. Sein Wort:

„Und wie die Berge Gottes stehen,
so lebt und bleibt dort ewig deutscher Sinn“

gilt für sein ganzes, im binnendeutschen Raum viel zu wenig bekanntes Werk, damit aber auch für die Volksgruppe, aus der er herkommt.

Wesentlich günstiger, vielgestaltiger und reicher sieht das Bild aus,

das uns das Schrifttum der vor zweihundert Jahren eingewanderten Banater Schwaben bietet. „Schwaben“ bedeutet hier keine Stammesbezeichnung, sondern, wie auch die Bezeichnung „Sachsen“ bei den Siebenbürgern, nur einen Sammelnamen für alles Deutsche. Mit Recht konnte Madler von diesen vor allem zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. eingewanderten Schwaben feststellen: „Was hier geschah, gibt es im ganzen deutschen Siedelraum kein zweitesmal. Der Raum ist eine Musterkarte aller hochdeutschen Stämme und Landschaften. Stammweise ließen sich die Zuwanderer in eigenen Dörfern nieder, stammweise bunt durcheinander, ohne sich zu vermischen. Die Dörfer haben bis heute die Stammesart ihrer Herkunft reiner bewahrt als ihre längst verlassene Heimat.“ Diese stammesmäßige Verschiedenheit der Siedler wurde allzu lange als Trennendes zwischen Deutschen und Deutschen aufrechterhalten. Die sonst so begrüßenswerte Mundart hemmte hier oft das Verstehen von Ort zu Ort. So kam es, daß bis zum Weltkrieg ein wirklicher Zusammenschluß der Deutschen im Banat, und damit das Fundament, von dem die kulturelle, zugleich die künstlerische Leistung sich hätte erheben können, fehlte.

Dazu kam seit 1867 die scharfe Magharisierung; denn das Banat gehörte ja von da an bis zum Frieden von Trianon, also bis zum Ende des Weltkrieges, zu Ungarn. Zwangsweise wurden die jungen Banater Deutschen in ungarische Schulen geschickt. Der junge Müller-Guttenbrunn, der später dann als Dichter der erste Erwecker des deutschen Widerstandes im Banat und zugleich der Entdecker des Banater Deutschtums für die Binnendeutschen wurde, mußte nach Siebenbürgen ins Gymnasium gehen, um überhaupt an einer deutschen Anstalt studieren zu können. Als im Weltkrieg Madlens mit seinen Truppen in das Banat kam, wurde diese Begegnung für die halb schon magharisierten Banater Deutschen zur großen Erweckung. Nun erst verstanden sie, was ihr Landsmann Müller-Guttenbrunn wollte, und nun erst, besonders dann nach ihrer Eingliederung in den rumänischen Staat, ging eine gewaltige Welle der bewußten Rückkehr zur angestammten deutschen Art durch die Bevölkerung. Die Rumänen förderten zunächst diese Bewegung, um die Banater Deutschen von den Ungarn in jeder Beziehung loszulösen. Später aber wurden, besonders im Schulwesen, starke Rumänisierungsbestrebungen bemerkbar, die auch heute noch nicht überwunden sind. Dazu kommt die bedauerliche Tatsache, daß die Deutschen in ihrem Bodenbesitz sehr benachteiligt wurden. Eine erschreckende Einschränkung der Kinderzahl ist die Folge. Es wäre dringend zu wünschen, daß die rumänische Regierung bald schon einsähe, wieviel die Urbarmachung dieser Landschaft den Deutschen verdankt.

Das Problem des ungarisch erzogenen und damit seinen Eltern und seiner nationalen Herkunft entfremdeten Sohnes wird uns in einer Reihe von Erzählungen und Romanen aus dem Banat geschildert. Am eindrucksvollsten wohl in Adam Müller-Guttenbrunn (1852 bis 1923) Roman „Die Glocken der Heimat“ (1911), der als eines der ersten Dokumente einer bewußten Pflege des Auslanddeutschtums und einer bewußten dichterischen Gestaltung dieses politischen Vorwurfs das Interesse der Binnendeutschen auf die in Vergessenheit geratene Volksgruppe und auf ihr schönes Land hinlenkte. Adam Müller-Guttenbrunn ist deshalb auch über seine Bedeutung für die Banater Deutschen hinaus prinzipiell für die Geschichte des deutschen Schrifttums bedeutungsvoll geworden. Die Wiener Universität, an der Müller-Guttenbrunn studiert hatte, verlieh ihm noch knapp vor seinem Tod für diese grundsätzliche Leistung den Ehrendoktor. Nach seiner wichtigen Tätigkeit als Direktor zweier Wiener Volkstheater bereiste Müller-Guttenbrunn wieder seine Heimat. Da werden alle Jugenderlebnisse in ihm lebendig; vor allem aber brennt ihm die völkische Not des Banater Deutschtums auf der Seele — und aus dem Gefühl, hier in letzter Stunde rettend eingreifen zu müssen, entstehen nun knapp vor Beginn und während des Weltkrieges seine Romane. Als 1908 Müller-Guttenbrunn's erster Banater Roman „Sözendämmerung“ erschien, als er hier zuerst die großen Gefahren der Magharisierung aufzeigte und mit seinem Ruf „Wann steigt der Kaiser zu Pferd“, der leitmotivartig in dieser Schilderung der ungerechten Unterdrückung des Deutschtums im Banat immer wiederkehrt, an Kaiser Franz Josephs Gerechtigkeit appellierte, da war man in Budapest sehr ungehalten. Müller-Guttenbrunn aber wollte bewußt mit diesem Roman eine Schrift „wider die Verletzung aller natürlichen Volksüberlieferung“ schreiben. Die beiden anderen Romane „Die Glocken der Heimat“ und „Meister Jakob und seine Kinder“ ergänzen ihn zu einer Heimattrilogie, die die ungarischen Zustände von 1850—1868 schildert und die Unterdrückung der Banater Schwaben, aber auch ihre Leistung für die Rodung des Landes mit einem gesunden Blick für die Problemwelt der zu fordernden Volksgemeinschaft darstellt. Damit hat Müller-Guttenbrunn einen thematisch ganz neuen Boden betreten. Den typisch grenzdeutschen Romanen der Sudetendeutschen stellte er als Erster den typisch auslanddeutschen Roman gegenüber. Auch seine zweite, 1913—1918 entstandene Romantrilogie „Von Eugenius bis Joseph“ („Der große Schwabenzug“, „Barmherziger Kaiser“, „Joseph der Deutsche“) berichtet wieder von der Einwanderung und Niederlassung der Deutschen im Banat, von der so schwierigen Gewinnung dieses Sumpflandes für fruchtbares Ackerland, von den großen Leistungen der schwä-

bischen Bauern unter Maria Theresia und Joseph II. und von den widerstrebenden völkischen und rassischen Kräften in der Doppelmonarchie. In die dichterische Vergangenheit seiner Heimat führte Müller-Guttenbrunn gegen Ende seines Lebens mit der Romantrilogie „Lenau“, die nicht nur das äußere Werden des großen auslanddeutschen Dichters, sondern auch das Wachsen und die Gefährdung des Genies mit feinen seelenkundlichen Mitteln meistert. Was Müller-Guttenbrunn für seine Heimat und ihre völkische Widerstandskraft an aufrüttelnder und werbender Möglichkeit bedeutete, ist vor allem auch aus seinem „Banater Schwabenlied“ zu erkennen, das zuerst im Roman „Glocken der Heimat“ erschien und seither zum gemeinsamen völkischen Kampfruf der Banater Deutschen wurde. Der Dichter erwies sich hier wahrhaftig als Führer zur Artbewahrung.

Johann Eugen Probst (1858—1937), der seine Jugend in Arad verlebte und später Direktor der Wiener Städtischen Sammlungen wurde, hat in seinen Heimaterzählungen und in seinem Entwicklungsroman „Der Schulmeister von Urbesdorf“ in der Nachkriegszeit versucht, das Erbe Müller-Guttenbrunns anzutreten. Die zeitgenössische Banater Welt, besonders die des Dorfes, lebt in diesen Erzählungen auf. Das Zusammenleben von Deutschen, Ungarn und Rumänen wird uns nahe gebracht — aber noch nicht in seiner kampfbedingten Schwere und Schärfe, sondern im immer neuen Versuch, einen Ausgleich zu finden. Es ist das Echte dieser Erzählungen, daß ganz selbstverständlich die völkische und rassische Grenze auch die Grenze des Zusammenlebens darstellt; daß alle tragischen Konflikte in diesem Raum aus Überschreitungen dieser Grenze herkommen und daß die Art der Deutschen von der der anderen sich deutlich abhebt, ohne den anderen Unrecht zu tun. Immer wieder steht das Verhalten von Mann und Frau in der Mitte dieser Erzählungen von Probst. Und gerade an der Eigenheit des Liebesideals bei Deutschen und Nichtdeutschen wird diese Verschiedenartigkeit der Seelenhaltung doppelt deutlich sichtbar.

Neben Probst müssen wir unter den älteren Epikern vor allem noch Otto Alsch er (* 1880 Perlasz) erwähnen, der zu den größten Tierdichtern unserer Nation gehört. Als Gärtner, als Jäger, als Landwirt hat er auf seiner ländlichen Besitzung in Orsowa den ganzen Zauber und die Seele nicht nur der Landschaft, sondern überhaupt des Lebendigen in dieser seltsamen Landschaft von innen her verstehen gelernt. Nicht um eine Vermenschlichung der Tierwelt geht es ihm, sondern um ein kampfesfülltes Gegenüber von Mensch und Tier. In seinen Romanen und Erzählungen schildert er freilich daneben auch immer wieder das Gegenüber von Deutschen und typischen Vertretern anderer Volksgruppen, seien es Zigeuner

oder Rumänen. Viel Gleichaltrige, die so wie Alscher schon vor dem Krieg und nachher erst recht im Deutschumskampf standen, richten — wie etwa Artur Korn (* 1860) oder Viktor Drendi-Homenau (* 1870) — ihre mahnende Stimme an die Volksgenossen. Johann Wagner aber versteht es, mit seiner kraftvollen Mundartdichtung den Banater Bauern vom tragischen Humor her ihr Spiegelbild vorzuhalten.

Nun freilich wächst unter dem Eindruck der politischen und kulturellen Vorgänge im neuen Reich auch im Banater Deutschum eine junge Dichtergeneration heran, die vieles hoffen läßt. Schon besitzen sie eine bescheidene neue Zeitschrift, die „Banater Monatshefte“ (Herausgeber Anton Valentin), die zugleich die Brücke zum binnendeutschen Geistesleben schlagen. Vor allem aber tauchen nun auch einige recht markante Köpfe auf; ihren neuen Ton behält man im Ohr, ihre Bilderkraft läßt uns aufhorchen, ihre Gestaltungen muten uns in manchem verwandt an mit denen der jungen reichsdeutschen Dichtung — und dennoch trägt ihre Leidenschaftlichkeit neben den verwandten wieder ganz eigene Züge. Da erhebt zum Beispiel der junge Bauer Josef Gabriel (* 1907 Merchdorf) warnend seine Stimme gegen die Mächte des Zerfalls und richtet sein erdgebundenes Tagwerk als Bollwerk auf, das dienend hinübergrüßt zum Mutterland; Anni Schmidt-Endres (* 1903 Lenauheim) läßt Saat und Muttertum zu der arterhaltenden Macht werden, die auch wir bejahen; Hans Dipllich und Rudolf Hollinger spüren dem Urzusammenhang des Seins nach; Franz Kleitsch dringt vor zu einer Vision der Seele, die über das bisher so übliche, expressionistische Profil weit hinausreicht, und Hans Wolfram Hoßel und Peter Jung erheben ihre beschwörende Stimme im Sinn der neuerwachten Ahnenbewußtheit. Die größte Hoffnung aber ist der junge Apotheker Peter Barth (* 1898 Blumenthal) aus Ferdinandsberg. Sein lyrischer Band „Feuergarben“, vor allem aber viele seitdem einzeln erschienene und viele unveröffentlichte Gedichte offenbaren eine ursprüngliche Fülle der Gesichte, wie sie nur einem begnadeten Dichter eignet, der auf unverbrauchtem Volksboden mit seinen uralten Sagen und Märchen heranwächst. Peter Barth steht eine Bildlichkeit zu Gebote, die aus uraltem Volksglauben kommt und sich ins Mythische erhebt. Da zaubert er uns die unheimliche Traumgestalt des schneeschlagenen Mädchens als alten deutschbanater Volksmythus des Dämons hin; dort wird Frau Holle zur geheimniserfüllten Schneespenderin; das ewig Lebendige der Erde und der Schicksalslauf des Tages, Liebe und Brotbrechen und die ganze Aufbaukraft der Heimat weiß er uns von den inneren Kräften, die das Menschenantlitz spiegelt, zu enträtseln, dem Ewigen der Natur sein Innerstes abzulauschen. Und alles in einer Zurückhaltung, die

jegliche Schwärmerei beiseite läßt. Es ist ein herber Mythos, der hier lebendig wird, eine tragisch-große Menschen- und Natursicht: leidbewußt und trotzig, voll der Widerstands- und Eroberungskraft, erfüllt von einer sich überstürzenden Bilderflut und von einer fantasiestrohenden Sprachkraft, wie sie heute nur selten zu finden sind. Peter Barth ist nicht nur eine Hoffnung für die Banater Deutschen, sondern eine große dichterische Entdeckung für das Gesamtdeutschtum.

Ein ganz eigenartiger Fall liegt schließlich bei Karl von M ö l l e r , dem 1887 in Wien Geborenen, vor, der seine entscheidendsten Lebensjahre im Banat verbrachte, den Weltkrieg in einer Banater Division mitmachte, dann lange (1919—1927) das Banat im rumänischen Parlament vertrat und der nun als Leiter des deutschen Kulturamtes in Hermannstadt tätig ist. Er fühlt sich als Banater — und sieht im Banat, trotz seiner Aufteilung an Rumänien und Südslawien, eine Einheit. So verherrlicht er denn auch in seinem historischen Roman „Die Werschezer Tat“ den deutschen Bauern Hennemann, der die Stadt Werscheß (die jetzt zu Südslawien gehört) so lange gegen die Türken hält, bis sie den Rückzug aus Mitteleuropa antreten müssen. Müller-Guttenbrunns behaglich-farbenfreudige Erzählweise findet hier einen würdigen, freilich weit soldatischeren Nachfahren.

Die Volksgruppe der S i e b e n b ü r g e r Sachsen ist mit ihren rund 240 000 Menschen eine der ältesten auslanddeutschen Siedlungen überhaupt. Der Ungarnkönig Geisa II. rief um 1150 Deutsche aus der Rhein- und Moselgegend in das Siebenbürger Gebiet, und Andreas II. holte 1212 neuerlich deutsche Siedler. Der Deutsche Ritterorden gründete dann zu den bestehenden deutschen Dörfern und Städten Kronstadt. 1224 erklärte Andreas II. in dem sogenannten „Goldenen Freibrief“ das ganze sächsische Volk für frei auf eigenem Grund und Boden. Die Deutschen sollten diese bis dahin als Grenzschutz künstlich in verwildertem Zustand gehaltenen Siedgebiete roden und bebauen, damit aber den Grenzschutz selbst übernehmen. Im Lauf der acht Jahrhunderte seit ihrer Ansiedlung haben diese „Sachsen“ die ihnen gestellten Aufgaben in vorbildlicher Weise erfüllt. In der Türkenzeit verteidigten sie unter großen Verlusten die gesamte abendländische Welt gegen die mohammedanische Türkenmacht. Und die „rote Stadt“ — wie die Türken das alte Haupt der Volksgemeinschaft, Hermannstadt, nannten — ist im ganzen Sturm der acht Jahrhunderte nicht ein einziges Mal eingenommen worden. Immer war — infolge der ihnen von Anbeginn zugewiesenen Grenzschaufgabe — für die Siebenbürger Siedler sein und Kämpfer sein ein und dasselbe. An der Wende zwischen Abend- und Morgenland behaupten sie die Merkmale deutscher Wesensart und

schaffen ihr in selbständiger Schöpferkraft eine ganz eigenartige Prägung. Die vom Ursprungsland, vom Rhein und vom Moselgau her angeborenen Züge vermischten sich im Lauf der Jahrhunderte immer stärker mit jenen thpisch siebenbürgischen Eigenzügen, die aus der täglichen Auseinandersetzung nicht mit einer, sondern mit mehreren Nationen zwangsläufig erworben wurden. Es scheint fast ein Widerspruch und ist doch das Ergebnis der natürlichen Entwicklung, daß trotz allem neu Hinzugekommenen das aus der Urheimat übernommene Brauchtum, Lied und Sagengut zäher festgehalten wird als in der Heimat selbst. Die Siebenbürger Sachsen sind ein Musterbeispiel der Anpassungsfähigkeit des deutschen Volkscharakters an den neuen Daseinskampf unter völlig veränderten Lebensbedingungen und zugleich für die notwendig damit verbundene Fähigkeit in der strengen Bewahrung des von daheim mitgebrachten volkstümlichen Kulturgutes. Ihre Sprache ist unmittelbarste Fortsetzung des linksrheinischen Moselfränkischen aus dem 12. Jahrhundert; ihr rassisches Gepräge, ihre Tracht, ihre Volkskunst weisen auf Merkmale der Urheimat zurück; alt überkommene Zaubersprüche, Minnelieder und Gemeinschaftsformen bewahren noch heute treu das Bild des rheinischen Deutschen aus der Zeit des Hochmittelalters.

1544 traten die Siebenbürger geschlossen zum Protestantismus über. Ihr Reformator hieß Honterus; daher die große, alljährlich begangene Honterusfeier und daher auch der Name der berühmten Siebenbürgischen Erziehungsanstalt, des Honterus-Gymnasiums in Kronstadt, dessen Rektor schon seit Jahren der Dichter Meschendorfer ist. 1700 kam Siebenbürgen an Österreich, das den dortigen Deutschen eine reiche Entfaltung ihrer nationalen Eigenkultur ermöglichte. 1867 kam Siebenbürgen an Ungarn, das ihnen diese Möglichkeiten aufs Äußerste einengte; 1919 ging Siebenbürgen an Rumänien über, das die Deutschen nun etwas besser behandelt. Gleichwohl gehen die Kämpfe um deutschen Boden und um die deutsche Schule auch nun weiter. Schmerzlich ist vor allem, daß die Bauern durch die Agrargesetzgebung wertvollen Land- und Waldbesitz verloren, der helfen mußte, ihre Schulen und ihre Kirchen zu bezahlen. In dem ausgezeichneten deutschen Schulwesen liegt ja eine der schwerwiegendsten Bürgschaften des Siebenbürger Deutschtums. Fast alle sächsischen Kinder erhalten einen guten deutschen Unterricht, der zwar von staatlicher Seite vielen Angriffen ausgesetzt ist, seine Aufgaben aber immer wieder tapfer erfüllt.

Die geistigen Mittelpunkte sind Hermannstadt und Kronstadt. In Hermannstadt gehören von 45 000 Einwohnern 24 000 der deutschen Nation an; Kronstadt ist zu einem Drittel deutsch. Rund um Hermann-

stadt und Kronstadt liegt eine große Zahl stark besiedelter Dörfer und Märkte, die über eine deutsche Mehrheit verfügen. Augenblicklich besitzen die Siebenbürger Deutschen 250 Volksschulen, 9 höhere Schulen und 2 Lehrerseminare mit deutscher Unterrichtssprache. Die protestantische Kirche spielt — wie im Baltikum — eine schwerwiegende nationale Rolle. Wie im Nordosten sind auch hier die Kirchen bezeichnenderweise als mächtige und trutzige Kirchenburgen gebaut. Die Volkstums-tradition kommt äußerlich in einer farbenfrohen Pracht und in der großartigen Überlieferung des siebenbürgischen Bauernhauses zum Ausdruck. Der Lutherofen, das Prunkbett (die Zahl der Polster gibt den größeren oder geringeren Reichtum an), herrliche Handarbeiten, alte Truhen und Schränke findet man hier noch in einer Fülle, die im binnendeutschen Raum leider schon zu den Seltenheiten gehört.

Früh schon entfaltet sich hier — aus der politischen Notwendigkeit — der Sinn der volkhaften Gemeinschaft. Seit vielen Generationen schließen sich in Siebenbürgen die Schulentlassenen in Bruderschaften und Schwesterschaften zusammen, die verheirateten Männer aber in Nachbarschaften, die seit altersher Zellen der nachbarlichen Hilfsbereitschaft sind. Die verfassunggebende Versammlung ist seit 1872 der „Sachsentag“, den uns, so wie das Honterusfest, Adolf Meschendorfer in seinem Roman „Die Stadt im Osten“ so anschaulich schildert. Zwei Fragen bewegen das Gegenwartsleben der Siebenbürger Sachsen ganz besonders, weil sie die grundlegenden biologischen Existenzfragen sind; beide werden infolgedessen von den siebenbürger Dichtern immer wieder beleuchtet. Das eine ist die Frage der Landenteignung und des Bodenverlustes, wie Erwin Wittstock sie in seinem Roman „Bruder nimm die Brüder mit“ als wichtigstes Kampfproblem der Siebenbürger hinstellt; und das andere ist die damit verbundene Einbuße an nationalem Selbstvertrauen, wie sie eine Zeitlang in einer starken Einschränkung der Kinderzahl, in der Internationalisierung des städtischen Lebensgepräges (wie sie das Deutschland der Systemzeit auch kannte) zum Ausdruck kamen und wie sie Adolf Meschendorfer am Schluß des Romans „Die Stadt im Osten“ als schwerste Volkstumsgefahr ausmalt. Seit der Wiederaufrichtung Deutschlands hat dieses Bild, soweit es sich auf das nationale Selbstvertrauen, die Einschränkung der Kinderzahl und die Internationalisierung des Lebensgepräges bezieht, sehr geändert. Die neue Lebensform des Reiches wirkt sich auch in Siebenbürgen aus. Wenn wir feststellen würden, daß die junge Generation die Skepsis Meschendorfers nicht mehr im vollen Maße teilt, dann nicht etwa deshalb, weil Rumänien indessen den Druck gelockert hätte, sondern deshalb, weil diese junge Generation der Siebenbürger nun ebenfalls vom

deutschen Gesamtverband ergriffen ist. Diese ahnentreueste aller auslanddeutschen Volksgruppen wird sich nun erst recht wieder ihrer Pflicht gegenüber der ganzen Nation bewußt. Und ihre dichterische Antwort klingt uns aus vielen Werken, vor allem aus der Lyrik der jungen und jüngsten Generation wieder. Daß dieser Umschwung möglich wurde, liegt freilich auch darin begründet, daß die Siebenbürger Deutschen den Weltkrieg zumeist in österreichischen Regimentern an der Seite der Reichsdeutschen mitmachten und dabei das große Kameradschaftserlebnis, das große Volksoffer, die dann zur Grundlage des ganzen neuen Lebensideals wurden, in gleicher Weise als Ausgangsort ihrer großen Wandlung empfanden. Vor allem ist es unter den jungen Dichtern Heinrich Zillich, der von diesem Kriegserlebnis aus in Lyrik, Erzählung und Roman die neue, gemeinschaftsfähige Sicht des Siebenbürger Deutschtums zu gestalten und für sie neue Symbolformen und neue Menschengestaltungen zu finden weiß.

Es gibt neben den Siebenbürgern gewiß keine andere deutsche Volksgruppe im Ausland, die die Möglichkeit hätte, eine „Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Dichtung“ zu veröffentlichen, wie sie Richard Esaki schon 1914 zusammenbrachte. Eine Reihe anderer Sammlungen siebenbürgischer Sprachdenkmäler von der Zeit Otfrieds bis zur höfischen Epoche und viele Lieder und Balladen wurden schon wesentlich früher (1865) von Friedrich Wilhelm Schuster zusammengetragen, später von Brandsch ergänzt und nun durch Hermann Roth bedeutsam erweitert. Mit zum Gewaltigsten aus dieser frühen siebenbürgischen Dichtung gehört etwa der mächtige, aus dem 16. Jahrhundert stammende Gesang vom Tod. Die große Kraft des Sterbenkönnens, die richterliche Strenge, die kein bängliches Fragen zuläßt, und schließlich die fordernde Entscheidung: „Ich will fahren zu den Freien“ — herrisch wie in den Anordnungen des altsiebenbürgischen Freibauern — sie sprechen die Sprache einer großen Tradition und eines hoch entwickelten Volkstums.

Wenn wir uns nun fragen, wie das siebenbürgische Schrifttum unserer Gegenwart aussieht, dann wird uns als wichtiges Kennzeichen, das gegenüber der Abwehrkraft anderer auslanddeutscher Gebiete unterscheidend wirkt, sogleich das Problem des räumlichen Neben- und Miteinanders von Deutschen, Rumänen, Ungarn und Zigeunern deutlich. Das Anderssein dieser benachbarten Nationen und Volksgruppen hat immer wieder das brennende Interesse der Gegenwartsdichter; denn dieses Anderssein ist ja Gefahr der Lockung und Bedrängnis. Die Frage der Rassenvermischung, die in der baltischen Dichtung eine so große Rolle spielt, wird auch hier immer wieder diskutiert. Und das eng damit zusammen-

hängende Problem der Mischehe findet hier immer wieder eine so scharfe Beurteilung, wie Meschendorfer sie formuliert, wenn er erklärt, die Mischehen eingingen, gelten den Sachsen als „Überläufer, die unser Herrgott am jüngsten Tag nochmals erschlagen wird“. Was hingegen die siebenbürgische Dichtung von der baltischen unterscheidet, ist ihr ausgeprägter Realismus, ihre absolute Bejahung des Seienden, wobei freilich die Vergangenheit genau so eingeschlossen wird wie die Gegenwart. Wenn irgendwo das Brauchtum in der auslanddeutschen Gegenwartsdichtung eine große Rolle spielt, dann hier in Siebenbürgen. Aber auch die Eigenart der Landschaft prägt das Antlitz der Siebenbürger Dichtung: diese begrenzte Hochland-Enge, dieses vom Gebirge umschlossene fruchtbare Land. Gerade dieses Umschließen des Raumes führt oft zum beklemmenden Gefühl des Eingeschlossenseins, das auch in der Dichtung sich auswirkt. Otto F o l b e r t h s (* 1896 Mediasch) „Lied aus Siebenbürgen“ mit seinem Gegensatz: „Fluch dir, begrenztes Land“ und: „Danke dir, freundliche Erde“ umschreibt die große Spannung, aus der die ganze siebenbürgische Gegenwartsdichtung gedeutet werden muß. Es ist sehr bezeichnend, daß der große Zug der neuen siebenbürgischen Dichtung dort einsetzt, wo seit 1867 die schroffe Abwehr der Magharisierungsbestrebungen notwendig wird. Da bringt uns Traugott Teutsch in seinen Romanen die Vergangenheit Siebenbürgens nahe. Friedrich Wilhelm Schuster singt seine frühen Abwehrlieder, und vor allem ist es Michael Albert, der in seinen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts daheim viel gespielten Dramen zur nationalen Selbstständigkeit der Siebenbürger Sachsen aufruft. Heute nun stehen drei Dichtergenerationen in Siebenbürgen vor uns: die Meschendorfers, also der Sechzigjährigen; dann die der Fünfzigjährigen, wie etwa Egon Hajek und Hermann Klöß sie vertreten; und schließlich die Generation der Jüngeren und Jüngsten, der Zillich und Wittstodt angehören.

So sehr das Leitwort des von Leopold Maximilian Moltke stammenden Feierliedes „Siebenbürgen, Land des Segens“ das Leitmotiv der gesamten Gegenwartsdichtung geworden ist, so grundverschieden sehen doch diese drei Generationen ihr dichterisches Weltbild. Adolf M e s c h e n d ö r f e r (* 1877), der Sohn eines Kronstädter Kaufmanns, leistete schon als Dreißigjähriger seiner Heimat einen großen Dienst mit der Gründung seiner Zeitschrift „Die Karpathen“, die zum erstenmal wagte, wirkliche, und das heißt: vor dem gesamtdeutschen Forum zu verantwortende, siebenbürgische Dichtung zu fordern. Nun fanden nacheinander alle die geistigen Strömungen Eingang, die Deutschland in diesen Zeiten bewegten. Meschendorfer selbst schrieb in dieser Frühzeit seinen Liebesroman „Leonore“ und seine beiden Dramen „Michael Weiß“ und „Vogel

Phönix". Nicht das Allzu-Psychologische ist uns heute mehr interessant an Meschendorfers Jugendroman, sondern die Begegnung des Weltreisenden, der für eine Weile nach Kronstadt verschlagen ist, mit diesem siebenbürgischen Raum und seinen Menschen. Unbestechlich, ja voll kritischer Strenge, hinter der sich große Liebe verbirgt, sieht Meschendorfer seine Heimat und geißelt all die Seiten seiner Landsleute, die zur Verengung, zum Ersticken im bedrängten Raum, zur Entartung und zum Zerfall führen. Bleibt hier auch die Zukunft der Heimat noch eine offene Frage — das nationale Festspiel „Michael Weiß“ ebenso wie das spätere Schauspiel „Der Abt von Kerz“ kennen nicht nur Skepsis, sondern auch Mut zur Verteidigung des ererbten Gutes. Hier kündigt sich schon die Linie an, die Meschendorfer auch nach dem Kriegserlebnis und nach einer langen schöpferischen Pause mit seinem Roman „Die Stadt im Osten“ einschlug. Es war das Verdienst von Hans Grimm, daß er diesen Roman, der ursprünglich in einem kleinen Kronstädter Verlag erschienen war, bei Langen-Müller unterbrachte. Denn weit über die Bedeutung dieses Romans hinaus wurde mit seinem großen binnendeutschen Erfolg der Weg frei für jenen großen Strom von grenz- und auslanddeutschen Romanen, der seitdem, besonders vom Verlag Langen-Müller, gefördert und von den Deutschen des Reiches dankbar aufgenommen wurde. Trägt auch „Die Stadt im Osten“ noch allzu bürgerliche, noch manche skeptische Züge: das reiche Bild des Siebenbürger Volkslebens leuchtet uns doch auch hier schon in einer Farbenfreudigkeit entgegen, wie sie sonst in der bisherigen Siebenbürger Dichtung noch nicht zu finden war. Der große Aufschwung des neuen Deutschland hat freilich erst Meschendorfers volle Wendung zur Lebensbefahrung, wie sie in seinem Roman „Der Büffelbrunnen“ zum Ausdruck kommt, zustande gebracht. Der Resignierte, der einst oft nur die Haßseiten des Lebens sah, er sieht nun auch den frohen Zukunftsglauben, der gerade auch die Siebenbürger, trotz aller schweren Behauptungskämpfe, erfaßt. Führt uns die „Stadt im Osten“ vorwiegend ins städtische Leben der Siebenbürger, so zeigt uns der neue Roman daneben auch manches Wichtige aus der bäuerlichen Überlieferung dieser Deutschumsinsel. Die Universität Breslau hat Meschendorfer das Ehrendoktorat verliehen.

In der Generation der Fünfzigjährigen finden wir neben Alfred Roth (* 1884 Hermannstadt), dem Sänger der typisch siebenbürgischen Ahnenbewußtheit, den Schuster Duk (* 1885) aus Mediasch, der aus der unverbrauchten Kraft der Mundart seine humorvollen und dabei doch mit alten Glaubensvorstellungen und altem Brauchtum eng zusammenhängenden Schicksalsbilder des Bauernalltags zeichnet. Zwei Ehrer

unter diesen Fünfzigjährigen, Hermann Klöß (* 1880 Hermannstadt) und Egon Hajek (* 1888 Kronstadt) verschafften einer gemäßigten Ausdruckskunst Eingang in die siebenbürgische Dichtung. Von dort aus findet Klöß den Weg zu einem neuen Naturbild seiner Heimat, Hajek aber, der mindest ebensoviel als Komponist zu geben hat, darf es wagen, von der Siebenbürger Treue aus die Frage: „Was ist Heimat?“ gültig für alle Deutschen zu beantworten. Darum geht es überhaupt dieser mittleren Generation, daß sie immer wieder versucht, die notwendige Grundhaltung des Siebenbürgers in seinem Existenzkampf zu umschreiben. Das ist der Sinn der mannhaften Lieder von Richard Gleim; das ist der Sinn von Nußbachers (* 1894 Kronstadt) lyrischer Heimatschilderung; und das vor allem ist das Ziel, das Gerda Mieß (* 1896) in ihrem vielzitierten „Gebet der Siebenbürger Sachsen“ anstrebt. So seltsam es klingen mag: zu diesem Kreis gehört auch Emil Wittig (* 1880 Kronstadt) mit seinen unübertroffenen Tierschilderungen; denn so wie Alscher geht auch er darauf aus, das Anderssein und die Kampfbereitschaft des Tieres festzuhalten. Sein Lebensbild eines Karpathenhirsches spricht dieses Streben im Titel „Der Fehler“ deutlich genug aus. Aber auch die trotz allem naturnotwendig gleichen Verhaltensweisen von Mensch und Tier im Abwehrkampf und im Zusammenschluß kommen deutlich und symbolhaft zur Geltung.

Die junge Generation wird uns vor allem durch Erwin Wittstodt und Heinrich Zillich, aber auch durch den Lyriker Erwin Neustädter (* 1897) aus Tartlau repräsentiert, der in seinem Wirklichkeitsbild der Landschaft als einer der wenigen auch das Metaphysische zu bannen weiß. Erwin Wittstodt, der 1899 in Hermannstadt geboren wurde, stammt aus einer ursprünglich preußischen Familie, die zur Zeit Friedrichs des Großen in Siebenbürgen ansässig wurde. Den Weltkrieg hat Wittstodt als Freiwilliger miterlebt und nachher sich der Rechtsanwaltslaufbahn, später der des Hermannstädter Obernotars gewidmet. In einer Reihe vollendeter Erzählungen, die nun zum Zyklus „Die Freunde von Rodelsburg“ zusammengefaßt sind, schildert uns Wittstodt vor allem die ländliche Welt Siebenbürgens. Die Dorforiginale, aber auch die ganze Haltung, das Brauchtum, ein volles Bild dieses Lebensausschnittes gibt er mit unnachahmlichem Humor. Aber es ist ehrfürchtiger Humor, der uns auch das vom Städter her gesehen scheinbar Unzulängliche dann verehrungswürdig beläßt, wenn es im Wesen dieser siebenbürgischen Dorftradition begründet liegt. Wittstodts politisch wichtigstes Werk ist der Roman „Bruder, nimm die Brüder mit“. In seiner Mitte steht die erschütternde Darstellung des Verdrängungsvorganges, durch den uralter deutscher Volksboden verlorengeht. Unvergesslich die Schilderung dieser Kämpfe um

deutsches Recht — vom Abgeordneten und Rechtsanwalt bis zum Kleinbauern. Liebevoll zeichnet Wittstodt auch hier das Volksleben in Stadt und Land. Und er stellt das rumänische daneben: nie gehässig, voll Achtung auch vor dem fremden Volkstum; aber voll schmerzlicher Liebe für deutsche Not und Bedrängnis, voll heiligen Eifers für das schwer errungene deutsche Erbe. Daß Wittstodt 1936 den volksdeutschen Schriftumspreis des Deutschen Ausland-Instituts erhielt und überdies Ehrendoktor der Heidelberger Universität wurde, beweist sein Echo im binnen-deutschen Raum.

Zu reifster Entfaltung kam innerhalb dieser jüngeren Generation vor allem auch der Kronstädter Heinrich Zillich (* 1898), der den Weltkrieg als Kaiserjäger miterlebte, 1919 im rumänischen Heer gegen den roten Terror in Ungarn loszog und dann nach seinem Doktor an der Berliner Universität in der Heimat die Zeitschrift „Klingsor“ begründete, die Meschendorfers „Karpathen“ ablöste und seither zum Zentralorgan der deutschen Kulturarbeit in Siebenbürgen wurde. Sein dichterisches Werk hat sich sowohl im Raum der Erzählfiktion als auch im Bereich der Lyrik zu einer meisterlich bewältigten Fülle der Lebensformen durchgerungen. Schon seine frühen Novellen „Wälder und Laternenschein“ wiesen den kommenden Weg dessen, der mit wenigen Strichen das Menschenbild seiner Heimat lebhaftig vor uns hinzustellen vermag und der in Tönen und Farben das atmende Ganze Siebenbürgens in all seiner Not, in all seiner landschaftlichen Schönheit und in all seiner Zuvorsicht aufleuchten läßt. Die „Siebenbürgischen Fäulsen“, diese köstliche Sammlung von Anekdoten, legte dann die Quelle der Volksüberlieferung bloß, aus der Zillich schöpfte. Die Novellensammlung „Sturz aus der Kindheit“ und manche andere seiner knappen und leidenschaftsgeladenen Erzählungen (z. B. „Der baltische Graf“, „Die Reinerbachmühle“, „Der Urlaub“) ließen ihn immer mehr auch als tiefen Kenner der Menschenseele und der siebenbürgischen Bewährungsart in Erscheinung treten. Sein episches Meisterwerk liegt nun freilich im Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ vor. In diesem mit vielen autobiographischen Zügen ausgestalteten auslanddeutschen Entwicklungsroman sehen wir die Siebenbürger Söhne der alten Donaumonarchie hineintwachsen in die immer stärker sich entfaltenden Nationalitätenkämpfe und in die Krise des Weltkrieges, den sie Seite an Seite mit den reichsdeutschen Brüdern bestehen. Es ist der Entwicklungsroman einer ganzen Altersschicht. Neben diesem schwierigen Wege der jungen Deutschen Siebenbürgens steht zugleich in unmittelbarem Neben- und Gegeneinander das der benachbarten jungen Rumänen, Ungarn und Juden. Noch nie bisher sahen wir so tief in den Werdeprozeß dieser

völkischen Not und Bewährung; und noch nie wurde uns die Rolle des Inselfeindschums der alten Donaumonarchie im Weltkrieg so deutlich.

Der Lyriker Jillich ist seit seinem frühen Band „Strömung und Erde“ zum sprachgewaltigen Ränder und Odenndichter der Sammlung „Komme was will“ geworden. Der Titel schon spiegelt diesen Geist der Kampf- und leiderprobten Beharrung, der in der Willenshaltung und Lebensauffassung, im Weltbild und in der Bodentreue, im Volksbewußtsein dieser stolzen und zuchtvollen Dichtungen zum Ausdruck kommt. Wie der Roman und die Erzählungen freilich wären auch Epos und stahlharte Gestaltung dieser Lyrik Jillichs ohne Durchgang durch die Erprobungen des Weltkrieges nicht denkbar. Auch Jillich wurde der volksdeutsche Dichterpreis des Deutschen Ausland-Instituts, daneben aber auch der Schrifttumspreis der Stadt Berlin und der Ehrendoktor der Universität Göttingen zuteil. Ein Volk, das einen Vierzigjährigen so ehrt, weiß, wie schwerwiegend sein auslanddeutsches Werk zu wirken verstand.

Unter den Jüngsten der Siebenbürger Dichter tritt schließlich Georg M a u r e r mit seinen „Ewigen Stimmen“ als Hymnendichter des Mythisch-Gottbezogenen hervor, und Arnold R o t h verwirklicht die Kantatenform der jungen Dichter des Dritten Reiches im Raum und aus Eigenart und Eigennot Siebenbürgens. Neue Perspektiven tun sich damit auf, und hoffnungsvolle zugleich. Wer die Kurve des Deutschen Landestheaters in Rumänien überschaut und wer den großen Aufschwung der Siebenbürgischen Dichtung für den engen Zusammenhang zwischen Siebenbürgen und dem Mutterland zu bewerten versteht, der weiß, daß der symbolische Titel von Wittstock's Roman: „Bruder, nimm die Brüder mit“ hier doppelten Sinn gewinnt. Denn an den Siebenbürgern und ihrer hohen Kulturtradition, ihrer reich gegliederten schöpferischen Entfaltung, richten sich nun auch die jüngeren und weniger entwickelten deutschen Volksgruppen Rumäniens auf. Ein einzigartiger Vorgang der brüderlichen Hilfe unter den so verschiedenen deutschen Gruppen des neuen Rumänien ist, ermuntert durch das Glück des binnendeutschen Wiederaufstiegs, im Gange — und die Wandlungen des Schrifttums, das dabei Pionier- und Erzieherdienste leistet, spiegeln diesen Werdenprozeß des ansteigenden Zusammenwachsens in allen Stufen wider. Die Deutschen des Reiches aber wissen, daß das alte Wort, das die Siebenbürger als „Germanissimi Germani“ bezeichnet, ein auch für das Binnendeutschtum verpflichtendes Wort ist.

Siebenbürgen

Leopold Maximilian Moltke / Siebenbürgen,
Land des Segens

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
mit dem Gürtel der Karpathen
um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft.

Siebenbürgen, Meeresboden
einer längst verflossenen Flut,
nun ein Meer von Ährenwogen,
dessen Ufer waldumzogen
an der Brust des Himmels ruht.

Siebenbürgen, süße Heimat,
unser teures Vaterland,
sei begrüßt in deiner Schöne,
und um alle deine Söhne,
schlinge sich der Eintracht Band!

Der Tod

(16. Jahrhundert)

Wae kâum dier Duit? Hie brâch mech nider,
hie zebrâch mir alle mene Glider;
wae kâum dier Duit ond haûf mech of?

Sai draugn mech aus Vuoters Haus,
wuor verschuorn sei mech? — an de kail Jert;
do lauch der Laif schnêwêis ond giel —

Wân dai Klôfen îren Schaul verluoren,
esu vergôß ech men Fraud mäd allem Flaîß.

Ir Ungeltcher, bräingt hier den Wäing vor meinj Dür!
Schê'n wal ech aus der Wält,
fäuren wal ech zau den Froien.

(Übertragung von Hermann Roth)

Wie kam der Tod? Er brach mich nieder,
er zerbrach mir alle meine Glieder;
wie kam der Tod und hob mich auf?

Sie trugen mich fort aus Vaters Haus —
Wohin verscharrten sie mich ? — in die kühle Erd;
da lag der Leib schneeweiß und gelb —

Wie die Glocken ihren Schall verloren,
so vergaß ich meine Freud mit allem Fleiß.
Ihr Engelchen, bringt her den Wein vor meine Tür!
Scheiden will ich aus der Welt,
fahren will ich zu den Freien.

Friedr. Wilh. Seraphin / Ich bin ein Sachs...

Ich bin ein Sachs! Ich sag's mit Stolz,
vom alten, edlen Sachsenstamm!
Wo gibt's ein adliger Geschlecht,
da keiner Herr und keiner Knecht?
Nein, Männer, bieder, deutsch und frei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!

Ich bin ein Sachs! Ich sag's mit Stolz,
vom alten, edlen Sachsenstamm!
Ob auch der Feind uns hart bedroht,
wir stehen fest in Not und Tod.
Was sicht uns an sein Wutgeschrei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!

Ich bin ein Sachs! Ich sag's mit Stolz,
vom alten, edlen Sachsenstamm!
Wir harren aus in böser Zeit,
nicht ewig währt der harte Streit;
wir sind getrost, Gott steht uns bei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!

Adolf Meschendorfer / Siebenbürgische Elegie

Anders rauschen die Brunnen, anders rinnt hier die Zeit.
Früh faßt den staunenden Knaben Schauer der Ewigkeit.
Wohlvermauert in Grüften modert der Väter Gebein,
zögernd nur schlagen die Uhren, zögernd bröckelt der Stein.
Siehst du das Wappen am Tore? Längst verwelkte die Hand.
Völker kamen und gingen, selbst ihr Name entschwand.
Aber der fromme Bauer sät in den Totenschrein,
schneidet aus ihm sein Korn, keltert aus ihm seinen Wein.
Anders schmeckt hier der Märzwind, anders der Duft vom Heu,
anders klingt hier das Wort von Liebe und ewiger Treu.
Roter Mond, vieler Nächte einziggeliebter Freund,
bleichte die Stirne dem Jüngling, die der Mittag gebräunt,
reiste ihn wie der gewaltige Tod mit betäubendem Ruch,
wie in grünlichem Dämmer Eichbaum mit weißem Spruch.
Ehern wie die Gestirne zogen die Jahre herauf,
ach, schon ist es September. Langsam neigt sich ihr Lauf.

Adolf Meschendorfer / Burzenländer Berge

Ihr meerentstiegenen steinernen Tiere,
im Morgenhimmel silbern aufgebaut,
wie ruht ihr fern und abgeschieden
und doch so heimattreu und heimattraut!
Ihr ruht bereift und duldet schweigend
der Zeiten Last: Stier, Hirsch und Kuh.
Verstummt und taub seit hunderttausend Jahren.
Nur Gottes Wind weht immerzu.
Sein Finger griff in die seufzenden Rippen,
er hat euch die zornigen Wampen gewellt.
Er löschte euch sanft die kristallinen Augen
und hat euch dennoch zu Hütern bestellt.
Das plumpe Gehörn, gezackte Geweihe
sanft tief ins grämliche Firneneis,
in den zerschundenen Leibern nistet
Wacholder und blasses Edelweiß.
Ihr Meeresriesen, ihr steinernen Tiere,
im Abendhimmel zaubrisch aufgebaut,
wie seid ihr nah und fromm und gut, ihr Lieben,
und heimattreu und heimattraut!

Adolf Meschendorfer

Vorspiel zum Schauspiel „Der Abt von Ketz“

Zeit: Abend des 2. Oktobers 1225; **Ort:** Kemter in der Marienburg des Deutschen Ritterordens.

An der Wand links vom Zuschauer ist der riesige Kopf eines Auerochsen angebracht, an der Wand rechts vom Zuschauer hängt ein Marienbild über dem großen frühgotischen Fenster und darunter brennt ein Ewiges Lämpchen. In der Mitte der Rückwand eine Türe, rechts und links von ihr steht ein Sarazene, gestützt auf den großen, weißen Ordensschild mit schwarzem Kreuz. Über der Türe rechts und links Helme, Harnische, Schilde und gekreuzte Schwerter.

Um den großen eichenen Rittertisch sitzt das Landkapitel der Ballei Burza: den Vorsitz führt der zum Besuch eingetroffene Großkomtur Hohenlohe, zu seiner Rechten der Landmeister Hermann Ball, Komtur der Marienburg, zu seiner Linken der Marschall, Komtur der Schwarzburg; es schließen sich ihnen an der Trappier, Komtur der Kreuzburg, der Treßler, Komtur der Königsteinburg, und der Spittler, Komtur der Brasobiaburg.

Mit Ausnahme des Großkomturs sind alle Ritter ungewappnet und tragen einfache, lang herabfallende Leinenröcke; nur die aus ihnen hervortretenden Beine und Füße sind gepanzert und gespornt.

Großkomtur: So wißt ihr alles.

Wohlan, im Namen unseres Meisters: du, Marschall (der Komtur der Schwarzburg erhebt sich), sammelst alles reißige Volk, das dreißig Tage einen guten Schild am Arme tragen kann und willens ist, Leib und Seele in unsere Hand zu geben! (Der Komtur neigt den Kopf und setzt sich. Ebenso jeder später Aufgerufene.)

Du, Trappier (der Komtur der Kreuzburg erhebt sich), gibst Forst und Wiesen, alle Landstücke hin für Münze oder Gewaffen oder starke Wagen und Speise des Leibs!

Du, Landmeister (der Komtur der Marienburg erhebt sich), hältst die Augen auf ihnen allen!

Hermann Ball! Acht Tage sind dir für dies Mühen zugestanden. Dann stehst du unter des Meisters Gericht!

Landmeister (noch ungläubig): Was wir hier in vierzehn Jahren gebaut und geschaffen . . . ?

Großkomtur: Ist in acht Tagen abgerechnet und verlassen. Der Orden zählt nicht Tag noch Jahre.

(Nach einer Pause): Es sei denn, daß ein Wunder geschieht . . .

(Alle blicken ihn gespannt an.) Daß Abt Raynaldus sich zu uns befehrt. (Die Komture senken enttäuscht den Kopf.)

Spittler (erhebt sich): Ich, Herr?

Großkomtur: Bruder Spittler, so einer unter den Graumäntlern und Knechten eine Rebse hat — ins Hospital alle Frauen, braune und weiße! Mit Zürnen hat des Herren Ohr vernommen, daß die Ordensregel hier im wilden Land zerrissen ist. Kein Fräulein, keine Magd noch Halbschwester soll im Troß geduldet sein!

Landmeister: Und das viele Volk, so wir hergezogen, das seine Häuser schon zu festen Dörfern baut?

Großkomtur: Sei hinfort auf sich gestellt. Soll dauern, so sie taugen, soll verderben, so es an hohem Mut gebricht.

Brüder! Über die Schneeberge führet noch mein Weg. Allen Zugang zu Blachen und Rumaniern will ich prüfen. In acht Tagen erwart ich an der Burzen alles Aufgebot! (Alle erheben sich.) Im Namen der holdseligsten Jungfrau und gnadenreichsten Königin, so laßt es uns denn beginnen! (Alle bekreuzigen sich, der Großkomtur, begleitet vom Landkomtur und gefolgt von den zwei Sarazenen, ab.)

(Eine Pause, in der sich die allgemeine Spannung und Ehrerbietung löst.)

Trappier (schlägt auf den Tisch): Alle Heiligen! Neues Leben gehet an, zählt nicht Tag noch Jahre! (Streckt unter Gelächter die Füße weit von sich.)

Marschall (springt auf, nähert sich tänzelnden Schrittes den Waffen an der Wand, reißt ein Schwert herunter und schreit fuchtelnd): Wohlan . . .! Wohlan . . .! Im Namen der süßen Benedeiten! Der jahrelange Winter ziehet ab, die Knochen tauen auf. Wohlan, wer will sich noch verliegen? Das Land blühet, die Straßen ziehn . . . Brüder, die Abentüre singet wieder in meinem Blut . . .! (Der Spittler wendet sich finster ab.)

Treßler: Gehet, liebe Brüder, unsern Spittler mit dem Schlüsselbund am Mädchenzwinger. Ein guter Schaffner, hat im Morgenland des Sultans Lustgärtlein gehütet!

Trappier (schreit): Met her, süßes Gebäck, Früchte! Bierzehn Jahre (lacht) — und zählen wie ein Tag! Met her! Frau Welt, du süße Teufelinne, geuß mir Fortunas Horn ins Maul! (Inzwischen ist der Landmeister wieder eingetreten und steht zuerst betroffen, dann gibt er dem allgemeinen Aufruhr nach.)

Landmeister: So will ich die Kannen herausstellen und

diese Nacht euch freigeben. Ist ein Abschied, dies Land siehet keiner wieder.

Heiliger Bernhard, vergib! Wir Brüder tragen schweres Los, lockern selten nur den Gürtel.

Spricht einige Worte zur Türe hinaus. Als bald bringt ein Knecht fünf Kannen und setzt sie vor die Ritter. Ein anderer steckt lodernde Fackeln in die eisernen Ringe an der Wand. Ab.

Der Trappier beschnuppert prüfend seine Kanne.

Trappier: Ah ... Ah, du Trank! Altarwein ... von der Kofel ...

Marschall: Syrien und Sizilien, Rheinland und die dulce Provence, er kennet die Länder nach den Weinen.

Spitter (ernst): Der Großkomtur zählt jegliches Wort. Fallet ein wie Sturmwind, braust weiter.

Landmeister: Mir hat er sich vertraut, und was er sagt, ist gut zu merken. (Alle rücken zusammen und lauschen, den Kopf in den aufgestemmtten Fäusten.)

Ihm lacht Fortuna! Stieß tief hinab im welschen Land bis Sizilia, Nabel und Hafen aller Welt.

Bunte Mären erzählt er! Sah den Quell des Pegasus, allwo die Musen wohnen, Neapolis, das anmutige, voll Wunder des Zauberers Vergil. Ist aber eitel Lug und Trug, daß er die Stadt in eine gläserne Flasche geschlossen. Ist sodann zwischen Carybdis und Scylla nicht ohne einiges Bangen hindurchgefahren und hat in Taormina auf den Felsen des Dädalus Haus erblickt. Sah den Alpheios, so von Arabia her fließet und den Atna mit der Schmiede des Vulkan ... Und braucht nicht einmal des Reiches Grenzen, braucht nicht die Herrschaft des teutschen Volkes zu verlassen, um zu schaun, was die Vaganten mit so viel saurem Fleiß uns malen.

Marschall: Und der Kaiser?

Landmeister: Auch ihn sah er, den des Cäsars Strahlen umsprühen ... sah das kristallene Aug, wo wie in blauem Himmel stumme Blicke spielen, daß niemand sie erträgt ... ihn, der die Magd Italia an ihren blonden Zöpfen gepackt hält, die rasende —

Es heißt: als er im Garten des Bischofs von Viterbo mit Ezzelino seinem Vasallen sich erging, da habe er gesagt: „Will dich lehren, wie du Herrschaft und Leitung der Stadt sicher behauptest“ und damit begonnen, mit seinem Dolch die längsten Grashalme im Garten zu köpfen.

Spittler (ungeduldig): Und unser Meister? Wie ist es mit des Ordens Lehen?

Landmeister: Unser Meister hat des ungrischen Königs Notarius im Gold, kennet so den bitteren Befehl und unsre Acht, eh noch die ungrischen Barone es riechen. Der Heilige Vater, Fürbitter unseres Ordens, bestürmt alsbald den König, mahnet ihn mit harten Worten. Doch diesmal wankelt Andreas mit nichten: „Was die teutschen Räuber, so mein Lehensgut dem Papst verhandeln? Hinaus aus meinem Land, eh sie die Burza ganz mit steinern Burgen verbaun!“

Spittler (tadelnd): Wollten allzu hitzig dem Papst gefällig sein. Auch ein Großmeister muß warten, bis die Früchte reifen.

Landmeister (verweisend): Willst des Herren Plane kennen? Der Großkomtur erzittert, wenn er ihn malt. Wie ein strafender Gott sitzt Hermann Salza in Apulien, eingeschlossen mit des Kaisers Majestät, mit seinem Zauberer Friedrich. Sie lesen in den Sternen. Lassen Verrätern den Leib öffnen und prüfen ihr zuckendes Herz.

(Geheimnisvoll.) Man sagt: Als sich der Furchtbare die Krone von Jerusalem auf das gebannte Haupt preßte, brach er aus dem hochheiligen Altar sich einen Stein —

Trefler: Sag schnell!

Landmeister: Und ist ihm teurer als seines blonden Enzios Aug, ein schwarzer Stein.

Trefler: Und?

Landmeister: Geither prallt von ihm Speer und Dolch, des Papstes Bannstrahl — alle Geister müssen ihm dienen.

Trefler (bekreuzigt sich): So ist er der höllische Antichrist, verheißen und gezeugt von einem Dämon im Schloß der Nonne Konstanze!

Landmeister (streng): Bruder Trefler, des Kaisers Majestät verbrennet so dieses Pfaffenmärchen wie deine fürwichtigen Finger.

Marschall (schwingt seine Kanne): Imperator mundi, du herrlicher Staufer! Friedrich, der Römer unbesiegtestem Kaiser, dem immer Erhabenen, Sieg und Heil!

Spittler (unbeirrt): Und unser Meister sitzt dem Gebannten zur Rechten!

Landmeister: Unser Meister wandelt wie ein Kind von himmlischer Macht gehütet auf schwindelndem Steg zwischen den zwei Herren der Christenheit. Ist hochgeehrt bei Kaiser und Papst.

Trappier (schreit): So ist Hermann Salza der mächtigste von allen!

Landmeister: Schweig, willst du nicht die andern lästern!

Spittler: Ist dir bekannt, ob wir gutwillig räumen?

Landmeister: Weiß niemand nichts. Der Hohenlohe will mustern alles reißige Volk. Wieviel und welcher Art. Dann folgt des Meisters Spruch wie Donnerschlag.

(Der Trappier hat sich zur Türe geschlichen und spricht hinaus. Bald kommt ein Knecht und füllt aus einem Krug aufs neue die Kannen. Ab.)

Marschall (jubelnd): Und folgt dem Donnerschlag die Gloria! Durch krachende Wälder, ihr Brüder, über die blühenden Auen stampfen wir über Drachengewürm und winselnde Heiden, durch Lande und Moore und Flüsse. Kenn euch alle Furten und Stege!

Doch eh wir aus diesem wilden Garten ziehn, berennen wir noch die Abtei, ziehn die Kerzer Fratres an den Bäumen auf, zuhöchst den Rahnald!

Landmeister (schüttelt den Kopf): Marschall, der Wein macht dich toll. Mich reut es . . .

Spittler: Noch hat der Abt sein letztes Wort im Hals. Der ungrische König will, der von Kerz und der von Egresch sollen unsre Schuld entscheiden.

Treßler: Willst warten, bis der Rahnald hier im Remter den Weihrauchkessel schwingt, unsern Gestank sich zu vertreiben?

Spittler: König Andreas hat ein schlecht Gewissen, so er ein Pfaffenzeugnis braucht. Ist doch unsere Austreibung schon gesiegelt. Den Rahnald muß man firre machen!

Trappier: Den schwarzen Hahn auf seinem stolzen Kerzer Mist, angehäufelt von Glazbrüdern und Hermannsdorfer Mantelschneidern? Ein Mönch ist ein toter Mann, der soll uns nicht antworten!

Spittler: Er ist ein Pfaff, darum soll man mit ihm reden.

Treßler: Ein pfäffischer Erzstänkerer, so seit Jahren den Hof, den Heiligen Stuhl, das ganze Land verhezt ob unserer Gewalt und hohen Planen! Ein geschwollener Drach, weil wir uns hier aufgetan gleich ihm und alles Volk uns zuströmt. Weil wir schneller bauen, stärker schlagen. Darob erschrickt jetzt auch das Volk von Hermannsdorf. So sind sie einig.

Spittler, der süße Wein macht dich toll!

Spittler (beharrt): Der Hohenlohe sagt: So der Rahnald sich zu uns befehrt, wandelt auch der ungrische König sein Sinn.

Vierzehn Jahre haben wir hier gebaut, ihr Herrn, fünf Schlösser, vier Dörfer, ein ganzes Land gerodet — ist das Schweiß von einem Tag?

Landmeister: Bei Gott, das sehen alle. Ist just darum uns in diesem sauern Land keine Ernte gegeben.

Trappier: He, Spittler, Herold! Reit zu, bring dem giftigen Pfaffen Rosenöl und Sirup, gibt dir sicher Absolution.

Marshall: Ich hüt derweil dein Mädchenzwinger.

Alle (begeistert): Auf Herold, auf!

Trefler: Siehest dem römischen Kaiser und dem Meister auf die Finger. Zeig, wie deine Früchte reifen!

Spittler (wehrt sich): Mir mangelt der Gabe mit diesem Mönchsvolk ...

Marshall und Trappier: (springen auf und nehmen ihn in ihre Mitte): Bruder Spittler, knieest nieder, küssest ihm die Füße: Credo in patrem omnipotentem Raynaldum. Ora pro nobis peccatoribus! Benedic anima mea Domino!

(Zu den andern): Laudate pueri Dominum!

Trefler: Alleluia, alleluia, alleluia!

Spittler (macht sich los, entschlossen): Es sei. Soll mich nicht gereuen. Klopfe morgen dem Abt ans Tor. (Ab.)

Landmeister: Verlorene Mühe. Brüder, dies ist heut Abschied. (Deutet auf das Fenster.) Seht den Feuerschein der Schwarzburg, seht die Lichter der Brasovia! Hört, der ganze Wald singt ... Im Sturm geboren, im Sturm ziehet der Orden weiter! (Alle sehen hinaus in die Nacht und den Sturm, der sich erhoben hat.)

(Nach einer Pause): Brüder, morgen gehet Kriegsrecht an! So einer säumig, verfallt mir mit Haupt und Gliedern! (Er schüttelt den dreien die Hand, dann ergreift der Marshall den Trappier unter dem Arm und geht singend mit ihm und gefolgt von Trefler ab. Der Landmesser begleitet sie bis vor die Türe.)

Landmeister (schreit hinaus): Fackeln! Die Pferde!

Marshall (singend):

Nach Ostland wollen wir reiten,
Hingehn ins östliche Land,
All' über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besserer Stand.

Der Landmeister lehrt zurück, beugt sich durch das Fenster und lauscht. Man hört Stimmen und Pferdegetrappel. Dann wird es still. Er geht

in großer Erregung im Saal auf und nieder. Manchmal zuckt er zusammen und lauscht. Die Haltung, die er bisher krampfhaft bewahrt hat, ist verflogen.

Es pocht an der Türe. Er geht und öffnet. Eine Magd schaut herein, lechzt und zerzaust wie eine Landstreicherin: gelbes Haar, heiße Tieraugen und lachenartige Bewegungen. Sie ist mit bunten Lumpen notdürftig bekleidet, um den Hals trägt sie ein rotseidenes Tüchlein.

Der Landmeister will sie zurückstoßen, doch sie gibt ihm einen Stoß vor die Brust und tritt vollends herein. Während er sie an den Armen gepackt hält, verriegelt sie die Türe. Dann zieht sie ihn in einen der verlassenen Stühle, drückt ihn nieder und wirft sich in seinen Schoß.

Gudel (den Arm um seinen Hals): Hab gelauscht. (Beschwichtigend): Niemand sah es.

Landmeister (schweigt).

Gudel: Schnaufst wie ein Eber. (Bietet ihm den Mund.) Willst rote Beeren?

Landmeister (streicht ihr über das Haar und die nackten Arme): Gudel ... Gelbe Weizenähre, über deinem vollen Schoß steht die Sichel ...

(Krafft sich zusammen, streng): Hab dir verboten allen Zugang, will am Jüngsten Tag an dir vorübergehn, dich nicht kennen. (Sie streichelt ihn wie ein aufgeregtes Kind.)

(Heiser): Wo kamst herein?

Gudel (zeigt ihre weißen Zähne): Wo Raken klettern.

Noch acht Tag, acht Nächte ... Fürcht die Sichel nit.

(Ausbrechend): Sollst selbst sie schwingen, will in deinen Schoß rollen. Schlag zu! (Hebt seine Hand und überschüttet ihn zugleich mit Küssen. Pause.)

Landmeister (sieht über sie hinweg): So mich jekt ein Graumantel, irgendein elendiger Knecht sieht, hab mein Kopf verwirrt.

Der Landmeister mit einer Dirne!

Gudel (frech): Dein Kaiser hat viel Dirnen am Hof, braune, auch schwarze.

(Loßend): Acht kurze Tag, acht lange Nächte ...

Landmeister (stößt sie von sich): Des Kaisers Majestät brennet alles rein. Doch wie steh ich unter dem Gericht?

(Klagend): So einer der Brüder fehlt, muß ihn strafen, edle Herrn mit der Bußgeißel züchtigen — ich elender Wicht. Wer löscht mir den Schimpf, wie zerbrach mein Gelübde?

Der Landmeister ...! (Bedeckt sein Gesicht.)

Gudel (spöttisch): Bist auch ein Mensch von Fleisch und Blut.

Ihr stolzen Ritter dröhnt mit lautem Schalle; gleichviel euer Mark und Eingeweide sind nit von Eisen. Herzallerliebster, bleibst mein Buhle für und für. Hast im Stall mich aufgelesen, mich aufgefüttert, mußt mich leiden. (Indem sie ihm wieder den Arm um den Nacken und Mund legt): Beiß da herein dein Zorn und kummervolles Toben!

Landmeister (springt auf): Hüt dich, Dirn, so der Prime Glöckchen schallt, hebet Kriegsrecht an! Dann ins Spitel mit dir, in Turm!

Gudel (steht lachend vor ihm): Bist heut grimmig wilde. Dein Kriegsrecht lach ich. Folg deinem Fähnlein alle Straßen!

Landmeister (mit geballten Fäusten, so daß sie Schritt für Schritt zurückweicht, sagt das Ordensgelübde her wie eine Aufgabe): „Drei Dinge sind die Grundfesten jeglichen geistlichen Lebens: das erste, das ist Keuschheit...“ Landmeister Hermann Ball, steht unter dem Gericht!

(Mit furchtbarer Entschlossenheit): Heut muß alles geschlichtet sein — du, Satan, willst es hindern?

Gudel (bis zum Fensterbogen zurückgedrängt): Hermann Ball, wunniglicher Mann, stehst nur unter meinem Gericht. (Nimmt auf den Fußspitzen stehend sein Gesicht in beide Hände und küßt ihn): Nie! Hörst, du Starcker, nie wirst wieder frei! (In diesem Augenblick schlägt in der Burg eine Glocke an.)

Landmeister: Dann fahr dahin! (Hebt sie an den Hüften empor und schleudert sie hinaus. Ein gellender Schrei, man hört den Körper unten im Burghof aufschlagen. Der Landmeister wanzt und bricht unter dem Marienbild zusammen.)

Das ... der Abschied.

(Vorhang.)

Adolf Meschendorfer / Das Honterusfest

Das größte sächsische Fest ist das Honterusfest zu Ehren des Reformators am Schlusse des Schuljahres, wenn die goldene Zeit der Sommerstille sich unermesslich auszudehnen beginnt. Dies Kronstädter Fest feiert die ganze Stadt, alle Geschäfte und Ämter sind dann geschlossen. Wenn der Festzug sich hinausbewegt hat auf die große Waldwiese, ist die Stadt so ausgestorben, daß nur Kranke und ganz kleine Kinder einem Fremden Auskunft geben könnten, wohin die Bewohner plötzlich verschwunden sind. An die-

sem wunderbaren Tag ist Heerschau über die ganze Sachsenschaft, die in althergebrachten Formen sich zusammentut zu einem königlichen Spiel, das Prachtentfaltung mit erhabenem Ernst vereinigt.

Und wenn dann an einem herrlichen Junimorgen, ehe noch die letzten Sterne verblühen sind, irgendein alter, vertrockneter Sterngucker aus seinem Dachfenster den Kopf heraussteckt und nach dem Wetter sieht, wenn bald darauf die Trommlerschar durch alle Gassen zieht, die Schläfer zu wecken, die längst schon im Nachthemd im offenen Fenster stehn und den Atem anhalten, denn eben hat die Turmuhr die sechs schweren Schläge getan, und wenn sie dann anhebt, die Große Glocke, wenn der edle Kelch in erhabener Trunkenheit einsam schwingt, als ob er ganz allein auf der Welt wäre, wenn die Vereine mit ihren Fahnen an verschiedenen Treffpunkten der Stadt aufziehen und immer neue Volksmassen in das Tal einströmen, das der Stadtpfarrhof, die Predigerwohnungen, die Schulgebäude und das Rektorhaus rings um die Riesenkirche gebildet haben, dann wissen wir: heute ist der Tag des allgemeinen Burgfriedens, Bruderschaft, Honterusfest!

Mit Gewalt muß man sich jetzt schon einen Weg durch die Mauern der aufgestellten Schüler, Turner, Sänger und Vereine bahnen.

Der Honteruscötus marschirt heran, die nickenden Fahnen schmückt junges Eichenlaub. In schwarzem Samtflaus und weißer Hose, den Ziegenhainer in der Hand, schwenken wir mitten in die Massen hinein unter den Erker des Gymnasiums, wo der Fahnenwald gepreßt im Winde wogt.

Sieben Uhr. Da setzen die Musikkapellen ein und „Schütze, Gott, dein Volk der Sachsen“ steigt der Gesang aus den vielen tausend Kehlen wie ein feierliches Morgenopfer zum blaueidenden Himmel empor.

Im offenen Fenster steht der Rektor. Er sieht hinunter in das Meer von Augen, in die lachenden, funkelnden, flackernden, glühenden Augen Kronstadts.

Alle Lust und Liebe des Schuljahres drängt sich jetzt in seine Worte — er weiß, man wägt diese Worte, es gibt Handwerker, die sie noch nach Wochen wörtlich wiederholen und mit früheren vergleichen.

Alle Strenge ist aus seinem Gesicht gewichen, unser Rektor spricht:

„Ihr steht hier im Herzen unserer Vaterstadt — im Schatten des größten Werkes, das Sachsenhände je schufen, ihr steht hier

auf dem ‚Kirchhof‘, auf dem einst Er täglich in Arbeit und Sorge, in Hoffnung und Freude gewandelt ist.

Hier schritt er im Gespräch mit seinem Melanchthon, dem durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Doktor der Weltweisheit Valentinus Wagner, und bestimmte den Platz, auf dem das neu gegründete Gymnasium im Jahre 1544 erstehen sollte.

Dort, vor der Kirchentüre, hatte er mit seinem lieben Freund, dem weisen Stadtrichter Johann Fuchs, einen heftigen Disput, als dieser dem zur Verantwortung gezogenen Reformator erklärte, er lasse ihn nicht nach Weißenburg ziehn, wo Kerker und Scheiterhaufen drohten.

Da drüben, beim Rektorhaus, wie oft hat er selbst Hand angelegt beim Ausladen der schweren Reisewagen, von Bewaffneten begleitet, die kostbare Bücher und Handschriften brachten, die der Stadtrichter durch Kaufleute in Konstantinopel aus den von den Türken verwüsteten griechischen Büchereien für unsere damals gegründete Gymnasialbibliothek hatte ankaufen lassen.

Und dann, als der Stadtpfarrer von Kronstadt der geistigen Übermacht des neuen Apostels huldigend sein Amt niederlegte, damit der von allem Volke gepriesene Mann seine Kanzel erhalte — was war das für ein Tag, als dieser Platz, von Tausenden wimmelnd, die ihre kostbarsten Teppiche hingelegt hatten, damit sein Fuß sie betrete, in einem gewaltigen Brausen von Hosanna- und Jubelrufen widerhallte, als der feierliche Zug der Ratsherren plötzlich stockte, weil sie ihn jubelnd emporgehoben hatten und allem Volke zeigten, bevor sie ihn in die Kirche hineintrugen.

Heiliger Boden unserer Väter, auch heute noch sind die wichtigsten Ereignisse unseres Lebens mit dir verknüpft!”

Des Rektors Blick wandert durch die Reihen der Schulkinder, und seine Stimme schmilzt väterlich warm wie eine dunkle Geige:

„Seit siebenhundert Jahren steht in den Bergen dieses Landes ein einsamer Baum: eine knorrige Eiche mit hundert eigentwillig gebogenen Ästen; die Krone zerspalten von feurigen Blitzen, die Wipfel zerrissen von ungezählten Stürmen. In dem letzten Jahrhundert hat dichtes Moos seinen Stamm bekleidet; doch noch schmückt sich der alte Baum alljährlich mit tausend Knospen — ihr, liebe Schüler und Schülerinnen, seid der Schmuck, den der sächsische Lebensbaum alljährlich angelegt, und auf euch richtet sich stets der prüfende Blick: wie lange wird es mit ihm noch dauern?”

Doch dann wendet er sich an die Erwachsenen, und seine Augen werden hart und die Lippen von richterlicher Strenge:

„Ein Honterusfest ist ein Bekenntnis! Wer hier in diesen Reihen steht, der bekennet sich zu der großen Familie, die unser Reformator gegründet hat und in der alle durch Schicksalsfügung aneinander geschmiedet sich blindlings dem Gemeinschaftsgedanken unterwerfen, in der jeder weiß, daß wir nur alle zusammen miteinander stehen oder fallen!

Wer gab uns diesen trozigen Willen zum Leben, wer schmiedete uns in diesen eisernen Ring unserer Gemeinschaft? Der Mann, dessen Fest wir heute feiern: Heil Johannes Honterus!”

Jetzt erklingt das heilige Nationallied „Siebenbürgen, Land des Segens“, das zarte Grün der alten Kirchhofslinden erbebt in dem hochaufrauschenden Volksgesang, und der Zug setzt sich in Bewegung: voran ein Banderium von sächsischen Bauern in ihren langen, blauen Kirchenröcken, geführt von Jünglingen in altsächsischer Bürgertracht auf ausgewählt schönen Hengsten, dann mit der ersten Musikkapelle der Stadtpfarrer, Rektor, Gemeindefurator, die sächsischen Abgeordneten, Senatoren, Lehrerkollegien mit dem Presbyterium; dann die Militärkapelle und das Trommlerkorps mit dem endlosen Zug der Schuljugend und hundert flatternden Schulfahnen, hundert lachende Mädchen wie farbenprächtige Wiesenblumen in ihrer bunten Tracht und hundert Frauen mit feuchten Augen in den kostbaren Brokatstoffen, Spinnwebeschleiern und goldenen Gürteln einer glorreichen Zeit; und wieder Musik an der Spitze der truzigen Vereine, die wie auserwählte Regimenter hinter ihren kostbaren Fahnen dröhnen, und der Kopf der Heereschlange war zwischen den Mauern der magharischen und rumänischen Zuschauer schon dem Stadttor nahe, als sich auf dem Kirchhof die vierte Musikkapelle in Bewegung setzte.

Als der Talkessel sich öffnete, umfingen uns dampfende, smaragdene Felder, wogende Wiesen, Maßliebchen, Akelei und Glockenblumen. Würziger Sommergeruch, Lieder der Mädchen und Knaben stiegen auf, eine genießerische, süße Schwäche lockerte die Reihen.

Doch Haralds helles Kommando ertönt: der Honteruscötus muß im Lauffschritt den Zug überholen, um als erster die Festwiese am Abhang des sanft ansteigenden Waldes zu besetzen. Auch die nachrückenden Schulen und Vereine bleiben bei den Tormasten mit den majestätisch grüzenden Wimpeln und Flaggen zurück, während die Volksmassen hinaufstreben zum Rande des Waldes. Hier steht wie auf einem Feldherrnhügel das aus mächtigen Eichenbalken gezimmerte „Lehrerzelt“. Von hier übersieht man die ganze Wiese.

Und der Stadtpfarrer besteigt die mit Tannengrün verkleidete Rednerkanzel und sieht mit bebendem Herzen wie auf ein Zeichen von unten in einer einzigen Front die Vereine und Schulen mit den vier Musikkapellen heranmarschieren. Kronstadts lebendige Mauer rückt herauf mit flatternden Fahnen!

Der Sprecher der Vereine grüßt in wohlgeordneter Rede das Oberhaupt der Gemeinde, und der hochachtungswürdige Herr gibt ihm jeden Gedanken der kernigen Sätze zurück und faßt sie zugleich in flammende Bekenntnisworte.

Wieder steigt feierlicher Gesang wie ein Gelübde zum Himmel, und dann zerstreuen sich die wogenden Volksmassen in die lockenden Zelte der Vereine und Nachbarschaften, Tausende aber lagern am Waldestrand und holen aus den von den Dienstmädchen herbeigeschleppten Körben die Schinken und Würste, Käse und Netze und die glucksenden Flaschen. Mächtig atmend liegen die Schlemmer auf dem Bauch oder am Rücken, starren in die regungslosen Äste, trinken den blauen Himmel und die Musik, die verführerisch aus der Tiefe heraufklingt.

Wir Studenten aber stürmten unsere grüne Hütte, das Faß wurde angestochen, von der langen Festtafel erdröhnten die Schläger und alte Studentenlieder. Dann nahmen die meisten Urlaub und suchten auf dem Festplatz und im Walde die Holde, die es einem angetan hatte. Arm in Arm mit ihr durfte man sich vor aller Welt zeigen, ohne Furcht eine Zigarette anzustecken und den Spielen der unteren Klassen zusehn, die sich auf der Wiese in abgesteckten Bezirken rings um die Klassenfahne tummelten. Man schoß selbst mit der Armbrust auf die gemalten Tiere, die auf hohen Stangen angenagelt ihren Kopf oder ihren Flügel dem glücklichen Schützen überlassen mußten, man zog im Vorübergehn mit an dem langen Strick, der die Stärke zweier Klassen entscheiden sollte, und der Ball, der aus einem Kreise fiel, wurde der hübschen, vor Eifer glühenden Lehrerin in den Schoß zurückgeworfen. Ein Summen und Brausen erfüllte den in Licht gebadeten Platz, durchbrochen von dumpfen Paukenschlägen oder einer plötzlich aufkreischenden Klarinette . . .

Dreimal ruft ein Hornsignal. Wir eilen hinunter.

Wieder wälzt sich der Volksstrom hinter der Musik, die jetzt tief in den Wald eindringt, auf gewundenem Felspfad hinauf zur Honterusquelle, die in einer Waldlichtung übermütig aus der braunen Brust des Berges sprudelt. Hier, zwischen schweigenden Waldriesen, findet die Waldandacht statt.

Über der Quelle taucht aus einer dunkeln Höhlung von Eichenlaub der Redner hervor: unser neuer Deutschprofessor.

Alles starrt, man würde eine Nadel fallen hören.

„Wißt ihr, daß dieser Wald, der heute wieder von vielen tausend Stimmen ertönt, verzaubert ist seit vielen, vielen Jahren? Denkt ihr daran, daß wir alle, die hier stehn, einst auch im Lockenhaar der Jugend mit einem Herzen so voll und stürmisch, daß wir es schlagen hörten, hier am Honterusfest auf einsamen Wegen wandelten, begeistert, verträumt, verliebt, oder mit dem brennenden Wunsch, es zu sein?

War es nicht gestern?

Diese unermessliche Jugendsehnsucht, diese Seufzer, glühenden Wünsche, all das Schwärmen und Phantasieren von euch, von euren Eltern und Großeltern, es ist in diesem Wald gefangen und hüllt auch heute jeden, der ihn betritt, in seinen Zauber.

Und wißt ihr, daß wir damals alle besser, stärker waren als heute, wo der Lebenskampf so viele wie Rauhreif gestreift hat? Daß wir uns nie so stark nach großen Aufgaben sehnten, daß wir Helden sein wollten, nach Taten lechzten, das Ende der Schulzeit kaum erwarten konnten, weil wir fürchteten, die Gelegenheit zu Großem zu versäumen?

Ihr Schüler und Schülerinnen, diese Flamme, die so lichterloh in uns einst brannte, die heute in euch brennt, hütet diese Flamme, damit der Alltag sie nicht ersticke!

Macht eure Träume zur Wirklichkeit! Kämpft für sie und leidet für sie! Großes ist in der Welt immer so entstanden, daß überschwängliche Träume Wahrheit wurden!”

Solche und ähnliche Sätze kamen von der grünen Kanzel und richteten mich auf.

Was war denn verloren?

Heute über ein Jahr geht es hinaus in die fiebrigen Millionenstädte, das Abendland mit allen seinen Schätzen tut sich auf.

Beginnt nicht dann erst das wirkliche Leben, in dem jeder wieder zurückgestellt wird an den Anfang seiner Laufbahn? Winken nicht dann erst Ziel und Lorbeer würdig eines Strebenden?

Wohlan! Noch einmal soll er beginnen, der entscheidende Kampf um Glück und Ruhm. Mit siebzehn Jahren war die Welt noch zu erobern! —

Hermann Klöß / Widmung

Fern auf der Straße langsam-träges Fahren
vom Steinbruch schwerbeladner Ochsenkarren.

Und drüben Wälder, übern Berg gespannt,
wie dunkelgrüne Tücher, tief ins Land.

Was frag ich nach der Brandung großer Welt,
die stumm an unserm Ufer hier zerschellt,

Wo andre Klänge süß das Ohr erfüllen
und jeden Strauch in Duft und Zauber hüllen.

Die heilige Stille Wunderlaute spricht,
mit ihrem Sang uns in die Herzen bricht.

Es wölbt sich hoch der blaue Gottesdom —
um uns her rauscht die Liebe wie ein Strom.

Alfred Roth / Das war nicht ich

Das war nicht ich, der jetzt so fröhlich lachte!
Das war mein Urahn fern am Rheinesstrand,
der jeden Werktag sich zum Festtag machte.

Und der dich wegriß eifersuchtentbrannt,
war jener Ahn, der seinen Freund erschlug
um eine Dirn im fernen Ungarland.

Doch der dann so besonnen sprach und klug,
mein Ur-Ohm war's, der vor dreihundert Jahren
dem grimmen Feind die Stadttorschlüssel trug.

Und dessen Mund jetzt Pfeile jäh entfahren,
mein Vater ist es, dem sein Stolz verbot,
beim Spott des Mächt'gern seinen Spott zu sparen.

Ich bin nicht ich, — ich hör' ein fremd Gebot
geheimnisvoll in meines Herzens Pochen . . .
Denn alle meine Ahnen sind nicht tot,
ich trag sie stets mit mir in Blut und Knochen.

Schuster Dub / De Johreszejden

Frähjohr

Aen dem Bäsch schlo schiun de Fänken,
Medcher mät den Ugen zwänken,
Pirschker machen en de Kur.
Alles froat sich und et schneiden
schiun de Geangen af de Weiden
sich zem irstemol en Flur.

Sommer

40 Grad um Termometter,
irest breallen durstich Getter,
schlofrich schlit de Uhr är Steangd.
Af der Gaf hirt em't Getettel
vun em alde Flaschinettel,
sonst uch niereft net en Heangd.

Härwest

Riut det Lutw u Streoch uch Bimen,
lantsem zähn de Schwalwen himen,
halwich drimt uch schiun der Tuest.
Vivat! freschen teosend Zeangen
aen dem Wainjert und de Geangen
zurpen änjänennem Muest.

Wänjter

Schwer uch däc rampeln de Flocken,
mise säke Som uch Broken,
und fiur Realde stampft det Rues.
Aen er Cosluech sejt em Lartwen,
det Gesicht spilt alle Farwen,
und et treppst uch schiun de Rues.

Richard Gleim / Bauernlied

Wir haben in sturmvollen Nächten gewacht,
und trozig dem Morgen ins Auge gelacht,
wenn Feinde rings um uns tosten.
Wir haben auf Gott unsre Hoffnung gestellt,
und mit ihm die Äcker der Väter bestellt,
wir deutschen Männer im Osten!

Uns hatten die Faust und die Burgen beschützt,
seit Sumpf wir und Wildnis gerodet, genützt,
Schwert durfte und Pflug nie rosten.
Viel Dörfer sind rings aus den Auen erblüht,
in Städten der Bürger nie rastend sich müht,
wir trugen das Licht nach Osten!

Und war der Tod nahe, das Blut, das war uns,
mit dem wir gedüngt: nicht um fürstliche Gunst,
fürs Recht allein ist's geflossen!
Was Treue erworben, ist uns in dem Land!
Wir wollen es halten mit schwieliger Hand,
wir deutschen Bauern im Osten!

Egon Hajek / Was ist Heimat?

Was ist denn „Heimat“? Vater, sag mir's doch!

Siehst du im Osten jener blauen Berge Joch?
Weit drüber hin, wo tausend Schwalben fliegen,
im fernen Licht muß unsre Heimat liegen.
Dort glitzern Felder reich, wie Gold gemäht,
von Neben quillt der Hügel, taubesät.
Die dunkle Erde hat, was man in sie versenkt,
oft hundertfältig unserm Volk zurückgeschenkt.
Und in dem Busch, verträumt und doch so licht,
winkt dir des Dörfleins ernstes Angesicht.
Die Kirchenburg erhebt sich noch in alter Pracht.
Man denkt, sie sei noch da, die Zeit der Macht.
Noch heute steht der Bau gar stolz und warm . . .
Doch unser Volk ist klein, ist elend, arm.

Und grade deshalb lieb ich doppelt dieses Land.
Weißt du nun, Kind, was Heimat wird benannt?

Sag, Vater, warum liebst die Heimat du . . . ?

Merke auf, mein Kind, und hör' mir stille zu.
Dort hat die Mutter über mir gewacht
und mich in Schlaf gesungen manche Nacht.
Dort trug mein Vater Not und Leid.
Dort wuchs ich groß in aller Zärtlichkeit.

Dort hat die Erde meinen ersten Schritt getragen
in meinen frühen, sel'gen Kindertagen.

Ich konnte in des Vaters Spuren sicher treten,
dort lernt' ich lachen, weinen, singen, beten.

Nun weißt du, Kind, wie alte Heimat tut,
sie sei auch dir ein heilig-hohes Gut.

Ist unsre Heimat wohl so licht und hehr,
so weißt du sicher noch ein Sprüchlein mehr . . .

Da hebt der Vater frei und stolz die Augen.

Heimat ist das, woran wir glauben,

ist unsre Hoffnung in den finstern Tagen,

ist Stärke, wenn an uns die Zweifel nagen.

Heimat ist Himmel in dem Blick,

Heimat ist Stolz in hartem Mißgeschick.

Und risse man den Leib in tausend Stücke,

ein jeder Teil sehnt einzeln sich dahin zurücke.

Und weint die Heimat, wird mir schwer,

und lacht sie, jubl' ich noch viel mehr.

Heimat ist Sehnsucht, sel'ge Leidenschaft,

Heimat ist Frommsein, Wille, Blut und Kraft.

Konrad Rußbächer / Tömöschland

Schwarz schlingt ein schlanker Turm sich auf, die Luft

ist weich und still — so laß uns gehn selband

durch Wiesen mondenglitzernd und den Traum

der Berge, hoch in schwarzen Massen aufgetürmt:

Geliebte Hüter meiner Kindheit! Du,

nun gehst du mit durchs Kindertömöschland,

nachtstill und doch voll Klingen — weißt du noch?

Und heimlich lächeln Mühle, Wehr und Fluß

im Traum, da sie uns beide kommen sehn.

Ein blaues Tal gewunden durch die Berge,

riesig, zerackt, mit krausem Schluchtenwald,

der trieft von Mondlicht. Und balsamisches Erz

fährt hochher in die Lungen: Tömöschluft.

Der Bach rauscht schattendunkel, Tannensittiche

schweben die Lehnen aufwärts, starker Pracht,

und schweben tausendfach bis zu den Felsenwiesen.

Ein anderes Gesetz erfüllt dies Tal,
spürst du's? Ein ander Leben nahm uns auf
nach jener Kehre — Leben zwischen Hohenstein
und Schulerwand, wie nur der Tömösch weiß,
der schäumende, der unsere Sommer kühlte.

Noch immer brütet schwer der Hohenstein
der Nacht und ihrer Rätsel, mütterlich
umschließt er immer noch die Tömöschwelt,
aus der wir lang geschieden, wartete
mit Berggeduld auf dich und mich und jetzt
segnet er unsere Scheitel hell mit Mond.
Und altes Blühn und Singen nimmt uns auf,
Schubert, und der uns früh erschreckte: Beethoven.

Der Onkel läßt den Bösendorfer donnern
in dunkler Stube mächtiger Phantasien.
Komm nun und birg dein Köpfchen mir im Arm,
dein blondes, mondgeküßtes. Tief und süß
ist Schlaf und Träumen unter Tömöschrauschen.

Emil Witting / Rudelbeschaulichkeit

Aus den Bäumen fällt nicht die Gefahr! Das war Rottwilds Erfahrungssatz. Um so ungeahnter und gefährlicher schlägt sie ein, wenn sie dann doch einmal aus den Bäumen fällt. Zum Schutz gegen solche Unvorhergesehenheiten und Zufälle ist immer die Geselligkeit, das Gesellschaftsleben willkommen, denn da kann es einen anderen treffen. Wie war daher unser Alttier beglückt, als es nach dem erlebten garstigen Sprung auf das Häschen an der weitesten Bucht des Riesenwindwurfs plötzlich in die Duftstraße von seinesgleichen geriet. Schon vernahm es auch vor sich hartes Knacken, Treten und nach der Länge eines Ganges oben herum auch ein Heruntersprühen vollen Duftes, ein auffällig derbes Davonprasseln, oben ein dumpfbadiges Mahnen, dann Stille, wieder Abbrechen, wieder ein hohlwangiges Mahnen und wieder Stille. Kälbchen äugte merkwürdig getroffen zur Mutter hinüber. Die fand den Vorfall höchst bekannt, bemerkenswert und war so sehr hingerissen und gerührt, daß sie mit dem nämlichen Laut aus überzeugungsvoller Tiefe ihre Gleichgesinntheit melden mußte.

Unten Stille, Bogenschlagen von oben gegen unten bis zum Duftweg des vermeintlich Gleichen, immer näher hallendes Streichen durch das Gekräut, Streifen an dem gelbschelligen Traubenholunder, Flucht über Fallholz, her, hin, und aus der grünbelaubten Maskierung stieß der altersdürre hartkantige Kopf eines bejahrten Alttieres hervor. Mutter war sichtlich befriedigt, sie erkannte nach Geruch und Licht eine gute Bekannte. Jenes Alttier hingegen war mürrisch verfinstert, denn es hatte sich vor dem Nahen der eingebildeten Gefahr entschlossen, durch laut angezeigte Flucht das Unheil von den Kälbern abzuwenden. So war ihm denn dies Paar störend in die Kinderstube gedrungen.

Sie bewindeten sich, und in Kälbchen mischte sich Neugier mit Verblüffung und Staunen, als da mit einmal unter dem Schirmgeäst kleine Köpfe, lange Lauscher, gefleckte Gefelle hervorstachen. Die beiden dummen Dingerchen waren nicht minder überrascht, verloren aber bald Scheu und Unentschlossenheit, hoben sich niedlich auf die schon ziemlich sicheren Läufe, beschnupperten das neue Genoschen, übersahen es gleich wieder und drängten zur Spinne ihrer Mutter. Die überließ ihnen gerne und willig die strammen Milchfäden aus den Zitzen, zeigte dabei bereits etwas wie gütige Herablassung gegen die Ankömmlinge und rümpfte nur einmal die Oberlippe recht ungefällig, als das fremde Kalb zu nah gegen ihr Gesäuge hin witterte.

Die Sonne glomm und klomm steil über die schwarze Fichtenwand, und bald saßen sie, die zwei und die drei, theils dösend, theils wiederkläuernd im Grasbett, als ob sie nie ohne einander gewesen wären. In den Baumrinden krispelten die Käfer, die Wirbel des Buntspechtes zertrommelten die Splintseken, am Dürrling ruckte der Kleiber kopfüber, kopfunter, hoch im Besengeknäuel des Baumgerippes schnalzte der Ruckuck, auf der höchsten Riesenfichte schnurrte der Ringeltauber. Der Eichlater raspelte an Vorjahrszapfen, daß Schuppen und Deckspelzen fielen.

In weiter Dunstferne der Alm wogte ein schwüles Branden unfassbaren Geräusches. Irgendwo in stickiger Luft klagte hart und verlegend der Ausruf der Rabeneltern. Als die Sonne die Bucht ausgelaufen, als kühle Tauschatten tastend tief in den Windwurf schwammen und sachte die Abendstille zur Erde rieselte, als die letzten Schwalben rissig verzuckten, da wurde zuerst die junge Mutter, die Rote, mit ihrem ausgelassenen Hirschkalb hoch, dann erhöhte sich gelassen bedächtig die Alte, und gleich stellten sich auch die beiden munteren Wildkälber unter das Gesäuge. Die Alte,

die Fähe, war die Vorerfahrenste, die Kluge. Sie hatte es erlebt, daß neben ihr plötzlich ein verwandtes oder befreundetes Leben wie vom Sturm weggeblasen verschwand und niemals wiederkehrte. Nie traute sie traulichen Abends der herabfinsternden Nacht, nie zwitschernden Morgens dem hinaufhellenden Tag. Sie war vom Schmaltier an im dritten Lebensbrachmond Muttertier geworden und hatte in allen Brachmonden ein bis zwei Kälber in den Busch der Riesenwurstafel gesetzt; sie hatte Freud und Leid der Kinderstube stets geteilt, hatte sich, wenn ihr eigener Trieb im Scheiding zuhöchst schwoll, von den verschiedensten Gesträuchern der Hirsche umwehen und umsehden lassen. Und so wußte sie, daß mit jeder kommenden Zeit etwas Ungeahntes eintreffen, hinter jedem Strauch Unbekanntes sitzen könne, und das Mißtrauen war ihr zum Lebensausdruck geworden. Die Befriedigung der täglichen Bedürfnisse, die Nahrung, die Äsung füllten die Hauptzeit.

Wenn sie Ende Lenzing auch noch nicht viel Auswahl hatte, so führte sie als Leittier doch gern das kleine Kahlwildrudel mit dem Spießer und dem eben glazig gewordenen Achter weit von dem noch tief unter Schnee begrabenen Windwurf an steilapern Grashängen über das Preiselbeericht hinweg zu den Quellsinken, wo sie die Brunnenkresse heißgierig aus dem eben geborenen Eisbächlein zupften, und weiter voran zu der Rasenmulde, um noch begieriger die zartesten Grünlänzchen des Frühlingsafrans zu äßen. Später, zur Spätlenzzeit, neigte sie auch im winterstarren Buchenwald den Schneeglöckchen, Lederblümchen, dann dem Lerchensporn, der Meerzwiebel zu, während sie Nieswurz, Kuhschelle und Wolfsmilch ablehnte; bald bevorzugte sie vor allem das Buschwindröschen, Muschelblümchen, Lungenkraut, im Wonnemond insbesondere den Sauerampfer und mißachtete Hunds- und Pestwurz, Schirling, Lauch und Waldmeister. Nachdem aber inzwischen die Trennung von der Wintergesellschaft erfolgt war und jetzt die Muttermilch ständigen Ersatz forderte, hatte sich die Fähe ebenso wie die Kote diesen Ort wählen müssen, wo Kraut und Gras verschiedener Art aus dem Fruchtboden quollen.

Kein Störenfried brachte Ruhe und Frieden aus dem Geleise.

Wenn zuweilen am frühen Morgen in den Bäumen das Wildgeflügel polterte, auf dürrem Baumsockel bei Tag der Bussard zufrieden blockte, an eindüsterndem Abend der Ziegenmelker platschte, in brütiger Mondnacht die kohlenäugige Eule heulte — aus den Bäumen fällt nicht die Gefahr!

Gerda Mieß
Gebet der Siebenbürger Sachsen

Laß uns nicht müde werden,
o Herr, in unsrer Not,
laß uns nicht müde werden
im Kampf um Geist und Brot!
Du, der du unsre Ahnen
in dieses Land gestellt,
gib, daß dein Wort und Mahnen
auch unseren Weg erhellt!
Die Ahnen waren Bauern,
bewehrt mit Pflug und Schwert;
sie hielten ihre Mauern
und ihren Acker wert.
Du warst in ihrer Mitten,
wenn friedlich sie geschafft;
wenn sie mit Feinden stritten,
von dir, Herr, kam die Kraft!
Du hießest streng sie gehen
durch manche harte Zeit,
du ließest sie bestehen
in Krieg und Völkerstreit.
Jahrhunderte vergingen
in wechselvollem Lauf,
zu dir in allem Ringen
sah unser Volk hinauf. —
Wir sind ein Volk von Bauern,
o Herr, wir sind's noch heut.
Wir wollen überdauern
auch diese harte Zeit.
Wir wollen treu bestellen
das anvertraute Land.
Laß du die Kraft nicht fehlen
der arbeitsrauen Hand!
Und ist gering der Segen
und lärglich der Gewinn,
lenk du nur allertwegen
zu dir den Mut und Sinn,
daß wir nicht dein vergessen
in unsrer Lebensnot,

daß höher wir bemessen
den Geist als unser Brot!
Laß uns nicht müde werden,
die wir durch Mühen gehn,
laß uns nicht müde werden:
so wollen wir bestehen!

Otto Folberth / Lied auf Siebenbürgen

Fluch dir, begrenztes Land!
Dem engen Bogen deiner Berge Fluch!
Alles an dir ist Saum und Rand
und nichts wird erfülltes, bleibendes Buch.
Nicht wächst der Fluß hier zum Strome
und Ebenen ohne Seen
und Städte ohne Dome
in deinem Ringe stehn.
In diesem Ringe barg sich oft und oft
ein stilles Zaubertum.
Wir haben es umsonst erhofft,
das Salz ist worden dumm.
Nein, nein! Das Salz der Erde bist du nicht,
bist keine Angel der Welt,
selbst deinen Völkern nie letztes Gericht
und niemals ein siegender Held.
Nicht breitest du Arme weit ins Meer —
Winde, wann braust ihr von fern?
Der Geist deiner Banner hängt schlaff und leer,
du entrückter Stern im Stern.

Dank dir, freundliche Erde,
Dank deinem fruchtenden Schoß!
Der Nähe Wundergebärde
entsteigt dir übergroß.
Gräschen, Tau und Tiere
schmiegen sich hier an mein Herz.
Der Sprung der gefleckten Stiere
im lieberasenden März,
der Hahnschrei über den Dächern
im fühlen morgenden Tag,

das Leuchten aus den Fächern
 der Falter bunt im Hag,
 das Schaukeln der Pappeln im Winde,
 der Wildtaube girrer Laut,
 hier ist mir, wie einem Kinde
 zu Hause, alles vertraut.
 Hier knie ich tief im Acker
 als Halm, Ahre, Mohn,
 als Distel selbst triebe ich Blüten
 und blieb' dieser Erde Sohn.

Erwin Neustädter / Am schwarzen Meer

Mählich, allmählich entsteigt das Land hier dem Meer,
 immer wieder läßt von den Wellen sich's streicheln
 und zögert sehr,
 dem eigenen Wesen sich anzugleichen.
 Im weichen Gewoge der Dünen
 schwingt's den verbrauchenden Fluten nach,
 und nur allgemach
 erruht's in den feldergelben und grünen,
 ebenen Weiten.
 Wie hoch ragt das Haupt in den Raum,
 wie viel ist ihm untertan!
 Fern, ganz wolkenblau fern ein Saum —
 glitt jemals der Blick die Berge hinan?!
 Hier hält sich kein Ragen und trozig Bestehn.
 Wie über leeren Meeren des Rauches Fahnen
 weithin erspähbar eine Weile sich hissen und blähn —
 so die des Staubes allhier;
 sie steigen und ziehn und verwehn
 und lassen sehr ferne Wege ahnen.

Heinrich Zillich

Deutsches Lied in Siebenbürgen

Unser Haus steht frei im Winde der Pässe.
 Wir sehn die Karpathen himmelumzack't,
 das Hochland reif in Saat und Rässe,
 den Winter strahlend und nack't.

Die Siedler singen im Abendschwellen.
Der Wind trägt die Schreie nach Osten hinaus.
Wir singen nicht. Wir hören sie gellen.
Im Brausen steht dunkel das Haus.

Die ungrische Faust führt Ochsen und Pferde.
Rumänische Bauern säen im Grund.
Wir drücken in die östliche Erde
den Pflug schon lang mit stöhnendem Mund.

In der Runde bröckeln die alten Basteien,
in jedem Dorfe Graben und Wehr.
Der Acker wird kleiner und enger die Reihen.
Der fremden Siedler sind mehr.

Die Finger zu rostigen Krallen gebogen
drehn wir die Krume dreimal im Dung.
Wir schaffen und sammeln. Die Zeit ist verflogen,
wo unser das Land, wo wir stark noch und jung.

Im Schoß unsrer Weiber schwillt selten die Frucht.
Die Schau unsrer Männer ward klein.
Wir stehn an der steigenden Todesbucht
und sehn ohne Ahnung hinein.

In alten Gelassen murmeln herum
die Greise und winken zur Ruh.
Im Staub der Jahrhunderte ratlos und stumm
nicken die Männer dazu.

Sie drohen durchs Fenster schwächlich ins Land
und schreiten mächtig zum Tor.
Und an der Schwelle schon stehn sie gebannt
und treten nicht hervor.

Es krallt sich die Not in die Höfe der Runde,
mischt Nacht und Angst und Geduld.
Und drängt ein Fremder den Bauer vom Grunde,
so hat der Bauer die Schuld!

Gib Gott, daß die Quelle uns wieder erspringe,
daß Lieder zur Vesper ertönen,
aus junger Kraft sich das Frühlicht entschwinge,
Volk sich erneu in den Söhnen!

Heinrich Zölllich / Östliche Elegie

Weh, daß ich hier die erste Milch gesogen,
dem Käfersummen hier zum ersten lauschte,
im grünen Traum der Spiele mich betrogen,
darüber Zweig und Wolkenschiff sich bauschte,
behütet war — und nur in mancher Nacht
vom Bette starrte in den Fensternebel
und hörte Reiter nahen, Huf und Säbel;
die klrten lang durch meines Schlafes Schacht.

O Nacht der Kindheit, die mich lehrte schauern!
Nun wuchsen Leid und Mühsal in das Lichte.
Der Weizen stirbt im Klee. Von Turm und Mauern
entbröckeln langsam Stein und Form und Dichte.
Zerfällt der Freunde Sinn. Verglüht des Herdes Brand.
Der Wein ist schal, seit Lust vom Haß geht schwanger.
Das Recht verlachen Händler auf dem Ager
und ihre Fracht ächzt hin und her im Land.

O blickt zurück — sind dieser Städte Wälle,
der Acker Furchentiefe nicht gebreitet
von unsrer Pflugschar ahnenalter Helle,
war drüber nicht wie Aste ausgeweitet
der Sendung Not, der großen Liebe Schau,
da wir uns zeitenlang der Erde hier vermählten,
die Früchte dienend aus den Schollen schälten
und dankten wie dem Schoß der Lieben Frau!

Die ihr im Antlitz tragt der Arbeit Zeichen,
im Wuchs der Väter blondes Mal empfangen; —
Der Engheit Geist, wie konnt' euch der erreichen,
der Gasse Lieder, die durchs Fenster drangen!
Seid ihr denn gleich dem Fälscher auf dem Markt?
Tanzt eure Ehre schon durchs Netz der Siebe?
Zerankt die Brut; um Brot und Eigenliebe
hat sich ein jeder in sein Haus verbarlt.

Ich höre nachts den Wind der Frühe schwingen,
ich höre immer rufen in den Nächten,
ich hör die Scheiben wie Gesang erklingen,
den Sumpf zu graben und für Gott zu rechten,

Hände, die vordem gerne in Versen geblättert,
lagen wie Erde gebrannt um Kolben und Spatengriff,
Hände, die vordem die Saiten der Geige umfaßten,
zogen den Stacheldraht quer durch das Antlitz des Erdteils,
Augen, die vordem am Himmel kein Ende im Schauen gefunden,
kniffen sich klein zusammen, suchten im Grinsel das Korn.

Also wuchsen wir ein dem eisernen Heerbann der Zeit,
du und du und ich wie du; und deiner und meiner Wünsche
glänzte wie Lichter im Meer. Verführung

Jede Welle zerbrach sie.

Immer sprangen sie auf, immer zerfielen sie rasch.

Ewig wogte das Meer.

Manchmal fragten wir: Herr, kommt uns jemals der Tag,
da wir wieder das Tal, wie du's erschaffen, erblicken?

Ohne Schanzen und Fallen?

Werden wir aufrecht schreiten über die Wiesen zum Walde,
sorglos verweilen, am Abend lachend nach Hause singen?

Werden wir wieder im Lande wie der Bauer stehn,

Saatgut im Sacke und unter den Füßen die Brache?

Werden wir einstens die Garben hoch auf den Stoppeln kreuzen?

Fahren wir einstens auch mit der selbstgezogenen Frucht?

Sterben wir nicht zu früh, kaum zur Liebe erwacht?

Raum liebkost vom Sehnen und vom Glück nicht gekannt,

stürzt uns dein Spruch!

Einen der Freunde nahmst du am Morgen, als er zum Sturme
und du nahmst uns zugleich ein Echo der Kinderzeit. ging,

Weit, am Tore vor Görz, warfst du gleich zwei ins Vergehen

und du nahmst uns zugleich zwei Säulen der Kinderzeit,

und du fälltest den vierten, den fünften, den sechsten,

Herr, und mit jedem Streich wurde die Aussicht klarer,

schwand das Dickicht der Jugend, sahn wir dich größer erscheinen,

und du sprachst zu dem Haufen, der kleiner wurde und kleiner,

Saat seid ihr selber der Zeit.

Eure Ernte wird reifen,

eure Garbe geschnitten,

eure Frucht gekreuzt.

Ich schlage den Wald eurer Jugend,

ich mache euch Raum zum Wuchs.

Der Stamm, den ich fälle, vermodert,
Dünger und Kraft für euch.
Der Axt, den ich schnitt, besamt euch,
Sendung und Zucht für euch.
Hören sollt ihr sein Krachen nachts und tags,
wenn ihr wachet und schlafet.
Kein Ruhen sei euch gegeben
oder die Ruh sei Verrat.
Niemals werdet ihr sorglos schreiten auf Wiesen und Au.
Zu Suchenden seid ihr geweiht,
zur Sendung seid Ihr erhoben,
Salz,
aus Blut gekantet,
Erz,
von Erzen gehämmert,
Wort,
aus dem Toben geklärt.

Also hörten wir nächstens Gottes Stimme erschallen
und sie schallte aus uns und wir verrieten sie oft,
aber niemand vergaß sie, wurde die Schar auch kleiner
und die Treuen verfemt.

Anderer sitzen zur Vesper geruhig und froh vor dem Hause,
andere singen und fahren mit leichten Frachten zur Scheuer.
Wir wiegen das Korn, wir messen den Halm,
wir schütteln das Haupt und verstummen,
denn unsere Frucht, die wuchs noch nicht,
die ist zu tief gesät,
denn unser Salz, das würzt noch nicht,
das klärt zu tief im Blut,
denn unser Erz, das baut noch nicht,
das ist zu scharf gefügt,
denn unser Wort, das hört man nicht
im leeren Böbellärm.

So stehen wir in Stahl geschient wie je.
Hinter den Worten, Freunde, lauschend dem Schwerterklang.
Sehn wir die Narren und Schufte der Stunde
die klirrenden Becken schlagen,
rückt den Helm zurecht,
kneifet das Auge zusammen,
zielet wie einst.

Deshalb starben Tausend und Tausende,
deshalb ward das Sakrament des Opfers wieder erneuert,
stürzte der heilige Frühling der Jugend, sanken die Söhne,
daß ihre Brüder versengten Haares aus der reineren Hölle der
das Licht in die geile Wirrnis der Zukunft tragen, [Schlachten
wo sich wahllos an den Schüsseln der Macht
der Ungerufene mit dem satten Frechling paart
und den Trögen die Silberlinge klingen.

Darum starben Tausend und Tausend,
daß wir das Opfer hüten,
daß wir die Sendung erfüllen,
daß wir den Samen wahren
der größeren Zeit,
des reineren Volks,
des ewigen Rechts!

Heinrich Zillich / Du bist schön

Wie bist du schön! — Ich steh im Abendfächeln,
im Tor versteckt; vielleicht gehst du vorüber
und nimmst entgegen mit verwöhntem Lächeln
all meine Liebe und vergißt mich drüber.

Wie darf ich nahn, wo selbst der Morgen zittert,
wenn du die Augen zu ihm aufgeschlagen,
und wo die Luft nach deinem Atem wittert,
um ihn auf stolzen Händen fortzutragen!

Die Erde beugt vor deiner Schritte Wehen
den Nacken tief. Mein Wünschen gleicht den Bogen,
die an den Ufern ohne Laut zugehen
beim müden Heben deiner Augenbogen.

Heinrich Zillich / „Komm, was will“

Es fallen die Äpfel, sie runden und reifen.
Auf leichteren Zweigen raschelt der Schaum
der feurig entschwirrenden Blätter. Wir greifen
so manches im Fluge wie Flocken im Traum.

Und selige Augen pflücken die Traube
des Blaus von dem ewigen Himmelsbaum.
Doch blicken sie nieder: Blätter und Traum
zerfiel in der Hand zum farbigen Staube.

Die Schleier der Rühle beginnen zu steigen
vom Flusse, der funkelnd kommt und verrinnt.
Die Schäfte des Schilfrohres im fahlen Sichneigen
stehn hoch vor den Wolken, die langsam sich zeigen,
die langsam verdunkeln und langsam zergehen.
Schon zittern die Sterne. Schon friert unser Schweigen.

Ach, aus dem Dunkel die Fauldüfte wehn.
Sanft grüßt die Lampe zu Hause am Spinde.
Die Bücher erglänzen. Die Rinder sind still.
Sie liegen im Bette wie Korn im Gebinde
und atmen leise. Komme, was will!

Heinrich Zillich

Inschrift nach zehn Wanderjahren

Groß liegt das Land in den tausend Armen der Berge.
Groß ruft der Wald, der ihre Schultern ersteigt.
Groß wölbt der Himmel darüber, wogend in Wolken, die Fernen.
Wogen laufen durchs Korn und Wogen flüstern im Weinlaub.
Wogen ziehn mit den Herden langsam hinaus in die Weiden.

Mit der Schare des Pfluges stürzen die Bauern die Brache,
stöhnend rufen sie Gott in vielen Sprachen zum Segen,
wenn sie den Samen werfen, und ihre Frauen umfassen,
daß sie Söhne gebären, daß ihre Ähren sich neigen.

Aller Flüsse Gefälle strömt mir als Blut in den Adern.
Aller Wälder Atem dehnt mir der Lungen Raum.
Aller Täler Früchten wächst mir im Pulsen des Fleisches.
Alles Volkes Sehnsucht spricht aus dem eigenen Mund.

Und wie der Bauer die Garben juliumglutet bindet,
blick ich ins heimische Feld, wiege das Werk auf den Armen,
zähle die Fuhren und werf auch die Spreu der Irrung ins Maß.
Danke sei dir Gott, daß sich die Waagschale senkt.

Denn dem deutschen Herzruf horcht ich bei Tag und bei Nacht.
Kriege und Gräber und Not, ach und das größere Wagnis:
Geist und Sendung und Zucht
stand wie Feuer geprägt in meiner Stirne und glühte.
Irrend fand ich den Weg und irrend verlor ich ihn nie!

Heinrich Zillich Kriegsausbruch in Siebenbürgen

In der Nacht zum 1. August 1914 fingen in den Dörfern die Sirenen der Feuerwehren zu heulen an; es schritt der Borger über die Straßen und trommelte; es begannen die Kirchenglocken zu dröhnen.

Weither aus den Dörfern zogen die Glockenrufe über die Hochebene, der zirpige Ton von Hidwég, das gehekte Läuten der rumänischen Glocken, der dunkle Erzlaut der deutschen. Es war kein Fleck in der Hochebene, zu dem nicht irgendwoher Geläute gedrun-gen wäre. Der gruftdunkle Bronzeklang der großen Glocke von Kronstadt wogte über das Land, nicht in freudig aufgrollender Herrlichkeit des Sonntags, nein, rufend zur Not. In der Hochfläche, wo sonst zur Nacht kaum ein anderes Licht zu sehen war als die Fünkchen der Stadt am Fuße der Berge, als von den deutschen Dörfern und der Siedlung her der Schein einiger Bogenlampen, fuhren Tausende heller Punkte auf. Die Fenster erstrahlten, die großen viergeteilten der Stadt, die Scheiben der deutschen Bauernhäuser, die kleineren Fenster der Rumänen, die kleinen der Ungarn, draußen an den Ortsrändern die Luken der Lehmhütten, wo die Zigeuner nuckend schliefen. Wach wurde das Land. Die Männer liefen auf die Gassen, stauten sich vor den Gemeindehäusern und an den Kirchenwänden, und lasen unter dem zuckenden Schein der Windlichter den furchtbaren Aufruf von oben bis unten, der in vielen Sprachen den Heeresbann kundtat. Die Frauen lasen ihn, Klagen wurden laut und verloschen. Stumm rieben die Männer ihre Lippen aufeinander, nachdem die Gemeindebeamten mit lauter Stimme in vielerlei Sprachen den Inhalt des großen Blattes den Leseunfähigen mitgeteilt hatten. Dann lehrten sie sich heimwärts und wiederholten das entscheidende Wort: vierundzwanzig Stunden!

Der Bauer ging durch den Hof, betrachtete die Pferde, die von den Soldaten an den Vortagen nicht schon weggenommen worden

waren, schritt durch die Scheune und sah, daß sie noch leer lag. Er schritt durch den Schopfen und fuhr mit der rauhen Hand über den Sterz des Pflugs, griff an die Sense, die Sichel oder den Mähwagen, die bereit standen, die Ernte fortzusetzen. Er ging zu den Betten der Kinder und blickte darüber hinweg auf die Wand, als sei es zu viel, was ihm da plötzlich zu bestellen überantwortet war, setzte sich zu seiner Frau, gab ihr Weisung, wie der Hof zu richten sei, wie die Aussaat zu regeln; dachte der noch schwebenden Ähren draußen im Acker, von denen er nur einen Teil geschnitten hatte, und legte sich nicht zu Bett, spannte das letzte Pferd an den Wagen, fuhr aus und mähte bis zum Morgen.

Selten jammerte einer, alle sannten darüber nach, was noch zu ordnen sei, ehe es tagte und der Weg getan werden mußte. Einige Burschen ohne Weib und Kind sangen auf den Gassen. Niemand störte sie, niemand bot ihnen einen Zuruf. Die Glocken hingen stumm, die Lichter blieben wach, bis sie der Tag wegwischte.

Richter Wagner setzte sich auf den Wagen. Zum erstenmal in seinem Leben fuhr er bloß mit einem Pferd, einem schwachen Roß; er hatte das Dorf versehen mit Befehl und Weisung; bis zum Morgen mochte es sich selbst überlassen bleiben. Neben ihm saß sein Weib. Es flennte nicht. Es sah gleich ihm auf das nickende Pferd und in den fahlen Schimmer der Straße.

Im Wehrhof brannte Licht. Auch hier ging der Herr von Raum zu Raum, von Ruh zu Ruh. Winfried schritt hinter ihm her und Mosi; die Bäuerin fehlte nicht dabei; in sechs Hände legte Dinz sein Werk.

„Du wirst es wohl schaffen können!“ sagte er zu seiner Frau. „Du wirst jetzt auch wieder öfter auf das Feld gehen müssen.“

Sie nickte.

„Du aber, Mosi, dich hat Gott hinkend gemacht, nun bleibst du da und sollst mir treu sein, denn mein Sohn wird die Schule besuchen. Du bist mir verantwortlich für alles, was geschieht!“

„Jawohl, Herr!“

„Und du, Winfried, du sollst manchmal aus der Stadt kommen und nach dem Rechten sehen. Bei der Ernte wirst du jetzt schwer arbeiten; wenn sich das Wetter hält, wird es auch mit dem verbliebenen Gesinde gelingen.“

Dann schritten sie um die Pferde. Dinz wies Mosi an, morgen früh mit ihnen zur Stadt zu reiten, er solle darauf achten, daß ihm ein ehrlicher Preis von den Husaren geboten werde.

Nachher saß Richter Wagner seinem Sohn Dinz gegenüber am

Tische, saß die alte Mutter da, die Wehrhofsbäuerin und Winfried. Der Greis sagte: „Es wird ein schwerer Kampf werden, Dinz, und über dir wird der Himmel seine Hand halten. Wenn es dir beschieden ist, nicht mehr zu kommen, so sollst du wissen, daß ich es mit dir immer gut gemeint habe, auch wenn es dir anders erschien. Du bist auch Vater und weißt, wie das ist zwischen Eltern und Kindern. Sie reden zwei Sprachen. Da versteht man sich nur, wenn die Sonne scheint.“

Dinz antwortete, nachdem er sich langsam die Zigarette angezündet hatte — das Zündholz brach und der Tabak schien feucht: „Es ist gut, Vater. Ich denke, du kannst mit dem Wehrhof zufrieden sein. Enkel hast du auch. Wenn es hier etwas zu regeln gibt, was meine Frau nicht tun kann oder Winfried, werden sie dich rufen. Gott wird es dir vergelten, wie alles andere.“

Richter Wagner erhob sich: „Die Kleinen will ich noch sehen!“ Sie lagen in den Betten und schliefen ruhig. Er wandte sich um: „So, nun wäre alles gesagt. Mutter, du wirst hierbleiben wollen, bis Dinz abfährt?“ Er reichte seinem Sohn die Hand, reichte sie den andern und stieg auf den Wagen. Als er die Zügel ergriff, rief er Dinz nochmals heran und schlug ihm auf die Schulter, dann fuhr er in die Dämmerung hinein.

Zu dieser Stunde hatte Gheorghe seinen Hof der Frau und dem Sohne schon übergeben, sie schritten nebeneinander, die Sensen auf der Schulter, ins Weizenfeld und legten es um. Ehe der Mittag kam, war es getan. Lenuka hatte, nachdem die Sonne aufgegangen war, ihre drei kleinen Kinder auf die Flur getragen, die beiden Jungen und das Mädchen. Sie spielten und tollten. Nun schob Gheorghe einige Schwaden zusammen. Er setzte sich auf die Halme. Die Kinder kamen heran und Lenuka gab ihnen zu essen.

„Es schmeckt!“ sagte Gheorghe und ließ sich nach hinten fallen. Er schloß die Augen. Nicolae erhob sich und faßte das weite Land in die Augen. Sein Vater lag da, atmete tief, als schliefe er, das offene Hemd über der behaarten Brust. Am Halse zogen sich die Falten schon schwer. Vierzig Jahre alt! dachte Nicolae, vierzig Jahre alt und noch landsturmflüchtig — was geht uns dieser Krieg an!

Von der Heldsdörfer Straße erscholl Lärm und rasender Hufschlag, eisernes Hämmern von Radselgen. Lenuka beschattete die Augen. Sechs Bauernwagen jagten vorbei voll junger Burschen, die es nicht erwarten konnten, zum Heer zu stoßen. Sie trugen

auf den Köpfen Soldatenklappen; bunte Flitter und Bänder wehten daran. Flaschen glänzten in den Fäusten. Was sangen die Kerle? „Erwache Rumäne! Erwache Rumäne!“ Die Peitschen schlugen auf die Pferde ein. Sie sangen: „Erwache Rumäne!“ und rückten jubelnd zu den Honvéds ein oder zur Zweier gelben Infanterie.

Waren auch ungarische Knechte unter ihnen? Plötzlich ertönte ein neues Lied, wilden ungarischen Sturmes voll. Nicolae kannte es noch nicht. Es war in diesen Tagen geboren worden und schwang über Ungarn mit einem einzigen Satz. Morgen sangen es alle Völker des Landes. Heute drang es von Heldsdorf her, aus dem deutschen Dorf, aus rumänischen Kehlen zum erstenmal in die Burzenflur:

„Wart nur, wart nur, Hundeserbien,
dein wird niemals Herzegowien,
weils der Ungar nicht erlaubt . . .“

Vorbei! Lärm verschlang die nächsten Zeilen. Nun wehte eine neue herüber, klar, wie in die Landschaft hineingemeißelt:

„Weiß Gott, wo mein Grab einst liegen wird . . .“

Lenuka schluchzte. Gheorghe hatte sich aufgesetzt und blickte den sechs dahinlärmenden Wagen nach, die hinter den Burzenwirtshäusern verschwanden. Er machte sich zum Heimgang fertig: „Die Garben müßt ihr morgen allein binden.“

„Ja, wir binden sie schon.“

Er schritt vor seiner Familie dem Backsteinhaus zu, so schnell, daß ihm Lenuka mit den Kindern nicht nachfolgen konnte. Sie trieb die Kleinen mit drohenden Lauten an. Tränen flossen ihr über das Gesicht wie ein unversieglicher Quell.

Als Gheorghe am Wehrhof war, stockte er, dann trat er ein. „Wo ist der Herr?“ fragte er einen Knecht, der am Prellstein saß und sich rotweißgrüne Bänder an den Hut band.

„Auch du, Alter?“

Gheorghe schritt durch den Hof, trat in die Stube, ach — er wäre gerne umgekehrt. Da saßen alle um den Tisch und aßen. Dinz stand auf: „Du kommst Abschied nehmen, Gheorghe!“

Der Rumäne lächelte.

„Fahr mit mir zusammen gegen Abend nach Kronstadt. Wir haben unsere Söhne gemeinsam zur Schule geführt. Jetzt können wir auch zusammenfahren —“

„Danke, Herr Dinz, aber nun sind Sie ein großer Herr —“ Er

zeigte auf die Feuerwerkeruniform des Bauern, die an der Wand hing.

Man hörte wieder Peitschenknall und Gesang. Von der Marienburger Straße kam der Lärm und donnerte vor den Burzenwirtshäusern. Christen Gunnesch stand an der Theke. Ho, das war ein Geschäft! Man hatte in den letzten Tagen erzählt, es werde ein Ausschankverbot für die Zeit der Einrückung erlassen werden. Solange ihm die Gendarmen den Krug nicht aus der Hand schlugen, schenkte er aus. Schnaps wollten die Burschen? Nach fünf Gläschen immer eines umsonst? Meinetwegen! Meinetwegen!

„Der Schnaps wird um einen Heller teurer verkauft“, flüsterte Christen Lhdi zu. Sie antwortete nicht, trug den Burschen schweigend das Getränk. Sie ließ sich um die Hüfte greifen. „Ach, Wirtin, süße, du wirst mich nie mehr sehen!“

„Das Glas ist um einen Heller teurer!“ flüsterte Christen Gunnesch, als sie hinter den Lattenverschlag kam. Sie zuckte mit der Achsel.

„Und du krummer Halsabschneider, du elender Groschentwirt, du wirst die Russen hier im Keller fangen!“ schrie ein Bursch herüber.

„Sei ruhig!“ sagte ein anderer, „der hat sich bei der Musterung gar nicht ausziehen müssen — schon schrie der Stabsarzt, gebt ihn seinem Vater zurück; er muß umgearbeitet werden!“

Es tat Christen Gunnesch nicht gut, zu schweigen. „Schlag zwei Heller auf den Schnaps auf!“ zischte er Lhdi zu. „Nein!“ antwortete sie. Er hielt sich bebend vor Wut an der Ausschanklante. „Wart nur, dir werde ich es noch geben!“

Heere zogen an den Grenzen auf, Millionen jubelten, Tote lagen schon im Blute, aber zwischen Christen und seiner Frau hatte ein halbes Jahr einen Graben aufgeworfen, den nichts auf der Welt ebnen konnte, auch die große Stunde nicht.

Ein Auto tutete auf der Landstraße, durch die Wirtshausfenster kam der Staub wie eine Wolke herein. „Ein General!“ schrie jemand, und alle stürzten ins Freie.

Ein General war es nicht. Robert Schlaß fuhr in die Siedlung. Er saß selbst am Steuer in hechtgrauer Uniform. Unter der Mütze war sein Haar kurz geschnitten. Er zog den Staub hinter sich durch die Siedlung, zog ihn bis ins Gut hinein. Mit drei Säen stand er vor dem Mittagstische der Tartlers.

„Herr Tartler“, sagte er, sein Atem sprang mit jedem Wort wild heraus, „ich mußte morgen bei meiner Batterie in Hermannstadt sein. Ich meldete mich schon heute früh und erbat mir einen

Ausschub von drei Tagen, um heiraten zu können. Ich habe nichts mehr zu sagen. Bitte geben Sie mir Liese!"

Tartler war aufgestanden, sein Gesicht wurde bleich, und bleich auch die Sommersprossen. Der Mund stotterte.

Liese hing Robert Schlack am Hals, und nun mochten Vater und Mutter nein sagen; der Leutnant hätte das Mädchen hochgehoben und in sein Auto gesetzt; Otto hätte sich der ganzen Familie entgegengeworfen, wenn sich jemand gewehrt hätte.

Tartler begann zu sprechen. Was er sagen wollte, verstand niemand; plötzlich brüllte er, daß es bis in die Küche zu hören war: „Die drei Sektflaschen aus dem Keller herauf, alle drei und sofort!"

Marta Tartler versuchte aufzustehen, zweimal, dreimal — schließlich stand sie. „Gott schütze dich!" flüsterte sie und meinte damit beide, die sich an den Händen hielten und noch nichts sahen als drei Tage Frist.

Als alle wieder am Tische saßen, stürzte Luz ins Zimmer. Er rief schon auf der Schwelle nach Otto. „Truppen fahren durch den Bahnhof, hallo Otto!" Er verstummte, begriff, zuckte wie ein Flämmchen um den Tisch herum und drückte jedem die Hand, sie sahen ihn kaum an. Dann war er wieder draußen und lief nach Hause.

Wie still ging seine Mutter durch den Garten! Ihr helles Kleid schwebte über den Wegen. Luz blieb stehen. Sie schritt ans Ende des Gemüsegartens, legte die Arme auf den Zaun und blickte in die Felder; so stand sie oft. Aber nun sah sie zum Bahndamm hinaus, wo die Züge in so rascher Folge fuhren wie niemals, seitdem die Siedlung bestand. Sie blickte zu den Landstraßen, wo immer wieder Staub wolkte. Unruhig war die Flur. Geschrei tönte. Einsam im Birnbaum saß Trude, las dort oben und träumte: Krieg, ja Krieg, doch ihr Traum war schöner und wirklicher. — Vater war nicht zum Mittagessen gekommen. Hunderte von Arbeitern, Knechten, Angestellten gingen in den Krieg. Vater kam wohl nur spät in der Nacht heim. Luz lauschte. Lärm pochte von ferne. Im Garten summten die Bienen wie immer, bewegten sich die Blätter kaum wahrnehmbar an den Zweigen, schlich Faulhaber träge dem Glashaus zu, seine Schulter hing wie verrenkt. Luz ging still zu seiner Mutter.

Sie hörte ihn kommen. „Luz, wir wollen Fritz Springer einen Gruß nach Graz drahten. Er hat keine Mutter. Er geht allein ins Feld." Anna wußte nicht, daß niemand allein ins Feld geht.

Luz erzählte, daß Liese Tartler und Schlack heiraten werden. Anna strich sich über die Augen. Mein Gott, welche Zeit!

Als der nächste Tag dämmerte, war das Land still, nur die Züge donnerten. Es sang in den Dörfern niemand mehr. Es weinten jetzt manche. Die Ernte lag noch auf den Feldern, die Frauen schnitten allein, Kinder schnitten und Greise. Treni Kampes führte die Sichel, die alte Mutter Wagner band die Ähren. Die kleinen Kinder lagen unter den Feldbäumen. Windfrieds Mutter kreuzte die Frucht. Lenuka hatte schon eingeführt ...

Erwin Wittstock / Kampf um deutschen Boden

Was ging hier vor? Da waren die siebenbürger Ungarn, da waren die magharischen Szekler und hier die Nachkommen der einstigen deutschen Einwanderer vom Rhein und der Mosel. Acht Jahrhunderte lebten sie nebeneinander, gegeneinander und miteinander; Sachsen, Ungarn und Szekler. Was war jetzt los?

Die rumänische Agrarreform hatte eingesezt, die Regierung in Bukarest verstand keinen Spaß, sie schaltete und waltete mit den neuen Provinzen, wie es ihr gefiel. Die rumänischen Staatsmänner sagten: Die Bodenenteignung und Neuaufteilung ist ein soziales Erfordernis ... Nach einigen Wochen, als das Gesetz erbracht worden war, wurden sie ehrlicher. Sie sagten nun offen: es ist in den neuen Provinzen eine politische Maßnahme, eine Maßnahme gegen das nichtrumänische Landeselement.

Der alte Rechtsanwalt Reußner, zu dem sie nun hilfesuchend aus dem ganzen Lande kamen, kam in sein Büro, sank auf den erstbesten Stuhl in Olerths Arbeitsraum nieder und sagte erschöpft: „Enteignung der sächsischen Nationswaldungen ... Fünfunddreißigtausend Joch, Wert augenblicklich nicht näher bestimmbar ... etwa vierhundert Millionen. Es ist unser einziger, gemeinsamer Volksbesitz, der traurige Rest einstigen Reichtums und großer Macht ...“

„Wenn die Waldungen enteignet werden, gehen die deutschen Schulen in diesem Lande zugrund“, sagte Lörincz und blickte zum Fenster hinaus.

Dr. Gerber pflichtete ihm bei. „Das Volk ist zu verarmt, um die Kulturrüstung ohne Zuschuß weiter zu tragen ... Die Steuern an den Rat sind hoch genug ...“

„Meine Herren, meine Herren“, rief der alte Reußner plötzlich und erhob seine mächtige Gestalt in schwer unterdrückter brodelnder Erregung. „Meine Herren, die Folgen, diese Folgen! ...“

Dann herrschte tiefe Stille in dem Raum. Die vier Männer standen sich wortlos im Kreise gegenüber, jeder sah zu Boden. — — —

„Soziale Maßnahmen“ war die Phrase, als die Rumänen den deutschen Gemeinden um Hermannstadt die gepflegten Wälder enteigneten, die diese bei ihrer Wirtschaftsweise dringend brauchten, und sie den oft viel walddreicheren rumänischen Nachbargemeinden übergaben, denen im allgemeinen sehr wenig an den Wäldern liegt, weil sie Schafe züchten, und wo die Schafherden zu Hause sind, da brennt man die Wälder nieder oder treibt Raubbau, weil man Weide haben will. „Soziales Erfordernis“, — sie nahmen der Gemeinde Heltau, bei dreitausend hauptsächlich deutschen Einwohnern und der beachtlichen Industrie dieses Ortes, von 15 000 Joch Musterwald 10 000 Joch fort, aber sie übergingen zur selben Stunde die 12 000 Joch, die dem rumänischen Kleintalmesch mit einer Bevölkerung von 1600 Seelen gehörten, und nahmen hier nicht nur nichts, sondern schenkten sogar noch reichlich dazu. Eine Gemeinde von 3000 Menschen mag mit 5000 Joch bleiben, eine andere von 1600 mag nun 15 000 haben, das verlangt das „soziale Prinzip“! Sie nahmen bei Großau, mit 3000 größtenteils deutschen Einwohnern, von 8000 Joch Gemeindewald die Hälfte weg und schenkten sie zur selben Stunde den Nachbargemeinden. Die nicht einmal doppelt so große rumänische Gemeinde wird nun fünfmal mehr Wald haben, obwohl sie seiner gar nicht dringend bedarf, die „sozialen Grundsätze“ sind schon so! — Mit Wäldern fängt es an, mit den Weiden setzt es fort und bei dem Gute des einzelnen hört es auf! Es ist eine eigene Sache, wenn einem ein Feld einfach genommen wird, auf dem man ganz allein herrschte, das noch der Urgroßvater und dessen Väter bebauten, oder einen Garten, in dem die Bäumchen heuer zum erstenmal tragen wollten, eine Wiese, auf der du als Kind mähen lerntest. Und es ist bitter, dafür nichts zu bekommen, keinen Preis, kein Geld, denn die gesetzliche Entschädigung beträgt im allgemeinen nicht einmal ein Prozent des tatsächlichen Wertes, sie ist in Wahrheit gleich Null.

Was ist zu tun? Es ist eine Frage des Temperaments und der höheren Verpflichtung. Olerth ist immer aufs neue bestürzt, wie können Menschen nur so ungerecht sein? . . .

In die Dörfer hinaus kamen nun die Enteignungs-Kommissionen. In einem Sachsendorfe waren es fünf schwarze Herren mit schwarzen Haaren und schwarzen Überziehern.

Sie saßen im alten Saale des Gemeindewirtshauses an einem

langen Tisch, ein Schreiber war auch dabei, der Primar, die Dorfgeschworenen, sie nahmen ihre Plätze ein und sahen auf das Volk, das hereinströmte, auf die rumänischen Bauern, die auf ihren Hütten und in den Knopflöchern ihrer Wämser dreifarbige Kofarden trugen und sich nahe an den Tisch herandrängten. Die Kommissionsmitglieder saßen dort, riefen den Bauern Scherzworte zu und lachten. Aber es war eine gewisse Unruhe in ihnen, sie blickten auf, sooft ein Sachse eintrat, und zogen die Uhr und schienen noch auf jemand zu warten. Endlich, nach einer halben Stunde, war der Zug Gendarmen da.

Die Gendarmen stellten sich bei der Tür auf, und im Saale neben dem Tisch und hinter den hohen Herren und bei den Fenstern, sie standen überall mit aufgespiztem Bajonett.

Es waren wenig Sachsen hier. Der alte Fruenz hielt den langen Stod vor sich aufgestemmt, es hatte ihn doch getrieben, zur Verkündung des Urteils zu erscheinen, er stützte die zitternden Hände auf den Stod und nickte mit dem vorgebeugten Kopf mitunter vor sich hin.

Der Vorsitzende, ein hagerer, sehr eleganter Vierziger, faßte den alten Fruenz ins Auge und fragte unwillig: „Warum laßt ihr die Leute mit Stöcken herein?“ —

Die deutschen Rechtsanwälte hatten Grundbuchauszüge in den Händen, einer spitzte nervös und sehr geräuschvoll seinen Bleistift, in ihnen allen ist ein lähmendes Gefühl, sie erwarten heute nichts Gutes.

Aber die Straße kommt der Sachs Rinne Kristan gegangen und hält auf das Gebäude zu; hat er hier etwas zu suchen?

Dann faßt ihn jemand am Armel. Cadra, das Zigeunermädchen, steht neben ihm.

„Ich bin es . . . Ich war im Saal oben, weil nun auch wir Grund geschenkt erhalten, und hörte, was die Rumänen reden. Auch dir nimmt man deinen Boden weg . . . Die Ograda!“

„Wieso?“

„. . . ich habe es gehört . . . Sie haben deinen Namen genannt.“

Er faßt sie fest am Arm. Wie kann das sein? Doch nein, ein Irrtum . . . er war doch nicht verständigt worden. „Ich habe keine Vorladung . . . Das geht doch nicht!“

„Ich habe gehört, daß dein Kauf nicht gilt, daß Tana Neagu dein Feld erhält.“

Mit wild erschauernden Augen blickt Kristan in jähe Tiefe; mit mächtigen Säßen muß er durch den Schlamm der Straße, den ganzen Dämmer des Vorhauses. Dann ist er oben, sieht helles

Licht, die Tür, die offen steht, die vielen Menschen im Raum, will vordringen, jedoch aus schwarzer, ruhender Tiefe ist Widerstand da, Versperrung des Wegs, „Pst, Ruhe! — Du darfst nicht hingehen!“ — Gendarmen.

Die Menschenmauer im Saal ist regungslos und still. Viele sind in weißen Hosen und schwarzen Röcken, das sind die Rumänen. Und weiter oben einige in hellen Pelzmänteln und schwarzen Stiefeln, das sind Sachsen.

„Du kannst nicht hinein, das Urteil soll gerade verlesen werden . . .“

„Wenn alle drin sind, kann auch ich! . . .“

Er ist an den Gendarmen vorbei durch die Tür geschlüpft, drängt sich an die Reihe der breiten Rücken heran, hört, wie eine laute, klare Stimme zu lesen anhebt. Die Stimme sagt: „Es werden folgende Grundstücke enteignet: Aus dem Grundbuch der Gemeinde dreihundertachtzehn die topographischen Zahlen . . . Aus dem Grundbuch . . . die topographischen Zahlen . . .“ Was ist denn das? Zahlen? . . . nichts als Zahlen! . . . Die Köpfe neigen sich zueinander . . . Warum nicht auch Namen?

Kristan bohrt sich nach vorne, mit Schauern dumpfer Bitterkeit, jede Ziffer sagt: das bist du . . . das du . . . das du.

Der Vorsitzende erhebt sich und sagt: „Hiermit ist die heutige Sitzung geschlossen.“ Rufe ertönen und ein Gesang hebt an aus vielen lauten Männerkehlen: Desteaptate Române, erwache, Rumäne! Ein rauher, mächtiger Gesang, der vieles entfesselt, was in der Tiefe gebunden war, ein wilder, eigentlich unheimlicher Gesang. Aber der junge, blasser deutsche Herr, der an dem Tisch stand, faltet das Verzeichnis zusammen und eilt auf den alten Fruenz und den Pfarrer zu, und Kristan kann seine Worte auch vernehmen, denn er ist schon sehr nahe an ihnen. „Bitte Ruhe zu bewahren“, sagt er und seine Lippen beben. „Die zweite Instanz wird das Urteil umstoßen.“

„Was habe ich verloren?“ fragt der Fruenz.

Erwache, Rumäne! Das Lied erhebt sich zur Decke des Saales.

Der Fruenz hebt die Hand an das Ohr, hält sie wie eine Schaufel hin, er schreit: „Wieviel?“

Kristan beginnt zu sprechen. „Ist es möglich, daß mein Grund? . . .“

„Freilich . . . leider, leider ist es möglich . . . Die Kaufverträge, die nach einem gewissen Zeitpunkt geschlossen wurden, können alle annulliert werden . . .“

Der alte Fruenz steht auf der obersten Stufe, blickt hinab, er

hebt den Stod und die zitterigen Arme, es ist eine große seherische Gebärde, er ruft mit gellender Stimme: „Der Meid wird ihre Augen blenden und ihre Herzen erstarren lassen . . . ihre Familien werden frieren . . .“ Tränen rieseln ihm über die runzligen Wangen.

Gelächter springt auf und antwortet ihm.

Da steht Tana Meagu unter den anderen und winkt mit seinem runden Hut dem abfahrenden Auto nach. — „Ist es wahr, daß du die Ograda willst?“ Kristans Augen blicken hart an ihm hernieder, er überragt den gedrunenen, kleinen Rumänen um mehr als Haupteslänge.

„Habe ich etwas gesagt?“ —

Aber die anderen schreien: „Was will der Sachse?“

Da hebt Kristan den Tana auf und hebt ihn bis zum Kopf und will ihn zu Boden schleudern.

Olerth ist von Männern und Burschen umgeben, die springen jetzt herzu, sie reißen Kristan die Arme herunter, daß er taumelt, „um Gottes willen . . .“ sagt Olerth . . . „Wir müssen Ordnung halten.“ Kristan sieht ihn erstaunt an. Aber sie fassen ihn fest, und Olerth sagt: „Erregen Sie sich doch nicht, es wird alles in Ordnung kommen . . .“

Gerber sagt: „Liebe Kollegen! Die Daten, die ich Ihnen hiermit vorlege, beziehen sich bloß auf die in unseren Bauerngemeinden bis zum heutigen Tag durch rechtskräftige Urteile erfolgten Enteignungen.

Wir haben es alle mit der Muttermilch eingesogen, daß in allen Fragen der Gemeinschaft dem Bauern, als unserem größten und wichtigsten Stand, das besondere Augenmerk zukomme und sein Interesse als das Volksinteresse zu gelten habe. Es ist uns ja allen bekannt, daß bis ins achtzehnte Jahrhundert unser Volk streng über seine Adelsverbote gewacht hat, damit keiner aus der Gemeinschaft hinauswache und die enge Verbindung auch mit dem kleineren Volksgenossen nicht verliere oder diesen gar hörig machen wolle. Wir wollten nichts anderes sein und sind dadurch auch das geblieben, was wir von Anfang an waren, freie Bauern und Bürger, wo keiner Herr und keiner Knecht war. Die Enteignung unserer Sachsenwälder ist noch nicht rechtskräftig. Wie sie sich auswirken würde, kann ich mir nicht vorstellen. Wir sind auf unsere Schulen immer stolz gewesen. Daß aber der Einzelne allein, bei den maßlosen Staatssteuern und bei dem Verlust aller jener Erträgnisquellen, die ein klug geleitetes Gemeinwesen in jahrhundertewährendem Aufbau in den Dienst seiner Volksbildung gestellt hat,

auf die Dauer zu großen Volksabgaben herangezogen werden könnte, erscheint mir nicht wahrscheinlich . . . Wenn wir uns nun auch noch die Heimsuchung vergegenwärtigen, die die übrigen deutschen Nationsgenossen des Landes erleiden, da wir Sachsen doch nur ein Drittel der deutschen Bevölkerung hier ausmachen, so müssen wir unsere unerhörten Verlustzahlen multiplizieren und dabei berücksichtigen, daß namentlich der Banater Schwabe reicher ist als unser Bauer, und seine Verluste auch demnach größer sein werden. Gehen wir aber dann zu den Verlusten über, die heute alle europäischen Deutschen, die außerhalb der Reichsgrenzen und Österreichs wohnen und die Deutschen der Kolonien erleiden, dann müssen wir multiplizieren, mit Millionen und Abermillionen, um zum Schluß zum Ergebnis eines Kampfes zu gelangen, in dessen Verlauf nicht ein einziges Geschütz feuerte, keine Begeisterung aufrief, kein Lärm wütete und kaum ein Tropfen Blut geflossen ist, und der an endgültigen Opfern doch mehr gekostet hat als die größten Schlachten des Weltkrieges. Und wir hätten dann das Ergebnis des Rechtskampfes, der mit Federstrichen und Denkschriften geführt wurde, so still und lautlos, daß in der großen diplomatischen Welt sich niemand drum gekümmert hat. Und sähen vor uns Wirkung und Ursache und neue Ursache zum Deutschenhaß, denn nichts ist selbstverständlicher, als daß man den Emsigen und Friedlichen haßt, den man am helllichten Tage bestahl und der einem nun ins Gesicht denkt: Du hast mich bestohlen, — und nichts ist selbstverständlicher, als daß dort, wo die großen Völker mit zwanzig und dreißig Trabanten sich über ein einziges tun und von der Maskeierpolitik nicht lassen wollen, ihr Beispiel weiterwirkt und ihre Schmach nicht aufhören kann und damit ihre erlogenen Rechtfertigungen und Vorwände und tausenderlei Verleumdungen. Sogar dort, wo das Gewissen auch in ihrem Kreise schlägt, wirkt es nicht befreiend, sondern nährt heute noch das Böse, wie denn der Deutschenhaß nach dem Kriege oft eben nicht anders ist, als dies böse Gewissen jener, die sich über ihre Schande hinwegtäuschen wollen . . .“

Georg Maurer / Gedanken um Gott

Wer freien Fußes
über die Erde schreitet
und des Wunderbaren gedenkt —
dem wird die Freude des Herzens
immer fließen.

Selbstlos wird er
 in die Dinge sich schiden
 und ihrer Beziehungen Bild
 wird ihn nähren.
 Tausendfach mag er
 das Herz ihnen gönnen,
 doch des Geheimnisses Grund
 nimmer verlassen.
 Verschwiegen ruht er
 wie im Schoß der Erde
 und wartet der Kräfte,
 die ihn beleben.
 Jauchzend durchstößt er die Hülle,
 reißt sich im Freien,
 schüttelt des Schlafes Reste
 von sich, zum Himmel gewendet,
 seiner bewußt! —

Georg Maurer / Himmlische Landschaft

Spiegeln sich am Himmel Bäume?
 Füllen mit Blumen bis zum Rand
 sich die hohen klaren Räume?
 Spiegelt Land sich überm Land?
 So mit Erde vollgesogen
 lacht und prangt die Himmelsflur!
 Und durch sie hindurchgezogen
 schimmert eines Flusses Spur.
 Gott trat aus den Wolkenhöhen,
 teilte sie mit seiner Hand,
 und in seinem Auge sehen
 wir erblühn das Gartenland.

Arnold Roth

Aus der „Siebenbürgischen Kantate“

Chor der Gegenwartigen:
 Es schwinden die Felder,
 es sterben die Wälder
 vor unserm Blick.

Die Stuben zerbrechen,
wir stehen und sprechen:
Das ist uns Geschick.

Die Städte zerfallen,
die hohen Hallen
der Kirchen sind leer.
Die Väter sterben
und keine Erben
beweinen sie mehr.

Die Arme ermatten,
es wachsen die Schatten,
der Glaube zerbricht.
Wir taumeln wie Blätter
durch herbstliche Wetter
und Gott sieht uns nicht.

(Z w i e s p r a c h e)

Einer:

Doch die da waren
in klirrenden Jahren
waren die Schauenden,
die gottwärts Bauenden!

Chor der Gegenwartigen:

Wir Gegenwartigen schauen nichts mehr.
Die Welt zerbricht. Der Himmel ist leer.
Wir werden die Sonne nicht wieder sehn,
wir müssen zerdrückt in das Dunkel gehn.

Einer:

Doch die da waren,
sind ewig groß.
Sie machen auch euch
von der Schande los.

Chor der Gegenwartigen:

Wir haben sie nicht gefunden.
Wir bluten aus tausend Wunden.
Wir wollen nur einmal zum Himmel schrein:
Du! Schicksal, laß es zu Ende sein!

Einer:

Ihr habt das Ewige nie gehört.
Euch hat das Dunkel der Nacht betört.
Vergeht! Vergeht auf ewig nun,
ihr werdet nicht bei den Vätern ruhn!

— — — — —

Wohlan, brich auf, du neue Zeit.
Es ist bereit!

Gesang der Kommenden:

Wir sind die Kommenden. Die Kraft der Ahnen
ersteht von neuem auf in unserm Blut.

Seht! Unsre Herzen werden wie die Fahnen,
und wie die Sterne ziehn wir unsre Bahnen,
und wie die Sonne lodert unser Mut!

Wir sind die Strahlenden, die Himmlisch-Reinen,
des neuen Tages heiliges Morgenrot.

Wie Flammen werden wir uns brausend einen
und wie die Könige in Licht erscheinen
vom Sturm der Ewigkeiten überloht!

Wir sind die Bauenden. Mit unsern Händen
erschaffen wir von neuem diese Welt.

Herr, gib uns Kraft, die Schöpfung zu vollenden
und überschütte uns mit heiligen Bränden:
von uns allein wird diese Nacht erhellt!

(A u s f l a n g)

Einer:

Heil euch! Ihr Glaubenden,
ihr macht uns reich!

Chor der Kommenden:

Wir schauen — den Vater,
wir schauen — das Reich!

Arnold Roth / Unsre Knaben

Unsre Knaben tragen unser Blut,
doch es durchflammt sie andere Glut.

Unsre Knaben stehn auf unsrer Erd,
doch sie schwingen hell ihr neues Schwert.

Unsre Knaben leiden unsre Not,
ihre Stirn glüht schon im Morgenrot.
Unsre Knaben sprechen unser Wort
und doch reißt es uns die Herzen fort.
Unsre Knaben sind von Gott gesandt
unsern Hütten, unserm müden Land.
Unsre deutschen Knaben sterben nicht,
sie marschieren strahlend in das Licht!

Arnold Roth / Volk im Osten

Buchenländer:

Uns rauschen im Norden die Buchen,
uns peitscht der Polentwind,
wir stehen und fragen und suchen,
weil wir so einsam sind.
Brüder, wir rufen euch!
Brüder, wir lieben euch!
Rettet uns!
Brüder, wir warten,
wir tragen Rost und Scharten,
rettet uns!
Reicht uns die Hand,
wir schenken euch Blut aus dem Buchenland,
unser Blut!

Siebenbürger:

Wer ruft nach uns?
Wer will unsere Hand?
Achthundert Jahre hielten wir stand.
Wir bauten Burgen, manch trozigen Turm,
wir standen im Donner,
wir standen im Sturm!
Wir haben aus eigener Sachsenkraft
dich, blühendes Siebenbürgen geschafft!
Die Wälder der hohen Karpathen
rauschen von unseren Taten.
Doch nun sind Arme und Herzen erschlaft,
es bröckelt die alte Sachsenkraft.

Wer ruft nach uns, da wir sterben gehn?
Wer ruft nach uns da wir schon verwehn?
Wir sind so müde, es stirbt unser Blut,
wir wollen zur Ruhe, die Ruhe ist gut.
Schweiget ihr Stimmen. Laßt uns doch sterben,
wir haben kein Haus mehr und keine Erben.

Buchenländer:

Brüder, wir rufen euch,
Brüder, wir lieben euch,
reicht uns die Hand zum Leben!

Siebenbürger:

Unsere Hand zum Leben?

Buchenländer:

Ihr atmet für uns,
ihr müßt für uns stehn.
Ihr seid uns leuchtende Zubersticht,
wir Buchenländer lassen euch nicht
zum Staube gehn!
Seid die Lebendigen,
die ewig Lodernden,
die niemals Modernden!

Siebenbürger:

Die ewig Lodernden?
Wir für euch?

Buchenländer:

Ja Brüder, reichet die Hände,
es kommt eine neue Gende,
es steigt ein jauchzender Schein:
Wir werden Erlöste sein!

Siebenbürger:

Ihr zeigt uns den Sinn,
ihr zeigt uns das Ziel,
und wenn auch mancher am Wege fiel,
und liegt auch mancher im Todeskrampf:
Wir kommen, wir kommen zum neuen Kampf!

Buchenländer und Siebenbürger:

Vorbei die Not, vorbei das Leid,
dahin die alte Müdigkeit.
Wir waren Jahr um Jahr allein,
heraus das Banner, wir schließen die Reihn.
Uns treibet himmlische Glut,
wir kämpfen zugleich,
wir glauben zugleich,
entflamme uns, — deutsches Blut!

Banater:

Du unsere Heimat, fruchtreiches Banat,
wir warten schon lang auf die große Tat.
Wir haben Haus, unsere Arme sind stark,
aber es stirbt, es stirbt unser Mark.
Wir kennen uns manchmal selber nicht
und tragen doch deutsches Angesicht.
Man nahm uns unser deutsches Wort,
wir starben — wir sterben immerfort.
Man nahm uns unser deutsches Gebet;
wir spüren, wie's über die Lande weht,
wir hören die Stimmen der großen Zeit,
wir stehen am Tore der Ewigkeit,
gebt uns das deutsche, das heilige Wort,
wir wollen leben fort und fort!

Buchenländer und Siebenbürger:

Wir waren Jahr um Jahr allein,
nun wollen wir alle ein Atem sein.

Banater:

Wollt ihr noch leben?

Buchenländer und Siebenbürger:

Ja, tausendmal: Ja!

Banater:

Wollt ihr noch streben?

Buchenländer und Siebenbürger:

Ja, ewiglich: Ja!

Banater:

Sagt an, wo wart ihr so lange,
uns ward im Herzen bange.

Buchenländer und Siebenbürger:

Die Straßen sind weit,
die Straßen sind breit,
wir kommen zu euch:
Seid ihr bereit?

Banater:

Für wen?

Buchenländer und Siebenbürger:

Für uns!
Zu pflügen, zu säen, zu kämpfen,
für uns!
Mit uns das Volk zu bauen,
mit uns auf Gott zu schauen!
Seid ihr bereit?

Banater:

Wir ringen mit euch,
wir singen mit euch,
wir bauen mit euch,
wir trauen mit euch
in Ewigkeit!

Buchenländer, Siebenbürger und Banater:

Vorbei die Not, vorbei der Tod,
vorbei die Nacht, das Licht erwacht,
uns treibet himmlische Glut,
wir kämpfen zugleich,
wir glauben zugleich,
entflamme uns, — deutsches Blut!

Bessarabier:

Es rauscht das Meer, das Schwarze Meer,
wann kommen die Brüder zu uns her?
Wir sehen hinüber ins Russenland,
wir stehen auf Wacht an des Dnjester Strand,
wir stehen auf unserm grünen Feld,
wie fern seid ihr, wie ferne die Welt.

Kommt, rufet uns, das Herz ist erwacht,
es glüht und wartet Tag und Nacht.
Wir stehen fest auf der Väter Grund,
aber wir wollen den neuen Bund,
den Bund mit unsrem Blut,
wir haben schon lange geruht.
Brüder aus den Karpathen,
Brüder aus dem Banat,
wenn euch auch alle verraten:
Wir bringen edelste Saat!

Buchenländer, Siebenbürger und Banater:

Wir grüßen euch, ihr vom Schwarzen Meer,
es wächst, es wächst unser junges Heer,
wir quellen, wir steigen, wir werden zum Strom,
wir wallen empor, wir werden zum Dom,
o kommt, steigt mit uns ins neue Licht
und wartet nicht!

Bessarabier:

Wir haben den Ruf vernommen,
Brüder: Wir kommen!

Alle vier Gruppen:

Und immer größer wird unser Zug,
und wenn auch manches Wetter uns schlug,
uns treibet himmlische Glut,
wir kämpfen zugleich,
wir glauben zugleich,
entflamme uns — deutsches Blut!

Alle:

Nun schreiten wir zusammen
in Gottes Lebensflammen.
Nun fassen unsre Hände
heilige Brände.
Wir kommen vom Meer,
wir kommen vom Alt,
wir aus der Ebene,
wir aus dem Wald,
wir wollen zu Gott!

Einzelne Stimmen:

Einer:

Nehmt ihr uns nicht in eure Reihn?

Ein anderer:

Laßt ihr uns weit und weiter allein?

Ein dritter:

Geht ihr an unserer Not vorbei?

Ein vierter:

Höret ihr nicht den erschütternden Schrei?

Alle vier zusammen:

Nehmt uns mit!

Laßt uns nicht liegen,

wir helfen euch siegen

mit unserm Schritt!

Wir wollen alle, alle mit!

Uns treibet himmlische Glut,

wir kämpfen mit euch,

wir glauben mit euch,

entflamme uns deutsches Blut!

Schlußgesang aller:

Wir haben die neue Fahne gefaßt

mit deutscher Bauernfaust,

und wenn auch alle Welt uns haßt

und Sturm die Stirnen umbraust:

Wir haben die Fahne gefaßt!

Die Fahne lassen wir nicht,

Brüder, wir schreiten mit neuem Gang,

Brüder, wir schreiten mit neuem Gesang

flirrend empor ins Licht!

B a n a t

Adam Müller-Guttenbrunn

Banater Schwabenlied

Von deutscher Erde sind wir abgeglitten

auf diese Insel weit im Völkermeer.

Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,

wird deutsche Erde, und er weicht nicht mehr.

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
 Hier saß vor ihm der Türke, der Tartar.
 Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
 ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!
 Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
 vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
 Dein eigener König rief ihn einst in Ehren:
 „Pflüg mir den Boden, wachre Schwabensfaust!“
 Aus einer Wüste ward ein blühend Eden,
 aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
 Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
 verachten den, der's nicht in Ehren hält.
 O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
 du Zeugin mancher herben Väternot,
 wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
 wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!

Adam Müller-Guttenbrunn / Der Dammbruch

„Nur noch sechzehn Stunden kann das Wasser der Donau steigen!“ sagte man sich bei Sonnenuntergang dieses schwersten Tages. Dann wird man die Pioniere und die Josefsfelder mit vereinter Kraft gegen die Theiß aufbieten können, „dann kommt Ablösung!“ seufzten schon viele der Karlsdorfer.

Blutigrot sank die Sonne hinter eine grau-schwarze Wolkenwand. So plötzlich war sie dahin, als ob sie der Hand des Herrn entfallen wäre und nimmer wieder käme. Es herrschte eine unheimliche Stille in den Lüften. So ruhig war es, daß man selbst die Stimme der Theiß hörte, die sonst nur gluckste und gurgelte. Es war ein Reiben und Mahlen, als ob eine unsichtbare Weltenmühle in Tätigkeit wäre, die Sand und Erde zerrieb. Ein tödtlicher Ur-laut des Elementes, für dessen Wiedergabe noch kein Vokal gebildet wurde. An das Geheul der Donau war man längst gewöhnt, dieser Ton aber war neu. Ein Ungeheuer rieb und fraß und nagte dumpf und gleichmäßig hinter dem Damm.

Jetzt aber hob sich der Wind, ein schweres Gewitter zog herauf. Die ersten Blitze knatterten, und der Donner rollte. Es kam von jenseits der Donau, aus den slawonischen Bergen und warf sich mit elementarem Ungeßüm in die Ebene. Wie rasend geworden

heulte der Sturm dahin, bildete Wirbel und Wasserhosen, die sich wie Riesensäulen zum Himmel erhoben und alles mitrissen, was in ihren Kreis geriet, Mensch und Tier, Wagen und Pferde.

Das Gewitter der Ebene! Nichts ist so furchtbar, als seine Macht. Frei, ohne Schranken toben die Elemente, und nichts widersteht ihnen.

Blitz auf Blitz krachte nieder, wie umgekehrte Raketen, die der hinter den Wolken nach der Erde schießt. Wie glühende Donnerkeile zischten die Schläge in die unabsehbare Wasserfläche. Alles duckte sich hinter die Dämme oder legte sich flach zur Erde; keiner wollte ein Hindernis sein gegenüber solchen Gewalten. Hoch oben, wie Orgelklang im Weltendom, rollte und hallte der Donner. Und endlich prasselte der Regen nieder, wie von Furien gepeitscht, wie aus zerspellten und geborstenen Wolken. In wilden Stößen, als ob der Sturm immer erst Atem schöpfen mußte zu neuen Taten, tobte das Wetter. Und jede Sturzflut warf ein paar Männer nach rückwärts über den Damm, kopfüber flogen sie in die Pfützen. Die Nacht war rabenschwarz, alle Lichter verlöschten, und man sah sich nur, wenn es blitzte. Wie viele schon fehlen mochten? Niemand wußte es. Keiner hatte mehr einen Ton in der Kehle, man war heiser geschrien und müde bis auf den Tod.

Nach Mitternacht hatte das Wetter sich ausgetobt, es war die Theiß hinaufgezogen, dem Wasser entgegen; das Donnerrollen klang immer dumpfer und ruhiger. Aber ein Rauschen und Gausen lag in der Luft, das man vorher nie vernommen.

War es ein Dammbruch?

Fast stumpfsinnig horchten die Männer.

Der Haffnersjörgl, dem der Vater von der Seite fortgespült worden war wie ein Stück Holz, und der Straubmichel wollten den Grund des seltsamen Geräusches erforschen. Sie tasteten sich an der inneren Dammböschung vorsichtig weiter in der Dunkelheit und kamen dem Lärm immer näher und näher. Nach einer Jochlänge stießen sie auf den nächsten Querdamm, den Grünzeugdamm, auf dem die Wagen in langer Reihe standen und die müden Säule schnauften, die auch diese Sturmnacht ohne Schutz verbracht hatten. Und von da ging es weiter in den Lärm hinein. Der Mond trat aus den Wolken, und die beiden Männer sahen das Furchtbare bestätigt, das sie ja ahnten. Weit droben war der Damm gebrochen, dreimal gebrochen, und die Wasser sausten in Sturzbächen in die Tiefe.

Jetzt war es aus . . . Wie lange konnte es dauern und die drei

Bruchstellen waren eine einzige. Es konnte sich nur mehr darum handeln, die inneren Dämme zu halten und das Dorf selbst zu schützen.

Einer Ohnmacht nahe krochen sie wieder zurück bis zum Grünzeugdamm.

Die Pioniere sollten her! Doch wie weit waren die! Ehe eine Botschaft sie erreichte, war es wohl zu spät. Achtzig tote Pferde hatte man schon gezählt in dieser fürchterlichen Woche. Wer hat noch eines, das laufen kann? Der Klugspeterl, der unter seinem Wagen auf dem Grünzeugdamm die Nacht verbracht hatte, erbot sich, zu Fuß hinüber zu laufen. Er kenne alle Wege, und der Mond scheine ja auch. „In Gottesnamen, Büberl, lauf, lauf!“ rief der Jörgl ihm zu. „Nur die Pioniere können noch helfen!“

Als der Morgen graute, war noch kein Peterl da und kein Pionier. Und es wäre auch zu spät gewesen. Die Theiß, der die Donau so hartnäckig die Gastfreundschaft versagte im eigenen Bett, hatte einen anderen Weg gefunden. Jetzt sah man es mit Grausen. In einem kilometerbreiten Strom ergoß sie sich seitwärts nach dem Karlsdorfer Gebiet, schon waren wohl zehntausend Joch Feld unter Wasser. Die inneren Dämme erwiesen sich als zu nieder und zu schwach.

Dem Stromingenieur Gergely hatte in der allgemeinen Verwirrung seine Frau einen Brief oder ein Telegramm geschickt, eine Botschaft, die ihn erblaffen machte, aber niemand kümmerte sich mehr um ihn, alles eilte zu den Wagen, es gab nur noch den Rückzug in das Dorf. Viele Männer heulten beim Anblick ihrer Felder; andere fluchten; die meisten aber waren stumm geworden.

Während auf dem Grünzeugdamm alles einspannte und aufbrach, viele zu Fuß vorauseilten, stieg die Sonne strahlend aus den Wassern empor. Sie war wiedergekommen, aber sie beschien eine andere Landschaft als gestern noch; so muß sie über dem Chaos geleuchtet haben am ersten Schöpfungstag . . .

In der Ferne sah man auf einem noch aus der Flut herausragenden Damm einen einzelnen Menschen stehen, der die Arme zum Himmel hob und winkte und winkte. Der Ton seiner Stimme reichte wohl nicht so weit, seine Rufe hörte man nicht.

Abgeschnitten! Ohne Rückweg!

Wer konnte da helfen? Alles floh heimwärts.

Jörgl erkannte die Umrisse der Gestalt — es war des Richters Peter. O du armer, braver Junge! Er hatte ihn gehen lassen, er hatte ihn geschickt. Und er mußte ihn auch retten.

Schon war sein Wagen eingespannt, mit dem er heimkehren wollte, ohne den Vater heimkehren wollte . . . Ihr graute vor der Fahrt, vor dem Ende dieses Tages. Haus und Hof kann man wieder aufbauen, aber der Vater kam nicht wieder. Und wie wird sie es tragen, die Mutter, die kaum Genesene? Mochten sie alle Eile haben, heimzukommen, er hatte keine.

Rasch waren seine müden Säule wieder ausgeschirrt, und er schwang sich auf den einen und ritt mit ihnen ins Wasser. Es reichte den Pferden zuerst nur bis an den Leib, aber es stieg und stieg, und bald mußten sie schwimmen. Peterl schien frohgemut, er warf den Hut in die Luft, juchzte und fing ihn wieder mit den Händen auf. Er merkte, daß es ihm galt, was da geschah. Die Flut ging reißend von den Dämmen herunter, und die müden Tiere konnten kaum noch rudern, als sie in die Strömung kamen. Aber der Jörgel redete ihnen freundlich zu und klopfte ihnen zärtlich die Hälse, bis sie an der Dammböschung anlangten und wieder Boden unter die Füße bekamen. Da schnauften sie aus. Und Peterl stieg auf das zweite Pferd.

Der Klugsbalker war mit dem frühesten aufgebrochen, um hinauszufahren zu seinen Leuten. Auch im Dorfe war die Sturmnacht schrecklich, und der Kirchenvater hatte die Wetterglocke läuten lassen, wie sonst nur bei allerschwersten Gewittern. Man ahnte daheim dunkel, daß es die Schicksalsnacht war. Und daß sie es war, das sah der Richter jetzt. Er begegnete nur Flüchtlingen und sah nur Wasser. „Umkehren!“ „Es ist alles vorbei!“ riefen ihm die heiseren Männer zu.

Er kehrte nicht um. Er wollte heute gern der Letzte sein. Und jetzt rief ihm einer zu, daß sein Peterl noch weit draußen wäre, mitten im Wasser.

Und er sah die ferne, kleine Gestalt . . . Und er sah auch den Hut fliegen und sah den nahenden Retter.

Jörgl brachte ihm den Sohn zurück.

Mächtig erschüttert schloß der Klugsbalker seinen Jüngsten in die Arme. Dieser aber war ganz munter und erzählte, daß der Herr Pionierhauptmann sich empfehlen lasse, er dürfe den Donaudamm nicht verlassen, sonst sei alles verloren.

Es war alles verloren . . .

Als erster war der Dorfrichter mit den beiden Haffner vor einer Woche hinausgefahren, als letzter fuhr er jetzt heim, aber der Platz neben ihm war leer — sein Gebatter fehlte. Und sechs andere Männer waren verschollen!

Und sie waren alle umsonst gestorben.

Es war eine stumme, traurige Heimfahrt. Und das Wasser folgte ihnen. Nicht stürmisch, nicht wild und tödlich, denn es kam nicht der Fluß, es war nur Stauwasser, das dem Dorfe zutrieb. Langsam anschwellend, aber greifbar sich nähernd, still und schleichend kam die Theiß hinter ihnen her. Es war gar nicht nötig, daß sich neuerlich der böse Südwind hob und das Wasser vor sich her peitschte, damit es nur ja früher ins Dorf käme als der Richter und der tieftraurige Haffnersjörgl. Die Keller standen daheim ohnehin schon unter Wasser, die Mauern zahlreicher Häuser waren unterwaschen und aufgeweicht von dem endlosen Regen — sie werden jetzt alle einstürzen und Hab und Gut der Ärmsten unter sich begraben. Doch was lag schließlich an dem Dorf und an den Häusern, die man wieder aufbauen konnte. Waren doch ihre Fluren verschlammt und versandet, die sie alle ernähren und erhalten sollten, war doch die Ernte vieler Jahre dahin und aller Glaube an den Bestand der Gemeinde.

Welch ein Jammer! Welch ein tausendfältiges Leid! Hatten sie diese Heimsuchung verdient?

Träne um Träne rollte still und unbemerkt über die gebräunten Wangen des Klugsbalker, und er wußte wohl selbst kaum, daß er sie vergoß, so tief war er verloren in Gedanken. Er war sich keiner Schuld bewußt, keiner Unterlassung. Wenn von Schuld gesprochen werden durfte, dann lag sie ganz wo anders . . . Oder war man vielleicht zu weichmütig geworden und zu vertrauensselig in dem Menschenalter, das keine Heimsuchung mehr gebracht hatte? Ein anderes Regiment mußte beginnen, ein neues, starkes Kolonistengeschlecht erzogen werden; auf niemand durfte man künftig bauen als auf die eigene Kraft. Inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war, und in die man selber zu versinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung bewußt bleiben und durfte den Schwabentroz und den Schwabenmut nicht sinken lassen.

Kopf auf, mag auch die Sintflut kommen!

Die große Überraschung der Heimkehrenden war der Jungferndamm. Und er hielt stand, er trotzte der schleichenden Schlammflut, die ihn umspülte.

Verdruß und Ärger mischten sich bald in die seltsame Überraschung. Zum erstenmal hatte der alte Hedmüller etwas schlecht gemacht. Was fiel ihm denn ein?

Das Wasser kam, aber es drang nicht in die tiefer liegenden krummen Gassen der Kleinhäusler und Handwerker, wie nach Anno 1868; nein, es kam durch die Hauptstraßen herein und lief den Großbauern zuerst in die Höfe und Scheuern. Der Übereifer eines alten Idealisten hatte eine gleiche Schicksalslinie hergestellt zwischen den Kleinen und den Großen.

Es gab Wutanfälle im Dorfe. Am liebsten wäre man ausgezogen, den unbestellten Damm zu zerstören. Aber der Klugbalzer hielt die Leute zurück. Ihm gefiel diese Tat. Und es blieb ja für alle Wasser genug, auch für die kleinen Leute des Dorfes.

Drei Tage stieg das Wasser nur langsam und allmählich, man konnte bergen und retten. Dann aber mußte ein letzter, innerer Dammbruch erfolgt sein, denn das Wasser kam in Wellen daher, stürzte durch Türen und Fenster und warf Mauern um. Weiber und Kinder flüchteten, in den Ställen brüllte das Vieh in Todesnöten und konnte nicht überall befreit werden. Im Pfarrhof und Schulhaus, Gemeindehaus und Großen Wirtshaus, in der Kirche selbst drängten sich die Flüchtenden zusammen. Nur fünfzehn Häuser im Mittelpunkt blieben unversehrt, dreihundert stürzten ein oder waren doch für lange unbewohnbar.

Zu Hunderten kampierten die Menschen im Freien, Dampfschiffe kamen und führten sie fort; man teilte sie indessen auf in andere Gemeinden. Und eine Gruppe von Verzweifelten hatte sich gebildet, die den Ruf ausstieß: „Auf, nach Amerika!“ Als ihr Leidenschiff sie die Donau aufwärts trug, befand sich unter ihnen allen nur ein glückliches Menschenpaar: Die Liszka und ihr Freund. Die Heimat gönnte ihnen kein eheliches Band, aber dort drüben fragte wohl niemand danach, wer sie waren.

Wie auf einer Insel lebten die Zurückgebliebenen, und man erfuhr endlich, daß der Gergely nicht heimgekehrt war zu den Seinen . . .

Als das Wasser zu sinken begann, umschlichen die Auswanderungsagenten wie die Hyänen das Dorf, und zu ihnen gesellten sich übereifrige patriotische Gendlinge. Die einen hofften auf ein fettes Geschäft, die anderen lauerten auf größere Beute — sie warteten auf den Beschluß der Gemeinde, sich aufzulösen. Da war dann Raum für eine nationale Siedelung auf Staatskosten im Mittelpunkt deutschen Lebens. Aber die einen und die anderen fielen ab mit ihren Hoffnungen und Wünschen.

Wohl löste sich die Gemeinde auf für einen Sommer, nur wenige Familien konnten zurückbleiben. Aber nach Amerika wollte

keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preisgab er es nicht.

Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen, als Schnitter in die großen Schwabendörfer gehen, um sich das Brot zu verdienen für dieses verlorene Jahr. Dann aber, wenn die Wasser dieser Sintflut wieder abgelaufen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorne beginnen. Sie waren nicht niederzuringen, die Schwaben von Karlsdorf, weder durch die Menschen, noch durch die Elemente.

Und ehe sie auseinandergingen, hielt ihnen der Pfarrer noch ein feierliches Hochamt, versammelte er die Gemeinde noch einmal um sich zu einer Predigt. Der alte Heßmüller, der ja nur vom Schuldienst enthoben war, spielte die Orgel. Der Klugsbalzer aber hatte dem Pfarrer die Bitte vorgetragen, daß nach Schluß des Gottesdienstes, zum Abschied, das Schwabenlied in der Kirche gesungen werden dürfte. Der Pfarrer las den Text aufmerksam durch und gewährte die Bitte.

Die Jugend sang das Lied, die Alten kannten es noch nicht. Aber als die feierliche Schlußstrophe wiederholt wurde, da erhoben auch sie ihre Stimmen und sangen tief erschüttert mit:

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod.

Nie haben die Glocken der Heimat so erhaben in ihnen allen geläutet wie in dieser Scheidestunde, nie war ihnen ihr blühendes Dorf so teuer wie das vielgeprüfte, das zerstörte.

Eugen Probst / Der Umweg

Während Paul noch tief aufatmend um sich blickte, drang das matte Geläute eines Glöckleins an sein Ohr und er gewahrte einen Esel, das Leittier einer Schafherde, die denn auch unweit, hinter einem niedrigen, aber breiten Hügel zum Vorscheine kam. Wohl-gelaunt wollte Paul das Tier, das ihn mit hochgespikten Ohren unverwandt betrachtete, anrufen, als es plötzlich einen jähen Sprung tat und im plumpen Galopp hinwegeilte. Eine tüchtige Erdkrumme rollte ihm eine Strecke weit nach und als Paul sich umsah, bemerkte er ein junges Mädchen, das, mit einem Krüge in

der Hand, aus dem nahen Weidengebüsch auftauchte. Es war eine feine, anmutige Gestalt, auf deren Zügen noch der Schimmer eines vergnügten Lachens lag.

„Na“, dachte Paul, „die ist mehr wert, als alle walachischen Dörfer der Welt!“ Und da er mit dem geübten Blicke der Bewohner des völkerreichen Tieflandes in ihr eine Deutsche zu erkennen meinte, sprach er sie in seiner Muttersprache an.

Mit merklicher Zurückhaltung, aber freundlich und ohne Zeichen der Eile gab sie ihm Bescheid und so erfuhr er, daß er sich in der Nähe der Ortschaft Sebes, wenige Stunden weit von Arad befinde, daß die Schöne selbst Ilka heiße und daß er sich wegen eines Unterkommens im Orte keine Sorge machen dürfe, es sei Platz genug im Wirtshause. Hierauf, um seinen eigenen Namen befragt, gab er lachend zur Antwort, er heiße Suchenb Vogel.

Das Mädchen schien ein wenig nachzudenken, dann sagte sie mit einem Blick auf den Schimmel, der tiefgeneigten Halses mit dem lahmen Bein die Erde scharrte: „Du bist weit geritten?“

„Wohl“, erwiderte Paul und begann ohne weiteres von seinen Irrfahrten zu reden. Mit launiger Übertreibung, die sich als solche doch zuweilen zu erkennen gab, mischte er Wahres und Erdachtes, Kluges und Tolles durcheinander und erreichte auch bald seinen Zweck.

Die kurzweilige Art, womit er all die Dinge vorbrachte, erheiterte seine schöne Zuhörerin so, daß sie wiederholt in anmutiges Gelächter ausbrach.

Doch zugleich schien seine Erzählung ihre Neugierde erregt zu haben, denn als er jetzt zu Ende war und sich vergnügt und nachdenklich das Schnurrbärtchen emporstrich, begann sie ihm mit Fragen zuzusehen. Daß er aus dem Banat komme und nach Arad müsse, hatte sie vernommen und wollte jetzt gerne erfahren, was er dort zu suchen habe.

Dieses Zeichen erwachender Teilnahme war Paul höchlich willkommen. Er sah die Fragende mit einem erwartungsvollen Blicke an, so daß sie unwillkürlich die Augen senkte und sagte dann: „Wer könnte einem Gebot aus deinem Munde widerstehen! Du sollst alles erfahren, aber setzen mußt du dich ein wenig zu mir.“

Sie wandte langsam das Haupt nach dem Hügel, auf dem nun die letzten Strahlen der Sonne lagen und da Paul dies für ein Zeichen der Unschlüssigkeit nahm, fragte er: „Erwartet dich dort jemand?“

„Ja!“

„Vielleicht dein Liebster?“

Sie schüttelte leicht errötend das Haar zurück und meinte: „Frage nicht so viel und erzähle!“

„Na, es ist eine lange Geschichte“, begann Paul, indem er sich bückte und ein paar Grassäden von der Erde brach, deren Spitzen er langsam abkaut und in kurzen Stößen vor sich hinblies. Plötzlich kam ihm der Gedanke, geradezu die Wahrheit zu sagen. Sie dünkte ihm toll genug, bezweifeln zu lassen, ob er im Ernste oder im Scherze spreche. Es lag ihm daran, Eindruck zu machen und weil er überdies Bedenken trug, ob das Herz der Schönen völlig frei sei, meinte er sich einen Rückzug sichern zu wollen.

Er erzählte also, daß er nach Arad müsse wegen einer Braut. Da seine Zuhörerin aber der Meinung schien, er ziehe auf Brautschau aus, fuhr er kopfschüttelnd fort: „Das habe ich nicht gesagt. Es kann auch anders sein. Sehen wir den Fall, sie wäre mir bereits bestimmt und ich sollte bloß hin, um mit ihr Verlobungsringe zu wechseln und das nur gleich so, ohne daß ich sie je im Leben gesehen hätte.“

Raum hatte Ulka dies vernommen, als sie ihn erstaunt ansah und sich verwirrt mit den Händen über die Stirne fuhr. Doch rasch faßte sie sich und sagte: „Daß wird nicht sein, das hast du erfunden oder — irgendwo gehört.“

„Meinst du?“ entgegnete Paul. „Aber warum denn? Möglich ist doch alles!“

„Nun“, sprach Ulka jetzt wieder unbefangen, „es wäre ein Glück! Wie viele alte Jungfern könnten an den Mann kommen, wenn Gott mehr solche Freier in das Land schickte.“

„Wohl, wohl“, erwiderte Paul lächelnd, „nur dürften diese nicht über Sebes reiten! Leicht könnte ihnen eine begegnen, die wie du, ihr Haar so lang trägt, daß man darin hängen bleibt mit seinen Gedanken.“

„Wenn man welche hat!“ sagte Ulka halblaut.

„Freilich!“ rief Paul, „und man hat bei solcher Gelegenheit leicht zu viel!“

Ulka streifte ihn mit einem seltsamen Blicke und gleichsam unfähig an sich zu halten, sagte sie munter: „Du scheinst aber nicht viel aufgeladen zu haben zu deinem Ritt nach Arad.“

„Vielleicht hast du recht!“ erwiderte Paul nachdenklich. Plötzlich brach er in ein Lachen aus und rief: „Das hast du gut gesagt!“ Aber er fühlte sich getroffen und bedurfte einiger Zeit der Sammlung, bis er hinzufügte: „Du hältst mich wohl für dumm. Aber wer weiß, ob ich nicht ausziehe, die Torheiten anderer gut zu machen.“

Sie sah ihn fragend an. „Für töricht halte ich dich nicht“, sagte sie, „aber, daß du auf so große Dinge studiert hast, habe ich nicht gewußt!“ Und da er stillschweigend in die Mähne seines Pferdes fingerte, betrachtete sie ihn mit einem halb lauernden, halb teilnahmsvollen Blick.

Von dem Hügel waren indessen die letzten Strahlen der Sonne geschwunden und der Abendwind, der sich erhob, brachte das Rauschen des nahen Flusses herüber.

„Nun“, sagte Ilona, indem sie sich ermannete, „es wird Zeit zur Heimkehr! Du wirst also in Sebes bleiben und — wir sprechen vielleicht morgen weiter.“

„Wenn du mich in deinen Schutz nimmst —“ antwortete Paul.

„Warum nicht?“ entgegnete sie lächelnd. „Stehen Mädchen doch in dem Rufe, Geheimnisse zu lieben; weshalb sollt' ich nicht ein großes hüten, wie du bist?“ Mit diesen Worten wandten sie sich dem Flusse zu, doch Paul hielt sie zurück: „Du gehst um Wasser?“ fragte er.

„Ja! Eine Akazie habe ich unweit zum Andenken gepflanzt und begieße sie täglich.“

„Darf ich's für dich holen?“

„Wenn du es gerne tust“ —, erwiderte sie nach kurzem Zögern und reichte ihm den Krug. Paul fühlte die Wärme, die sich dem Henkel von ihrer Hand mitgeteilt hatte und umspannte ihn fester. Ohne sich umzusehen, schritt er dem Flusse zu und Ilka blickte ihm nach, bis er hinter dem Ufer verschwunden war.

An dem Wasser angelangt, rückte sich Paul den Hut aus der Stirne und blieb in unruhigen Gedanken stehen. „Na“, sprach er vor sich hin, „was wird es mit dir werden, Paul? — Vielleicht kommst du später nach Arad, als du dir gedacht?“ Eine gewisse Würde und Zurückhaltung, die aus der schönen und anmutigen Erscheinung des Mädchens sprach, war ihm nicht entgangen. Daß sie ihm standgehalten, schmeichelte ihm jedoch nicht wenig und reizte ihn, sein Glück auf die Probe zu stellen. „Wäre das ein Abenteuer!“ sagte er sich. Nachdenklich betrachtete er sein flimmerndes Spiegelbild im Wasser, dann tauchte er mit lecker Zuversicht den Krug in die laue Flut, daß die Wellen schäumend über seinen Rand einschlugen.

Als er aber nach einer Weile die Höhe des Ufers wieder erreicht hatte, sah er, daß Ilka nicht mehr allein war. Ein stattlicher Mann in Hirtentracht, wohl um einige Jahre älter als Paul, stand neben dem Mädchen und schien, während er sich eine Pfeife

stopfte, ruhig ihren Worten zu lauschen. Enttäuscht und betroffen hielt Paul inne, doch schon im nächsten Augenblicke schämte er sich seiner Verwirrung, packte den Krug mit fester Hand und ging auf das Paar zu.

Mit leichtem Kopfnicken grüßte er den Hirten und während er Ulka das Gefäß reichte, sagte er so heiter und unbefangen als ihm möglich war: „Das ist nun also dein Herr Bräutigam?“

Der Hirt blickte erwartungsvoll auf das Mädchen und rief lachend: „So sag' es doch dem Herrn, wenn er schon fragt!“ Doch sie wehrte lachend ab, und mit einer Wendung zu Paul meinte sie: „Es ist der gräßliche Hirt Szente und wohnt hier im Dorfe, als aller Welt Freund.“

„Das heißt, ich bin von hier gebürtig“, verbesserte der Hirt, „meine Wohnung ist die Pußta!“ Dabei schaute er mit Rennerblicken auf das Pferd, das müde an dem feuchten Grase schnupperte. Hierauf musterte er den Reiter vom Kopf bis zum Fuß und sagte: „Du willst also zu Nacht hier bleiben? — Gut! — Ich werde dir Gesellschaft leisten.“ Damit reichte er Paul die Hand und entfernte sich, um seinen Gehilfen, die unweit beisammenstanden, noch einige Aufträge zu geben.

Während er dies tat, sagte Ulka zu Paul, der schweigend bei seinem Pferde stand: „Ist es dir nicht recht so? — Er kennt das Dorf und kann dir auch des Pferdes wegen nützlich sein!“

„Warum sollte es mir nicht recht sein?“ versetzte Paul trohig. „Ein weiter Weg liegt hinter mir; gerne will ich mich dafür an dem besten Weine in Sebes schadlos halten.“

Mittlerweile war Szente zurückgekommen und nun machten sich alle drei auf den Weg nach dem Dorfe, das sie bei völliger Dunkelheit erreichten. Ulka war zuletzt vorausgegangen und hielt vor einem der ersten strohgedeckten Häuschen still. Dort wartete sie bis die Männer nachgekommen waren, rief ihnen ein freundliches „Gute Nacht“ zu und verschwand dann in dem Hause ...

Arthur Korn

Gedenke, das du ein Deutscher bist!

Rüttle dich! rede dich, schwäbischer Bauer,
wurde bis heute das Leben dir sauer,
's kommt immer ärger! kommt nimmer besser!
Sieh nur, es steigen die bösen Gewässer!

Wenn du nicht schüttest dein Dorf und dein Haus,
strömt bald herein das wilde Gebräus.

Schmutzige Fluten umwallen uns, dämme!
Es quirlt und es zischt, drum rufe ich: hemme
jetzt ihren Strom! Solang wir's imstande,
solang noch die deutschen Spuren im Lande.
Überströmt uns die schlammige Flut,
dann verschlingt sie das teuerste Gut.

Wahret das Röstlichste, was wir besitzen.
Das müßt ihr schirmen! Das müßt ihr schützen!
Unsere Sprache, das Erbe der Ahnen,
soll auch noch unsren Enkel ermahnen,
daß er im Leben es niemals vergißt,
stolz zu sein, daß ein Deutscher er ist.

Wer seines Vaters Namen nicht ehrt,
war seiner Mutter Liebe nicht wert!
Wer sein Deutschtum verleugnen kann,
das ist ein Nicht! Das ist kein Mann!
Hör meinen Mahnruf, der immer ist:
Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Viktor Drendi-Hommenau Landgraf werde hart

Es gibt ein Wort wie Eisen stark,
ein Wort, geprägt aus Stahl und Mark,
das deutsche Wort: Ich will!
Begeistert dich ein hoher Mut,
du hältst in Kampf und Sturmesflut
dann stolz und tapfer still.

Mag branden Bog' und Feindesprall,
dir ist dein Wille Damm und Wall,
die feste Burg und Wehr,
du stürmst die Gegner all' zu Hauf,
es hemmt nicht deinen Siegeslauf
der Zagheit banges Heer.

Der Bauer langt als erster am Ende der Weizentafel an, noch dreimal holt er weit mit der Sense aus, dann steht er am Graben vor dem Karrenweg. Hinter ihm kommen erst die anderen Schnitter.

Der Bauer wischt den Schweiß von der Stirne, stellt die Sense auf und greift mechanisch nach dem Weßstein. Doch für heute ist der Schnitt zu Ende, nachmittag beginnt der Drusch, da hat es keinen Zweck, die Sense zu schärfen. Er schultert sie und tritt auf den Feldweg hinaus, wieder zieht es ihn der Sense zu, obwohl er längst weiß, was er dort zu sehen bekommt.

Da unten, wo einst ihre Melonenfelder gewesen, war nun Wiese. Sauere Wiese, in der Schilf und Binsen wuchsen, denn die Entwässerungsgräben waren verstopft und verschlammmt. Dem Baleanu, der die Felder erhalten, war es nicht eingefallen, die Gräben rein zu halten. Nicht einmal gemäht hatte er dieses Jahr, Düngerhaufen lagen zwischen dem hohen Riedgras — Stalldünger auf saure Wiesen, statt Kalk!

Bei der Bodenreform hatte man, wie vielen der Banater Schwaben, auch dem Vater ungeseklich mehr als ein Drittel aller Felder enteignet. Für ihn und den Bruder waren nur je vierzig Joch geblieben, sie waren wohl noch mittlere Bauern, doch seine zwei Buben werden nur mehr Kleinbauern sein. Die zwei Mädels aber konnten kein Feld mehr als Aussteuer erhalten.

Von rückwärts, über die Felder her kommt Puffen des Motors, das Rattern der Dreschmaschine. Und er steht da und sinniert!

Der Bauer wendet sich jäh und schreitet zurück. Sie binden eben die letzten Garben und stellen sie zu Kreuzstößen auf. Er schaut nach der Sonne. „Wannr fertich seid, kummts zum Druschplatz, es is glei Mittach“, ruft er den Frauen zu.

Man sagt, der Baleanu will alles verkaufen und in die Stadt ziehn. Seine Söhne sind ja, als Rumänen, Herren geworden, sitzen in Ämtern und keinem fällt es ein, Bauer zu werden.

Der Vater und er, sie waren stolz auf den Acker im Grund gewesen. Einst sumpfiges Weideland, hatte er, wie er es auf der Landwirtschaftsschule gelernt, die Gräben angelegt — in trockenen Sommern brauchte er nur das Grundwasser stauen und die Felder brachten immer reichen Ertrag. Das hatte auch den Agronomen veranlaßt, ihnen gerade dieses Feld wegzunehmen. Und jetzt, weil der Acker ganz verdorben ist, will ihn der Rumäne wieder los werden!

Nein, er kauft die Felder nicht, er nicht! Verschandelt sind sie, wie ein Mensch, den man durch den Schmutz gezogen hat. Und mit dem kann man auch nicht mehr gut Freund werden.

Wie er beim Druschplatz ankommt, zieht er die Augenbrauen zusammen und macht ein finsternes Gesicht. Steht dort der Valeanu und läßt sich den Weizen durch die Finger rinnen, der aus der Dreschmaschine kommt. Nun wendet er sich dem Bauern zu und sagt: „Gwiß siebzehn Meter werdet ihr sechs per Joch, Nachbar Baldauf.“

„Warum redt der uf enmol deutsch, was will der von mir?“ denkt dieser mißtrauisch. Aber er antwortet: „Wanns fufzehn sin, bin ich zufriede.“

„Zwölfi vielleicht kann ich aa kriegen“, meint wieder der Rumäne.

„Vom Acker im Grund? . . .“ zweifelt der Bauer.

„Naa, von die obere Felder . . . Möcht alles verkaafe, wies steht. Zwanzigtausend fürs Joch is nit zuviel.“

„So viel krieg ihr nit. Der Acker im Grund is heint nur mehr Hutweid.“

„Ihr könnt ihn schon kaufe, ihr wißt, was draus zu mache is, Nachbar.“

„Ich will von dem Acker nix mehr wisse!“ gibt der Bauer barsch zurück.

Der Valeanu zuckt die Achseln, steht noch eine Weile da und geht dann dem Dorfe zu, weil von dort her das Mittagsläuten anhebt.

„Aushalte, Mittach is!“ ruft der Bauer, tritt zum Wagen, holt Korbflasche und Becher und alle die herantretenden Schnitter und Schnitterinnen bekommen ihren Becher Schnaps.

Im Schatten der Dreschmaschine, der Strohschober, lagern sich die Leute mit ihren Tornistern, in die am Morgen die Bäuerin Brot, Speck und Rauchfleisch gegeben hat, und beginnen zu essen. Abends erst, wenn Schnitt und Drusch zu Ende sind, gibt es ein ausgiebiges, warmes Nachtmahl.

Der Bauer sitzt zwischen den anderen, aber er ist sehr wortkarg. Als erster wird er mit dem Essen fertig, steht auf um Ausschau zu halten, wieviel Kreuzstöße noch auf dem Felde stehen. Da sieht er vom Dorfe her eilig ein Mädchen kommen. Es ist ein Geschwisterkind. Er geht ihr entgegen.

„Better Hans, ihr sollt glei hemkumme, die Bäuerin schickt mich. Bei ihr is es so weit.“

„Habt's die Wehmutter schon gholt?“

„Am Herweg han ichs ihr gsaat.“

„Ich kum glei nach.“ Er geht zum Druschplatz zurück und gibt einige Anordnungen für den Nachmittag. Dann macht er sich auf den Heimweg.

„Grad in der Schnittzeit muß die Watwi wieder ins Bett kumme. Und, wenns wieder a Bu is? Zweiundvierzig Joch unter drei verteile: Mit mool a halbi Session for een. Wenn mer aa den Peter zum Studiere gibt, Kleinbaure bleibe die andere do. Herrgott, sell is die gröschti Not, wenn der Bauer kee Platz for die Kinner hat!“

Der Bauer kommt ins Dorf. Aus dem Gemeindehaus sieht er den Valeanu mit einem bekümmerten Gesicht treten. Unwillkürlich bleibt er stehen.

„Wann ich jetzt nit fünfzigtausend abzahl, verkauft mir die Bank alles“, gesteht der Rumäne.

„Alsdann so stehts! Schulde aa noch uf dem Grund.“

„Von was hät ich die Buwe in die Schul nach Lugosch gebe solle? Bis zweihunderttausend is es aufglaufe bei der Bank. Wann ich noomol so viel krieg, schlag ich alles los.“

Der Bauer steht und schaut die Dorfstraße entlang. In der schattenlosen Mittagsglut ist kein Mensch zu sehn. Langsam nur kommt sein Blick zurück, und er sagt: „Bis dreihundertunddreißigtausend geh ich ein.“

„Fürs Haus aa?“

„Für alles. Achtzehn Joch Feld, 's Haus und drei Joch Garteland.“

„Zahlt ihr bar?“

„Hundertdreißigtausend ufn Tisch. Mit der Bank mach ichs selber ab.“

„Und die Fehsung? . . .“ lauert der Rumäne.

„Die könnt ihr euch holer.“

„Abgmacht! Kummt, der Notär is noo da, mache mir glei den Vertrag.“

„Jetzt? . . .“ zögert der Bauer. Doch dann fällt ihm wieder der kommende Erbe ein. „Alsdann gut! Aber gschwind muß es gehe!“

Eine halbe Stunde später tritt der Bauer in sein Haus. Die Mutter Gantnerin leert gerade einen Kübel Wasser in den Hof.

Es is 's schon vorüwer. A Bu is es wieder“, sagt sie.

Der Bauer tritt zum Bett. „War's schwer, Watwi?“ fragt er.

„For mich nit. Aber sei Gwicht hat der Bu.“

„Na ja, wenn mer glei zwanzig Joch Feld uf sich warte find, kann mer sich schon ufblöse“, scherzt der Bauer.

Die Wöchnerin macht ein fragendes Gesicht. Der Bauer betrachtete das krebsrote Etwas am Fußende des Bettes. Dabei sagt er: „Na, bis d' mool den Pflugsterz führe kanscht, is der Acker im Grund aa wieder uf gleich.“

„Den hast kaast?! Mußt viel zahle?“

Der richtet sich auf. „Sell hat nix zu sage. Geld is for uns Baure kee Brot nit, nur Feld is Brot for uns“, meint er gleichmütig.

Johann Wagner / Mir sinn Banater Schwoweleut

Mir sinn Banater Schwoweleut,
sinn stolz uf unser Stamm;
uns schaadt ke Hitz und aa ke Kält,
sinn gsund un stark un stramm.

Mi hasse nit un hann ke Meid,
's is jeder Herr inn Haus;
tut uns was weh, mir heule nit
un halle schon was aus.

Mir esse gut un trinke aa
viel Wein un aa viel Bier;
var Arweit druckt ke Schwob sich nie,
die erschte sin als mir.

Mir sinn scheen brav die ganzi Buch,
sinn sparsam un gar gscheidt;
am Sunntag werd's ins Wirtshaus gang,
Dart git's aa dummi Streich.

Dart werd's getrunf un aa getanzt,
es ganzi Darf verratscht;
's werd Regel geschoob un Karte gspielt
un aa geraast zuletscht.

Es loßt sich halt ke echter Schwob
un geht's aa gruslich zu;
's werd graast, bis alles leit im Dreck,
noo hat die Geel e Ruh.

Mir sinn Banater Schwoweleut,
sinn stolz uf unser Stamm;
uns schaadt ke Hitz un aa ke Kält,
sinn gsund un stark un stramm.

Johann Wagner / Weltansicht

Im Sunntaablatt hat vorchí Buch
scheen fett gedruckt der Titel gstann:
E' „Christlich-soziale Weltansicht
soll haben jeder Mann.“

Der Franz hat sich de Kop verbroch,
er hat's nit ganz verstann.
's is doch e' Schand, denkt er bei sich,
daß ich des nit verstehe kann.

Er geht schnurstracks zum Schwurle Hans,
der hat schon alles abgelees.
Wann's jemand weesß, was es bedeut',
der Schwurle Hans, der weesß's.

Der Hans hat grad die Pherdt getränkt
un saar: „Es is e' leichti Sach:
Es git doch Ansichtskarte gnung,
mit dene wär's aa abgemach.“

E' Ansicht es e' Bild,
e' Landschaft, wie mer's nennt,
un raffsch die Bilder alli zamm,
noo hascht die ganzí Welt.“

Der Franz war nit ganz inverstann
un geht zum Better Guß;
er denkt sich: frooe is ke Schand,
un glaawe is ke Muß.

Der Better saar: „Ich glaab der's schon,
daß du's nit hascht verstann.
E' Ansicht is e' Meenung, weesch; t;
e' jeder Mensch kann welchí hann.

Doch is die Sach nit gar so leicht,
mer weefß nit, wer se hat;
er muß dr' saae, weescht?
Er muß dr's saae akkurat.

Er brauch Kuraschi, hascht verstant?
Un Muskle wie e' Pherdt,
nit jeder kann's vertraae,
wann er e' Meenung heert."

„Do hat bei uns“, saet jeh der Franz,
„e' Weltansicht der Rafi Sepp,
der hat unlängscht mit 'm Teufel graaft
un hat ne nausgschmiß aus seim Bett.“

„Loß sinn“, saet druf der Better Guß,
„wer weefß, wie's zugang is!
Der Sepp hat sicher viel getrunf
un hat geträämt gewiß.“

Der Maies Jossap, Franz!
Wann der sei Meenung saet,
do git's glei Krüppel, Toodi;
do wart se Gras, wu der hinschlaet.

Doch merf dr's Franz, mir sin e' Deutschí Gmeen
Ansichte git's bei uns wie Fleh.
Sei Meenung saet e' jeder raus
un tut's aa anri noch so weh.

Der Deutschí saet sei Meenung, Franz,
er duckt sich nit so wie e' gschlaaner Hund.
Die Hauptsach is die Meenung, Franz,
geht aa derweil es Land zugrund.“

Peter Barth / Schwabe, du bleibst!

Das Feld,
worein der Bauer Sech und Scharen zwängt,
die Flur,
wohin der Schwabe sein Gespanne lenkt,
ist durch
und durch mit heiligem deutschen Blut getränkt.

Die Luft,
in der der Krähen dunkle Wolke fliegt,
der Dunst,
der sich zum schwarzen, schweren Boden biegt,
ist breit
in dieses Schicksalsringen eingefügt.

Das Licht,
das über Land und Fluß und Völkern glänzt,
der Gott,
der diese Siedlerdörfer reich befränzt,
erhält
das Schwabenvolk im Lande unbegrenzt.

Peter Barth / Frau Holle

Am grauen Tag begann
der Himmel seine Tuchent
zu öffnen und es rann
in dichten Flocken dann
der weiße Inhalt, suchend
den Ruheplatz
auf Grund und Bach und Stamm.

Am Abend war es schon
so weiß wie Kirmesseide,
es rauschte weich davon
der Wald, der blendend glomm,
am Bach die Silberweide
hing wie ein Schatz
im gelben Uferton.

Und knisternd samten sacht
fiel Schnee und fiel nur immer
die ganze lange Nacht.
Die Welt ward überdacht
von einem Glitzer-schimmer,
und atmend trug
die Erd' die Sternenfracht.

Und in der Frühe war
der Boden voller Wolle,
die Luft zog schneidend klar,
der Wald trug weißes Haar,
es wanderte Frau Holle
im Geisterflug
dahin so hell und wunderbar.

Peter Barth / Ein Mädchen schlägt Schnee

Durchs Abendrot steigt eine Dirne
auf des Berges dunkle Stirne
und schwingt sich auf ein Schattenrössel.
Sie hält den blauen Himmelskessel
in ihrem breiten Schoße
und schlägt und rührt ins Bodenlose,
bis Schnee und Schaum
am Waldessaum
in weißen, dichten Wolkenhaufen
nach allen Flurenenden laufen.
Sie rühret bis auch sie vergeht,
die flüchten wollt
ins Dämmergold.
Doch Nacht ist's schon und viel zu spät.
Der Wind beginnt sich Raum zu fachen
für seine Riesenwanderungen
und hat die Dirne ganz verschlungen
in seinem gurgeltiefen Rachen.

Peter Barth / Die Erde lebt

Ein starker Wind hat brausend sich verfangen
im wirren Nadelschopf der Riesentannen,
ein Strom stürzt breit aus blauen Himmelskannen
zertwühlend rings der alten Wälder Wangen.
Ein großer Wolkenschatten liegt im Tale
verhüllend mit dem weiten schwarzen Tuche
das Licht, nur an dem steilen Hang die Buche
ragt leuchtend aus der dunklen Felsenschale.

Und scharf gezeichnet ist im Rund das Land,
das Kahlgehölz durchbebt ein tiefes Ahnen;
die Erde lebt, es atmet, sprudelt wieder

die Quellenseele, grüne Frühlingsschneen
ziehen hoch, umschleift von einem hellen Band,
und laut ertönen frohe Freiheitslieder.

Peter Barth / Zu zweien

Stumm sitzt du bei mir,
doch sprichst du immerfort,
ein jeder Blick von dir
ist mir ein helles Wort.

Und jeder Hauch des Mundes
trägt zart des Herzens Schlag,
ein jeder Schein um uns
ist klarer blauer Tag.

Und schau, es ist doch Nacht,
ganz dunkel, gipfelstill,
allein dein Auge wacht,
das liebend leuchten will.

Peter Barth / Der Abend sank

Der Abend sank, ein dunkles Tier
drang tastend in dem Walde vor,
ein Schatten wehte, dicht vor mir
sprang auf ein sternerhelltes Tor.

Es war'n die Augen eines ganz
sich mattverlaufnen Rehpaars,
wie Zunder glomm ihr Blick in Glanz.
Ein Augenblick. Vorüber war's.

Ich schloß die Lider, feucht und sanft
behauchte mich ein heißer Mund,
an meiner Wimper Strahlenranft
ein Feuerblick in Bangnis stund.

Dann beugte sich das Kiddlein tief,
beschnupperte mein tauig Haar,
ich tat, als ob ich sänftlich schlief
und sah doch alles wunderklar.

Ich fühlte sein weiches braunes Fell
an meinem Hals und an der Stirn,
nun öffnet' ich die Augen schnell
— und sah ein fallendes Gestirn.

Ich langte nach dem hellen Licht,
doch schleifte es an mir vorbei,
ich sah den braunen Rehbod' nicht,
nur silbern floh des Mondes Geweih.

Peter Barth / Die Stute Tschtar

Breitschultrig, hoch, blauäugig steht er bei seinem Fuhrwerk, gelassen gleitet sein Blick über die lärmenden Marktfahrer, die alle schon um ein Gläschen zuviel hinuntergeschlürft haben, hinweg. Er strafft den breiten Ledergurt mit den vielen Lappen und geheimnisvollen Tiefen über dem Hemd, das weit und blütenweiß auf die enge Wollhose hinauswallt, fester zusammen, rückt an dem runden, schmalkrempigen Filzhut, wechselt die in schlanken Spint-schen steckenden Füße, und versinkt in gemütliche Betrachtung.

Vor ihm zieht ein jaulender Zigeunerhaufen dahin; die Männer mit wehenden, schwarzen, langen Strähnen und großen Silberknöpfen an den flatternden Jankern, die Weiber mit nackt herauswallenden Brüsten und zerschlizten, buntleuchtenden Kleiderfetzen um die dunklen, schmutzigen Beine und auf den hageren Armen und den knöchigen Schultern; hinter ihm plärren die verwaisten oder noch nicht verkauften sanftäugigen Kälber; drüben rüsten sich schon einige ferner wohnende Bauern zur Heimfahrt, die Rosse stampfen, und die Sielen klatschen auf den glatten Rücken; weiterhin jauchzt ein bändergeschmückter Bursche und schwingt seine knallende Peitsche. Fröhlichkeit, gemischt mit schnapsdunstiger Ausgelassenheit, schwebt über allen Gespannen und Buden des weiträumigen Viehmarktes, und die Sonne spielt in den Wolken aufgewirbelten Staubes, und grauer Silberschaum schwimmt in den Jauchenpfützen um und unter den Wagen, alles schimmert und flimmert, als lachte der liebliche Himmel selber über das Getriebe dieser Menge vor den Toren der kleinen Gebirgsstadt.

Der blauäugige Marktfahrer steht nüchtern im Gewoge und Trubel des Feilschens und Gezanks. Seine Rechnung ist gemacht. Die Ladung Bretter, denn im Gebirge betreiben die Bauern nebenbei auch das Holzgeschäft, hat er gut an den Mann gebracht, und ob er die junge Stute, die am hintern Schragen angebunden, ihrem Herrn gleich, stolz und ruhig der kommenden Dinge harret, ob er die Ushtar verkauft oder nicht, das fällt bei ihm nicht mehr so gewichtig in die Waagschale. Im stillen hängt sein Herz ja doch an dem prächtigen Tier, das keines seinesgleichen auf dem ganzen Markte hat, ja, es würde ihm schwer fallen, es um einige Bazen Geldes hinzugeben. Und eben deshalb trägt er die Stute auch niemandem an.

Nun wiehert die grauglänzende Ushtar schallend über den Lärm hinaus, und der Bauer, Kornel Obernauer, geht bedächtig zu ihr hin, tätschelt den schlanken Hals, lämmt die lange, prächtige Mähne mit den etwas gekrümmten, wie eine Zinkenreihe ausgebreiteten Fingern, glättet den stolzen Rücken mit seiner breiten, schwieligen Handfläche, indes er sie kosend vom Halse bis zur glänzenden Kruppe zurückgleiten läßt.

Während er so tätschelnd und leise Roseworte murmelnd bei der Stute steht, nähert sich seinem Wagen eine Gruppe von scheinbar ernstesten Käufern. Ein bärtiger kleiner Mann führt die Gruppe an, in der ein großer stämmiger Bierziger das Wort führt. Die Stute wurde schon vorher von mehreren Kennern begierig betrachtet, da sie ein Prachtstück der äußerst ausdauernden Gebirgsrasse darstellt. Nun kommen die Herren, denn Händler aus der Stadt scheinen sie zu sein, beim Wagen an, und fragen auch gleich, ob die Stute zu verkaufen sei. Zögernd und etwas wie überrumpelt sagt der Bauer: ja. Dann tritt er vom Schragen hinweg, greift in den Wagen hinein, erwischt ein Büschel Heu und schiebt es in den Schragenschloß der Stute zu. Kräftig kauend wühlt die Ushtar darinnen herum, der Duft betäubt sie völlig, hebt dann den stolzen Kopf, spitzt die Ohren, fächelt horchend und sichernd damit, um ihren edlen Strähnenhals wieder beruhigt in das bauschige, stäubende Heu zu versenken.

Nun beginnen die Händler untereinander zu tuscheln und zu sprechen. Der Bauer, ein wohlhabender Gebirgsbewohner, von väterlicher Seite ein Deutscher, was er von der Mutter her auch wäre, hätte sich diese Linie nicht schon mehrfach mit rumänischen Sippen vermischt, er steht noch immer beim Wagen, leicht zurückgelehnt an die Leiche. Nun kommt die Gruppe näher. Der Bauer

empfängt sie freundlich, und da sie ihm eröffnen, daß ihnen die Stute gefiele, geleitet er sie zum Schragen hin.

Der große dicke Mann greift sogleich sachkundig in das Maul der Stute, spreizt mit seinem Daumen die Müstern in die Höhe und sieht abwägend und forschend in die blinkende Reihe der starken Zähne. Dann läßt er ab, wischt sich den Speichelschaum an seinem ledernen Rock ab und beginnt sie unter dem Bauch zu kitzeln. Die Stute spitzt die Ohren, peitscht mit dem langen Schweif vorwärts, schaut mißtrauisch und mit einem großen runden Blick zurück, laut aber dann wieder ruhig weiter am duftigen Heu. Nun streichelt der Große das linke Vorderbein bis zum schlanken Fessel hinab und hebt mit einem raschen Griff und Ruck den Huf empor, und läßt ihn dann, nach sicherem Kennerblick, ruhig zu Boden gleiten.

Noch greift er ihr in die Weiche, schlägt kräftig mit der flachen Hand auf den kühnen Widerrist und streichelt endlich fast zart und etwas brummend den festen Kamm mit der schönen, breit abwallenden, grausilbernen Mähne.

Seine maßgebende Untersuchung scheint höchst befriedigend ausgefallen zu sein, denn nun beginnt der kleine quecksilbrige Mann mit dem dunklen Bart zu feilschen. Eher aber schürzt der Große noch den festgeknöteten Halfter auf und, nachdem alle eine breite Gasse gebildet hatten, führt er, den Halfter bald lockernd, bald straff kürzend, die Stute zuerst in einem gewöhnlichen Fahrgang, dann in schönem Galopp, während dessen der Dickbäuchige fast läppisch tänzelnd mithüpft, zwei bis dreimal auf und ab, inzwischten jeden Tritt, jede Bewegung der staunenden, grell aufwiehernden Stute scharf beobachtend. Dann befestigt er eigenhändig das ihm sichtbar immer mehr und mehr zusagende schöne Roß am Schragengitter und tritt nun entschlossen zum Bauern hin.

„Was kostet die Stute, Wetter?“

Der Bauer schaut zuerst über die Köpfe der Händler hinweg, dreht dann seinen Kopf der Stute zu, und sagt Silbe für Silbe betonend: „Siebentausend.“

„Gapperlott“, sagt der Kleine, „Sie haben zuviel herumgesehen an dem Pferd. Jetzt haben Sie die Bescherung dafür!“

Der Große verzieht keine Miene, sondern sagt seelenruhig: „Gut, ich gebe siebentausend.“

Der Bauer erschrickt fast, erbleicht, hat sich aber wieder gleich in seiner Gewalt. Er paßt an seiner Pfeife weiter, nimmt sie nach einer kleinen Weile aus dem Mund und sagt: „Achttausend!“

Der Kleine springt völlig in die Höhe und schreit fortwährend: „Poktausend, poktausend!“ Auch der Große tritt einen Schritt zurück und mustert zunächst den Bauern, dann die Stute und wendet sich jäh der aufgebrachten Gruppe zu: „Eigentlich ist es das Tier wert, daß man etwas Schweiß verliert über dem Handeln.“ Und zieht ein mächtiges, rotgezümmertes Tuch aus der Tasche, womit er sich den perlenden Schweiß vom Scheitel und der glänzenden Stirne abwischt. Nachher tritt er noch einmal näher, bellatscht den schönen, grausilbernen Rücken der Stute und sagt zum Bauern gewendet: „Da haben Sie die achttausend!“ und greift in seine gut ausgestopfte, pralle Brusttasche, kramt ein schmutzig lederneß Ding hervor und will auch schon das Geld vorzählen.

„Nicht so voreilig!“ tritt nun der Kleine dazwischen, und wendet sich dem Bauern zu, womit er den Großen etwas in den Hintergrund zurückschiebt. „Was ist der äußerste Preis?“ fragt er den Bauern. Der paßt mit größter Gemütsruhe an seiner Tonpfeife, nimmt sie dann bedächtig aus dem Mund, spuckt zur Seite hin, betrachtet die Ushtar mit einem wehmütigen Blick, und sagt schließlich, wieder Silbe nach Silbe betonend: „Zehntausend.“ Dann lehnt er sich an die Wagenleiter zurück und raucht weiter an seinem starken Tabak. „Was traut der sich zu verlangen?“ braust nun der Kleine auf. „Hättest du dich nicht hineingemischt, wäre der Handel schon längst abgeschlossen!“ sagt der Große. „Jetzt aber muß man die Sache kurz fassen!“

Und sich wieder dem Bauern zuwendend sagt er: „Das ist das äußerste, was wir geben können. Kommen Sie also zum Notar, damit wir den Vertrag aufstellen!“ Und packt ihn am Armel und schleppt ihn mit sich durch Jauchentümpel, Gezeter und Gebrülle, während die andern sich zanken und ärgern, zu einer großen Bretterbude hin, wo an einem ungescheuerten, langen Tisch mehrere Schreiber sitzen und in der Mitte ein grauhaariger Herr, der ihnen rechts und links Weisungen gibt.

Am Wege bis dorthin hat nun der Bauer Kornel Obernauer Muße genug, sich die Sache mit dem Verkauf noch einmal gründlich zu überlegen. Seine Wirtschaft, so spinnt er seine Gedanken, ist ja allerdings nicht die ärmste. Heu hätte er genug für noch zwei Rosse, auch Maiskörner liegen in großer Menge am Dachboden. Aber das Geld, das könnte er doch auch sehr gut verwenden. Da hätte er am Haus manches auszubessern, auch wollte er schon lange ein Scheuer, wie sie die Schwaben auf der Ebene haben, aufstellen; auch ein Kukuruzrebler wäre notwendig in der Wirt-

schaft. Eine Kuh, da ihm die zweite im Frühjahr zugrunde ging, könnte er sich auch anschaffen um das schöne Geld. Schweine hat er drei Stück in dem Stall, schon gut in der Mast, liegen, aber eine schöne Halt Schafe könnte er sich noch zu den vierzig Stücken, die noch auf den Alpen weiden, ankaufen.

Alles dies schimmert so bunt und verlockend während des Gehens vor ihm auf, daß er nun bereit ist, den Handel einzugehn.

Inzwischen sind sie schon angekommen zur Bude. Eben sagt der Amtsmann einem seiner Schreiber verschiedene Zahlen ein, der sie eifrig auf einen großen Bogen Papiers schreibt. So vergeht eine geraume Zeit, und der Bauer beginnt wiederum seinen Gedanken nachzugehen. Was wird aber der kleine Bube, der Jordan, sagen, der ihm noch, als er schon am Hofstor hinausfuhr, eifrig aufgetragen hatte, ja doch die Stute Ishtar zurückzubringen. Dann fährt es ihm durch den Sinn, daß, was vielleicht nur der Große bemerkt haben mag, die Stute trächtig sei; noch nicht lange her, aber im nächsten Frühjahr gäbe das eine eitel Freude über das glänzend schlanke, hüpfende Fohlen, wenn er die Weidenhänge hinaufritte mit der Stute Ishtar, den Buben vor sich am Widerrist, Mähnenstränge in den verkrampten Fäustchen, und ringsum die Wälder grüntem, die Wiesen dufteten, und die Äcker abertausende von Kornspießen in die laue, blaue Luft streckten.

Ein unzartes Stupfen scheucht ihn aus seinen blauen Träumen auf. Der Dickbäuchige ist es, der ihn nun zum Tisch vorausschiebt, um mit ihm den Vertrag über den Kauf abzuschließen. Der Abend sinkt schon glutstreuend in das weite Tal hinab, die Dächer und Zinnen unten im Marktflecken leuchten, und gleich Edelsteinen funkeln die lichtdurchstrahlten, unzähligen Fensterscheiben an Schulen, Kasernen und allen Gebäuden.

Eine unnennbare Sehnsucht überkommt den Waldbauern. Er sieht das gebirgüberschattete Tal oben hinter den dunkelblauen Wälderzügen, sein Haus, umgeben von samten weichen Lehnen und ruhend im Kranze breiter Apfel- und Birnbäume, er sieht den Himmel, wie er sich mächtig, hoch, anders als hier unten im Flußtale, über Wald und Dorf wölbt, und immer drohend, auch in seiner hellsten Bläue, auf den Bergespitzen hängt.

Noch einmal, nun schon ungeduldig, stupst ihn der Große in die Seite, und jetzt erwacht der Bauer ganz aus seinen Gedanken.

Ein schallendes Wiehern dringt von hinten her. Er erkennt es unter tausenden. Noch lauter, fast rufend hört er nun den langgezogenen, sich überschlagenden, eigenartigen Laut, ein Lied so-

zusagen, stark, ungefüge und aus vollen Lungen dringend, die Seele des edlen Tieres tragend.

„Die Stute ist nicht zu verkaufen!“ sagt der Bauer laut und sicher, dreht sich um und verläßt unter den rohen Flüchen und Schimpfen der Händler und des verstehenden Lächelns des Amtsmannes die Bude.

Mit raschen, großen Schritten gelangt er zu seinem Wagen zurück. Die Stute schaut mit großen, vom Sonnengold durchwirkten Augen ihrem Herrn und Gebieter entgegen. Der Bauer tritt zur fröhlich aufwiehernden Stute, tätschelt sie zärtlich, beklopft den breiten, kühnen Kamm mit der flachen Hand, strähnelt die lange, grausilberne Mähne mit den gekrümmten Fingern, fährt ihr streichelnd bis zur breiten Kruppe hinunter, und langt dann aus dem Wageninnern einen großen, gelben Kürbis heraus, schlägt ihn, mit beiden Händen anfassend, auf die Erde hin, so daß er mit einem breiten, goldnen, gähnenden Riß entzweiplakt; die herrlichen Ölkerne quellen dicht aus dem festen, von zähen Fasern durchwobenen Fleische hervor, und der Bauer reicht die eine Hälfte der Stute zum hintern Schragen hin, die wie unsäglich dankbar dem etwas gebeugten Bauern die Stirne mit der rauhen Zunge beleckt und ihm leicht über die Backen streicht, und nachdem sie so ihrem Gefühle Ausdruck gegeben hat, beißt sie breit und frachend in das saftige, ölig gelbe Kürbisfleisch hinein. Die andere Hälfte trägt der Bauer den Zugpferden zum Deichselschragen hin.

Dann, nachdem die Rosse alles aufgezehrt haben und gut getränkt wurden, rüstet sich der Bauer zur Heimfahrt. Die Sonne versinkt eben blutrot hinter den wolkenüberhäuften Bergen — fruchtbaren Nachregen ankündend —, als er die Rosse einfielt und mit einem Stoßseufzer zum heiligen Pantrazius die Peitsche ergreift, um das Gespann anzuspornen.

Und beim ersten Ruck der Räder schaut er noch einmal zur Stute Ushtar zurück, die mit scharrenden Hufen, aufrecht, mit erhobenem Kopfe und mit fast menschlich hoher Freude in den großen Augen seinen prüfenden Blick erwidert.

Peter Barth / Morgen

Wie ein froherwachtes Mädchen steht
blond die Sonne in dem Laubgewühle,
leibgeworden ist die graue Rühle,
Perlentau ist auf das Land gesät.

Wolken lagern rings, getünchte Stühle,
Nebel steigt als frommes Frühgebet,
überm Bruch der scharfe Almwind weht,
schäumend dreht sichs Rad der Wassermühle.

Düfte qualmen aus dem Blumenbeet;
sind sie nicht der Erde Glücksgefühle,
während hell der Tag ins Blaue geht?

Flammen züngeln um das Grün der Bühne,
alle Berge und die fernen Hügel
tragen prächtig breite Strahlenflügel.

Peter Barth / Bruder Wind

Nun verläßt du, Bruder Ruhelos,
Wind, die Wälder leicht und leise,
Quell und Fels und Trift und Kluft und Moos,
dunkler Haine samtnen Wunderschoß,
nun trittst an du deine Reise.

Wie gewaltig bist du, mächtig groß,
überragend deine Lagerstätte,
nun bekommst du silbern weiße Flügel,
Wolken überm fahlen Weidenhügel,
ringsum flirrt die Luft, als hätte
wild zerrissen ein Gefangner seine Kette.

Wind, nun trittst du ein in deine Rechte,
dir gehört der weite Himmelsraum,
dich läßt Gott, der Herrscher, schalten
mit der Erde und der Luft Gewalten,
du entfachst den roten Saum
morgens um die Gipfel,
jeden Baum
rüttelst wandernd du, alle Wipfel,
und der Schaum
glühend hoher Abendwolken ist dein Traum,
der dich trägt durch dunkle Nächte.

Peter Barth / Ich breche das Brot

Uralte Geschlechter
sind mir im Blute wach,
ich breche das Brot,
wie es mein Ahne brach.

Mein sinnender Geist
geht auf ererbter Spur,
demselben Gesche
vergab mich die Natur.

Drum kann ich nicht anders
als es mein Ahn getan,
der vielfmals geprüfte
und freie deutsche Mann.

Ich bin in der Kette
ein gottgefügtter Ring,
und so ich dem Volke
mich ganz zum Opfer bring.

Peter Barth / Deine Heimat

Verwurzelt bist du tief mit diesem Boden,
mit tausend starken Fasern ist dein Sein
verknüpft mit diesen Schollen, Flur und Rain,
seit stets sie viele Ahngeschlechter roden.

Ein Völkerstrom hat sich zum Meer gebreitet
hier in dem reichen weiten Weizenland,
und seine Heimat jeder Schwabe fand,
wo Sarg und Wiege waren ihm bereitet.

Wo Höfe stehn und Dörfer blühen im Runde
und wo die Luft erfüllt vom süßen Laut
der Muttersprache hundert Meilen weit;

gib Gott, daß auf dem blutgetränkten Grunde,
darüber mächtig hoch der Himmel blaut,
der Schwabe schaffe eine Ewigkeit!

Franz L. Kleitsch / Mein Herz

Mein Herz schlief mit den Amseln,
in dunkler Rabennacht.
Grün rann das Licht der Sterne
von Blatt zu Blatt,
wie leuchtende Tropfen
schimmermatt

und — mein Herz begann zu klopfen,
die Amseln wurden wach,
weinten vor Schmerz . . .
Da — fiel mir ein blendender Tropfen
vom grünen Licht der Sterne
ins Herz.

Annie Schmidt-Endres / Aussaat

Wieder senken wir dich
schwellender Samen
in tragender Erde Muttergrund.
Wieder brechen wir auf
der fruchtlosen Gare
schollige Erde
mit betendem Mund.

Wieder schreiten wir
hinter blitzendem Pflug
ehernen Ganges ins Frühmorgenrot,
stark und bereit,
mit schwielichten Händen
zu tragen das Leben,
zu sterben den Tod!

Urahnherz zog einst
mit Pflugschar und Sense
aus nordischen Gauen
ins südliche Land.
Wehe dem Volk, das eiserne Zeit
nicht wehrhaft mehr fand!

Wehe dem Volk,
 dem im fremden Getändel
 der flobige Pflugsterz
 aus den Fäusten geglitten.
 Dem ein großer heiliger Brand
 die ewige Rune
 ins Herz nicht geschnitten!
 Weh dem Geschlecht,
 das knechtender Gewalt
 nicht rechenhaft kühn
 die Trukhand mehr ballt
 in heldischer Wehr für heiliges Recht, —
 weh dem Geschlecht! —
 Wir aber schreiten
 im heiligen Acker noch stolz und bereit.
 Es wachsen an uns die harten Schollen
 zum Schutzwall des Blutes
 in Sturmnot und Zeit.
 Dampfende Erde, entkeim uns das Korn!
 Dampfende Scholle du ewiger Born,
 entquelle den Samen
 und reise die Saat, —
 ergib uns —
 die Tat!

Annie Schmidt-Endres / Mütter

Und immer wieder müssen wir uns beugen
 dem Schmerz,
 und seinem tausendsüßen Weh,
 und immer wieder
 betend niedersteigen
 in des Urquells tiefen, heiligen See.
 Denn immer wieder hat uns Gott gerufen
 zu dienen ihm
 unter gleichem Stern.
 Wir knien gehorsam
 vor seinen Stufen
 in keuschem Müßen
 wie die Magd des Herrn.

Doch tiefer beugen
das Haupt wir in Demut
und stiller wird uns das große Fragen,
wenn leise,
mit unsrem warmen Herzblut,
den künftigen Sohn
ins Leben wir tragen.

Den künftigen Sohn, —
den künftigen Erben!
Wir betten ihn warm im heiligen Schoß;
wir werden ihn schauen,
und werden nicht sterben, —
das macht uns so stark,
und macht uns so groß!

Annie Schmidt-Endres / Gebet der Schwaben

Herr gib uns Kraft! —

Noch liegt der Schwabe
ohnmächtig am Boden,
mit triefendem Antlitz
im feuchtschwelen Grund;
indes die Aare gewaltig dort steigen
zur Sonne empor,
wo die Sternlichter kreisen
und heimlich den Wesen
das Göttliche wird kund.

Herr gib uns Kraft! —

Unser Herz traget Schwielen,
unsere Fäuste ziehn Narben
Von Schwerthieb und Pflug.
Und noch immer ist es
des Kampfs nicht genug,
der uns schwelt,
die zerschundenen Adern
aufs neue stählt
mit ehernem Tun.

Wer zu Großem erwählt,
darf tatlos nicht ruhn
im Schoße der Zeit.
Gib Kraft uns o Herr,
der Weg ist noch weit
vom Gipfel des Zieles,
zu dem du gesandt:
Dein Volk!

Schwer blutet der Glaube
im irrenden Herzen.
Heiß brennet die Schmach
von Trug und Gewalt;
der Bruderkampf naget, —
flusst tiefer Spalt
brandmarkt glühend uns
Stirne und Blut.
Gib Kraft uns o Herr,
gib Kraft uns und Mut!

Die Scholle glüht Asche,
und Asche ist Blut!
Blut unsrer Väter
in heiliger Erd, —
gürtet zum Kampfe
das uralte Schwert! —

Sagt es den Söhnen,
den Enkeln sagt's wieder,
sie starben als Helden,
sie starben als Brüder!
Sie stürmten zur Freiheit
todtrübend hinan,
und pflanzten das Banner
der Freiheit
noch am Grab himmelan! —
So fielen und blieben
sie blutend am Rhein . . .

Herr gib uns Kraft,
ihrer
wert zu sein!

Hans Wolfram Hoel / Der Söhne Ausfahrt

Das Land ward eng, das täglich Brot ward karg
und stetig ärmer wurden Stall und Stuben.
Ihr Kinder aber wurdet groß und stark,
ihr schlanken Mädchen und ihr stolzen Buben.

Nun ist es Zeit. Ihr laßt der Väter Haus,
den Hof mit seinen schattenbreiten Buchen,
löscht in den Herzen alle Behmut aus
und gehet, neue Felder euch zu suchen.

Wo in die Schollen ich die Schar gepreßt,
da schuf ich Heimat euch, ihr meine Söhne;
nun packt auch ihr die schweren Äxte fest,
daß laut der Wald, die Heide weit erdröhne!

Hier, wo mein jüngstes Feld ans Moorland grenzt,
sollst du, mein Ältester, die Rosse spannen
vor deinen Pflug. Es dampfet und es glänzt
die fette Erde schwarz in den Gewannen.

Führ du die Pferde, du mein zweiter Sohn,
ich darf den jungen Händen schon vertrauen.
Seht, wo im Grunde blüht der wilde Mohn,
dort sollt das neue Heim ihr euch erbauen.

Drück fester in den Grund die scharfe Schar!
Und noch an eines will ich euch gemahnen:
Vergeßt nicht, welche Mutter euch gebar
und wo die Gräber liegen eurer Ahnen!

Josef Gabriel d. J. / O Herr

Fruchtkörnlein gabst du unsern Ahnherrn in die Hände
o Herr, und hießest Bauern sie zu sein, auf dieser Scholle,
Lehmerde zäh wie sie, draus stampften sie die Wände
des Hauses, daß es Schirm sei, was die Zeit auch wolle.

Oftmals schon hielt seitdem dein Schnitter seine Rüre,
und Särgen standen da, und Kinderlachen klang um Wiegen;
Geschlechter gingen ein und aus durch seine Türe,
gleich einem Quell der fließt, o Herr, muß er versiegen?

Gnad uns, o Herr, das Feld, auf dem wir Wurzeln schlugen,
es ruft um Kraft, um Hände fleht es mütterlich im Werben;
das Haus, das uns gestampft ward, reißt, und durch die Fugen
zieht Kälte ein und vorzeitiges Sterben.

Josef Gabriel d. J. / Banater Elegie

So tiefe Sehnsucht lebt in uns. Wir schauen oft
zur Straße hin, die gegen Westen führt.
Einst hat der Ahnherr sehr dem Osten zugehopt,
nun hat ein Heimweh uns mit heißer Hand berührt.

Dort, wo das Mutterhaus, ist eigener der Baum,
umschirmter Stadt und Dorf und Herz und Feld und Strom,
dort wird zur Tat, was uns nur Sehnsucht bleibt und Traum,
wir haben keine eigne Stadt und keinen Dom.

An unsern Gliedern ist das Mal von manchem harten Jahr.
Argwöhnisch mißt der Fremde unsres Geistes Tritt,
erfreut uns auch die Helle unsres Pfluges Schar,
wenn glückte unsrer Sense je ein großer Schnitt?

Und Schätze liegen brach dem Spaten zugelost,
doch ihm, der tiefer ginge, droht der Fremde Fron.
Und unsre Gärten wachsen wild. Kalt weht der Ost.
Es kerbt in uns das Gleichnis vom verlornen Sohn.

Josef Gabriel d. J. / Einkehr

Auch fremde Felder waren oft mein Ziel.
Ich suchte dort im Stapfe vieler Tritte
nach Runde, Tanz und glutbeseeltem Spiel;
doch fand mein Herz nicht die begrünte Mitte,

darin es schlagen könnte eignen Schlag.
Hier ziehn die Nervenstränge durch den Boden,
an die ich wurzelnd mich verknuten mag!
Es singt der Sturmwind hier die starken Oden:

Hier, wo mein Ahnherr kämpfte, warb, verblich!
Und meinen Spaten will ich tiefer stechen:
Hier und in solcher Glut, so treffe mich
jedweder Tag, zum Fügen, zum Zerbrechen.

Josef Gabriel d. J. / Der Schnitter

Ermüdet lehnt der Schnitter wie ein Held
nach schwerer Schlacht sich an die Sense, die er schwang;
die Garbenkreuze dunkeln rings um ihn im Feld
und Grillen stimmen schon zum Nachtgesang.

Der Tag entfernte sich im trägen Flug,
gleich einem Falter, einem spielesatten —
nun überzieht der Abend still den Bug
des Himmels mit tiefgrauen Schwebematten.

Der Schnitter lehnt an seiner Sense Schaft,
zu seinen Füßen liegen Krug und Napf:
er trank daraus, es trank der Tag von seiner Kraft —
ein Stoppelfeld liegt unter seinem Stapf.

Der Schnitter denkt: der Tag hat abgeschirrt,
und nimmt die Sense, schultert sie und geht
dem Dorfe zu: dem Haus, das unbeirrt
gefügt, inmitten seiner Welt da steht.

Josef Gabriel d. J. / Der Rhein

Den Scharen lichten Volkes ging ein Rufer
voraus, und trug die Fackel heiligen Brands:
Nimm diesen Strom, behüte seine Ufer,
bewache ihn, das Herzgut dieses Lands.

Das wuchs ins Volk. Das zeugte Drang und Größe.
Das ward zum Stern. Und wie aus dunklem Grund:
Tat sich des Volkes Kraft und seine Blöße
gar oft um ihn und seine Ufer kund.

Es stehn die Dome und es ruhn die Kaiser.
Es zeugen Burgen von gefallner Zeit.
Die Dome stehn. Die Uhren schlagen leiser —
Die Herzen lauter in die Ewigkeit.

Karl von Möller / Hennemann

„Hascht gheert?“ fragte der Bauer Bernhard Strunk in Hasfeld seinen Bruder Anton, „daß e Bauer und Schmied in Werisch, Hennemann Jakob, heeßt'n, mit e paar Rumrade das fertig

gebrung hat, was die Generale net emol dene Soldate zuge-
traut han?"

„Was hat 'r dann so Besonderes gemacht, de Hennemann?"

„Die Stadt Werschitz verteidigt er gegen de Terk, obwohl de
alles weit un breit niedergebrennt hat, nur Werschitz steht."

„Us halt net stark de Feind."

„Net stark de Feind? Hast du e Ahnung, wieviel tausend
Terk bei Alibunar lagere, un die Walache im Gebirg rebelliere
aa. Zwischen der Donau un Temesch leit schon lang kee Ziegl meh
uf dem annre. Vielleicht verdanke mir sogar dem Hennemann, daß
Hagfeld noch steht un Tschatad un Marienfeld un Bogarosch un
noch viel annre Gemeinde."

„Gapperlot nochmol, hatt'r schon von dem Hennemann was
gheert?" Der Bauer Nikolaus Jung rief's über die Straße den
beiden zu. „Wann e Bauer sich so was traut, do gheert Kurasch
drzu! Ich menn', mir sollte uns a zsamm tun for alle Fäll un e
Schützenkorps ufstelle."

Der Pitt Dewald in Bogarosch, der aus Titerchen in Lothrin-
gen stammte, sagte zum Wendel Christ aus der Rheinpfalz, zum
Stoffel Goschi aus Luxemburg und zum Christian Michels aus
Niederlosen bei Trier: „Hat'r geheert, daß in Werschez e Wunner
gshieht is? E enfache Bauer . . ."

In Perjamosch ärgerte sich der Ulpetscher Bauer Franz Stein
dem Dorfgenossen Jakob Anheuer gegenüber: „In Werschitz lacht
de Hennemann Terk, Walache und die Herre in Temesvar aus,
net e Fensterscheib is dort hin gen, un mir han unser Ulpetsch ge-
räumt!" Anheuer nickte: „Ich menn', mir solle aa die Männer
zsammraffe un gehn, unser Dorf bewache, was halt noch do is
drvon. Liebling leit a innerhalb der Postierung, un doch han sie's
ausgeplündert."

In Tschatad trat eine Bauernabordnung im ersten Stock des
Kameralhauses vor den Kameralverwalter. „Was ist euer Be-
gehr?" fragte der Beamte den Sprecher der Bauern, Adolf
Meisner aus dem Nassauischen.

„Halten zu Gnaden", antwortete der knorrige Bauer, und die
anderen, der Flauser aus Lothringen, der Endres aus dem Trier-
schen und der Allar aus Luxemburg, nickten bedächtig, „halten zu
Gnaden, aber man hört, daß in Werschitz ein Bauer die Stadt wie
ein Löwe verteidigt gegen die Türkenheit, da möchten wir halt
schön bitten, daß Ihr uns auch bewaffnet, weil man ja in diesen
Zeitläufen nix im voraus wissen kann."

„Brav, brav! Ich werde es gleich nach Temesvar melden!“

Graf Immenhoff kam abgewurstelt aus dem Amt nach Hause.

„Ärger gehabt, Pa?“ fragte Komtesse Walburg.

„Ärger? Auch. Aber auch Freud. Stell dir vor, die ruhigen deutschen Bauern auf der Heide rühren sich, sie wollen bewaffnet werden gegen den Türken! Und wer gab den Anstoß dazu? Unser Freund Hennemann, der große Sackermeter! 's ganze Banat, soweit es noch bewohnt ist, singt sein Loblied. Ich hörte, daß ein wundersames Wort umgehe: der Hennemann wolle 's Reich aufrichten, aber keiner weiß recht, was damit gemeint ist. Der Hödl — er ist heute recht krank nach Temesvar gebracht worden —, der meint, in dem Wort klinge Erinnerung an den großen Bauernkrieg nach, zumal alle Kolonisten im Banat Nachfahren der rebellischen Bauern seien.

Buchland

Heinrich Ripper / Der Waldhannes

Wo die Tannenbäume sich bis auf tausend Schritte dem Dorfe nähern, steht ein Hegerhäuschen, sauber und niedlich, mit zwei winzigen Fensterlein in der blühweißen Wand. Es lacht und die Fensterlein zwinkern aus dem tiefen Tannengrün wie eine Maid im Sonntagsstaat, wenn die Herren aus der zweiten Welt mit ihren staubigen Kraftwagen vorübersausen und hinüberschauen nach dem Häuschen am Wald.

Gebaut hat es der Waldhannes. So nennen die Leute den Waldheger. Sein richtiger Name ist Johann Holzer.

Der Waldhannes ist der stärkste Mann im ganzen Dorf. Solang er jünger und noch dienstlos war, machte er gegen das Schlaff- und Kostigwerden allerhand Kraftübungen, am liebsten im Wirtshaus. Starke Leute sind eine Zierde für jedes rechtschaffene Dorf. Darum war der alte Richter nicht wenig stolz auf den Hannes. Aber das Volk ist so wehleidig heutzutage. Und wenn der Branntweinschenker oder ein Wirtshausgast einmal außer blauen Flecken und Beulen auch noch Löcher im Kopfe davongetragen hatte, ging's ohne Klagereien nicht ab.

In der ersten Zeit warf der Richter den Kläger mit samt dem Hannes hinaus:

„Geht naus ins Feld oder in de Wald, wo's niemand sieht, un schlägt euch weiter“, sagte er. „Das is gsund un a Schwob stirbt net draa.“

Erst als der Schenker sechs Wochen gelähmt war, drei Wochen im Bett zubringen und acht Tage von seiner Frau gefüttert werden mußte wie ein Kind, weil er gestreift worden war von dem schweren Eichentisch im Schankzimmer, den ihm der Hannes nachgeworfen hatte, und als deswegen von ihm eine langmächige Klageschrift beim Bezirksgericht eingereicht wurde, änderte sich die Rechtspflege im Hügeldorf.

Daß der Waldhannes damals eingenäht werden mußte, verletzte sein Rechtsempfinden schwer. Wie denn auch nicht?

Im Schnaps, den der Schenker ihm in später Abendstunde vorgesetzt hatte, entdeckte Seppl, der x-beinige Töpfergehilfe, der ihm gegenüber saß, zufällig eine dicke Schmeißfliege. Wenn auch sein Nachbar zur Rechten, der Nachtwächterchristl, nicht säumte, die Fliege dienstbeflissen mit den Fingern aus der betäubenden Flüssigkeit zu ziehen, so verschmähte Hannes doch diesen Schnaps, ja er goß ihn sogar in weitem Bogen auf den Fußboden der Wirtsstube. Und als dann der Branntweinschenker sich weigerte, das Glas zu reinigen und ohne neuerliche Bezahlung zu füllen, da ereignete sich der „Zwischenfall“ mit dem Schanktisch. Das wurde alles unter Eid vom Töpfergehilfen Seppl, dem Nachtwächterchristl und noch einem Zeugen bestätigt. Alles umsonst. Der Gerichtshof war von der völligen Unschuld des Privatangeklagten nicht zu überzeugen gewesen.

Bei der Verkündung des Urteils konnte der „Herr Rat“ nicht umhin zu bemerken, daß man die Gerichte mit solchen Lappereien am besten nicht behelligte. Ein geschickter Gemeindevorsteher schlichte derlei Sachen im eigenen Wirkungskreis. Der Ortsrichter war anwesend und konnte sich seinen Teil daraus mit nach Hause nehmen. Dieser Küffel vor so vielen Leuten ging ihm nahe.

Von dem Tag an war ihm der Waldhannes unbequem. Die Kraftübungen im Wirtshaus wollten nicht aufhören, ja, die Löcher in den Köpfen schienen immer tiefer zu gehen. Dem mußte Einhalt geboten werden. Aber wie? Das Einsperren half nichts und war auch eine kostspielige Sache. Der Hannes brach jedesmal aus und schlug Pritsche, Fenster und Tür des Gemeindegefängnisses in Splitter und Scherben.

Erst der Tod erlöste den alten Mann von seinem Sorgenkind, dem Hannes.

Sein Nachfolger war Martin Drescher, der Druschhofbauer. Das war einer von denen, die ihre Sache verstehen. Er hat den Arrest nicht einmal herrichten, also auch keine beschlagene Eichen-

tür und kein neues Fenster mit Eisenstangen anbringen lassen. Nein. Und war doch mit einem Schlag Herr über den Hannes. Wie ist das zugegangen?

Bei der ersten Schlägerei unter dem neuen Richter war Johann Holzer natürlich wieder die Hauptperson. Martin Drescher hört davon noch in derselben Nacht. Keine Aufregung, kein Wort. Er scheint den Bericht des Nachtwächterchrisl rein überhört oder im Drange der Gemeindegeschäfte vergessen zu haben.

Geschieht hat er wohl am zweiten Tag um den Hannes, aber das betraf eine ganz andere Sache.

„Hannes!“ Wie sich Martin Drescher umdreht, steht Johann Holzer ganz nahe der Tür, blickt zu Boden und dreht verlegen mit beiden Händen seinen schweren, vom Regen schon ganz steif gewordenen Filzhut.

„Die Leut wildern sobiel im Gmaatwald un die Zigeuner stehlen das Holz. Ich brauch a Wächter, vor dem sie Ängschte hun. Hannes, wann du mir versprechst, ehrlich, treu un nüchtern zu sei, mach ich dich zu meim erschte Heger.“

Der vom Regen steif und spitz gewordene schwere Filzhut dreht sich nicht mehr. Hannes schaut auf, öffnet den Mund, vergißt aber ebenso zu sprechen, wie den Mund zu schließen. So erstaunt ist er. Oder ist's nur ein Traum? Ihm, dem Schlimmsten im Dorf, so was anzubieten!

Martin Drescher spricht weiter:

„Wann vun Kraft un Mut die Red is, weist alles uff dich. Es geht nor aa Hannes im Dorf un ich bin stolz uff ehn. Uwer wie dir jek jeder ausweicht, der mit am Bsuffene nix will zu tun hun, so soll dir vun heut an nor der ausweiche, der wildere oder stehle, der dei Mitbürger schädiche will. Weil der Vertrag dir un uns alle sobiel Nuzze bringe muß, kannscht ehn ruhig mit mir schließe. Geb mir dei Hand druff!“

Johann Holzer konnte auch jekt kein Wort hervorbringen. Stumm hielt er die schwielige Hand hin. Es war wie zum Schwur. Und in seinen Augen glänzte es feucht wie schon lange nicht mehr.

Martin Drescher hatte als Bauer nie einen treueren Knecht und als Gemeindevorsteher nie einen besseren Wächter. Als ihm der Oberlehrer Zankl einmal seine Anerkennung dafür aussprach, daß er aus dem wilden Hannes einen so wackeren Kerl gemacht habe, sagte der Richter:

„Unbrauchbare gesunde Menschen gibt's nicht. Es muß nur im-

mer jeder von der richtigen Seite gefaßt und auf den richtigen Platz gestellt werden."

Reichliche Arbeit auf seiner Vertrauensstelle eines Gemeindevaldhegers hatte Johann Holzer, der Waldhannes, nur ganz kurze Zeit. Es ist bald nicht mehr gewildert und bald auch kein Holz mehr gestohlen worden. Weil aber seine überschüssige Kraft sich hat betätigen müssen, machte Hannes auch sonst Ordnung im Wald: hackte wildes Gesträuch und dürre Äste ab, räumte sie fort, richtete die Wege her, machte Abflüsse frei, und was es der Arbeiten sonst noch gibt in einem Wald.

Dieses Schaffen und Besseln war ihm Genuß und Bedürfnis. So ist zu guter Letzt auch das Hegerhäuschen entstanden, wie ein freundlicheres der Tannen- und Fichtenwald beim Hügeldorf noch nicht gesehen hatten.

Bessarabien

Albert Nauch / Das bessarabische Heimatlied

Gott segne dich, mein Heimatland!
Ich grüß dich tausendmal
dich Land, wo meine Wiege stand
durch meiner Väter Wahl!
Du Land, an allem Gut so reich,
ins Herz schloß ich dich ein;
ich bleib dir in der Liebe gleich,
im Tode bin ich dein!

So schirme, Gott, in Freud und Leid
du unser Heimatland!
Bewahr' der Felder Fruchtbarkeit
bis hin zum Schwarzmeerstrand!
Erhalte du uns deutsch und rein,
Send' uns ein freundlich Los
bis wir bei unsern Vätern ruhn
im heimatlichen Schoß!

Gottlieb Hahn / Mein Schwarzmeerland

Ich liebe dich, mein Schwarzmeerland,
du hast noch deutsche Zungen
wie einst, als deinem Meeresstrand
der Goten Lied erklungen.

Du kanntest es, das Gotenschwert,
das fern im Osten blizte,
wenn mutig es den Heimatherd
vor Slawen, Hunnen schützte.

Wo einst der Goten Steppenzelt
im Schwarzmeerland geschimmert,
da hast du eine neue Welt
aus Schwaben dir gezimmert.

Noch seh' ich euch, ihr Wandrer, ziehn,
seh' euch den Grundstein legen,
seh' wie Geschlechter da erblühen,
die deutsche Sitten pflegen.

Auch seh' ich, wie der Felder Bild
sich malerisch gestaltet,
und welch ein Segen da erquilt,
wo deutsche Tatkraft waltet.

So stehst du da, mein teureres Land,
von deutscher Kraft gehoben,
drum lieb ich dich, mein Schwarzmeerland,
und will dir Treu geloben.

Unbekannt / Der deutschen Frau

Wir wollen wieder Frauen haben,
nicht Spielzeug ausgeschmückt mit Tand.
Der deutschen Frau und Mutter Gaben
besitzt kein Weib im fremden Land.

Die deutsche Frau ist edler Wein,
liebt sie, so blüht die Erde.
Die deutsche Frau ist Sonnenschein
am heimatlichen Herde.

Verehrungswürdig sollt ihr bleiben,
nicht fremder Rassen Lust und Spiel.
Das Volk soll rein und sauber bleiben,
das ist des deutschen Strebens Ziel.

Wilhelm Keller / Sommernacht

Wieder schleichst herab vom Hügel,
breitest deine sanften Flügel,
süße Ruhespenderin,
über Dorf und Steppe hin.

Hängst die Sense an den Baum;
legst den Schnitter tief in Traum;
heißest fließen deine Quelle,
kräftespendend, rein und helle.

Schauest jedem in sein Herz,
kennst und fühlst den tiefsten Schmerz . . .
Tränen, die sich drob ergießen,
morgens klar am Halme fließen.

Matter wird der Sterne Strahl,
und du grüßest noch einmal,
langsam deine Flügel hebend,
über neues Leben schwebend.

Paul Niederreiter / Steppenwinter

Unendlich dehnt sich die Steppe —
weißes Feld,
es fegen rauh die Stürme,
trüb das Himmelszelt.

So weit das Auge blicket,
nichts als Schnee,
des Wandrers Blick erspähet
verschmolzen Erd' und Höh'.

Die Fluren, Felder ruhen —
Winterzeit.

Ein paar verwehte Spuren —
Einsamkeit.

Christian Odler / Am Fenster

Graue Nebelwolken fliegen
nordwärts hin gen Deutschlands Gauen.
Gerne mit ich möchte ziehen,
um der Väter Land zu schauen!

Einen Tag nur möcht' ich weilen
in den heiligen deutschen Landen,
still dann wieder hierher eilen,
wo ein Heim die Ahnen fanden.

Doch umsonst schlag ich die Zeit hier tot,
längst sind schon die Wolken fort,
Drüben glänzet schon das Abendrot,
und ich sitz halt noch am selben Ort.

Karl Liebram, der Ältere / Den „Kernerknädeln“

Das Einzige, das nicht veraltet,
sich immer weiter ausgestaltet
im Reich der heutigen Vernunft,
das ist die Kernerknädel-Zunft.

Nur eine Erneuerung
hinsichtlich der Steuerung
in Mund oder Rachen
ist im Erwachen.

Und macht aus dem stumpfen, behäbigen Spießer
den wollüstig vornehmen Vollblutgenießer.
Nach links und rechts in breiter Spur
Wirft er die Zeichen seiner Kultur.

Und zur Bestätigung
seiner Betätigung
verschenkt er gerne
'ne Hand voll Kerne.

Er ruht nicht, bis mit vollen Backen
Männlein und Weiblein „Kerner“ knädeln,
und macht man grazios dann um sich spuckt,
weil jedem Zung' und Gaumen juckt.

Zur vollen Kräftigung
und zur Beschäftigung
Braucht jedes Mündchen
Ein Viertelpfundchen.

Ja, 's Kernen ist billig. Drum knaet fleißig
im Jahre des Heiles sechsunddreißig;
es bringt in Wallung das schwerste Geblüt
und stellt keinen Anspruch an Geist und Gemüt.

Albert Heer / Unsere Sitzbänke

Die alte Männer, mit ihrer Zigar,
sitzt gern an d'r Stöß auf de Bänke;
dort seahn se so manches und oftmos sogar
aels Dengar! — do gibt's d'rüb'r z' denka.

Am Sonntichmittag en d'r gröschta Hix
dean die Alte a Schläfle äls macha,
do sitzt a G'schmaiß Kend'r auf'm nämliche Sitz
als müßtat's wie Laibla dort bacha.

Am selbicha Tag, nach d'r Kaffeezeit
Siath ma d' Weiber dort sitza und schwäka.
Do werrat durch Zähn glan, älle die Leid,
und so, — ja no, — so entsteahnt d' Heka!

Und wann mar am Albad foi Mondlicht nau hand,
ma ka en foim Fall proteschiara,
do sitzt äls Bärla ganz näh beianand,
und fraiat sich am Schnabuliara.

Geht nachdem zum D'glic an ältara Maa
vom B'suach hoim, bei sottiche Bänke,
do, bak, schlägt er sich's alt Scheeboi dra'na
an dia donderts verflammte Sitzbänke.

Karl Kräenbring

Onsem nige Volksrat to siem Jeburtstag
am 27. April 1934

Wenn a Kind jebora wat,
denn fregge si mench Lüd;
on wönsche em op fresche Dat
vål Gege, Glöck on Fried.

Gou a Kind es ons jebore.
On heite deit dat noch „Volksrat“.
Mög dat Schedsal äm bewähre
Lost on Lieb to siene Dat!

Hei es noch jung on arbeitslostig
wi abe, wie sen a bekke borstig,
sie Programm es grou on wied.
Wi tewe nu op dei god Tied.

Hei well puß sorge nu va Arbeit
well bringe ons ouf houch.
Wi wönsche äm, dat dat wat Wohheit,
on bringt Erfüllung ouf:

An dem wi fast vakome,
well wedde bringe Stolz on Aht
dem Janf ell breike hei dei Macht
op onse dütsche Rome!

„Heil äm“, so schallt von Land to Land,
laut ons dei Henn nu folle.
„Du bringst ons nu en'n nige Stand,
mög Gott die ons erholle!“

H. Fiechtner / Das Lied der neuen Jugend

Wir meiden die Straßen, die breiten,
da mühlos man vorwärtsgeht.
Wir steigen still und wir schreiten
den Weg, der in Nacht vor uns steht.
Wir schreiten, schreiten und schreiten
durch Nacht und Nebel und Not,
wir streiten, schreiten und streiten
mein Volk, bis ins Morgenrot.

Die Deutschen in Südslawien

An den neuen südslawischen Staat fielen nach Beendigung des Weltkrieges 700 000 Deutsche der verschiedensten Volksgruppen. Am bittersten empfanden ihre Loslösung die Südsteirer, die Südkärntner und die Deutschen Krains. In diesen zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet gehörenden Siedlungen saßen die Deutschen ja schon seit der Mitte des 8. Jahrhunderts. Schwerwiegende Verdrängungsvorgänge im ersten Jahrzehnt des neuen Staates haben ihnen — abgesehen von der Slawisierung der Behörden und des Schulwesens — auch viele wirtschaftliche Schädigungen gebracht. Die Gottscheer waren im 14. Jahrhundert in ihre Sprachinsel eingewandert. Auch sie haben schwere kulturelle und wirtschaftliche Einbußen erlitten. In dem an Südslawien gekommenen Teil des Banates, der Batschka und der schwäbischen Türkei leben auch heute noch mehr als 450 000 Deutsche. Die deutschen Bauern der Batschka konnten erst jüngst ihr zweihundertfünfzigjähriges Siedlerjubiläum feiern. Sie waren, solange sie zu Ungarn gehörten, den bekannten Magharisierungsbestrebungen ausgesetzt. Nach der Loslösung von Ungarn wurden auch sie, wie die Deutschen des ganzen Banates, von einer gesunden völkischen Erweckungsbewegung erfaßt, an der sie heute erst recht festhalten. In Slawonien (besonders um Kuma) leben 160 000 Deutsche, die hier, als Tochterkolonie der banater Deutschen, im 19. Jahrhundert angesiedelt wurden. Nach anfänglichen Unterdrückungen, die das deutsche Schulwesen und alle deutschen Kulturbestrebungen fast ganz vernichteten, hat die südslawische Regierung in den letzten Jahren, wohl auch im Zusammenhang mit außenpolitischen Annäherungen an Deutschland, eingelenkt: der schwäbisch-deutsche Kulturbund durfte nun seine Arbeit wieder aufnehmen. In den slawischen Schulen wurden deutsche Parallel-Klassen errichtet. Aber die Tatsache, daß nicht die Eltern, sondern die Behörden bestimmen, wer deutsch ist, schränkt diese Lockerungen doch sehr ein. Auch unterrichten noch allzu viele rein slawische Lehrer in diesen deutschen Klassen. Es ist aber zu hoffen, daß bei weiteren guten Beziehungen Deutschlands zu Südslawien weitere Besserungen erwartet werden dürfen.

Aus dem ehemaligen Krain stammt ein bedeutender deutscher Erzähler, Friedrich von G a g e r n (* 1882 Schloß Mokrič), der jetzt in Österreich lebt. Früh schon warnte er in seiner Schrift „Der böse Geist“ vor den zersekenden Mächten der Nachkriegszeit. Aber in diesen chaotischen Wirren wurde seine Stimme geflissentlich überhört. In seinen

Romanen geht es um dieses seltsame und schon aus Rassegründen konfliktgespannte Neben- und Gegen- und Ueneinander von Deutschen, Kroaten, Slowenen, Romanen in der Drei-Länder-Ecke seiner Heimat. Der Roman „Volk“ ist ein Heldenlied der Kroaten geworden; ein Roman des auch sozial berechtigten Befreiungskampfes gegen ihre Unterdrücker; ein Roman zugleich der großen mythischen Führervision der Kroaten. Hingegen schildert der Roman „Die Straße“ die Deutschen inmitten der anderen Grenzvölker. Es geht von Gagern freilich nicht allein um diese Rassen- und Völkergegensätze, sondern auch um das mit dem Straßenbau verbundene Vordringen der zivilisatorischen Kräfte in diese bis dahin unberührte Gegend. „Die Straße steigt, die Forsten fallen“ — dieses Wort will symbolisch verstanden und auch vom Sittlichen und vom eigenständig Volkhaften her als Zeichen der Zersetzung und als Warnung begriffen werden. Gagners rasch bekannt gewordenes „Grenzbuch“ aber, das er — wie er in der Einleitung sagt — „für gesunde, ehrliche Mannesnatur“ schrieb, „für Deutsche, die sich noch an rauhem, kargem Heldentum zu begeistern, zu stählen, zu trösten vermögen“, reißt die Tragödie der nordamerikanischen Eingeborenen auf, die durch die Weißen vernichtet werden. Wie schon in den beiden anderen Romanen stellt von Gagners auch hier wieder das bodenverwurzelte Volkstum gegen die Zivilisation. Damit mündet auch er ein in die neue Lebensauffassung, die nun dem ganzen deutschen Volke das Gepräge verleiht.

Aus dem Kreis der in Südslawien selbst lebenden Dichter ist in erster Linie Karl Bauer (Bultes) zu nennen, der es immer wieder verstand, gerade seit der Abtrennung die schöpferischen Geister um sich zu sammeln und der mit seinen eigenen Liedern und mit einprägsamen Kurzgeschichten so oft das Wort der Beharrung und das Wort der pflichtbedingten Erneuerung, der volkhaften Wiedergeburt predigt. Aus der älteren Generation muß außer Friedrich Haug auch an den früh verstorbenen Mundartdichter Jorg von der Schwalme erinnert werden, dessen tragischer Pflichtruf nun von Andreas Nikolaus Stöcker übernommen wird. Aus der mittleren und jüngeren Generation sind neben Viktor Fürst (Ruma) mit seinen die Steppenlandschaft eindringlich charakterisierenden Stimmungsbildern, seinen völkischen Aufrufen und neben Stefan Krög (Franzthal) besonders Grete Sölich (Marburg) und Leopold Egger (Franzthal) zu nennen, die in Vers und Prosa den ganzen Zauber ihrer Heimatlandschaft einzufangen wissen. Aus ihren dichterischen Bildern steigt das Land auf, in dem sie leben — gewiß von zwei ganz verschiedenartigen Gegenden her gesehen, und doch durch denselben gedämpften Moll-Ton verbunden, der auch sonst vielen der deutschen Dichter Südslawiens eignet.

Zu den jüngeren Dichtern dieser Volksgruppe gehören schließlich neben Hans Thurn, dessen chorisches Festspiel „Die Auswanderer“ der Ahnenerhebung (1786—1936) gewidmet ist, besonders Bruno Kremling (aus Neufak, Feuilletonredakteur der wichtigsten deutschen Zeitung Südslawiens) und Erich Rötzel (Gottschee). In Kremlings Lyrik feiern das Irdische und das Göttliche ihre dämonische Begegnung; die Urgevalten werden entfesselt und ringen nach dem gestaltenden Wort — ein Elementarereignis tobt da vor uns auf. Erich Rötzel aber findet die dichterische Form für das neue Jugenderlebnis: Arbeit wird Dienst an der Nation und aus diesem Dienst spricht das Göttliche. Arbeit wird „Gottesrhythmus“, weil sie der Gemeinschaft gilt, der gottgewollten Gemeinschaft des Volkes.

Ist auch die Zahl der deutschen Dichter in Südslawien noch nicht allzu groß — ihre Anfänge stecken voll starker Verheißungen. Die Vergangenheit der einzelnen Volksgruppen vor ihrer Eingliederung in den südslawischen Staat war zu verschiedenartig, um diesen Anfängen heute schon ein gemeinsames Profil zu verleihen. Je stärker sich aber die verschiedenen Gruppen ihrer neuen Einheit und Gemeinschaft bewußt werden, desto größer wird auch hier die Entfaltungsmöglichkeit im Wechselspiel der einander ergänzenden und aneinander sich aufrichtenden Kräfte werden.

Friedrich von Gagn / Primus

Mit strengväterlichem Wohlgefallen sah der alte Graf auf den bildsauberen Burschen, der da in seiner schmutzen knappen Heimatstracht schlank vor ihm stand und den Wetterfah mit dem Hahnenfah in unsicheren Händen drehte.

„Du heißt?“

„Koschutnik Primus.“

„Primus Koschutnik. Das klingt nach den Bergen und schmeckt stark nach blutiger Kirchweih. Bist natürlich ein Oberkrainer, was sonst?“

„Jawohl; aus Zirklach am Zahersfeld.“

„Aus Zirklach am Zahersfeld, das auch noch? Da gehörst schon einmal nicht zu den Zahmsten, wie ich euch kenn. Wie alt?“

„Dreißundsechziger Jahrgang.“

„Also vierundzwanzig. Gedient?“

„Jawohl, drei Jahre, bei den Siebzehnern.“

„Und warst früher beim Herrn Baron auf Egg in Verwendung? Als Hilfsjäger oder Jägerbursch oder so?“

„Jawohl, zweieinhalb Jahr.“

„Na, und wie geht und steht alles da oben? . . . Der Herr Baron, reitet er noch manchmal auf seinem kleinen Rappen in die Berge?“

„Nein, bitte, jetzt gar nicht mehr. Seit was er damals den Fuß gebrochen hat —“

„Ist ja wahr. Aber der Martin, der Florian, der alte Mohor, die sind noch immer auf dem Posten?“

„Freilich, und lassen den Herrn Grafen alleruntertänigst grüßen. Nur der alte Mohor, dem fällt das Steigen und Schnaufen schon ein wenig schwer; begeht jetzt mehr den Park und die untere Wirtschaft.“

„Ja, der muß jetzt bald seine Achtzig haben. Aber warum gehst du eigentlich selber nicht wieder nach Egg? Da hättest du's nah zur Heimat.“

„Ich würde; aber der Herr Baron hat doch inzwischen die große Pachtjagd aufgegeben. Da braucht er nimmer so viele Leut.“

„So, so. Jagd, das ist dir am Ganzen wohl die Hauptsach?“

Der Bursch zuckte die Achseln. „Wär schon nicht. Möcht auch sonst was lernen.“

„Und deswegen kommst jetzt zu mir?“

„Der Herr Baron hat mir's geraten. Und er hat gesagt, daß er — —“

„Ja, ja, er hat mir alles geschrieben. Da liegt der Brief. Aber nun, du, erzähl mal ein wenig: was hat dich eigentlich zu meinem Herrn Schwager in Dienst gebracht? Wie ist das zugegangen?“

Primus würgte an seinem Hut.

„War da nicht irgend so eine Geschichte mit einem Gamsbock? Mir scheint, ich hab' da so was läuten g'hört.“

Koschutnik sah starr nach dem weißen Porzellanofen in der Ecke. „Wenn's der Herr Graf sowieso schon weiß.“ Er ballte die braune Faust. „Aber schuld dran war der andre, soll mich der Teufel holen. Und heimgezahlt hab' ich's ihm auch, bei meiner Christenseel. Und noch einmal friegt er's von mir.“

„Halt, halt! . . . Schuld hat natürlich immer der andere; der grad nicht da ist. Wie heißt denn der?“

„Franz; und Gorenz tut er sich schreiben. Auch einer aus Zirlach. Der Fallot, der Feigling.“

„Na, na; hol nur nicht gleich deinen Dolch aus dem Stiefel-

schaft. Ich bin nicht der Franz, und dort hinterm Ofen steht er auch nicht. Also mit dem zusammen bist losgegangen?"

„Ja. Wie's so ist. Daß man halt den Mädeln seine Schneid zeigt.“

„Freilich; wohin käm sonst die Welt, nicht wahr? Und da also habts einen Gamsbock geschossen?“

„Zweie; einen auf Allerheiligen Vorabend, den anderen auf Martini. Weil doch jeder seinen Bart hat haben wollen. Und alle beide ich. Der Franz, der hätt' ja keinen gekriegt, seiner Lebtag nicht. Der kann nichts, möcht sich grad nur prahlen und blähen, drum hat er mich dazu beredet . . .“ Primus Koschutnik geriet in Eifer; seine welschen Augen funkelten.

„Aber du, du kannst's? Woher denn du?“

„Was der Bruder von meiner Mutter ist, Tschinkowek schreibt er sich, der ist drüben in Ferlach bei den Büchsenmachern. Da war ich einmal dreiviertel Jahr in Lehr.“

„Aber was andres als schießen hast nicht gelernt?“

„Doch: Patronen laden.“

„Das ist freilich eine schwere Kunst. Und warum bist denn nicht dabei geblieben?“

„Es war so langweilig. Auf unserer Krainer Seiten herüben ist's viel schöner als drüben im Kärntnischen. Dort hört der Winter ja gar nicht auf.“

„Na, nun erzähl weiter. Wie war das mit dem Martinibock?“

„Ja, der! . . . Durchgejudt ist der unter uns, hinter einem anderen, einem Vierjährigen her, daß der Schnee nur so geraucht hat, schwarz wie dem Teufel sein Roß, der leibhaftige Satan . . . Pello heißt man's auch grad dort, die Höll, und Hudo Gobscha den ganzen Kessel unterm Grat; ist auch ein böses Loch . . .“

Der Graf winkte ab. „Kenn's, kenn dort jede Kunse und Rachel. Schaut man hinunter in die Höll, so geht's dann links den Steig um zwei Schneiden herum in den roten Graben — und rechts hinein zur Stara Mat, zur Großmutter, da hat immer das ganze Geißenvolk mit der Jugend gestanden. Und grad gegenüber hat man den Kozjak, auf dem waren die ganz starken Alten zuhaus, mit Kruden so dick und Bärten so lang, die Hauptkerl'n, die richtigen Pechböck . . .“

„Genau, ganz genau so ist heut noch alles! . . . Jesus, daß der gnädige Herr Graf das so gut weiß wie ich selbst!“ Der ganze junge Jägermensch erstrahlte vor Entzücken; Herr und Knecht, ein paar Herzsschläge lang waren sie ihresgleichen in Urborntiefe der

Leidenschaft . . . „Und grad vom Kozjak her gegen den roten Graben hinüber hat er auch den anderen gesprengt, der schwarze pelzige Teufel! . . . Grad nur so gewubbert hat der Bart auf ihm, wie eine Walze ist er daherkommen . . . Franz, sag ich, laß mich, den triffst ja doch deiner Lebtag nicht, sag' ich und reiß ihm die Büchsfinten weg — was ja sowieso die meinige war, vom Onkel aus Ferlach halt das Meisterstück, vierhunderter Expreß, schießt scharf auf den Fled — und das Herz in mir schlägt mir auch bis in Mund hinauf: Philipp-Jakob, Philipp-Jakob, wie eine Glocken am Kirchtage — aber dann, auf einige hundertzehn Schritt, grad vor die Schneid hat er doch ein' Stuker gemacht, und da — — —“

Über vorgestreckten Arm hin zielte Primus nach dem altertümlich geschnittenen Hirschkopf ob der Tapetentür; vor aufglühender Erinnerung war alles andre hinweggeschmolzen . . . Der Graf lächelte, aber seine Stimme klang ernüchternd streng.

„Ein großes Heldenstück halt, so hinterm Stein heraus einen brunstnährischen Gams niederknallen; bild dir nur ja recht viel drauf ein. Na, und dann?“

Koschutnik erwachte aus seiner Begeisterung, Hölle und Heimat versank, beschämt stand er auf fremdem Boden vor seinem erhofften neuen Herrn. „Ja, und dann, dann haben sie uns halt gefaßt.“

„So kommt's, mein Lieber. Euch alle beide?“

„Nur mich; wo ich doch den Bod' gebuckelt hab' im tiefen Neuschnee. Der Franz, der Hund, der hat sich's freilich leicht gemacht, der ist schön davon. Der Feigling.“

„Ah, du meinst, deinen Bod' hätt' er wohl schleppen und noch für dich sich einsperren lassen sollen? . . . Und weiter?“

„Dann haben sie mich halt zum Herrn Baron aufs Schloß geführt.“

„Und der hat dich zur Belohnung zum Jagdgehilfen gemacht.“

„Ja, wie ich ihm alles so gesagt hab'.“

„Ja, so ist er schon; und das ist deine Geschichte.“ Der Graf sah in den Brief, der offen vor ihm lag. „Lügen wenigstens tußt nicht, das seh ich. Was du da erzählst, das hab ich nämlich schon gewußt, hier steht's. Und da steht auch, daß der Herr Baron im ganzen nicht unzufrieden war mit dir. Aber ihr Oberkrainer, grad ihr da von Zirklach und Radlax und aus der Gegend, ihr seid halt so verdammt heiße Burschen.“

Primus zuckte wehrlos die Achseln.

„Ja ja, das seid ihr schon. Bei euch muß Sonn- und Feiertag

so rot sein wie im Kalender. Und du bist wahrscheinlich nicht grad die große Ausnahm."

Der Oberkrainer starrte verzagt auf seine Stiefelkappen hinab.

"Hast wohl auch schon mit dem Gericht das Deinige gehabt?"

"Ja, aber das war eine große Ungerechtigkeit."

"Selbstverständlich. Wie ist denn das gekommen?"

"Halt so: wie ich schon im Dienst war und einmal auf Kirchweih, hat der Franz gegen mich aufgewixt und mich gehienzt. Da hab' ich dann auch die Feder auf Schneid gesetzt und die Hand aus der Hosn gezogen."

"Nicht vielleicht noch für einen Gulden Stahl mit? ... Wie viele hast denn gestochen?"

"Drei oder vier; wo ihrer gleich einiger zwölfe waren gegen mich! Die hat der Franz angestellt gehabt, der Heimtück."

"Gegen ihrer weniger hätt'st dich erwehrt?"

"Das glaub ich! Haben mich auch so nicht untergefrüegt, die Roker, die!"

"Bist wohl stark wie der Brentajäger, was?"

Der Oberkrainer lächelte stolz.

"Einen geladenen Heuwagen, bitte, rück ich mit einer Hand von der Stell. Zwei alte Zentner heb ich mit einem Arm bis zum Gürtel. Der Martin und der Florian und der alte Mohor sind Zeugen, und viele beim Regiment."

"Wend es immer gut an, mein Lieber. Aber sitzen hast trotz allem müssen?"

"Sechs Wochen. War mir arg langzeit nach Bergen und Wald. Aber später hab' ich's ihm heimgezahlt, dem Feigling dem, dem Stänker."

"Wie hast denn das angefangen?"

"Gewildert hat er, und da hab' ich ihm eins hinaufgebrannt, daß er's nicht wieder vergißt. Sechs Wochen lang ist er auf der Bauchseiten gelegen und hat doch nichts verlauten lassen, hat schon gewußt warum."

"Das ist gut." Der Graf unterdrückte sein Lächeln und brach das Verhör plötzlich ab. "Lassen wir die alten Geschichten, bist jetzt Soldat gewesen, wirst dir die ersten Hörndln hoffentlich abgestoßen haben. Will's halt in Gottesnamen mit dir versuchen, Primus. Du möchtest was lernen, etwas, was dich vortwärts-bringt?"

"Jawohl, bitte: was man so zum Waldhüter braucht, hab' ich mir gedacht."

„Das wär nicht so schwer. Spekulierst wohl auf eine feste Anstellung?“

Der Bursch sah verlegen zur Seite.

„Wenn das ging — im Ternowaner Wald vielleicht oder auf dem Karst oder in der Wochein — oder beim Herrn Fürstbischof in Oberburg oder auch hier — daß ich dann mit der Zeit heiraten könnt' . . .“

Der Graf lachte auf. „Oho, dahinaus! . . . Hast denn gar schon eine, auf die du spikst?“

Primus zupfte am Nahtwulst seiner straffen schwarzen Lederhose. „Haben tät ich sie schon . . .“

„Wo denn? Wie heißt sie denn, die Deinigte?“

„Polona; und ist auch aus der Gegend, aus Sela in der oberen Kanfer.“

„So so. Na, das gefällt mir. Eure Mädeln droben, die halten noch was auf sich, die werden alle tüchtige saubere Frauen. Werden halt sehen. Wenn du gut tust, bringst es zu was und magst nicht grad hier bleiben, kann ich mich vielleicht für dich verwenden. Wenn! . . . Und jetzt hör zu. Eins verstehst doch jedenfalls als Oberkraner: Holzriesen einrichten, instandhalten und auskehren?“

„O ja, das schon, das. Droben im Krababek — wenn der Herr Graf sich erinnert — haben wir auch für den Herrn Baron geriest. Da war eine Hauptriese, gut ihre siebenhundert Meter lang, und ein paar kleinere daneben. Kenn mich auch bei der Kollbahn ein wenig aus.“

„Schön. Mehr braucht's gar nicht für den Anfang. Die Sach ist die: da bauen sie jetzt eine neue Straße hier durch die Berge, das Bregana-Tal hinauf, und dann über Stojdraga und Kalje und Sichelburg nach der kroatischen Seite hinunter, nach Jasla und Karlstadt. Ein gutes Stück ist schon fertig, seit zwei, drei Jahren, bis zur Landesgrenze, die mit der unsrigen zusammenläuft; hat sich auch schon gesetzt, solange haben sie mit dem Weiteren gewartet, das kommt grad recht. Da kann ich ein paar uralte Bestände abholzen, die Straße gibt ihnen den Anfall, bringt und macht Käufer, früher war dortheraus keine Fracht; Buchen gehen als Scheiter, Eichen als Dauben und Bahnschweller. Aber die mit ihrer Straße packen jetzt den Berg hinauf gegen Stojdraga an und werden auch viel von uns brauchen; der Oberingenieur war erst gestern wieder bei mir; haben da einige drei- bis vierhundert Arbeiter zusammengetrommelt, denen bauen sie im Tal drunten

Baracken, die Bretter und Balken liefern wir. Und dann, was so zu den Pölzungen benötigt wird und zu Gerüsten für die Skarpenmaurer und zum Kalkbrennen, alles das. Und ganz hinten im Tal die alte Glashütte, die seit fünfundzwanzig Jahren stillgestanden hat, nimmt auch wieder den Betrieb auf; weil die Zufuhr von Sand, wie sie ihn da brauchen, jetzt anders leicht geht als damals, dreißigmal herüber und hinüber durch den Bach. Da muß viel ausgebessert werden, die Blasböden, die Dächer und so; also auch dorthin Lieferung genug, und dazu das Brennholz, jährlich einige zweihundert Klafter, und die Pottasche. Zum Bretterschneiden hab' ich an der Bregana schon einen kleinen Venezianergatter aufstellen lassen. — Also, und deine Arbeit an alledem wird die sein: Aufsicht bei den Holzern — sind auch etwelche Oberkrainer dabei —; dann die Auf- und Auskehr bei den Riesen und bei der Kollbahn durch die Gabrowika-Schlucht hinunter zum Stapelplatz; und drittens scharfer Wachtdienst an den Grenzen, da wird sich jetzt viel Gesindel herumtreiben. Der Bogulin, der dort Revierjäger ist, kann auch nicht alles machen und hat nicht zwanzig Augen und Füß. Dem wirst du also vorderhand als Aushilf beigelegt; verstanden?"

Roschutnik stand stramm. „Jawohl.“

„Grad dieses Revier ist hübsch groß, an die elfhundert Joch, und dazu kommt sein Anteil an der gepachteten Gemeindejagd. Hat alles zusammen eine ungeschickte lange Form und ist eine bucklige Welt, grabenauf und -unter; da kann's einer allein schwer schaffen. Gleich jetzt im Frühling laß ich eine ordentliche feste Holzhütte bauen; Stüberl und Küchenflur, das wird dir wohl genug sein. Nicht hinunter an den Stapelplatz, wo jeder dein Kommen und Gehen sieht und sich danach einrichten kann — sondern hinauf in den Berg, wo du weites Umhören und Schauen hast, nahebei einer guten Quelle und zu den Riesen und Schlägen nicht mehr als eine halbe Stunde. Hätt' sonst einen anderen aufgenommen und hingesezt. Alleinhausen schreckt dich hoffentlich nicht?"

Primus lächelte. „Wird mich schon vielleicht nicht der böse Geist holen.“

„Nun ja, ihr Oberkrainer habt doch euren Glauben an so mancherlei, drum frag ich. Sieh nur zu, daß er dich nicht abfragelt, der böse Geist; auf Jägerseelen hat er's besonders scharf, und am liebsten erscheint er in Weibsgestalt. — Im Winter dann, wenn's gar zu hart und öd wird, könnt man dich ja beim Bogulin oder beim Muzelbauern für zwei, drei Monate einlegen. Das

ergibt sich alles. Und was den Dienst angeht, der teilt sich mit der Gewöhnung von selber ein. Lesen, schreiben und rechnen kannst?"

„Jawohl.“

„Na also. Das bisschen Kubieren und Vermessen lernst am besten gleich auf dem Stapelplatz drunten vom Oberförster. Ich sag's ihm schon, daß er dich vornimmt. Helle Köpfe habt ihr ja, ihr vom Oberland. Und dann in den nächsten Jahren kommen nacheinander die Aufforstungen auf den großen Schlägen. Zuerst wird Lein hineingebaut; macht ihr das auch so?"

„Jawohl, mit recht altem starkem Boden, damit er ausmagert. Dann bauen wir Haiden, Hirse, Korn; auch Erdäpfel und Fisolten, wo es nicht zu steil ist.“

„Na, schau, kennst's ja; wär auch nicht schlecht, ein Oberkrainer Bursch! Da kannst dich bald recht gut ausbilden, wenn du fleißig bei der Sach bist und lauffst nicht nach Weibern und Wein.“

Roschutnik schwieg bedrückt.

„Das ist nämlich bei euch Jägern immer die große Gefahr und leider so oft der Verderb. Drum muß ein Jäger arbeiten, nicht unterm Baum lauern, wo er sich faule Gedanken ansieht. Verstanden?"

„Jawohl . . .“

„Löhnung kriegst für den Anfang sechs Gulden und Zubuß für deinen Unterhalt. Frei Holz, das versteht sich von selbst. Schußgeld: drei Gulden für den Wolf, zwei für den Luchs, einen für die Wildkatze; achtzig Kreuzer für den Fuchs, Dachs, Otter und Marder, dreißig Kreuzer für den Habicht, zehn für den Sperber. Aber vieles Herumknallen im Revier hab' ich nicht gern, wohlgemerkt.“

„Ja, bitte.“

„Adler, Uhu und die großen Raben, wo du sie antriffst, werden geschont. Laß sie da und dort ihren Hasen schlagen, das macht uns nicht ärmer; es sind ihrer schon wenige, und Gott hat alle Tiere erschaffen, nicht grad nur die uns gut schmecken. Auch von Jungfüchsen und säugenden Fähen will ich keine Luntten sehen. Sowas ist nicht ehrliche Jagd mehr sondern Schinderei. Mit unserm Gebrauch von Wald und Welt müssen wir vor dem Schöpfer bestehen können . . .“ Der Graf hielt inne, als besänne er sich plötzlich auf Jugend und Unverstand des anderen. „Wenn du's verdienst, darfst du dann an der Grenz einen oder den anderen alten Boß für die Küche schießen. Aber bild dir nur nicht ein, daß Pulver und Blei an deinem Beruf die Hauptsach sind. Das Wild schön zusammenhalten, sparen und schützen, das macht den Jäger;

nicht das Gewehr auf dem Rücken oder die Schneidfeder auf dem Hut, das kann sich ein jeder zulegen. — Und ja, was ich noch hab' sagen wollen: Wilderern scharf aufpassen, Schlingenlegern das elende Handwerk legen — aber ihnen nicht gleich im Eifer den Buckel vollpelzen, bloß weil man selber nicht mehr dazugehört . . . Sicher vor Anfechtung ist kein Mensch auf der Welt; und wie das tut, wenn man statt Strafe einen guten einsichtigen Herrn findet, das weißt aus dir selbst."

Der Oberkrainer, blutrot vor Scham, schaute ganz wirr auf sein zerfüttertes Hützl hinab.

"Ich halt dir's nicht vor als dein Richter, der bin ich nicht; aber nimm dir's nur ruhig zu Herzen und erinner dich manchmal dran, das kann nicht schaden. — So. Sei brav. Geh Weibern und Wirten aus dem Weg. Nach der Empfehlung von meinem Herrn Schwager und deiner Heimat Ehr. Denk fleißig an deine Polona droben, da hab' ich nichts dagegen, und daß du sie vielleicht schon über anderthalb Jahr oder zweie heiraten kannst. Hängt bei dir, verstanden."

Der Bursch verneigte sich befangen, trat vor und suchte des Grafen Hand zum Kuß. „Jawohl. Und ich bedank mich auch schönstens."

"Schon gut, schon gut. Jetzt geh. Dort unterm Hirschlopf ist die Tür. Geh in die Küche hinunter, meld dich als Kostgänger, kannst am Lafaientsisch essen und beim krummen Kropatscheß, dem Schloßjäger drunten im Försterhäusel schlafen, da stehen ein paar leere Betten. Sag's halt in der Küche, daß die Lenka, die Wäscherin, dir ein paar grobe Leintücher herausgibt. Morgen ist sowieso Kanzleitag, da laß ich dich rufen und überweis dich dem Oberförster und dem Bogulin. — Gute Nacht."

Primus Koschutnik war gegangen, der Graf saß und sann über lampenbeschienenen Alfen.

Seltsames Volk, dieser Krainer aus dem schicksalsreichen Oberland, wo die Wasser, Sprachen und Himmel an der uralten Handelsstraße sich scheiden: — ein Schlag von besonderem Gut und Guß . . .

Karl Bauer / Bauer, vergiß die Scholle nicht!

Bauer, vergiß die Scholle nicht
im Sturme, im gefährlichen,
dem Leben unentbehrlichen, —

du schwerkgeprüfter Arbeitsmann,
vergiß nicht, was dir Ehr und Erbe,
halt' fest daran!

Vergiß nicht deiner Ahnen Gut,
den Schweiß, das Blut,
die stillen Tränen,
die oft geweint die Ahnen dein.

Halt' fest daran!
Am höchsten Erbe,
an deines Volkes bester Kraft,
vergiß, o Bauer, die Scholle nicht!

Karl Bauer / Deutsche Sehnsucht

Eilig brausen Frühlingsstürme über das kleine Dorf hinweg. Die Bäume ächzen und stöhnen, von der Windesbraut durchgepeitscht. Eilende Menschen sieht man durch die geraden und sauber gehaltenen Gassen eilen. Das Gelb und Weiß der Häuser leuchtet uns entgegen.

Irgendwo verfängt sich dieses Brausen und schwillt an zu einem gewaltigen Choral, aus dem uns Leid und Schmerz, Freude und Hoffnung entgegentönen. Eine große Sehnsucht klingt uns aus diesem Brausen entgegen, schwingt sich empor und eilt in alle Ferne.

Die Sehnsucht nach der großen Gemeinschaft aller die gleichen Blutes sind. Haß, Eigennuß und Verräter bedrohten, bedrohen noch immer diesen Glauben, dieses Hoffen. Gedrückt, in Not geratene Menschen begegnen überall unseren Blicken. Verzweiflung, Angst und Mißtrauen leuchtet uns aus ihren müde gewordenen Augen entgegen.

Und mitten unter diesen schreiten wieder mit blanken Feuerblicken Gestalten, die die große Sehnsucht, den großen Glauben in sich tragen. Voll Vertrauen und voll Mut gehen sie an die Arbeit. Von vielen Mißschlägen und Nöten nicht gebeugt, sondern vielmehr gestählt, verwirklichen sie von Tag zu Tag die große Tat, die Sehnsucht aller Deutschen; eine geschlossene Einheit zu bilden.

Wie ein kleines Lied klingt dieses Sehnen in uns weiter, als ob die alte Mutter uns von längst verschwundenen Tagen erzählen

würde. Wie lange schon bewegt uns diese Sehnsucht? Jahrtausende schon. Waren es vielleicht die alten Germanen, die auf ihren Wanderungen fast den ganzen Erdteil durchzogen haben? Ob im Süden, ob im Norden, durch alle Stämme floß diese unsichtbare Sehnsucht nach etwas Neuem, nach einer Gemeinschaft. Sippen rotteten sich zusammen und wanderten durch die ganze Welt. Keine Abenteuerlust war es, sondern Sehnsucht nach der weiten Ferne. Seit alter Zeit haftet dieses Sehnen in unserer Seele. Unverständlich waren schon dem stolzen Römer diese blonden Bären, weil er oftmals einen Germanenkrieger antraf, wie er in Gedanken verloren in die Ferne nach Norden seine Blicke lenkte. Nach Norden? Ja nach Norden geht auch jetzt unsere Sehnsucht.

Durch die ganze deutsche Menschheit geht wie ein Blitzstrahl dieses Sehnen nach Norden, nach einer Vollkommenheit, einer geschlossenen Gemeinschaft. Wie Traumbilder fliegen unsere Gedanken nach Norden, die Insel *Thule* suchend. Ferne im Nordlandmeer soll sie liegen, die Insel der ewigen Germanen Treue!

Wie ein gewaltiges Feuer lodert dieser Glaube, diese Sehnsucht, inmitten Verfall und Verderben einzelner, oder ganzer Volksgruppen. Einer Gottessäule gleichend steht dieser Glaube, diese deutsche Sehnsucht vor dem ganzen Menschengeschlecht. Als Warnung, als Vorzeichen kommender Zeiten. Von Norden kommt der Wahrheit Strahl über alle Geschlechter. Hört ihr es grollen? Das Eis kracht und bricht, die Schiffe lichten die Anker. Ein ferner Sonnenstrahl leuchtet uns entgegen. Zukunft heißt er. Die Schiffe fahren der Sonne, der Freiheit entgegen!

Auf! Gen Norden laßt uns schreiten,
wo der Wahrheit Wiege steht.
Wo auf grauen fernen Weiten
eifig scharf der Wind dort weht.

Laßt uns die Insel Thule finden
dort oben, fern im grauen Meer.
Millionen sich dann fester binden,
zu einem großen deutschen Heer!

Nun laßt der Sehnsucht Schiffe ziehen
nach Nordland in das deutsche Meer.
Geordnet feste Reihen fliehen
niemals! Vor Not und Haß in Wehr!

Karl Bauer / Neue Lieder

Neue Sterne leuchten
uns, in dunkler Nacht.
Neuer Glaube führt uns
vortwärts, zur steten Wacht.
Morgendämmern glänzet
schon ganz nahe uns.
Marschkolonnen ziehen
endlos durch das Land.

*

Heil'ger Wille führt uns
immer wieder hin
zu den ew'gen Taten,
die zum Dom gefaßt.
Ew'ger Werte Lösung
ist der Hoffnung Macht.
Schicksal, Pflichterfüllung
härtet unsre Kraft!

Jörg von der Schwalbe / Nachtgedanken

(Dem im Weltkrieg gefallenen Sohn)

Ich han dich g'siehn leide Johr far Johr,
ich han dich g'siehn sterwe im braune Hor,
mei Hor is gro un ich sin alt,
ach wär ich selwer tod un kalt!

Wann jemand am Haus vorüber geht,
un's Derche sich in der Angle dreht,
no denß ich als in meinem Sinn:
Du bischt's un ke anrer kann's net sin.

Un wann no e Fremder vor m'r steht
un sich Läd un Beh im Herze reht,
als wollt mer ke Sunn meh scheine, —
no mecht ich als bitterlich weine.

Troscht soll ich spreche,
Läd soll ich breche,

han selwer Schmerze
Läd un Weh im Herze.
Ach was far e Pein!
Trauriche treschte
un selwer trostlos sein!

Andreas Nikolaus Stöcker
Schwob, dei Pflicht

Liebscht, du Schwob
dei Schwowevolk?
Dei teires ongestemmes Volk?

Dann tuscht du net viel Worte mache,
net viel schreie,
nüs beteire,
un net gar
viel Feschte feire.

Schwob, du brauchscht
schunscht gar nüs tun
als dei Pflicht,
je, die muscht tun.

Dann gebts
lee Dricke,
un lee Schietwe
un lee faules Brüdgebluwe.
Nee.

Dei Volk des brauch e Mann:
E ganzer, grader,
ufrechter Mann,
der sei Pflicht
mache will
un mache kann.

Und wann du Schwob
im ganze Lewe
far dei Volk nüs Anres tuscht,
als dei Pflicht,

dann brauchschd du net viel Worte mache
net viel schreie,
nißs beteire,
un net gar
viel Feschte feire.

Liebscht, du Schwob
dei Schwoweboß?
Dei teires ongestammtes Volk?
Dann
tuscht dei Pflicht.

Friedrich Haug / Heilige Heimat

Heimat, o Heimat, wie lieb ich dich sehr,
du teure und heilige Stätte!

Teuer sind mir die Hügel, die Wälder,
die Täler, das Meer und Land!
Auf deinen Wiesen und grünen Feldern
ich immer nur Freude fand.

Deine Sonne lächelt so freundlich mich an
und strahlet mir lieblich entgegen;
oft ziehen Wolken auf himmlischer Bahn
und senden uns reichlichen Segen.

Dann bist du am schönsten, mein Heimatland,
und scheint's mir wie in dem Märchen;
dann singen wir lustig an Flusses Strand,
ja, wie im Felde die Lerchen.

Und kommen einst trübe Tage auf dich,
wir werden auch diese dann nützen,
und kämpfen und ringen und sterben für dich,
um heilige Erde zu schützen!

Viktor Fürst / Nachtbild der Steppe

Die Stille singt und Sterne flimmern.
Die Steppe ist ein dunkles Tuch.
Am Himmelsrande lüchtes Schimmern
und kosendmilder Mondbesuch.

Zerflatternd irret Lämmerblößen,
gespensterheißer Eulenschrei.
Bald da, bald dort, gedämpftes Reden
und tiefer Klang in dunkler Scheu.

Viktor Fürst / Ehre, Blut und Boden

Die Stimme eines Erbes
summt klar im schweren Blut;
darin ein Tiefes, Herbes
als Kron und Wegscheid ruht.
Sie singt von schlichter Ehre
und einfach gutem Sein,
und beugt sich stumm der Wehre
im letzten Fahnenschein.
Sie drängt aus schwangrem Boden
und glust wie Opferrausch;
die Not vom schweren Roden
durchblümt ihr Reifehauch.

Viktor Fürst / Der Trommler

Der Marschtritt dröhnt,
der Trommler ruft,
Kolonnen hart marschieren.
Ein Lied ertönt
in banger Luft,
die Fahne wird uns führen.
Vor uns der Weg,
die hehre Tat.
In uns nur stummes Beten.
Wir sind Gepräg
und junge Saat;
zum Weihkampf wir treten.
Der Trommler mahnt
im Flammenschein.
Wir müssen während stürmen.
Den Weg er bahnt,
den Weg feldein;
den Sieg wir trotzig schirmen.

Stefan Krög / Einsamer Kämpfe

Fort ist die Zeit, da ich in eurem Kreise
die Feste eingeläutet und den Schmerz begraben,
da wir im Jugendrausch an unsrer Ahnen Weise
und ihren Taten uns entzündet haben.

Wir waren kühn und stark in kraftgeeintem Bunde,
und vorwärts trieb uns einer lichten Zukunft Ahnen,
ein unbewußtes Fühlen flammte in der Runde
von großen Taten und von siegumrauschten Fahnen. —

Euch riß das Leben fort von mir in ferne Weiten;
das Schicksal schlug den festen Bund entzwei;
ich seh euch löwenmutig im Gedränge streiten,
doch immer fernerher dringt euer Kampfeskrei.

Da will das Einsamsein mir jäh zum Herzen greifen,
ich aber zieh das Sturmband zornig fester an,
den Sturmwind laß ich wilder um die Brünne pfeifen
und stürm zu neuem Kampf gewappnet in die Bahn. —

Die Zeit ist fort, da wir in jugendlichem Kreise
die Feste eingeläutet und den Schmerz begraben,
nun muß sein Herz nach deutscher Kämpfen Weise
zum Holmgang jeder stahlumgürtet haben.

Grete Gölich / Der Strom

Gleich einem Herrscher, der das Land errungen,
fließt breit und wuchtig er durch grüne Weiten,
ein Riesenleib, dem Stimmen jäh entsprungen,
gewachsen durch der Elemente Kräftestreiten.
Und wie es ihm im steten Lauf gelungen
mit tollem Wirbel oder ruhigem Gleiten
an sich zu ziehen, was ihm nah' gekommen,
hat er der Nebenflüsse Rauschen auch vernommen.

Nun strömt er hin, umsäumt vom Frühlingsprangen
befruchtend reich die saaterfüllten Schollen,
als wäre, wenn die Sonne aufgegangen,
aus allem Leben neues Sein entquollen.

Als wäre frei, was tief in uns gefangen
die Kraft uns raubte zu manch frohem Wollen,
als ob es nun den Frühling ewig kündet —
und aller Daseinspuls Schlag in ihm mündet . . .

Leopold Egger / Spätsommer im Banat

Spätsommer im Banat.

Verschwunden sind die Wellen, die der linde Frühlingwind über das grünende und der heiße Sommerwind über das reisende gelbe Weizenmeer strich; verweht ist das flüsternde Rauschen, das wie eine geheimnisvolle Weise mit den sich wiegenden Ährenwellen über die weite, weite Ebene zog; verblüht ist der feurige Klatzmohn, die himmelblauen Kornblumen, die goldgelben Hedrichblümlein; verflungen ist der rhythmische Schnitt der Sensen, verhallt die Zurufe der Schnitter, hinweg sind die Fruchtkreuze, die wie ein unermesslich Heer in nichtendenden Reihen, so weit der Blick reichte, auf den Stoppelfeldern saßen; kein schwankender Garbenwagen ächzt über die weichen Feldwege, verschwunden sind die hohen Garbentriften, die wie stolze Burgen über den weiten Horizont ragten.

Vertrocknet ist der Schweiß der Schnitter auf den heißen Schollen, verstummt die heulenden Dreschmaschinen, — versorgt ist das rinnende Brot der Weizenkörner, das geboren ist aus dem Schoß der heißen Schollen.

Es ist Spätsommer im Banat.

Und wo früher die Wellen des Weizenmeeres spielend wogten, wo die nickenden schweren Ähren lispelten, da rauscht nun die Erde über blanke Pflugshare: Adermänner ziehen lange Furchen durch das Stoppelfeld. Immer schmaler werden die gelben Stoppelfelder, immer breiter das braune Ackerland.

Es ist als wäre die weite Ebene in sich gekehrt in ihrem schlichten braunen Spätsommerkleid, als träume sie von ihrem herrlichen sattgrünen Festkleid des jauchzenden Frühlings, das durchwirkt war mit bunten Blumen, umflattert von tollenden Schmetterlingen, besungen von tausenden Lerchen, umschmeichelt vom linden Maiwind, bewundert von den segelnden weißen Wolken am blauen Himmel und geküßt von den goldenen Strahlen der Frühlingssonne; als träume sie von ihrem goldenen Kleid der Sommerreise, vom Segen, den sie tausendfach aus den Falten ihres goldenen

Kleides spendete; als träume sie vom Winter, der da kommen wird, um ihr ein weißes Kleid mit gleißenden Sternlein umzuhängen . . .

Unendlich dehnen sich die Ackerfelder. Die weite Ebene ist weiter, unendlicher geworden, das stille Land ist stiller, einsamer geworden. Und dennoch liegt ein sonniger Glanz des scheidenden Sommers über den braunen Fluren.

Unbeweglich ragen die Schwengelbrunnen in den Himmel, als ruhten sie ihre mächtigen Arme aus, die im Frühling und Sommer gar manchen Eimer kühlen Wassers aus der Tiefe hoben. Raben sitzen auf den Schwengelmasten und äugen in die Weite. Weit hin hallen die Zurufe der Ackerleute, die noch die letzten Stoppelfelder in braunes Ackerland verwandeln.

Spätsommer ist es geworden im Banat.

Und die Ebene ist ebener geworden; der Horizont des Sommers, der in einem flimmernden Band, das Nah und Fern verwischte, Himmel und Erde vereinigte, ist jetzt im Spätsommer in weitere Fernen gerückt: Kirchtürme der Dörfer, die in der flimmernden Sonnenglut des Sommers wie Fata-Morgana-Bilder im dunstigen Äther schwammen, sie grüßen nun von weither, sie scheinen fester mit dem weiten Land verwurzelt, sie scheinen neu emporgewachsen in der klaren Luft des Spätsommers.

Die Maisfluren, die im Frühling und Sommer das Bild der Ebene mit ihren flatternden Blättern belebten, sie stehen nun mit schwerer Frucht beladen, und die Blätter, die Frühling und Sommerfähnlein, sie hängen unbeweglich herab, sie haben sich müde geflattert und beginnen zu gelben, denn die Scheidezeit kommt. Und die linde Luft zieht sich durch die dürrenden Maisblätter, er läßt sie flüstern von der kommenden Herbstzeit.

Noch hat der Altweibersommer seine silbernen Fäden nicht über die Ebene gezogen, noch weht der rauhe Herbstwind nicht; Schwalben segeln noch in der klaren Luft, doch sie sammeln sich zum großen Weg, denn die Sonnenstrahlen werden schiefer und ihre Wärme linder.

Sie trällern nicht einmal grüßend auf das weite unendliche Land herab, die Schwalben, das wie ein offenes Buch sich unter ihnen in schimmernde Fernen breitet, durchsetzt von eingeschnittenen wuchtigen Zeichen: den Ackerfurchen, die da erzählen von Arbeit und Not, von Freud und Leid, die da berichten von deutschen Geschlechtern, die nun fast schon zweihundert Jahre diese Runen in das weite Land schneiden.

Und die Schwalben wollen in großen Scharen nach dem Süden
ziehen, denn sie wissen:
im Banat ist es Spätsommer geworden.

Bruno Kremling / Bittgang

Schon prangt im Maienkleide
die junge Saat: der Weizen und das Korn.
Jetzt, guter Hirte, züg'le deiner Wetter Zorn!
Bewahre gnädig deiner Bauern Land vom Leide
und treibe hütend, Wolkenpaar für Wolkenpaar,
voran der Hagelschauer Unheilschar,
auf eine ferne sturmesharte Weide.

Oh, lasse dich beschwören:
Gib Schutz der Frucht aus deinem Segensborn!
Der du mit Blüten schmückst sogar den kargen Dorn,
o, wolle doch, voll Vaterhuld, auch uns erhören!
Schwer ächzt das arme Volk in Bitternis und Not.
O, schenke gütig ihm sein täglich Brot,
gebiete Einhalt jeglichem Zerstören!

— — — — —

Jäh gleißt aus Wolkenlücken
ein Auge-Gottes-Strahl breit auf die Flur,
und eines Windhauchs silbergrüne Säufelspur
läuft, wellenwühlend, her von fernen Hügelrücken . . .
Die Ähren neigen sich, als ob des Schöpfers Hand
hinstriche segnend durch das Brotfruchtland,
es feiend gegen alle Wettertücken.

Bruno Kremling Zwiegesang in der Herbstnacht

Eiche:

Du fjordentstiegener Eisluftbringer,
was wühlst du so voll Ungestüm in meiner Krone
und schleuderst meine Äste hin und her,
ein wildes Lied vor dich hinbrüllend,
so rauh, wie es der Normann sang

in unheilschwangren Nächten,
da schwere Wolken sternlichtverdunkelnd
einander jagten auf dem Himmel,
und er voll Kampflust seinen Kiel
zum Beutezug steuerte
durch sturmbewegte Wogen?

Nordsturm:

Am Beutezuge bin ich auch!
Tod und Verderben bringt mein Hauch
den greisenhaften Blättern,
die noch an deinem Lebensmarke zehren,
den jungen Trieben künftger Tage
die Werdesäfte gierig raubend.

Eiche:

So brause wütender durch meinen Wipfel
und wirble alles Welke von mir fort
und rufe mir den Winter, deinen Vater,
aus seiner Höhle hoch im Norden.
Er soll mit seinen weichen Flocken
schmiegsam mich umhüllen,
in süßen Schlummer ein mich lullen,
während dem ich meine Wurzeln
tief in den Schoß der Mutter Erde,
der unerschöpflich fruchtbaren,
einbohren will, um neue Werdekräft zu saugen,
damit ich, wenn die Sonne wieder
durch meine Adern rinnt in warmen Wellen,
trächtige Knospen öffnend, junges Grün zum Blatt entrolle
und näher noch,
ach! immer näher
dem Himmel mich entgendehne.

Bruno Kremling / Stimme aus dem Föhn

Ich bin der Herr, der ewig war und noch Aonen lebt,
der aus dem Mutterschoß das neue Sein zum Lichte hebt!
Die Schneesturmrosse blies mein Feueratem tot.
Zerstampft zu Brei hab' ich des Winters Schlittenschuhen.

Im Donnerschlag von meines Hengstes glühnden Hufen
 zerbarst des Stromes Eisverließ auf mein Gebot.
 Frei schnellst der Fisch sich aus befreiter Wellen Brausen,
 und durch die Luft schwirrt heimkehrender Vögel Gausen.
 Ich bin der Herr! Ich töte, was schmarozend mählich fault
 und gierig dennoch immerfort nach neuer Zehrung jault!
 Mein Hornruf kündet allem Welken Todesnot;
 müd' kollert es hinab der Gräfte steile Stufen.
 Sag, hörst du jetzt der Feuerglocke gellend Rufen?!
 Zu spät! Einsiedels Haus ist jäh mit ihm verloht.
 So strafe ich. Man soll nicht feig in den Kartausen,
 die Kämpfe der Gemeinschaft schwächlich fliehend, hausen.
 Ich bin der Herr! Ich will, daß Überfluß im Herzen blüht,
 der sich im Schenkensdrang wie meine Frühlinge versprüht!
 Du sollst nicht einsam sein!, dröhnt laut dir mein Verbot.
 Nach meinem Willen bist zum Sämann du berufen.
 Wirf aus das Korn! Auf Äckern auch, die Feinde schufen!
 Nur Saat, mit Liebe ausgestreut, bringt Frucht — wird Brot.
 Flieg mit, wenn die Gewänder meiner Windsbraut flattern!
 Kämpf' mit, hörst du den Aufruhr durch die Wälder knattern!

Erich Käthe / Arbeitsdienst

Es zuckt ein Pulsschlag erdgeborgen,
 der Pulsschlag einer neuen Zeit,
 Kolonnen ziehen in den Morgen,
 aus Nächten der Vergangenheit.

Kolonnen, die das Drängen fühlen,
 das Drängen einer Bauernschaft,
 das langgehemmte wilde Wühlen,
 der unverbrauchten Sippenkraft.

Sie tragen in sich neues Streben,
 das sie in Marschkolonnen reiht,
 sie sind geformt zu neuem Leben,
 in ihrem grauen Arbeitskleid.

Sie wollen neuen Boden schaffen,
 Kraft saugen aus der Scholle Schlag,
 mit ihr das Volk zusammenrassen,
 zum Marsche in den neuen Tag.

Erich Kästner / Gotteshymnus

Gotteshymnus klingt im Lied der Hauen,
wenn sie umgebrochne Erde bauen,
wenn der Bauer seine Wiesen mäht
und der Wind durch Stoppelfelder weht.

Gotteshymnus heulen die Maschinen,
wenn sie Menschenarme flug bedienen
und ertönt im hellen Hammersingen,
wenn ihn rußgeschwärzte Fäuste schwingen.

Gotteshymnus donnern Rotationen,
Gotteshymnus, Hymnus der Millionen,
Gott! — Dein Hymnus, den mit tausend Händen,
deine Menschen dir entgegensenden.

Österreich

Man könnte vielleicht im Zweifel darüber sein, ob denn die ganze österreichische Dichtung volkhaft-deutschen Gepräges als grenz-deutsche Dichtung zu werten ist. Aber dieser tausendjährige Kulturboden der Ostmark hat ja längst schon vor den Babenberger Zeiten und erst recht seit den Tagen des Nibelungenliedes schwerwiegende Grenzfunktionen für das ganze deutsche Volk zu erfüllen gehabt. Und sie hat diese Aufgaben in den Türkenkriegen nicht nur für das ganze deutsche Volk, sondern für Europa gegen Asien erfüllt. Vor allem aber wurde von den Deutschen des alten Österreich die im Reich noch immer nicht genug gewürdigte Aufgabe bewältigt, den wesentlichsten Teil Südeuropas kulturell vom deutschen Standort her zu durchdringen. Wie bunt auch die Sprachenkarte des alten Österreich der vielen Nationen ausgesehen haben mag: kulturell war der Blick nach dem deutschen Wien gerichtet; deutsch war die alle verbindende Amts- und Kultursprache; das von den Deutschen Österreichs geprägte Lebens- und Kunstideal galt als Vorbild; Burgtheater und Wiener Oper erschienen auch allen anderen Nationen Österreichs als höchstentfaltete Zentren europäischer — und das hieß in diesem Fall: deutscher Kunst.

Seit 1866 freilich war die Lage des Deutschtums in Österreich mit einem Schlag verändert. Dieses Schicksalsjahr der Deutschen brachte ja, gewiß unter beiderseitiger Zwangslage, den verhängnisvollen Sieg der Staatsideen und der dynastischen Interessen über die e i n e Volks-idee. Österreich wurde damit ausgegliedert aus dem freilich schon unhaltbar locker gewordenen Reichsgefüge. Die Deutschen Österreichs waren dadurch zumindest staatsrechtlich abgeschnitten von all den übrigen deutschen Stämmen und Landschaften. Dieser Augenblick der Schwächung wurde natürlich von den anderen Nationen, von Slawen, Ungarn, Italienern genützt, und die vordem schon begonnenen Nationalitätenkämpfe nahmen nun immer schroffere Formen an. Der Kaiser und seine Regierung erlagen diesem Ansturm der nach immer größeren Rechten vordrängenden anderen Nationen immer stärker — und jedes neue Nachgeben ging auf Kosten derselben Deutschen, die diesen Staat geschaffen hatten und die ihn auch jetzt noch oft mit Hintansetzung der eigenen Interessen zusammenzuhalten halfen. Seit diesem Schicksalsjahr 1866 war damit das gesamte Deutschtum Österreichs — und nicht nur das an den Rändern und auf den einzelnen Sprachinseln, sondern auch das Innerösterreichs

und der Alpenländer — zum Kampf- und Grenzdeutschum geworden. Gewiß war das nicht allen Deutsch-Österreichern in dieser präzisen Form bewußt. Aber sie alle waren ja von dieser historischen Stunde an — ob sie wollten oder nicht — zur Verteidigung ihrer Lebensrechte aufgerufen und hatten sich zu wehren, auch wenn sie manchmal noch so staatsösterreichisch dachten. Wie stark freilich bei den Hellhörigen dieses Bewußtsein der nun in die Defensivlage gedrängten deutschen Kampfposition war, geht daraus hervor, daß hier zuerst der Gedanke der deutschen Schutzarbeit praktisch verwirklicht wurde. Das Recht der deutschen Staatssprache in Österreich war in den siebziger Jahren zertrümmert worden. So fragten sich die völkisch empfindenden Kreise immer stärker, ob denn ihre Entwicklungsmöglichkeit wirklich auch weiter noch in diesem Völkertonglomerat Österreichs gewahrt bleiben könne. Damals zum erstenmal nach 1866 taucht der Anschlußgedanke auf — das heißt aber nichts anderes, als daß in dieser Not den völkisch denkenden Deutsch-Österreichern der große Trugschluß von 1866 klar wurde und daß sie von nun an begannen, dem hier so konstruktiven und dynastischen Staatsbewußtsein das viel natürlichere Volksbewußtsein entgegenzusetzen. Sie begriffen mit einemmal die große Tragik, die über unser Volk in dem Augenblick verhängt war, in dem Volk und Staat nicht mehr zur Deckung gebracht werden konnten. Es waren ja dieselben Deutschen Österreichs, die 1871, trotzdem man sie aus dem Reich ausgeschlossen hatte, die Einigung des Mutterlandes hell begrüßten, trotz aller Regierungsverbote Siegesfeiern abhielten und in glühender Begeisterung die „Wacht am Rhein“ sangen. Vor allem mußten nun die Mittel und Wege gefunden werden, um den immer stärkeren Einbrüchen der anderen Nationen in das deutsche Sprachgebiet, vorab im Bereich der deutschen Schule, entgegenzuwirken. So entstand 1880 in Wien der Deutsche Schulverein, aus dem etwas später im Reich die Vorgänger des DDA hervorgingen. Und knapp danach wurde in Graz der deutsche Schutzverein „Südmärk“ geschaffen. Es ist erschütternd, heute die Liste derer durchzusehen, die damals, in heller Empörung über die Vorstöße der anderen Nationen und über die Schwäche und Nachgiebigkeit der langjährigen Regierung Taaffe, den ersten Aufruf des Schulvereins unterzeichneten. Da stehen trotz aller damals noch gültigen Partei- und Klassenschranken adelige Herrenhausmitglieder neben Arbeitervertretern, Lehrer und hohe Beamte neben Kaufleuten, Industriekapitänen und Dichtern, gleichgültig, woher sie kamen. Ja, die Dichter haben gerade an diesen Schutzvereinsarbeiten in hohem Maße teilgenommen — allen voran Robert Hamerling, der von der Haltung der Deutsch-Österreicher in den Entscheidungstagen von 1870/71 bekennt:

U n d w i r ?

Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral“ war Österreichs Land und Österreichs Erz —
Neutral? Nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutsch-Österreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als die Entscheidungstunde schlug,
Als rings, den tausendjährigen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug.

Als sich in Siegesfreude, Todesnöten,
Verjüngt das deutsche Volk, das Deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamesröten,
Deutsch-Österreich war mitten unter euch.

Und wie hat Peter Rosegger, der große steirische Volksdichter und Volkserzieher, am Beginn des neuen Jahrhunderts (1909) mit seinem leidenschaftlichen Ruf die Deutsch-Österreicher zur großen Spende für grenzdeutsche Schulen mitgerissen! Wie unendlich viel hat Ottokar Kernstock, der völkisch gesinnte Burgpfarrer der steirischen Festenburg, mit seinen begeisterten Liedern für die Arbeit der beiden Schutzvereine getan! Und gleich ihnen haben so viele andere deutsch-österreichische Dichter sich immer wieder in ihren Dienst gestellt. Ja, die Begeisterung für diese deutsche Schutzarbeit, zugleich freilich auch die Not, die ihr Anlaß war, wuchs so sehr, daß bei Kriegsausbruch von den 10 Millionen Deutsch-Österreichern 250 000 Mitglieder allein des Deutschen Schulvereins waren. Im Reich hatte man um diese Zeit solche Notwendigkeiten bei weitem noch nicht im vollen Umfang erfaßt; der VDA zählte bei Kriegsausbruch von den 60 Millionen Deutschen des Reiches nur 58 000 zu seinen Mitgliedern. Es braucht nicht eigens hinzugefügt zu werden, daß diese Schutzvereinsarbeit in Österreich von der Regierung nicht gerade begrüßt wurde.

Als 1918 nach dem Zerfall Österreich-Ungarns die Deutsch-Österreicher zu einem eigenen Staat zusammengefaßt werden sollten, als damit der Weg zum Nationalstaat offen stand, sah die Lösung der Feindbundmächte freilich grausam aus. Wieviel an rein deutschen Gebieten war an die Tschechoslowakei, an Jugoslawien, an Italien gefallen! Der Sudetenraum zur Gänze abgeschnitten, die Südsteiermark abgetrennt, Südtirol losgerissen — und überdies wichtige Teile von Niederösterreich an die Tschechoslowakei und von Kärnten an Jugo-

slawien und Italien verloren. Ein Rumpf-Österreich war übriggeblieben: zum Leben zu wenig, zum Sterben zuviel; alle Wirtschaftsfäden durchschnitten, alle Rohstoffgebiete abgetrennt. Der erste Gedanke der deutsch-österreichischen Bevölkerung war der damals für die übrigen Nationen der Nachfolgestaaten so hoch gepriesene und den Deutschen gegenüber ins Treffen geführte der Selbstbestimmung. So griff man das alte Ideal wieder auf, wollte wenigstens für das jetzige Deutsch-Österreich ernst machen mit dem Volksgedanken und erklärte bei der Konstituierung der neuen Republik (12. November 1918) den Anschluß an das Deutsche Reich. Aber dieser Anschluß wurde von der Entente ebenso verboten wie der Name Deutsch-Österreich und wie später dann die diplomatisch und machtpolitisch zu Fall gebrachte Zollunion zwischen Österreich und Deutschland. Der Trost, den die Angliederung des bis dahin zu Ungarn gehörigen Burgenlandes an das neue Österreich darstellen sollte — der Anreger dieses Gedankens war Prof. W a l h e i m, der erste Landeshauptmann des Burgenlandes, und sein Gedicht „Burgenland“ (S. 662), das schon vor der Zuteilung entstanden war, hat viel beigetragen, um für diesen Gedanken zu werben — war dadurch getrübt, daß man den wichtigsten Teil dieses Gebietes, seine Hauptstadt Ödenburg, bei Ungarn beließ. Als Heimat Josef H a h n s freilich, dessen Melodie das ewige Deutschland-Lied in uns zum immer neuen Bekenntnis steigert, ist das Burgenland der ganzen Nation doppelt teuer. Das schönste dichterische Zeugnis des Burgenlandes sind jene Verse eines unbekannten Verfassers, die 1932 auf das Hahnd-Denkmal zu Eisenstadt gesetzt wurden, als junge Deutsche aus allen Landschaften kamen, um dem großen Deutschen in seiner Heimat zu huldigen:

„Jugend kam von allen Marken
und brachte Erde der Heimat
Josef Hahnd
dem Sänger des Liedes der Deutschen
zur Ehre
dem ewigen Reiche der Deutschen
zum Pfand.“

Das war und ist die auch wirtschaftlich verzweifelte Lage des Sechseinhalb-Millionen-Staates Österreich, der seither mehr als einmal dem Tauziehen der ehemaligen Ententestaaten und ihrer Freunde unter den „Nachfolgestaaten“ ausgesetzt war. Auch die betrüblichen und unnatürlichen Konflikte, die in den letzten Jahren das Verhältnis zwischen Österreich und Deutschland trübten und die alle deutschempfindenden Österreicher als fast körperliche Qual durchlitten, entsprangen nicht nur weltanschaulichen

Gegensätzen. Vielmehr wurden nicht zum geringen Teil auch europäische Spannungen auf dem Rücken der Deutsch-Österreicher ausgetragen. Das Abkommen zwischen dem Deutschen Reich und Österreich vom 11. Juli 1936 versuchte — wie Minister Blaise-Horstenau es umschrieb — „dem wider-natürlichen Zwist der beiden deutschen Staaten ein Ende zu setzen“. Wer die Seelennot kennt, die durch diese Konflikte ausgelöst wurde, wird freilich hoffen, der 11. Juli bedeute nur einen Anfang, dem vieles Gemeinsame noch folgen sollte. Die Kampfgemeinschaft während des Weltkrieges, die den Deutschen Österreichs wahrhaftig nicht um ihrer slawischen Nachbarn, aber gewiß auch nicht so sehr um einer konstruktiv-dynastischen Idee, sondern um der gemeinsamen Sache mit Deutschland willen zur Treueprobe auf Tod und Leben wurde, hat die natürlich-kameradschaftlichen Wege schon gewiesen. Wie oft in der Nachkriegszeit ist von reichsdeutscher Seite die Leistung der Deutsch-Österreicher im Krieg in Verkennung der Tatsachen zu Unrecht abfällig bewertet worden. Erst das neue Deutschland, an dessen Spitze ein Deutsch-Österreicher steht, hat mit diesen Fehlvorstellungen aufgeräumt und gezeigt, wie schwer die Lage der Deutsch-Österreicher in diesem Heer der vielen Nationen war; wie sehr gerade die Deutschen Österreichs dieses Völkerheer zusammenhielten und um wieviel höher die durchschnittliche Gefallenenziffer der Deutsch-Österreicher ist als die der Reichsdeutschen. „Der Einheit des Willens, die uns einst auf den Schlachtfeldern beseelte, und der Entschlossenheit, alles für die Gesamtheit zu geben, die sich in den Jahren des Weltkrieges so gewaltig offenbarte, wollen wir heute die Einheit des Geistes der deutschen Gesamtnation gegenüberstellen. Nur in dieser Einheit können wir uns in dem revolutionären Ringen der Welt behaupten“, erklärte der Wiener Botschafter des Reiches, von Papen, bei einem im Juli 1937 stattgefundenen Treffen der reichsdeutschen und österreichischen Frontkämpfer in Wels. Diese Einheit wird in den noch vor uns liegenden Zeiten infolge des europäischen Kräftespiels und infolge der Auseinandersetzung zwischen aufbauenden und zerstörenden Elementen auf unserem alten Kontinent noch mehr als einmal auf schwere Proben gestellt sein. Es wäre zu wünschen, daß auch in diesen zweifellos kommenden Zeiten der gemeinsamen Not die im Weltkrieg erprobte Treue sich wieder bewähre im Sinn des von Botschafter von Papen für beide Teile mit Recht angeführten Kernstock-Wortes:

„Schwört auf der Heimat heiliger Scholle,
Deutsch soll sie bleiben, komme was wolle.
Komme was wolle, Glück oder Leid,
Deutsch soll sie bleiben in Ewigkeit.“

Wir brauchen hier gewiß nicht erst darauf hinzuweisen, wie ungeheuer groß der Anteil Deutsch-Österreichs am gesamtdeutschen Schrifttum im ganzen abgelaufenen Jahrtausend gewesen ist. Deutsche Dichtung aus Österreich war und ist deutsche Dichtung schlechthin — und wird es immer bleiben. Diese Tatsache wird weder durch einzelne internationalisierte, noch durch jüdische Gegenbeispiele widerlegt: sie gehören beide nicht zum Bereich der volkhaften Dichtung, die allein uns in unseren Zusammenhängen angeht. Der große Bogen, der von den Monseer Fragmenten (Anfang des 9. Jahrhunderts) über die Schöpfungen Reinmars und Walthers von der Vogelweide am Wiener Hof und das Meisterwerk des Nibelungendichters bis hin zu den Dramen Grillparzers und Raimunds, Nestroys und Anzengrubers, bis hin zu den epischen Schöpfungen von Rosegger und Hamerling, von Saar und Hawel reicht, gibt eine Bürgschaft von unwiderleglicher Bedeutung. Ihr Zeugnis, aber auch das Werk der volkhaften Gegenwartsdichter Deutsch-Österreichs, widerlegen aufs deutlichste die von anderen Nationen aus allzu durchsichtigen Gründen immer wieder aufgegriffene Fiktion vom „österreichischen Menschen“ als einem vom Gesamtdeutschtum wesentlich verschiedenen Volkstyp. So gut wie alle deutsch-österreichischen Dichter repräsentieren die bairisch-österreichische Stammesart, der alle Deutsch-Österreicher (mit Ausnahme der Vorarlberger, die zu den Alemannen zählen) zugehören. Die gelöst-dinarischen Züge geben dem Schrifttum der Deutsch-Österreicher auch in der Gegenwart das Eigengepräge, das sie in den gesamtdeutschen Vorkord einbringen.

Wir werden in diesen Zeiten starker innerpolitischer Spannungen aus Österreich direkt politische Dichtungen in großer Zahl nicht erwarten dürfen. Um so stärker aber findet sich in der volkhaften Gegenwartsdichtung der Deutsch-Österreicher die Durchdringung des ganzen Welt- und Menschenbildes mit der neuen, für unsere Nation charakteristischen und gültigen Lebensauffassung. Der Übergang vom mechanisch-individualistischen Weltbild zum organisch-gemeinschaftsfähigen; die Wendung von pazifistischen Ideologien zum tragisch-heroischen Lebensgefühl; die Überwindung des unnatürlich-verzerrten Menschenbildes der Nachkriegszeit zugunsten eines neuen und doch auf uralten Vorstellungen weiterbauenden deutschen Schönheitsideals — alle diese Wandlungen haben sich in der volkhaft-österreichischen Gegenwartsdichtung unter dem Druck der Verhältnisse seit langem schon vorbereitet. Viele sudetendeutsche und südtiroler und sonstige grenzdeutsche Dichter, die aus der vordersten Front des Deutschtumskampfes schon in der Monarchie oder beim Zusammenbruch nach Innerösterreich kamen — was strömte nicht alles immer schon in Wien an solchen Kräften zusammen! — haben geholfen, diese

Vorbereitungen auch für die Innerösterreicher sehr zu beschleunigen. Daher kommt es, daß Österreich augenblicklich über eine erstaunliche Fülle starker dichterischer Begabungen verfügt und deshalb gerade in dieser Stunde der kaum noch überwundenen Seelennot dem Gesamtdeutschtum einen wahrhaftigen Reichtum an dichterischen Schöpfungen schenkt. Zwei jüngst erschienene Abhandlungen, Franz Kochs „Gegenwartsdichtung in Österreich“ und Adalbert Schmidts „Deutsche Dichtung in Österreich, eine Literaturgeschichte der Gegenwart“, füllen ganze Bücher. Es ist ausgeschlossen, von allen volkhaft-österreichischen Gegenwartsdichtern Proben vorzulegen oder sie alle hier auch nur zu erwähnen. Wohl aber ist es möglich, die wichtigsten gemeinsamen Erscheinungsformen der neuen Lebensbewältigung und Menschengestaltung an einer Reihe von bezeichnenden Beispielen so zu verdeutlichen, daß nicht nur alle gegenwärtig vertretenen Altersschichten, sondern auch alle verschiedenartigen landschaftlichen Typen der deutsch-österreichischen Dichtung zur Geltung kommen. Der Wiener und der Tiroler, der Kärntner und der Oberösterreicher, der Salzburger, der Vorarlberger, der Steierer — sie sind ja trotz des gemeinsamen Kenners in vielem wieder so eigengeprägt, daß sie auch Eigenartiges in den österreichischen Anteil des gesamtdeutschen Bestandes einzubringen haben. Ihnen allen freilich eignen ohne Unterschied Züge der Arbeitsfreude und Erdverbundenheit, des Lebensstrokes und des Behauptungswillens, die mit jenen dekadenten Zerrbildern, wie sie in der nun zu Grabe getragenen Epoche vor allem von jüdischer Seite entworfen wurden und wie sie z. T. leider auch heute noch vom Film und von der Operette her gezeigt werden, nichts zu tun haben.

Früh schon erwachte die Opposition volkhaft eingestellter Dichter in Österreich gegen die Entartungen der jüngst vergangenen Zeit. Da hatte etwa der Wiener Emil Ertl (* 1860) schon in den Krisenjahren vor dem Krieg (1905—1911) den Mut, seine gewaltige Romantrilogie „Volk an der Arbeit“ aufzubauen und all den weichlichen und lebensfernen Gebilden der Neuromantik als Dokument deutscher Bewährung und deutschen Lebenskampfes entgegenzusetzen. Hundert Jahre arbeitenden deutsch-österreichischen Bürgertums und hundert Jahre ringender deutsch-österreichischer Bürgerkraft macht er in ihr lebendig und offenbart die beiderseitigen Kampffronten. Von den Steiermärkern Peter Rosegger und Ottomar Kernstock war schon die Rede. Von Tirol aber kam wenig später die Stimme zweier großer Dramatiker. Karl Schönherr (* 1867 Axams) hatte mit seiner bäuerlichen Gewissenstragödie „Glaube und Heimat“ bald schon das ganze deutsche Sprachgebiet erobert. Und sein gesamtes Werk von den Schauspielen „Erde“ und „Volk in Not“ bis zum „Judas von Tirol“, aber auch die knappen

und harten Erzählungen seines „Merkbuchs“ und seines „Schuldbuchs“ kreisen, inmitten dieser das Bauerntum unterschätzenden Zeit, um die dämonische Macht der Bodenbewahrung und der bäuerlichen Grundfunktion volksbewußten Menschentums. Der andere Tiroler aber, Franz Kranewitter (* 1860 Nassereit), der mit seinen Dramen „Michel Gaislmair“, „Andre Hofer“ und den „Sieben Todsünden“ vielleicht zu den sprachgewaltigsten Dramatikern seiner Epoche gehört und seine Gestalten mit dem ganzen Urtroß des Tiroler Bauernschädels hinzustellen wagt, hat — trotz aller Bemühungen der Exl-Leute, dieses wichtigsten und besten Bauerntheaters, das die Deutschen überhaupt besitzen — den Weg zur reichsdeutschen Bühne immer noch nicht gefunden. Der früh verstorbene Wiener Anton Wildgans (1881—1932), der in schwierigen Zeiten das verantwortungsvolle Amt des Burgtheaterdirektors übernommen hatte, wurde nicht nur in seinen Dramen „Armut“, „Liebe“, „Dies irae“ ein Sprecher der sozialen Gerechtigkeit wider ihre Verdreher, sondern er erhob sich in seiner Kriegslit' zum volkstümlichsten Sprecher Deutsch-Österreichs; im Gegensatz zu internationalen Bestrebungen wurde er in seinen Wiener Gedichten ein früher Künd' der Bodenständigen und hielt in vielen anderen seiner Lieder und Reden die gemeinsamdeutsche Linie der österreichischen Leistung den Zweifelnden vor Augen. In seinem viel zu wenig bekannten „Kirbisch“-Epos aber entwarf er mitten noch in chaotischen Zeiten ein Gegenbild von Gesund und Krank, von entarteter Hinterlandsdekadenz und mütterlich-beharrender Bauernkraft. Der frühverstorbene Wiener Arbeiter Alfons P e t z o l d (1882—1923) schließlich hat zur selben Zeit, in der Lersch und Bröger aus dem Kriegserlebnis vom Proletariat hinüberfanden in die Volksgemeinschaft, den gleichen Weg zurückgelegt und die Geheimnisse des wachsenden Lebens von mythischen Gründen her durchleuchtet. Von manchen anderen noch könnten wir sprechen, die genau so schon vor und während dem Kriege teil hatten an dem geheimnisvoll sich von der Dichtung her vorbereitenden Wandel des deutschen Lebensbildes.

Die tiefen seelischen Erschütterungen des fortschreitenden Krieges haben diese Möglichkeiten erst recht bloßgelegt. Nun freilich schieden sich die Geister. Die Untergangsreifen, die den nun folgenden Charakterproben völkisch oder sittlich nicht gewachsen waren, begaben sich auf die schiefe Ebene des Materialismus oder auf die einer blutleeren Vergeistigung der Exklusiven; oder aber auf die einer volksfremden Internationalität. Die aber, die dieser historischen Stunde ihres Volkes gerecht wurden, führten die deutsch-österreichische Dichtung, oft lange unter Verzicht auf öffentliche Anerkennung, vom Reich her zunächst gar nicht beachtet, zu den Ursprüngen des Volkslebens zurück. Wievieles an Volksliedern und

Volksspielen ist heute noch in den Alpenliedern ganz selbstverständlich lebendig! Und wieviel an uraltem Brauchtum und Volksglauben gehört hier bei Arbeit und Feier zum täglichen Brot! Aber der Lebensstil all dieses Brauchtums und all dieser Volkskunst ist trotz ihrer starken Musikalität doch sehr herb. Und die bäuerliche Unbedingtheit als aufrechte Seelen- und Charakterkraft gibt den Grundton an.

Daß aus diesen Urgründen inmitten allergrößter Not und Charakterbedrängnis das Ihrische Lebenswerk des Wiener *Josef Weinheber* (* 1892) aufwuchs, betonten wir schon. Der große Zug der deutschen Ode, auf dessen Weg Klopstock und Hölderlin die wichtigsten Erfüllungen bedeuteten, erhält nun von Österreich her die weitausschwingende Erfüllung unseres Zeitalters. Eine „Heroische Trilogie“ steht in der Mitte jener Sammlung „Adel und Untergang“, die auch den Hymnus auf die deutsche Sprache enthält. Und die männliche Urkraft, die hier von bäuerlichen Ahnen aus jenem Waldviertel, in dem auch die Ahnen Hitlers daheim waren, einbricht in die zivilisatorische Unkraft der mechanisierten Großstadt, baut Brücken zwischen „Künstler und Volk“, weil diese hohe Kunst vom Volk, von den „Wurzeln“ herkommt. Daß dieser Meister der hymnischen Wortgestaltung zugleich auch die Mundart und den tragischen Humor seiner Landsleute so beherrscht, wie er in seinem Band „Wien wörtlich“ zu uns spricht, gibt tiefen Einblick in die Verwurzelungsfragen der neuen, volksbedingten Dichtung Österreichs. Das Wort Weinhebers aber ist von dieser bodenständig-heimatlichen Bedingtheit aus von vornherein an die ganze Nation gerichtet — und wird heute endlich auch von der ganzen Nation verstanden. Wer außer ihm dürfte es heute wagen, die drei Grundfragen des ganzen deutschen Geschlechtes unserer Epoche im Gedicht zu beschwören, die er in seinen Oden „Den Gefallenen“, „Den Jünglingen“, „Dem kommenden Geschlecht“, diesen mächtigen Säulen der Sammlung „Späte Krone“, als hymnische Visionen des aus seinem Volk gestaltenden Dichter-Sehers entwarf! Mit Weinheber erhält der tausendjährige Strom der deutschen Lyrik an der Schwelle einer neuen Epoche einen wegbahnenden Plastiker des Wortes. Denn seine Selbstzucht und seine sittliche Strenge, verbunden mit einem heute kaum schon faßbaren Reichtum der seelischen Entfaltung und verbunden mit der urdeutschen Selbstverständlichkeit seines Ehrbegriffes: sie geben den Lebensakkord an, von dem aus wahrhaftig dieses „Kommende Geschlecht“ der Deutschen sein Wirkungsfeld abgrenzen und umadern kann.

Wundert es uns, daß in dieser volkhaft-österreichischen Dichtung neben Weinhebers heroischer Lyrik auch der heroische Roman, vorab der große historische Persönlichkeitsroman, eine besondere Rolle spielt? Hier frei-

lich erweisen sich auch die aus den abgetretenen Gebieten nach Wien herüberwirkenden Kräfte als besonders anregend. Kolbenheyer war ja vorangegangen. Aber Mirko Jelusič, der Sohn eines kroatischen Offiziers der alten Armee und einer sudetendeutschen Mutter, der in Wien aufwuchs (* 1886), gibt dem Persönlichkeitsroman nun die Wendung zum straffen Führerroman: Cäsar, Cromwell, Hannibal, der „Löwe“, — Führerpersönlichkeiten aus den verschiedensten Nationen, aber deutsch gesehen und aus erlebter Geschichte durchblutet; scharf umrissene Profile, gegenwartsnahe durch ihre fast dramatisch anmutenden Dialoge.

Aus der Steiermark, aus der einst der frühvollendete und schon 1912 Dahingegangene Ernst Goll gekommen, von dem die Verse stammen:

„Deutsch sein — das heißt in Dämmrungen gehen
und Sehnsucht tragen nach dem Himmelsblau,
heißt mit den Füßen auf der Erde stehen
und mit den Augen nach den Wolken schaun“,

erwachsen nicht nur der österreichischen, sondern der gesamtdeutschen Dichtung drei Große des deutschen Wortes. Max Mell aus dem nun abgetrennten Marburg a. d. Drau (* 1882) läßt seine holzschnittartige Dramenwelt aus der reichen und uralten Volksspieltradition der Alpenländer, besonders aber der Steiermark und Kärntens, entstehen. „Apostelspiel“, „Schutzengelspiel“, „Nachfolge Christi-spiel“ — das sind keine Bühnendramen im landläufigen Sinn, sondern Weihespiele der Gemeinschaft, in denen alter Volksglaube durchbricht. Es ist nur folgerichtig aus diesem bäuerlichen Gestaltungswillen gedacht, wenn Mell nun sein „Spiel von den deutschen Ahnen“ hinzufügt, das die Gewalt des Bluterbes in die Mitte rückt. Aus diesem bäuerlichen Bluterbe aber lebt auch Mells Lyrick; die einmalige Vision wird zum Typus dieser alpenländischen Landschaft, dieser alpenländischen Menschen, die wie die Steiermark das Drohend-Großartige mit dem Lieblchen vereint. Wie Weinheber erhielt auch Mell den Mozartpreis der Deutschen Goethestiftung. Das gleiche typisch-steirische Nebeneinander erkennen wir im dichterischen Werk des Köflacher Werkarztes Hans Klöpfer (* 1867), in seinen Erzählungen und mehr noch in seiner Lyrick, der hochdeutschen und der mundartlichen, die Monumentales an tief Beseeltes und bis ins Innerste hinein fein Besaitetes zu binden weiß. Stärker noch als bei Mell tritt hier die Sozialproblematik in die Mitte. Vom Einzelnen geht Klöpfer bewußt immer wieder den Weg zum Ganzen. Vom Einzelmenschen findet er zum Volk; vom einen Berg zur Gewalt der ganzen Alpen; vom aufwühlenden Kindererlebnis zur ganzen

Perspektive der deutschen Sittlichkeit. Paula G r o g g e r (*1892), die steirische Handarbeitslehrerin aus Deblarn, die mit ihrem Roman „Das Grimmingtor“ und mit ihrer Erzählung vom „Lobenstoß“ auch in Deutschland Gegenliebe fand, ist mit Moll verbunden durch das Zurückgehen auf den mythischen und dämonischen Urgrund des Volksglaubens. Ob sie uns von den Bauernerlebnissen aus der napoleonischen Zeit erzählt oder die bäuerliche Gegenwart lebendig werden läßt — immer lebt Außen und Innen ihrer steirischen Heimat, immer das Außen und Innen dieser trotzigen und gefahrenumdrängten steirischen Bauernseele als Einheit in ihrem Werk. Ihre verhaltene Sprache schöpft auch dort, wo sie hochdeutsch geformt wird, aus dem urwüchsigen Reichtum der Mundart und aus dem bäuerlichen Lebensrhythmus der Ruhe und Beherrschung.

Aus Kärnten stammt Josef Friedrich P e r k o n i g (* 1890 Ferlach), der wie auch mancher andere Dichter an den Kärntner Abstimmungskämpfen gegenüber südslawischen Einbrüchen in der Mitte seiner Landsleute teilgenommen hat. Aus allen seinen Werken, ob sie — wie das Drama „Heimsuchung“ oder der Roman „Heimat in Not“ — direkt aus dem Schicksal seines schönen aber gefährdeten Heimatlandes, dieses vorgeschobenen deutschen Postens zwischen Südslawien und Italien, wachsen, oder ob sie ihren Ausgang vom Weltkriegserlebnis nehmen (Roman „Mensch wie du und ich“); oder ob sie die Menschenseele humoristisch sehen („Tschinderle“) — immer ist es „die Grenze“, die geheim dahinter steht als das Bewußtsein der ewig-deutschen Unruhe und Gefährdung; als zu bewahrendes Deutsches; als Überantwortetes, dem zu leben und zu sterben wert ist. Perkönigs Erzählung „Die Grenze“ ist das klassische Beispiel der alpenländischen Vorpostendichtung, gleich meisterhaft in der leidenschaftlich beherrschten Sprachgewalt wie in der seelisch-sittlichen Deutung des Bauernjungen, der ein Held und geheimer Vorlämpfer seines Volkes wird.

Aus Oberösterreich kamen schon in Zeiten des binnendeutschen Zerfalles die klobigen Bauerngesänge des Inviertlers Richard B i l l i n g e r (* 1893), die diesen ganzen Raum des Bäuerlichen vom Sozialen, vom Religiösen, von der Heiligung der Arbeit und von der Dämonie der Menschenseele her absteckten. Die ganze dinarische Glut des Inviertlers bricht hier und in seinem aus alt-germanischem Brauchtum hervorgeachsenen Prosabuch „Die Asche des Fegefeuers“ immer wieder durch. Billinger hat die edigen Strophen seiner Sammlung „Sichel am Himmel“ damals (1929) der überzüchteten Literatur seiner Zeit ins Gesicht geschleudert. Er selbst freilich ließ sich später dann in seinen Dramen eine Zeitlang auf manche Abwege leiten. Aber sein letzter Roman „Das Schutzengelhaus“ und sein neues Monumentaldrama „Der Gigant“

lassen eine Rückkehr zur alten Bauernkraft hoffen. Ganz anders tritt der Oberösterreicher Julius Z e r z e r (* 1899) vor uns hin. Sein dichterischer Atem kommt von der tragischen Harmonie Stifters her. Sein Held sogar wird „Stifter in Kirchschlag“ (Roman) und die sanftere, scheinbar geruhige und doch innerlich so leidenschaftsgeladene Landschaft der Donaugegend und des Mühlviertels erwachen in Zerzers Lyrik, in seinen historischen Erzählungen zu strenger und zuchtvoll gebändigter Gestaltung. Die Ordnungskraft Stifters, die immer seelische Schichtung und Einordnung in „Führung und Geleit“ (Carossa) bedeutet, durchblutet auch Zerzers Werk.

Von Salzburg her lehrt uns Karl Heinrich W a g g e r l (* 1897) nicht den politischen Kampf, sondern den Einklang von Land und Menschen dieser heimatlichen Alpenwelt erkennen. Denn beides wächst ja in seinen Romanen von Not und Glück, von seelischer Bedrückung und leidenschaftlichem Wachstums- und Aufbauwillen in eins. Wohl ist es der Kampf um „Brot“, wohl ist es „Schweres Blut“, um die es in diesen bäuerlichen Romanen geht; aber über aller Not leuchtet in diesem ländlichen „Jahr des Herrn“, dessen Brauchtum farbenfunktend vor uns steht, zugleich mit einem tiefen Gottesglauben auch ein von innen her aufglimmender urdeutscher Humor, der alles umglänzt und durchwärmt und beseelt. „Denn die Heimat ist das Bleibende, das Sichere, ist die Erbgnade für unser unseliges Geschlecht.“ Dieses Wort aus dem „Wagrainer Tagebuch“, es könnte zusamt diesem anderen: „Die beste Kraft kommt aus den Wurzeln“ über dem ganzen Werk Waggerls stehen. Die junge Salzburger Dichterin Erna B l a a s (* 1895) geht den gleichen Weg vom Christlich-Mythischen her. Das Grundgefühl des Mütterlichen beseelt ihre Lieder „Das Leben und der Tod“ — und eine tiefe bäuerliche Gläubigkeit, freilich auch ein starkes Volksbekenntnis, spricht aus ihrem bisherigen Werk. In der Verbindung von bäuerlicher Religiosität und Urbewußtsein des Mütterlichen erscheint Erna Blaas eng verbunden mit der sonst so anders gearteten Vorarlbergerin Paula Ludwig (* 1900). In ihren Gedichten vom „Himmlichen Spiegel“ und ihrer christlichen Prosa „Traumlandschaft“ wird Außen Innen und Innen Außen. Alle Materialisationen werden aufgegeben zugunsten eines Visionären, das gleichwohl leibhaftig vor uns steht.

Von Tirol her schließt sich den großen Dramatikern Schönherr und Kranewitter nun Josef W e n t e r (* 1880) mit seinem farbensatten Geschichts-drama von der Vergangenheit deutschen tiroler Grenzkampfes „Der Kanzler von Tirol“ und mit dem freilich noch unklaren Führerideal des „Spiels um den Staat“ an — und manche Dramatiker aus anderen österreichischen Gauen, wie etwa Hermann Heinz O r t n e r mit seiner

österreichischen Bauernkriegstragödie „Stephan Fadinger“, diesem Hochgesang der Freiheit von deutscher Art, oder Otto Emmerich G r o h (* 1905) mit seinem „Baron Trend“ und dem Drama um die „Fahne“, oder Josef F e i l s mit seinem Prinz-Eugen-Drama, stoßen nach der gleichen Richtung des monumentalen Persönlichkeits- und Weltanschauungs-dramas vor. Der Tiroler Karl S p r i n g e n s c h m i d (* 1897) läßt in seinen Erzählungen nicht nur die ganze Kraft der Bergmenschen vom selbstsicheren Lachen her lebendig werden, sondern hinter dieser Selbstsicherheit steht — besonders in den Romanen „Sepp“ und „Saat in der Nacht“ — tief Erlittenes; steht das Schicksal der südtiroler Bauern; steht Krieg und Zusammenbruch und Trennung; steht Verfolgung und Flucht und Not — aber zugleich auch Kameradschaft, Beharrungstroz und die fesharte Seelenkraft der Schicksalsmeisterung.

Von Niederösterreich aus spricht nun eine bedeutende Dichterin zur ganzen Nation; denn Maria G r e n g g (zugleich auch eine bedeutende Zeichnerin) hat besonders in ihren Romanen „Das Feuermandel“ und „Die Flucht zum grünen Herrgott“, aber auch in kleineren Erzählungen, alle die Fragen angeschnitten, die uns heute nahegehen: alle die Fragen der religiösen Gewissensnöte und ihrer deutschen Bewältigung, alle die Fragen des Bluterbes und ihre germanische Sicht. Die farbensatte Landschaft Niederösterreichs spiegelt sich in der Farbenfülle ihres Menschenbildes und in der Musikalität ihrer Sprache. Neben Enrica von Handel-Mazzetti und Paula Grogger muß Maria Grengg heute mitgenannt werden unter den österreichischen Dichterinnen von gesamtdeutschem Rang. Der Niederösterreicher Friedrich S a c h e r (* 1899) läßt in seiner Sammlung „Maß und Schranke“ aus der Landschaft des Waldbiertels die ganze Haltung der tröstenden Gelassenheit sprechen; aus seinen Liedern freilich spricht sonst auch mancher Ausdruck großer Seelennot.

Von der wichtigen Leistung der Deutsch-Österreicher im Weltkrieg war schon die Rede. Eine Reihe von dichterischen Kriegsbüchern halten das eigenartige Bild dieses Völkerheeres und die opferreiche, führende Stellung der Deutsch-Österreicher in ihm fest. Bodo K a l t e n b o e d s (* 1893) „Armee im Schatten. Tragödie eines Reiches“; Fritz W e b e r s (* 1895) „Trommel Gottes“, sein Volksbuch vom „Ende einer Armee“ und seine Isonzoschilderungen; Kornel A b l s „Karst“ — sie sind beredte Denkmäler dieser noch im Untergang nach Deutschland hinübergrüßenden Gemeinschaftstat der Deutsch-Österreicher. Es ist nicht Bitterkeit, die in diesen Büchern aufsteigt, sondern tragischer Stolz, Liebe zum verteidigten Boden und Treue zum eigenen Volk: hart, ehrfürchtig und bescheiden, auch in der Abwehr ungerechter Unterschätzung.

Eine ganze Reihe von jüngeren Dichtern reihen sich nun an diese Be-

währten. Der Wiener Hermann Stuppäck wird zum Ränder der Seele und ihrer „mystischen Zeit“, ihres „Urlichts“ aus dämonischer Naturgewalt. Franz Schlögel versucht in seinen Liedern und Gedichten die „Heimkehr zum Volk“, d. h. die Umkehr aus der Welt des zivilisatorischen in die des organisch Gewachsenen, nicht nur von der volkhaften Urform des Bäuerlichen, sondern auch von der Urform des deutschen Charakters her sichtbar zu machen. Die Gegenüberstellung „Knechte und Helden“ ist charakteristisch — auch über das Einzelwerk Schlögels hinaus — für die sittliche und seelische Gesamtauffassung dieser volkhaft eingestellten jungen Generation, aus der etwa auch Ernst Scheibeleiter und die Burgenländer Richard Kapeller und Ernst Görlisch, der Oberösterreicher Franz Braumann, die Tirolerin Gertrud Fussenegger und der Wiener Edmund Finke herauszuheben wären. Ernst Wurm aber, der als Sohn eines Försters an der Grenze zwischen Niederösterreich und Burgenland aufwuchs, hat nicht nur in seinem rasch bekanntgewordenen Roman „Die Adlerin“ die schroffen Gegensätze der französischen Religionskriege des 16. Jahrhunderts, ihre führenden Persönlichkeiten und die im Hugenottentum zum Durchbruch gekommene „Rebellion der gesunden, edlen Blutskräfte eines Volkes gegen dumpfe, verstockte, verfälschte“ leidenschaftlich und sehnsuchtsstark festgehalten, sondern er greift auch in zwei weiteren Romanen hinüber auf das historische Schicksal der Deutschen im jetzigen Rumänien, die einst mit den Deutsch-Österreichern im gleichen Raum der alten Doppelmonarchie lebten. Im Roman „Solange die Erde steht“ geht es um ein Banater Geschick, in der Siebenbürger Erzählung: „Agneta Fischer“ um dieses stolze Bild des Siebenbürger Bauern, der auch vor schwersten Opfern nicht zurückschreckt, um sein Blut rein zu erhalten und der schroffstes Gericht über sich selbst und über jeden hält, der das Gesetz des Volkstums und der Rasse zu durchbrechen wagt. Vor allem hat uns nun die junge Kärntner Dichterin Ines Widmann mit ihrem Roman „Die Schwabenmargret“ die gültige Dichtung der Kärntner Kriegs- und Nachkriegsnot und der Kärntner Befreiung geschenkt.

Manche andere aus der Reihe der Älteren und der Jüngeren könnten hier noch genannt werden. Der Zusammenklang aller ihrer Einzeltöne bedeutet eine wichtige Gemeinschaftsstimme Deutsch-Österreichs im gesamtdeutschen Chor der Stämme und Landschaften; vielleicht sogar, der dichterischen Qualität nach, eine der innerlich reichsten. Wie kann sie im Gesamtbereich der deutschen Dichtung und des deutschen Menschenbildes entbehrt werden.

Durch die stillen Gassen bin ich wieder einmal gegangen, in denen ich meine ersten Jugendträume träumte, und durch die ganze friedliche Vorstadtgegend, wo ich geboren und aufgewachsen bin, und die ich liebe, wie man nur seine Heimat lieben kann, so unscheinbar und wenig bemerkenswert sie auch sein mag. Es war ein holder Frühlingsabend, und die sinkende Sonne spiegelte sich und glühte in den Fenstern der alten schmucklosen Häuser, die dort noch stehen, eingezwängt zwischen vereinzelt hohen und stattlichen Neubauten, sonst aber unverändert und von demselben bescheidenen Aussehen wie zur Zeit, da die Seidenweber vom Schottenfeld ihre Schüken noch aus der Hand durch die Kette warfen. Goldene Fluten warmdurchsonnter Luft ergossen sich in breiten Strömen durch die einsamen Gassen, und in ihrem verflärenden Scheine grüßten mich aus den langen Zeilen städtischer Wohngebäude auch die altvertrauten stillen Häuser, in denen meine Großeltern und deren Väter und Großväter gelebt haben, und hinter deren wenig ansehnlichen Mauern sie aus den schimmernden Fäden des Seidenspinners auf großen hölzernen Handwebstühlen kunstvolle Gewebe verfertigten, Bänder und Zeuge, schwere und leichte, glatte und gemusterte. Denn alle meine Vorfahren, soweit ich von ihnen weiß, sind Seidenweber gewesen, und alle betrieben sie, ebenso wie viele andere ihrer Zunftgenossen, ihr bürgerliches Gewerbe in dieser westlichen und höchstgelegenen Vorstadt von Alt-Wien, auf den ehemaligen schottischen Freigründen. Alle saßen sie hier, auf diesem gewerbfleißigen Boden, in ihren Werkstätten und kleinen Fabriken, eifrig nach dem Rechten sehend und wacker selbst mit Hand anlegend, durchdrungen von dem Ernst ihrer Arbeit, auf der der Segen ruhte, stolz auf ihre Kunstfertigkeit und ihr Bürgertum, Freunde der Ordnung und der Gewissenhaftigkeit, bodenständig wie die Bauern, eigenwillige Herren über das Ihrige. Denn die Benediktinerabtei zu den Schotten, der sie als Grundholden zinsten, war ihnen keine harte Obrigkeit.

Nun ruhten sie längst von ihrer Arbeit aus, draußen auf dem alten Friedhof, der in der Nähe des Schottenfeldes auf dem weiten Blachfeld der Schmelz liegt, und ihre Herzen, einst so voll von Hoffnungen und Enttäuschungen wie die unsrigen, haben aufgehört zu sorgen und sich zu sehnen . . .

Die Erinnerung, die die Tochter der Liebe und die Mutter der

Treue ist, war in mir wach geworden an jenem goldenen Frühlingsabend, an dem ich nach so langer Zeit wieder die Stätte meiner Kindheit betrat, und es wurde der Wunsch in mir rege, die Hingeschiedenen zu besuchen. An ihren schlichten, ernstesten Gräbern wollt' ich wieder einmal stehen, sie sollten nicht glauben, die stillen Toten, daß ich ihrer vergessen hätte. Und ich schlug die Richtung gegen die Schmelz ein.

Als ich aber an jenem alten, verträumten Hause vorüberkam, in dem zur Zeit, da ich ein ganz kleiner Junge war, meine Urgroßmutter noch gelebt, und das vor vielen Jahren den wunderlichen Namen „Zum blauen Gugud“ geführt hatte, da mußte ich unwillkürlich meine Schritte hemmen; denn aus einem der offestehenden Fenster klang das eintönige Klappern eines alten Handwebstuhles an mein Ohr. Und wie nun dieses einförmige und stete, unendlich schlichte und doch so kluge und freundliche Geräusch der ehrwürdigsten und vielleicht ältesten aller edleren Handarbeiten in meine Seele drang und mein Herz schwellen machte, da erwachte in meinem Innern ein leises Klingen und fröhliches Gedanken-spinnen, wie die Saiten, wenn man in ein Instrument hineinruft, bedächtig widerhallen und einen langsam verschwebenden Akkord zurücktönen. Und es versanken vor meinen Augen wie mit einem Schlage die hohen, stattlichen Neubauten ringsum in den Boden, und nur die alten, treuen Häuser standen noch in den Gassen, und ich konnte in viele stille Höfe und in manchen schönen, träumenden Garten hineinsehen, zwischen dessen Gesträuchern ich ab und zu ein paar Gestalten in völlig veralteter Tracht zu erblicken glaubte, wie sie gleich nebelhaften Schemen über die Kieswege huschten und hinter blühenden Jasmin- und Fliederbüschen verschwanden.

Und als ich meinen Weg fortsetzte, da kamen mir auch die Leute, denen ich auf den Bürgersteigen begegnete, auf einmal so wunderlich altväterisch vor, und es war, als trügen manche von ihnen noch Fräcke und hohe weiße Halstücher und gemusterte Atlaswesten, und alle schritten so seltsam bedächtig und zufrieden an mir vorüber und sahen aus wie Menschen, denen alles wohlgerät, die sich nicht überstürzen, und die dabei doch etwas vom Fled bringen.

Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich kam mir auf einmal wie verzaubert vor, und es muß wohl das alte Weberblut in mir in Wallung geraten sein, daß ich jetzt aus allen Häusern und aus allen Fenstern zugleich die alte, trauliche Musik der biedereren Handwebstühle orgeln zu hören glaubte, wie sie vor hundert Jahren und teilweise noch in meiner Jugend diese emsigen, heute wie da-

malß abseits von dem brausenden Verkehr der Weltstadt liegenden Gassen erfüllt hatte. Und hoch über all diesen plötzlich entfesselten Rhythmen der Arbeit schwebte es wie ein fernes, leises Lied aus Altvätertagen, das sang von der Zeit, da der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, und alte Familiengeschichten aus Kriegs- und Friedenstag, die die Winterabende meiner Kindheit gekürzt und seither halbvergessen in meinem Herzen geschlummert hatten, schlugen versonnen ihre Augen auf. Da wurde auf einmal das ganze wackere Völkchen der Seidenweber vom Schottenfeld um mich lebendig, und die Alten und die Toten waren wieder jung und lebten und liebten und sorgten und hofften und sehnten sich und hatten ihre schweren Zeiten und ihre liebe Not und blieben doch aufrecht dabei und tüchtig.

Träumend und in mich verloren war ich immerzu und immerzu gegangen, durch die stille Seidengasse, in der wir als Kinder an schneereichen Wintertagen mit dem Handschlitten auf und nieder fuhren wie in einer Dorfstraße auf dem Lande. Durch den Linienwall, der einst den ganzen, am rechten Ufer des Donaukanals gelegenen Teil der Stadt wie ein beengender Gürtel umschnürte, war noch bis vor wenigen Jahren die Welt, da wo die Seidengasse aufhörte, wie mit Brettern verschlagen. Heute scheint sie, dem unersättlichen Zeitgeist Rechnung tragend, überhaupt nicht mehr aufhören zu wollen; denn sie hat in die westliche Häuserzeile der Kaiserstraße ein großes Loch gestoßen und sich einen Weg ins Freie gebahnt, und man kann ohne Umweg aus der Seidengasse auf den Schmelzer Friedhof gelangen. Und da stand ich auch schon an dem grünen Eiland des Gottesackers, an den die Flut der neuerbauten Häuser näher und näher herandrängt . . .

Die Sonne war untergegangen, der zartblaue Himmel mit hellem, durchsichtigem Gold übergossen, der Rahlenberg und der Leopoldsberg, die aus der Ferne über die Friedhofsmauer grüßten, standen im ersten Grün des Frühlings, und an derselben Stelle, wo einst die Burg Leopolds des Heiligen geragt, und wo später ein habsburgischer Leopold dem babenbergischen eine Gedächtniskirche gestiftet hatte — auf dieser altherwürdigen, weit ins Donauland hinausschauenden Höhe, die seit einem Jahrtausend so viele gegen deutsche Art und deutsche Sitte heranwühlende Völkerbränden der Ungarn, Tschechen, Türken und Franzosen zu ihren Füßen hatte zerschellen sehen, da spiegelte sich jetzt das bereits untergesunkene Tagesgestirn in einem blitzenden Fenster, als könne es sich nicht losreißen von dem Anblick der prangenden

Hügel und der weiten dämmernden Ebene und der uralten, zum Himmel ragenden Türme dieser einzig schönen Stadt. Und wie von einem funkelnden Rubin strahlte ein heller, weithin leuchtender Widerschein von diesem Fenster aus und warf seinen Glanz über das schon im Abend Schatten atmende Häusermeer. Es war gleichsam wie ein leise segnender Gruß, dieses Licht aus der Höhe, wie ein trostreiches Aufleuchten von Zuversicht und Vertrauen, wie eine glühende Mahnung an das hastende und sich überstürzende Leben dort unten, der großen Vergangenheit nicht zu vergessen, in der ein ehrenfestes, wackeres und freimütiges Bürgertum diesen vorgeschobenen Posten des deutschen Volkes zu einem seiner treuesten Bollwerke und, trotz mancher widriger Verhältnisse, zu einer Stätte von eigenartiger und beachtenswerter Kultur gemacht hatte.

Bis zu meinen Gräbern herüber zitterte der blendende Glanz und vergoldete die Inschriften auf den Steinen. Da gedachte ich, wie auch diese Toten in ihrem kleinen Kreis und auf ihre Art, eng verwachsen mit dem Ganzen, mitgeholfen hatten, es zu einem blühenden Gemeinwesen zu entwickeln, Namenlose in der Menge nur, wunderbar oft in ihren Mitteln und beschränkt in ihrem Blicke, aber durchdrungen von der Verantwortung, die das Leben uns auferlegt, und von der Heiligkeit der Arbeit . . .

Eine frische, herbe Brise hatte sich erhoben und wehte von den Hängen des Wiener Waldes und bewegte seufzend und flüsternd die Wipfel und Zweige der Lebensbäume, die über den einfachen Grabhügeln ragten. In den Hängeweiden, die an der Mauer standen, zwitscherten die Vöglein, und eine Amsel, die sich auf dem Dachfirst des Totengräberhauses niedergelassen hatte, sang ihr Abendlied. Und da wurde mir weicher ums Herz, als im zwanzigsten Jahrhundert vielleicht ratsam ist zu gestehen, und mir war, als spürte ich etwas wie einen salzigen Geschmack an den Lippen — was mochte es sein? Sollte unbemerkt ein kleiner Tropfen aus meinem Auge gefallen sein, weil schon einmal an diesem Abend mich mein Träumen in Zeiten zurückgeführt hatte, die nahe an die Epoche der Empfindsamkeit grenzten, wo Graburnen und Trauerweiden einen beliebten Gartenschmuck bildeten?

Ich weiß es nicht. Aber mit einmal wurden mir die stummen Laute der Natur rings um mich her zur Sprache, und ich verstand, was die Vöglein sangen, verstand die Stimme des wehenden Windes und das Raunen und Rauschen, das durch die dunklen Lebensbäume ging . . .

Vierter Aufzug

(Inneres der Pfandler Almhütte)

Rohe, unverputzte Wände. Borne zur rechten Seite der wenig tiefen Bühne die Feuerstätte mit herumlaufender Bretterbank. Links eine Tür ins Freie, ebenso im Hintergrund eine solche in ein zweites Gemach, das in das erste eingebaut und niedriger ist als dieses, durch die man ebenfalls ins Freie gelangen kann. Auf dem Oberboden dieses zweiten Gemachs gedörrtes Heu. Gegenüber der Feuerstätte ein Hackstock, an der Wand aufgeschichtet Scheitholz und Milchgeschirr. Ein kleiner Tisch.

Erster Auftritt

Hofer, Swet

Swet: Sakrisch kalt ist's heut, sakrisch kalt, aber a schöner Tag.

Hofer: Wie d' sogst.

Swet: Kein Wölfl am gonzen Himmel nit, so weit 's Aug tragt. Glöckhell!

Hofer: Jo, mier hob'n holt den 28. Jänner. Freilich drunt'n im Pschr do songt's schon on staat z' langezlen, do ist's Nochnittog in der Sunn schon schien warm, gieh'n dō Trafer und weard's aper um die Häuser.

Swet: Und tuen die alt'n Leut auf der Bank vor der Tür hoamwehig tramen von dem, was einmal g'wesen und die Bub'n speckerlen. Freilich, freilich da herob'n spürt man noch nix von der Sach.

Hofer: Mit ämol dō Lahn fongen no on z'giehn und ist do schon Sebastiani vorbei.

Swet: Ja, und do mein i immer, es dauert nimmer lang, es kommt bald der warme Wind. Schau nur, wie der Wald heut auf einmal ausschaut, kohl-schwarz.

Hofer: Meiner Treu, Swet, du hast röcht.

Swet: Zeit wär's, daß mier höher hinauf kommeten, denn wahrhaftig g'sagt, mir ist's nimmer recht behaglich da, weiß selber nit warum.

Hofer: Mier sein überoll in Gottes Hond!

Swet: Das schon, das schon, aber desweg'n.

Hofer: Mier erbarmst aus gonzer Seal, Swet!

Swet: Was dier nit einfällt. Zum Lach'n. U dier erbarmen.

H o f e r: So oansom und alsoan do herob'n wie ausgstoaß'n.

S w e t: Geh, geh, red nit so daher, mit dier durch die ganze Welt, Hofer, ja durch die ganze Welt.

H o f e r: Do hatt'st den röcht'n Kolleg'n du.

S w e t: Aber, wenn i dier's sag. Schau, du bist mier mehr als Vater und Mutter, denn dö, dö hab'n mich vertrieben, weg-g'jagt als armen Bub'n drunt im Steirerland, aber du ...

H o f e r: Ikt los, wos ear z'ommlüegt, der Swet.

S w e t: Wahrhaftig, das bist, du hast mich aufgenommen, als ich flüchtig ins Land kam, du hast ...

H o f e r: Aus ist's ikt. Nix will i meahr hearn, Swet. Grödt ist's.

S w e t: Du machst's einem aber wahrhaftig hart.

H o f e r: Sigst es, sigst es ikt, wos i für a Kerl bin.

S w e t: Mit dier ist aber auch gar nichts onz'fongen.

H o f e r: Gelt jo, do host's wieder.

S w e t: Daß aber a vom Kaiser nie eine Antwort kommt.

H o f e r: Mein! Swet, Freund in der Noat!

S w e t: Schau, wenn das wär.

H o f e r: Wie weard's denn anders sein. Jo, und aufrichtig grödt, wos sollt er mit mier, dear ols Rebelle do amol d' earst Person im Lond gwöf'n, dear selbst Geld gschlog'n, a onfongen? Und der Boarkönig, jo der Boarkönig, so beas er ihm a mitg'spielt, so arg ear's a trieb'n, ist do amol oaner gleich ihm von Gottes Gnod'n, man konnt fast sog'n von der gleich'n Famil. Mein Swet und oan Krah haft der ondern kein Aug aus.

S w e t: Mein Gott, das wär ja ein — ein, wie soll ich's nur gleich heißen — aus Staatsraison.

H o f e r: Mein, du hatt'st soll'n Hofrat weard'n, Swet, wie schien du heut röd'n konnst.

S w e t: Hofer, mier ist ernst!

H o f e r: Freilich, mier sein in ein Spital kron! und do wenn's anders ausgang, woast, daß i derschroß'n tat!

S w e t: So wenig ist dier's wert, 's Vaterland?

H o f e r: Dös glabst jo selber nit. — Und: Schau, Swet, i hon agschloss'n für mi; und fürs Vaterland, jo, — fürs Vaterland ist's bösser, konn i nur no oans tien — sterb'n!

S w e t: Hofer.

H o f e r: Es ist schon so.

S w e t: Und i und dein Weib und Kind?

H o f e r: Jo, jo, dös weard freilich hort sein, schrecklich hort.

Aber sigst. In mier ist's liecht g'word'n, seit i do drob'n bin in der freien Luft. I hob klare Aug'n kriegt, i hob söch'n glearnt, seit i ongsongen hob, in mi selber z'schaug'n. Viel, was mi früher g'orgert, mier Ongst gmocht oder mi gfreut hot, löst mi ikt so gleichgiltig, ols war's weit, weit wög, als gang's mi gar nix meahr on. Und, was i sag'n will, 's Landl mueß Rueh krieg'n, Rueh, 's weard so long gnueg brauch'n, bis seine Wund'n verharscht sein. Ja, ja, und weil i dös einsieh, weil i einsieh, doß i und mein Kom wie a Dorn sein, dear's immer neu aufstachelt, sigst, Swet, drum — war's bösser, wenn i gang.

Swet: Du bist a Heiliger, Hofer!

Hofer: Ah pa, pa. Mönisch, versünd di nit. Was i bin? Nit meahr und nit weniger ols a schwach's G'schöpf, ols der Sondwirt, dem oll's wie Sond durch die Hond grunnen, bei dem's toll long braucht hot, bis ihm a Liecht aufgongen, bis er der Snod der bössern Einsicht 's Türl aufgmocht. Schau, wie i so nachdönk, hot oll's so kommen müeß'n. No im August.

Swet: Ja, im August, Ander, da ist's schön gwes'n. Frei 's ganze Land durch eigene Kraft, frei wie der Vogel in der Luft, keinen Herrn über sich und du, du —

Hofer: Na, na, dös ist's nit, was i muen, dös ist oll's wie a Tram, wie a Rach, wie nie gwöß'n.

Swet: So red.

Hofer: Geah, Swet, kimm, gieh'n mier a bißl außi in d' Luft, der Tag ist so schien, a wenig obi schau'n ins Tal. (Gehen durch die hintere Tür ab.)

Zweiter Austritt

Raffl, Illmer

Raffl: Also, da warn mier.

Illmer: Ja, da warn mier, und lach'n müeßt i, wenn umsonst.

Raffl: Warum nit gar, moanst, i hab mi so mier nix, dier nix da auffi plagt, was i sag, mueß sein. Hat Hond und Fueß.

Illmer: Mein Gott, man woaß nie. Es kannt — wenn —

Raffl: Was kannt? Was wenn? „Wenn's liegt über'n Piller.“ Und nacher, riechst nix?

Illmer: Wart amal. Nix bsunders.

Raffl: So!

Illmer: A bißl rachelen tuet's halt, aber mein, dös ist überall.

Raffl: Überall, überall! Du, und dös da. (Stochert mit seinem Stock in der Feuerstatt herum.) Du, i sag dier, da ist er. Roan Mönisch onders. I wött mein Kopf.

Illmer: Dein Kopf! Geah, Raffl, nit gschenker!

Raffl: Ja, gelt, wenn er halt a tausend Guld'n weart war.

Illmer: Dös bist du gar nit imstond.

Raffl: Hm, hm. Moanst. Ja sigst, es ist mier a nit dron glög'n, aber mein, man hat halt so seine Gedonk'n.

Illmer: Du denst? Mönisch, denk gscheidter nit, viel röchts weard dabei do nit außerschaug'n.

Raffl: Außerschaug'n oder nit, aber öppes wiss'n tue i und röd'n kannt i. Ja, röd'n, i der dumme, hearglafne Raffl, dös hoast, wenn i möcht.

Illmer: Mönisch!

Raffl: Bst. Still! Los! Mier ist's g'wös'n, als hätt i was vernommen. Ist wieder, hearst. —

Illmer: Wart. Meiner Seal!

Raffl: Hear da, hear, gschwind zu mier hint'r die Holzlögg.

Dritter Auftritt

Die Vorigen. Hofer, Swet

Hofer (eintretend): 's Shear hot di betrog'n, do auffi kimmt bei dear Zeit niemond.

Swet: Gott göb's, 's gibt schlechte Leut.

Hofer: I moan, du sollst öpper bald af Mittag loch'n, 's geahnt auf elfe.

Raffl (hinter der Holzlage hervortretend, auf die Swet zugeht): Grüaß Gott, Hofer.

Illmer: Grüaß Gott a.

Swet: Der Raffl!

Hofer: Dear!

Swet: Wos hobt denn ihr do z'suech'n!

Illmer: Was mier z'suech'n hab'n! Der Raffl.

Raffl: Ja, ja, der Illmer und i.

Hofer: Also wos wöllt's, Leuteln?

Illmer: Wöll'n, wöll'n, hearst Raffl, was mier wöll'n!

Raffl: Nix wöll'n mier!

H o f e r : So, nix nit, und seids bei dear Zeit do auffigstiegn. —
No, wos sogst du Illmer?

I l l m e r : Der Raffl!

H o f e r : So, so, der Raffl.

R a f f l : Freilich, freilich aus purem Wunder!

S w e t : Aus Wunder, Des?

H o f e r : Mein, Swet, sie hob'n holt söch'n wöll'n, wie's mier
geah, ob i mein Kopf no auf'n röcht'n Flöck hab — waßt wohl, i
bin igt im Preis g'stiegn.

S w e t : Ist's wahr, Illmer.

I l l m e r : Mier sein im Holzwerk gwöss'n und hab'n halt an
Rach gsöch'n!

H o f e r : Schau, schau, und do hot holt der Raffl gmoant, zu an
Rach gheart a oaner, dear ihn mocht, und der ihn mocht, dös kannt
beinohe i, der Andre Hofer sein. Wos?

R a f f l : 's Abrod'n konnst laß'n, Hofer!

S w e t : Abreden, ich bitt euch!

H o f e r (zu Raffl hintretend, zweideutig, ironisch): Brauchst a
Geld, Raffl?

R a f f l : Warum?

H o f e r : I moan nur so.

S w e t : 's Geld stinkt nit, hat einmal a Kaiser g'sagt, und ein
Geld kann man immer brauch'n.

I l l m e r : Sei koan Narr und nimm's, wenn dier der Hofer
ans ontragt.

R a f f l : Moanst wög'n dem Onzoag'n, da kennst den Raffl
schlöcht.

H o f e r : Und i moan guet.

S w e t : Also willst?

R a f f l : Siehn mier wieder, Illmer, 's weard sonst z'spat.

I l l m e r : Wie's für guat haltst.

H o f e r : Und mögt's koan Störkung nit. Raffl, du konnst's
brauch'n!

I l l m e r : Deppes z' Leib nehmen, kannt nit schad'n, han?

R a f f l : So geah, geah do amal!

H o f e r : I will Enß nit aufhalt'n; Des habts, wos Des
braucht's, und wos wißn wöllts, dös wißt!

S w e t : Versprich mier, Raffl!

R a f f l : Was fällt dier ein!

H o f e r : So tues ihm do, Raffl, verspröch'n konnst's jo!

R a f f l (auffahrend): Hofer.

H o f e r (bis in das Innerste seiner Seele dringend): Raffl!
R a f f l (zu Ulmer): Ist geahst, marsch!
S w e t: Raffl, mach kein Judas!
U l m e r: Bhüet Denß Gott!
R a f f l: Auf Wiedersöch'n, Ander. (Ab.)

Vierter Auftritt

Hofer, Swet

H o f e r: Do geahst er hin, mein Stund hot gschlog'n!
S w e t: Na Ander, und noch einmal na, siehst, dös glab i nit,
das tuet er do nit.
H o f e r: Moanst? I aber sog dier, dönk dron, eh die Sunn
aufgeahst! —
S w e t: Um aller Heiligen willen, Hofer, dann fort, augen-
blicklich fort von da.
H o f e r: Wohin denn, Rajetan, mier selber kimm i döcht nit
aus!
S w e t: I bitt dich! I bitt dich für mich, für dein Haus und für
dich selbst!
H o f e r: Laß dös. I bin föst!
S w e t: So versprich mier eins!
H o f e r: Wos denn schon wieder, Swet?
S w e t: Deine Hand drauf.
H o f e r: Konn's sein?
S w e t: Leicht!
H o f e r: Also!
S w e t: Wie's kommt, ich bleib bei dier!
H o f e r: Du, Rajetan?
S w e t: Ander!
H o f e r: Für d' Ewigkeit!

Karl Schönherr / Glaube und Heimat

(Aus dem 1. Akt)

K o t t i n (ist ans Fenster geeilt, vom Fenster hastig in die
Stube zurücksprechend): Christoph! Die Sandpergerin, da unten
geht's drunter und drüber! Der Reiter will ihr die Bibl nehmen;
sie laßt nit aus! Christoph, schau!

K o t t (der abseits steht, zornig, ohne aufzusehen): Schau du!
Mich wundert's nit, wie brave Leut zermartert werden!

R o t t i n (betroffen über den Ton vom Fenster weg auf ihn zu):
Was hast?

R o t t : Nix!

(Sandpergerin flüchtet totenbleich in die Stube, hält ein Bibelbuch mit beiden Händen krampfhaft an die blutende Brustwunde gepreßt.)

R o t t (erschrocken): Nachbarin, da tropft dir das Bluet!

S a n d p e r g e r i n : Bluet, rinn! Meine Bibl lass' ich nit!
(Sinkt zu Boden, hält die Bibel krampfhaft fest.) Laß sie nit!

S a n d p e r g e r (kommt hereingestürzt): Der Reiter hat sie
g'stochen! Der Reiter, der Reiter!

S a n d p e r g e r i n (mit brechenden Augen): Reiter, stich noch
einmal, meine Bibl lass' ich nit!

S a n d p e r g e r (vor ihr kniend): Weib, stirbst?

S a n d p e r g e r i n (richtet sich noch einmal halb auf, indem sie
sich mit der einen Hand auf den Boden stützt, während die andere
krampfhaft die Bibel umkrallt hält): Red' nit viel, und geh dein'
Glauben nach (Fällt tot zurück.)

S a n d p e r g e r : Ausg'schnauft! (Schneidend): Da hab'n wir
ihn jetzt, den Bibltrost! (Kauert sich auf der Bank zusammen.)

R e i t e r (stürzt mit gezogenem Pallasch in die Stube): Teu-
felsweib!

R o t t (zum Reiter): Steck ein dein Messer, die braucht nix
mehr! Die hat schon gnueg!

R o t t i n (auf den Fußboden deutend): Da, Herr Reiter, Bluet!

R e i t e r (starrt einen Augenblick auf die Blutflecken auf dem
Boden und steckt nachdenklich den Säbel in die Scheide. Schürft
plötzlich heftig mit den Stiefeln über die Blutflecken. Zur Rottin):
Weib, kraß den Boden auf! Reherbluet ist Teufels Dung, da wach-
sen wieder sechs andere nach! (Versucht, der Toten die Bibel aus
den fest verkrallten Fingern zu entwinden.) Laß aus dein Bibel,
Teufelsheß, durchteufelte? Nit aufzukrampfen sein die Krallen!

R o t t (in dessen Innerem es mächtig arbeitet): Gelt, Reiter,
Bau'rslaut haben griffige Finger! (Plötzlich, als wäre er zu einem
festen Entschlusse gelangt, auf den Reiter zu. Schiebt ihn mit gro-
ßer Gebärde zur Seite.) Laß mich einmal! Vielleicht pad's ich!
(Vor der Toten kniend, innerlich flammend, versucht ihr die Finger
zu lösen.) Wie, Nachbarin, laß aus, hörst; Herrgott, Weib, hast
du eine Gewalt! (Der Toten zuredend wie einem störrigen Kind.)
Geh, geh, Sandpergerin! (Immer eindringlicher seinem inneren
Entschlusse Worte leihend.) Laß aus dein Bibl; sie ist bei mir in

guete Händ! (Hat den krampfigen Fingern die Bibel entwunden, bleibt vor der Toten auf den Knien.)

Alt-Rott (schwer auf seinen Stock gestützt, ist in der offenen Tür rechts aufgetaucht und starrt mit aufgerissenen Augen hin): Christoph!

Rott (vor der Toten auf den Knien, von innen heraus glühend, preßt die offene Bibel an seine Brust): Bluet ist ein gueter Dung, Herr Reiter! Bluet gibt Kraft. Da wachsen wieder sechs andere nach! (Legt die Schwurfinger auf die blutbefleckte Bibel. Mächtig): Aus der Unruh meines Gewissens heraus, vor Gott und Menschen bekenn mich laut und offen zur ungeänderten Augsburger Confession!

Rottin (aufschreiend) Christoph!

Rott: Zum reinen Evangel und unverfälschten Gotteswort, und will darin verbleiben, so wahr mir Gott helf! (Erlöst aufatmend, sich erhebend): So! Jez ist's draußen!

Reiter: Und recht der Reherteufel noch zehn Horn auf, ich schlag ihm zwanzig ab!

Rott (vor dem Reiter): Reiterle, da hast mich! Tu mit mir, wie du meinst!

Reiter: Zerschmeiß euch alle: Bau'r und Joch!

Alt-Rott (vor der toten Sandpergerin, in alten Erinnerungen erschauernd): Sechs Jahr bin alt gewesen, da han i die zwei Glaubn schon raufen gsehen!

Reiter (rüttelt Alt-Rott): Du, Alter! Bist auch so gsotten?

Alt-Rott (zu sich kommend, fährt erschrocken zusammen): Ich, was fällt En' ein? I bin schon recht, Herr Ritterreiter!

Reiter (sieht ihm fest ins Auge): Du schaust so fuchsfalsch verschlagen drein!

Alt-Rott (retiriert furchtsam gegen die Kammertür): Herr Offizier, i bin schon recht, i bin schon recht!

Reiter (zu Rott): Übermorgen ist Rehraus! Jag dich wie ein räudigen Hund aus Hof und Land!

Rottin (aufschluchzend): Jezt sein wir schon im Elend drin! Und du bist schuld!

Rott: Weib! I tue, wie ich mueß: das Wasser kann nit aufwärts rinnen!

Reiter: Christopher Rott! Dier lad ich noch auf, daß du dich biegest! (Eingangstür ab.)

Rott: Hab an breiten Rücken, und mein Gott, der hilft mir tragen!

Ottokar Kernstock / Deutscher Schwur

Mit klaffenden Wunden, zerschrotener Wehr,
mit welken, verblutenden Adern
zieht lautlos heran ein gespenstisches Heer
von Fußvolk und Reitergeschwadern.

Die toten Helden kommen zu euch,
sie können nicht ruhen und rasten,
solange das heilige Deutsche Reich,
ein Schiff mit zertrümmerten Masten.

Sie können nicht rasten, können nicht ruh'n,
solang ihr nicht alle geschworen,
das Beste zu opfern, das Schwerste zu tun,
bis Deutschland wiedergeboren.

Zur Ruh, ihr toten Helden, zur Ruh!
Schlaft sonder Grämen und Reue!
Die Lebenden schwören's den Toten zu:
Wir halten die deutsche Treue.

Es soll die Begeist'ung der Jungmannschaft,
das stammelnde Beten der Kleinen,
der Frauen Milde, der Männer Kraft,
zu gleichem Ziel sich einen.

Wir wollen das bedrohte Boot
Germania wieder erneuern,
mit kräftigen Armen durch Wetter und Not
zum wirtlichen Ufer steuern.

Wir schwören zur Stunde, in Treue gesellt,
den heiligen deutschen Namen
zu Ehren zu bringen in aller Welt,
so wahr uns Gott helfe! Amen.

Anton Wildgans / Infanterie

Ihr schweren Dragoner und wilden Husaren,
die wie Keulen schmettern, wie Windsbraut hinfahren,
ihr kühnen Gappeure und ihr Kameraden,
die die fernhinzermalmenden Schlünde entladen,
ihr Helden am Hörrohr, ihr Wolkendurchdringer,
Patrouillenreiter und Rundschaffbringer,

ihr alle, Blutsbrüder insgesamt,
vom Teufel besessen, von Gott entflammt,
bald seid ihr die ersten, bald seid ihr die letzten,
die Sturmborbereiter, die Rückzugdecker,
die zähen Verfolger, die jähnen Vollstrecker;
doch wir sind die überall Eingesehten:
Wir Frontanrenner, wir Flankenumgeher,
wir Hingemähten und selber Mäher,
wir immer Bedrohten, wir immer auf Wacht,
wir kämpfen die Urform der Mannerschlacht,
wir eisernen Würfel der Strategie,
wir, Mann gegen Mann, wir Infanterie!

Als Gott uns aufrief zum großen Morden,
da legten wir unser Werkzeug hin,
und mit demselben gelassenen Sinn,
mit dem wir den Pflug oder Hammer rührten,
die Feder regierten, die Bücher führten,
sind wir einfach Soldaten geworden.
Viel ist es ja nicht, was wir haben müssen,
um für das grimmige Handwerk zu taugen:
Zwei atmende Lungen, zwei sehende Augen
und Kraft und Beharren in Armen und Füßen
und Herzen, die mutig zu brechen wissen —
und dies — Gott weiß es — verstehen sie,
die tapferen Herzen der Infanterie!

Die heilige Erde, die wir geackert,
die Pulte, an denen wir uns gerackert,
und die Maschinen, die zu bedienen
wir uns geschunden bei Tag und Nacht,
haben auch sonst uns nicht reich gemacht.
Unsere Weiber müssen sich fretten,
welken in Arbeit und Wochenbetten,
unsere Kinder erlernen früh
Selbverdienens saure Mühe.
Und dennoch geben wir zu Millionen
für die Heimat, die wir bewohnen,
für die paar lächelnden Sonntagsstunden
Ströme von Blute aus unseren Wunden
und füllen furchtbar Gräber und Gräben
mit andern, die's auch nicht besser haben:

Arm gegen arm! Menschen wir und sie —
Infanterie gegen Infanterie!

Einst aber, wenn sie mit tausend Glocken
über die Gräber unserer Helden
Friede den Menschen auf Erden frohlocken,
werden auch wir uns zum Worte melden!
Wollen den Schwur und die Pflicht, die wir taten,
nicht etwa verleugnen oder verraten,
Soldaten sind wir und bleiben Soldaten!
Nur daß wir die Feinde dann allerorten,
wo sie die Früchte blutiger Saaten
uns verkümmern oder vergällen,
suchen werden, finden und fällen!
Wir, die Pflüge, die Schollenaufwerfer,
wir, die Fabriken, die Städte, die Dörfer,
wir brausenden Züge, wir stauenden Wehre,
wir, die frachtenden Flüsse und Meere,
wir, aus Herzen, Gehirnen und Händen,
wir, aus erdebevölkernden Lenden
rastlos wirkende Energie!
Wir, die Schwerter der Weltgerichte,
wir, die Taten der großen Gedichte,
wir, die Glorie, wir, die Geschichte,
wir, die ewige Infanterie!

Anton Wildgans / Blick von oben

Oh, wie stillt es die Brust, auf Bergeshöhe zu stehn
Und den Schimmer der Sonne auf den Rücken der Vögel
Und auf den grünen Bliesen gedrängter Wipfel zu sehn!

Rote Rehe tiefunten, in schlanken, lautlosen Fluchten,
Scheuen über gräserflimmernde Waldblößen hin.
Unsichtbare Gewässer rauschen empor aus Schluchten.

Silbergesponnen, ein lose hingeworfener Faden,
Haftet Forste und Felder umschlingend die Straße am Hang
Wagen ziehen herauf, mit goldenen Hölzern beladen.

Fernhin und ferner verblassend, ein innig Gefüge von Hügeln
Sinkt sich verjüngend dem dunstigen Rande des Himmels zu.
Irgendwo jenseits gleitet es nieder auf blauen Flügeln.

Vom Beginne der Erde, vom Aufgang der Wolken her
Wächst die Ebene feierlich auf, und die weißen Gehöfte
Stehen in ihr wie Segel auf einem windstillen Meer.

Anton Wildgans / Stolzer Rat

Tu, was du tuest, für die Ewigkeit
Und immer so, als wenn's dein Letztes wäre!
Leicht löste schon der Tod für dich die Fährde
Vom dunkeln Ufer der Unendlichkeit.

Was wär' dein Werk, wenn es nur für die Zeit,
In der du lebst, und für das bißchen Ehre,
Das es dir bringen mag, geschaffen wäre?
Sein Anteil würde bald Vergessenheit.

Auch müßte dich ein jedes Unverstehen
Wie einen schlechten Mimen gleich verbittern,
Lerntest wie er vor deiner Mitwelt zittern,

Statt ihr als einem Schauspiel zuzusehen,
Das Gott dir gibt, daß du dem Menschengesicht
Durch die Jahrhunderte Sein Zeuge seist.

Anton Wildgans / Von deutscher Zukunft

Von deutscher Zukunft soll ich Ränder sein?
Zwei Säulen, denk' ich, tragen sie allein:
Die eine ist die deutsche Arbeitskraft,
die sorgt und spart und Wert und Werke schafft.
Die andre ist der deutsche Edelgeist,
der jenem Fleiße erst die Wege weist
und über aller Wahrheit nicht vergißt,
dem Traum zu geben, was des Traumes ist.

Alfons Bekold / Heimat (1915)

Ich hab' es lange nicht gewußt,
was Heimat sei und Vaterland.
Sprach's einer mit durchglühter Brust,
winckt' ich nur spöttisch mit der Hand.

Von meiner Tage Not gewürgt,
sprach ich mit haßverzerrtem Mund:
„Nicht einmal hat für mich gebürgt
der Heimat hochgepriesner Grund.

Hab' keinen Acker, und mein Feld
ist einer Kammer Dielenholz.
Mir wuchs aus keiner eignen Welt
der Scholle harter Bauernstolz.
Wenn ich im Sonntagsfrieden ging
ins wälderfrohe Land hinein,
mein Herz ein böses Weh empfing
durch das Gefühl: Es ist nicht dein!

Es ist nicht dein, was ringsum blüht,
es ist nicht dein, was ringsum wächst.
Bist aus dem nächtlichen Geblüt,
das nur für andre schafft und ächzt!“
Und fremd war mir, was mich umgab,
was blühend stand und rauschend floß,
weil es in Fremdheit wie ein Grab
mein heißes junges Sein umschloß.

Da kam des Krieges rote Flut —
ich hörte, wie die Erde schrie:
„Du bist mein Fleisch, du bist mein Blut!
Steh auf, steh auf und banne sie!“
Ein Rauschen sprang in meiner Brust
empor und wurde wilder Brand. —
Auf einmal wurd' es mir bewußt,
was Heimat heißt und Vaterland.

Josef Weinheber / Künstler und Volk

Lebt ein Leib ohne Herz? Und du
Volk, lebst ferne der Kunst? Adeltst die Hände nicht,
die den Traum deiner Stirn, getreu,
binden an das Gesetz? Siehe die bildenden!

Wie? Du leidest, und Leid beraubt
dich, zu horchen hinab, wo das Geheimnis ruht?
Wann denn hätte nicht jeglich Leid
Ehr gezollt dem Gefäß, Ehrfurcht des Leidens Maß,

Ruhm dem Herzen? Du duldest, Volk:
Aber, bitterer allein, duldet dein Genius.
Not des Leibs, sie vergeht im Leib,
doch das Opfer der Kunst, da es vergeblich war,
kann nicht hingehn. Es zeugt, es weist
allem spätern Geschlecht stumm die Entartung vor.
Denn so leidet kein Hungernder;
und der Sterbende wird besser, fürwahr, erlöst.
Ach, ein Volk, das nicht hört, sein Herz
nicht mehr hört, ist vorbei. Jeder Altar versöhnt
den ihm eigenen Gott. Ein Rauch-
werk ins Leere ist Hohn, frebelnder. Denk es, Volk!

Josef Weinheber
Hymnus auf die deutsche Sprache

O wie raunt, lebt, atmet in deinem Laut
der tiefe Gott, dein Herr; unsre Seel,
die da ist das Schicksal der Welt.
Du des Erhabenen
starres Antlitz,
mildes Auge des Traumes,
eherne Schwertfaust!
Eine helle Mutter, eine dunkle Geliebte,
stärker, fruchtbarer, süßer als alle deine Schwestern;
bittern Kampfes, jeglichen Opfers wert:
Du gibst dem Herrn die Kraft des Befehls und Demut dem Sklaven.
Du gibst dem Dunklen Dunkles
und dem Lichte das Licht.
Du nennst die Erde und den Himmel: deutsch.
Du unverbraucht wie dein Volk!
Du tief wie dein Volk!
Du schwer und spröde wie dein Volk!
Du wie dein Volk niemals beendet!
Im fernen Land
furchtbar allein,
das Dach nicht über dem Haupte
und unter den Füßen die Erde nicht:
Du einzig seine Heimat,
süße Heimat dem Sohn des Volks.

Du Zuflucht in das Herz hinab,
du über Gräbern Siegel des Kommenden, teures Gefäß
ewigen Leides!

Vaterland uns Einsamen, die es nicht kennt,
unzerstörbare Scholle dem Schollenlosen,
unsrer Noththeit ein weiches Kleid,
unserem Blut eine letzte Lust,
unserer Angst eine tiefe Ruhe:

Sprache unser!

Die wir dich sprechen in Gnaden, dunkle Geliebte!
Die wir dich schweigen in Ehrfurcht, heilige Mutter!

Josef Weinheber / Gesang vom Manne

Weite Meere aus Blut, im Ohr
brausend dumpfen Gesang, Sturm um die Stirn. Die Bucht
grau der Tränen, das Inselreich
fern geschaut, nur im Traum näher und spät erkannt.

Preisgegebenes Segel du!

Zollst dem Sturm nach Gesetz, sättigst am Zwang die Kraft,
voll Geheimnis und untertan
fernem Stern, doch der Fahrt dienstbar, getreu und kühn.

Klarer, trächtiges Schiff voran!

Unberührt drüberhin, aber des Abgrunds all-
wissend. Weise und ohne Zeit:

Also opfre dein Bug namenlos neuem Land.

Tief bedenkend die Fracht und tief,
tiefer, was auf dem Grund, wolfiges Dunkel ruht;
ungehoben und späterm Volk
Sinn für Woge und Blitz, Adel und Untergang.

Josef Weinheber

Sie, die Sänger des Volks...

Immer dort, wo die Morgen beginnen,
ist ein Brot und ein Becher mit Wein.
Und es ruht die Peitsche von innen,
denn der Tag will genommen sein.

Diese Straßen und Äcker und Städte!
Diese stündliche handfeste Not!
Und sie singen und bilden die Kette
und verleugnen die Nacht und den Tod.

Ja, es sagt sich mit leichtem Gesichte
was an Dingen umwandert und ruht.
Aber groß, aber schön im Gedichte
war der Mensch und sein leidendes Blut.
Wie sie fürchten, „heilig“ zu sagen!
Wie sie zittern, Seele zu sein,
und das Herz aus den früheren Tagen
mit dem Hochmut des Knechts maledeln!

Nicht der Mensch — nur der Werker und Bauer,
da ein Baum, da ein Feld, da ein Haus,
eine Mahlzeit, ein Schmerz ohne Trauer —
Und sie sagen es rundweg heraus.

Ihrer keiner ging um mit dem Pfluge,
doch den Pflügerschritt ahmen sie weit;
gelbe Saaten, gesehen vom Zuge,
gehen ein in die Stimmen der Zeit.

Und ein Volk, das sich heldisch bemühte,
nimmt als Ihriges Ihre und Krug.
Eine Sehnsucht, ein Traum, eine Güte
wäre alles, wäre genug.

Doch das hungert am Rande der Äcker
und bekränzt die Lobpreiser des Brots;
während langsam die stillen Erwecker
sich verbluten am Pfahl des Gebots.

Josef Weinheber / An den Wurzeln

Schicksal: Keines umsonst, das aus den Müttern stammt;
und vergeblich nur eins ohne dies Irdische.

Denn daß bleibe der Mensch und
dauere, tragen die Mütter es.

Klebt am Lorbeer nicht Blut? Zündet nicht Ruhm den Brand,
der die Erde zerstört? Aber den Müttern bleibt
still zu süßnen den Frevel
und ihr Schoß, von dem Makel frei.

Wie denn lebten sie sonst über den Tod hinaus,
länger als ihre Frucht: Als die Gefallenen?
Ewiger Mut zum Verluste
nährt das wilde Bereich der Tat.

Nicht die Brüste allein, nicht der bereite Mund:
Das Erfüllte zutiefst: Waage, ein schwebend Sein
sind die Mütter; sind Brot und
Krug, und Stille und Traum und Grab.

Immer säen sie groß aus unser nacktes Herz,
daß es leide und lern. Unbeirrt schreitend hin,
heilig? über den Acker
Erde, wie meine eigne schritt.

Wollen Götter ein Volk strafen, so fügen sie,
daß ein irres Geschlecht seinen Beginn verwirft:
Kron und Leiden der Mütter.
Dies ist Nacht. Und es fällt dahin.

Josef Weinheber / Sieg der Provinz

I waaß net, es gibt so vü' Dichter in Wien,
und alle geehrt und berühmt.

Daß i allani net drunter bin,
hät mi scho immer verstimmt.

Der ane is Dante fürs Burgenland,
der andre Tiroler Horaz.

Der dritte is Salzburger Repräsentant,
der vierte ein Hamsum aus Graz.

A jeder häts frischweg mi'n Acker z' tuan
und stellt si, als geberts kan Ståd.

Aber zhausz'gehn zum Pflug, des hät jeder verschworn —
Weil er dort hält kan Publikum hät.

Sie ham uns erobert: Bruck, Gurgl und Gföhl.
Då gibts jekt nix wia pariern.

Beim Heurigen machen jekt de den Bahöl
und tan mit die Glasln skandiern.

Jå hät denn, so fråg i, Wien gâr niemand mehr,
der sein Kind und sein Dichter is?

Jå, aner war scho, aber segn G', des is schwer:
Der kann was — um den is kan G'riß.

A Göl von an Dichter: Wien und sein Schan,
die passerten wunderbar z'samm.
Über dann war Wien groß und Gföhl wieder flän:
Und des, nan, des wolln ma net ham!

Josef Weinheber / Den Gefallenen

Oh, vielleicht malte in euerm Aug' noch
sich ein schwarzer Himmel mit unentwirrbaren Sternen
oder im Zelt die flackernde Kerze, der naßkalte Graben,
als wie Feuer, jäh, der eherne Engel
vor die Stirne euch stob.
Und er kam gewaltig herab, und der Psalm seiner Schwingen
rauschte groß, indem er vom Munde hinwegnahm
euch die versagende Seele;
und er trug sie hinauf wie eine Schale mit Edlem
und behutsam, nichts zu verschütten, der Engel.

Löschte die Stirn euch
mitten im Kreisen des Traums um das so Ferne des Lebens:
Um die Geliebte im Abend, den Mond überm Hofstor,
wenn der Berg der Heimat ganz nah war und väterlich ragte;
um ein längst verschollnes Gespräch mit dem Nachbar,
oder wie ihr
sitzen euch saht in der ländlichen Stube im Winter,
die so warm und hell
wie das lang nicht geschaute
gute, tröstliche Antlitz der Mutter.

Da ihr ginget dahin und euer
Blut sobiel Erde, fremd' und eigene, tränkte —
so viel Blut:
Ach, wie wart ihr von da an,
daß ihr es ewig bliebet, erhoben!
Seid ihr
einst nicht Menschen gewesen wie wir,
wir, denen Gott mitunter sehr fern ist?
Plötzlich aber,
verwandelt und heilig,
um euer Opfer dunkelt groß das Geheimnis,
jenes des Samens, welchen ein dunklerer Säemann

millionenfach ausging zu streuen
über den schweren, leid schweren Acker des Menschen.
Daß ihr noch in den Müttern
lebt, ist nichts. Wo sonst denn wäre Gedenken,
heiliges, als bei den Müttern?
Und auch dies ist zu wenig, daß eure Söhne
jetzt schon Männer sind, verpflichtet dem Werke,
das ihr verlassen, Pflug oder Schrift oder Schraubstock,
sie, mit dem nämlichen Haar und dem nämlichen Schritte
und dem Blicke, welcher dem euren
ähnlich ward zum Erschüttern.
Ja, es genügte selbst nicht, daß sie, die entronnen,
die mit euch an dem Rande des Grabs
lebten, am Rand eures Sterbens,
daß sie in ihrem Blut eure Schrecken tragen,
reden mit euch im Schlaf, und im Wachen
euren verschollenen Atem ziehn.

Dies erst genügt — und keine andre
Tröstung für uns oder euch reicht der gewaltige Engel,
als daß in der ewigen,
in der Seele des Volks ihr
unvergänglich beschlossen seid!
In Millionen Herzkammern rauscht euer Blut,
rauscht groß euer Leiden nach, rauscht
eure Unsterblichkeit.
Alles Fleisch, es ist wie Gras,
und der Berühmten Ruhm ist das kurze Licht eines Namens.
Euer Ruhm ist des Volkes
Treue zum Volk.
Denn eines Volkes Gräber sind nicht seine Trauer allein,
eines Volkes Gefallene
sind eines Volkes Stolz,
und eines Volkes Stolz, dieser höchste, gebiert
wieder die Welt!

Habt Ruh und Frieden!
Wir alle gedenken euer.
Tragt kühn den Lorbeer!
Wir alle gedenken euer.
Schwebt uns zu Häupten!

Wir alle gedenken euer.
Seid unser Beispiel!
Wir alle gedenken euer.
Wie euch danken, die ihr erhoben
seid über unsre dürftigen Zeichen?
Ihnen, den andern,
die aus unserer Mitte nahm der sanftere Engel,
die in den Stuben starben und Wand an
Wand mit unserem Leben:
Ihnen erhellen die ernstesten Male
unsere nahen Gebete, und Blumen, und Lichter.
Eure Gräber sind fern und
die verschollenen Kreuze zerfallen,
oder es geht schon der Pflug
wieder über die traurige Stelle.

In jenem Einen, der unbekannt
fiel, Mann des Volkes, laßt euch beschwören
alle!
Ihn hat der Lebenden Liebe verewigt im Stein.
Größer nun und ohne den Makel des Daseins
liegt er gebettet.
Sein steinerner Helm — eurer Ehre Hut.
Sein steinern Gesicht — eurer Pflichten Adel.
Sein Mantel aus Stein — eurer Vergänglichkeit Schutz.
Laßt um sein Marmorlager euch unsre Kränze gefallen!
Ihr Duft des Leids umdünstete die heilige Erde,
drinnen ihr ruht.
Laßt euch die Flamme gefallen, es flammt unser Herz darin.
Laßt euch das Schweigen gefallen, es ehrt eure Größe.
Laßt euch gefallen den wortlosen Dank der Lebendigen,
edle Tote!

Habt Ruh und Frieden!
Wir alle gedenken euer.
Tragt kühn den Lorbeer!
Wir alle gedenken euer.
Schwebt uns zu Häupten!
Wir alle gedenken euer.
Führt uns zur Freiheit!
Wir alle gedenken euer.

Josef Weinheber / Den Jünglingen

Ihr Häupter blütenumkränzt,
ihr unbeschriebenen Stirnen!
Ihr Augen kühn und bewußt!
Ihr traumgeschwungenen Münder!

Herrische Füße ihr,
grausam peitschend den Boden,
Lenden schmal und behängt
mit der Schwerkraft der Frau.

Ihr Wege strobend von Nacht,
Kreuzwege zwischen den Zeiten!
Ihr zu Fernstem bestimmt,
Keim und Hoffnung der Völker!

Lieblieh den Göttern ihr
und noch selig wie jene,
die vom Tod nur das Wort,
doch nicht den Schrecken wissen:

Liebt euer Fleisch nicht zu sehr!

Weder im Zärtlichen

noch im Hang zur Gewalt.

Ubt eure Anmut und Kraft

— denn aus Spiel wird der Mann —

doch vergeßt nie: Der Leib

ist von hier, und ihr wollt

siegen über die Erde.

Seid hart zu euch selbst,

keusch im Glanz eurer Kraft

und im Sturm des Geschlechts.

Zwei Dinge sind euch Liebe und Lust:

Und sie seien es euch!

Zwei Dinge sind euch Werden und Tod:

Und sie seien es euch!

Aber Atmen und Ehre

sei euch ein Ding!

Mann indessen zu sein

heißt nicht grausam sein

gegen sich selbst

oder die Welt:

Vor den Alten

dürft ihr immer noch aufstehn,
vor den Manen der Großen dort,
vor den Männern hier in dem weißen Haar,
das euch Zeugenschaft sei,
Weck- und Mahnruf des Leids, welches den Menschen formt.

Unter euch
redet und kämpft!
Aber die Weisheit ehrt ihr, indem ihr schweigt.

Seid nur stolz zu euch selbst!
Seid nur larm zu euch selbst!
Doch in der Fremde, verlassen, allein,
um ein Stück Heimerde, Jünglinge, Kinder,
um eure Kammer zu Haus,
um eure Mutter dürft ihr weinen.

Warum rühmt euch der Sänger?
Eure Leiber
sind die Vollkommenheit des Gedichts:
Maß und Gesetz, und schön wie das Lied,
Sang, dem der Sprache
unzerstörbarer Bund, jener heilige, Körper verlieh.
Schön wie das Ewige ist euer Bildnis,
ähnlich Gott. Doch ihr seid nur ein Anfang,
nur von außen: aus Gold wie die Götter.
Der euch besingt,
ruft euch nicht zu: Habet Adel!
Ihn zu haben, ist Gnade. Aber
ihn zu lieben, sei euer Sinn!

Nehmt nicht die Dinge, nackt: Lebt sie ins Hohe!
Wie ihr die Erde liebt: Liebt sie als Weite!
Da ihr gemeinsam seid: Denkt an die Größe!
Und wenn ihr einsam seid: Gebt euch der Tiefe!

Euer Blut ist wild und der Nacht
bald vermählt und dem Rausch.
Groß ist die Nacht. Ist Schicksal: Wer ihr verfällt,
hat den Tod. Doch dem Ringenden sagt
der Erlösung wehes Geheimnis die Nacht.
Rausch ist ihr Sohn. Ihn betet nicht an!
Göttliches ist an ihm. Aber dieser
Gott ist furchtbar.

Brüßstein des Mannes
ist, der Vergeblichkeit
in das Antlitz zu sehn, zu
wissen den Tod und
leben zu bleiben.
Dessen gedenkt, wenn euch Gefühl
unbesiegbaren Bluts das Haupt
auf zu den Sternen reißt.
Dessen gedenkt, wenn das Wort
farbig und stark euch entströmt,
ihr das Große beschwört euer selbst
und das Große des Volks.
Unerreichbar jedoch
bleibe der Kranz
euern noch vorschneellen Händen!

Neu eine Heimstatt werdet ihr sein,
geschaffen dem Menschen auf Erden,
und eine Burg dort oben den Göttern,
oder vergeblich gewesen wie Distel und Schutt.
Denn bei euch liegt, zu lieben euch selbst,
Markt und Zeit, Ruhm und Schall,
oder:
oder die heilige Ferne.

Ihr Häupter blütenumkränzt,
ihr unbeschriebenen Stirnen,
ihr Augen kühn und bewußt,
ihr traumgeschwungenen Münder!
Herrische Füße ihr,
grausam peitschend den Boden,
Lenden, schmal und behängt
mit der Schwermut der Frau;
ihr Wege strohend von Nacht,
Kreuzwege zwischen den Zeiten,
ihr zu Fernstem bestimmt,
Keim und Hoffnung der Völker;
lieblich den Göttern ihr,
und noch selig wie jene,
die vom Tod nur das Wort,
doch den Schrecken nicht wissen.

Mirko Jelusich / Das Schwert betet:

Noch ruh ich tiefgeborgen in der Scheide,
ein träumend Ding, das sacht zuzeiten klirrt,
ein ranter Stahl mit einer blanken Schneide;
noch habe ich zu Freude und zu Leide
im Sonnenglast nicht sprühend aufgefliert.

Allein wie bald: So hebt mich eine Hand
aus meiner Ruhestätte dunklen Tiefen
und wandelt mich in einen Loderbrand,
und Wahrheit werden nun in dieser Hand
die Träume, die in meinem Stahle schliefen.

O Herr! In deinen heil'gen Ungewittern
ist meiner Seele einzig hohe Ruh!
Und müßte ich im letzten Hieb zersplittern —
du weißt es, Herr: Ich werde nicht erzittern!
Herr, du mein Gott, schlag zu!

Mirko Jelusich / Schildwacht

In dieser Nacht schläft keiner im königlichen Heer: nach altem Brauch halten sie alle, vom Bornehmsten bis zum Geringsten Wache beim Schild des Königs, der am Abend zuvor aller Welt sichtbar auf hohem Pfahle als Hoheitszeichen aufgerichtet wurde. Der königliche Herold hat, durch das ganze Lager schreitend, zu dieser Pflicht aufgerufen und alle, die auf zweimaligen Anruf nicht antworteten, ihres Lehens für verlustig erklärt.

Es ist die erste Nacht nach Ankunft des Königs auf den lombardischen Feldern, wo der italische Reichstag abgehalten werden soll. In weitem Umkreis flammen die Wachtfeuer. Die weite, sumpfige Ebene ist mit den unruhigen roten Pünktchen übersät, der harzige Geruch brennenden Holzes erfüllt die neblige Herbstluft und verdrängt den üblen Dunst, der aus dem nassen Gelände aufsteigt.

Vom Feuer, das flackernde Lichter über sein Gesicht wirft, blickt Herzog Heinrich um sich. Seine Ritter und Reifigen lagern in Rufweite, alle in Wehr und Waffen wie er, bereit, sich auf den ersten Anruf um ihn zu scharen. Zur Linken schließen sich die Gefolgsleute Bertholds von Zähringen an, zur Rechten die Ottos von Wittelsbach. Ganz deutlich sieht Heinrich die riesige Gestalt des bairischen Pfalzgrafen sich vom Nachthimmel abheben: der Wit-

telsbacher hat das Reichsbanner, das er seit Antritt des Zuges stets mit sich führt, vor sich gestemmt und hält es mit beiden Händen fest, ein zweites Hoheitszeichen, in den Sumpfboden dieses Landes gerammt.

Der Herzog streift den Kettelhandschuh ab, bückt sich, nimmt eine Handvoll Erde auf, zerkrümelt sie zwischen den Fingern. Es ist gute Erde, dunkel, fett. Bei richtiger Bearbeitung könnte sie gute Ernten geben. Man müßte nur das Land entsumpfen, Gräben ziehen, damit das Wasser abfließen kann. Das wäre so die rechte Arbeit für seine Siedler, die sich diesseits und jenseits der Elbe noch mit den unendlichen Mühsalen der Rodung abplacken.

Der Gedanke an die Heimat ergreift ihn mit jäher, schmerzhafter Kraft. Er war zu kurz daheim, um sein Herz an seinem Besitze ersättigen, sich aus seinem Boden neue Kraft holen zu können. Ewig wurde er umhergetrieben in dem weiten Reich des jungen, ehrgeizigen Königs als dessen erster Lehensmann und Ratgeber, der auf keinem Reichstag, bei keiner der Schauen prunkvoller Machtentfaltung fehlen durfte, der den König auf dessen Ritten durch Bayern, Schwaben, Franken, Sachsen, Lothringen, Burgund begleitet hatte — und nun nach Welschland.

Übermals blickt er nach dem Wittelsbacher hinüber, der seine Stellung nicht verändert hat, immer noch, das Banner in beiden Händen vor sich, ins nächtliche Land hinausschaut. Ob er wohl auch an seine Heimat denkt, mit ihren hohen Bergen und deren reiner Luft, so verschieden von dem Sumpfboden der Ebene, in der sie stehen?

Bayern: sein Land so gut wie das Herzogtum Sachsen, nach dem er sich gewöhnlich nennt; ihm entrissen zu einer Zeit, da er ein unmündiges Kind war, von ihm vergeblich zurückgefordert, obgleich Kaiser und Reich seine Ansprüche anerkennen. Kein Wort des Vorwurfs wider Jasomirgott: der Babenberger wird das Land sicher ebensogut verwalten wie seine österreichischen Erblande, mit all der umsichtigen, ernsthaften Klugheit, die seinem Geschlecht eignet; und daß er das Land festhält, das ihm von einer schönen Frau als Morgengabe zugebracht wurde — wer könnte es ihm verdenken?

Aber dennoch muß es sein werden! Er hat ein Anrecht darauf so gut wie auf Sachsen, und er wird dieses Anrecht geltend machen, so lange, bis ihm Genüge getan wurde. Er will dieses Land, er muß es haben, er braucht es!

Land — Land — er weiß um den Grund dieser seiner Gier nach

Land, die nicht weniger unstillbar ist als der Nachthunger des jungen Königs; er weiß, warum er sich an jedes Rechtstitelchen klammert, das ihm ein uraltes, verstaubtes Privileg neu bestätigt, ihm Ländereien fraglichen Besitzes, erledigte Lehen, herrenloses Gut zuschanzt; er weiß, warum er, so wie er Kreuz und Schwert in ostelbisches Land vorträgt, jede eroberte Hufe mit eisernen Ketten an seinen Besitz bindend, nun auch die Hand nach Bayern ausstreckt.

Das Abendland steht an einer Wende. Es geht ein Necken und Strecken durch den alten Weltteil, eine neue Ordnung gebiert sich in Schmerzen: Gleiches will zu Gleichem, Verwandtes schließt sich zusammen. Schon sind diese Ziele und Planungen, erahnt mehr als erfaßt, in den Ländern des Westens wirksam, im Frankenreich, in Engelland, in denen aus zersplitterten Teilen eine neue Ganzheit erwächst. Es ist das Zeichen der Zeit, das sich darin offenbart, und je früher ein Land sie begreift und sich ihnen fügt, je früher kann es seine Stimme erheben, wenn es gilt, seinen Anspruch auf Geltung anzumelden unter den übrigen Ländern.

Ein Windstoß geht über die Ebene, regt den auf dem Pfahl hängenden Schild, ein dumpf tönendes Geräusch wird hörbar, wie der Schildrand an das Holz anschlägt. Heinrich blickt an dem Pfahl empor, unter dem er steht. Ihm ist, als wolle der Schild an seinen Gedanken teilnehmen. Ist denn, scheint jener dumpfe Klang zu fragen, diese höhere Bindung, an die du eben dachtest, nicht schon verwirklicht in dem Reiche, dessen Sinnbild dieser ragend aufgerichtete Schild ist? Umspannt nicht dieses Reich, Nachfolger und Erbe des römischen Weltreiches, alle Völker mit seinem kaiserlichen Gebot? Hat nicht der junge König sich zu diesem Reichsgedanken bekannt, feierlich erklärt, nicht ruhen und rasten zu wollen, als bis die alte Kaisermacht in alles überwindender Kraft wiederhergestellt sei? Wurde ebendieser Zug über die Alpen nicht unternommen, dem deutschen König die Krone des Abendlandes aufs Haupt zu setzen?

Ja, antwortet der Herzog, so war es gedacht. Aber wird König Friedrich, so hoch auch der Flug seiner Gedanken gehen mag, die Kraft haben, sie zur Tat werden zu lassen? Kann er Geschehenes auslöschen? Eine Wirklichkeit besiegen, die, in Jahrhunderten gewachsen und immer mehr gefestigt, seinem Kaiserwillen Schranken setzt. Hat nicht der Westen sich längst seiner Herrschaft entzogen? Ist nicht der Süden verzweifelt bemüht, die Bande, die ihn mit dem Kaisertum deutscher Nation verknüpfen, zu lockern, um sie bei

erster Gelegenheit zu zerreißen? Steht nicht in Rom der ewige Gegenspieler des Kaisers, der Papst? Er ist wie jener bemüht, die Herrschaft über den Erdkreis in seiner Hand zu vereinigen; darum mag er zeitweise um seiner Vorteile willen nachzugeben scheinen, Frieden und Freundschaft geloben: im Innersten wird, muß er stets der Widersacher kaiserlicher Weltherrschaft sein. Die ganze Kaiserzeit war erfüllt von dem Ringen dieser beiden Gewalten, und sooft auch die Kaiser siegreich zu sein schienen — die Päpste haben sie Schritt um Schritt zurückgedrängt.

Wenn es auch diesmal so geht? Wenn Meister Arnold recht hatte, der Kaiser dem Papst weichen muß, sich ihm fügen — ihm beugen? Soll es dann so bleiben wie bisher, daß, während die Länder rings um Deutschland immer stärker werden, immer mehr gefestigt, immer mehr in sich geschlossen, dieses deutsche Land selbst im Hader zahlloser kleiner Selbstherrscher sich bis zur Ohnmacht schwächt?

Abermals blickt er zu dem Schild empor, auf dem der schwarze Adler in erstarrter Haltung Flügel und Fänge spreizt, indes das hoherhobene Haupt dem Himmel zugekehrt ist.

„Adler“, sagt er halblaut, „stolzer Adler, du bist groß, du bist gewaltig, du schwebst unerreichbar hoch in den Lüften dahin. Aber du irrst, wenn du glaubst, du beherrschest die Erde, nur weil du dich über sie erhoben hast: wer herrschen will auf Erden, den muß das Getier achten und fürchten: darum muß er auf der Erde bleiben — so wie der Löwe es tut.“

Max Mell / Dachstein von Aufsee

Als ob in Trümmer gespalten
ein göttlicher Wohnsitz wär,
fielen Berggestalten
wahllos umher.

Jede mit einsamen hagn
Flanken für sich allein;
wie sich Raubtiere lagern
im Sonnenschein,

Wächter für einen König,
schläfernd im Licht.
Doch wie er selber wenig
zu Dienern spricht,

Zu seiner Ferne wendet
er sich ab vom Tal.
Der weiße Mantel blendet
manchesmal.
Und manchmal tief mit Schleiern
hüllt er sich ein.
Sich selbst geheim zu feiern
bleibt er allein.
Und etwas drin beim Schimmer
begibt sich dort. —
Als sank es noch mehr in Trümmer
träumt alles fort.

Max Mell / Ein Landmädchen

Wo ein Haus mit treuen Händen
alte Kraft und Zucht bewahrt,
dem gedeiht in seinen Wänden
wohl ein Kind besondrer Art:
Aller Ahnen innig Walten
scheint an ihm hervorzugehn,
sich noch reiner zu entfalten —
solch ein Menschenkind ist schön.
So auch sie, der wir begegnet:
Manche Rede macht' uns klar,
da mit ihrem Sein gesegnet
nicht ihr Vaterhaus nur war;
nein, im ganzen Tale schweben
wie des Frühlings ersten Hauch
fühlte man ihr junges Leben,
und nicht lang, so fühlt' ich's auch.
Über ihres Vaters Tennen,
wo die Wegchen allzuschmal
hohe Körnerdünen trennen,
wandelte sie leicht einmal,
wohl von dort auf unsre Höhe,
wo uns Haus und Gärtchen stehn,
Sprang sie dann gleich einem Rehe,
unsrer Arbeit nachzusehn.

Und wir grüßten mit Entzücken,
sahen sie nur dann und wann
unterm Schaufeln, unterm Büden,
doch mit ganzem Blicke an;
und verrieten ihrem Fragen:
Himbeerhecken pflanzten wir;
unser Gärtchen sollte tragen
wie ein rechtes Waldrevier.

Sie erzählt', wie die Spaliere
an des Hauses Südwand stehn,
und wie drollig junge Tiere,
die sie aufzog, anzusehn;
wie sie dann vom Wald erzählte
und der Bauernschaft im Wald!
Und wie jedes Wort beseelte
ihrer Stimme klarer Alt!

Worte zwar und Klang verwehten . . .
Doch da nahm ich überm Jahr
an dem Ort, den sie betreten,
unverhofftes Wachstum wahr:
Da ein kleines Trüppchen Ähren
aus dem Dorn die Häupter hob;
und ich sann, sie zu erklären,
und entbrannte heiß darob.

Und ich grüßte es, das Zeichen,
das voll Unschuld und beredt
kam, mir Botschaft darzureichen
über sie, die es gesät;
die zu unsres Schicksals Wegen
einen Schritt nur braucht zu tun
wie ein Engel, und der Segen
fällt ihr aus den Bänderschuhn.

Unser Mühn pflanzt Dornensträucher,
dran man large Beeren sucht,
doch von ihrem Schritte reicher
aus dem Acker steigt die Frucht.
Wir vollenden mit Beschwerde,
unser Wohltun wägt erst lang,
doch ihr Wandel gleicht der Erde
gütigem und großem Gang.

Daß noch solche Wesen werden,
das gibt Hoffnung, das gibt Mut;
Freunde, es ist gut auf Erden,
unter Menschen ist es gut!
Seht, wie überall das Leben
insgeheim auf Wohltat sinnt,
und welch Pfand dem übergeben,
welcher sie zum Weib gewinnt.

Max Mell / Heimat

Die Heimat läßt dich ein.
Sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
es könnte einmal sein
daß nichts dir blieb;
daß Loßung log und Glast,
die Ferne starrt so leer;
was du gewonnen hast,
was du gewonnen hast
kennst du nicht mehr.
Die Heimat ließ dich nicht!
Und sei es, daß du erst
zu ihr im Abendlicht,
zu ihr im Abendlicht
aufatmend fährst.
Sie zeigt mit keuscher Kraft
dir ihre traute Welt,
und drüber riesenhaft,
und drüber riesenhaft
ihr Sternenzelt.

Max Mell / Ferdinand Raimunds Gedicht

Es war nicht allzu frühzeitig, daß ich zum erstenmal ins Theater kam; ich ging in die zweite oder dritte Klasse der Volksschule. Meine Eltern hatten es aufgespart und dann mit Bedacht gewählt. Was ihnen auf der Bühne besonders teuer war, sollte ich

als ersten Theatereindruck erleben: den „Verschwender“. Wir saßen auf der Galerie, ziemlich hoch, aber mit freiem, schönem Blick auf den leuchtenden Ausschnitt der Bühne. Ich genoß aufgeregt, aber immerhin sachlich und geriet keineswegs außer Fassung. Kindern ist das Wunder gemäß, sie sind gewöhnt, viel in der Welt der Erwachsenen wahrzunehmen, was sie nicht bewältigen können, und alles mit solchen Dingen gemischt zu empfangen; und so nehmen sie, fast undankbar erscheinend, auch Köstlichkeiten als ihnen selbstverständlich gezollt entgegen. So bot sich mir also das bunte, herrliche Bild des Lebens an, wie es Ferdinand Raimund in seinem Märchenspiel gemalt. Mit festlichem Schwung zieht es sogleich in die Freude und den Trubel hinein, der das Haus des reichen jungen Mannes vor dem Aufbruch zur Jagd erfüllt; wirbelt Herren und Domestiken ergötzlich durcheinander und nährt in uns doch eine unbestimmte Erwartung — bis denn auch, wie ein frischer Windstoß, der, dem unser Herz gehören soll in dem Spiel, ins Zimmer segt: Valentin, der Tischlergesell, nichts Höheres in diesem Haus als ein bescheidener Diener, aber siegreich mit seiner Laune und seinem tolpatschigen Selbstbewußtsein, einer, der bei sich selbst zu Hause ist, wie er es uns auch in seinem heiteren Gesang vorträgt. In seinen Monolog stiehlt sich eine Lauscherin herein, Rosa, das Stubenmädchen, sie ist die Herrschaft in seinem Herzen, sie besteht auch darauf und will es in jedem Augenblick anerkannt haben, und ihr verliebtes Gezänke, wie wäre es anders möglich, als daß es sich alsbald auch in Gesang verwandelt, den sie beide ja eigentlich von Anfang an meinten und in dem sich ihre zufriedenen Seelen wiegen wie die Kinder. Nun, sie sind vorgestellt, sie treten ab, — jetzt aber lernen wir den Herrn des Hauses kennen, den reichen jungen Flottwell; und immer inniger schließt sich der Reigen der Gestalten, — die Fee Cheristane, zart und ätherisch in ihrem Kummer, deutet auf eine höhere Leitung, der die Lebenswege des Unbesonnenen und unser aller befohlen sind, und der Bettler mit seinem seltsam dunklen Lied, in dem sich die Rätsel des Daseins vorzutragen scheinen, blickt ins Fenster des Lustschlosses und ist niemand anderes als die zukünftige Gestalt des Besitzers. Das Geschick des Verschwenders und seines Hauses taucht in Stürme und Schatten, und wir sehen im letzten Aufzug, wie er nach Jahren, alternd, gescheitert und verarmt, die Stätte seines Glückes noch einmal aufsucht, sehen auch, was aus allen denen um ihn geworden ist. Immer satter werden die Farben und immer seelenvoller, wie sie an einem Sommerabend werden, wenn

die Sonne scheidet. Und über Demütigung und Armut hinaus wendet sich doch alles noch zum Guten, und der brave Valentin, jetzt Tischlermeister und Vater eines ganzen Trüppchens Kinder, hat sein redlich Teil daran; und wie er zu dem Verslein seines kleinen Pepi, der den gnädigen Herrn versöhnen will, erläutert: „Das habe ich gedichtet, Euer Gnaden ...“, da hörte ich neben mir meine Mutter, deren ich nicht eben viel geachtet hatte, leise aufschluchzen und als ich sie ansah, da gewahrte ich, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen. Ich wunderte mich: was sie doch hatte; aber ich hätte nicht gewußt, was sagen, und die verklärte Gruppe auf der Bühne, zu der sich der Schluß aufbaut, lenkte mich auch sogleich wieder ab.

Das Spiel war zu Ende, der Ausbruch aus dem Theater erging über mich als einen Halbbetäubten und Geblendeten; die kalte Luft auf der Straße tat wohl. Wir gingen zu Fuß nach Hause, es war nicht allzu weit. Etwas Wunderbares war meiner Phantasie geschenkt. Sie brannte von Farben und Tönen, ohne daß ich doch bestimmter Formen noch hätte habhaft werden können; vielmehr sie entwand sich, wo man sie festzuhalten strebte; eine solche Vielgliedrigkeit geklärten Lebens vermochte mein ungeübter Verstand nicht zu meistern. Undes eine Einzelheit war doch ganz genau da und sie schien mir die Krone des Ganzen. Bald zu Beginn hatte sie mich gefangen genommen, dieses Eine war mir ganz klar geblieben und mein Bubenherz weidete sich daran. Es ist nämlich schon im ersten Aufzug eine Szene, in der der Baumeister Sockel dem allmächtigen Kammerdiener Wolf in die Hände fällt und ihn bestechen muß, damit er und kein anderer den Neubau des Schlosses erhält. Nach abgeschlossenem Geschäft erklärt Wolf scheinheilig, der Vorteil seiner gnädigen Herrschaft ginge ihm über alles, und Sockel geht mit dem Ausruf: „Große Seele!“ weinend ab. In der Tür aber dreht er sich noch einmal um und sagt, von rückwärts auf Wolf blickend: „Lump!“ — Das war nun ganz unvergleichlich gewesen. Diese Szene war ein Meisterstück, der Schauspieler, der das sagte, schien mir den Preis zu verdienen, und je leichter es mir ward, mir dieses Eine zu wiederholen, gegenüber der kaum mehr zu entwirrenden Farbenpracht des übrigen Spieles, um so mehr stand es mir fest, daß dieser Augenblick der höchste des Abends gewesen.

Ich ging neben den Eltern her, die Mutter hatte sich in den Vater eingehängt und führte mich an der anderen Hand; auch sie schwelgten noch in den Eindrücken des festlichen Abends. Der

Mutter Gesicht stand in lichtem Schein. Die Rede des Vaters führte, sie folgte mit leise bestätigenden Einwürfen, jede Szene erlebten sie noch einmal, der Leistung jedes Schauspielers suchten sie Ehre zu erweisen und seine Besonderheit in Worte zu fassen und ich folgte mitgenießend und bald neugierig und gespannt, denn es gab etwas, worauf ich wartete. Ich wurde ungeduldig, sie nannten ja alles und jedes, das alte Weiberl und den Chevalier und die Liesel und den Bettler, nur nicht, was ich hervorgehoben wünschte: „Ja, aber der Baumeister Sockel, wie der sich im Fortgehen noch umdreht und sagt: ‚Lump!‘ — das war halt prachtvoll!“ — Meine Mutter, in anderen Gedanken, gab mir flüchtig recht. Doch ich blieb hartnäckig und verlangte von meinem Vater die Erklärung, daß es ein großer Künstler gewesen, der das gesprochen hatte. Allein er verweigerte sie und ich blieb unbefriedigt. Und am Ende verstieg ich mich zu der undankbaren Vermutung, daß meine Eltern nicht so gut wüßten wie ich, was schön sei, oder nicht genug aufgepaßt hätten.

In dieser seltsamen Einseitigkeit verblieb ich in der nächsten Zeit. Der Gedanke an den schönen Abend kehrte beglückend wieder, es ging ein zauberischer Glanz davon aus! Aber im Grunde bedeutete mir jener ein Augenblick den ganzen Abend; wenn ich den Wunsch hegte, den „Verschwender“ noch einmal zu sehen, so war es vornehmlich dieser Stelle wegen, und wenn ich daheim das Hobellied sang, so meinte ich auch damit eigentlich diese eine Stelle, die da kurz und gut lautete: „Lump!“, und die freilich nicht gut unausgesetzt rezitiert werden konnte. Der Name des Schauspielers, der den Baumeister Sockel gegeben hatte, schien mir von romantischer Schönheit; er hieß Plateus. Auf dem Schulwege suchte ich ihn immer wieder auf den Theaterzetteln und fand ihn gewöhnlich gegen Ende der aufgezählten Künstler. Nun kam in jenen Tagen mein Geburtstag. Meine Eltern hatten auf mein Entzücken über den „Verschwender“ wohl geachtet, und ihre Güte und Aufmerksamkeit wählte als das richtige, das einzige Geschenk, das mir damals Freude machen konnte, das Textbuch des „Verschwenders“, und sie legten den „Bauer als Millionär“ noch dazu. Die beiden Hefchen sahen recht unscheinbar aus. Aber ich war einfach selig. Der Vater zeigte mir das Hobellied und das Duett zwischen Valentin und Rosa und las es mir vor. Ich war ungeduldig und konnte es kaum erwarten, bis er das Heft wieder meinen Händen überließ. Ich durchblätterte es und sah bei jedem Auftritt das letzte Wort nach. Allein ich fand nicht, was ich suchte.

Mein Vater fragte. Die Szene des Baumeisters Sockel? Nun, er kannte sich aus in dem Stück und hatte sie mir gleich aufgeschlagen. Da hatte ich es endlich gedruckt vor mir, wie Sockel weinend zu dem garstigen Kammerdiener sagt: „Große Seele!“ Danach stand in Klammer: beide in Flottwells Kabinett ab. — Schluß. Und sonst nichts. Ich war enttäuscht. Verstört sah ich den Vater an.

„Was hast du denn?“

„Das wird nicht das richtige Büchel sein“, sagte ich kleinlaut.

Der Vater schüttelte den Kopf. „Warum soll das nicht das richtige Büchel sein?“

Ich zeigte die Stelle. „Da soll ja noch Lump stehen.“

„Warum soll da noch Lump stehen?“ lachte mein Vater. „Daß du einer bist, das weißt du auch so, das brauchst du nicht noch gedruckt.“

Ich sagte unwirsch, wie ich's meinte. Da antwortete der Vater bedächtig. „Mein Lieber, das steht nicht im Buch, weil es der Raimund nicht gedichtet hat, und der Raimund hat es nicht gedichtet, weil es nicht notwendig ist. Was du gehört hast, ist ein Zusatz, den ein minderer Schauspieler eigenmächtig gebracht hat, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und du bist ihm aufgefressen, weil du halt ein dummer Bub bist. Und wenn es das Publikum auch gern gehört hat, was sehr wohl möglich ist, so kommt das daher, weil es in seiner Masse auch wie ein Kind ist und weil ihm nichts dir genug aufgetragen erscheint. Aber daß es doch das richtige Büchel ist, darüber darfst du dich beruhigen. Verschustere es nicht und schau fleißig hinein, dann wirst du schon ein und das andere Wort finden, das ebenso gut und besser ist als das eine, das dir drin fehlt, und daran wirst du dann kennen, daß es das richtige ist. Und wer den Ferdinand Raimund hat, der braucht keinen Platen.“

Ich habe das Büchel dann wirklich durchstudiert. Der Mutter, meinen beiden Tanten, meinem Brüderchen, der Köchin und ihrem Vetter, der beim Militär war, hab' ich es, wo sie mir nur stillhielten, ganz und stückweise, mit schmetternder Stimme vorgelesen, die Stellen ausgenommen, die für mich weniger Reiz hatten. Was mir der Vater wegen des einen schmerzlich vermißten Wortes gesagt hatte, sah ich schließlich ein. Man hat sich genau nach des Dichters Vorschrift zu halten, das war gewiß. Jener Schauspieler hatte sich dagegen etwas herausgenommen, das durfte man nicht. Freilich: wie's im Leben schon geht. Ich erkannte das Rechte und tat das andere, das Drängende, das Kikelnde. Die wußten's ja

nicht! Weder die Mutter noch die Tante, nicht der Gustl noch die Köchin noch der Soldat. Und ich schloß manche Vorlesung tiefbeglückt wie von keinem andern Dichterwort mit dem begeisterten Ausruf: „Lump!“ — Ich konnte mir nicht anders helfen. Solche Macht hatte damals der Platen über mich.

Max Mell / Der Besuch der Ahnen
(Szene aus dem „Spiel von den deutschen Ahnen“)

Karl (prüfend, unsicher): Kommt's Ihr uns als Verwandte heimsuchen, und ist es deshalb, daß Ihr Euch als Knecht angeboten habts? Das müssen wir wohl hören?

Priska (eifertig): Verwandte! Also das ist die Lösung des Rätsels! Ich muß schon sagen, einen ungeschickteren Augenblick hätten sie sich für den Besuch kaum aussuchen können. Gelt, Karl? Ich jedenfalls werde mich ihnen nicht lang widmen können. Aber nun sind sie einmal gekommen, da sollen sie sich niedersetzen! Hier ist Wein, hier sind Gläser! (Sie geht voran nach rechts, Kaspar, mit dankendem Blick auf Priska, folgt ihr, die andern schließen sich an.)

Karl (spähend): Ja, so sollt ihr sitzen an meinem Tisch in Gottes Namen.

Gertraud und Thomas (setzen sich auf die beiden Stühle in der Mitte; rechts auf die Bank Karl; zurückgerückt Anna; Christoph steht neben ihr, rückwärts. Links, nicht allzu nahe am Tisch, setzt sich Priska).

Kaspar (nach vorn tretend, heiter, schenkt Wein ein; er füllt sechs Gläser, Anna lehnt ab. Dann setzt er sich ganz vorn rechts auf die Bank neben Karl).

Thomas: Das ist aus dem Hüttenbrennerischen Weingarten? Brauch wohl nit fragen. Wieviel habts Ihr gehabt im Vorjahr?

Karl: Das ist nicht der Rede wert. Hab' nur einen Boden mit Reben; gibt nicht mehr als dreißig Eimer höchstens.

Thomas (zieht die Hand vom Glas zurück): Ja, wären denn die großen Ried abgekommen — die herrlichen — bis hinunter zum Pfaffengraben?

Karl (auflachend): Bis zum Pfaffengraben? Wie kommt's Ihr darauf? Das sind Obstgärten, die bis dorthin gehn.

Thomas: Obstgärten. Will's nachher wohl gehn anschauen, wenn's verstatt ist.

Karl: Es war wohl früher einmal mehr Weinbau in unserer

Gegend, man sieht auch immer einmal wo ein altes Kellerstöckel, das jetzt anderem dient.

Priska: So erproben Sie, ob der, den's noch trägt, wenigstens gut ist. Kaspar, du ermunterst deine Freunde ja gar nicht.

Karl: Wir wollen erst den Grad der Verwandtschaft feststellen, dann trinken wir auf sie.

Thomas (enttäuscht): Wird mancher Landstrich rauher, zieht sich der Wein zurück. Hat's uns nicht schon beim Kommen geschienen, Gertraud? — Und wieviel Kösser habts ihr?

Karl: Kösser haben wir keine mehr.

Thomas: Keine Kösser mehr! Wir haben acht gehabt, und den Wein haben sie ins Land gefahren, und der Kaiserhof und der Kurfürst haben den unsrigen getrunken!

Karl (sieht ihn befremdet an; mustert ihn mit Bangen; sieht Kaspar mit hilflosem Grauen an, heftet den Blick wieder, aufgeregt, auf die Gäste).

Thomas (im Eifer): Sagts mir mehr. Muß nit überall Wein gedeihen, schenkt auch die Brotsfrucht Freud und Segen. Geht fleißig die Hüttenbrennerische Mühl?

Karl: Die Mühl haben wir eingestellt. Wie ich aus dem Krieg zurückgekommen bin, war nicht ein Körndl da, nicht ein Stäuberl Mehl. War ja beschlagnahmt, Lohnmühl geworden. Davon hat sie sich nimmer erholen können.

Priska: Überhaupt haben sich eben die Zeiten geändert, hier heroben ist kein Leben mehr für Menschen. Sag ihm nur, Karl, was du vorhast.

Karl (schweigt).

Thomas (hat Priska gespannt und etwas mühselig folgend auf den Mund gesehen, zu Karl): Ist wohl noch nicht gar lang Eure Hausfrau?

Priska (geschmeichelt): Es mag wohl nicht so lang ausschauen, sind aber doch zehn Jahr!

Thomas: Und wo sind Eure Kinder?

Priska (beleidigt): Die Zeit ist nicht danach, Ihr hört es ja; wir haben keine. Das kann sich leisten, wer Geld hat. Es ist schwer genug, selbst satt zu werden; und es ist gewissenlos, Kinder in die Welt zu setzen, die man nicht ernähren kann.

Thomas: Soll das so sein, daß der Hof keinen Erben haben wird?

Priska (böse, zieht das Glas zu sich heran): Trinken wir halt auf den Erben, dem der Hof einmal zufallen soll!

Karl: Ich hab' doch gesagt — und wenn du einen solchen Ton anschlägst, kann ich's nicht tun!

Priska: Dann weise du ungehörige Fragen entsprechend ab.

Kaspar: Wer unserem Hause wohl will, darf die Frage stellen.

Priska: Der Hof kann eine Anzahl Menschen bescheiden ernähren. Aber wird die Zahl der Esser zu groß, geht er zugrund.

Christoph: Mich wirst du los.

Kaspar: Meinst du uns, so sag ich dir: hab' ich die Gewißheit, daß mein Leben einem Zukünftigen auf diesem Hof im Licht steht, so geb ich es her! Ich habe gelebt. Meine Bilder legen Zeugenschaft für mich ab. — Wenn nur der eine über die Notzeit kommt, der die Zukunft trägt!

Thomas (schwer, seine Scheu vor Fragen überwindend): — Solche Notzeit ist im Land?

Kaspar: Es war doch der Krieg, der ungeheuer große Krieg!

Karl: Das Anwesen hat geblüht, Mühle und Wirtschaft, Holzhandel und Jagd! Mein Vater hat doch das neue Haus drüben gebaut! Was für glückliche Knabenzeit haben wir gehabt! — Der Vater ist gefallen, mit achtundvierzig Jahren. Ich bin noch im Feld gestanden über zwei Jahr. Mein nächstjüngerer Bruder ist gefallen mit neunzehn Jahren. Und dann, nach dem Krieg, ist die Mutter gestorben, an der Grippe. Aber so hat's in fast allen Familien ausgesehen!

Thomas (halb mit der Frage tastend, halb, als wüßte er's): Ist großes Elend kommen über deutsche Nation!

Kaspar: Großes Elend. In dem uns nur eins trösten kann: das Land überfluten, das hat der Feind diesmal nicht können, die Zeiten sind vorbei!

Thomas: So ist es in Ehren, wie sie es bestanden hat und noch trägt?

Kaspar: Weiß Gott, in Ehren! Einmütig, unbrechbar in der Abwehr gegen die ganze Welt. Mit Gesang ist die deutsche Jugend in den Tod gegangen, herrlich zu gedenken für alle Zeiten!

Thomas: Gelobt sei Gott! So sind ich euch hier in großem Kummer, aber es steht doch noch das Reich?

Kaspar: Steht! Gewandelt wohl aus früherer Zeit, aber das Reich steht!

Thomas: Lebendiges Wesen wandelt sich; und muß auch das Reich sich wandeln, daß es lebt. Ist geworden und gewachsen

wie sonst Kreatur; ist aus dem Wald gekommen, wie der schöne Hirsch, und hat all deutsches Land erfüllt!

K a s p a r : Aus dem Wald? Was wollts Ihr damit sagen?

T h o m a s : Aus dem heiligen Dunkel, keiner weiß die Zeit. Die Kämpfer aus dem Wald, und haben im Wald geschlagen den römischen Feldherrn, und Hermann hat ihr Fürst geheissen!

K a r l (nicht lächelnd, sieht auf Kaspar).

K a s p a r : Ja, doch schreibt sich das Reich nicht von ihm her.

T h o m a s : Nein; haben aber doch die Heiligkeit haben müssen; vom Wald schreibt sich das her, so ist das gemeint. Ist dann die holde Lehr gekommen, haben sie den Baumeister gehabt, der ihnen das Reich recht baut!

K a r l : Carolus der Große!

T h o m a s (nickt): Hat sich noch als stattlicher Mann in die Schulbank gesetzt, um zu lernen!

K a s p a r (lächelt): Es heißt von den Deutschen, daß sie gern lernen und lehren!

T h o m a s : Und nach Innen schaun: ist der Weg, den die Schutzgeister einhertreten!

K a s p a r : Als schlummerten sie im hohlen Berg und kommen zu helfen und zu retten!

T h o m a s (ausweichend): Wie Gott jedweden ruft! Ist ihrer immer Not gewesen, ist ja allzubiel Streit vorgegangen um deutsches Land. Der Türk! Der Schwed! Der Franzos! Und deutsche Herren gegeneinander! Viel Krieg durch Menschenalter hindurch. Und die junge Kaiserin Maria Theresia und der preußische Friedrich, wer da wohl der obsiegende Teil mag geblieben sein? Ist das wo zu lesen?

K a s p a r : Waren beide kühn, stolz, liebenswert; haben dem Reich beide Ehre zugefügt auf ihre Art, und deutsche Nation ist groß geworden seit ihren Tagen und guter Geister voll!

T h o m a s : Ist's wohl? (Zu Gertraud): Du, der weiß wunderbare Sach! Wie ist's damit bestellt?

G e r t r a u d (zu Kaspar): Möcht viel hören von der Welt, ist wie ein Durst in mir!

K a s p a r : Nun, da ist im deutschen Land die gottgeschenkte Kunst der Töne immer schöner hervorgegangen; haben Meister so ein Musizieren geschaffen, daß drin das Reich aus Wohlklang nachgegründet ist und das Glück daraus hervorfließt für ewig.

T h o m a s (aufgeregt zuhörend): Wirklich, wirklich? Muß heut wohl ein freudiges Wohnen sein im schönen deutschen Land!

Gertraud: Haben immer auch gern gehört schöne Musik machen! War mir immer, als verzaubert's mich in den Himmel.

Kaspar: Und ist ferner ein Mann gewesen, ein Mann mit Sonnenaug: der hat in deutsches Wort gehoben alles, was durch die Menschenseele geht, spricht unser Herz und Sinn seither mit seiner Sprache, so hat er sie gewaltig gemacht!

Thomas: Wird mir das Aug feucht, weil Gott hat das deutsche Volk also reich begnadet!

Karl: Und einer ist aufgestanden, der hat das Reich, das zerrissene, wieder zusammengebracht und festgemauert! ein Held mit Adleraug, Bismarck sein gefürchteter Nam: und sein Werk ist noch und bleibt stehn!

Thomas: Zieht großer Frieden ein in meine Seel, weil mir einer von diesem Haus sagt solche Ding!

Christoph: Dann sag ich aber das dazu, was die Menschheit auch noch gefunden hat: sie hat gefunden, zu fliegen; ja, erheben sich wie die Vögel in die Luft, und ein deutscher Mann hat in unverdrossenem Fleiß und Mut das wunderbare Fahrzeug gebaut, das über die Weltteile und den Ozean und die Wolken dahingeht!

Thomas (faltet die Hände): Die Träume und Mären machen sie wahr, die Menschen!

Christoph: Und ich muß ein Schuldiger sein. Führe mich Gott, daß ich wiederkehr und mir ist, wie jetzt unter euch. So lebt alle wohl!

Anna (nickt, trocknet die Tränen, eilt ihm nach).

Karl und Kaspar (sind aufgestanden. Thomas und Gertraud sehen ihm nach).

Kaspar: Ein Friedloser heute. Armer Bruder!

Thomas: Ist etwas Schlimmes, was ihn treibt, was ihn verfolgt?

Kaspar: — Der große Krieg! Dem ist keine Seele entronnen, jede hat er berührt und versehrt. Da haben wir gesagt, was wir haben und von uns wissen: aber es wankt alles in den Herzen!

Thomas: Für Notzeit war ein großes Gebet im Hüttenbrennerischen Haus, in dem Buch eingeschrieben. Hat's doch der böse Geist erreicht?

Priska: Ach Gott, was ihr von Geistern wißt. Trinken sollt ihr, das vertreibt alle bösen Geister!

Kaspar (zurückhaltend, forschend und bittend): Ihr habt es noch gesehn, gelesen, habt ihr noch Erinnerung an die Worte?

Thomas (sinnt nach; Gertraud sieht ihn an): Nur in der Nothzeit sollte man danach greifen. Ob es nicht ist, daß ihr das Gebet, das Erhörung findet, neu schaffet?

Karl: Ja, wie soll das wohl sein! Woher die Erleuchtung!

Thomas: Hast's in dir wie jeder Mensch. Auf ein Wort aber besinn ich mich wohl in dem Gebet. Darauf stütz dich. Das hat geheißen: Lieb hat die Führung.

Karl: Lieb ... hat die Führung ... Da Ihr so sprecht — und dazu in unser Haus gekommen seid — will keine Frage tun, wär jede unziemlich, eh ich euch das gesagt hab', was ich als Haupt des Hauses Hüttenbrenner sagen muß. Euch sagen: daß ihr willkommen seid. Kaspar, du hast sie eingeladen und festgehalten, du hast recht getan, hab' Dank! — Bleibt! Bleibt bei uns immerdar! Ich biet's euch an. — Mit diesem Trunk unseres Weins!

Thomas: Mein Lieb, nun ist es an der Zeit.

Gertraud: Selig, mein Lieb, mit dir.

(Sie greifen nach den Weingläsern; sehen noch einmal freundlich, aber gleichsam angestrengt, zu den Brüdern, und heben sanft die Gläser. Dann lehnen sie ihre Wangen aneinander, nippen und setzen die Gläser sacht hin. Und wie sie die Hände vom Tisch senken, scheinen sie sich noch tiefer zu neigen, scheinen zu erschauern, zu verwelken, und sind, zu Staub zerfallend, verschwunden.)

Karl und Kaspar, zuerst über das räthelhafte Geschehen erschreckend und erbebend, stehen dann regungslos; neigen sich, begreifend, beide tiefer.)

Hans Klopfer / Volk

Volk — in leichtverwognem Mute
jagt ihr's fed' in euren Streit,
daß es zahl' mit seinem Blute
eure kurze Herrlichkeit.

Nimmer ist's die laute Masse,
die ihr auf die Straße hekt,
bis sie, blind in Gunst und Hass,
auf den Gögenthron euch setzt.

Volk — das kommt aus Ewigkeiten,
ist ein tiefes, dunkles Meer,
vom Jahrhundertweg der Zeiten
müdes, schlafumfangnes Heer.

Volk — das wohnt vor dunklen Wäldern,
über sich das Sternenzelt,
gräbt aus morgenfrühen Feldern
seine garbenfarge Welt.

Volk — das lebt in alten Märchen,
wie sie einst die Mutter sang,
glänzt von blonden Kinderhäarchen
sorglos auf am Blütenhang;

trägt wie unter tiefen Narben
seines Schöpfers Ebenbild,
das in stillverblichnen Farben
erst ums Totenantlitz spielt.

Volk — das ist ein stummer Riese,
der an Weltenfesten baut
und aus dämmerndem Verliese
selten nur die Sonne schaut.

Aber wenn es aufgestanden,
seinen Herrgott in der Faust,
ist's der Föhn, der frei von Banden,
von den Bergen niederbraust,

ist's der Herr am Jüngsten Tage,
der sein donnernd „Schuldig“ spricht
und vor überladner Waage
blutig hält sein Weltgericht.

Hans Klopfer / Armengeburt

Armselig Menschlein, hart ans Licht gerungen
in schwerer Stund aus dunklem Mutterschoß,
vom Rhythmus seines warmen Bluts umfungen
und harter Arbeit schlummernder Genoss'.
Heimliches Glück, umschmiegt in stillen Träumen
von Blütenkränzlein, die dir zugedacht,
und selbst ein Blümlein, das nach stillem Reimen
aus Purpurtiefen nun zum Licht erwacht.

Und deine Auglein, ersterschlossene Quellen,
die ratlos noch der Armenstube Not
wie Himmelsboten wundersam erhellen,
sie spiegeln hier ein trübes Morgenrot.
Gleichmütig schweigt armseliges Geräte
zu deiner jungen Glieder zager Lust,
doch welche Hände weisen im Gebete
dir deine Heimat an der Mutterbrust.

Ob draußen auch die Welt in wildem Drange
ihr Heklied gestt nach Reichtum, Glück und Ruhm,
hier schirmt die Mutterliebe Wang an Wange
der Wochenstube uralte Heiligtum.
Und sieht vom harten, sturumtobten Leben
nur einen feinen, goldumwobnen Saum
lächelnd um's kleine Häuptlein niederschweben
in ihrem schmerzgelösten Muttergottesraum.

Hans Klopfer / Grimming¹

Grimming! Gewaltiger! Großer!
Hineingestellt in des Lebens hastend Gewimmel
dir zu Füßen,
ein Radabweiser am Weg der Zeiten.
Aus des ringsum blühenden Lebens
bunter Genügsamkeit,
aus Waldesdunkel und leuchtenden Matten
aufstürmend mit fliegenden Flanken
und auf steinernen Streben
zu purpurnem Duft ins leuchtende Blau gelöst.
Tausendjähriger!
Von Schauern umwittert, von Schönheit gekränzt,
dem in Ehrfurcht und Liebe aufstiegender Auge
unnahbar in schweigender Wucht!
Zu deinen Füßen durch die Jahrhunderte
hinirrende Strähnlein des Lebens,
nachdrängend auf uralter Straße der Völker
und sorgengeweiht, von Gebeten durchstammelt
ob deiner Wuchten hochdräuendem Troß.

¹ Der Grimming ist einer der schönsten Berge der Steiermark.

Dir gegenüber die uralte Stätte
lauernder Herrengewalt,
kraftgewaltig wie du und gefährlich dem Kleinen,
daß er steilen Genicks die drohenden Mauern entlangzog,
ob nicht des Adlers eisern Gewaffen schon
über ihm rausche.

Nachträumend heute versunkenen Zeiten
aus Waldesruh und schallendem Vogelsang
im winzigen Münster
starkgläubiger Gottesfurcht drängende Bilder,
farbenhold leuchtend, aus stummem Vergessen
erwacht in unsere Tage.
Erglühend im Frührot des lenzfrischen Morgens,
unterm lastenden Mittag kleinlichen Lebens
in Vergangenheit träumend — und tot und erloschen
in hoher sternblinkender Nacht,
von des Grimmings eisiger Einsamkeit
hoch überwacht.

Im Schwalbennestdörflein, von Blumen umblüht,
die Hütten der Menschen,
im Säen und Ernten des flüchtigen Lebens
harter Arbeit geweiht.
Im sonnigen Friedhof, vom Bergwind durchfächelt,
die schlafenden Müden, lobsprüchebeschwert,
unter schwarz durchpflügter Friedhofserde
Lichtfunken im Aug noch in beinerer Höhle
der sonnig leuchtenden unendlichen Schönheit,
die dein stilltragendes Bild
durch ihr Leben begleitet.

Grimming! Gewaltiger! Großer!
In meine Tage voll Arbeit,
in meiner armen Seele ringende Wirrsal,
in Kleinmut und Zweifel,
durch Irren und Sünde
meines rasch verrinnenden Lebens
trag ich dein Bild, dein leuchtendes Ragen
in nimmer verlöschender dankbarer Liebe!

Auf einmal hatten wir's unser zwei, drei Buben in den Großferien mit dem Fischen bekommen. Der Strohriegl Pepi, Unterghymnasiast wie ich und ein gerissener Stadtbub, war als Gast ins Haus gekommen und in ruhelosem Bubendrang bei ländlicher Freiheit rastlos hinter allem her, was sich fangen ließ und Reiz bot. Aber die Trauermäntel über den stillen Waldwiesen, die Schwimmkäfer und Molche im Schloßteich hatten unsere Insektenkästen und Aquarien bald gefüllt. Und so kam er eines Tages vom Krämer mit Angelschnüren und grell lackierten Korkschwimmern zuwege. Tag für Tag schlichen wir zum Schloßteich durch den Zwetschenanger beim alten Gerberhause, wo's so köstlich nach Lohe roch. Standen dann geduldig stundenlang über halbversunkenen Hölzern am rauschenden Wehr, wo über die Schußtafel die Wasser in breit spiegelndem Schwallen fielen und weithin bis ans flache Gestade drüben sich unabsehbar für uns das Reich der Kleinfischwelt dehnte. Fast blind wurden wir von der angestregten Schau über die flimmernden Wellen und taub vom schweren Wassersturz, dessen einförmiges Rauschen jegliches Geräusch verschlang. Und wenn man einmal tief aufatmend aufsaß, schienen sich die Ufer zu drehen und Welt und Himmel standen hoch über uns.

Das hielt uns tagelang gefangen, so sehr, daß wir kaum der Vielfalt wimmelnden Lebens gedachten, die unserm Spiel zum Opfer fiel.

Dann aber setzte mit einemmal Regentwetter ein, eine volle Woche lang. In tosendem Schwallen stürzten die lehmbräunen Fluten übers Wehr. An Fischen war nicht zu denken. Zudem hatte mein Kamerad heimfahren müssen.

Dann waren die Wasser gefallen, die Sonne glänzte wieder auf den nassen Wiesen; aber noch zog der Bach grün und leicht trübe seine Ufer entlang.

Weit oben hinterm Eisenhammer waren die Wasser breit gestaut und nur langsam und unmerklich trieben die Weidenblätter auf der stillen Flut. Ich wußte, dort standen unterm überhängenden Ufer die „ganz Großen“ fast unbeweglich, aber scheu und unerreichbar. Nur einmal wollte ich's an ihnen versuchen. So legte ich mich auf den Bauch und spähte behutsam in die trübe Tiefe. Und richtig! Da stand kaum auf doppelte Armeslänge unter mir ein mächtiger Weißfisch, grünbraun am Rücken und regte in leisem Spiel die rötlichen Flossen. Ich zog ein Heupferd über die

Angel und ließ es unendlich vorsichtig an kurzer Schnur dem Alten zutreiben. Gemächlich und kaum beachtet spielte es ums braune Maul, auf einmal schlang er danach. Ein Ruck, ein Riß, und schon hatte ich ihn kopfüber weit ans Ufer geschneelt.

Nun lag er schwer schlagend im hohen Grase. In freudigem Schreck überflog ich die breiten Silberschuppen, die ziegelroten Flossen, das weite Maul, das die Angel fast nur am Rande gefangen, so daß er im Schwunge sich unverletzt von ihr gelöst hatte — und konnte auf einmal doch nicht zugreifen!

Kleinlaut und schuldbewußt schaute ich nach meinem Opfer hin, als wäre das Leben selber an mich herangetreten, zum erstenmal, mit all seinen Fragen, den dunklen, die ratlos machen. Und ratlos blickte ich wieder nach dem Stück mächtigen Lebens, das da auf einmal in meine Hand gelegt war.

Im Wehrschlag hatte es wohl die wimmelnde Menge gemacht, die ungesehen uns zur leichten Beute fiel, die sich leicht und hundertfach immer wieder ergänzte. Vor allem auch der Reiz des spielenden Schwimmers, der tauchte und stieg, bis er zur Tiefe fuhr und die Nerven zum Rucke aufriß.

Da aber lag ein Einsamer, Großer vor mir. Einen Träumenden hatte ich beschlichen, einen Ruhegestillten, leicht hin und unbedacht. So groß und fremd und wieder hilflos glockte er aus goldumränderten Augen, als hätte ich einen Märchenunhold aus der Tiefe gezogen. Ein Stück der Schöpfung, ein fertiges, ehrfurchtgebietendes, hatten meine Knabenhände ans grelle Licht des Alltags gerissen, das von nun an an seinem Platze fehlen mußte. Nur zögernd spannten sich meine Kinderfinger um die mächtige Muskelmasse. Wie er sich wand, wie die großen Augen stumm und drohend nach mir sahen! „Lausbub!“ wollten sie wohl sagen. Ich war mit einemmal dem Weinen nahe. Ich hatte ihn ja fangen wollen, gewiß. Aber nun töten: Daran hatte ich nicht gedacht. Und wieder zurückwerfen den seltenen Fang? Das ließ mein Stolz nicht zu, der unbewußt in einem Winkel lauerte. Ich war ratlos.

„Fischdieb, Fischdieb!“ klang's mit einemmal dort drüben vom Gartenzaun her. Spielende Buben hatten wohl meinen Fang bemerkt. Und es achtlos gerufen. Gestohlen also! Daran hatten wir bisher nie gedacht. Etwas Fremdes schlich an mich heran, etwas Unreines, aus dunklen Tiefen und wollte mich verstricken in eine Schuld, die ich nie gekannt.

Da griff plötzlich eine hagere haarige Männerhand über mich nach dem schlagenden Fisch. Erschreckt sah ich auf: das Schicksal,

die Strafe! Und hinter mir stand der alte Benefiziat Stephan Her-
gowitsch, ein Fischer und Jäger von sagenhaftem Rufe, uns Buben
bekannt als kurz angebunden und wortkarg und seltsam unheimlich
in seiner weltscheuen Abgeschlossenheit. Der aber hatte dem Rot-
flossigen schon hart aufs Genick geschlagen, zwei-, dreimal mit der
Zwinge seines derben Stockes. Nun wog er ihn prüfend in der
Hand. Zweifelnd sah ich in ein gekniffenes Greisengesicht, über
das die braune Haut wie Leder gespannt war.

„Mit was hast ködert?“ frug er kurz. Ich zeigte gehorsam die
Angel, über die noch ein halber Heuschreck gezogen war. Er schüt-
telte verächtlich und mißbilligend das lahle Haupt: „Kirschen!“
Der Rat fiel für mich schon ins Leere. Wie mit einem Schlag hatte
die nüchterne Sachlichkeit Bann und Sorge gebrochen. Die rä-
chende Gerechtigkeit war zu erlösender Alltäglichkeit geschrumpft.
Aufatmend sah ich noch, wie er meine Beute in seine Jagd-
tasche schob. Er war wohl der Fischeaufseher. Und wollte an einen
kleinen Buben, wortkarg wie er war, nicht erst viel an Tadel ver-
schwenden.

Ich war allein. Und atmete noch einmal hoch auf. Wie weit war
der Himmel! Die Glocken klangen zum Mittag, und mit den
flitzenden Schwalben flog mein Bubenherz befreit in die unschuldig
lachende Welt!

Josef Friedrich Berkonig / Die Grenze

Schon sind die kleinen Fenster in der dicken Mauer erblindet, bald
wird die Dämmerung Wachsstock, Gebetbuch und Rosenkranz auf
dem Fensterbrett verhüllt haben, und es zieht in dem Hause der
Schellander noch ein später Rauch von Harz und Wacholder, er
weht von den Mostfässern im Keller bis zum Rußhaufen unter dem
Schindeldach, so will es die fromme Bäuerin Barbara, daß am
Abend vor dem Sonntag Gott der Herr durch Haus und Stall
ginge, denn es bannen Gebet und Rauch die Seuche, die Sünde,
sie erhalten das Herz der Hausleute in der Gnade. Und schon gar
muß jemand angeräuchert und mit Weihwasser besprengt werden,
der, wie der alte Sebastian, vom Berge kam. Den Zauber der Hei-
dengötter bringt er in seinen Kleidern mit, Umgang hat er droben
in seinem winzigen Hause, wo ihm eine Ziege Milch gibt und ein
Äckerlein das geringe Brot, mit Trud und Wassermann, das Salk-
weib beherbergt er von der letzten Ahre bis zum ersten Saatkorn,
und die Pechtra mit der scheppernden Ruhglocke tritt in der Win-

ternacht über seine Schwelle. Jetzt wird er nicht mehr die Krippenfiguren aus dem Lindenholz schneiden, den bärtigen Zimmermann Josef und die zarte Jungfrau Maria, Eselein und Rind und das holde Jesuskindlein, unruhig ist sein Messer schon geworden, als die wilden Gänse über dem aperen Berge schrien, und er schnitt sich in den Finger, als die Glocken am Karfreitag nach Rom flogen. Zwischen Ostern und Pfingsten schwemmte der wilde Bach den Winter von der Alm herab, und Sebastian hörte in den Nächten sein Gestöhn, und dann wehte eines Tages ein Wind vom Gebirge nieder, er zwängte sich durch den Rauchfang und kam zum Herde herab, und aus der knisternden Glut unter dem Dreifuß hörte es der alte Sebastian, wie ihn die Almen riefen. Und jetzt sitzt er in der Stube der Schellander, mit Vater, Sohn und Sohnessohn an dem eichenen Tische, und schon riechen sie den Speiß an ihm, und sie wissen, was er kaut, ist der süße Kern der Zirbelnuß, das graue Eis seiner Haare scheint zu tauen, und sein Gesicht, rissig wie trockene Erde, ist angeglüht von einer frühen Sonne.

Er hat vom Berge die frohe Botschaft gebracht, alljährlich wartet man auf ihn, Sebastian, den winterlichen Holzschneider und sommerlichen Hirten, aus seinem Munde wollen sie es hören, daß nun die glückselige Zeit gekommen sei, und das liebe Vieh muß auf die Almen getrieben werden, übergroß sind sie vom gewürzten Kraut, in den Quelltrögen spiegelt sich die helle Wolke, unter freiem Himmel werden die Tiere schlafen, Gott und Sterne über ihnen, und ihre Glocken werden über die Höhen hinläuten mit einem dunklen Ton.

„Es ist gut, Sebastian“, sagt der steinalte Vater Schellander, und in seinen vier Worten ist eingeschlossen alles Lob, alle Weisheit seines Alters. Und in blauen Adern unter wächserner Haut reiset das schwache Blut in den Tod.

„Jetzt hebt wieder der Streit um die Grenze an“, klagt der Sohn Schellander, ein Mann in saftigen Jahren, braun wie der Acker ist sein Haar, und in seiner Stimme hallen die Wälder.

„Soll es denn immer so bleiben?“ träumt der Sohnessohn Schellander, und sein Jünglingsherz stößt ihm bis in den Hals herauf. Dann aber flammt er an dem Tische hoch, und es ächzt der eichene Greis unter seinen Fäusten. „Wir können es nicht ewig ertragen, daß die Grenze das deutsche Gebirge entzweischneidet, so leicht wie wir einen Brotlaib auseinanderschneiden. Sollen die fremden Grenzwächter droben auf deutschem Grund

und Boden gehen, sollen sie für immer Erde von Erde scheiden und Blut von Blut? Gott kann es nicht wollen, und wir werden uns niemals fügen."

"Sei still, Michael", begutet ihn sein Vater, und er zerbeißt eine kleine Nührung zwischen den Zähnen, so jach ist er selber einmal gewesen. „So ist es nun einmal, und wir werden es nicht ändern. Tragen müssen wir es, daß die Grenze durch unsere Almen geht, das Vieh kann darüber hinweiden, und wir bringen das Heu von jenseits herüber, unsere Leute dürfen bis zum Grenzhaus hin, und die Wallischen kommen zu unserer Hütte, wir trinken Wein bei ihnen, sie trinken Milch bei uns, die Wächter sind friedfertig und nachgiebig, sie suchen mit den Hirten, wenn sich ein Tier verlaufen hat, und saugte Mario nicht dem Knaben Severin die Wunde aus, als ihn die Schlange gebissen hatte. Was wollen wir mehr? Wir haben eine ruhige Grenze."

"Und was sagst du, Sebastian?" Die Augen des Jünglings sengen den alten Hirten an, immer noch steht er, beherrschend die anderen drei Männer in seinem edlen Zorn, die ihm voraus sind an Jahren, nicht aber an Blut des Herzens, und sie ahnen auch nicht den Sinn dieser gegenwärtigen Tage, der sich durch den Schutt rang wie eine Quelle, die lange gefangen war.

Was soll so ein stummer Hirte sagen, dessen Auge an den heiligen Gestirnen hängt, an Immen, die den Honig tragen, an Blüten, die ihren Goldstaub verschleudern, und den semmelblonden, nußbraunen Tierfellen? Er hat keine Grenze gesehen, unverwandelt ist das Gebirge für ihn, ja, nach den Almhähnchen müßte man ihn fragen, nach Arnika und Frauenschuh und Wohlverleih, und er wüßte zu erzählen von der Kröndelnatter und dem Irrlicht, den singenden Seelen im Feuer und dem weißen Bilch, aber nichts weiß er von der Grenze zu sagen, von einem Jahr zum andern vergift er die weißen Steine, das Almgras wächst über sie an vielen Orten, und sie sind dann fort, als wären sie nie gewesen. So schickt denn Sebastian nur einen hilflosen Blick hin zu Michael, der in einer feurigen Wolke steht, es kommt ein letztes Licht vom Sterbelager des Tages.

"Wie seid ihr seltsam geworden, ihr Geschlechter nach mir", aus einem Grabe steigt die Stimme des Ahns, „was redet ihr da von Grenze, von uns und Fremden? Hat Gott auch nur einen Hügel versetzt? Nein. Hat er eine Alm verschüttet? Sie grünen wie vorzeiten, als die ersten Männer die Wildnis gerodet hatten. Mahlen droben auf den Almen die Röhre anders die Kräuter zwischen den

Zähnen wie das Rind der Väter? Fällt nicht der alte Regen auf sie nieder, und es trocknen sie Schwester Sonne und Bruder Wind? Alles ist, wie es immer war. Nur ihr seid nicht mehr die Alten. Eure Herzen sind kalt und eure Köpfe schwer, ihr traget zuviel unnütze Last. Warum beladet ihr euch damit? Lasset die Jahreszeiten für euch denken und Gott. Milliarden Buchstaben haben eure Bücher, und ihr seid trotzdem arm. Zehn Buchstaben nur trugen einstens die Welt auf ihren schmalen Schultern, als sie noch glücklich war. Noch sind sie hier in unserer Stube, aber eure Augen sind blind für sie. Sehet hier in der Tischplatte das heilige IHS, und dort an der Türe das Zeichen der Heiligen Drei Könige CMB, und auf dem Kreuzifix die Schrift INRI. Sie maßen mir mein Leben vor, sie werden genug sein für mein Sterben."

Jetzt aber geht über die Nacht des Uralters die junge Sonne auf.

"Schlafet weiter, ihr alten Leute", verkündigt der Jüngling Michael über die Häupter hin. "Ihr seid mit Taubheit geschlagen. Ihr höret nicht das Pochen in der Erde und nicht das Brausen in den Gewässern, und der Wind weckt euch nicht mehr aus dem Schlaf. Hast du, Großvater, schon vergessen, wie dein Lied über die Almen wehte? Es kam wieder zu dir zurück und war nicht haarbreit auf fremder Erde gewandert."

"Das jüngste Lied wird einmal alt", murmelt der Greis.

"Hast du, Sebastian, vergessen, wie dir die Soldaten im Nebel nachschossen, weil du über die Grenze tratest? Es war Nebel, sagten sie zu ihrer Sühne nachher. Ist aber der Tod im Nebel ein anderer Tod als der Tod in der Sonne?"

"Der Engel war mit mir", murmelte der Hirte.

"Hast du, Vater, es vielleicht schon vergessen, wie sie die Grenze in die Erde schlugen? Schrie nicht der Berg und donnerte der Himmel nieder?"

"Merkwürdige Gedanken hast du, mein Sohn, die Stadt hat dich vergiftet. Gehe hinter dem Pfluge, berühre den Leib der Tiere, lege dein Ohr an die Baumrinde, und du wirst wieder ein Bauer sein."

Er spricht es, um das schnelle Blut des Sohnes zu fühlen, daneben aber entsinnt er sich wohl des Jahres, in dem die fremden Offiziere in das ausgeblutete Tal kamen, und sie maßen die neue Grenze aus und zeichneten sie in Karten ein. Aufruhr war damals in allen Dörfern, und die Bauern stritten um ihre Almwiesen, und die Bauern stiegen mit den eiskalten Herren auf den Berg hinauf, und sie wiesen ihnen die Plätze, wo das Vieh der Ahnen geweidet

hatte, und es war eine einzige Erde gewesen über die Hänge und Gipfel hin, nicht geteilt in deutsche Erde und italienische Erde. Was Gott der Herr erschaffen hat, soll der Mensch nicht trennen, hatte ein Graubart gemahnt. „Wir sind hier nicht in der Kirche“, spöttelte da der Franzose, alle Männer des Tales überragten ihn um ihren Kopf, und doch hatte die Hühnerbrust, die Goldborte mehr Gewalt als sie. Es sei, trozte ein zweiter Mann der Bauerngemeinde, immer so gewesen, daß sie auf den Bergen gingen wie in ihren Stuben, als freie Herren. „Jetzt wird auf einer Seite Italia sein, basta“, fauchte ihn der Italiener an; es kam ein süßlicher Duft von ihm, und das graue Tuch seines kurzen Mantels, den er über die eine Schulter schlug, glänzte wie Seide. Und da verharrten sie nun in einer düsteren Stummheit, ihre Herzen waren wie verbrannt, und die Asche lag auf ihren Gesichtern. Nur der Engländer wußte ihren Jorn, ihre Trauer zu deuten, und er trat näher zu ihnen hin und sprach: „Macht es uns nicht schwer, es muß sein; wir sind auch nur von anderen geschickt.“ Es war etwas von brauner Erde und hellem Wind um ihn. Aber dann der Letzte, der vierte, hätte schweigen müssen, was hat ein kleiner krummbeiniger Zwerg vor solchen Männern zu sagen, jeder Mann ein Baum, gerade, hoch und stark? Schämt er sich nicht seiner gelben Haut? Er schämt sich nicht, seine Zwirnstimme sagt zu den finsternen Wipfeln der Bäume hinauf: „Habt ihr nicht den Krieg verloren?“ Mußte das der Japaner zuletzt sagen, der gelbe Hund?

Alles das geht noch einmal dem mittleren Schellander hinter der bewölkten Stirne vorbei. Öfter als zwölfmal hat man seit damals gesät und geerntet, mit jedem Korn warf man ein Teilchen davon in die Furche, und mit jedem Halme schnitt man ein Teilchen davon ab, wenig nur mehr ist übriggeblieben, und es ist schon blaß wie ein Traum am Morgen; und an die Grenze hat man sich gewöhnt. Ein Glück nur ist es: Michael war damals ein Kind.

Nun aber ist er ein Jüngling, er kam heim aus der Stadt, wacher nach einem Jahr unter vielen Menschen, und es brauste sein Blut über Zeit und Geheimnis. Deshalb ließ es ihn an diesem Abend auch nicht schweigen, und es gab ihm ein, den dreien am eichenen Tische zu sagen:

„Es geht nicht um Vieh und Heu, und nicht darum, daß wir ein paar Büchenschüsse weit nach Italien hineingehen dürfen ohne Schein, und wir klagen nicht deshalb, weil unsere Almen zerschnitten sind in Hier und Dort, aber daß es geschehen konnte, der Mut der anderen zum Unrecht, und daß Gott schwieg, das ist unsere

Schande. Die Grenze geht nicht über das Gebirge, die Grenze geht durch unser Herz. Spürt ihr denn nicht, wie wir darunter leiden, du Großvater, du Vater, du Sebastian und ich, jeder auf seine Weise?"

Ach, sie spüren es nicht, in einer fremden Zunge redet der Jüngste, wie sie es auch nicht begreifen können, daß er in diesem Sommer ein jüngerer Hirte sein wird neben dem erfahrenen Sebastian, der ein Übel der Tiere heilet mit zauberischer Hand, der Alraunwurzeln ausgrub und Kalmus in hochgrädigem Weingeist ansetzt zu einer Arznei. Er wird auch Michael heilen, denkt der Vater und gibt ein rasches Ja, so sehr es ihn wundert, maß der Sohn ein Knecht sein möchte des Knechtes, aber vielleicht wird der scharfe Wind der Höhe aus seinem Kopfe fortblasen den Dunst der Stadt.

Der bleichsüchtige, sommersprossige Kaplan besprengt nach Pfingsten in einer kühlen Herrgottsfrühe die Herde mit Weihwasser, einige Tiere tragen für den festlichen Auftrieb den verstaubten Schmuck aus früheren Jahren, verblaßt sind seine farbigen Bänder und blind das zirpende Glas, und ein stetes Geläute von dunkeltönigen Ruhglocken schwebt über ihnen allen. Sie kommen am hohen Mittag auf die Alm, Sebastian bekreuzt sich vor der Schwelle der Hütte, dreht mit Mühe den Schlüssel im verrosteten Schloß, und während der Hirte wieder Besitz ergreift von dem winzigen Berghaus aus rotbraunem Lärchenholz, indem er die trockene Luft einsaugt, und mit ihr den Geruch von spätem Herbst, Winter und frühem Frühling, die hier seit dem Almabtrieb wohnten, während er die Silberasche vom Herde bläst und überall das Spinnweb zerstört, dabei immer sein stilles Vaterunser denkend, nimmt der Jüngling Michael die Almen in seine Augen auf, die sichtbare Nähe, die geahnte Ferne, aus der Kindheit herauf schon ist ihm dieses Gebirge vertraut. Und doch, wie jetzt sein Blick über die Almböden hinwandert, zuerst ein ebenes Stück weit, und dann sinkt es in einen Seitengraben, und jenseits von ihm bedecken die hügeligen Wiesen den Berg wieder wie rauhes, grünes Tuch, da scheint es ihm, als stünde er zum ersten Male an dieser Hütte, und er hätte diese Berggegend nur irgendeinmal geträumt. Im Traume war die hingeschwungene Almwiese an dem dunklen Lärchenhause leer, hier aber ist in ihr ein weißer Stein, in die Mitte ward er hingepflanzt, und es verrückt ihn kein noch so unwilliger Fuß, er haftet in der Erde, als wüchse er aus ihr, als hätte er schon Wurzeln geschlagen. Und wie ein großmäuliger, herzloser Fremdling

fühlt er nicht die eisige Erde um sich, Michael aber sieht es, wie in einigem Umkreis dort das Leben abstarb, eine Narbe, eine Brandstatt ist um das Mal der Grenze. Und Michael sieht in dieser ersten Stunde über den braunen und hellgelben Rücken der Tiere, die sich schon mit dem süßeren Kraute zu laben begannen, andere weiße Steine hin und hin, einem Arglosen würden sie wohl zergehen vor silbergrünem und blaßviolettem Grunde, ihm aber leuchten sie wie unauslöschbare Punkte einer Linie, die sich hebt und senkt, ein riesiger Schlangenleib auf unruhigem Gelände. Eine dünne Raupe, weiß wie ausgelaugtes Gebein, ist die tausendmal verfluchte Grenze, und sie klebt an dem Körper des Landes und kann nicht abgestreift werden, wie man sich sonst entledigt eines häßlichen Getiers.

Wage es einer zu sagen, dem Jüngling Michael, der Tag um Tag in den Anblick der verhaßten Grenze verloren ist, während Sebastian in andächtigem Gleichmut tut, was die Sommerhirten zu vollbringen haben, verwirrte sich der Sinn dermaßen, daß er sich selber ausschied aus dem Kreise der Menschen. Wer könnte ihn mit so schnellem, lieblosem Urteil richten? Sehet andere in seinem Alter, sie zerstören sich in einer einzigen Stunde, sie verbrennen an einer jähen Glut, sehet Liebende und Hassende, wie sie mit dem Einsatz ihres Lebens spielen. Oh, der furchtbare Wahnsinn ist ein Vorrecht dieses Alters, und wissen wir Ausgefühltten und uns klug Preisenden überhaupt, ob er nicht das einzige Recht ist? So grausam und seltsam er sein mag, es ist oft ein schöner und edler Wahnsinn.

Dort an den weißen Steinen also endete Deutschland, und es war ihm Erde geraubt worden, Almen und einschichtige Gräben, Berge in den Süden hinunter, siebenmal sieben Berge, Quellen und Brunnentröge, uralte Lärchbäume, Murmeltiere und da und dort ein hölzerner Heiland, und immer wieder ward ihm diese Erde geraubt von den zuckerweißen Grenzsteinen dort, das große Reich der Deutschen machten sie kleiner an Boden und Luft.

Sebastian läßt den Jüngling gewähren, und der verstrickt sich allmählich in einen träumerischen Wahn, denn gefährlich ist die unbewegte Stille des Gebirges für ein grüblerisches Gemüt; es steht dem Hirten nicht zu, den Herrn des Viehs zu fragen und zu mahnen, seine Augen, seine Ohren bewachen die Herde, und das abergläubische Herz spinnt seinen eigenen heimlichen Faden.

Manchmal geht Michael zu dem Haus der italienischen Grenzwächter hin, wie ein Riesenvogel hockt es am Südhang, und seine

beiden Flügel aus Schindeln fallen sanft ab, bis nahe zur Erde hin. Da sitzen in einer milderer Sonne der lustige Mario mit der Mundharmonika und der ewig frierende Tomaso und Giovanni mit dem schwarzen Pelz auf Brust und Armen. Doch Michael kommt zu ihnen nicht wegen des roten Weines und des süßen Tabaks, der wie goldenes Haar in der Pappschachtel liegt, und es lockt ihn auch nicht die sanfte Musik an, abgefallen ist von ihm der Hang des Lebens im Tale, andere Gelüste weckt das Gebirge; es treibt vielmehr eine sonderbare Unruhe den Jüngling zu den drei Männern, die eingesetzt sind, über die Grenze zu wachen. Sie haben ein hartes Dasein, Mario, Tomaso und Giovanni, ihre Pelerrine weht häufig im Wind, und die kurze, steile Feder auf ihrem Finanzierhute sticht zornig in die Luft, denn man will die Grenze nicht achten. Immer noch treiben die Leute Vieh über den Berg, ja, es geschieht manchmal am helllichten Tage, oder sie schmuggeln Saccharin und Tabak in der Nacht. Immer muß einer von den Wächtern unterwegs sein, und die Kugel ist dann locker in seinem Rohr, manchmal sind auch alle draußen, die Brüder geworden sind in der Einöde. Die Grenze ist ein mächtiges Wesen, sehet, sie macht Brüder aus Fremden und ist stärker als Ahnen und Blut. Doch es scheint nur so, glaubt nicht solchem Irrtum, und der Jüngling Michael ward ausgewählt zu bezeugen, daß Blut auch eine solche Grenze austilgen kann.

Eines Tages steigt Monika auf das Gebirge, das junge Mädchen Monika, goldbraun ist seine Haut, und die Augen haben etwas von den Lichtern eines Wildes, sie möchte die Gennin auf der Alm des Vaters überraschen, sagte sie den Thren im Dorfe, und ihr Weg geht wohl auch an Ursula vorüber, doch sie legt nur ihre Last hin in den Flur, nimmt nichts vom Brote, trinkt nicht die angebotene Milch, flüchtig nur tritt ihr Fuß auf die Schwelle, und kaum berührt ihre Hand die nächsten Tiere. „Leb wohl, Ursula!“ spricht sie in merkwürdiger Eile. „Mach es gut! Ich muß weiter!“ Und sie erscheint auf der anderen Alm dem Träumer Michael zuerst wie ein Salige Frau, in ländlichen Gewändern schreiten die Saligen von den Höhen nieder, doch sie bringen nicht irdische Gaben wie Monika, das schöne Mädchen, das um das Wohlergehen des Nachbarsohnes bangte, und sie trug ihm Tabak und ein Halstuch aus Wolle zur Alm, sie dachte auch an sein Vieh und brachte ihm das salzige Geleck. Und die Augen des Jünglings sehen Monika an, doch es sind andere Augen wie damals am Zaune im Mondlicht, es ist wohl seine Stimme, die da redet, und

doch wieder eine andere Stimme; verwandelt die Alm einen Menschen so bald? Spürt er denn nicht ihre Sorge, wundert sich Monika, eine Laterne stellte sie auf den Tisch und legte ein paar Kerzen daneben, finster sind die Nächte, und er muß vielleicht einmal durch die Finsternis gehen. „Du bist gut, Monika“, sagt er, es ist alles, was er ihr zurückgibt an Dank, es ist wenig für den weiten Weg, für Bürde und verborgene Liebe. „Ich werde bis zum Nachmittag bleiben“, bekennt sie in einem scheuen Glücke, und schon schlagen in ihren Worten die stillen Stunden, eine nach der anderen, länger sind sie als ein paar gestohlene Augenblicke am Zaun, und die Sonne reifet eine junge Frucht eher als der Mond. Michael aber hat keinen Sinn für das Verweilen an der Seite des Mädchens, zufrieden schon wäre es mit seiner Stummheit, und sein unruhiger Blick soll gehen wohin er mag, doch in der Hütte müßten sie nebeneinander sitzen, an dem Tische, der besprenkelt ist mit winzigen Wurmlöchern, auf der Wiese, wo die großen Sterne der gelben Arnika leise pendeln, oder höher oben, schon dem Gipfel nahe, und das Geläut der Herdenglocken wäre nur mehr ein fernes, samtenes Gesumm.

Aber nein, Michael will das Mädchen nicht bewahren für sich allein, er weiß den insgeheimen Wunsch in dem feuchten Auge nicht zu deuten, und nicht länger soll die regellose Stille sie umgeben, von der er sich auf einmal bedrückt fühlt, denn er kann sie nun nicht erfüllen nach seinem Herzen. Und Michael führt Monika hinüber zu den fremden Grenzwächtern, daß der Tag bis zu ihrem Abschied schneller verginge, und die Entwöhnten, vereinsamt in eintönigem Dienste, empfangen das Mädchen zuerst wie einen Geist, dann aber wie eine glückbringende Beute, rascher noch sprudelt ihre eilige Sprache, und Giovanni, der Schwarzhaarige, stellt seinen Karabiner wieder hin in die Ecke und wirft die Pelerine mit einer großmächtigen Drehung von sich ab, was bedeutet ihm die Grenze, wenn ein junges Weibsbild gekommen ist, und er sucht lächelnd die wenigen deutschen Wörter zusammen, die ihm verblieben sind von damals, da er Maurer war in Kärnten. Es gibt Zeiten, da werden die klügsten Männer zu Kindern, um wieviel eher und leichter werden es dann so einfältige Soldaten, wie Mario, Tomaso und Giovanni, mit einem Male ist Monika, die anfangs noch in Tränen lächelnde und dann von lautem Schwall getröstete Monika die Braut von allen dreien, in ein Ohr zirpt ihr die lustige Mundharmonika, und in das andere flüstert Tomaso seine Liebe, seinen fremden Unsinn, und Giovanni deckt vor ihnen

die Tafel, es wird ein herrliches Mahl sein, Sardinien in silbernen Büchsen sind aufgetragen, schwarze Oliven und weißes Brot, Giovanni zieht den Kork aus der Chiantiflasche, und mit einem wunderbaren Schwung schüttet er das Öl über dem dunkelroten Weine fort. Und er denkt auch noch an einen letzten Genuß, das süße Mandelatto aus Torino wird er zu dem übrigen legen, und das Mädchen wird sich endlich auch zu ihm neigen, dem Wirt. Sie essen, sie trinken, großartige Gastgeber sind auch diese drei Grenzwächter, sie hüten die uralte Ehre ihres Volkes, heilig ist das Recht dessen, der eintritt in das Haus, und sie dulden gleicherweise die heitere Laune des Gastes und den bitteren Mund. Bald löst der Tanz das kurze Gastmahl ab, und es tanzt auch Mario, indem er sich selbst die Musik macht, sein Atem ist lang und sein Herz noch jung, da erhebt sich Michael plötzlich aus einer wählenden Düsternis. „Lasset euch nicht stören“, sagt er, „ich muß zu meinem Sebastian hin, ich komme bald wieder“, und er bannt auch Monika an die Stelle, wie leicht vollbringt er es mit einem helleren Blick, und er gibt ihr auch ein gutes Wort: „Ich bin froh für dich, Monika.“ Zehn weitere Brüder von Michael würden die Wächter ziehen lassen, wenn nur das Mädchen bei ihnen bleibt.

Sebastian aber sucht seit der Morgenfrühe einen verlaufenen Terz, und gottvoll öde ist diese Stunde, geschaffen nun für das Vorhaben des Jünglings Michael, zusammengerafft ist in ihm aller Traum und alle Trauer der vergangenen Zeit, diese eine Stunde, in der ein seltsames Werk beginnen soll, war ihm vorherbestimmt, und er ist wach und versäumt nicht ihren Anbruch.

Es ist so leicht zu erzählen, was jetzt geschah, und doch reicht Menschenwort für ein allerletztes Geheimnis nicht aus. Halten wir den Atem an, denn es ist nicht mehr Michael, der aus der Almhütte wiedergekehrt, eine Schaufel in der Hand, es ist ein Namenloser, eine Gestalt für Unzählige, Leib geworden für ein Volk, und er sieht mitten in der hochsommerlichen Bergwiese, die bald vor der Sense fallen wird, den weißen Grenzstein, er glänzt wie der verlorene Zahn eines Ungeheuers, und sieht hinter ihm einen wunderbar großen Arnikastern, schon ist er wie ein kleines, goldenes Rad, und es leuchtet die Blumen-sonne für alle andern bunten Gestirne auf schwankenden Halmen, an ein fremdes Land sind sie verloren und wuchsen doch einmal in Deutschland. Heimgeholt sollst du sein, großer, goldener Arnikastern, du für Millionen andere Blumen, und die Erde um dich herum für hundert Berge und Täler. Michael gräbt den Stein aus der Wiese und schließt die Wunde

wieder zu einer fast unsichtbaren Narbe, und er trägt den Stein, der in seinen Händen zu glühen anfängt, einige Schritte zum Süden hin, es sind nur fünf oder sechs Schritte, doch wiedergewonnen ist die hochgelbe Blüte, und nimmer wird sie schmachten in Heimweh. Dort irgendwo senkt Michael den Würfel wieder in die Erde, löscht auch die geringste Spur seiner Tat, der schimmernde Himmel wird ihn nicht verraten, zeugen wider ihn auch nicht ringsum der Boden, und aufatmend lehrt er zurück in das Haus der Grenzwächter und vermengt dort sein Glück mit dem Glück der drei Männer, daß er bewahrt bleibe vor Verdacht.

Und dann wird sein Herz eine Waage und kommt viele Tage nicht zur Ruhe. Es steigen und sinken ihre Schalen, in einer liegt die Furcht und in der anderen die Hoffnung, bis in der Zeit um Laurentius die Angst plötzlich von ihm weicht, wie jetzt allnächtlich tausend Sternfunken vom schwarzen Himmel fortsprühen. Gott wollte es also, daß die drei Wächter blind sind für den nähergerückten Stein, er steht, wo er immer stand, denken sie, niemand hat die Grenze angerührt, die Alm ist eine weite, unebene Fläche und ihre Mitte nicht ein unfehlbarer Punkt; einige Schritte auf ihr sind nur eine Ferne von Haar zu Haar. Und als Michael nun dieses einmal geoffenbart sieht, und er nicht mehr in Zweifeln zu wachen braucht und nicht mehr in den Wind horchen muß, ob er etwa den dumpfen Hall eines Laufes auf weichem Grasboden trüge, da wiederholt es sich in vielen Augustnächten, daß er von dem fremden Lande an Erde nimmt, was einige Schritte zu umspannen vermögen, um fünf oder sechs Schritte ferner zum Süden hin reicht dann jedesmal Deutschland, es wandert ein weißer Stein nach dem anderen fort, kaum eines Haares Breite aber hat ein Schritt im Gebirge. Es leuchten viele kleine Laternen zu ihm nieder, der die Grenze auf seinen Händen verschleppt, und die Milchstraße weht wie eine schmale Silberfahne über seinem Haupte, und sie weht in den Norden davon, dahin, wo Deutschland liegt, das ahnungslose Reich, für das sich an seinem letzten Rande ein Jüngling in heiliger Torheit müht.

Schon blies Sebastian einige Male den Staub vom Kopfsputz der Leittuh aus Seide und Glas, und bald werden die Viehglöckentaltwärts läuten, diese Nacht wird eine letzte Nacht der Verwandlung sein, und der Grenzstein am Bergsee, in dem die östlichste Alm ertrank, der letzte Stein. Ein Wind kommt von den hohen Almen herab, er riecht nach frühem Schnee und frostigem Dunkel, noch aber rauscht aus der Tiefe der späte Sommer herauf, und er bringt

den Duft von Lärchen und Harz. Alle Quellen des Gebirges flüstern, und es klingen die Sterne. Gefährlich ist so eine Wanderung an der Grenze hin, es lauert die Finsterniß wie ein Tier, doch wer oft um die Mitternacht unterwegs ist und sich mit Nacht umhüllen muß als einem Mantel, der geht nicht mehr auf den verräterischen Sohlen der Menschen, angenommen hat er längst die behutsame Art von Geschöpfen der Stille, und er tritt auf mit den Pfoten von Siebenschläfer und Murmeltier. Mondlos ist die Nacht und dem Jüngling geneigt, der noch an einem letzten Steine die Grenze zu verlegen hat, und schon glaubt er es vollendet zu haben, leise nur mehr scharrt das Eisen an der Erde, da kommt ein Anruf aus der Nacht, und noch ein zweiter, sie flattern um den Kopf des Jünglings wie schwarze Fledermäuse und das Grauen des Dunkels nimmt sie zu sich. Jetzt darfst du dich nicht rühren, denkt ein Blitz in Michael, einer von den drei Grenzwächtern wittert um die Mitternacht, laut ist jetzt auch ein sanftes Sandrieseln und der schnellere Hauch vor dem Munde. Und es erstarrt in der Schwärze dieser Stunde der Jüngling, vielleicht aber ahnt ein Argwohn den Schatten vor dem Geisterlicht im Westen, das auf der Sonnenbahn zurückblieb. Noch einen Ruf wirft der Unsichtbare herüber, Michael weiß, es wird der letzte sein, und er muß stehen wie ein Baum, dann sieht er zweimal rasch hintereinander das Feuer an der Mündung, gut hast du getroffen, Mario, Tomaso oder Giovanni, du bist ein braver Wächter, dein König soll dich belohnen. Nun wirst du näher schleichen, vielleicht hast du den Sturz des stummen Menschen gehört, du wirst mit einem Licht hinleuchten auf den Boden, und ein brechendes Auge wird geblendet sein von deinem Licht.

Noch wunderbar hell aber sind die letzten Gedanken in dem Kopf, der sich schon vornüberneiget, wie die Gipfel noch einmal in letztem Goldschein erstrahlen, und tiefer unten ruht schon der blaue Abend in den Abgründen; der Wächter darf ihn nicht an dem Grenzstein finden, denn aus Verwunderung wird zu leicht Verdacht, nur wenige Schritte lang soll sein Leben noch dauern, und Michael kriecht über den Almboden hin, leise, leise muß es geschehen, Gott, gib ihm noch soviel Kraft! Und Gott erhört gnädig die allerletzte Furcht dessen, der die Spur verlöscht haben will hinter sich. Michael martert sich in das fremde Land hinein, in Italien also muß er sterben, daß die Grenze leben wird, wie er sie schuf, es knicken seine Arme ein, die den zitternden Leib noch hielten, von seinem Halse strömt es warm, und er spürt noch das

rauhe Kraut an der nassen Stirn. Zuletzt ist ihm, als röche er Speiß.

Deutschland, du bist größer! jauchzt seine Seele in die Erde hinein, und in einem Glücke, das nicht mehr irdisch ist, atmet er diese reine Seele aus, ein Kind und Held.

Richard Billinger / Wir Bauern

Wir Bauern dulden keinen Spott
an unserm Herrn und Helfer Gott!
Was wären wir wohl ohne ihn?
Eine Eheschaft ohne Gatten.
Ein Bienenstoß ohne Königin.
Ein Baum ohne Frucht und Schatten.

Wir brauchen ihn wie's lötig Gold.
Der Bettler und der Eigenhold
kann nur „Vergelt's Gott“ sagen.
Dem Blinden scheint hell sein Licht.
Er ist's, der mit dem Kranken spricht.
Er hört des Stummen Klagen.

Er warf die Lerche in die Luft.
Er gab der Blume Farbe und Duft.
Er gab dem Korn die halmende Kraft,
dem Apfel allen süßen Saft,
dem Bauern Macht und Leidenschaft
zum Werk, dem Menschenguten.
Er hat die Ewigkeit verliehn.
Wir alle müßten ohne ihn
am Acker Zeit verbluten.

Richard Billinger / Die treue Magd

Wie sorgtest du für Hof und Haus!
Du bücktest dich um jeden Span.
Du hobst mit Gott dein Tagwerk an
und löschtest spät dein Lämplein aus.

Was gab dem schwachen Herzen Mut?
Oft staunte ich, wie fröhlich du
die Nacht hingabst derranken Ruh,
dich sorgtest um der Entlein Brut.

Kein Halm war dein. Und doch, wie stolz
hieltst du vorm Ruf des Hauses Wacht.
Du gabst auf jeden Pfennig acht,
du wuschest, nähtest, sägtest Holz,

du bußst das Brot, du fingst die Maus,
du zogst uns Kindern an die Schuh,
du fandest keine Stunde Ruh,
du gingst ins Feld trotz Sturmgebraus.

Du standst wie in geheimer Haft.
Du klagtest kaum. Du murrtest nie.
Es war, als ob all seine Kraft
der Herrgott deinen Armen lieh.

Richard Billinger / Bestimmung

Nächtliche Stille.
Ein heiliger Wille
lenket die Sterne,
reiset die Kerne
der Äpfel und Birnen.
Um Schlummerstirnen
hauchen die Falter.

Gott, du Erhalter
ewigen Lebens,
lasse des Strebens
ein Ziel mir auch werden!
Auf allen Herden
glühen die Funken
in Asche versunken.

Die Grillen singen
vom frohen Gelingen.
Die Amseln
den Fleißigen preisen,

sie wissen Vollendung,
sie künden Beendung
und sicheren Sieg.

Seele, du flieg!
Laß die Gespenster
wispern
von bitterer Not.
Kein Gebot
gilt ja den hellen,
den ewigen Quellen!

Karl Heinrich Waggerl / Aus der Kindheit

Ich wurde in einer Schmiede geboren, hoch über den rauschenden Wasserfällen von Gastein. Mein Vater war Zimmermann, und sein Handwerk brachte es mit sich, daß wir in dieser ersten Zeit viel umherzogen. Er trug nach dem Brauch sein Werkzeug in einer geflochtenen Tasche über der Schulter, meine Mutter aber schob einen großen Korbwagen vor sich her, darin lag ich zu oberst auf unserer ganzen Habe, schließ oder besah mir die Welt unter dem geblümten Zeug des Sonnendachs.

Später, als ich schon verständiger war und laufen konnte, nahm mich der Vater zuweilen an die Hand; ich sang, und er pffiff und schwang den Stod auf eine kunstvolle Art. Oftkehrten wir in Gehöften ein und aßen mit den Leuten aus der Schüssel; dann blieben wir eine Weile, bis der Vater mit seiner Arbeit im Schuppen oder auf der Tenne fertig war. Ein anderes Mal bekamen wir die Milch nur vor das Haus gestellt. Dann mußten wir wieder weiterziehen und irgendwo in einer dunklen Scheune unser Lagen aufschlagen. — Es war ein herrliches und abenteuerliches Leben für mich; denn, daß es auch sorgenvoll und kümmerlich war, begriff ich damals noch nicht.

Wir war alles lieb: die Straßen und die Wälder, durch die wir zogen, die Tiere und Kinder auf den fremden Höfen — und vor allem der Vater, der immer stark und fröhlich blieb. Ich verstand die Mutter gar nicht, wenn sie mitunter verzagt war und vornüber in den Karren weinte, so daß ich die Tropfen auf das Bettzeug fallen sah. — Es kamen freilich allerlei Zwischenfälle. Einmal brach unterwegs ein Rad an unserem Gefährt; die Eltern mußten sich

nach einem Schmied umsehen, der den Reifen flicken konnte. Ich wurde am Weg unter eine Fichte gebettet, und damit ich nicht fortlief, knüpfte mich die Mutter mit einem Band an dem Baum fest. Aber es währte lang, und während ich schlief, zog ein furchtbares Unwetter auf. Der Regen überschwemmte mich verlassenen Wurm; ich saß in der Nässe und schrie und verstummte wieder, als ein flammender Blitz nahe vor mir in das Wasser schlug. Der Bach färbte sich schwarz; er stieg heraus und schwoll über den Weg; Brückenhölzer trieben vorbei, mächtige Wurzelstöcke und Sträucher. Das Wasser leckte schon an meinen nackten Füßen, und ich wäre ertrunken, wenn der Vater nicht doch zuletzt einen Weg durch Wald und Unterholz gefunden hätte.

Im dritten Winter kamen wir in die Heimat zurück. Wir lebten zuerst auf dem Dachboden eines kleinen Hauses. Ich weiß noch, daß es bitter kalt war, der Schnee trieb herein, und vor der Dachluke wuchsen blanke Eiszapfen. Noch immer schlief ich im Korbwagen unter dem düsteren Gebälk. Die Mäuse pfiffen, des Nachts stiegen Ratten in mein Bett und berochen mich. Oft weinte die Mutter und sprach zornig auf den Vater ein, aber er schrie niemals zurück. Er nahm nur seinen Hut und ging fort. Wenn er wiederkam, war alles gut; er brachte jedesmal Essen nach Hause: einen Laib Brot, dann und wann ein Stück Fleisch oder eine Handvoll Backwerk für mich.

Erst im Frühjahr fand der Vater wieder bessere Arbeit. Wir zogen in eine Stube, in der wir unseren armseligen Kram auf dem Boden ausbreiteten, bis der Vater einige Möbel zusammengebaut hatte, Tisch und Bank und richtige Betten an der Wand. Die Mutter wurde fröhlicher; sie wusch und nähte für die Dienstleute, und auch ich war schon für vielerlei zu gebrauchen. Ich wußte, was wir nötig hatten, und darum schleppte ich vor allem Brennholz nach Hause, einen ganzen Lattenzaun nach und nach, bis mich ein paar Ohrfeigen belehrten, daß zwischen dem, was man braucht, und dem, was einem gehört, ein Unterschied zu machen sei. Jeden Mittag trug ich für den Vater das Essen auf den Bauplatz. Ich durfte rittlings bei ihm auf einem Balken sitzen wie ein rechter Zimmergesell, und dann teilte er brüderlich mit mir.

Damals war das Bad Gastein noch unansehnlich, aber von Jahr zu Jahr schossen die Häuser höher empor, die Straßen wurden breiter, und der Wald wich zurück. Ich erinnere mich des Tages, an dem wir elektrisches Licht bekamen. Hundertmal schloß ich die Augen und drehte den Schalter, und hundertmal wieder-

holte sich das unbegreifliche Wunder — es war mit einemmal unirdisch hell in der Stube.

Übrigens fand ich mich mit meinesgleichen gut zusammen. Ich entdeckte, zu welchen Zeiten es sich lohnte, vor den Küchenfenstern zu stehen, und daß man die dicken Köchinnen zu rühren vermochte, wenn man ihnen Blumen durch das Gitter steckte. Man konnte diese Blumen sogar später wieder holen und anderswo verwenden. Als ich einmal heulend auf der Straße stand, weil ich den Milchgrofchen verloren hatte, und als ich unversehens nicht nur einen, sondern sechs in die Hand gedrückt bekam, ehe ich nur zu schluchzen aufhören konnte, da war ich schon ruchlos genug, auch diese Möglichkeit in mein Erwerbsleben einzubeziehen. Wir Buben mochten wohl überhaupt eine geheimnißvolle Plage für die Gäste sein. Jedenfalls trieb der Müßiggang wunderliche Blüten in meinem Hirn. So etwa, wenn wir zu dritt in die Kanäle krochen und unter einem Gitter in der Hauptstraße jammervoll zu heulen anfangen, bis Mann und Frau oben versammelt stand und nach der Feuerwehr rief.

Es war in allem eine glanzvolle Zeit, Kaiser und Könige stiegen ab, man konnte ihnen unterwegs begegnen wie dem Pfarrer oder dem Briefträger, und es verschlug ihrer Hoheit nichts, wenn es offenbar wurde, daß auch sie von der Gicht geplagt waren wie andere Leute. Sie alle mußten wohl demnach eine besondere Art von Menschen sein. Kurgäste eben, und ich kam nie auf den Gedanken, sie könnten jemals in ihrem Dasein etwas anderes zu tun haben, als in Seide und Lack auf den Promenaden zu wandeln. Vielleicht verschliefen und verdösten sie den ganzen Winter so wie wir und erwachten erst im frühen Sommer wieder, wenn die Spiegelscheiben und die prunkvollen Portale aus den Brettern geschält wurden. Dick waren sie oder dünn, krumm oder lahm und im ganzen kümmerlicher als gewöhnliche Menschen, aber sie hatten die seltsame Eigenschaft, immerfort Geld aus der Tasche zu holen. Außerdem rochen sie so wunderbar; ich konnte stundenlang hinterherlaufen und die Wolke von Düften einatmen, die sie unaufhörlich von sich gaben.

Das Fremdartige dieser Geschöpfe zog mich magisch an. In jener Zeit trugen die Damen ungeheure Hüte, und was ihnen in der Leibesmitte an Fülle fehlte, das häufte sich hinterwärts um so mächtiger unter Bändern und Spitzenzeug an. Aber wenn ich auf gewisse Bäume kletterte, konnte ich sehen, daß sie in ihren Zimmern sich doch ganz irdisch kämmtten und wuschen und barfuß liefen wie meinesgleichen.

Zuweilen geriet ich auf Botengängen in eine der prächtigen Empfangshallen. Da stand ich dann, ich strohhaariger Knirps, barfuß und schmutzig, der spiegelnde Marmor verstörte mich, die gefährliche Stille und Kühle benahm mir den Atem. Und noch heute, wenn ich auf Reisen genötigt bin, ein Hotel aufzusuchen, werde ich die ängstliche Empfindung nicht los, daß ich besser täte, wieder zu verschwinden.

Als ich nun schon ein paar Jahre zur Schule gegangen war, meinte die Mutter, es sei endlich genug der Tagedieberei; ich müßte jetzt zusehen, wie ich mir selber das Essen verdienen könne. Sie bewarb sich für mich um die Stelle eines Listburschen; ich wurde wahrhaftig aufgenommen und erhielt sogleich eine neue hellblaue Uniform mit zweiundzwanzig silbernen Knöpfen. In der Morgenfrühe trat ich meinen Dienst an, aber schon zu Mittag saß ich weinend auf der Treppe, und mein Herz war zerrissen von wildem Heimweh und Freiheitsdurst. Die ungewöhnliche Kleidung drückte mich, ich war nirgends gelitten und jedem im Wege.

Aber allmählich fügte ich mich, allmählich schied sich meine Umgebung freundlich und feindlich. Vor allem waren die Stubenmädchen gute Geister; man konnte abends bei ihnen in der Kammer sitzen und zuhören, wenn sie über ihre Liebhaber sprachen, über dunkle Geschehnisse in Zimmern und Gängen des Hauses, und so wenig ich von ihrem Geflüster begriff, es erregte mich dennoch bis in den Schlaf hinein.

Ich las auch viel, billige Romane aus den Nachttischladen der Gäste und die Groschenhefte der Mädchen; und dadurch verlor ich mich gänzlich in einer zwiespältigen Welt von Träumen. Ständig lebte ich irgendeinem Helden nach, einem unglücklichen Grafen Horst oder Bodo; und das hatte wiederum zur Folge, daß mich der Portier, mein nächster Vorgesetzter, für einen Ausbund sträflicher Dummheit hielt. Er war ein kleiner heftiger Mensch mit seltsamen Gewohnheiten. Jeden Auftrag, den er mir gab, pflegte er durch ein Kopfstück zu bekräftigen, bis ich dahinterkam, daß ich diese Maulschellen nur empfing, weil mein Kopf seinen majestätischen Gebärden im Wege war.

Viel Abenteuerliches habe ich erlebt, viel Unheil durch meine närrische Einfalt gestiftet. Wir hatten einen Gast, den die Kellner aus irgendwelchen Gründen den Hochstapler nannten. Sogleich warf ich natürlich die Augen Sherlock Holmes auf den Mann; und als ich eines Morgens durch die Glastür des Listes sah, wie dieser Schurke aus dem Zimmer einer Baronin geschlichen kam,

auf Zehenspitzen und mit allen Zeichen bösen Gewissens im Gesicht, da fuhr ich eilends in die Tiefe und lief mit Feter und Mord durch das Haus. Viel mehr als die gewaltige Ohrfeige, die ich vom Portier empfing, erstaunte mich die Tatsache, daß der Räuber und sein Opfer Mittag wieder friedlich und vertraut am selben Tische saßen.

Noch heute erinnere ich mich mit Herzklopfen an eine andere Begebenheit: an die Geschichte von den Klapperschlangen. Eines Tages nämlich erzählte ich dem Stubenmädchen aus reiner Lust am Lügen, der Herr auf 33, ein Professor, hielte sich Klapperschlangen in seinem Koffer, Gott weiß, warum es gerade solche sein mußten. Täglich schmückte ich meine Geschichte mit neuen Einzelheiten aus. Er pfiffe ihnen, sagte ich, und sie tanzten dazu, und wenn ich mit der Post ins Zimmer käme, schlüpfen sie einfach in seine Hemdärmel, so trüge er sie wohl überall mit sich umher.

Mittlerweile aber verbreitete sich eine stille Panik im ganzen Hotel. Das Stubenmädchen weigerte sich, in diesem Zimmer aufzuräumen; der ahnungslose Professor war plötzlich wie die Pest gemieden; ein paar Angstliche packten sogar ihre Koffer. Zuletzt stellte der Direktor selbst den Schlangenbändiger zur Rede, und ich stand zitternd vor ihm, und mein Lügengebäude fiel über mir zusammen. „Dieser junge Mann“, sagte der Professor nachdrücklich, „dieser junge Mann ist geistesgestört!“ Und dabei blieb es dann auch.

Übrigens aber verstand ich mich recht gut auf meinen Vorteil — ich war, was das verdiente Geld betraf, der Stolz meiner Mutter. Zwischendurch verliebte ich mich in ein kleines dünnbeiniges Mädchen, fuhr meinen Schatz nach Tisch halbe Stunden lang im Lift spazieren und kaufte ihm für teures Geld eine Korallenkette, die sich dann allerdings nutzlos in meiner Hosentasche verkrümelte.

Die Groschen und Silberstücke waren viel zu leicht verdient, ebenso geschwind rollten sie wieder davon, und so gewann ich schon damals keinen festen Stand zwischen Armut und Überfluß. Ich habe später wieder bittere Not gelitten, habe dies und jenes in meinem Leben versucht, aber nie erlernte ich die Kunst, mit meinen Gütern hauszuhalten. Und so mag sich zuletzt wohl erfüllen, was mir mein Portier prophezeit hat: daß ich ein unrühmliches Ende finden werde.

Julius Zerzer / Abend am Gestade

Abwärts in des Stromes Fließen
fällt ein blaues Gleiten ein.
Abendklare Lichter sprießen
himmlisch aus dem Widerschein.

Aber aufwärts nach den Quellen
biegt das Gold die Hügel rund,
der verjüngte Zug der Wellen
schwellt es, hebt es aus dem Grund:

Brände immer höher tragend
um der Waldgelände Bucht,
Flamme immer tiefer wagend
in des Tals bedrängte Flucht.

Bis der Blick, hinabgeglitten,
wieder nach der Mündung steht
und mit dämmerstillen Schritten
auf gedämpften Wogen geht.

Was zuvor, von Licht umfunkelt,
ein Kristall der Helle schien,
löst sich nun, zurückgedunkelt,
in versinkendes Karmin.

Julius Zerzer / Die blauen Pferde

Schon lange waren dir die Berge so
am Saum des Hochgeländes aufgegangen:
Aus Wiesenstreifen, Obstgehölzen sprangen
sie nach den Wolken, blauer Schwünge froh.

In denen sie — sowie dein Weg sich bog —
nun um den Hut der flachen Kuppe schwenkten,
nun bis zur Brust durch tiefe Wälder lenkten,
die ihre Mähne blinkend überflog.

Bis du am Sturz der letzten Hügelflanke
endlich vermeinst, du könntest sie ergreifen.
Da peitschten sie mit hochgeworf'nen Schweifen
stiebend hinaus, als ob der Boden schwanke.

Und vor dir liegt das graue Tal verlassen,
die Ebene, von ihnen erst berührt
im Taumel ihrer Flucht, die sie entführt
ins Unnahbare, fernhin ins Verblassen.

Aus dessen Mund, zu dem sie sich verbanden,
die blanken Rücken in den Himmel scheinen.
Und wie sie so im Starrenden sich einen,
begreifst du zögernd, daß sie ewig standen.

Julius Zerzer / Blick auf Steyr

Der grüne Fluß, von Güssen angeschwollen,
die ihre Fahnen durch die Berge schleppen,
bricht aus dem Schoße der Geländertreppen,
zu trüben Stößen zornig aufgequollen.

Wie Seide glimmend, läßt er das Gefälle
erblaßter Wogen ungestüm erbrausen,
rollt um die Stadt ein geisterhaftes Sausen,
die durch Jahrhunderte an seiner Schwelle
sich auferbaut aus schwer gerafften Mauern,
den schartigen, geschwärzten Häuserzeilen,
deren Gebirge, tragend an den steilen
Blöcken der Dächer, wie im Sturme fauern
und in die Türme flackernd überspringen,
um die sich eisengrau der Himmel bettet.
Daß Stadt und Wolken, fest in sich verkettet,
das bleiche Rauschen in die Dämme zwingen.

Julius Zerzer / Der Federhut

Es war am Tage Christi Himmelfahrt des Jahres 1626, daß die aufständischen Bauern des oberösterreichischen „Landls“ den verhaßten Statthalter Herberstorff bei Peuerbach schlugen. Um zwei Uhr nachmittag war der Statthalter von Waizenkirchen her mit seinen Kroaten und sonstigen Kriegsknechten angerückt, war in die Mulde der Ledererwiese vor Peuerbach eingebogen, nicht ahnend, daß er geradewegs in die Falle ging. Denn kaum drangen seine Kroaten zum Angriffe vor, so regte es sich rechts und links

von den dunklen Schwärmen der Bauern, die sich im jungen Korn, im frischen Laubwerk des Nußbaumer Wäldchens, in der gedeckten Biegung des Tales verborgen gehalten hatten. Todesmutig brachen sie vor und bald stoben Reiter und Fußvolk vor den hageldichten Streichen ihrer eisenbeschlagenen Prügel zu entsetzter Flucht auseinander. Der Statthalter ritt zwei Pferde zuschanden, bis ihn endlich das dritte durch das hastig geöffnete Stadttor von Linz in Sicherheit brachte.

Die Bauern, von der Verfolgung, zu der sie den Fliehenden todbringend nachgestoßen waren, zurücklehrend, sahen sich als Herren des zertretenen Schlachtfeldes. Gleichsam klagend hielt der Boden die achtlos hin und wider taumelnden Spuren der Streitenden fest. Getrümmer von Waffen, Fesseln zerrissener Fahnen entstellten ihn. Da waren, aus ihrer Lage gebracht und hilflos verschoben, die Kanonen des Statthalters, müßige Zuschauer nur des Kampfes, da die Bauern, die sie heranbringen sollten, gleich zu Anfang des Treffens die Stränge und Gespanne durchschnitten hatten. Da war auch die Kalesche des Henkers, der den Statthalter auf seinem übermütigen Feldzug begleiten mußte, um an den Rebellen nach ihrer vermeintlichen Niederlage ein schnelles Gericht zu üben. Die Stricke und Haken, deren er sich bedienen sollte, fanden sich noch, aber der Henker war auf eilig ausgespanntem Wagenpferde entritten und die Äste der Bäume, die den Weg seiner Flucht überschatteten, griffen frei und unbeugsam in die Höhe und weigerten sich der ihnen zugedachten schmählischen Last. Verwundete stöhnten, Tote lagen umher. Man ging daran, an Waffen und Rüstungsstücken zu sammeln, was etwa tauglich sein mochte zu weiterem Widerstand. Denn an Waffen und Kriegszug gebrach es den Bauern von Anfang an, sie hatten nicht genug Eisen, ihren Mut damit zu bewehren.

So ging es ans Beutemachen. Sie hielten auch darin auf eine gewisse Ordnung, daß nichts zerstreut und verwüstet werde. Zuerst ward das feindliche Pulver samt den Luntten und Kugeln beiseite gebracht; der Statthalter hatte nicht weniger als zwei Wagen dieser köstlichen Gottesgabe mitzunehmen vergessen. Dann schickte man die Buben über das ganze Feld, die mußten nach verschossenen Kugeln suchen, jedes zerrissene Bandelier und jeden zersplitterten Degen sorgsam zusammentragen. Denn so offenbar die Niederlage des Statthalters sein mochte, so hatten doch die Bauern ein dunkles Gefühl, daß der Kampf noch lange dauern konnte und daß das Schlimmste noch nicht überstanden war. Da

hieß es gerüstet sein. Sie standen am Anfang, den hatten sie nun gemacht. Und alles war gut gegangen. Gott war auf ihrer Seite. Nun durften sie keinen eisernen Splitter verlieren von ihrem Sieg, denn wer konnte sagen, ob sie nicht später einmal auf jeden halb zerbrochenen Büchsenlauf noch anstehen würden?

In der Mitte des Feldes hatte sich eine Gruppe berittener Bauern gesammelt, zu welcher dann und wann ein weiterer stieß, sowie er von der Verfolgung des Gegners zuweilen ein Beutestück tragend und es den übrigenweisend, zurückkehrte. Zuweilen löste sich auch einer von der Gruppe und ritt langsam prüfend, da und dort Weisungen gebend, über das Feld. Es waren offenbar die Führer oder doch die angesehensten, die gewichtigsten Männer, die sich hier, auf ihren kräftigen Aldergäulen schwanke, zu Beratung und Umblick vereinigt hatten. Und es war zu ihnen, daß man das verstreute Gut des Schlachtfeldes zusammentrug. An ihrer Seite, fast von den gewaltigen Hufen der Gäule gestreift, wuchs der Haufen aus Spießen, Hellebarden und Pulverflaschen empor. Zuweilen wies einer nach diesem und jenem Stück, ließ es sich wohl auch reichen und nickte, wenn er es tauglich fand.

Da geschah es, daß ein Knabe an sie herandrängte, der trug in seiner Hand ein seltsames Ding. Zum mindesten mußte es den Berittenen seltsam erscheinen. Denn als der Knabe rufend herbeilief, löste sich ihre Gruppe und bildete einen halben Kreis und alle sahen auf den Gegenstand, den der Knabe zeigte. Und doch war es keine Waffe, überhaupt nichts eigentlich Kriegerisches. Eher ein Ding des Friedens, zum Stolzieren mit vornehmen Damen oder zu fröhlichem Ritt. Es war ein Hut, ein schwarzer Samthut mit breiter Krempe und mit zwei wallenden Straußenfedern, einer weißen und einer blauen. Ein Federhut. Ein feines, ein adliges Ding. Denn wer hätte je gehört und gesehen, daß ein Bauer ein solches Ding auch nur berührt hätte? Für die war ein durchlöcherter Filzhut eben vornehm genug. Einen Federhut, den trugen die großen Hansen, vor dem bückte man sich, vor dem stand man mit gekrümmtem Rücken und klemmte den Filz, den man schon von weitem abgenommen hatte, in die bittenden Hände. Der Federhut rückte sich vor dem Bauern nie, der saß fest auf einer stolzen Stirne und winkte besten Falles gnädig schwanke auf ihn herab.

Und nun hatte er sich doch gerückt, der Samthut mit den mächtig nickenden weißen und blauen Federn. Nicht nur gerückt, man hatte ihn sogar abgenommen, tief abgenommen, tief bis zum Boden. So tief, daß er über eine vermooste Bauernwiese im Winde

rollte. Ganz freiwillig war es freilich nicht geschehen, daß man ihn lüftete. Um die ganze Wahrheit zu sagen, man hatte ihn mit dem Prügel herabgeschlagen, den Federnhut.

Die Bauern schwiegen. Sie waren etwas betreten über den Fund des Knaben. Mag sein, sie wußten erst jetzt, was sie heute gewagt hatten. Das war keine kleine Sache. Sie würden damit noch zu schaffen haben. Sie hatten viele und große Gegner. Die ganze Vergangenheit hatten sie gegen sich. Das Herkommen mußten sie brechen. Es war bisher im Lande nicht üblich gewesen, Federnhüte über den Boden zu rollen.

Um den Bann des Schweigens zu lösen, wagte einer die Frage: „Wer mag ihn verloren haben?“ Da fielen die anderen ein, Gelächter entstand, die Bedenken waren vergessen. „Schade, daß er nicht vom Statthalter Adam sein kann, der trug eine Eisenhaube. Wir wollten ihn sonst an den Galgen hängen.“ „Nein, an die Linde auf dem Haushamerfelde, wo er im vorigen Mai das Blutgericht hielt.“ „Er gehört wohl seinem Vetter, dem Obersten mit der weiten Tasche, in die so viel Geld hineingeht.“ „Nein, dem Kroatenhauptmann, das ist einer vom Adel.“

Da richtete sich ein Mann aus der Mitte der Gruppe im Sattel auf, die Wucht des Leibes gegen den Himmel hebend. Ein dunkler Bart umschattete sein Gesicht. In seinen Augen glomm verächtliches Feuer. „Was schwächt ihr, von wem der Hut ist? Als käme es darauf an! Wir werden ihn niemand nachtragen. Mag ihn sich holen, wer ihn verloren hat! Doch danach wird es keinen gelüsten. So sucht euch lieber das Haupt, das ihn fürderhin tragen soll.“

Da riß Christoph Zeller, der Wirt aus St. Agatha, der die Ehre des Tages gewonnen hatte, den Hut aus den Händen des Knaben. Die Federn schwankten wie Fahnen. Dann reichte er ihn bebend dem Bärtigen hin: „Da, nimm! Du, Steffel Fädinger, sollst unser Hauptmann sein!“

Fritz Weber / Tsonzo 1916

(Im Schatten von Verdun)

In vier schweren Schlachten hat diese Front ihren Kämpfern ein eigenes Stigma aufgeprägt. Sie sind anders als die Soldaten aller anderen Fronten, die alten wie die jungen, die neuen wie die längst eingewöhnten.

Noch haben Mangel und Hunger und Hoffnungslosigkeit ihr Wesen nicht zerstört. Noch sind es überwiegend Männer, auf denen die Last dieses blutigsten aller Kriege ruht, und nicht Kinder und Greise wie zwei Jahre später. Noch lebt in ihnen der hohe Glaube, Vollstrecker eines ehernen Gesetzes zu sein, das dem Starken hilft und den Schwachen erbarmungslos austilgt, das sich nicht biegen und umgehen läßt, sondern nur erfüllen. Sie haben die Kämpfe gegen Rußland nicht erlebt oder schon vergessen, die Niederlage in Serbien überwunden. Gegen diesen Feind hier aber sind sie immer Sieger geblieben, ob er gleich um ein Mehrfaches stärker ist. Das bestimmt den Geist, der in ihnen lebt, das Selbstvertrauen, dem sie blindlings gehorchen.

Ihre Gesichter, ihre Seelen, ihr Tun und Lassen — alles scheint vom Karst geformt zu sein, von der unerbittlichen Landschaft, in der sie leben und fechten. Diese Landschaft ist der dritte Partner im Kampf, und sie steht beiden Gegnern nicht nach an grausamer Härte. Es ist überraschend, wie sehr sie den Menschen zu ihrem Ebenbild macht.

Der Karstkämpfer von 1916 ist jener unsterbliche Typus eines Soldaten, wie ihn nur die völkische Vielfalt des alten Reiches hervorbringen konnte. Das räumlich Enge und atemlos Ange-spannte dieser Front läßt diese Vielfalt seelisch verschmelzen zu einer Einheitlichkeit, die der österreich-ungarische Soldat vor- und nachher nicht erreicht hat. Deutsche Tatkraft und slawische Zähigkeit, ja orientalischer Fatalismus mischten sich hier mit madjarischem Temperament — und diese Mischung allein ist es, die der Armee Boroevic die Kraft gibt, ihre geschichtliche Sendung zu vollbringen: Neunundzwanzig Monate in der Verteidigung zu stehen, ohne den Schimmer einer Hoffnung, daß es anders werde.

Wo immer sonst gekämpft wird und HölLEN sich öffnen vor dem Blick des Soldaten — es ist Aussicht da, nicht in alle Ewigkeit Amboss zu bleiben, sondern auch Hammer zu werden. Hier gibt es diese Aussicht nicht. Hier gilt nur das Festhalten, Ausharren, Dulden und Warten. Hier ist der Raum so begrenzt, jedes Ausweichen so gefährlich, daß die Grundsätze der Strategie und die Forderungen der Menschlichkeit zuschanden werden am Zwang des Gegebenen. Diese Front muß an der Adria festgeklammert bleiben, wenn sie nicht ins Uferlose vergrößert und unhaltbar werden soll. Ihre Bewegungsfreiheit zählt wenige Kilometer. An diese wenigen Kilometer knüpft sich alle Hoffnung für den Fall einer Katastrophe der vordersten Linie.

Auf dem Doberdo, vor Görz, auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist und bei Tolmein, überall herrscht dieser Zwang der räumlichen Enge, der Unentrinnbarkeit, auch wenn der Druck des Angreifers ins Nicht-mehr-Erträgliches wachsen sollte. Und dieser Zwang ist es, der das seelische Antlitz des Isonzokämpfers prägt, der seinem Gesicht den Ausdruck einer todesverachtenden Entschlossenheit gibt.

Auf dem Doberdo und der Podgora ist es am ärgsten. Aber welches von den hundert Bataillonen der Isonzoarmee hat nicht wenigstens einmal diese Feuerhöllen durchschreiten müssen? Und dort wurden sie, Mann für Mann, zu jenem Soldatentyp gehämmert, den die Nachbarschaft des Todes nicht mehr schreckt, der die Greuel des Nahkampfes als Erlösung empfindet gegen die Marter eines nie aussehenden Artilleriefeuers.

Neue Menschen entsteigen diesen Höllen. Sie sind hart bis zur Grausamkeit und opferbereit bis zur Selbstverleugnung. Sie tragen so viele Bilder haarsträubender Erlebnisse mit sich herum, daß ihre Augen erloschen sind wie taube Spiegel. In ihrem Gedächtnis stehen Namen, Namen ... alle in Kreuzesform hingereicht auf flachen Felsbügeln, in zermühlten Dolinen, auf steinübersäten, qualmenden Hängen, im fahlen Lichtschein flammendurchzuckter Nächte. Wenn sie marschieren, marschieren die Träger dieser Namen mit, unsichtbar für die, die sie im Leben nicht kannten, den Wissenden aber, den Erinnerungbeladenen eine grausige Vision. Ahtes Marschbataillon ... neuntes Marschbataillon ... zehntes Marschbataillon — alle schon längst nicht mehr, alle schon gestorben, begraben und abgestiegen in den ewigen Frieden ...

Nein, auch das ist nicht wahr! Es ist nur eine hohle Phrase, die zerschellt am Granit der erbarmungslosen Wirklichkeit. Die Toten stehen auf mit jeder Schlacht, sie werden aus den Gräbern gerissen von den Granaten der noch Lebenden, weil der verfluchte Boden zu karg ist und zu eng, um ihnen den ewigen Frieden zu sichern; weil dort, wo der Schoß der Erde sich barmherzig auftut, in den Dolinen und Sandtrichtern, das Leben Schutz sucht und die Fäulnis ruht, und die anheulenden Geschosse das Leben suchen, um es zu vernichten.

Da liegen sie nun, die Kameraden aus früheren Schlachten, und blicken aus der gräßlichen Halbheit ihrer Verwesung denen entgegen, die noch Fleisch und Blut sind und Hoffnung und Zuversicht; liegen vor den Füßen derer, die da vorwärts sollen, dem Feind entgegen ... Wer weiß, welcher Mannesmut dazu ge-

hört, sie nicht zu sehen, die Toten, sondern nur das Leben, das Licht, die Zukunft, die aus diesem Höllenbilderwerk steigen wird wie die strahlende Sonne aus den Wolkenseken einer Gewitternacht? Wer weiß das noch außer denen, hüben und drüben, die ihr Glaube erhöht über die himmelschreiende Marter des Augenblicks?

Das ist der Isonzokämpfer und seine Welt: Er haust in den Schründen der zerrissenen Erde, in Löchern und Höhlen. Seine Montur ist aus schlechtem Messelstoff, ihre Taschen sind ausgebaucht und vollgepfropft mit unsäglich vielen Kleinigkeiten. Er trägt zerfranste Widelgamaschen und einen Mantel, der meist zu kurz ist, weil die Not auch am Nötigsten sparen muß. Wenn es regnet, hat er sein Zeltblatt umgehängt und geht gebückt, den Gewehrriemen über den Nacken — ein ergreifender Anblick, der immer an die Passion erinnert.

Marschierende Soldaten sprechen wenig. Was soll man auch einander mitteilen? Alle leben das gleiche Leben, sterben den gleichen Tod.

Von der Front, zur Front, das ist der ewige Rhythmus der gewaltigen Maschine, von der jeder der Hunderttausend nur ein winziger Teil ist. An der Straße stehen Baracken — da ist der Feind noch ferne. Dann kommen Friedhöfe, Trichter, Haufen von leeren Konservenbüchsen, Stacheldrahtrollen, Hindernisstäbe, Blindgänger — da rückt auch der Feind näher, und das Grollen der Artillerieschlacht löst sich auf in einzelne, kurze, harte Donnerschläge . . .

Meist ist es Nacht, wenn sie unterwegs sind. Ruinen schweigen, wo einmal Dörfer waren, und auf den spärlichen Wiesen versickern die Wasser des winterlichen Himmels. Oder Schnee floßt nieder durch die feuchte Luft und deckt die Hügel mit einförmigem Weiß.

Marschieren, marschieren auf vielen Straßen, durch Regen, durch Schnee, über knirschenden Schotter und raschelndes, braunes Gras. Sie wissen und schauen: Das ist kein Gang wie hundert andere. Auch drüben marschieren sie durch die Nacht, mit jeder Sekunde kommen sie näher, näher, näher . . . Kameraden sind ringsum, das gibt Kraftgefühl und Verbundenheit. Im Gleichtakt schlagen Blechflaschen gegen Bajonette, klirrt Eisen auf Eisen. Ein Wald von Gewehrläufen schwanke über ihren Köpfen.

Manchmal, wenn der Feind noch ferne ist, flattert ein Lied auf, eines der Soldatenlieder, die einander ähnlich sind, als Sehnsuchtsstufe nach einer fernen Heimat; und doch verschieden nach den Seelen der Völker, denen sie entstammen.

Die Deutschen singen ihr ewiges Schicksal in das Rollen der

Usonzonächte: Vom Kampf im Westen, im Osten, im Norden, im Süden, in diesem Süden, der immer wieder ihr Blut trank und ihnen grausame Wunden schlug; und der sie doch immer wieder anzog als das dunkle Geheimnis vieler Jahrhunderte. Ihre Lieder gemahnen alle an den trohigen Gesang der Landsknechte früherer Zeiten, da das Schwert noch der einzige Gefährte des Mannes war und die Welt erzitterte, wenn „die Deutschen pochten“. Über Sehnsucht und Liebe und Heimat hinweg schallt das „Gloria! Viktoria!“ wie Trompetengeschmetter eines Kriegervolks, dem Friede nie beschieden war, wenn es ihn nicht in furchtbarem Ringen gegen eine Welt von Feinden erkämpfte.

Und die Madjaren singen die Rebellenlieder ihrer Heimat, deren große Männer sich immer wieder gegen Fremdherrschaft erhoben, einerlei, ob es die Türken oder die Habsburger waren. Sie singen auch jetzt, da sie für Habsburg fechten, von Kossuth Lajos, und niemand verwehrt es ihnen. Stammen doch die seelischen Kräfte auch dieses Krieges für sie aus dem Heldentum ihrer Aufrührer, aus dem ewigen Quell einer völkischen Selbstbehauptung gegen den Machtwillen anderer.

Am merkwürdigsten aber klingt der Gesang der Slawen. Da klagt eine einzelne Stimme: Irgendwo stehen drei Birken im Land, und unter diesen Birken bin ich gelegen. Ihr Blätter, kaum erst aus schwellenden Knospen getaucht, zittern im Anhauch der Frühlingssonne ...

Und die andern Stimmen lachen dazwischen: Narr, du! Träumer! Über ein Pferdegespann knallt meine Peitsche hin. Hussa, mein Mädel wartet zu Haus! Sie hat eine Haube mit bunten Bändern. Sie hat ein Grübchen am Kinn, das lacht, wenn sie lächelt. Wenn Feiertag ist, dann tanz' ich mit ihr. Wenn Feiertag ist, dann trinke ich Schnaps, bis die Bilder sich drehn an der Wand beim Juden Nachum, der den Feurigen verkauft ...

Die Erde atmet. Sie hat mich geboren wie den Krokus, der auf ihr blüht, wie das Birkengrün und die keimende Saat. Ich hab' sie gedüngt mit meinem Schweiß, daß sie blühe und reife in den Sommer hinein. Daß sie mild werde und müde der schweren Frucht, wenn der Herbst ins Land steigt. Oh, wie anders ist es gekommen! Die Erde stöhnt, Feuer und Eisen heult über sie hin, Blut sickert in ihre Brache. Sie ist keine Freude mehr, ist nur ein Grab, ein großes, schweigendes Grab ...

Still du, laß die Dummheiten! Wir sind Soldaten, da gibt's keinen Frühling. Wir sind Soldaten, da gibt's keine Ernte. Der

Schmitter wartet, wir sind das Korn. Doch vorher, vielleicht, gibt es Mädeln für uns, dunkelhaarig, aus fremder Erde, glühend und süß. Nicht jede Kugel trifft, mancher von uns kehrt wieder heim. Der Kaiser ist reich und mächtig. Er kauft Wagen und Pferde, er nimmt Soldaten, er holt uns, wo immer wir sind und hängen. Denkt nicht darüber nach, es hat keinen Sinn . . .

So singen die Kämpfer dieser bunten Armee, die in die Zeit ihrer schwersten Prüfung ragt wie ein altehrwürdiger Baumriese. Ringsum ist alles anders geworden. Ein Strom von Geschehnissen hat vieles weggeschwemmt. Nur dieser Stamm ragt noch auf und steht beharrlich im Toben einer entfesselten Welt. Die Kraft, die ihm zufließt, wird schon widerwillig gegeben. Auch seine treuesten Fasern wissen, daß Ungeheures droht.

Der Baumriese ist die Armee, die Armee ist das Reich. Ihr Sturz begräbt nicht eine Hoffnung auf den Sieg, nicht ein paar Jahrzehnte bürdefreieren Lebens.

Ihr Sturz begräbt das Reich. Das Wissen um diesen Ausgang hält die Männer am Osonzo zusammen wie ein eiserner Ring. Es macht sie zu jenen Märtyrern der Beharrlichkeit, als welche sie immer vor dem Urteil der Nachwelt stehen werden.

Bodo Kaltenboeck / Armee im Schatten

(Vorwort zur achten Auflage)

Es gab eine Zeit nach dem Großen Kriege, wo nur wenige die Ehrfurcht und den Mut besaßen, sich einer größeren Vergangenheit mit Stolz zu erinnern. Österreich-Ungarn war tot, und eine traditionslose Zeit brach die Brücken zur Vergangenheit ab.

Vom alten Österreich war nach dem Zusammenbruch nichts geblieben als Klein-Österreich, ein armes, geschlagenes, ausgeblutetes Land; der Spielball fremden Willens, fremder Bosheit und fremder Gnade. Ein Land ohne Würde.

Damals wurde dieses Buch geschrieben. Dem Gedächtnis und Ruhm der in Ehren untergegangenen österreichisch-ungarischen Armee, als Heldenlied des letzten Kampfes eines bald sagenhaften Heeres.

Das Buch ist mißverstanden worden. Die einen sahen in ihm ein achtbares, doch haltloses Versinken in die Vergangenheit. Andere schöpften daraus ein Programm. Beide tun unrecht.

Der Österreicher ist als Deutscher nur groß, wenn er in seiner

Geschichte steht. So sollte das Buch eine Mahnung zu eigener Kraft und Würde sein. Der Verständnislosigkeit und Überheblichkeit, die oft mitleidig auf den Österreicher herabsah, wurde mit dem Stolz der zur Geschichte gewordenen Leistung entgegengetreten. Daß manche Worte dabei bitter und scharf klingen, ist verständlich. Wenn es um Ehre und Gerechtigkeit geht, bedient man sich keiner gesinnungslosen Verlegenheitsausdrücke.

Aber: Alt-Österreichs Geschichte ist letzten Endes die Geschichte des Reiches der Deutschen und nicht lediglich die Geschichte Neu-Österreichs. Selbstverherrlichung des eigenen Stammes auf Kosten des Gesamtdeutschtums hat bisher der Österreicher dem Preußen tadelnd vorgeworfen. Diese Selbstverherrlichung ist nicht weniger tadelnswert, wenn sie österreichischer Prägung ist.

An anderer Stelle schrieb der Verfasser:

„Der Weltkrieg war eine phantastisch-ungeheuerliche Wiederholung der blutigen Kämpfe und Schlachten, die das Reich der Deutschen in seiner tausendjährigen Geschichte geschlagen hat. In dem knappen Zeitraum von vier Jahren wurden auf allen Schlachtfeldern der deutschen Geschichte die alten Schlachten wiederholt, die den Boden Burgunds, den von Brabant und von Flandern blutig gefärbt haben. Der Kampf wurde nach Osten getragen wie unter den Deutschrittern. Am Karpathenwall kämpften die Regimenter des Kaisers Franz Joseph gegen das heranstürmende Asien wie ihre Vorfahren gegen die Enkel des Dschingis Chan. Die Kaiserlichen rückten gegen Belgrad wie unter Prinz Eugen und Laudon. Über die Alpen brachen Armeen vor, wie sie unter den alten deutschen Kaisern gezogen waren. Und im fernen Südosten kämpften die Soldaten der Mittelmächte wie einst die Kreuzritter gegen die Sarazenen. Nicht das Deutsche Reich, nicht Österreich-Ungarn, sondern ‚Das Reich‘ kämpfte seinen verzweifelten Heldenkampf gegen alle Welt.“

Im Dritten Reich ist diese Erkenntnis lebendig geworden. Dem deutschen Soldaten Alt-Österreichs kann keine schönere Genugtuung zuteil werden als durch die Worte, die der Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Blomberg, am 21. April 1936 in allen Teilen des deutschen Heeres verkünden ließ:

„Die deutsche Wehrmacht gedenkt am heutigen Tage des großen Soldaten, der vor zweihundert Jahren sein heldenmütiges Leben endete: des Prinzen Eugen von Savoyen, der unter dem Namen des ‚edlen Ritters‘ in die Geschichte eingegangen ist.“

Wenn auch das alt gewordene Heilige Römische Reich Deutscher Nation später der jungen Macht weichen mußte, die in Preußen erwachsen sollte, so war dieses Reich doch einst unser großes Vaterland. Unter den berühmtesten Feldherren jener Zeit fochten alle deutschen Stämme für die Reichsidee und sicherten für die Zukunft unser gemeinsames Deutschtum gegen die Mächte des Orients im Südosten und die des französischen Imperialismus im Westen. Die gemeinsamen Abwehrkämpfe des in zahllose Staaten zerrissenen Reiches schufen wieder ein Zusammengehörigkeitsgefühl des Deutschtums. Die Waffentaten des Prinzen Eugen machten den Weg frei für einen neuen Strom von Siedlern germanischen Blutes, die noch heute in Ost- und Südosteuropa deutsche Kultur auch in fremden Staaten bewahren und heilig halten.

Wir deutschen Soldaten des Dritten Reiches neigen uns in Ehrfurcht vor dem Reichsfeldmarschall des alten Reiches, weil auch sein Leben und Kampf nur ein Ziel hatte: Deutschland!"

Mit diesen wenigen Sätzen, die dem Feldherren, seiner Armee und seinem Reiche gelten, ist die Aufgabe und Bedeutung der alt-österreichischen Heere als Waffenträger einer großen deutschen Reichspolitik hervorgehoben und ehrfürchtig anerkannt.

So gelte dieses Buch dem Gedächtnis jener ruhmreichen Armee, die sich „österreichisch-ungarisch“ nannte, doch schönste Schöpfung deutschen Geistes war. Sie starb für „das Reich“, für Deutschland.

Josef Wenter / Der Kanzler von Tirol

Dritter Akt

6. Bild

1. Szene

Der Innsbrucker Landtag. Großer Saal. An der linken Wand der erhöhte Thron.

In der Versammlung bilden die adeligen Landstände die ersten Reihen vor dem Thron. Dann folgen die bürgerlichen und ihnen die bäuerlichen Abgeordneten. Wenn der Vorhang aufgeht, stehen die folgenden im Vordergrund im Gespräch. Entfernt klingende Fanfaren bei noch geschlossenem Vorhang.

Bocciclaube: Trari! Tatatari! Jetzt setzt Claudinchen das

Füßchen auf die Schloßstreppe. Zehn Minuten, dann trararen sie im Saale. Fünf weitere Minuten, dann trararen wir.

(Gelächter.)

Terlago: Un concerto grosso! Und bei der Fermata fliegt der Landtag in die Luft!

Ferrari: Taccia! Halt den Mund! (Deutet auf Wolkenstein, der mit Madron und Perkhofner durch die Flügeltüre eintritt.)

Bocciclavé: Der Madron ist eine geballte Faust. Schade, daß der Büchsenhäuser nicht amtiert. Gäbe einen Stierkampf.

Perkhofner (mit Wolkenstein und Madron nach vorne): Sie haben recht prophezeit, Herr Graf. Die Talare sind wahrhaftig keine Sommerfrischjanker.

Wolkenstein: Warten Sie mit dem Schwitzen, Gnädigster! Es wird sich auszahlen.

Madron (derb): Meinen Sie! (Zu den Welschen): Guten Morgen, Signori!

(Perkhofner ist auch zu den Welschen getreten; Begrüßung.)

Wolkenstein (nestelt an Terlagos Kragen): Malteser Komtur! Ferdinandskreuz! No, Signore, Herr und Landmann von Tirol? No?

Terlago (wehrt unwillig ab): Was beliebt, bester Graf Wolkenstein?

Wolkenstein: Wo ist denn der Tiroler Vogel am grünen Band? No?

Terlago (grob): In Trient. Hinterm Brenner ist er geblieben, Conte Wolkenstein.

Ferrari: Er hat nicht übers Gebirg mögen, der Vogel. Zu hoch. (Lacht.)

Wolkenstein (scharf): Wasserscheide?

Perkhofner: Es wird sich weisen.

Terlago: Si! Wird sich weisen!

Wolkenstein: Vederemo! (Geht Spaur und Gröbner entgegen, die eben eintreten.)

Madron (zu den Welschen): Signori! es wird keine Kirmes. Wird ein Gautanz. Festbleiben! Ein Weib! — Bitten? Beschwören? Tränen vielleicht? Weiß man's? Festbleiben!

Terlago (brutal): Degen lockern!

Madron: Keine Gewalt! Das bitte ich mir aus! Es geht nach Recht!

Bocciclavé (hat den Degen halbgezogen): Gewalt? So ein Federchen! So ein Waffelchen! (Lacht.) Woher Gewalt?!

Ferrari (schlägt ihm den Degen in die Scheide): Steck ein, Jagdhund!

Wolkenstein (zu Spaur und Gröbmer): Der Terlago hat den Vogel in Trient gelassen. (Deutet auf sein eigenes Adelsmatrikel am Halse.) Mit Absicht!

Spaur (pfeift durch die Zähne): Soll heißen ...?

Gröbmer: Daß es stinkt! Jawohl!

Wolkenstein (grimmig): Im alten Roma haben sie aus dem Vogelflug auf Krieg oder Frieden gewettet.

Spaur: Ich traue ihnen nicht. Sie benutzen unseren Einverstand gegen die Vorlagen der Regierung, als Vorspann für ihre Zwecke!

Wolkenstein: Möglich! Aber dann werden wir unsere Säule ausspannen! (Zustimmung.)

Schmauß (tritt ein, geht zu den Welschen): Scusi, Signori! Troppo tardo! (Fanfaren näher.)

Terlago: No? Der Biener? Kennt man die Meinung der Durchlaucht? Das Urteil?

Madron: Ein toter Mann! Basta! Reden wir nicht mehr davon!

Bocciclabbe (frech): Claudinchen und das Bienenchen! Eh!

Wolkenstein (mit Gröbmer beitreten): Der tote Mann hat sich glänzend verteidigt, Signori!

Terlago: Woher wissen Sie das, Herr Graf?

Wolkenstein: Glauben Sie es einstweilen!

Montecuccoli (ist eingetreten): Bene! Wissen Sie auch, wie der Wind aus Wien herüberkommt?

Ferrari: Per Dio! Aus Wien?

Montecuccoli: Ein kaltes Lüfterl, amicissimi! Der Romi ist wieder da! Mit allerhöchsten Vollmachten! Kaiserliches Handschreiben! Ungnädig sozusagen! „Claudinchen und das Bienenchen“ ... und so! Eh! (Gelächter.)

Madron: Per bacco! Der Romi!

Terlago: Der Romi! Kaiserlicher Bevollmächtigter! Benissime!

Perkhofner (zu Schmauß): Na also! Darf man jetzt gratulieren, Herr Kanzler Schmauß?

Schmauß (nervös): Allerdings! Wenn der Kaiser ... dann allerdings ...

Montecuccoli: Jetzt soll ein Leben werden mit Lizenzen!

Was, Schmäußchen? Morgen bin ich wieder im Amt. Dann wollen wir es uns ein bißchen bequemer einrichten am Medicierhof. Was?

W o l k e n s t e i n (zum Schildhofbauer und zwei Bürgern, die allmählich nach vorne zur Gruppe getreten sind): Nehmt Vernunft an, Schildhofer! In ruhigen Zeiten wird leichter zu reden sein!

S c h i l d h o f e r: Herr Graf, ob die Zeiten ruhig oder unruhig sind, immer ist's der Bauer, dem man den Buckel vollpackt. Wir halten uns an die Vorlagen, die uns vom Kanzler zugegangen sind. Wir geben nicht nach.

1. B ü r g e r: Es wäre billig, wenn die Herren nachgeben wollten. Sie, Herr Graf, sind noch immer unser ehrlichster Sachwalter unter den Adeligen. Das wissen Bauern und Bürger. Aber die anderen dort — die anderen ...

S c h i l d h o f e r: Den Kanzler haben sie uns auch verjagt. Der war unsere einzige Stütze gegen die Herren. Die Durchlaucht weiß ja von nichts. Meint's gut, die Herzogin. Aber die Herren berichten sie falsch. Jetzt helfen wir uns selber, Herr Graf! Es muß sein! Wir tun nimmer mit! Wir wehren uns!

(Bauern und Bürger sind nach vorne gekommen, stimmen lebhaft zu.)

F e r r a r i (zu den Welschen): Der Wolkensteiner paktiert mit den Bauern. Der Spaur auch. Gibt eine Palastrevolution.

(Höhnisches Lachen.)

M a r o n: Um so besser! Wasserscheide! Fest bleiben, Signori! Wir setzen's durch! Basta!

W o l k e n s t e i n: Der Herr Bischof ist auch gegen die Regierungsvorlagen. Nehmt Vernunft an, Schildhofer. Es geht diesmal vielleicht ums Land!

S c h i l d h o f e r: Dem Herrn Bischof sein Kleid und Kreuz in Ehren! Aber er ist schlecht beraten!

1. B ü r g e r: Man weiß in Südtirol nichts von der Not der nordtirolischen Bergbauern.

(Zustimmung der Bauern.)

2. B ü r g e r: Und von der Not des Handwerks, der Zünfte, des Handels. Die Steuern schlagen uns tot.

(Große Zustimmung der Bürger und Bauern.)

1. B ü r g e r: Es ist eine andere Zeit worden, Herr Graf!

2. B ü r g e r: Wie es der Kanzler gesagt hat auf dem Sterzinger Landtag: „Der dritte Stand ist nach der Ordnung Gottes

herangewachsen. Er will leben und seine eigenen Rechte haben, wie Adel und Prälaten."

(Hochrufe und Fanfaren vor der Türe.)

Schildhofer: So ist's, Herr Graf! Wir geben nicht nach! Diesmal nicht!

(Bauern bejahren; alle begeben sich auf ihre Plätze. Es tritt zuerst die Leibwache ein, die hinter und neben den Thron sich aufstellt. Dann folgt der Hofstaat: Elisabeth, Carrara, Malaspina, Hofdamen; hierauf der Zeremonienmeister, der vor den Thron tritt und dreimal aufklopft. Fanfaren verstummen. Große Stille.)

Herzogin Claudia (tritt ein; Pagen tragen ihre Schleppe. Sie steht vor dem Thron; laute Hoch- und Ebbivaruße).

Carrara (reicht der Herzogin die Landtagsbotschaft. Der Marschall klopft einmal mit dem Stabe auf. Stille).

Claudia: Den Lieben und Getreuen des Herzogtums unseren Gruß!

Madron (tritt vor): Halten zu Gnaden, Eure Durchlaucht, wenn ich spreche, ehe der Landtag förmlich eröffnet wird.

Carrara (tritt vor die Herzogin): Es ist gegen jede Form, Ihre Durchlaucht zu unterbrechen.

Claudia: Er erstaunt mich, Herr von Madron. Undes, Sein Rang als Haupt der südtirolischen Stände bürgt mir dafür, daß Er für das Wohl des Landes sprechen will. Was hat Er zu sagen? (Setzt sich.)

Madron: Eure Durchlaucht, die adeligen Stände der Fürstentümer Trient und Brixen sind Euer Durchlaucht Ladung gefolgt. Die Stände geben damit ihrer Ehrerbietung für Eure Durchlaucht und das erhabene Haus Oesterreich Ausdruck. Die Stände haben mich jedoch beauftragt, Eurer Durchlaucht entschieden zu erklären, daß sie nicht gewillt sind, die Vorlagen Eurer Durchlaucht Regierung mitzuberaten.

(Tumult.)

Spaur: Nicht mitberaten? Teufel, was heißt das?

Wolkenstein (grimmig): Wasserscheide!

Gröbmer: Falschspieler! Es war anders vereinbart!

Spaur: Die wollen den Landtag sprengen.

Schildhofer: Die wollen schon mehr, Herr Graf!

Wolkenstein: Faustrecht!

Ferrari: Herrenrecht, Signore!

Carrara (überschreit): Ruhe vor Ihrer Durchlaucht!

Madron: Der Regierung Eurer Durchlaucht hat es gefallen,

die Vorlagen so zu fassen, daß uralte Vorrechte und Privilegien der beiden ersten Stände schwer geschmälert erscheinen, wohingegen die Rechte des dritten Standes in einer, ich könnte beinahe sagen demagogischen, liebedienerischen Art erweitert werden sollen. Dieses Vorgehen aber scheint uns nicht zum Wohle des Landes zu sein, und wir verweigern unsere Zustimmung.

T e r l a g o : E vero! Da hat er recht, der Madron. Der Kanzler treibt Demagogie!

S c h i l d h o f e r (ist nach vorn gekommen): Der Kanzler hat ein Herz für das Volk. Das ist's, was den Herren in die Augen beißt. Er will uns Recht schaffen. Wir sind auch Menschen, wir Bauern!

(Zustimmung der Bauern.)

1. B ü r g e r (ist nach vorn gekommen): Und wir Zünfte und Bürger! Wir fordern keine Herrenrechte! Aber gerecht leben wollen wir!

(Laute Zustimmung.)

T e r l a g o (sehr laut): Lebt Ihr etwa nicht? Wenn man Euch den kleinen Finger reicht, nehmt Ihr die ganze Hand. Man kennt Euch!

(Tumult.)

S c h i l d h o f e r : Und wir kennen die Herren! Seit Jahrhunderten! Robot! Frohne! Jagdreiten durch unsere Weizenäcker! Steuern zum Ausbluten! Zehnten! Kriegsläufe, bei denen immer wir die Zeche zahlen.

(Laute Zustimmung.)

F e r r a r i : Maulhalten, Bauer! Er ist ein Revolutionär! Man wird ihn in den Kotter sperren!

(Lärm.)

S c h i l d h o f e r (nach vorne; die Bauern drängen nach): Ich bin der Schildhofer von Saltaus, und meine Vorfahren sitzen so lang auf dem Erbhof, wie die Ihrigen auf dem Entiklar, Herr Graf. Und ich bin diesmal auf den Landtag gegangen, um das Maul solange aufzumachen, bis Sie das Ihrige halten. Warten Sie's ab! Wir sind auch wer in Tirol!, wir Bauern!

(Große Zustimmung.)

R u f e : Maul halten, Bauer! Revolutionäre!

(Großer Lärm.)

E a r r a r a (überschreit): Ruhe! Ich fordere Ehrfurcht vor Ihrer Durchlaucht!

M a d r o n : Es scheint in der Tat, daß der Herr Staatskanzler

gesonnen ist, eine neue Zeit heraufzuführen, wie er damals in Euer Durchlaucht Audienzsaal sich äußerte. Die Folgen solcher Staatskunst dürften für das Land wenig segensreich werden, wie Eure Durchlaucht soeben sich überzeugen konnten. Solche Auflehnung ist der Widerhall der Gesinnung des Herrn Doktor Biener.

Terlago: Sehr wahr! Es muß anders werden!

Ferrari: Man prozessiere den Kanzler!

Bocciare: Man treibe die Bauern zu Paaren!

Terlago: Was! Wir tun nicht mehr mit! Basta!

Ferrari: Andiamo! Gehen wir! Wir haben nichts zu gewinnen bei solchem Bündnis.

(Große Unruhe.)

Claudia: Was will der Graf Ferrari damit sagen?

Madron: Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht, wenn ich die Meinung der südtirolischen Standesherrn ausspreche; die Fürstentümer Trient und Brixen haben vor Jahrhunderten sich verpflichtet, die Lasten des Landes zu ihrem Teil zu übernehmen. Sie finden ihre Rechte nicht genügend gewahrt seit der Kanzlerschaft des Herrn Doktor Biener. Wir haben dies auf dem Sterzinger Landtag deutlich erfahren. Die Fürstentümer waren Verbündete des Hauses Oesterreich. Nicht Untertanen. Verbündeten aber steht es frei, bei veränderten Verhältnissen von dem Bündnisse zurückzutreten. Wie sehr die Verhältnisse verändert sind, davon haben Eure Durchlaucht eben einen Beweis erhalten.

Wolkenstein: Das ist Verrat! Verrat an Tirol! An Oesterreich! Das wurde nicht vereinbart! Sie brechen Ihr Wort!

Spaur: Wir sagen Ihnen die Gefolgschaft auf für solchen Verrat!

Ferrari: Wir bestehen auf unseren Rechten!

Wolkenstein: Es ist eine Schande, vor Ihrer Durchlaucht solche Sprache zu führen. Schämen Sie sich.

Carrara (überschreit): Sie vergessen sich, meine Herren! Herr von Madron, Sie sind nicht befugt...

Claudia (sehr laut): Man lasse den Herrn Landstand zu Ende sprechen.

(Allmähliche Ruhe.)

Madron: Die Fürstentümer Trient und Brixen ziehen aus dem Vorgefallenen ihre Konsequenzen. Sie kündigen das Bündnis mit Tirol. Sie sind heute hier erschienen, dies feierlich zu erklären und Abschied zu nehmen.

(Tumult. Rufe: „Rebellen! Verräter! Feiglinge!“)

W o l f e n s t e i n : Euer Durchlaucht wollen gnädigst erkennen, daß wir diesem Überfall vollkommen ferne stehen. (Zustimmung der deutschen Herren.) Wir sagen uns los von ihnen!

S c h i l d h o f e r : Euer Durchlaucht, wir Südtiroler Bauern sind ganz unschuldig daran. Wir haben genug zu leiden unter den Herren. Wir wollen unter der Regierung Eurer Durchlaucht bleiben. Und wir bitten, daß Sie uns unseren Kanzler wiedergeben.

(Zustimmung der Bauern: Ja! Ja!)

C l a u d i a (hat schweigend zugehört): Hat der Herr Sprecher noch etwas zu sagen?

M a d r o n : Nein, Euere Durchlaucht!

C l a u d i a : Ich nenne das Vorgehen der Stände Südtirols nicht mit dem Namen, den es verdient . . . ich bin kein Mann. Aber ich mache die Herren aufmerksam, daß Ihnen auch kein Schein des Rechts für solche Handlungsweise zukommt. Sie brechen die Verfassung des Landes! Sie verlassen den Freund und Fürsten in einer Zeit dringender Not. Sie haben das nicht bedacht, können es nicht bedacht haben.

M a d r o n : Die Stände der Fürstentümer haben alles reiflich erwogen. Veränderte Umstände erfordern veränderte Handlungsweise.

C l a u d i a : Ich verbürge mein Wort, daß die Verträge in ruhigeren Zeiten geprüft werden sollen. Man erzwingen nichts.

F e r r a r i : Die Fürstentümer sind damit zu oft vertröstet worden. Sie willigen in keinen Aufschub mehr.

C l a u d i a : Das kann Ihr letztes Wort nicht sein, Herr Graf! Darf es nicht sein! Das Land ist in großer Gefahr. An seinen Grenzen tobt der Krieg. Morgen kann es schon sein, daß wir uns wehren müssen. Jahrhundertealte Verbündete werden uns nicht in den Rücken fallen! Widerrufen Sie, meine Herren!

M a d r o n : Wir haben nichts zu widerrufen, Eure Durchlaucht, und wir haben unseren Erklärungen nichts hinzuzufügen.

(Tumult.)

C l a u d i a : Mit Verwünschungen ist nichts geleistet! — Welche Antwort geben die nordtirolischen Stände? Handeln Sie, meine Herren!

W o l f e n s t e i n : Die Anwesenheit Eurer Durchlaucht verbietet bloße Degen. Mehr zu tun, läge im Augenblick nicht in unserer Macht.

S p a u r : Wir sind überrumpelt worden, wie Eure Durchlaucht.

Carrara: Eure Durchlaucht wollen sofort eine Kommission einsetzen, welche die Verträge prüft.

Madron: Es gibt nichts zu prüfen, Herr Vizekanzler. Die Lage ist vollkommen klar.

Carrara: Es muß sich ein Kompromiß, ein Vergleich erzielen lassen, Herr von Madron!

Claudia (zornig): Ich lasse meine Rechte durch kein Kompromiß, durch keinen Vergleich antasten. Das wäre halbe Zustimmung. Aber ich stimme mitnichten zu. (Deutet auf die süd-tirolischen Standesherrn.) Die wußten ihren Weg. Findet keiner unter meinen Räten einen Weg für mich?

Einzelne: Der Kanzler! Der Biener!

(Die Rufe steigern sich.)

Biener (der unbemerkt im Hintergrund stand, bahnt sich rasch einen Weg durch die Versammlung. Bewegung, besonders bei den Bauern. Biener ist alltäglich gekleidet, ohne die Abzeichen seiner Würde. Er tritt vor die Herzogin, verbeugt sich stumm, geht an den Kanzlertisch, schreibt rasch einige Zeilen und reicht sie der Herzogin). Geruhen Eure Durchlaucht, dies zu unterfertigen!

Claudia (vom Anblick Bieners einen Augenblick erschüttert, liest).

Madron (grob): Der Herr Staatskanzler ist außer Amt!

Biener (ohne sich umzuwenden, über die Achsel): Was ihn hindern könnte, es zu mißbrauchen, wie Sie das Ihrige!

Claudia (hat gelesen): Die Stände erwarten meinen Entschluß! (Sie geht zur kleinen Tür neben dem Thron.) Doktor Biener, folge Er mir!

(Beide durch die Seitentüre ab.)

Wolkenstein (grimmig): Der tote Mann marschiert!

Ferrari: Bene! Also Stierkampf!

(Große Unruhe in der Versammlung.)

Madron: Es wird ihm nichts nützen, Herr Graf, das Marschieren!

Schildhofer (zu den Bauern): Jetzt geht die Uhr schon recht, Leut! Unser Kanzler ist wieder da!

(Laute Zustimmung der Bauern und Bürger.)

1. **Bürger**: Jetzt wird er ihnen das ABC hersagen der Biener! Wetten wir einen Doppelliter Teroldigo, Schildhofer, daß unsere Sache gut steht!

Schildhofer (Handschlag): Wetten? Zu was denn? Ich zahl gleich den Zweiten!

(Gelächter.)

Alfred Walheim / Burgenland

Heinzenland,
Burgenland,
kehrst du wiederum zu uns zurück?
Reich mir deine Hand,
die deutsche Hand,
daß ich sie zum Willkomm faß und drück!
Deine Flur hat sich einmal
unterm Eisenschritt des großen Karl gebogen,
seiner Stimme Schall
haben deine Lüfte eingesogen —
sie bewahren ihn für alle Ferne.
Mauer, Turm und Tor
wuchs zur Frankenburg empor,
zinnbeglänzt von heller Zukunft Sterne:
unter ihrer Fahne Flug
schob den ersten Pflug
deutsche Bauernfaust in ödes Land
und verwundert hört dein See am Strand,
lugend aus dem Rohrgestänge,
deutscher Winzerinnen Sänge.
Dedenburg, Eisenburg,
Wieselburg, Preßburg erstand,
Burgenland,
Heinzenland!
Nahverwandt
wie der rechten Hand die linke Hand,
trennt uns Pergament, das künstlich Scheiden schafft.
Aber überm Pfahle,
wie man ihn bemale,
hielten stets wir gute Nachbarschaft.
Wie des Märchens Fee
hast aus Hof und Garten, Feld und See,
reichlich du den leckern Wiener Tisch beschickt,
hast aus deinem Stein,
massig, schlank und fein,
auch den Stephansturm uns himmelwärts gerückt
und, den Bund zu krönen,
hast von deinen Söhnen
du die besten immer neidlos uns belassen:

Liszt's und Mahdn's Harmonienwege
überschreift des Hirtl's Säge —
was das Größte sei, wer kann es fassen?

Nachbarland,
Heinzenland,
warst ja ernstlich nie von uns getrennt —
nun du heimgefunden,
bleiben wir verbunden
bis an aller Welten End.

Paula Grogger / Der Sämann

Das Feld ist gepflüget, das Feld ist geeggt
im Schurze haucht sich der Samen,
ich habe die Hand in den Weihbrunn gelegt
und gehe in Gottes Namen.
Wo mein langsamer Schritt sich schwingt
wo mich das rieselnde Korn umringt
bin ich der Hoffnung ein Bot.
Zur Tiefe die Wurzel, zur Höhe der Keim,
ich habe hungrige Kinder daheim
gib uns das Wachstum, o Gott!

Der Tag will erdämmern, vom Winter nicht wach
ich muß mich zur Sonne noch bücken,
grau fahret die himmlische Witterung nach
und tauchet mir an den Rücken.
Greife ins Dunkel urhebende Kraft
Reife zum Lichte lebendiger Saft,
denn wir haben es not.
Schon warten die Bettler, die Bauern und Herrn
mit offener Hand auf die heiligen Ährn:
gib uns das Wachstum, o Gott!

Von Morgen bis Abend, soweit als der Raum
reicht die geackerte Erden
und ich streue den Samenflaum,
daß wir gesättigt werden.
Siehe, unter den Schuhen der Wurm,
siehe, die rastlosen Krähen im Sturm

treiben mich fürder . . . o Gott!
Hast du die rufenden Stimmen gezählt?
Hinter mir betet die ganze Welt:
Gib uns das tägliche Brot!

Paula Grogger

Die Heimreise der drei Stralzenbuben

An dem Tage, als Vater Stralz diese Zeilen in sein Notizbuch schrieb, waren die drei Buben auf der Heimreise in die Sommerferien. Der Herr Göd hatte sich mit seinem Landauer im Stifte Admont eingefunden und bei seiner Rücksprache mit dem Abt Gotthard und dem Präfekten Verschiedenes in Erfahrung gebracht.

Erstens nämlich, daß Matthäus sich eines nachts aus dem dritten Stockwerk entfernt, wie, das wüßt man nicht, und mit zwei lecken Jagern einen Wolfen angepörscht hat.

Zweitens ging die Klag über den Markus, daß er ein verstockter lernfauler Kerl sei.

Und der Lukas?

Ja der Lukas . . . antwortete der Präfekt, sei ein ausgezeichnete Rechenkünstler gewesen bis zur Stunde, wo er plötzlich keinen Stift und Griffel mehr angerührt, bleich und verbissen herumgeschlichen und sodann nach Tag und Wochen im Refektorium hingefunken war.

„In aller Heiligen Nam! Was das bedeute“, fragte der Göd.

Item, so berichtete der Präfekt, es habe nunmehr schleunigst der Medikus her müssen und dieser sei durch ein peinliches Verhör mit viel Kreuz- und Querfragen darauf gekommen, daß Lukas sich beim Läuten am Glockenstrang aufgezo-gen habe und im Schwunge an die Mauer geschleudert worden war. Solch heftiger Anprall hätte ihm das Schlüsselbein entzweigesprenzt und das Abel wäre alsbald in Brand ausgeartet, wenn der Bub es nicht durch seine Ohnmacht verraten hätte.

Der Ennshofer nickte nur, um sein Bedauern kund zu geben, dankte den beiden Ordensherrs für ihre Obsorg, nahm die Rechnung in Empfang und bezahlte die Hälfte im Hinblick auf seine Gebatterspflicht, wobei er sich jedoch der Bemerkung nicht enthalten konnte, daß an den Stralzenkindern leider Ehrsam und Tauf verloren war. Sodann befahl er seinen Schutzbefohlenen, welche der

ganzen Verhandlung stumm beigewohnt und ihre Blicke über die Deckenmalerei hatten wandern lassen, sich vom Herrn Prälaten sowie vom Herrn Präsekteu zu beurlauben und deren Hand zu küssen.

Die Buben gehorchten. Matthäus, welcher mit seinen siebzehn Jahren die Männer an Größe schon überragte, bog ungeschickt und flüchtig den Rücken und seine Lippen küßten in die Luft. Gleichwohl war der Druck seiner derben Finger von verschämter Innigkeit, denn er fühlte, es geschah zum letztenmal.

Auf der Fahrt teilte der Göd ihnen treffliche Lehren aus, unterzog sich auch der Mühe, in der Gegend von Frauenberg abzustiegen. Während sie zu Fuß bergan wanderten, erzählte er ihnen die Legende, wie der Wallfahrtsort entstanden war. In der Kirche warf er alsdann einen Taler in den Opferstock, kaufte in der Taserne für jedes Kind ein rundes Bräverl und einen Kreuzerwecken. Und es läutete schon Mittag, als sie wieder im Kalesch saßen und gen Liezen kutschierten.

Die Luft ging träge ... warm. Sie brachte den Geruch von Moorerde. Unzählige Birkenstämme leuchteten weiß und wiegten ihr zerfranstes liebliches Krönlein. An der Berglehne wehte das Korn golden, und die sonnichten Wiesen standen schon saftig im zweiten Futter ...

Bei den Weißenbäcker Wänden machten sie einen kurzen Halt, weil dortselbst, nur dem scharfen Aug' erkennbar, ein Gams kletterte. Da äußerten sich die Buben gesprächig über Wild, Wald und Weide, über die Ortschaften und Schanzbauten, welche sie unterwegs gesehen hatten, und der Ennshofer fand verwundert, daß sie lange nicht so dumm waren, wie sie ausschauten.

Von Wörschach an, wo die Pferde schon den heimischen Stall witterten, ging es in nobligem Trab, und der Kossknecht hatte bei den vielen Böheln gerade genug zu tun mit dem Ein- und Ausdrehen der Schleife. Die drei hülzernen Koffer prellte es, und der feiste Ennshofer rutschte bei einer Kurve manchmal gröblich gegen den Matthäus; aber der Ladel hielt es schon aus.

Zwischen drei und vier Uhr erreichten sie Stanach, wo sie nach ausgiebigem Mahle, einer erbaulichen Lehr und kurzem Abschied ihrem Schicksal überlassen wurden. Mit dem Ältesten voran ... so schritten die Brüder zum Posthalter Basold und frugen nach einer Gelegenheit.

„Jawohl“, antwortete dieser schnaufend und aufgeregt, sie möchten nur warten, in einer schwachen halben Stund führen zwei

Kutschen vor, sie sollten alsdann in die zweite einsteigen, maßen die erste für einen hoherlauchten Herrn bestimmt sei, welcher in-
kognito vom Markte Aussee nach Deblarn reise.

Die Buben setzten ihre Koffer zur Erde, zahlten sechunddreißig Kreuzer für die Fahrt, sossen nachher tüchtig aus dem Brunn und langten, als es niemand sah, ein paar feste Bröbstlinge zwischen den Zaunstaketen herfür. Undiweil sie sich derart angenehm die Zeit vertrieben, kam richtig eine Postkutsche, kaisergelb bemalt, mit roten Felgen, aus der Einfahrt. Zwei Hengste mit prächtig geziertem Kummer und gezopftem Schweif waren vorgespannt. Keine Rotspritzer, kein Stäubchen versehrte die Fenstergläser. Der Türgriff blinkte ganz golden.

„Da steigen wir ein“, schrie Matthäus. „Der fährt nach Öbling.“

„Ich trau mich nit“, sagte Lukas.

„No, fahrst halt du im zweiten. Nachher wird dich der Schwager beim Moarbühel wohl hinausbuxieren, und du magst zu Fuß um den Mitterberg zaschen.“ So sagte Markus und schupfte lech die drei Koffer auf das Dach.

Der Knecht, welcher die ungeduldigen Pferde hielt, schimpfte mächtig. Wie aber dieses nicht half, gröhlte er, es würde schon der hohe Herr kommen und sie hinausschmeißen. Und kaum war's gesagt, erschien in der Toreinfahrt eine Mannesperson, welche einen scharlachroten, weitschößigen Frack und gelbe Kehlerhosen anhatte; welche einen schwarzen Zweispiz auf dem Kopfe und Stulpstiefel aus Lack an den Füßen trug. Besonders augenfällig waren die reichen Silberborten und die dukatenfarbenen Knöpfe. Lukas schaute gar scheu und ehrfurchtsvoll, drückte sich ins dunkle Wageneck und, hätte er seine großen Brüder nicht gehabt, er wäre auf und davon geloffen. Er studierte bänglich, ob es der Kaiser Franz oder der Kaiser Napoleon wär, und ob selbiger zuerst ihn oder den Markus beim Krawattel packen werde. Für den starken Matthäus hatte er in seiner lieben Unschuld weniger Angst.

Der hoherlauchte Herr schaute aber zum Glück gar nicht in die Kutsche, sondern sprang mit einem Satz auf den Boß, und Lukas bemerkte, durchs Fensterchen spähend, welches die Wand hinter seinem Rücken durchbrach, daß er ein wunderbares Horn von seiner Brust nahm und es, fürsichtig probierend, an den Mund brachte.

Kein Wort wagte das Kind zu sprechen, und die Brüder schwiegen weißlich, damit sie niemand vor der Zeit ablade.

In der Einfahrt, welche gegen die Sommerschwüle feucht und dunkel abstach, erschien ikt auch der Postmeister mit zwei Mannsbildern, die mochten sonach des Kaisers Roßknecht und Jäger sein. Und in der That; es setzte sich der eine auf den lustigen Bock, der andere herentgegen mußte wohl oder übel in den heißen Kotter hinein. Er trat, vom Basold geleitet, an das Türchen, fast gleichzeitig erblickten die beiden den fremden Ballast auf dem Dache, und den Hauswirt traf fast der Schlag. Trotzdem er mit einem Jagdgewehr, Stiegelstecken und Buckelsack vollends beladen war, riß er die Klinke auf und schrie ohne Ansehen des hohen Fahrgastes:

„Malefizbuam abgeseimte! Hab' ich nit gesagt, ihr sollt in den zweiten steigen?“

Die Bürschlein rückten auf ihrem fein gepolsterten Sitz und schwiegen, und vorn bei den Pferden grinste der Knecht mit dem ganzen Gefrieß. Lukas zitterte und meinte, jezt werde der aufgebüschte Kaiser sich umdrehen. Aber nur der Jäger sah in die Kutsche, postierte die Flinte ins Eck und sagte was. Nämlich er sagte:

„Laß gehn, Postmeister! Ich find mir noch ein Plakerl.“

Der Basold kam außer Atem und fand gegen solch rühmliche Bescheidenheit keine Einwendung. Er drückte nur stumm die gebräunte Hand, so ihm der Jäger darreichte und schaute die drei Buben an, als wöllt er ihnen baß die Höseln spannen. Seinen genagelten Schuh auf das Trittbrett setzend und hierbei lächelnd und nach vornweisend, fragte der Waidmann:

„Was hast ihm die Librei aufgehalst? Ha? Weißt eh', ich mag's nit leiden.“

Da brach dem Basold wieder das steirische Gemüt durch.

„Bald unser guater Erzherzog Johann wieder mit meinem Wagen fahrt, so legen wir ihm“, er deutete zwinkernd nach dem Kutschbock, „so legen wir ihm eine kurze Hosen und ein lodenes Röckel an.“

Lukas war einen Augenblick enttäuscht, daß der aufgeputzte Herr kein Kaiser, sondern nur ein Prinz war, allein er fühlte immerhin einen großen Stolz und Respekt, und er rückte nur ein bißchen von dem fremden Mannsbild beiseite, welches er um so mehr für einen geringen Menschen hielt, als er fürs erste schlecht gewandet war, und als er sie zweitens nicht hinausgeschmissen hatte. Matthäus und Markus hielten den Mund säuberlich aus guten Gründen, wie wir später hören werden. Sie erlustigten sich

über den Kleinsten, weil er dem Reisenden gar unverschämt in das hagere, bartlose Gesicht starrte und die längste Zeit sich alle Mühe gab, dem eigentümlich müden Zug seines Mundes nachzuspotten. Er machte schwellstige Lippen, ließ das Kinn hängen und schnitt die greulichsten Gesichter. Die Brüder, welche nicht wußten, ob Lukas sich nur so dumm anschaltete oder tatsächlich so dumm war, lachten unsicher und stießen ihn mit den Knien. Inmaßen die Kutsche sehr eng war, trafen sie einmal auch den Fremden. Der fuhr aus seinen Gedanken, legte die Ellbogen fester an sich, so daß zwischen ihm und dem Kinde ein kleiner Spalt blieb.

„Nö, sitz dich nur herzu!“ sagte Lukas.

Solch freimütige Art erheiterte den Waidmann und bewies ihm, daß er nicht erkannt wurde. Er wandte seine lebhaften, aber recht versorgten Augen vom Zeitungsblatte ab, und indes er's in Falten bog, musterte er nicht ungütig seine Mitreisenden und fragte nach ihren Namen. Aber nur Lukas antwortete.

„Wir sind die Stralzenbuam von Sbling.“

Da hätten sie ja alle den nämlichen Weg, sprach der Fremde.

„Nö ja, darum sind wir ja in den Wagen gestiegen. Verstehst?“

Ja, ja, er verstünd wohl.

„Mein Liaber, der Posthalter ist wild auf uns.“

Ja, es wär ihm so fürgekommen.

„Weil wir mit dem Erzherzog Johann fahren.“ „Bst!“ wisperte er, den Finger an die Lippen legend. „Da vorn sitzt er, ich kenn ihn wohl.“

Nun lachte der Waidmann laut heraus. Und Matthäus gab dem Kind einen ordentlichen Tritt auf die Zehen.

„Sei stad!“ mahnte Lukas, die Füße hochziehend, „wann er uns gach bemerkt, schmeißt er uns außi!“

Solches verhoffe er doch nit, sprach der Fremde.

Alsdann schauten sie eine Weil durchs Fenster. Es war eine unbändige Hitze in dem Kasten. Die Stralzenbuben knöpfelten Rock und Leibel auf und ließen, die Gläser schiebend, zu beiden Seiten Luft herein. Dabei gewahrte der Jager, daß Lukas den Arm in der Schlinge trug.

Ob er einen Knochen lädiert hab', und ob er vielleicht beim Bader Lobenstock gewesen wär, fragte er teilnehmend den Knaben. Ein Wort gab das andere, und so geschah's, daß Lukas nach zwei guten Stunden, wie die Postkutsche schon gegen Ostatt fuhr, seinen ganzen Lebenslauf zutraulich ausgeplaudert hatte.

Dann hörten sie ein uraltes Liedel, viel wunderschön geblasen.

Die breithängenden Fichtenäste streiften die Koffer und den Stiegelstecken und den Buckelsack auf dem Dache. Auf der linken Seite floß die Enns, von der Abendröte ganz gölden angehaucht.

Unter den vier duftenden Linden versielen die Pferde in sachten Schritt, indem der Weg zum Schloß bergan steigt. Am Hofbrunn standen Kühe und Kälber. Und das Gesind kam, durch den Klang des Posthorns gelockt, langsam herbei.

Der Waidmann hatte, kaum daß die Pferde still hielten, selbst den Schlag aufgemacht und sprang aus dem Wagen. Und hinter ihm tappten, sich reckend, die Buben. Er tauschte mit jedem einen festen freundlichen Händedruck und reichte zuletzt dem Lukas ein Hirschgränlein von seiner Uhrkette.

Damit die Stralzensöhne seiner und der unterhaltlichen Fahrt gedächten, sagte er, und falls sie seinen Namen wüßten . . . er sei der Prinz Johann.

Der Jüngste wurde wachsweiß.

Der Mittlere lachte verschmikt.

Matthäus aber stand großmächtig und breit vor dem Erzherzog, rückte den Hut, darunter der helle Schweiß perlte und sagte mit einer von Schweigsamkeit schier vertrockneten Stimme:

„Ah, ja . . . Ich und der Markus haben dich eh wol kennt.“

Marie Grengg / Die Flucht zum grünen Herrgott

Die einsame Frau oben auf dem Berg stand geblendet. Ihr Herz hatte sich weiden wollen an seinem Schmerz, aber die Augen des künstlerischen Menschen konnten jetzt das Schauen nicht lassen. Das wunderbare, regenerfrischte, weite Land um sie her, der große Acker, der voll Frucht stand, die von reisendem Obst schweren Bäume, sie stellten sich beruhigend vor das Düstere, Unbekannte und Schwere, das in ihr lastete. Die bedrückte Brust weitete sich in tiefem Einatmen der reinen Morgenluft.

Maria zog in der Herrlichkeit des Alleinseins das beengende Gewand ab und ließ die Luft und die Sonnenstrahlen über ihren müden Leib rinnen. Es war ein Baden in Kühle, Licht und Wärme. Das Blut in den Adern hub an, in leichtem Gang zu treiben. Sie wusch sich wasserbergeudend am Brunnen vor dem Haustor, rieb sich die Haut frisch und glatt und blühend und kämmte sich das Haar zurecht. Dann zog sie das reine leichte Gewand an. Das

körperliche Wohlbehagen straffte ihre Glieder. Sie lehnte an der Haustür, die Hand an der Klinke, um wieder zu verkriechen in die Verborgenheit der Stube. Das derbe Sonnengesicht, das eingeschnitten war im alten, rissigen Eichenholz des Haustores, lachte ihr fröhlich entgegen. Der ganze Hang glitzerte in der Morgennässe wie ein einziger Strom von Silber und Demanten. Die Wälder dufteten. Auf dem sauber gemeißelten neuen Brunnenrand und an der frischgetünchten weißen Hausmauer spielten die Morgen-sonnenstrahlen.

Etwas Starres und Trostreiches begann in ihr zu sprechen: Du stehst heute hier auf deinem eigenen Boden, unter dem Dach deines eigenen Hauses. Du hast dir selbst durch deiner Hände Arbeit den Herzenswunsch langer, eingepferchter Stadtjahre nach dem Naturverbundensein erfüllt. Es wird sich auch jemand finden, der dir hier bei der ungewohnten Arbeit beisteht, damit du hier die ersehnten Bilder von Bächen, Blumen, Tieren und vielem anderen zeichnen kannst.

Auch allein wirst du dich hier inmitten Gottes freiem Gehege freuen können, denn das Erobern dieses wunderbaren Neulandes muß einem Künstler Ruhe und einen stolzen Frieden spenden, wenn er sich ehrlich an das Land verschenkt.

Die Frau ließ die Klinke los. Sie erschraf über den aufquellenden Willen zum Leben. Aber er ließ sich nicht mehr verleugnen. Sie rief den Hund und schritt im spiegelnden und maßlosen Glanz der morgendlichen Zeit ihren Besitz ab mit bloßen Füßen. Die Schuhe trug sie in der Hand. Es näßten ihr die tauberhangenen Gräser und Kräuter die Beine und es taschten die Füße in fließender Feuchte. Oft schabte sie sich an einer Wurzel oder stieß gegen einen Stein.

Ihrem leidverlangenden Herzen waren diese Schmerzen recht als Buße dafür, daß das Gefühl, mit bloßen Füßen die eigene Erde wirklich zu spüren, sie immer wohlthuender und beruhigender erfüllte.

Stattlich lag das Haus an dem Hang, umreicht im Gebierr von dem Stall und dem strohgedeckten Stadl. Der Hof, eingehedrt im Viereck der Bruchsteinmauern wurde in einem Drittel überschattet von Weingeläube mit reicher, hangender Frucht, das aus dem armdicken rissigen Stamm wuchs. Das Dach des Hauses war frisch gedeckt mit roten Ziegelschuppen, und die neuen verzinkten Dachröhren blendeten in der roten Sonne wie silbern- und goldschillernde Schlangenleiber mit graublauen Bäuchen. Ein riesenhafter

Birnbaum griff mit den mächtigen Wurzeln längs der Ostmauer des Hauses. Das Gewirr seiner gewundenen Äste legte sich über den Dachfirst hinüber, noch ein Teilchen des Hofes schattend und trotz seiner reichlich hundert Jahre schwer behangen mit reifenden Früchten.

An der Südseite des Hauses, unterhalb der Fenster mit den schön gestochenen Eisengittern, stand ein Bienenhaus. Seine Rasten waren rot und blau und gelb gefärbt, und es summten schon darin die fleißigen kleinen Geister und rüsteten zu einem langen Tag voll Werken und Mühsal im Dienste ihres Staates.

Die Frau schaute vom Hause fort und ummaß mit dem Blick den ganzen ihr gehörigen Berghang, mit dem großen bestellten Acker und dem lichtdurchflirrten, raunenden Wald. Eine wahre Flut von Licht und Gold und würziger Luft überrann sie. Auf der Wiese standen in breiten Zwischenräumen die junggesehten, edlen Obstbäume, es bogen und reckten und stemmten sich bis zum Wald die von Wind und Wetter zerschrundenen Baumalten. Die armdicken Rebstöcke, Überbleibsel aus dem ehemaligen Weinberg, die, überall verstreut, sich wie rissige, knorzige Schlangenleiber emporwanden, hatten das ewig junge Grün ihrer Wipfel hoch hinaufgesponnen auf die bemoosten Obstbäume und auf glanzblättrige Edelkastanien, so daß, wie im Wunderland, Trauben neben sich rötenden Mostäpfeln und den grünen Ugel Früchten der Kastanien wuchsen. Eine Quelle träufelte in einem grasüberdachten Gewölbe aus dem Fels herab in ein steingehauenes Becken und in dem üppigen Gefrause hellgrüner Farne, die den Eingang zu dieser dämmerigen, feuchtglänzenden Undinengrotte fast verdeckten, tatterte und zitterte der prächtige Leib eines Feuersalamanders langsam und wohligh in der blauen Masse des Erdbodens.

Maria zog die Schuhe an und ging in den Wald, in ihren Wald. Sie trug ihr wundes Gemüt zu ihm hinauf. Sie strich mit zärtlichen Händen über die im Morgenrot glosenden und feuergeflechten Stämme der Fichten und Buchen und Föhren, und es war dies Berühren ein Besitznehmen in ihre Liebe und ein In-Schutz-Nehmen vor künftigem, erbarmungslosem Streuraub und vor dem Wüten mit Axt und Säge. Es war aber auch ein kindliches Bitten an die stillen, grünen Geschwister, die Pflanzen, sie möchten ihrem armen Menschenherzen dazu verhelfen, wieder Ruhe und Hoffnung zu finden. Die grünen, mächtigen Brüder neigten sich der einsamen Seele zu und offenbarten ihr im Raunen ihrer Sprache das Wunderbare ihres geheimnisvollen Daseins. Verschwendend boten

sie ihre Geschenke. Sie spreiteten sich über sie mit den strahlenden, sonnentrinkenden Dächern ihrer Kronen, sie würzten die Luft mit dem Balsam ihres Harzes, sie spielten ihr das Licht als Pfeile und Kringeln und zitternde Bänder über den Weg. Sogar die kleinen Baumkinder in den moosigen und von Eriken umstandenen Mulden hoben ihr die feingefiederten Ärmchen entgegen. Sie wiesen dem Menschenauge die mit den wasserklaren, zuckenden Demanten des Taues über und über bestreuten Schleier der Spinnenweben, die in weich geschwungenen Draperien sich silbern schürzten zwischen den Ästen und bis zum Sonnenaufgang zartesten Naturgeistern als Tanzplatz gedient haben mochten. Auf den Farnwedeln und Schuppenpalmen der Moose flossen die Wasserperlen zusammen zu erbsengroßen, klaren Edelsteinen und warfen ihr vielfarbiges Licht zu tausenden Malen. Aus der zusammengeschichteten Decke gärenden und faulenden Laubes, das die Buchenstämme umstaute, stammten sich die Kugelhäpflein der Herrenpilze kräftig und fernig, bald in einem verblichenen, lichtarmen und dann wieder in einem tiefsatten Braun hervor. So ungestüm, daß der nußbraune, feiste Mönch da und der blasser dort noch ein Stück Erdgefäßer mit dareinwachsendem Moos oder einen zusammengeklebten Paß alten Laubes oben aufsitzen hatten auf dem Hut. In den grünen, weichgebauchten Polstern des Moores standen leuchtend gelb die gefransten, hundertfach verästelten Korallenstöcke der Bärenranken. Die milchbespritzten Scharlachköpfe der Fliegen schwämme brannten giftig und schön. In der Höhlung einer Buchenwurzel stand vom Regen der Nacht her ein schwarzer, kleiner See, in dem goldene Ringe zitterten als läge ein Elfschatz auf seinem Grund versenkt. Leise bewegt schwamm ein verfärbtes eingerolltes Blatt als einsames Schiff in dem geheimnisvollen Gewässer. Ein metallenes Insekt mit langen Beinen und schillernden Flügeln machte darauf seine Morgenfahrt und sonnte sich die Nachtstarre aus dem Leib.

Hinter der Lichtung, wo es zum Heiligen Grab hieß nach dem uralten grauen Tempelchen mit dem toten Christ, hörte Marias Wald auf. Zwei plumpe, getürmte Kapellen hochten zur Linken und Rechten des Weges neben dem Grab. Ein riesenhafter Lindenbaum, vielhundertzählig in den Ringen seiner Jahre, dreimännerspannig im Umfang, tiefschürfig in der Borke, redenhast mächtig in den Ästen und noch immer grünherrlich und in Saft, stand als ein lebendiges Heiligtum zwischen den ärmlichen Gehäusen, darein der Christenglauben seine Symbole barg, und hielt die drei unge-

fügen Gebäue in dem Schatten seines sich weitspannenden Daches. Die in den blumenhaft gerankten und überschußfrohen Formen einer guten altväterlichen Handwerkskunst geschmiedete Thür zu dem Grabtempelchen stand nur angelehnt. Aus dem kühlen Dämmern sang die liebliche und einspinnend trauliche Musik einer auf Gestein herabrieselnden Quelle. Maria bückte sich in den niederen Eingang. Ihr Fuß trat auf hallende, grün angelaufene Fliesen. Feuchte Kühle hauchte ihr entgegen. An den Wänden zerfraß der moosige Schimmel in abenteuerlich geformten Figuren den Kalkverputz. Der Leib des Christ lag in schrecklicher Natürlichkeit in einer Nische der Mauer, grün und grau schillernd und blutbespritzt und mit offenem Schmerzensmund. Aus den tiefgelochten Wundmalen an Händen und Füßen hing in glänzenden Trauben das geronnene Blut. Aus dem grausam rotumkränzten Loch in der linken Seite aber floß aus einem Holzröhrchen ein glitzernder, fingerdicker Wasserstrahl in eine große tönernerne Muschel, die ihren Abfluß hatte in den Boden. Die Figur des Christ war aus farbigem Ton und ein prächtiges Werk alter Hafnerkunst, das herkommen mochte von einem Meister aus einer der berühmten Familien des österreichischen Alpenlandes, die sich schlicht Hafner nannten und große Künstler waren. Daß das klare, lebendige Wasser herausprudelte aus der roten Wunde, hatte in sich etwas ungemein Rindliches und ergriff die Frau trotz ihrer so ganz anderen Welteinstellung heute ebenso wie damals, als sie dies zarte Wunder zum erstenmal gesehen. Denn eine fromme Gläubigkeit einte sich hier auf das beste mit der noch immer starken Naturverbundenheit des bäuerlichen Volkes, das diesem Wasser Heilkraft für die Augen zuschrieb seit uralten Zeiten. Und auch das Bildwerk, geschaffen von eines Meisters längst zerstäubter Hand, belebt durch das rinnende Wasser, strömte den Geist tiefer Frömmigkeit aus. Maria, wiewohl allem Kirchenbräuchlichen längst entfremdet, bückte sich nieder und trank andächtig von diesem seltsamen Brunnen. Das Wasser schmeckte kalt und erquickend, ein stärkender Zauber floß von diesem Trunk hinüber in ihr Wesen.

Als Maria heraustrat in die glasflare Morgenfrische und das schöne Eisengitter wieder mit der ehrfürchtigen Behutsamkeit zulehnte, die Künstlerhände haben für eines anderen Kunstwerk, schimmerte es hell hervor aus dem Geflecht der Baldreben und des Efeus, das sich hinaufwand zu seiten des Einganges. Sie zerrte das Gestrüpp auseinander und stand mit demselben herzklopfenden Schauen, als sei das Kostbare, das sich barg hinter dem grü-

nen Vorhang, ihr noch nicht bekannt von dem Tag her, da sie zum erstenmal die Markungen des zu laufenden Besizes umschritten hatte. Hervor aus dem Rahmen des Gestrüppes wölbten sich und schatteten die Formen menschlicher und tierischer Leiber. Wenn- gleich gefleckt, schimmerte noch immer die geschliffene und samtene Glätte des edlen Gesteins, aus dem mit dem strengen Stilwillen römischer Kunst stürmende Rosse, wild in Leiber verbissene Löwen und speereschleudernde Reiter gemeißelt waren.

Nachdem sie den Römerstein lange in Ergriffenheit betrachtet hatte, legte sie das Gestrüpp wieder über das alte Kunstwerk. Keiner, der da vorbeistapfte, sollte es begaffen. Dann ging sie hin zur Linde wie zu einem, der sie in ihrer Müdigkeit schützend an die breite Brust nehmen sollte, und legte die Arme an den mächtigen Stamm. Sie tat ihr Gewand auf an der Brust und legte den bloßen Leib an den lebendigen Leib der riesenhaften Pflanze und dachte: „Was ist es, daß ich nicht beten kann zu dem blutigen Christ und auch bei den Heidengöttern nur die Schönheit ihrer Leiber zu mir spricht? Und daß ich die ganze Allmacht und Gott leibhaftig fühle, wenn ich das geheimnisvolle und mir doch so verwandte Leben dieses Baumes spüre? Ist es das deutsche Geblüt in mir und das deutsche Gefühl, das einstens seine Heiligtümer hatte in Pflanze, Gewässer und Gewölke?“

Der mächtige grüne Bruder rauschte im Morgenwind. Dann und wann flitterte ein gelbes Blatt freisend aus dem Geläube herab zum Boden und kündete ein nahes Herbstes. Es sang die Linde ihrer Seele, die sich Frieden suchend und fromm an sie verschenkte, Ruhe und Zuversicht ins Herz. Sie raunte von geheimem Wissen um vergangene Dinge und um einen köstlichen Schatz, den sie hütete. Doch was sie erzählte vom Geheimnis im Gespinnst ihrer Wurzeln, das verstanden die Menschen Sinne nicht mehr. Nur das Ahnen von etwas Unnennbarem, das dem Umkreis des Baumes entströmte, rührte noch leise an die Menschenseele. Erleichtert ging Maria heimwärts. Als sie heraustrat aus dem golddurchpfeilten Grün des Waldes, trat sie auch heraus aus der zauberischen Versunkenheit, die sie umfassen hatte. Sie sah die ganze, große, kristallene Weite vor sich, und der ganze große Flecken Land, der ihr zu eigen, lag gabenreich, aber auch liebe- und pflegesfordernd ihr zu Füßen.

Paula Ludwig / An meinen Sohn

Von den Füßen bis zu den gelockten Haaren,
immer muß ich dich belächeln
und möchte mit der Sonne und dem Wind,
mit Brot und Milch und Früchten
mitbaun an dir.

Möchte, daß der Regen über dich komme
und deine Schulter breit mache,
daß dein Weg weit sei
und deine Schritte ihn leicht bezwingen.

Wenn du fern bist:
gleich fühle ich mich wie die große Erde.
Wenn du auf dem Meer bist,
bin ich das Wasser.
Ich lasse dich nie aus meinem Schoß fallen.

Ernst Scheibelreiter / Mädchenbildnis

Treue zu sich selbst strahlt das Antlitz aus.
Der braune Blick schweift tönend ins Ferne
und kehrt stiller zurück in der milden Hand.
Um den schmalen Rücken der Nase: Klarheit . . .
Berghauch . . . Taustundenstille . . .
An Falkenflugkurven erinnert das ruhige Haar.
Die Schultern, leicht gewölbt, deuten heilige Liebe an;
heilige Liebe, die sich zu Kindern herabbeugt.
Langsam atmet die Brust reine Einsamkeit.

Friedrich Sacher / An das Waldviertel

Aus pöllerndem Betriebe
und bitterer Tagesfron
singt dir dies Lied der Liebe
der ferne Enkelsohn.

Du Waldland meiner Ahnen,
Gewässer, sanft und braun,
mir war auf allen Bahnen
nichts holder anzuschau'n!

Im Klange deiner Tennen
ich von der Stadt genas
und durfte — mich erkennen
am alten Takt und Maß.

Dein Auf und Ab der Wellen,
der Bühel, Busch und Stein,
half mir verstehn, erhellen
der eignen Seele Sein.

Verwandt in den Gezeiten,
vertraut dem Knaben schon:
gelassen Felderbreiten
mit Hafer, Flachs und Mohn!

Ich bleib in Freud und Schmerzen
dir immer zugesellt:
du Antwort meinem Herzen,
du Trost mir in der Welt!

Friedrich Scher / Mit dem jüngeren Freund

Mein Aug, ein treuer Spiegel,
hält sich dem deinen vor.
Nun sprich! Ich schob den Kiegel,
den schweren, vor das Tor.

Sitz her, um dir zu kämmen
das wüste, wirre Haar!
Hier darf dich nichts beklemmen.
Nicht Not und nicht Gefahr.

Was immer in dir tose
auch für ein wirblig Leid:
Freund, über uns die Rose,
Bild der Verschwiegenheit!

So tranken einst die Alten
und ganz dem andern Ohr.
Wir wollens auch so halten.
Bring deine Sache vor!

Greif zu, du banger Becher!
Wir zwei und dieser Wein!
Ich füll dir nach den Becher
und schenk dir wieder ein.

Du lebst das stärkere Leben
der Tat und Leidenschaft.
Mir ist Geduld gegeben,
die größte Leidenkraft.

Ich achte deinen Kummer.
Würg ihn nicht so hinab!
Ich hör dich an, ein Stummer,
und schweige wie das Grab.

Und geht das Herz dir über
und endlich auf der Mund,
wird auch der Blick dir trüber:
wir loten uns den Grund!

Zu zweien sucht sich's besser.
Wir finden einen Weg,
und übers Wildgewässer
den dauerhaften Steg!

Was hast du denn erlitten?
So gib mir deine Hand!
Hab oft für dich gestritten,
hielt immer für dich stand.

Wir teilten manchen Bissen
mit frohem Gib! und Nimm!
Laß deinen Gram mich wissen,
dann ist's nur halb so schlimm!

Pack ab dir deine Sorgen
in dieser stillen Nacht,
und grauet uns der Morgen,
ist's hinter dich gebracht!

Karl Springenschmid
Der Nagele begreift den Krieg

Die Standschützen, alte, bartige Bergbauern aus dem Iseltal, saßen vor dem Unterstand beisammen und horchten hinab in das Tal gegen Schluderbach. Aber es wurde Mitternacht, bis der Nagele, der die besten Looser hatte, durch die Zähne pffiff und sagte: „Jetzt kommen sie!“

Unten, wo der schmale Klettersteig über die Schutthalde emporführte, lösten sich von Zeit zu Zeit Steine und schlugen über die Halde hinab.

„Das ischt a schlechter Anfang!“ sagte der Nagele, schob den Kautabaß von einem Baßen in den andern und horchte fachkundig auf jedes feinste Geräusch unten, „die trampeln ja daher wie die jungen Bären, die Deutschländer! Auf tausend Schritt hör i sie über die Halden gehn. Wann wir so trampeln täten, wann wir auf die Gamsen gehn . . .“

„Wo die daheim sind, wird's halt keine Gamsen nit geben“, meinte der Zugsführer Trenkwaldner, „jetzt können sie halt nit so heimlich gehn, wie wir!“

Langsam lösten sich die Gestalten aus dem Dunkel.

Zwölf, zählten die Schützen.

Zwölf Mann, die erste Abteilung jener reichsdeutschen Truppen vom Korps Krafft von Delmensingen, das im Juli 1915 an der Dolomitenfront eingesetzt wurde, um die größtenteils aus freiwilligen Tiroler Standschützen bestehenden österreichischen Verbände abzulösen.

Der Mann, der voranging, trat zum Unterstand hin und schaute von einem zum andern.

„Trenkwaldner“, lachte der Nagele, „heb dein Bart auf! Siehst nit, daß er den Kommandanten sucht?“

Da hob der alte Vinzenz Trenkwaldner, der die Feldwache auf dem Rauchlofel befehligte, seinen breiten, schwarzen Bart von der Brust auf, so daß darunter der grüne Rockragen sichtbar wurde mit den drei Sternen, dem Abzeichen des Zugsführers.

Der andere klappte die Absätze zusammen, legte die Hand an die Kappe und sagte kurz: „Wizewachtmeister Brerow!“

„Ischt gut!“ sagte der Zugsführer.

„Puste . . . Puste . . .“ meinte der andere.

„Ha?“

„Dieser Weg hier herauf ... allerhand! Mir blieb egal die Puste weg, die Luft!“

„Woll, woll, der Weg vergibt!“ sagte der Zugsführer. „Aber jekts kemmts nur herein in' Unterstand. Ihr habt g'wiß an Bärenhunger!“

Vizewachmeister Brerow, der mit einigen Küstriner Jägern in dieses sonst fast nur aus Bayern bestehende Korps versetzt worden war, hatte den Auftrag, sich genau über die Rauchlofelstellung zu unterrichten und dort alles vorzubereiten, daß die in wenigen Tagen nachkommende Hauptgruppe die Stellung sogleich übernehmen und die Iseltaler Standschützen ablösen konnte.

„Ischt gut, daß ihr jekt kemmts!“ meinte der Zugsführer Trenkwaldner, während die deutschen Jäger den Schmarrn aus ihren Eßgeschirren löffelten.

„Wie?“ fragt Brerow.

„I mein, es ischt gut, daß ihr jekt kemmts, ihr Deutschländer! Wir sind nimmer gar so viel. Sie ham uns arg zsammschlagen, die Walschen!“

„Sie glauben ...“

„Ja, das glaub i, lang hätten wir den Rauchlofel nimmer derhalten. Vierundneunzig Schützen sind wir gewesen wie wir fortgegangen sind daheim in unsern Dorf, und jekt sind wir halt no sechsunddreißig!“

„Ach, Sie hatten hier so starke Verluste?“

„Leut ham wir gnug verloren, mein Bruder und die Nachbarn fast alle. Aber den Rauchlofel ham wir ghalten. Das ischt nötig, das; denn wann der Rauchlofel walsch wird, dann schießen sie auf Toblach außen, dann kemmen sie ins Pustertal, die Walschen, in unsre Heimat!“

Und es zitterte dem Alten ein wenig die Stimme, wie er das sagte, und besorgt schaute er auf die deutschen Jäger hin, von einem zum andern.

„Der Rauchlofel muß tirolisch bleiben!“ fuhr hinten der Nagele hoch, „bevor wir das nit sicher ham, gehn wir nit weg!“

„Sha, Nagele!“ schrien die andern dazwischen, „schaug lei, wie sie in den Schmarrn dreinhauen! Das sind keine Schlechten nit!“

„Mitm Löffel ischt leicht kriegsführen!“ schrie der Nagele hitzig, „aber das sag i: Ehvors wir das nit sicher ham, daß die Deutschländer den Rauchlofel derhalten, ehvors lassen wir uns nit ablösen!“

„Halts Maul, Nagele!“ schrien die andern, und der Trenkwaldner meinte: „Sie schaugen nit schlecht aus, Nagele!“

Die deutschen Jäger wußten nicht, wovon die Rede war; denn sie konnten diese harte, derbe Iseltaler Bauernsprache nicht verstehen. Nun kratzten sie den letzten Rest aus den Eßgeschirren und steckten die Löffel in den Stiefelschaft.

Bizewachtmeister Brerow erhob sich. „Ich danke, Kamerad!“ sagte er zum Zugsführer, „und nun wollen wir uns mal Ihren Laden ansehen!“

Es war sternklar draußen. Über dem Kristallo stand die schmale Sichel des Mondes.

Während der Zugsführer die Jäger durch die Stellung führte, schlug drinnen im Unterstand der Magele voll Zorn auf den Tisch hin.

„Höllsakra, das Spiel gefällt mir ganz und gar nit!“

„Welches Spiel?“ fragten die Schützen.

„Das mit den Deutschländern, mit den Preußen! Solche Leut schicken sie uns aufer, die nit einmal über a Schutthalden gehn können!“

„Sie brauchen jekt eh nimmer drübergehn, Magele, wann sie schon heroben sind!“ lachten die andern.

„Wann sie ordentliche Nagelschuh hätten! Na, Stiefel müssen sie ham, solche Trümmer Stiefel . . .“

„Die sind gut, daß sie den Walschen an Tritt geben können, wann sie no einmal den Rauchkofel packen wollen!“ meinte einer.

Da lachten wieder alle zusammen. Der Magele wurde noch hitziger.

„Und wenn er walsch wird, der Rauchkofel, ha! Sind unsre gefallen oder auf Krüppel gschossen worden, daß wir die Stellung solche Leut übergeben, die sie nit halten können? Soll das ganze Blut umsonst geflossen sein, frag i . . .“

Er schaute im Kreise rundum. Die Schützen schwiegen.

„Solang wir Tiroler drauf sein, ischt der Kofel tirolisch. Aber wann einmal die andern drauf sein . . .“

„Das werd der Trenkwaldner woll verstehn!“ meinte einer und zuckte die Achseln.

„Nix versteht er!“ schrie der Magele wütig, „der Trenkwaldner möcht halt abg’löst werden. Das ischt es. Der Kofel — der ischt ihm gleich. Er tut nur so, als wär ihm um den Kofel z’tun . . .“

„Magele!“ schrie einer dazwischen, „das ischt nit gut g’redt, wie du redst, das ischt . . .“

Doch der Magele überschrie ihn: „Den Kofel lassen wir nit, sag i! Da sind unsere Nachbarn gefallen, einer nachm andern, der

Kloß, der Kompatscher, der Berngrueber, der Guitner und alle. Der Kofel muß unser bleiben!"

Jetzt war es still in der Hütte. Der Nagele wischte sich mit der Hand über die Stirne. Dann sagte er ruhig: „Und überhaupt, bei der ganzen Sach ischt kein Segen nit dabei! Uscht ja ganz klar! Wie soll denn bei solche Leut a Segen sein. Es sein ja lauter..."

Er unterbrach sich, warf einen schnellen Blick zur Türe hin und überzeugte sich, daß niemand von den Fremden in der Nähe war. Dann beugte er sich tiefer zu den aufhorchenden Schützen herab, drückte ein Auge zu, spitzte den Schnabel und schlug sich ein paar-mal mit der Hand darauf, als müßte er jetzt etwas sagen, was man eigentlich nicht aussprechen solle, und flüsterte heimlich: „Es sein ja lauter..."

„Meinst?" fragte einer erschrocken.

„Woll, das mein i!"

„Nagele, das sollst außerbringen, ob das so ischt, wie du meinst!" sagte ein anderer.

Da pffiff der Nagele bloß durch die Zähne und stand auf. Dann ging er hinaus in die Nacht.

Die deutschen Jäger kamen eben aus der Stellung herab. Eine Leuchtrakete stieg drüben hoch, und einen Augenblick lang blieben sie alle unbeweglich stehen. Dann als es wieder dunkel war rings-um, kam der Zugsführer und führte sie zur oberen Baracke hinauf, wo sie für diese Nacht schlafen sollten.

Der Nagele wich dem Trenkwaldner aus, stolperte durch den Graben und schlich von hinten her zur Baracke hin. Er tat, als müsse er etwas suchen. Nach einer Weile aber, als er sah, daß er allein war, legte er heimlich das Ohr an die Wand und horchte.

Er verstand nicht, was sie drinnen redeten.

Doch das wußte er: Gebetet, wie das bei den Schützen Brauch war vor dem Schlafen, war das, was er drinnen hörte, nicht. Also...

Da sah er noch einen von den Jägern vor der Hütte stehen, den jungen, blonden Burschen, wohl der jüngste von allen. Er stand da und schaute in die sternklare Bergnacht hinaus. Da stellte sich der Nagele zu ihm.

„Möcht was fragen!" sagte er.

Der fremde Soldat schrak aus seinem Sinnen auf und drehte sich herum.

„I mein lei ... tut ihr nit beten vorm Schlafen, das Vaterunser oder den Glauben an Gott..."

„Gott?“ fragt der Junge.

„Ja, den Glauben an Gott . . . i mein, seid ihr lauter . . .“ — Dem Masele ging das Wort nicht herauf — „ . . . lauter Lutherische?“

„Lutherisch? Natürlich.“

„So!“ sagte der Masele und sprang fort.

Er riß die Türe des Unterstandes auf. „Lutherisch sein sie!“ schrie er, „jett ischt es erwiesen. Und solche Leut sollen wir unsern Kofel übergeben? Teufel, höllischer! Solche lutherische Sakra tun sie uns herein, in unser kreuzchristliches Tirol. Trenkwaldner, jett sei nur stad! Jett red einmal i . . . Landsleut, Tiroler, sag i, . . . keiner von die . . . die Lutherischen . . .“

Er unterbrach sich, horchte hinaus.

Das war . . . Der Trenkwaldner sprang auf! . . . Das waren schwere Granaten . . . die Batterien von Misurina! Sie schossen über die Stellung drüber, hinunter nach Schludersbach, Lage um Lage, daß die Berge dröhnten.

„Das ischt Sperrfeuer!“ sagte der Trenkwaldner, „das bedeut nix Gutes. Mander auf! Alarm ischt!“ und sprang hinauf zur oberen Baracke.

Nun schossen auch die wälschen Gebirgsbatterien vom Monte Piano her, dann die schweren Minenwerfer vom Kristallino. Ein Höllentanz begann, Erde und Felsen wirbelten hoch, der ganze Kofel stand im Feuer . . .

Es wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben, ob jene italienischen Angriffe auf den Rauchkofel zufällig auf den 9. Juli 1915 trafen, oder ob die Italiener wußten, daß an diesem Tage die Ablösung der Stellung beginnen sollte.

Stundenlang hämmerten sie mit allen Batterien auf die Feldwache los. Die Unterstände waren zerschossen, die kleine, enge Kaverne teilweise verschüttet, das Verhau zersekt . . . Erst am späten Vormittag setzten sie mit den Infanterieangriffen ein. Es waren Alpini, mehr als dreihundert Mann. Eine Abteilung kletterte an Seilen über die Felsabhängen des Kristallino nieder, um der Stellung in die Flanke zu kommen. . . .

Bis in die Stellung kamen sie, nisteten sich in den Postenständen ein. . . . Da warf sie ein verzweifelter Gegenstoß wieder hinaus . . . ein Maschinengewehr faßte sie im Rücken: Der erste Angriff war abgeschlagen.

Und wieder begannen die Batterien zu hämmern, und in ihrem Schutze sammelten sich die Alpini zum zweiten Angriff.

*

Es ist am Abend des 9. Juli.

Nach den schweren Kämpfen ist es jetzt still um den Rauchlofel. Vor der zerschossenen Hütte liegen die Toten, hingebettet in die Almrosenstauden.

Davor auf den Tragbahren die Schwerverwundeten. Unter ihnen der Magele, den zerfetzten Arm notdürftig verbunden, todbleich, mit schmerzverzerrtem Gesicht.

Er schaut mit banger Augen die Reihe der Toten ab und nicht. Dann dreht er sich herum, schaut die anderen an, die auf den Bahren liegen.

„Du bist es!“ sagt er zu dem, der nebenan liegt.

Der blonde Junge!

Er streckt die Hand hinüber, die eine, die er noch hat, faßt die Hand des andern. Der Junge wendet sich um, schaut auf.

„Ihr seid ja wild dreingangen, ihr...“ sagt der Magele und spißt die Lippen und versucht zu pfeifen, doch es geht nicht. Aber er lacht ein wenig. „... und der Brerow ... das ischt a ganz a wilder Lotter ... der hat sie anders packt, die Walschen ... wann der nit gwesen wär, wär der Rosel nimmer unser...“

Das Reden schmerzt ihn. Er muß aufstehen. Doch er hält die Hand des andern fest in der seinen, und jetzt beugt er sich über die Bahre hinüber: „Du, weißt ... so mitten in dem Angriff drein ... da ischt das alles eins gwesen, tirolisch oder preußisch ... das hätt i selber nimmer ausnandlennt ... es war alles eins ... katholisch und ... und luthrisch ...“

Da schaut der Junge auf, und ein Lächeln huscht über sein Gesicht.

„Alles deutsch ...“, nickt er, „deutsch!“

„Deutsch!“ wiederholt der Magele das Wort andächtig.

Und jetzt stehen ihm richtig die Augen voll Wasser. „Jetzt versteh i den Krieg erst!“ sagt er.

Hermann Stuppäck / Das Lebensjahr

O der kristallinen Nacht,
da wallend das Lebensjahr
anhub, da herab dich rief aus
eisigen Räumen die
Stimm der Erde, der
dunklen gewaltigen!

O, entstürzet bist du, Geschlecht,
entstürzt ewigem Gleichmaß; —
unheiliger Wünsche,
würgenden Wahnsinns Brand
schlug dich mit Mühsal.

Aber
unverdorrt und voll süßen Saftes
blühet, golden gewipfelt, herrlich wie je,
der Baum der Gnaden.
So ward ein Schimmer des Urlichts
tief hinabgesenkt in die Brust dir,
von Schuld Zerbrochnem, auf daß du
schließeest den Kreis, der sich mystisch ründet,
von Staub zu Stern, von Stoff zu Gott.
O Seele!

Und es ziehn die Gezeiten des Jahrs
über das Haupt hinweg dir,
ewig wechselnd:
Blüte und Rausch,
fruchtender Blitz im August,
des Herbstes kupferne Kuppel,
Frost und Wunder der Raumnacht.
Siehe den Wandel!
Unwandelbar
ist allein das Gesetz, an dem
wird und vergeht, was weseet.

Es ruhet der Ewige.
Und im sinnenden Spiel
streckt er die Hand gelassen,
wo auf dem Schöpferfinger
durchsichtig rollt
der gläserne Apfel des Alls.

Hermann Stuppäck / Mystische Zeit

Hinab, Sternbild des Todes, kalte Glut!
Hoch schwebt und im weissen Glanz
Gewölk des Frühlings.

Über den Rand des Bühels, der
 zärtlicher, holder sich wölbt,
 rieselt das scheue Grün der Birken.
 Vor dem Dorfkrug
 sitzen die Alten und trinken
 den Wein, der goldener ward in langen
 heiligen Nächten, und lauschen
 dem Rufe der Knechte im Weinberg
 und nach dem Ager hin
 dem Spiel der Kinder und dann
 hinüber zum Kirchhof —
 die Amsel singt im Lebensbaum.
 So ist es gut. Und sie nicken
 und schaun weit hinaus in die Landschaft.
 O Frühling.

Aber die Nächte sind
 allgewaltiger Süße voll.
 Fruchtend sinken die Falter in leuchtende Kelche.
 Tief hinab in die warme Erd'
 schüttert und drängt der Baum.
 Im Walde wandeln
 auf flammenden Sohlen Liebende.
 Und auf feurigem Grunde rauschen
 wilder die dunkeln Harfen des Blutes,
 über Glanz und Gestirn hinweg,
 von Mitternacht zu Mitternacht.

Erna Blas / Sprachgemeinschaft

Wind geht über die Marken, macht an den Grenzen nicht halt;
 Könige ehren den Starken, der wie Länder und Meere uralt.

Hauch geht mit Windesgesellen — Seele und Geist werden frei —
 über verbotene Schwellen stürzt sich das Wort und der Schrei!

Über die Pässe und Flüsse, über Schranke und Maut
 flüchten gläserne Füße, immer geahnt, nie geschaut.

Aber die Geister erstarken, wachsen in Muskel und Bein —
 Deutschland, aus allen Gemarken stürmen sie her und sind dein!

Erna Blaas / Junge Mutter

Dein Geheimnis, Erde, hab' ich ganz erfahren!
Nie begreifen es die Unfruchtbaren:
In der Kelter wird die Beere Wein,
aus den Dunkelheiten blüht der Schein,
nah am Tode ist das höchste Sein!

Welches Maß vermag mich auszuheben?
Neue Trauben perlen an den Reben
und mein Freudenmost blinkt schön geklärt.
Niemand weiß, der solches nicht erfährt,
wie sich Lieb an Liebe süß bewährt.

Ströme, Herz, die Kräfte auszusenden!
Oh, mein Weibtum kam an ein Vollenden,
dessen Grenzen nicht mehr sichtbar sind!
Halte, Seele, das geliebte Kind —
und der Traum im Rosenhag beginnt!

Franz Schlögl / Knechte und Helden

Kämpfe um Kränze und Kronen
lassen den Helden allein,
friedlich im sicheren Sein
wollen die Knechte nur wohnen.

Höher gilt ihnen der Schein
von den gefestigten Thronen,
ihre Gefolgschaft zu lohnen
ist keine Gabe zu klein.

Scheu vor den Malen der Wunden
birgt sich ihr ängstlicher Sinn,
einzig dem leichten Gewinn
sind ihre Sorgen verbunden,

Fragen zuletzt noch, wohin
ihnen das Leben entschwunden,
was sie im Abfall gefunden,
geben sie jammernd dahin.

In den geebneten Bahnen
werden sie müd an der Welt,
während im Rauschen der Fahnen
sterbend noch jubelt der Held.

Franz Schlögl / Der Bauer

Er ist vor den ältesten Zeiten gewesen
was er heute noch ist: Zum Bauen erlesen,
nicht einfach irgendwo hingestellt.
Von Ahn zu Ahn in Geschlechterreihen
gab ihm braune Ackererde die Weihen
zu wirken am Wesen der Welt.

In zähen Fäusten und reinem Blut
bewahrt er vergangener Kräfte Gut,
und mußte mit Sensen und Speeren
immer noch einmal von Hof und Herd,
die Pfaffen und Fürsten zu schaden begehrt,
viel Feinde jagen und wehren.

Seine Fahne ist niemals eingerollt,
sie weht in Blau und Sonnengold,
wo Sperber und Bussard streichen.
Sein Herrgott geht mit auf die Felder hinaus.
Und er redet mit ihm oft ein wenig kraus
in uralten Gebärden und Zeichen.

In den Städten stehn rauchlos Schlot an Schlot
und Maschinen rosten zu langsamem Tod
und die bleiche Not liegt auf Lauer. —
Doch draußen am letzten Straßenrand
beginnt wieder altes Gottesland.
Dort zieht, den Pflugsterz fest in der Hand,
die ewige Furche der Bauer.

Franz Braumann / Von der Sehnsucht

Mein einziger Freund ist jetzt das Korn.
Der Sommerbach schlief gestern ein,
verloren bläst der Wind ins Horn
und keine Wolk' zieht himmelein.

Heut möcht ich Korn sein, Wind und Bach.
So bin ich wie ein scheues Kind
und schau weit über Haus und Dach
hinaus, wo Erd zum Himmel rinnt.

Dort reiste gestern wer hinaus.
Ich seh den langen Schatten noch —
es löscht der Wald die Sonne aus —
tief aus. Und Nacht hernieder kroch.

Heut stieg der Tag wohl neu ins Land.
Ich streich um Wief' und Bach verlorn.
Und immer noch winkt eine Hand
und leiser bläst der Wind ins Horn . . .

Gertrud Fußenegger / Die Tat

Es war um das Osterfest des Jahres 891. Ein früher Lenz hatte den Paß geöffnet, und Pilger, Rauffahrer und Krieger zogen das Silltal hinauf und hinab. Inzo, der die Gewalt über die Straße wie über den Gau besaß, schützte den Frieden der Reisenden, und es gab wenige, die seines Bannrechts nicht froh wurden.

Eines Abends kamen zwei Männer nach Amraun und baten um Herberge. Inzo ging zu ihnen hinaus. Der ältere der beiden Fremden hatte das Aussehen eines alten Kriegers, war zerstoßen und zerschlagen im Gesicht, jedoch stattlich gekleidet und ritt ein gutes Roß. Der andere war noch beinahe ein Knabe.

Inzo wies die beiden in das Gästehaus und befahl, ihnen frisches Stroh, Speise und Bier zu bringen. An den eigenen Tisch lud er sie nicht, da es ihm zweifelhaft schien, ob sie die Wahrheit sprachen, wenn sie sagten, daß sie des Herzogs Leute seien.

Am nächsten Morgen saß Inzo vor der Großstube und brachte sein Jagdgerät in Ordnung, als der jüngere der beiden Reifigen herzukam. Er blieb in einiger Entfernung stehen und sah wortlos zu, wie der Graf seine Messer schärfte und an seinen Bogen schnitzte, denn Inzo galt nicht nur für einen gewandten Jäger, sondern war so tüchtig im Anfertigen von Waffen, daß es ihm darin keiner gleichtun konnte.

Er las Erstaunen und Verlangen im Gesicht des Jünglings, und fragte, ob auch er der Weidmannskunst kundig sei.

Der andere wurde rot und sagte leise, ja, das sei er wohl. Er kam langsam näher, nahm Messer und Bogen eins nach dem andern zur Hand, prüfte und wog und legte sie wieder zurück. „Gute Waffen habt Ihr da, Inzo auf Amraun.“

Der lächelte wohlgelaunt: „Ja! Den ganzen Winter saß ich daheim und wärmte die Bank. Aber morgen ziehe ich auf Bärenjagd aus. — Wie heißest du, Gast?“

„Waltcaud“, antwortete der Fremde ebenso still wie vorher. „Er ist mein Oheim, den Ihr aufgenommen habt.“

„Das hörte ich gestern.“ Inzo hämmerte eine Klinge gerade. „Setz dich zu mir, vielleicht magst du mir bei dieser Arbeit helfen. Blankes Eisen — sagt man — ist des guten Mannes Lust.“

Es verging manche Stunde, bis sie fertig waren. „Nimm dieses Messer zum Dank“, sagte Inzo, als sie sich trennten. Er bot dem Gast eine gute Klinge mit schönem Heft.

Waltcaud schüttelte den Kopf. „Das will ich nicht, daß Ihr mich beschenkt, Herr“, antwortete er schnell. „Doch wenn Ihr mir eine Gunst erweisen wollt, dann nehmt mich auf die Bärenjagd mit. Nichts wollte ich lieber als mit Euch jagen.“

Inzo erstaunte und sagte, diese Bitte dünke ihn nicht gering. Aber am Ende willfahrte er dem Jungen, und am nächsten Tag ritten sie, von zwei Knechten begleitet, in das Tal, welches heute das der Schnitz heißt, hinauf.

Bald stießen sie auf Schnee, da ließen sie ihre Pferde zurück und stiegen in die Hänge der Tribulaune hinein. Am Abend kamen sie zu einer Alm. Während die Knechte in der Hütte ein Feuer anfachten, ging Inzo mit dem Gast in den Wald hinaus. Sie hatten Spuren gesehen, und es war noch hell genug, sie ein Stück weit zu verfolgen.

Plötzlich stieß der Junge einen hellen, durchdringenden Freudenschrei aus: aus den tiefverschneiten Birken lugte der witternde Kopf eines jungen Bären. Inzo riß eine Schlinge aus dem Gürtel,

und er und Waltcaud fingen das Tier darin. Es versuchte sich zu wehren, doch die Männer gaben ihm einen Tritt, daß es den Hang hinabrollte und sich brummend im Schnee wälzte. Waltcaud lachte vor Freude, er schlug in seine Hände und rief, einen schöneren Fang habe er noch nie getan.

„Schweig still“, flüsterte Unzo ihm heftig zu. „Du schreist ja die Alten herbei . . . und ich habe keine Waffe bei mir.“

Sie begannen den Hang hinunterzulaufen, den jungen Bären hinter sich herschleifend. Der Harsch brach klirrend unter ihren Füßen, sie sanken immer wieder bis zur Mitte ein, und nun gewahrten sie, daß es schon Nacht geworden war.

Da ertönte hinter ihnen ein Knacken und Rascheln, und in ihrer nächsten Nähe erhob sich ein wildes Knurren. Die Männer hielten inne — und sahen auch schon die zottige Masse einer aufgerichteten Bärin aus dem Krüppelholz auftauchen. Unzo stand ihr am nächsten, er war es, der das Jungtier in der Schlinge hielt: seine Hand fuhr nach der Schwertseite, aber er war ohne Wehr.

Da geschah es: Waltcaud sprang vor, und knapp vor dem geöffneten Rachen der Bärin riß er den Speer nach rückwärts und ließ sie selbst in die Spitze stürzen. Er sprang beiseite, zog das Schwert und stieß es dem Tier in den Nacken.

Bis der schwarze Klumpen reglos dalag, sprachen die Männer kein Wort. Als Waltcaud aufblickte, sah er, wie Unzo die Zähne in die Unterlippe grub, sein Kinn zitterte leicht. Der Junge lachte auf, unsicher und verwirrt. „Jetzt hat sie ihren Abendpsalm glücklich ausgesungen . . .“

Unzo beugte sich über die Bärin, zog das rauchende Schwert heraus und streifte es an der Hose ab. Der Speer war gebrochen, aus dem durchstoßenen Rachen lief das Blut in dampfenden Bächen und färbte den Schnee dunkel. Das junge Tier war jammernd zur toten Mutter gekrochen und schnupperte erschrocken an ihren Wunden.

Unzo riß hart an dem Seil in seiner Hand. „Gehen wir“, sagte er kurz, mit rauher Stimme. „Wir müssen Laurens und Karlmann rufen, sonst wird unser Glück noch einmal erprobt.“

Sie liefen zur Hütte hinab und erzählten den Knechten, was sich zugetragen hatte. Unzo wies auf Waltcaud und sagte: „Wäre dieser Knabe nicht bei mir gewesen, hätte ich meinen Fang mit dem Leben gebüßt. Aber rascher und beherzter sah ich noch wenig Männer die Waffe führen.“

Kurz nach Mitternacht ging der Mond auf. Der Himmel und

die Berge schwammen in milchigem Licht, und der Schnee leuchtete bleich im Wald unter den Bäumen. Nun gingen die Männer hinaus und zogen der Bärin das Fell ab. Sie arbeiteten lange und wohlgemut, und Waltcaud zeigte den Knechten seinen zersplitterten Speer und das gute Schwert, mit dem er das Tier getötet hatte.

Am nächsten Tag kehrten sie zu ihren Pferden zurück und ritten durch das Schniktal hinaus. Sie kamen an vielen Höfen vorbei, mit deren Bauern Inzo von Amraum befreundet oder versippt war. Dort kehrten sie ein, wurden reich bewirtet, und bald gingen ihre Abenteuer von Mund zu Mund. Nicht wenige Menschen schlossen sich ihnen an, denn Inzo versprach, am selben Abend für alle ein Gastmahl auszurichten, die mit ihm in seiner Stube trinken wollten.

Als sie bei sinkendem Tag auf Amraun ankamen, war selbst Inzo nicht mehr ganz nüchtern. Und Waltcaud glühte trunken, weniger vom Genuß des Bieres, dem er nur mäßig zusprach, als von all den Trinksprüchen und preisenden Worten, die er vernommen hatte. Der Ritt durch das Tal, das, eben vom Schnee befreit, in Duft und feuchtem Glanze atmete, das heiße, flimmernde und bebende Märzsonnenlicht brausten noch in ihm, als er an des Grafen Seite den Berg hinaufstieg, strahlend vor Übermut und Glück.

In der Großstube warfen die Männer Kleider und Waffen von sich. Inzo schenkte dem Jungen aus der eigenen Truhe einen roten Kittel; der stand ihm prächtig zum schwarzen Haar, saß straff und geschmeidig an seinem schmalen Körper, der so weich und biegsam wie eine Gerte und so schnell und behende wie eine Rake schien. Sein Gesicht war schön, obwohl die Lippen für ein Männerantlitz zu locker gebildet waren. Doch wenn er lachte, öffneten sie sich über schneeweißen Zähnen; sein Lachen war seltsam leise, als lachte eine Quelle tief in seiner Brust.

Inzo verkündete allen, die gekommen waren — und es hatten sich einige Freibauern, Zinspflichtige und Eigenholde eingefunden —, daß er Waltcaud für seine rasche Tat ehren und ihn beschenken wolle. Darauf streifte er ihm einen silbernen Ring an den Finger, der mit blauen Steinen besetzt war. Die andern lachten und riefen in erheuchelter Eifersucht, für eine solche Gabe wollten sie zwölf Bären erlegen.

Inzo lud den Gast zu sich in den Herrnsitz, doch da er bescheiden ablehnte, rief der Herr auf Amraun nach seiner Tochter. „Wenn

du zu hochmütig bist, mit mir zu sitzen", sagte er, „dann wirst du nicht zu hochmütig sein, den Wein zu trinken, den dir meine Tochter bietet."

„Gewiß nicht", antwortete Waltcaud. „Ich habe längst vernommen, daß sie die schönste Jungfrau sei, klüger und besser als die meisten Frauen."

Als Almuth eintrat, stand Waltcaud auf und ging ihr entgegen.

Sie trug eine flache Schale aus Kupfer, die war bis an den Rand mit dunklem Wein gefüllt. „Ich grüße Euch, Fremder", sagte sie leise, ohne den Blick zu erheben. „Großen Dank weiß ich Euch für Eure Kühnheit, durch die mein Vater dem Tod entging." Ihre Stimme bebte, ihre Augen wollten den Vater suchen, da begegneten sie dem Blick des Gastes.

Er nahm die Schale aus ihren Händen, setzte langsam an und trank mit tiefen Zügen. Als er getrunken hatte, antwortete er so leise, daß nur sie es verstehen konnte: „Nun habt Ihr mir den besten Lohn gegeben, den ich mir wünschen konnte, Almuth von Amraum. Schöneren habe ich nie empfangen."

Sie schüttelte schwach den Kopf und flüsterte zurück. „Ihr wißt wohl nicht, wie sehr ich meinen Vater liebe. Es wäre schlimm für mich gewesen, ihn zu verlieren."

Da faßte Waltcaud das Mädchen bei der Hand und wollte sie zum Tisch führen, um mit ihr zu trinken. Aber es drängten sich so viele Menschen zu den Schüsseln und Bechern, daß sie getrennt wurden. Die Frauen der Freibauern, die mit ihren Männern gekommen waren, zogen Almuth zu sich auf die Polsterbank, sie mußte sie begrüßen und mit ihnen reden. Doch sie wußte nicht viel zu sagen, es wogte und wallte vor ihren Augen, und die heiße Luft im Saal war vom Schein der Lichter seltsam durchschwelt.

Urgendwo an ihres Vaters Seite sah sie Waltcauds Gesicht, und es durchfuhr sie wunderbar schreckhaft und süß. Sie wagte nicht mehr, zu ihm hinüberzublicken, nachdem sie seinen Augen einmal begegnet war.

Als Mitternacht nahe war, verließen die Frauen den Saal, denn nun begannen die Männer, ihrer trunkenen Laune freieren Lauf zu lassen.

An der Spitze der Hausfrauen ging Almuth hinaus. Ihr weiter, gestickter Mantel schleifte über den Boden, er hing wie eine schwere Last von ihren schwächtigen Schultern herab.

Edmund Finkle / Mit einem Schattenbild

Ich bin ein Schatten. Nur mein Herz ist Licht,
das Gott sucht auf den alten, wildverwachsenen Wegen,
das seine Sehnsucht in den Himmel spricht
und wie ein Lächeln in die schrecklich trägen
Bedenken dieser dunklen Erde bricht.

Ach, daß sie wieder mir zur Form erstehet,
die ich erschuf und tausendmal verlor;
wenn ich den Weg hinab zur Hölle gehe,
so ist es, weil mich heimlich Gott beschwor,
daß der Gefallne Engel mit mir auferstehe
und wiederkehre an das Himmelstor.

Ich bin sein Lied vor dem verschloßnen Tore.
Er sang die Erde und die dunkle Zeit;
aussprang das Tor und in dem Engelschore
klang seine Stimme tief wie Menschenleid.
Gott aber stieg von seiner Sternempore
und nahm ihn wieder in die Ewigkeit.

Richard Kapeller / Treuspruch

Du Landstreif im Osten mit blühenden Feldern
und träumender Heide Glück,
dem See, deinen Wäldern und trogenden Burgen,
sag, ließ dich einst Gott zurück,
als schreitend er einmal die Erde gesegnet
mit lächelndem Schöpferwort?
Und ist's nicht, als spränge manch heimliche Quelle
als heiliges Erbe fort?
Wir wollen dich hegen und wollen dich halten
mit liebender, starker Hand,
von Ahnen erkämpft, von den Vätern bereitet,
du Heimat- und Burgenland!

Josef Feiß / Ein Reiterlied

(Aus dem fünften Akt)

Die Handlung des Stückes ist im Abklingen, eine Offiziersverschwörung gegen den Prinzen Eugen an ihrer inneren Haltlosigkeit zusammengebrochen. Der Führer der Bewegung, Fürst Umhof-Leuningen — so wie die übrigen Gestalten um den Prinzen nicht

der Geschichte entnommen, sondern frei in den Rahmen der Handlung gestellt — hat Schweres auf sich nehmen müssen. Um seine in den Kriegswirren in ärgste Bedrängnis geratene Braut, eine Komtesse Masalda Corregiani, zu retten, hat er den militärischen Gehorsam gröblich verletzt. In den Augen der Welt ist sein Tun Verrat. Nun hat die Schlacht von Turin mit einem glänzenden Siege des Prinzen Eugen geendet. Eugen selbst ist verwundet.

Die Szene spielt vor einem kleinen Landhaus in der Gegend von Alessandria. Edles Portal, sanft geschwungene Freitreppe. An ihrem Fuß ein flüchtig aufgestellter kleiner Arbeitstisch, an dem Graf Waldendorf Schriftstücke durchsieht. Neben ihm Prinz Eugen. Ein tieferster, fast schwermütiger Zug läßt sein Gesicht hart und alt erscheinen. Soldaten kommen und gehen. Aus der Ferne dringt der mählich verebbende Lärm der Schlacht.

Prinz Eugen: Viele sorgen sich um mich. Ob ich nicht schon gefallen bin, daß ein Platz frei wird. Ob ich etwa fallen könnte, weil man dann in Verlegenheit wäre, wen sie statt meiner hersehen. So geht's einem, wenn man Geschichte macht. Dem Wiener Hof bin ich ein edles Rennpferd. Man legt mir Decken über, damit ich mich nicht erkälte. Meinen Herren, bin ich ein tückischer Gaul, dem man nicht trauen darf. (Als Waldendorf eine Einwendung machen will): Ruhe, Ruhe! Ich weiß alles ...

Waldendorf (schlicht): Ich hatte es ehrlich gemeint.

Prinz Eugen (schnell): Ich weiß, ich weiß ... Aber sehen Sie, ich habe die innere Gewißheit, ich werde nicht fallen. Leider ... (Wie fröstelnd verstummt er. Einen Augenblick ist es ganz still, dann versucht er unbefangen weiterzureden:) Ich werde einmal meine Tage friedlich beschließen, als Gutsbesitzer auf dem Lande oder so ähnlich ... (Und wieder die frierende Einsamkeit in der Stimme:) Die steile Flamme, die aufflackert und leuchtet und sich verzehrt, die hat Gott nicht gewollt. So bin ich schwelende Glut geworden, immer matter und blasser. (Hart auflachend:) An der das Reich seine Äpfel brät ... (Müde:) Aber ich sehe, wir kommen nicht zu den Erledigungen ...

Waldendorf (die Mappe wieder aufschlagend): Ich habe berichtet: Handschreiben Seiner Majestät, Ernennung zum Reichsfeldmarschall ...

Prinz Eugen (mit dem Blick auf den Schloßeingang): Das Portal ist wunderbar! Das müssen meine Wiener Baumeister sich einmal ansehen. Erinnern Sie mich daran! Wir müssen sie her-

schicken. Ich will nichts nachgeahmt. Nur anregen sollen sie sich lassen von diesem edlen Formenschwung. Ob wir das im Belvedere so herausbekommen werden? Dazu dort noch auf freier Höhe, den Blick über Wien . . .

Waldendorf: Ferner zum Kaiserlichen Generalleutnant . . .

Prinz Eugen (ruhig): Sie sprachen schon davon. Untertänigsten Dank nach Wien! Sie verstehen das besser zu stilisieren . . . (Er greift in die Mappe des Grafen, entnimmt ihr eine Rolle und entfaltet sie schnell:) Das haben Sie mir vorenthalten. Neue Risse aus Wien . . . Wunderbar! (Wie für sich:) Ich glaube, weil ich heimatlos bin, baue ich so gern . . .

Waldendorf (lächelnd): Oder als einer der ganz großen Förderer . . .

Prinz Eugen (tieferntst): Nein, nein. Alle Baukunst ist ein Schrei der Seele nach Heimat. Ich werde versuchen mir einzureden: Nun bin ich daheim. Aber ich weiß, ich werde fröstelnd durch meine Zimmerfluchten gehen. Die Menschen werden sich drängen, wenn ich sie lade. Im Lärm ihres Lachens bin ich am einsamsten . . . Und Gott will nicht zu mir kommen. Ich bete um seinen Frieden. Aber die Arbeit, heizende, jagende Arbeit zerfrisst mein Gebet.

(Ein Soldat schleppt, mit beiden Armen schwer tragend, einige Fahnen und Feldzeichen heran.)

Prinz Eugen (wieder den Blick auf Schloß und Garten gerichtet): Stanetti muß auch her. Schauen Sie einmal diese Gruppe von Putten an! Wie die lebt! Der Künstler hat wirklich Kinder gesehen! Wie man sie spielen sieht. Richtige, stramme Bubengestalten. Übrigens lade ich mir einmal Kinder ins Belvedere ein. Das ist noch das einzige . . .

Waldendorf: Hoheit, die erbeuteten feindlichen Fahnen! Was soll geschehen mit ihnen?

Prinz Eugen (ohne recht hinzuschauen): Zu den Gepäckwagen. Das ist was für Wien . . . (Der Soldat ab.)

Waldendorf (in ehrlicher Teilnahme): So gar keine Freude? . . .

Prinz Eugen (ausbrechend): Nein! Es ist nur eine große Leere in mir!

Waldendorf (hastig): Aber Hoheit, dieser herrliche Sieg von Turin und jetzt die Einnahme von Alessandria machen Ihren Namen wahrhaft unvergänglich! Und Sie sprechen davon, als ginge es Sie nichts an.

Prinz Eugen: Soll ich mich freuen? Über die einfache Tatsache, daß wir klüger, geschickter waren, mehr Glück hatten? Man stumpft so ab mit der Zeit für diese Dinge.

Waldendorf: So haben Sie in den Türkenkriegen nie gesprochen.

Prinz Eugen: Der Feldzug ist beendet. Der Kaiser wird bald Frieden schließen können. Das wäre ja schön ... Und das Handschreiben ruft mich wieder nach Osten, und dort geht's von neuem an ...

Waldendorf: Sind Hoheit müde geworden? Ich meine für die neuen Operationen gegen die Türken?

Prinz Eugen: So geht's fort. Jahr um Jahr. So füllt es ein Menschenleben aus, und dieses Leben ist dabei leer geblieben. Wie eine Schale ohne Kern. Ob ich müde geworden bin? (Leicht hin): Nein, nein, ich tue meine Pflicht. Erst suchte ich mich zu verhärten. Wissen Sie — natürlich wissen Sie das, Sie sind älter als ich — wie schwer es ist: Schale zu werden, abzusterben, dort wo das Leben ist. So leisen Herzs Schlag zu erzwingen, daß man ihn nicht mehr fühlt. Ich bin dahin gekommen im Lauf der Jahre, der vielen, vielen Jahre. Dann wollte ich mich manchmal zurückziehen in einer der seltenen Stunden, die mir bleiben, dorthin, wo alles reich und lebendig und blühend war in jungen Jahren. (Wie erschauernd): Und ich habe nichts mehr gefunden ... So ist mir in Kämpfen, Feldzügen, Siegen, ohne daß ich etwas gemerkt hätte, das Leben ganz langsam aus den Händen geglitten.

Waldendorf: So kann man auf der Höhe eines wahrhaft reichen Lebens sprechen?

Prinz Eugen: Meinen Sie den ganzen Tamtam? Auszeichnungen, Reichtum?

Waldendorf: Die kaiserliche Gnade war nie überschwenglicher als in diesen Tagen, da die Ehren auf Sie nur so niedergestürzt sind.

Prinz Eugen: Mir steht die Bitterkeit bis zum Halse herauf ... Ich habe wieder einmal zu tief hineingesehen. Soll das keinen Eindruck machen, was wir in diesen Wochen erlebt haben? Ich verzweifle längst nicht mehr. Ich buche nur noch. Aber die Seiten werden immer dunkler ... Ich sehe die Schrift nicht mehr.

Waldendorf (erregt): Dann müssen Sie handeln, Hoheit! Das kaiserliche Handschreiben gibt Ihnen jede Vollmacht, die — sagen wir's nur ehrlich — die Verschwörung der Herren nach eigenem Ermessen zu behandeln. Absetzung, Kriegsgericht, schlichter Ab-

schied, ich weiß nicht, wozu ich raten soll. Nur lassen um Gottes willen Sie nicht Ihr Leben vergiften davon!

Prinz Eugen: Ihr Rat wird immer das Beste meinen und nie den Kern treffen.

Waldendorf (hart): Auch nicht mit einer eindeutigen schweren Strafe?

Prinz Eugen (ruhig): Am Fürsten ist nichts mehr zu bestrafen. Was man so gutmachen nennt, das hat er getan. Reichlich. Die anderen stehen mir ... kaum dafür. Es bleibt nur der würgende Ekel. Wenn mir einer den Rang ablaufen will, von dem ich weiß, er dient der Sache besser als ich: Glauben Sie mir, ich würde gern zurücktreten! Ich hab's satt. Aber soll das der Mann sein, der die kaiserlichen Heere führt? Ich habe, ohne mir's merken zu lassen, auf ihn gehofft. Habe viel gehalten von ihm, manchmal schon meinen Nachfolger in ihm gesehen. Ich suche das Große. Ich bin's ja nicht ... Nur ein Räderwerk, das genau läuft. (Ironisch auflachend:) In der Wiener Hofburg haben sie eine Uhr, die man zwei Jahre nicht aufziehen braucht. Der Kaiser ist stolz darauf. So wie auf mich. Er hat sie mir einmal gezeigt. Ich hätte mich fast verbeugt und: Lieber Bruder! zu dem Kasten gesagt ... Das Portal da ... ich muß wieder an den Belvedere denken ... Ich würde gern alles hin. Schluß machen! Frei werden!

Waldendorf (auf die Mappe deutend): Ich verstehe alles. Und hier ist der Weg! Hoheit dürfen sich der Antwort an den Kaiser von Rußland nicht länger entziehen ...

Prinz Eugen (gleichmütig): Ich habe Ihnen doch schon gesagt, was Sie schreiben sollen.

Waldendorf (unbeirrt): Sie haben dem polnischen Gesandten keinen zustimmenden Bescheid gegeben. Jetzt läßt Ihnen der Kaiser von Rußland selbst die polnische Krone anbieten. Keiner wäre würdiger, sie zu tragen, heißt es da. (Lauter:) Und der Kaiser, unsere gnädigste Majestät, schreibt persönlich dazu: „Sie haben dem Gesandten, der Sie mit meinem Wissen im Lager aufgesucht hat, keinen Bescheid gegeben. Lassen Sie mich also den Dolmetsch dieser Bitte sein! Ich kann diese Bitte nicht befürworten. Das Reich verlöre mit Ihnen seinen wahren Führer ...“

Prinz Eugen: Da übertreibt der Kaiser.

Waldendorf: Er nennt die Dinge beim richtigen Namen. (Weiterlesend:) „Ich bin der Träger der Krone, Sie sind Macht. Sie dürfen nach dem Höchsten greifen. Ich gebe Ihnen den Weg frei ...“

Prinz Eugen (auf und abgehend): Was bringen Sie denn die Sache wieder zur Sprache? Ich habe Ihnen meine Antwort schon deutlich genug gesagt. Melden Sie dem Kaiser, daß ich für die Ehre danken lasse!

Waldendorf (auffahrend): Hoheit, das kann man nicht so abtun! Hier der Ärger, die Sorgen, diese jüngste Enttäuschung. Ich griffe zu! (Aufspringen:) Königliche Majestät! Das ist der Rahmen, in den ich Sie gestellt sehen möchte! Da sind Sie groß und frei und stehen über den Menschen . . . wie es die Wahrheit ist.

Prinz Eugen (trocken): Nein, nicht so! Paßt nicht zu uns. Ich wüßte auch gar nichts mehr zu bedenken. Es hat mich geschmeichelt, das gebe ich ruhig zu. Aber ich könnte nie König eines fremden Volkes sein.

Waldendorf (bitter): Aber Marschall schon . . .

Prinz Eugen: Eben. Weil ich weiß, was es heißt, heimatlos sein. Jetzt suche ich solange und habe wenigstens ein . . . Asyl gefunden. Das verstehen Sie wieder nicht zu würdigen. Ich habe alles bedacht, es bleibt bei meiner Antwort: Ich will dem braven Volk nicht zumuten, sich von einem Fremden führen zu lassen . . . (Lächelnd:) Und ich möchte dem Fremden auch nicht zumuten, sich von dem braven Volk ein Leben lang verdächtigen zu lassen. Ich kenne jetzt das Spiel. —

Carl Hans Wazinger / Einkehr im Dorf

Die Maschinen laufen und lärmen und draußen zwischen den Fabrikgebäuden fahren die Züge mit dem Rohstahl. Tosen und Hämmern klingt aus den Sälen. Darüber liegt der Himmel sanft und blau.

Eine andere Welt, Hallen des Lärms erheben sich inmitten grüner Wiesen, hoch über die Bäume ragen die beiden Schloten auf.

Es wird Abend. Schon schwimmen Wolken, von der scheidenden Sonne mit grellem Rot durchglutet, am Horizont, und dunkel liegen die Berge.

In der Fabrik legt einer nach dem anderen das Werkzeug aus der Hand, die Arbeiter an den Maschinen kümmern sich auch nicht mehr viel um ihre Arbeit.

Es ist eine Minute vor dem Feierabend.

Sie warten. Ihr Sinnen gehört schon der freien Zeit. Nur noch mit dem Leib sind sie der Fabrik verbunden.

Da zerreißt der dumpfe Ton der Sirene die Eintracht des Abends. Jetzt werden die Maschinen abgestellt, ein Gehen und Hasten hebt an, und bald sind die weiten Säle leer. Zuweilen vernimmt man noch den eintönigen Klang der Stechuhr, die ein sich verspätender Arbeiter drückt, dann wird es still, und in diese Ruhe beginnen ein paar verrußte Nachtlampen ihr Licht auszugießen.

Die Schlüssel an den Toren klirren, und nach einer halben Stunde ist die Fabrik wie ein Mensch, der in seiner Einsamkeit erst recht ins Riesengroße wächst.

Josef Nimsführ ist eine Weile im Strom der nach Hause eilenden Arbeiter gegangen, jetzt biegt er in eine Seitengasse ein, dann nochmals, endlich darf er allein auf einer schmalen Bauernstraße bergaufwärts schreiten.

Schwere Luft liegt über dem Land, und der Bach, der im Frühjahr die Straße überschwemmt, murmelt leise. Er führt wenig Wasser.

Josef Nimsführ atmet den Duft der Gräser und die fruchteschwere Luft, die ein Wind mit Kühle füttert, und er freut sich dieses Erdstreifens.

Mit Neid denkt er an die Knechte und Mägde, die im Freien schaffen dürfen. Er liebt die Fabrik nicht.

Er steigt schneller voran. Tiefer geht er ins dämmernde Land hinein und träumt im Wachen von Heumahd und Kornschnitt. Als Bub hat er mitgeholfen auf Großvaters Wiesen und Feldern. Nun war der Großvater schon lange tot und die Eltern auch. Nicht ein Stein des Hauses kam als sein Eigentum auf ihn.

Ein Bauer ohne Hof und Land war er.

Das Glöcklein der Dorfkirche läutet zum Abendgebet. Es klingt wie ein Wehgesang und stimmt nicht zur Gegend. Josef Nimsführ hört die Glocke. Es ist wie ein Sterbegeläute, fühlt er, und wenn es ihn anginge, wäre es vielleicht gut.

Mit diesem Gedanken betritt er das Dorf. In den kleinen Häusern an der Straße sind noch keine Lichter angezündet. Er geht bis zum Platz vor der Kirche. Große Kastanienbäume stehen der Reihe nach da.

Aus dem Wirtshaus leuchtet ein Schein. Er lockt den Wanderer, er ist aber nicht mächtig genug, ihn zu betören. Josef Nimsführ geht am Wirtshaus vorbei, die Friedhofsmauer entlang, die sich der Kirche anschließt, dann einen kurzen Wiesenpfad, und wieder nach einer Spanne Zeit steht er vor seinem Vaterhaus.

Er hat es schon ein Jahr lang nicht mehr besucht.

Stolz liegt es in der Dämmerung. Seine weißen Mauern leuchten die Gegend ein Stück ab, sein rotes Dach gibt ihm Frische, und aus den geöffneten Gitterfenstern dampft der warme Atem der Ruhe.

Josef Nimsführ geht rund um das Haus. Wieder vor der Haustür stehend, muß er im stillen den Bauern, der das Haus jetzt besitzt, loben. Man erkennt es leicht als ein gut verwaltetes Anwesen, es könnte bei ihm nicht besser aussehen.

Er öffnet vorsichtig die Tür und will schon eintreten; da besinnt er sich und schiebt den Fuß zurück. Ja, er möchte das Haus drinnen schauen, all die Räume, die er als Knabe mit geschlossenen Augen fand und in denen er sich als Blinder auch heute noch zurechtfinden würde. Jedoch, warum soll er sein Herz so stark belasten mit neuer weher Sehnsucht? Er schließt die Tür und geht den Weg zum Platz mit den Kastanien, er scheidet vom Dorf seiner Kindheit mit Hast und nimmt wieder die enge Bauernstraße, die an der Fabrik vorbeiläuft.

Später schreitet er langsam. Ein Gedanke, der mählich mächtiger wird in ihm, läßt ihn frei werden von seiner Bitternis um sein Gehöft. Plötzlich weiß der Mann: es war eine innere Einkehr, die er erlebt.

Er stolpert im Dunkel oft über Steine und steigt in Rinnsale. Drüben, zur rechten Hand, schimmern vereinzelt Lichter, und dahinter dräut ein schwarzer Klotz unheilvoll. Das ist die Fabrik.

Josef Nimsführ blickt durch die Nacht nach ihr und — lächelt. Vor seinem Auge steht kein Riesengebäude, das in seiner Größe schwärzer ist als die Nacht. Er sieht ein Bauernhaus und trinkt die Wärme des Kuhstalles. Und da ist ihm, als höre er den Großvater reden: „Bub, morgen heben wir mit dem Kornschnitt an.“

Die stahlblauen Sensen rauschen in seinen Traum, scht, scht.

In feierlicher Zufriedenheit geht er an der Fabrik vorbei, nach Hause.

Ernst Wurm / Agneta

Der sommerliche Dunstschleier des wolkenlosen hellblauen Siebenbürger Himmels liegt über Hermannstadt. Auch der Fruchtseggen vor den Toren der Stadt erscheint durch die eigenartig brütende Luft, die auf ihm lastet, noch schwerer. Auf sanften Hügeln breiten sich bis an den Horizont die Äcker und fetten Kleewiesen

aus, dahinter aber steigen die Berge an, obstbaumgesegnete oder dunkelbewaldete, oft burgentragende Höhen, und ganz in der Ferne das Gebirge, dessen Felsen matt herüberleuchten.

Strahlenförmig gehen von der Stadt aus nach allen Richtungen Straßen in das Land. Beileibe nicht aus Neugierde fahren ihrerseits die Bauern dieser Gegend Tag für Tag und, so wie heute, auch an einem Sonntag nach Hermannstadt. Sie wollen dort ihre Hauswaren verkaufen, die Milch, den Käse, die Eier. Das ist alter Brauch, der zum Wohlstand des Landvolkes beigetragen hat. Nicht minder aber verdanken die Städter den Bauern ihre gesunde Nahrung. Es liegt ein heimliches Geschenk der Erde darinnen, das mit Geld allein nicht bezahlt werden könnte. So vergelten die Hermannstädter den Landleuten ihr Kommen und Bringen mit Achtung. Kein Bürger zeigt Hochmut vor den Bauern, noch will er ihnen städtischen Puz oder ein feines Gehaben aufzwingen.

Denn alles, aber auch alles, was nicht seines Wuchses und weder Blüte noch Schutz seines Wesens ist, würde vom Siebenbürger Sachsen, der aus den Dörfern kommt und jedesmal nach kurzer Ausfahrt eilig in sie zurückkehrt, abgleiten. Aus den Urkunden geht es hervor: acht Jahrhunderte lang sind diese Menschen geblieben, was sie von Anfang an waren. Und jeden neuen Tag ihres Lebens beginnen sie mit der Kraft vielhundertjähriger Treue zu sich selbst. Das ist kein Gastvolk für Fremde. Das sind untwirtliche, harte Bäume, die ihren Schatten neidisch und sorgsam nur über die eigenen Kinder schützend fallen lassen.

Aber bewundern wird sie jeder, sofern er nicht zuinnerst krank ist oder den Kampf starker Geschöpfe um die Erhaltung ihrer Art mißversteht. Denn streng und schroff gegen Fremdes zu sein, das verlangt viel Entsagung. Da darf keine Sehnsucht groß werden. Früh wird die Jugend zum Ernst erzogen, und sie muß auf lockende Torheiten verzichten. Auch wenn mit dem Blick in den unendlichen Himmel die Strahlen ferner Seligkeit ins Herz dringen wollen, müssen Panzer davorstehen, und das Firmament darf nichts als Wetterzelt und Farbmuster für festtägliche Stickereien sein. So nur können hinter den leidenschaftlichen Trieben helle Gesetze wirken. So adelt der Gedanke an die Nachkommenschaft des Mannes und Weibes Umarmung. Und wertlos wird diesem Volke das Gebet zu Gott erscheinen, das demütig und nicht spröde ist, das ohne Menschenstolz klagend aus dem Staube aufklingt.

Zum Gottesdienst kommen die Siebenbürger Bauern mit gesammelter Würde. In jeder Woche, mag sie Freude oder Enttäu-

schung bringen, ist er ihr großes und klares Erlebnis. Ihn versäumt zu haben bedeutet nicht Mangel an Frömmigkeit, sondern Scheu vor der Gemeinde. An Sonntagen wird der Stolz des Nachbarn geprüft und sein Wohlstand gemessen. Niemand versäumt den Kirchgang freiwillig. So ist es zu verstehen, daß die junge Bäuerin auf der Straße von Hermannstadt nach dem Dorfe Weiß die Pferde vor ihrem Wagen mit scharfen Worten und zügigen, aber nicht rohen Peitschenhieben ungeduldig antreibt. Es war schon fast neun Uhr, als sie aus dem Stadttor ins Freie fuhr, und mit einer guten Stunde Weges muß sie rechnen. Noch vor elf beginnt aber der Gottesdienst.

Und die Festtracht liegt noch daheim in der Truhe! Ein schlichtes, freilich sauberes Arbeitskleid aus grobem Linnen umschließt den schön geformten, etwas herben Körper des jungen Weibes, das keine Frau sein kann, weil es sonst in der morgendlichen Sommerwärme gewiß nicht das Kopfstuch abnehmen würde. Dem Mädchen aber erlaubt dies der Brauch. So erscheinen die Umrisse des länglichen, fast flach blonden Hauptes noch schärfer ausgeprägt als es unter der Bedeckung wirkte. Nicht fein und weich ist das Haar der enganliegenden, etwas schütterten Zöpfe, sondern grob und strähnig. Dennoch hat die Natur dem Mädchen damit die angemessene Zier gegeben. Ein weichfließender Rahmen wäre allzu zarter Schmuck für die einfachen, kräftigen Gesichtszüge, in denen nur die graublauen Augen durch einen besonderen Schimmer auffallen, während die kantige Stirn, der schmale Mund, das scharf gezeichnete Kinn alle Bauernkräfte gesammelt zu haben scheinen, um fremde Blicke an der Verschlossenheit dieses Geschöpfes abprallen lassen zu können. Nur die Leute des eigenen Stammes wissen, wieviel begehrenswerte Reize in der rauhen Knospe verborgen sind und wie stolz und glücklich der sein wird, dem sie sich einmal aufblühend erschließt.

Das Mädchen richtet sich auf seinem Wagensitz empor, als die ersten Häuser von Weiß näher kommen. Nun läßt es die Pferde langsamer gehen. Eine natürliche Würde erlaubt der Tochter des Dorfes nicht, durch dieses wie eine Gehekte zu fahren. Ihrer Eltern Haus, breit unterkellert, hochgebaut wie eine Burg, liegt in der Mitte des Ortes. Hellblau ist die Gassenfront gestrichen. Das Haus mit dem gemauerten Torbogen unterscheidet sich in der Bauart nicht von den anderen Dorfgebäuden, aber der Gehsteig davor ist so sauber gehalten, die Fenster sind so blank gepuzt, daß man gleich merkt: hier sind besonders fleißige Hände am Werk, und

der sichtlich bedeutende Wohlstand dieses Hofes ist kein Geschenk des Himmels, sondern der Lohn für viel Arbeit. Die hier ansässigen Bauersleute haben sich auch schon längst die Achtung ihrer Nachbarschaft erworben. Denn als das Mädchen nun, freudig mit der Peitsche knallend, vor dem Vaterhaus hält und trotz seiner kräftigen und hochgewachsenen Gestalt behende vom Wagen herunterklettert, kommt ein Bursche vorbei und lüftet den Hut, als habe er einen Dorfsalven zu grüßen:

„Guten Morgen, Agneta Tischer.“

Kurz dankt das Mädchen, ohne den Burschen anzusehen. Doch die Jungfrau weiß, daß Johann Rees, der beim Kirchgang gerne mit verstohlenen Blicken nach ihr sieht, eben grüßte. So ist sie nun doppelt ungeduldig danach, das Festkleid anzulegen, und öffnet mit einem sicheren Handgriff den Kiegel des Hoftores. Weit tun sich die beiden schweren Torflügel auf, und der häusliche Reichtum des Bauern liegt offen vor den Blicken der Gasse. Gänse und Hühner, die in der Nähe des Rükeneingangs nach Abfällen suchen, stieben vor den einfahrenden Pferden trompetend und gadernd auseinander. In der Borderscheune, die kein Tor hat und als bloße Überdachung eines Stückes Hof die Aussicht nach dessen rückwärtigen Gebäuden freiläßt, stellt das Mädchen den Wagen unter, spannt die Pferde aus, führt sie in den Stall und schirrt sie ab. Alles das macht es eilig, aber mit einer Geschicklichkeit, die keinen Handgriff verfehlt.

Am Hauseingang, der in die Küche führt, steht jetzt der Vater des Mädchens, der reiche Bauer Withold Tischer. Er hält die Hand ausgestreckt und nimmt sofort den Geldbeutel entgegen, den ihm die Tochter hinreicht. Aber die großen, herrscherhaften Flächen seines Antlizes, das noch weniger als die Züge des Mädchens Gefühle verrät, huscht ein unmerkbares Zucken. Er geht mit den wuchtigen Schritten seiner fleischigen Gestalt an den Rükentisch und schüttet dort den Inhalt des Beutels aus. Sorgfältig zählt er dann mit griffigen Fingern Münze für Münze.

Inzwischen ist sein Weib, Genoveva Tischer, der Tochter in deren Stube gefolgt. Außerlich ähnelt die Mutter dem Mädchen mehr als der Vater. Auch ihr Wesen ist aber von nüchterner Art, sonst wäre die kühle Ehe mit Withold Tischer nicht so vorbildlich und segensreich geworden. Denn stolzer noch als auf seinen Reichtum kann dieses Bauernpaar auf seine Kinder sein. Zu Fleiß und Gehorsam erzogen, aber auch früh in der Selbstverantwortung geübt, sind die beiden Söhne Kilian und Withold und die Tochter

Agneta wahre Eisenglieder in der Kette des Stammes Tischer. Selten jedoch, um sie nicht zu verweichlichen, lassen die Eltern ihre Zufriedenheit mit den Kindern merken. Und ständig wachen sie über deren Tun und Lassen.

So sieht jetzt die Mutter prüfend zu, als sich Agneta zum Sonntag schmückt, und verbietet ihr, einen Spitzenunterrock anzuziehen, den das Mädchen schon aus der Lade holen wollte. Aber als dann die Tochter ihre festliche Jungfrauentracht angelegt hat, knüpft die Mutter sorgsam mit arbeitsharten Fingern die breiten Bänder der tiefblauen und sternbestickten Seidenschürze, rückt auch die Schleife unter dem Haar des Mädchens zurecht, mit der die Buorte auf dem Kopfe festgehalten wird, und wirft noch einen Blick auf die Schnüre der kostbaren Weste. Fehlerlos passend schließt sich diese um den schon im Knospen stark geformten Busen. Ja, die Mutter ist zufrieden.

Auch der Vater steht auf, als die Tochter jetzt aus ihrem Zimmer tritt. Unverändert ernst und streng ist das Gesicht des Mädchens, dennoch liegt ein Festtagsglanz darüber, der gleicherweise von den Kindern wie aus dem Innern des schönen jungen Menschen kommt. Ohne sich scheinbar um diesen Glanz zu kümmern, fragt nun der Vater:

„Wieviel Milch hast du verkauft?“

„Sieben Eimer. Dreißig und acht Halbliter.“

„Dann habe ich das Geld richtig gezählt.“

„Ich gehe jetzt zur Kirche.“

„Die Kannen stehen noch auf dem Wagen.“

„Vor dem Mittagessen mache ich sie sauber.“

„Ja. Sie säuern sonst.“

Obwohl er ganz trocken mit seiner Tochter gesprochen hat, prüfte Withold Tischer dabei doch ihr Aussehen und ist jetzt von einem gar stolzen Gedanken erfüllt, den er bei sich behält, aber weiter und weiter denkt, als Agneta hoherhobenen Hauptes über die Stufen vor der Haustür hinab und zum Hofstor geht, durch das sie seinem Blick entwindet: Schier wie eine Königin...

Ines Widmann / Kärnten frei!

Als sie nach mehrstündigem Marsche ins Standquartier von Grafenstein kamen, wurden sie freudig begrüßt. Der Oberleutnant gab jedem die Hand und sagte: „Nun sind wir beinahe hundertfünfzig.“ Heinrich war auch da. Nachdem er seinen Schwager in

der Heimat willkommen heißen und ihn mit mancherlei Fragen bestürmt hatte, fing er an: „Es geschieht nix. Seit Tagen huckn wir da und dürfen uns nit muessen. Die verdammte Regierung erlaubt's nit. Und derweil kemmen die Tschuschen immer näher, treiben haufenweis Flüchtling vor sich her, Weiber mit Kindern, Vieh und Hausgerät. Wenn sie erzählen, steigen einem die Haar in die Höh. Und die Regierung befiehlt: Ruhe! Keinen Schuß! Wie lang denn noch Ruhe? Bis sie unser ganzes Landle haben?“ Der Heinrich ist voll bitteren Zornes. Auch die andern knurren.

„Daheim hätt' ich Arbeit“, ärgerte sich der Mattitsch, „und da lunger ich herum und weiß nit einmal, ob die Tschuschen nit schon auf mein Hof sind. Ist lei das Weib daheim und die Kinder!“

„Der Oberleutnant telephonierte lei den ganzen Tag, ja mit Telephonieren bringen wir die Falotten nit hinaus! Hörst, er telephonierte schon wieder!“

Die beiden Neuangekommenen schauten stumm von einem zum andern, dumpf hallten die festen Schritte der Wache vor dem Hause.

„Ja, legen wir uns halt ein biss'l nieder, vielleicht ändert die hohe Regierung bis in der Früh ihre Meinung“, höhnte einer, „und wenn uns die Tschuschen derweil über den Haufen rennen? ‚Nur Ruhe, keinen Schuß, wir dürfen uns nicht ins Unrecht versetzen!‘ Verdammte Großköpfe! Hosenscheißer!“ Er spuckte verächtlich aus und verkroch sich ins Stroh. Als bald taten die andern wie er, Schnarchen erfüllte den Raum, und der Schritt der Wache hallte dazwischen, fest und behütend. Stündlich wurde sie abgelöst.

Matthias Karner lag mit offenen Augen, das Neue und die Ungewißheit hielten ihn wach, seine Gedanken suchten zurück und voraus und blieben schließlich hangen an den drei glückvollen letzten Tagen. Die Buben, was sie doch für kluge und starke Kerlchen sind! Und Margret hat sie gut in der Zucht. Matthias Karner mußte lächeln. Ich bin wahrhaftig ein glücklicher Mensch, es müssen lei wieder ruhige Zeiten kemmen, daß ich auf dem Hof bleiben kann.

Und da seine Gedanken mit jähem Sprung abseits sprangen, wehrte er ihnen. Wie könnte er solches von Margret glauben! Es war ja auch lei der Eindruck des ersten Augenblicks. Das Kind stand in der Sonne, und sein Haar leuchtete so rot wie das der Margret, und seine Augen schauten so dunkel und groß wie ihre. Und eine schnelle Rechnung ergab, daß es wohl möglich sein konnte. Aber der Gedanke allein ist Sünde. Wenn Margret darum

wüßte! Sie würde ja nimmer aufhören, mir darob zu zürnen, stolz und nachträgerisch, wie sie ist. Ich muß mir abgewöhnen, an diesen Unsinn zu denken. Wenn Margret sagt: dies ist das Kind meiner krainischen Tant, und ich habe das Waislein aus Erbarmen zu mir genommen, so ist es auch so. Die Tochter des Schwaben wär wohl zu stolz, um eine solch tiefe Lüge zu sagen. Hüt dich, Matthias, wieder ein Narr zu sein! Halt lieber dein Glück fest! Hast zwei prächtige Buben, ein Weib, jung und gut und tüchtig, einen Hof, groß genug, und willst nun einem sündhaften Gedanken nachgehen? Denk lieber, das Dirnlein mag mein Glück noch vergrößern, da ich ein eigenes noch nit hab'. Ist ein schönes und braves Kind, und soll es mich nit freuen, daß es meinem Weib ähnlich ist? Mein Weib wieder ist seiner Mutter ähnlich, und diese war eine Schwester der krainischen Tant'. Es gibt gar nichts nachzurechnen, Matthias Karner!

„Heilinger, schlafst?“ „Nein.“ „Wenn nix los ist, geh ich wieder heim.“ So der Ruchling. „Ich auch. Wenn nix los ist. Aber es wird wohl bald was los sein. Der Oberleutnant hat so ein gespanntes Gesicht, ich kenn' das von der Piave her.“ „So? Dann ist's ja gut, dann könnt' man ja dertweil schlafen.“ Der Ruchling drehte sich schnaufend um.

Als der Morgen schon dämmerte, riß die Stimme des Oberleutnants die Schläfer auf:

„Heinrich!“ rief er, und schon stand der Gerufene stramm. „Such dir vier Mann aus und schleich dich gegen Tainach zu. Hab' soeben von einem Flüchtling gehört, daß die Tschuschen gegen Grafenstein vorrücken. Wenn das wahr ist —“

„Dann kracht's!“ loderte Heinrich auf, „sie sollen lei vorrücken! Daß endlich was geschieht! Heilinger, Pregl, Flitscher, Mattitsch! Ihr kommt mit mir! Verständigungszeichen dieselben?“

„Jawohl“, nickte der Oberleutnant, „und aufpassen!“

An Schlafen war nicht mehr zu denken, die Nachricht vom Heranrücken der Jugoslawen pulberte alle auf, und es wurde eifrig debattiert. Bald kam ein neuer Befehl: „Sofort in die Stellungen! Maschinengewehre vom Schnee säubern und warten!“

Nun waren nur noch ihrer drei in diesem Bauernhause, wo das Standquartier der freiwilligen Freiheitskämpfer untergebracht war: der Oberleutnant, eine Ordonnanz und die Wache. Ersterer kam vom Telephon kaum weg, immerzu liefen Nachrichten ein von den Mitkämpfern, die auf eine vierzig Kilometer lange Front verteilt waren, alle warteten. „Die Tschuschen rücken vor!“ meldete

dieser und jener. „Jetzt wird es wohl losgehen. Die Rauber scheeren sich einen Dreck um die Verhandlungen zwischen Wien und Laibach! Herr Oberleutnant, heunt wird's wohl noch heiß werden.“

„Ja, ja!“ antwortete der Oberleutnant müd und spannte seine Gesichtsmuskeln. Ja, ja, sagte er hundertmal in den Fernsprecher, jedem: ja, ja, und: Geduld! Die Regierung! Und alle warteten.

Gegen zehn Uhr kam die Patrouille zurück, erregt und erhitzt. Heinrich, der Leutnant, nahm sich kaum Zeit zu vorschriftsmäßigem Gruß.

„Wahr ist es!“ schrie er. „Sie kommen! Sie haben die Streifwach' beim Tainacher Kreuz von hinten angeschossen, zwei Verwundete! Sie wollen nach Klagenfurt, das ist klar! Oberleutnant, wenn du jetzt nit den Befehl zum Losschlagen gibst! Länger wartet dir keiner von uns!“

Der Oberleutnant packte den Hörer, verlangte sofort Verbindung mit dem Landesbefehlshaber, gab knappen Bericht. „Was?“ schrie er dann in die Muschel, „immer noch Ruhe, keinen Schuß!“ Die Stirnadern schwellen ihm an. „Ja, verstehen Sie doch recht: die Jugoslawen rücken an, wollen nach Klagenfurt? Was? Zum Teufel mit den Verhandlungen! Wie? Das ist doch nicht möglich!“ Schweiß stand auf seiner Stirn, als er den Hörer auf die Gabel haute. „Sie erlauben es nicht“, stöhnte er, „sie wollen verhandeln! Verhandeln!“ Stumpf stierte er vor sich hin. Schweres Atmen war im Raum, Heinrich schluckte. Da sprang der Oberleutnant nochmals zum Fernsprecher: „Wenn wir heute nicht losschlagen, ist das Land verloren!“ schrie er hinein, „Herr Landesbefehlshaber, ich fordere von Ihnen den Befehl, den wir Freiheitskämpfer von Ihnen erwarten“, sagte er ruhiger, „wir sind verloren, wenn —“ Er horchte, lachte hart auf, und zu den Kameraden gewendet: „Er kann nicht, er darf nicht, er muß sich nach den Weisungen der Regierung richten!“

Und plötzlich streckte er sich ganz hoch, schaute von einem zum andern, schluckte und sagte laut, entschlossen: „Aber wir! Wir pfeifen auf die Regierung! Wir greifen an!“ Und da ein erlöstes Stöhnen durch die wartenden Männer ging, brüllte er los: „Angreifen! Blasen! Kärnten frei!“

Und „Kärnten frei!“ brüllte, jauchzte es durcheinander. „Kärnten frei!“ schrie es durch den regenverhangenen Tag bis hinauf zum wolken schweren Himmel. Gott aber hörte den Schrei und nahm ihn auf als ein Gebet und schenkte den Freiheitskämpfern den Sieg. — —

An Deutschland / Von einem Österreicher

Tags liegst du an ihr, der unnatürlichen Grenze,
schweigsam und stolz.
Fruchtlos die Herbstzeit des Haders, ohne Blüten der Lenzzeit
darbendes Holz.

Aber des Nachts! Da fahren empor deine Hände,
aufgefächert weit,
strahlend hinführend über Firmament und Gelände
wie Gestirne der Zeit.

Blinkfeuer und Scheine tasten entlang den faulenden Torfen
nahe dem Rand,
über Grenzwald und säumende Felder geworfen
ist weißer Brand.

Röter als sonst ist der Faden der Grenze am Morgen
und neu verbürgt.
Mütter spähen aus den Türen, ergreifend vor Sorgen,
von Angst gewürgt.

Aber dir, Deutschland, sind Söhne ins Helle geboren,
die Nacht belud;
alles gewannen, die alles verloren:
Blut will zu Blut.

Südtirol

Die deutschen Südtiroler besiedeln und bebauen ihr Bergland seit mehr als tausend Jahren. Ihre bayerische Eigenart, typisch tirolischer Prägung, bedingt durch das Antlitz ihrer Hochgebirgswelt, durch den ganzen Sagen- und Liederreichtum, durch uraltes Brauchtum und eine tiefe Religiosität, verhalf — gemeinsam mit der ganzen Tiroler Literatur der vergangenen Jahrhunderte — von den Spielmannsepen König Laurin und Dietrich von Bern und von den Liedern Oswald von Wolkensteins bis herauf zur köstlichen Erzählungskunst Adolf Fischlers und Karl Domanigs, Albert von Trentinis und Hans von Hoffensthals, dem gesamtdeutschen Schrifttum zu wichtigen Schöpfungen.

Seit der nach dem Weltkrieg erfolgten Abtrennung von Nordtirol erhielt für diese 200 000 Deutschen Südtirols ihre Überlieferung, ihre ererbte Hof- und Familientreue, ihr alter Volksbrauch und ihr Reichtum an durch Jahrhunderte schon mündlich von Generation zu Generation weitergegebenen Sagen und Mythen doppelte Bedeutung. Die Liebe zu ihrer begnadeten Landschaft, in der die Welt der Gletscher so nahe an die der blüten- und fruchtgesegneten Täler grenzt, und die zähe Bauernkraft, die sie diesen Boden seit tausend Jahren meistern ließ, geben ihnen die Hoffnung, einen Weg auch durch die neue Schicksals epoche zu finden.

Wie nun sieht die Gegenwartsdichtung der Südtiroler aus? Da erhebt Arthur von Walpach (* 1866 Unterbindl), der den Krieg als Fünfzigjähriger in den Reihen der Standschützen mitmachte, seine gewaltige Stimme der Beschwörung. In hymnischer Sprache und großer Überzeugungskraft singt er sein schmerzvolles Schicksalslied; aber die grandiose Landschaft seiner Heimat wird ihm zum Trost, zum Aufruf. Jahrtausendgeschlechter erwachen in seinem Blut und klammern ihn fest an diesen Felsen, die ihm Symbol des Ewigen sind.

Neben ihm steht der wesentlich jüngere Bauernsohn Josef Georg Oberkofler (* 1889 St. Johann-Uhrn) mit seinen Hymnen vom „Triumph der Heimat“ und mit seiner Erzählung von den drei „Herrgottsbuben“. Der schwere Atem des Bergbauern weht über diese Dichtungen vom ererbten Boden und seiner Elementargewalt, über die in ihnen geschilderten Menschen hin. „Wir fahren nicht aus in die Welt, Sprache und Sitte ist uns ein heiliges Erbgut“, verkündet Oberkofler — und aus dieser Grundanschauung wächst sein Werk auf: hart und pflichtbewußt, leidenschaftlich und herrisch.

Unter den Dichterinnen Südtirols müssen wir außer der Lyrikerin Maria Ditha S a n t i f a l l e r — ihre Gedichte gleichen einem ewigen Glühen; die Leidenschaftsgebärde der Ausdruckskunst ist hier ausgereift zur Kraft des großen Umfangens; ihre Sprache nimmt den Gestus des Eroberns an — vor allem die Erzählerin Maria Veronika R u b a t s c h e r (* 1900 Hall) nennen. Wie wächst schon in den Erzählungen „Der Lusenberger“ und „Sonnenwend“ das Bild der südtiroler Alpenwelt und ihrer Menschen in ein gewaltiges Ganzes. Der Geschichtsroman „Das Lutherische Joggele“ aber, dieser Roman „aus dem Marterbuch der deutschen Seele“, führt in die religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts. Der Kampf um die deutsche Seele geht hier parallel mit dem Versuch, dem Ungemäßen das Eigene entgegenzusetzen. Wie da alle Instinkte der Art-treue wach werden und sich mit der ganzen Seelen- und Willenskraft des deutschen Geistes verbünden, das von ihrem Heimatboden aus zu verdeutlichen, ist der Dichterin in einer ans Frühneuhochdeutsche ange-näherten Sprache in hohem Maße gelungen.

Von den jüngeren Dichtern hat Hubert M u m e l t e r (* 1896 Bozen) in seinem historischen Roman aus der Zeit Oswald von Wolkensteins „Zwei ohne Gnade“ die damaligen Kämpfe der Heimat umrissen. Das Wort aus diesem Roman: „Tirol läßt uns nicht los. Wir sind alle zu schwer und treu und haben das Land der Väter zu tief im Geblüt. Wir mögen weit fahren und lehren doch heim“ hat sicherlich dauernde Geltung für dieses Land. — Das große Kriegserlebnis der Tiroler Bauern aber, das hier Gemeinschaftserlebnis aller Generationen war, von den jungen Buben bis zu den ältesten Greisen, dies große Kriegserlebnis hat uns der jetzt in Deutschland lebende Anton Graf B o s s i - F e d r i g o t t i — er stammt zwar aus Innsbruck, wuchs aber in Südtirol auf. — in seinem Roman „Standshübe Bruggler“ so lebendig zu schildern gewußt, daß wir diese verschworene Wehrgemeinschaft der Tiroler Bauern, der ältesten und der allerjüngsten, mit ihrem Lebenseinsatz für jeden Felsen, für jeden Schritt Boden ihrer Heimat, nie mehr vergessen können. Wer T r e n k e r s heldische Bergbücher kennt, wird diesen Roman von Bossi-Fedrigotti doppelt verstehen.

Die größte Hoffnung der jungen Südtiroler Dichtung freilich ist der jetzt in Österreich lebende Lehrer Franz T u m l e r. Schon lernten wir eine Reihe seiner Gedichte kennen, schon erschienen seine Erzählungen „Das Tal von Lausa und Duron“ und „Die Südtiroler Geschichte“ — sie gehören zum Besten, das die ganze junge Generation der Deutschen augenblicklich an Erzählfkunst zu bieten hat. Dunkel und groß und einfach wie ein Märchen klingen Tumlers Gedichte, denen urwüchsige Kraft innewohnt und die Gewalt der Leidenschaft, ob sie uns aus dem

Anruf an Gott entgegenlodert oder ob sie aus der Totenklage um die zu uns spricht, die ihr Leben der Heimat geopfert haben; oder ob es um Lieder des Aufbruchs geht in eine kommende, erfüllungsreiche Zukunft der ganzen Nation.

Arthur von Wallpach / Ahnen

Vater, Mutter sind mir nachts erschienen
mit den lieben, altvertrauten Mienen,
und zu den im Leben längst zerscheiterten
schweigend ihre Eltern sich gesellten,
wie sie aus den Ahnenbildern schauen,
Männerstolz, im Funkelblick der Frauen.
Ahnen, acht und sechzehn, zweiunddreißig,
vorzeitfremd, buntscheckig, farbengleißig,
wachsen drängend aus gesprengten Wänden,
Kelch und Schwert und Sense in den Händen,
Federhüte, Degen, Aktenmappen,
Helme, blinkend über Bauernklappen,
mächtige Matronen, goldbehangen,
eiferschielend nach den Rosenwangen.
Und dahinter neue Reihen schließen,
bis im Duft der Ferne sie verfließen —
Sippen, Stämme, Völker, unabsehblich,
eine Menschheit drängt unwiderstehlich
auf mich ein. Ich fühl's mit einem Schlage,
daß ich Blut aus all den Herzen trage,
daß in meines Seins Vorübergehen
all die Ahnen wieder auferstehen,
daß ich nur als Glied der Kette lebe,
heiliges Erbe werdend weitergebe
und in des Geschehens ewigem Ringe
wiederkehrend, wechselnd, weiterschwinde!

Arthur von Wallpach / An meinen Sohn

Das Bild, das deine Knabenhand —
ward Blei und Röthel deinen Bitten —
zuerst gekritz auf Blatt und Wand,
war eine Burg in Adermitten.

So soll dein werbend Lieben heiß
sich klammern an die Heimatskrume,
wie meines, das des Lebens Preis
fand in der Fruchtflur Eigentume.

Der Felder Gold, der Wiese Samt,
der satte Überfluß der Scheuer,
der Apfelparten, buntgeflammt —
kein Glück blüht voller dir und treuer.

Und wird einst Erde meinen Mund
für allen lieben Rat verschließen,
ich möchte aus dem Wurzelgrund
zu dir empor in Halme schießen.

Arthur von Wallpach / Vergessen suchend

Da alles um uns niedergebrochen,
im Feuer der Not wie ein Rauch verging,
dran unser Stolz, unsre Liebe hing,
hab' ich im wilden Berg mich verkrochen.

Wenn die Wetter oben brauen und kochen,
der Nebel sich ballt im Felsenring,
scheint mir der Tag und sein Leid gering,
vergeß ich der Lebenswunde Pochen.

(1919)

Arthur von Wallpach / Föhn

Der Süd Sturm heult im Panthersprung
vom Gletscherblink zum Blumenhügel,
es fegt sein mächtiger Wolkenflügel
die Hollerdolden in den Dung.

Und wölbt ein Sieb von Grat zu Grat,
draus sich die Ströme Edens gießen,
gläserne Nebelwände schließen
lichtlos den Blick, weglos den Pfad.

O Himmel, regne ihn herab
den Sommergott, den lohend heißen!
Vielhundert Sonnenwendfeuer gleißen
bald um sein frühes Sommergrab!

Arthur von Wallpach / Höchstes Gut

Raum nährt den Bauer mühsam seine Scholle
und doch, ein freier Mann auf seinem Feld,
gilt er mir mehr als alle Herrn von Welt,
die schlechten Spieler der Gesellschaftsrolle.
Und Bessres fordre ich nicht, daß mir werde,
als daß ich, fern von Gnadenlohn und Lüge,
ein Eigner hause, meine Scholle pflüge,
denn höchstes Glück schenkt ein Stück Vätererde.

Arthur von Wallpach / Sternennacht

Naß war mein Hut vom Tau der Nacht,
als ich aus Föhrenschatten trat.
Still lag und weit die Sternenpracht
und Mondlicht fiel auf meinen Pfad.

Tief unten aus der Talschlucht schlug
ein Silberleuchten durch das Blau.
Dort ob des Eisack's raschem Bug
Strebt meines Hauses steiler Bau.

Mir ist's, wenn ich hinunterspäh,
ich hör' der Hunde hellen Laut,
ob ich den Rauch der Herdstatt seh?
Vielleicht, daß nur der Nebel braut.

Doch dieser Stern, der sichtbar kaum
aus dunkeln Tales Tiefe bricht,
läßt mich vergessen Zeit und Raum,
ist meiner Liebsten spätes Licht. —

Nun deckt die Nacht das alte Haus
und Welten leuchten rings im Rund,
und doch füllt all mein Sinnen aus
das schwache Licht im Talesgrund.

Maria Ditha Santifaller / Du

In deinem Angesicht
erwachen die Berge
meiner Kindheit.
Die Hügel meiner Heimat.

In deinen Augen
ruhen die klaren Wasser
meiner Täler.

In deinem Lächeln
tut sich das Land
meiner Seligkeit auf.

Joseph Georg Oberkofler / Der Erbe

Knabe, du kamst nicht allein
in das Haus am Birkenrain.
Als die Wiege dich empfing
durch den weiten Freithof ging
mächtig deiner Ahnen Schritt.
Und sie alle gingen mit.

Treten wirst du ihnen gleich
in ihr altes Bauernreich.
Kreuz, Gerät und Ackerland
Wächst dir zu aus ihrer Hand.
Schön ist Haus und Hof bestellt,
Schild und Wehr für deine Welt.

Knabe, du gehst nicht allein
einst ins Grab am Kirchenrain.
Wenn der Sarg dich stumm empfängt,
wogend in die Kammer drängt
mächtig deiner Ahnen Schritt.
Und sie alle gehen mit.

Joseph Georg Oberkofler / Der Bauer

Sein Aug geht tief. Es schweigt der Mund.
Doch sagt er ein Wort zur rechten Stund.

Groß hinter der anderen Leute Gered
Gelächter und Fluch des Bauern steht.

Er mißt die Tiefe. Das prüfende Lot,
das alles ergründet, ist Bauernbrot.

Der Atem der Erde durch ihn hin geht,
drum bleibt er gelassen vor Flucht und Gebet.

Er segnet den, der das Land erkennt,
dem er seit Urbeginn anverwandt.

Und Macht hat jener, der ihm vertraut
und dem er Haus und Gefährt gebaut.

Joseph Georg Oberkofler Das Lied der Heimat

Sie singen das Lied nicht der Heimat,
die Vielen, die ihr Spiel schlagen.
Wisset, dies ist das Lied der Berge:
Treu meinen Vätern, der Scholle treu,
treu meinem Weibe und Gott.

Schön ist die Wiese, ein Tummelplatz
den Arbeiten freudiger Menschen.
Gott läßt dazu
die Winde Waldhörner blasen
und schickt seine Wolken,

die hurtigen Segler,
durch das Gebirge her,
an unseren Höfen zu landen
die Wolle flockigen Schnees,
die Fracht prasselnden Hagels,
oder des Regens strömende Fülle.

Immerzu tragen Sonne und Mond
die goldenen Eimer,
überquellend von Licht
und schütten sie aus
hinab in den uralten Brunnen
der unergründlichen Seele.
Unserer Höfe Gemarkung
und des Weibes Umfriedung
schlingt einen ewigen Ring um uns,
leuchtend vom Spiel der Kinder.

Laßt uns singen das Lied der Heimat,
ihr Rufer der Berge und Ebenen:
Treu meinen Vätern, der Scholle treu
treu meinem Weibe und Gott!

Joseph Georg Oberkofler / Mondes Aufgang

Dein Aufbruch, Kimmender Steiger im Ost,
strahlender Mond, rüttelt die Berge wach,
ordnet Gewölkes schwindelnde Treppenflucht,
schwimmende Stufen,
gelassen deinem Aufstieg zum Himmel.

Hallend tönen die Gletscher,
dröhnende Silberbeden.
Über den Rand, Steingerölle umschwellend,
schäumt der Sturzbäche
ewiger Fall.

Hoch jagt im Kar, an des Berges Grat witternd,
gespenstisch ein Gemsenrudel
über das Joch
jenseits hinab
donnernd,
aufgeschreckt vom krachenden Steinbruch,
der von der Schulter des Berges fällt
ewig, ewig hinab.

Kimmender Steiger im Ost,
schon in des Adlers Horst senkrecht
zielt du hinab, senkrecht
in das Geflüst des Steinerholms.

Und es qualmen empor
silberne Nebel. Es raucht
rings der Gföllberg.

Und es steigt einsam allein
der Ewige
mitternächtig am Gebirg auf
und segnet die Welt,
anhebend in meiner Heimat
tausendmal.

Maria Veronika Rubatscher
Um die deutsche Seele

Ein langer, ein bleicher Gesell hebt sich von dem Gestühl an der Wand, tritt in das Endlein freien Raums und neigt sein Haupt den Worten der Aussendung:

„Zieh hin, herzlieber Brueder, als ein Diener des Worts, in die Hütten und Wälder, in die Erzstollen, in die Türme zu den Verlassensten der verlassenen Gefangenen in Jesu Christo, denn sie leiden großen Mangel und haben großen Durst nach dem Evangelium.

Sie werden dich aufnehmen nit anders denn Christum Jesum, den Herrn selbst.

Bedürfen sie deiner nit, zieh weiter, wohin der Herr dich ruft, und begehrt nichts, denn seinem Volk zu dienen und aufzurichten die Gehorsame des Glaubens unter seinem Namen mit Wort und Tauf.

Tu seine Botschaft kund und die Wunderwerke, die Gott durch seine Heiligen gewirkt hat, und laß keine bittere Wurzel aufkommen unter den Diener Gottes.

Denk daran, wie viel um deinetwillen und für dich ihr Blut hingeben und harte Pein erdulden werden, bis du dein Tagwerk vollendet hast.

Dann aber bekenn und laß nit ab, und wenn sie dich auf Eis und Feuer setzen, dir Salz und Pfeffer, Öl und Brantwein in die Wunden gießen und sie anzünden, wie weiland dem Huter selig . . .“

„In Gotts Kraft und Macht . . . Zu ewigen Tagen!“ gelobt der

Jörg seiner Sendung Treue und Beständigkeit, und Onofrius und die Ältesten legen ihm die Hände auf.

Dann reicht ihm der Bischof das Buch: Biblia, das ist die ganze Heilige Schrift, Deutsch, von Martinus Luther, Wittenberg. Begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen Freiheit, gedruckt durch Hans Luft MDXXXIV.

Bruder Dffrus weist ihm mit einem Fingertupf den Ort, wo er ist stehen geblieben, und der neue Diener des Wortes liest — ein wenig hebt ihm die Stimme:

„Sehet aber ihr auf euch selbst / denn sie werden euch überantworten vor die Rathhäuser und Schulen / und ihr müisset gesteuert werden / und vor Fürsten und Könige müßt ihr geführt werden um meines Namens willen / zu einem Zeugnis über sie / und das Evangelium muß zuvor gepredigt werden unter allen Völkern /.

Wenn sie euch nun führen und überantworten werden / soorget nit, was ihr reden sollt / und bedenkt auch nichts zuvor / sondern was euch zu derselbigen Stunde geben wird / das redet / denn ihr seid's nit / die da reden / sondern der Heilige Geist /.

Es wird aber überantworten ein Bruder den andern zum Tod / und der Vater den Sohn / und die Kinder werden sich empören wider die Eltern / und werden ihnen zum Tod helfen / und ihr werdet gehasset sein von jedermann / um meines Namens willen. / Wer aber beharrt bis an das Ende / der wird selig. /"

„Dem Huter sein Treindl ist gestern zu Nacht gerichtet worden“, redet der Mörl-Knecht von Mühlen in Unseres Herrn Urlaub, und niemand tadelt ihn.

„Ja, laisset uns ihrer gedenken, die bis an das End beharrt und nun selig sein“, belobt ihn vielmehr der Onofrius, und ihrer viele melden nun neue Zeitung von der Brüder Marter und Tod:

„Dem Bruder Martan aus Billgraten und dem Schuster Rasper hat der Eichele die Tag in der Michelsburg den Kopf abgeschlagen.“

„Ihrer siebzehn haben sie in Lüssen gefangen und an die zwanzig in Rasen einbracht.“

„Der Paul Reder liegt auf den Tod krank im Turm zu Brixen.“

„Schloß Heunfels, Salern und Branzoll, wo weiland der Huter ist gelegen: alle Burgen und Gericht, alle Reuchen und Türme sein voll.“

„Sechs Gulden Judasgeld alle Quatember steckt lei der Jörg Fruen ein, der Spizel, und ist annoch nit zufrieden.“

„Sechs neue Folterer und Henkersknecht haben sie in Brixen eintan, drei in Klausen, ihrer etliche in Bozen und Sterzing.“

„Es ist hier greulich worden. Lasset uns nach Mähren ziehen!“

Es ist nimmer der und jener, der da redet und klagt. Ihrer aller Pein und Sehnsucht steht auf in dem einzigen Schrei und umschauert den kleinen Hirten und Bischof ihrer Seelen.

„Ejawohl schön ist es“, stimmt er bei, „in dem Markgraftumb, allda Gott aus allen deutschen Landen ein Volk in seinem Namen sammelt, in einem Herzen, Sinn und Gemüt zu wandeln, daß sich der eine um den andern in Treuen annehmen mög.“

Weit aber sein die Weg. Sie gehen durch vieler Fürsten Länder, und sie alle, vorab die Herren von Osterreich vermeinen, wenn man uns Christen also beleiben ließ, ihre Herrlichkeit geringer würde.

Drum sein wider uns und unsere Lehr viel Befehl ausgegangen.

Viel grausame Lügen trommeln und posaunen sie aus, als daß wir den Leuten aus einem Zauberflaskl zu trinken geben, Aufruhr stiften wie weiland die zu Münster, und die Weiber gemein hätten. Katholische und Evangelische schimpfen uns Menschenlieb und Eheschänder, Wiedertäufer, Gartenbrüder, Kottierer, Seltierer und Schwärmer. Sie schalten unser Leben Unsinnigkeit und Narretei und schlachten us hin.

Ja wohl viel treue Helden haben die Wahrheit ritterlich mit ihrem Blut bezeugt, sei Gott ein einig Volk sich abgesundert hat vor allen Völkern der Welt in Deutscher Nation, zuborderst im drei-und-zwanziger Jahr die zwei jungen Klosterknaben Heinz und Hänsel aus Brabant, davon Martinus Luther singt.“

Ihrer mehr sumpern in ihre Bärt:

„Ein neues Lied wir heben an,
des walt Gott unser Herre,
zu singen, was Gott hat getan
zu seinem Lob und Ehre . . .“

Über den leis hingeleierten Singsang der rohen paar Stimmen hebt sich des Bruder-Bischofs Klage:

„Deutschland, o Deutschland, also ist die Zeugnis der Schrift landprächtigt worden, daß Gott sein Volk, die Schafe seiner Weid', wohlfeil zur Schlachtbank übergibt, und ist des Würgens und Brennens so viel worden, in Preußen und Sachsen, unter dem

Pfalzgrafen und im Niederland, in der Grafschaft Tirol, in Kärnten und Steiermark, im Baherland und an der Enns und Donau.

Deutschland, o Deutschland, all deine Flüß sein rot vom Blut der Befenner, deine Türme sein voll von ihrer Pein. Deine Wälder brennen und verbrennen das Gebein der Heiligen.

Deutschland, o Deutschland, und wenn die Welt voller Feind deiner schonet, muß doch mit Blut und Aschen gedünget sein, sei es Jud, Hex oder Taufbrueder."

Fragt der Galler vom finstern Tor zu Brixen dazwischen:

"Wann wird der Streit: Hie lutherisch? Hie katholisch! aus sein und der Deutsche wieder deutsch und eins zu seinem Herrgott beten?"

Sagt der kleine Bischof:

"Mit ehender, denn daß die Geistlichen den letzten Fehen weltlich Regiment und Händel abtun müssen.

Mit ehender, denn daß die Fürsten gehen und aus dem Volk der Mann aufsteht, dem Gott die Gnad und die Herrschaft geben hat."

"Schauet, der Geist überkommt ihn!" erschauert die Gemeinde. Ihr Bischof aber redet über sie alle und all ihre Bitternis hinweg und grüßt einen, der da kommen soll:

"Dein ist die Macht, Landsmann und Brueder. Und dein der Tag. Unser ist die Nacht, Marter, Tod und Untergang.

Unser ist die Nacht, Marter, Tod und Untergang", echot das Waldhäuflein Südtiroler, die da in Acht und Bann und schon verraten sind.

Anton Graf Bossi-Fedrigotti / Standschützen

Am nächsten Morgen standen wir alle vor dem Gasthaus „Zum schwarzen Adler“ und warteten auf die Landeschützenoffiziere aus Innichen. Der Pfarrer hatte beim Hochamt ganz schlicht gepredigt. Er hatte nicht vom Heldenmut und Heldentod gesprochen, wie das der junge Kooperator immer gern tat, sondern daß den Tirolern nichts anderes übrig bleibe, als sich zu wehren. „Wenn man eure Höfe, auf denen ihr seit Jahrhunderten sitzt, plötzlich wegnehmen wollte und sie einem anderen Herrn übergeben würde, würdet ihr euch wehren. Und mit dem Gegner ist's genau so“, hatte er gesagt . . . Wir wollen aber nicht als Pfannensticker in der

Welt herumziehen, weil wir daheim zu arm sind, um uns das tägliche Brot schaffen zu können."

Darüber sprachen wir alle heraußen.

Es war kein Juhu und Heil herum, wie vor einem Jahre, als das Landesschützenregiment nach Galizien fuhr und mit ihm alle unsere besten Männer aus dem Dorfe.

Was hier am Plaze herumstand, das waren wohl durchschnittlich Fünfziger und Lausbuben.

Wenn die anderen aus Galizien nicht kamen, die Gemeinden gegen die neuen Feinde zu schützen, was blieb denn übrig, so mußten wir eben hinauf.

"Da war gar nicht viel zu diskutieren."

Der Jörgl Taschler spuckte unaufhörlich seinen Tschid aus und stank schon gleich nach dem Gottesdienst nach Schnaps. Er war früher bei den Bozener Kaiserjägern Tragtierführer gewesen und erzählte uns Jungen, daß die Hauptsache beim Militär sei, stramm und schneidig seine Vorgesetzten zu grüßen. Wer grüße, bezeuge damit Ehrfurcht vor den Herren Offizieren. Die Herren Offiziere seien aber Stellvertreter des Kaisers. Wer den Kaiser ehre und achte, sei ein treuer Tiroler, und ein treuer Tiroler sei immer ein guter Soldat.

Gerade in seine Erklärungen hinein plakte die Baumgartner Tressl mit einem Weinkrug und Gläsern.

Da vergaß nun der Taschler Jörgl seine weiteren Soldatentugenden aufzuzählen und wäre der Tressl beinahe um die Hüften gefallen, wenn die ihm nicht einen Stoß vor die Brust gegeben hätte, daß ihm das Wasser vor die Augen quoll.

"Dan Wein magsche no trinken, Jörgl", sagte sie, "aber mit'n Bussl geht niacht. Gischts erwischt di der Peater."

Die Männer und Buben ringsum lachten, spuckten aus, nahmen die Gläser aus den Händen der Dirn und tranken ein Viertele auf das Wohl des Peters, der wohl irgendwo in den Karpathen herum schoß, und auf den Baumgartner, der den Wein spendiert hatte.

Da rief einer an der Verschönerungsvereinstafel: „Se kommen."

Gleich darauf hupte ein Auto um die Straßenecke und hielt mitten unter uns Leuten.

Ein kaiserlicher Major und zwei Leutnants saßen drinnen. Vorne beim Fahrer saß noch ein Schützenunterjäger aus Innichen.

"Grüß Gott alle miteinander", rief der Major.

Er war im Auto aufgestanden und hielt eine Ansprache an uns. Neues erfuhren wir ja eigentlich auch nicht.

Nur daß er sagte, „daß uns der Kaiser rief“, während wir doch genau wußten, daß der Gegner unsere Dörfer haben wollte. Wir verehrten alle den alten Kaiser in Wien. Aber rufen hätte er uns doch gar nicht brauchen. Wir gingen schon selber, die Heimat deutsch zu erhalten.

Der Major stieg dann aus, sprach ein paar Minuten mit den Herren Offizieren und wandte sich dann an uns.

„So, liebe Kameraden!“ — Kameraden nannte er uns!

„Also, liebe Kameraden. Ihr werdet euch jetzt in zwei Gliedern der Größe nach aufstellen. Rechter Flügel, der Unterjäger hier, und dann wollen wir sehen, wer von euch frontdiensttauglich ist und wer hinter der Front Verwendung finden kann!“

Wie schnell dieses Aufstellen ging.

Drüben an den Türen und Fenstern standen die Frauen und Mädeln und sahen uns zu. Auch die Mutter mit der Meilingerin stand dort.

Ich kam zwischen den Temele Louis und den jungen Unterhuber Anderl zu stehen. Das paßte mir gut. Der Anderl war immer mit mir Hütbub auf der Alm gewesen und später mit mir auf Gams gegangen.

„Ruhe!“ brüllte ein junger Leutnant plötzlich und schaute ganz grimmig drein.

Der Major machte ihm ein Zeichen und sagte halblaut, aber so, daß wir es hören konnten:

„Voigt, das sind keine Rekruten, sondern ernste Männer.“

Wir Buben waren also auch ernste Männer.

Das gab uns einen gewissen Stolz gegenüber den Frauen da drüben.

Nun standen wir in zwei Gliedern, bunt durcheinandergewürfelt, Alte und ganz Junge nebeneinander und drückten uns gegenseitig die Ellenbogen, daß es plötzlich den Temele nach vorn schob und er aus dem Gliede gestoßen wurde.

„Handbreit Abstand halten“, rief der Leutnant, der vorhin geschrien hatte, und lief an den rechten Flügel, von wo aus er nun die Glieder entlang ging und zwischen jedem mit der Hand hinein fuhr.

„Sie werden es schon beim Gewehrexerzieren zu spüren bekommen, wenn Sie keinen Abstand nehmen“, sagte er zu mir und schob mich nach vorne.

Nun sollten alle die Hand aufheben, die gedient hatten.

Der andere Leutnant zählte ab.

„Einhundertachtzehn Mann, davon zweiundsiebzig gediente“, meldete er dem Major.

Die Gedienten mußten vortreten.

Wir Jungen schämten uns eigentlich ein wenig.

Waren wir weniger als die graubärtigen Männer, die nun zwei Schritte vor uns standen und krampfhaft taten, als ob sie stramm stehen würden?

Zum erstenmal sah ich, daß der Micheler eine schiefe Schulter hatte.

Kam wohl daher, weil der alte Micheler jeden Tag die Milch von den Berghöfen zur Dorfsennerei trug.

Mochte auch schon bald ein Sechziger sein, der Micheler.

Jetzt ließ sich der Major diejenigen zeigen, die Unteroffiziersgrade oder Dienstzeichen gehabt hatten.

Das Scharfschützenzeichen hatten sie alle.

Warum der Major eigentlich danach fragte?

Standschützen, die nicht schießen konnten, das gab's doch in Tirol nicht.

Plötzlich sagte der Gemeindevorsteher etwas zum Major.

Der sah schnell zu mir herüber.

„Anton Bruggler.“

Schon wollte ich „bitte“ sagen, da fiel mir ein, daß die Kaiserjäger immer „zu Befehl“ geschrien hatten, wenn sie in den Brixer Auen exerzierten.

So rief ich auch laut.

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Brav“, sagte der und winkte mir, zu ihm hinzukommen.

Ich spürte, wie ich plötzlich ganz rot wurde.

Ungeschickt stieß ich auch noch den Micheler beinahe um, als ich mich vordrängte. Dann stand ich vor dem Major.

„Sie sind Theologiestudent.“

„Ja wohl, Herr Major.“

Natürlich hatte ich das „Zu Befehl“ schon wieder vergessen.

„Sie müssen nicht mitgehen, wenn Sie nicht wollen“, sagte der Offizier und sah mich dabei aus seinen grauen Augen freundlich an.

„Außerdem sind Sie erst sechzehn Jahre alt, wie ich höre, und das letzte Kind.“

Drüben stand die Mutter und sah mich aufmerksam an.

Sollte ich zurück?

Ich konnte dann wohl meine Studien beenden und später dann

als Feldgeistlicher mitgehen. Wir Theologiestudenten brauchten ja nicht einzurücken.

Doch da hätte ich auf die Schulbank zurück müssen.

Wieder zwischen Horaz und Xenophon meine Tage verbringen, nein, das tat ich nicht.

„Ich gehe mit, Herr Major“, sagte ich fest und ruhig.

Hubert Mumelter / Oswalt und Sabine

In diesen Sommertagen auf Ball überraschte sie noch ein Neues. Vielleicht kam es daher, daß ihr aufgestacheltes Interesse an den strittigen Gütern sie trieb, mehr Umschau zu halten. Sie fand, daß ihre Augen für die Landschaft umher erwacht waren. Als Kind hatte sie nur, gefangen von allem Nächstliegenden, darin gespielt. Später ging oder saß sie gelangweilt und angeödet umher, haßte den Wald und die drohende Nähe des Schlernberges mehr, als sie irgend etwas daran finden konnte. Jetzt tat ihr dies alles wohl. Wenn sie vom Hofe, über den die finsternen Wälder und die getürmten Felsmassen des Schlernberges senkrecht hereinhingen, über die breite Talmulde der Äcker und Wiesenhänge von Geis und weiter über die sanfte Schwingung der Laranzer Höhe hinweg auf die blauen Höhenzüge dahinter hinausblickte, dämpfte dies alles Gehekte in ihr, und sie erschien sich selbst nicht mehr so wichtig. Zuweilen spürte sie, wie etwas Gutes und Friedvolles sich in ihrem Herzen löse. Sie meinte, ein anderer Mensch sein zu können: weicher, stiller, hinnehmender und inniger, so wie die Frauen in den Büchern waren, die ihre Mutter von Hauenstein her besaß und früher gern vorlas. Es waren dies die Geschichten von Herzeleid, Blanchefleur und Frau Uot. Eine warme Freude wehte durch ihr Gemüt, wenn sie glaubte, so wie jene sein zu dürfen. Es war längst die Zeit vorbei, wo sie brennend gehofft hatte, einem solchen Manne zu begegnen wie Tristan oder Gawein; daran glaubte sie nicht mehr. Aber worüber sie früher nie nachgedacht hatte, das überfiel sie jetzt wie ein Schmerz: daß sie nämlich selbst vom Wesen jener Frauen das Wesentlichste nicht besaß, die Fähigkeit, sich hinzugeben. An manchen Abenden, wenn sie im Walde hockte, bangend und verlangend, Herr Oswalt möchte auf sie zutreten und mit ihr sprechen, träumte sie, leidenschaftlich, verzehrend lieben zu können. Dann schien ihr der große Wald und das tiefe, schwellende Gausen der Kronen hoch oben

wie die dunkle Stimme Oswalts, und sie verlangte aus ihrer tiefsten und wie eine Wunde flaffenden Einsamkeit und Armut ihrer Seele heraus nach einem Freund.

Eines Tages, zur Nachmittagsstunde, wartete sie Oswalts im Walde jenseits des Baches. Sie hatte Botschaft von ihm erhalten; Jostin, sein Knappe, hatte sie ihr heimlich vermittelt.

Sabina ging viel früher als zur verabredeten Stunde vom Hofe fort. Eine Weile saß sie auf einem moosigen Stein, dort, wo sie zusammentreffen sollten. Aber als sie mutmaßte, nun müsse er bald kommen, ging sie vom Platze weg; sie wollte nicht die erste dort sein und warten, wenn er des Weges käme. Sie ging ein Stück den Steig entlang, dann kehrte sie um. Im Gehen wurde ihr sehr warm, aber dort, wo sie zurückschritt, war der Wald tief, kühl und schattig. Der nahe Wildbach, der tiefer unten über große Felsblöcke brauste, schien seinen feuchten Atem durch den Waldgrund zu hauchen, alle Steine, der Boden und selbst die riesigen Stämme der Fichten waren dicht und weich bemoost. Sabina kannte keinen dunkleren, tieferen Wald. Als Kind schon hatte sie sich stets gebangt, durch ihn zu gehen, zumal wenn es Nacht wurde. Der alte Knecht auf dem Ballhof erzählte, daß Salvans darin hausten und dort zur Mitternacht auf den großen Steinen mit den Waldfrauen tanzten. Hier hatte sie nie spielen wollen und einmal furchtbar und voll Entsetzen zu schreien begonnen, als sie die anderen im Spiele aus den Augen verlor. Jetzt, als sie sich daran erinnerte, schien ihr, als sei dieser Wald wirklich so riesenhaft, voll von gedämpftem Dunkel, und durch den grünen Schimmer des Mooses auf den klobigen und wild geformten Steinblöcken so unheimlich belebt, daß es nicht wundernähme, wenn sonderbare Wesen hier hausten. Zum erstenmal fand sie es seltsam, daß in diesem Walde, nicht weit bergwärts oben, auf einem ebensolchen, nur viel gewaltigeren Trümmerfelsen, Hauenstein gebaut war. Es schien ihr plötzlich, als passe Oswalt dort sehr gut hinauf.

Sabina ging langsam weiter. Sie durfte nicht erhitzt sein, wenn sie zum Platze kam. Es fröstelte sie beinahe, so feucht war die Luft nahe dem Bache. Sie trug nichts als ein hellblaues Überkleid aus gewobenem Leinen mit einem Gürtel um die Hüften, nicht viel anderes als einen gewöhnlichen Bauernkittel. Mittags war es sehr heiß gewesen, und sie durfte nicht auffällig gekleidet sein, als sie den Hof verließ.

Sobiel sie nachgegrübelt hatte, wie sie sich bei dieser Begegnung

verhalten sollte, so völlig unboreingenommen ging sie nun darauf los. Sie war nicht einmal erregt. Es schien ihr jetzt fast sinnlos, daß die ganze Sache sie so sehr beschäftigt und beschwert hatte. Sie wollte doch nichts weiter, als mit dem Wolkensteiner sprechen. Nur auf eines war sie neugierig, und dieser Umstand, wenn er zutraf, ausschlaggebend und wie ein Vorteil in ihren Händen: sie mußte wissen, ob der Wolkensteiner in der Tat in sie verliebt sei. Sabina meinte aber dessen sicher zu sein.

Als sie sich dem Plaze näherte, schritt sie schneller aus. Dieser war durch eine Höhle zwischen ineinandergefallenen Felsen gekennzeichnet und hieß das „Mörderloch“, weil sich darin vor Zeiten ein Totschläger vor den Knechten des Kastelruther Richters eine Weile verborgengehalten hatte.

Durch die Baumstämme hindurch gewahrte sie Oswalt in der Nähe der Höhle stehen. Sie sah auch im Holz sein Roß, dessen rostbraune Farbe unter einem Lichtstrahl angenehm aus dem grünen Raum leuchtete. Plötzlich wünschte sie, Oswalt säße zu Pferd, er sah im Sattel soviel besser aus, als wenn er stand.

Der Wolkensteiner kam ihr entgegen. Er trug ein kurzes, gegürtetes Wams mit einem Dolch, kein Schwert. Sie dachte: es ist gut, daß er kein Schwert trägt wie damals. Oswalt verbeugte sich und dankte höflich für ihr Kommen. Sabina reichte ihm lächelnd die Hand und erwiderte harmlos:

„Wir wollen uns wie alte Freunde begrüßen und indessen alles andere vergessen.“

Oswalt antwortete erleichtert und froh:

„Ich habe längst alles andere vergessen, seit ich Euch begegnet bin.“

„Dann seid Ihr ein schlechter Wolkensteiner, Herr Oswalt“, meinte Sabina und ihre Mundwinkel verzogen sich ein wenig spöttisch. Aber tief in ihr drinnen spürte sie eine seltsame Frohheit und wohlthuend den warmen Strom seiner Stimme. Sie ließ sich auf einen kleinen bemoosten Stein nieder und schaute zu Oswalt auf. Es berührte sie fast zärtlich, was für einen bubenhaften Ausdruck er hatte, jetzt, da auch er lachte und ein freudiges Erröten ihm die Schläfen erfrischte. Sein Freimut schien ihr so einnehmend, als er lachend entgegnete:

„Ja, ein schlechter Wolkensteiner, das bin ich wohl.“

Sabina fragte, woher er jetzt käme, und Oswalt antwortete, er käme vom Trostberg. Er habe zwar schon längst die Absicht gehabt, zu seiner Mutter auf Hauenstein zu ziehen, aber Herzog

Friedrich habe ihn mit Beschlag belegt. Er müsse auch andern-
tags wieder zu diesem nach Innsbruck. Der Herzog habe mit
bairischen Herren dort ein Turnieren geplant, und er solle unbe-
dingt dabei sein. So könne er erst kommende Woche auf Hauen-
stein ziehen, aber ihn verlange so sehr danach, denn er hoffe, ihr
dann häufig zu begegnen.

Sabina lächelte.

„Ihr könnt, scheint mir, das Umherfahren nicht lassen.“

„Das liegt nur an Euch, Herrin, glaubt mir“, erwiderte Oswalt
ernst, und sein Auge bat, zu ihr niedergleiten zu dürfen. Er machte
eine Bewegung, als ob er vor ihr niederzuknien die Absicht hätte.

Von seinem Blick gerührt und doch nicht ganz ohne Spott
sagte sie:

„Mache ich Euch wirklich solchen Unfrieden, Herr Oswalt?“

„Ja“, antwortete er, und Sabina gewahrte, daß seine Lippen
ein wenig bleicher geworden waren. Sie warf erst den Kopf ein
wenig hoch, dann beugte sie ihn nach vorne über die Hände, die
auf den eingezogenen Knien mit einem dünnen Zweig gedanken-
los spielten. So blieb sie zusammengekrümmt hocken, ihr braunes
Haar rollte sich locker über die halb entblößten schmalen und etwas
eckigen Schultern. Sie erschien Oswalt wiederum so verführerisch
schlank und biegsam. Er sah die einzelnen Knoten ihrer Rücken-
wirbel den schlanken Hals hinunter vorschauen.

„Das ist schwer zu glauben“, sprach Sabina vor sich hin, und
ihre Stimme hüpfte ein wenig scherzend, „wo Ihr so vielen Frauen
begegnet seid auf Euren Fahrten und auch jetzt, da Ihr umher-
zieht als ein gerühmter Ritter.“

„Ja, es ist seltsam, aber es ist so“, erwiderte Oswalt unter-
drückt. Zugleich beugte er sich vor, nahm ihren Kopf in beide
Hände, und ihn so haltend, kniete er dann erst nieder und küßte
ihr Haar am Scheitel. Sabina rührte sich nicht, es durchlief sie
ein guter Schauer, und sie verlangte, es möchte so bleiben, und
wartete und wünschte, er möge noch mehr sprechen, daß sie noch
ein wenig mehr versinken könne und so zwischen seinen Händen, die
ihr warm, trocken und fest dünkten, verharren.

Oswalts Stimme bebte erregt und leise über ihr:

„Es ist seltsam, fürwahr, aber da ich Euch sah, versiel ich so
jäh, daß mir scheint, als habe ich ein neues Leben aus Euch er-
halten. Ich kann an nichts anderes denken als an Euch.“

Da Sabina nichts erwiderte, hob er ihren Kopf sanft und doch
gewaltsam, und sie ließ es geschehen. Einen Augenblick begegnete

er ihrem verschleierten Blick, dann schloß Sabina plötzlich mit einem verzogenen Ausdruck von Unlust die Augen, so daß Ostwald stutzte. Aber aus Angst und jähzorniger Leidenschaft riß er ihr Gesicht an sich und küßte den geschlossenen Mund, bis sie sich gewaltsam losmachte.

Darauf war es, als ob sie beide in sich zusammenbrächen und irgendeine Enttäuschung sie geschlagen habe. Sie hockten da und schwiegen, bis Ostwald sich endlich ermannte und aufstehend fragte:

„Werdet Ihr mir heute die Antwort geben?“

Mit schmalen Augen schaute ihn Sabina halb von der Seite an:

„Seid froh, daß ich Euch heute die Antwort noch nicht geben mag.“

„Warum nicht?“ fiel Ostwald mit allem Hochmut ein, den er aufzubringen imstande war. Seine Unterlippe stand trozig und bössartig vor. Sabina lachte leise und zuckte die Schultern:

„Vielleicht Eurettwegen.“

Ostwald blieb steif und schweigend, halb abgewandt sitzen. Er fühlte sich verwüstet; als sei ihm sein Schwert aus der Hand gefallen, so geschlagen kam er sich vor und auch innerlich machtlos. Eine zornige Versuchung reizte ihn, aufzuspringen, zu seinem Pferd zu laufen und davonzureiten. Da hörte er ihre Stimme, und sie griff nach ihm wie eine sanfte Fesselung:

„Ihr sollt überhaupt danach nicht fragen, Herr Ostwald. Ihr sollt anders mit mir sein. Sprecht und erzählt von Euch, ich will Euch gerne zuhören.“

Ostwald blieb stumm und verstoßt. Aber zugleich wollte ihn ein weiches Nachgeben ergreifen, und immer widerstandsloser breitete sich über ihn eine traurige und verzichtende Gutheit. Und plötzlich durchleuchtete es ihn, als wisse er alles, Sabina und sich, und wie ein Schmerz und ein Glück zugleich brannte in ihm die Einsicht, daß ihm nur eine einzige Macht gegeben sei, die seiner Seele.

Ohne Wissen, was er tat, wandte er sich jäh Sabina zu und küßte die Erde dort, wo ihre Hand lag. Tief und wie hingerissen beugte er sich und blieb so, die Stirne am Boden. Da legte Sabina ihre beiden Hände um seinen Kopf und zog diesen zu sich in ihren Schoß empor.

Franz Tumler / Anruf

Dir sing' ich, neuer Gott,
der in Kindern sein Aug' aufschlägt
und in den Müttern des Volks.
Wer einmal den Leib erkannte
und erschrak vor der Stille, die in die
unermesslich flutenden Winde einbrach
von einem Aufschauen, weiß dich zu nennen.
Du lang Verborgener,
der aus schwerer Düsternis
die schwebende Röte befreit,
dich rufen wir an.

Franz Tumler / Drei Lieder des Aufbruchs

1.

Sieh die roten Knospen springen!
Sieh die weißen Wolken fliegen!
Tage, die wir sanft empfangen,
brechen aus zu großen Siegen.

2.

Geht sie wecken aus den Träumen,
die den lergen Tag versäumen!
Alle Wege sind schon hell.

Geht euch für die Fahrt zu rüsten!
Stoßt, ihr Brüder, von den Küsten!
Segel fliegen windesschnell.

3.

Die Wolken fliegen von den Bergen her.
Das Tagen bricht aus tiefen Träumen her.
Wir ängsten uns und jagen vor ihm her
und wo wir lagen, ist das Lager leer.

Die falben Stuten wiehern. Erst im Schritt,
spornt ihr die Flanken jetzt und ahnt den Ritt.
Schon sind die Himmel hell. Was mit euch stritt,
glüht in der Reine schon. Nun wagt den Ritt.

Der Fluß entspringt sogleich breit und rauschend aus drei Seen, die das braune Gewässer der Moore sammeln und das hellere, gelb strömende der Gletscher, er fällt zwischen Farnen durch Waldesdunkel rasch talab, und, wo er ins Ebene tritt, läuft er grau und dünn übers Gestein, ein schmales Rinnsal in dem Bette, das so breit ist wie eines mächtigen Stroms. Im Sommer ist es weiß und glanzlos, und die Adern, die ihm aus Tälern und Karen zulaufen, führen kein Wasser; doch im Frühjahr bricht's aus den Stürzen der Gletscher, und der Fluß schwillt breit über den Sand.

Er hat seinen Lauf früher weiter genommen, bald an der Mittagseite des Tals und bald an den mitternächtigen Hängen, eh man ihn zwang, den geraden Weg in der Mitte zu gehn, den die Dämme ziehen, und die Birken säumen. An seinen Ufern weiden jetzt die Rinder, das Gras wird gemäht, das Korn geschnitten, doch treten die Wasser im gleichen Spiegel mit seinem Bette jenseits der Dämme wieder zu Tag, und nur die höher gelegenen Felder tragen die gute Frucht; die Gräben füllt das dumpf stehende Wasser, das Moos wächst unter den Gräsern, und auf ihm sind die Pfade des Moors lautlos zu begeh'n wie mit bloßen Füßen.

Das sanfte Fließen hat ein Ende, und, wo der Fluß weiß aufgewühlt in eine Schlucht fortstürzt, ist das Dorf gebaut. Das Tal ist immer noch breit, doch ist sein ebener Grund unterbrochen, durch den der Fluß gehn will: von den nördlichen Wänden erhebt sich eine Schwellung, und, wo sie sich erniedrigt hat, hart an den südlichen Lehnen, bricht er sich das Bett. Die Schwellung ist ein Fächer, aus einem wüsten Kar entspringend und quer übers Tal gelegt, seinen Rand bezeichnet der Graben des Flusses. Und wo nach der Schlucht der Fluß wieder in die Ebene strömt, ist das untere Dorf gebaut, größer als das obere, mit schöneren Häusern, von reicheren Leuten bewohnt, denn da wächst schon der Wein und die Edelkastanie.

Eine Erzählung ist von Geschlecht zu Geschlecht weiter gegeben worden, daß in alten Zeiten das obere Dorf mit dem unteren eins gebildet, daß der Fluß dieses Dorf entlang mild seinen Lauf gehabt hätte; nach einem schweren Unwetter aber wäre der Gadriäbach, der aus dem Kar im Norden fließt, von dem heute der Fächer ausgeht, wie ein Strom gekommen und Jahre so geblieben,

nach jedem Gewitter und mit der Schmelze nach dem Winter neu anschwellend, er wäre in die Häuser geflossen und hätte die mittleren unter Schutt und Schlamm begraben. Heute ist dort steinig, doch mit Mühe fruchtbares Land, und die Bauern des oberen und unteren Dorfes haben auf ihm ihre Ackerlose, und die Acker des oberen und unteren Dorfes scheidet der Gadrià, der in eine tiefe, mit geglätteten Steinen ausgekleidete Rinne gefaßt ist. Seit diesen Jahren des Unglücks darf in seinen hinteren Gründen der Wald nicht geschlagen werden, damit die Wurzeln der Bäume die Erde vor dem aus tausend Quellen springenden Wasser des Frühlings festhalten, und das ist in alter Zeit nicht beobachtet worden, da man den Wald schlug, wo das Holz am besten war, und die Stämme, die wie Stein waren, in die Stadt Venedig verkaufte.

Daher, wird gesagt, sei auch der nördliche Hang des Tales traurig von jedem Buchse entblößt, weil aus dem Walde, der ihn ehemals bedeckte, die zu Venedig Schiffe gebaut haben, weil das Erdreich, des umklammernden Geflechtes beraubt, vom Wasser fortgenommen worden sei, das heute den nackten Stein wäscht.

Die Bauern des oberen Dorfes haben ihre Felder theils in dem Moorgrund gegen den Sand, theils auf dem Fächer des Gadrià. Ihre Früchte gedeihen nach der Gnade des Wassers: in einem trocknen Jahr ist die bessere Ernte im Tal, in einem nassen auf den oberen Äckern. Das Leben des Dorfes ist überdies nach zwei Seiten entfaltet, die Bauern haben Vieh und Felder. Für das Vieh brauchen sie die Hirten, für die Acker haben sie Not des Wassers. Die Not führt sie früh zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen zusammen: die Quellen des nördlichen Gebirges werden benützt, wo sie Überfluß haben, angezapft, wo sie spärlich fließen, ganz gefaßt, durch Rohre, durch Betten geleitet, die in der Sprache des Landes Wale heißen, auf die dürren Felder des Gadrià. Diese Bauten konnten von einem einzelnen nicht geleistet werden. Wie jeder die Mühe hatte, zu der ihn die Gemeinde in Pflicht nahm, durfte er auch den Nutzen haben: so mußte jedes Mannes Ackerlos auf dem trocknen Lande sein Teil Wassers bekommen. Der Hauptwal wird, wo er aus dem Gebirge tritt, geteilt, an unteren Stellen werden die Nebentwale wieder geteilt, und die kleinsten Wale so schräg an den oberen Anger der Acker geführt, daß ihr Abfluß nur durch ein Holzbrett verschlossen werden braucht, damit das Wasser auf das Feld überschießt. Die Quellen sind aber selten so stark, als es alle Acker bedürfen, es wird deshalb die Einteilung getroffen,

den ersten Nebenwal zuerst zu öffnen, und wenn durch ihn eine längere Zeit das Wasser geflossen ist, wird er mit einem Holzbrett verschlossen, ein Rahmen ist in die Abzweigung geschlagen, in den das Brett ohne Fugen gepaßt ist; der zweite Nebenwal wird geöffnet, nach ihm der dritte und es geht im Wechsel herum. Jene Stelle liegt auf einer fast ebenen Fläche über den Feldern in einem Hain von Pappeln und Eschen, dort wird von der Gemeinde eine Hütte gebaut, zum Umsetzen der Wehre bestellt sie einen Mann, der in dieser Hütte wohnt, und der wieder andere Männer aufnimmt: die Baumeister, die über die einzelnen Wasserläufe gesetzt sind, jeden Schaden sogleich auszubessern, die Waler, die an den untern Stellen das Wasser verteilen. Vor den kleinsten Walen stand immer der Bauer selber. So kommt in den Gang der Arbeit, die sonst fortschreitet mit dem natürlichen Wechsel von Jahreszeit und Witterung, Tag und Nacht, Woche und Sonntag, eine neue Wiederkehr, die auf die Stunde bestimmt ist, denn die Zeit, die auf einen Acker fällt, ist so kurz, daß sie jeder braucht, und die strenge Einteilung, die keinen ausnimmt oder bevorzugt, ist nur aufgehoben, wenn das Element aus den Grenzen tritt, in denen man es dienstbar gemacht hat. Um das Recht auf die Quellen hatten die Gemeinden untereinander lange Händel bei den oberen Gerichten, und als der Adel über die Gemeinden gesetzt wurde, war das Wasserrecht ein Gegenstand, der mitverliehen und mitverpfändet wurde wie ein anderer. Die Einteilung der Zeiten und die übrigen Vorschriften zur Besorgung des Werkes werden heute wie damals beobachtet.

Zuzeiten geschieht es, daß das Wasser ausbricht und die Felder unter Schlamm erstickt, und wenn sich die Lahn ins Dorf ergießt, so schwemmt sie in Flur und Keller und läßt die Häuser bis zu den niedern Fenstern in die Erde versinken. Die Gefahr droht allen und einer ist dem andern näher, auch wenn sie nicht droht, ein gemeinsames Gelübde wird abgelegt, sich Gott, der das Unheil schickte, geneigt zu machen, daß er's banne: die Glocke am Turm läutet durch acht Monate des Jahres drei Stunden nach Mittag den Feierabend für Knechte und Mägde. Das Gelübde war in den härtesten Zeiten abgelegt worden, da sich das Unglück, Tod und Hunger übers Dorf bringend, oft wiederholt hatte, in spätern Jahren kommt es in Verfall. Man läßt es geschehen, ohne daß man sich ausdrücklich davon entbindet.

Von Mittag des Dorfes empfängt der Fluß einen Bach, der aus einer Waldschlucht hervorkommt. Bach und Tal haben vom

Dorf den Namen. Eine Straße, mit einfacher Kunst gebaut und vor Steinschlägen geschützt, führt drei Stunden bis in den innersten Grund des Tals unter die Stürze der Gletscher. Dort liegen in zwei Stufen die Alpen der Gemeinde. Kleinere sind anderswo. Hierher wird das meiste Vieh über den Sommer geschickt. Liegen die Felder und die Wasser, die auf sie kommen, auf den der Mittagsonne offenen nördlichen Lehnen, so ist das Reich der Hirten hinter den großen Wäldern verborgen, von höhern Rämmen beschattet, nahe beim Eise. Beides Leben bringt die Gemeinde hervor, ungleich wie Herzschlag und Atem, wie Bauen und Gesang. Der Hirte ist kein Bauer, er lebt nur im Winter in den Stuben, sein Amt vergibt die Gemeinde, ihr gehört auch die Alpe. Wenn in alter Zeit die Hirten das Vieh abtrieben, wurde über den Weg, der sie ins Dorf führte, eine Pforte gebaut und geschmückt, und die erste Kuh, die durch die Pforte kam, wurde geschlachtet und den Armen gegeben.

Ein drittes noch hat das Dorf ausgebaut und es kostbar gemacht, es ist immer Geheimnis und Reichtum der Berge: Gesimse und Türstöcke, Stufen und Brunnen sind an vielen Häusern aus dem weißen Marmor gehauen, der im südlichen Tale gebrochen wird. — Von den öden Klippen über dem Gadrià kommt ein sanfterer sonnedurchglühter Stein für Schalen und Gehänge, der grüne und goldene Onyx.

So blüht alles in der Gemeinde, die leicht wie eine Stadt ist: vom Tal aus ergreift sie, was sie braucht, opfert dem Gott, wo er ihre Quellen springen läßt. Sie erlaubt dem einzelnen nicht die Herrlichkeit, die er in den offenen Gauen für sich nimmt, sie entläßt ihn zur Größe, wenn er wieder in sie zurücktritt. In alter Zeit wählt sie zwei Vorsteher für zwei Jahre, doch ehe das zweite Jahr beginnt, bestimmt sie, die nachfolgen sollen, und gibt sie ihnen zur Seite; nach dem Abtritt der Älteren ist den Neuen das Amt anvertraut, doch nur ein Jahr dürfen sie allein verwalten, dann haben sie die, denen sie es abgeben müssen, schon neben sich.

Doch, wenn im flachen Land der Größte und der Kleinste die gleiche Straße haben und nur durch den mindern Anteil am gleichen Leben unterschieden sind, so ist hier das gleiche Leben nur im Tal.

Das Gebirge, das im Norden des Dorfes kahl und steil aufsteigt, wird sanfter, eh es sich vollends zu den Gipfeln erhebt. Auf den Halden stehen die Berghöfe. Sie haben trockene steinige Äcker, sind ohne Wiesen, ohne einiges Wasser, und sie erhalten es von

den Quellen des unteren Dorfes; — wenn der Bach groß ist, wird es ihnen erlaubt. Das Wasser des Brunnens, den sie beim Hause haben, muß in einem Rohr stundenweit durch einen gefährlichen Berg geführt werden, und es friert im Winter ab, daß das Wasser für Vieh und Leute auf dem Rücken hergetragen werden muß. Dort wohnen die Einzelnen, bei ihnen ist die Not.

An den Quellen wächst das Herz anders als am ziehenden Strom. An den Ursprüngen ist Gott zu schauen; in den Tälern wird das Leben gerettet.

Die deutschen Schweizer

Die deutschen Teile der Schweiz sind seit der Völkerverwanderung alemannischer Kulturboden. Freilich haben mancherlei Blutmischungen im Lauf der Jahrhunderte ganz verschiedenartige Typen des deutschen Schweizertums geschaffen, wie ja auch die Schweizer Landschaft über verschiedenartige Wesenszüge verfügt. Seit 1315 leben die deutschen Schweizer im eigenen demokratischen Staatsgebilde der Eidgenossenschaft. Ihr völkisches Geschick ist von dem der meisten anderen Außendeutschen dadurch getrennt, daß in dieser Eidgenossenschaft und ihren einzelnen Kantonen das Nebeneinander der deutschen und französischen, der italienischen und rätoromanischen Schweizer in keiner Weise störend empfunden wird. Jede dieser Volksgruppen kann sich frei entfalten und die Kantonatsverfassung unterstützt diese Möglichkeit. In der Regel handelt es sich ja um geschlossen deutsche oder um geschlossen romanische Gebiete.

Es erübrigt sich, zu betonen, wie groß der Anteil der Schweiz am gesamtdeutschen Schrifttum in all den tausend Jahren gewesen ist. Die umfassenden Werke von Madler und Ermatinger über die Literaturgeschichte der deutschen Schweiz geben in diese bis in unsere Tage führende Entwicklung guten Einblick. Viele der deutschschweizerischen Dichter — und nicht nur Gotthelf und Pestalozzi, Keller und Meier — wurden ja mit ihrem Werk, bis herauf zu Federer, ganz selbstverständlich in das gesamtdeutsche Kulturgut übernommen. Gewiß hatten sich hier immer wieder auch Kräfte entwickelt, die sich von Zeit zu Zeit — während des Weltkriegs etwa und unter dem Eindruck internationaler Bestrebungen — im Gegensatz zu den reichsdeutschen Notwendigkeiten befanden. Vielleicht aber mußte man gerade in dieser Beziehung Schweizer und „Schweizer“ stärker voneinander unterscheiden. Der wirklich heimatverwurzelte Deutsch-Schweizer sagt selten ein Wort, das dem Wesen der Nation widerspräche. Wir aber wollen uns fragen, welche unter den Schweizer Gegenwartsdichtern wir denn bei allem Sondergepräge im Gleichklang des Gesamtdeutstums empfinden.

Jakob Schaffner (* 1875 Basel) hat sich oft und oft zu seinem ganzen Volk bekannt, ohne auch nur im geringsten seine Herkunft zu verleugnen oder seine Stammesheimat geistig aufzugeben. Im Gegenteil: er hat uns gerade dadurch seine Heimat und ihre Menschen erst recht lieben gelehrt. Als Ausgangsort dieser deutschen Haltung Schaff-

ners müssen wir seine Stellung im Weltkrieg ansehen. Die Haßpschöse hat damals manchen schaffenden Schweizer verführt, trotz seiner deutschen Muttersprache sein deutsches Blut zu verleugnen und gegen Deutschland Stellung zu nehmen. Schaffner hat schon in frühen Werken, besonders in seinem Roman „Der Dechant von Gottesbüren“ (1917), klar zur deutschen Sache gestanden. Sein Grund- und Hauptwerk schuf er mit seinen Johannes-Schattenhold-Romanen, diesen Entwicklungs- und Bekenntnisdichtungen des deutschen Schweizers, die gleichwohl auch helfen, die brennende gesamtdeutsche Frage der neuen Sozialproblematik und der neuen Arbeitsauffassung zu lösen. Wer diese urdeutsche Menschengestaltung des ehemaligen Handwerkergehilfen Schaffner kennt, wird sich nicht wundern, daß er auch früh schon in theoretischen Schriften die soziale Frage von Klassenkampfproblemen loslöst und als ausschließlich nationale Angelegenheit hinstellt. In seiner „Offenbarung in deutscher Landschaft“ läßt Schaffner uns den ganzen Farbenreichtum der deutschen Stämme und Landschaften, ihre Not und ihre Größe miterleben; sein Herz sucht eine neue Heimat — und diese Heimat ist das ganze deutsche Volk! „Eine deutsche Wanderschaft“ nennt Schaffner einen seiner Johannes-Romane, und das ist wichtig und bezeichnend für ihn selbst; denn immer ist er auf der Wanderschaft nach dem deutschen Antlitz, nach der deutschen Gestalt, nach der deutschen Seele. Nichts ist für Schaffner bezeichnender als der Weg, den er nun auf gemeinsamen Reisen mit deutschen Arbeitern zu den Ursprüngen des Verstehens zwischen Dichter und Volk suchte und fand. Und nichts kennzeichnet die Spannweite seines gesamtdeutschen Empfindens besser, als daß er, der Schweizer, nun die eigenartige Schönheit Ostpreußens erschließen half. Die typisch schweizerische Wirklichkeitsfreude aber, aus der seine Fabulierlust und sein Humor gestalten, sie entbehren nie des metaphysischen Urzusammenhangs.

Vom Bereich des Bäuerlichen kommt, außer Meinrad Lienert („Der doppelte Matthias“, Roman), vor allem Alfred Huggenberger (* 1867 Bawang). Er ist bis zum heutigen Tag Bauer geblieben und er pflügt noch denselben Acker, den seine Vorfahren seit 400 Jahren bebauten. Dieser tätige Zusammenhang mit der Schweizer Erde gibt ihm die urwüchsige Kraft, als Nachfahre Gotthelfs dem Schweizer Bauerntum Gerechtigkeit werden zu lassen, ohne Elemente in ihre Schilderung zu tragen, die nicht aus dem Bauerntum, sondern aus der Sehnsucht der Städter kommen. Wie kaum ein anderer kennt Huggenberger auch die scheue Seelenart dieser Schweizer Bauern: „Wir Bauernmenschen machen uns manchmal Gedanken und erleben vieles, das wir für uns behalten. Wir können mitunter seltsame Träume spinnen und ganz

unklugen Sachen nachhängen wie andere Menschenkinder, die zartere Hände haben. Wir können auch Liebe und Haß fühlen. Und wer viel allein ist mit dem Wind, mit der Sonne und mit den Bäumen, dem gräbt sich oft ein Wort oder eine Gebärde unauslöschlich ein", erklärt er uns einmal und zeigt uns damit den Weg zum inneren Verständnis seines ganzen Werkes. Diese Bergbauernwelt Huggenbergers, wie er sie uns vor allem in den Romanen „Die Bauern vom Steig“, „Die Frauen von Siebenader" und vielen kleineren Erzählungen zeigt, ist von allen psychologischen Übertreibungen ebenso weit entfernt wie von plattem Naturalismus. Alemannische Klarheit und heitere Innerlichkeit paaren sich hier. So entsteht, besonders auch von den Frauen und von der bäuerlichen Gemeinschaft, ein Bild des Alltags und der Feierstunde, das allem Süßlichen aus dem Wege geht, das Tragische aber auch von den positiven Kräften zu sehen wagt.

Wenn auch Ernst *Z a h n*, der Schweizer Gastwirt (* 1867 Zürich), von einem ganz anderen sozialen und seelischen Bereich herkommt, steht doch auch für diesen fruchtbaren Erzähler der Zusammenhang zwischen Mensch und Landschaft, und d. h. hier: zwischen Mensch und Bergwelt, in der Mitte. Wie Huggenberger versteht auch er sich besonders auf die Frauenseele, auf diese ewig helfende Mütterlichkeit. Früh schon sprach Zahn von „Helden des Alltags" — dem Adel der Arbeit und dem Heroismus derer, die sich für ihr noch so bescheidenes Werk opferten, setzte er damit ein Denkmal, das auch wir erst recht wieder bejahen können.

In der mittleren Generation begegnet uns Maria *W a s e r* (* 1878 Herzogenbuchsee), die in ihrem Roman „Die Geschichte der Anna Waser" ein schweizerisches Geschichtsbild vom Seelenerlebnis der eigenen Vorfahren her aufrollt. Ihre Lyrik und ihr „Sinnbild des Lebens" bedeuten immer wieder „Einklehr", d. h. Deutung des Außen aus einem unsichtbaren Innern. Auch ihr wieder eignet die alemannische Klarheit und Besinnlichkeit, die wir im selben Maße in der Erzählkunst von Meinrad *U n g l i n* finden. Wenn er von der „grauen March" erzählt, dann leuchtet aus der Bergwildnis-Schilderung die Seele des Waldes, die Seele der Tiere. Der Mensch aber inmitten dieser Wildnis ist nur ein Teil der ungebärdigen Natur.

Eine der eigenwilligsten Gestalten unter den Schweizer Gegenwartsdichtern ist Otto *Wirz* (* 1877 Olten): Dichter und Philosoph, Kulturkritiker und Techniker in einem. Vom „magischen Ich" aus sucht er die Wirrnisse der Welt und des Herzens zu durchdringen: schroff bis zur Vernichtung, unbarmherzig in diesem Kampf um die Wahrheit. Der umfangreiche Entwicklungsroman „Gewalten eines Toren" reißt nicht nur die Klüfte der seelischen Wirren in der Nachkriegszeit auf, sondern zeigt

den Ringenden in Gefahrenzonen auch des Allzumenschlichen, die der volkhaften Dichtung nun abseitig erscheinen. Sein Roman „Prophet Müller zwö“ leuchtet in schwerwiegende Untiefen hinein; aber er zerstört nicht nur, er sucht auch Heilung. Aus expressiven Wendungen skurriler Art sucht Wirz neuerdings herüberzufinden in eine schlichte und wirklichkeitsgläubige Welt, wie sie in seiner letzten Briefnovelle als „Späte Erfüllung“ aufgeht.

Weit bodenständiger wirkt die Schweizer Mundartdichtung. Hier haben Otto von Greherz in einer Reihe von Laienspielen und Dominik Müller sowie Sophie Hämmeli-Marti in ihrigen Genrebildern auch das humoristische Gepräge dieser alemannischen Sonderart glücklich zur Geltung gebracht. Gustav Renker aber (* 1889 Zürich), der entscheidende Lebensjahre in Österreich verbrachte, dann wieder in die Schweiz zurückkehrte, hat vom Organismus der Natur aus den Weg zur Menschenseele gefunden. Sein Reich ist nicht eng begrenzt: bald führt er uns in die Welt des Musikalischen, bald in das Reich der Geschichte (besonders „Bauernnot“ und „Volk ohne Heimat“), bald in die Natur der Berge. Und immer stehen wir vor einem Neuen, das doch aus der gleichen Wurzel, eben diesem Organismusbewußtsein quillt. Eben deshalb freilich gilt ihm — genau so wie Rudolf von Tavel in seinen „Geschichten aus dem Bernerland — der Gedanke der Volkstreue als höchstes sittliches Ziel.

Mit zu den besten gesamtdeutschen Geschichtsepikern zählt schließlich Emanuel Stielberger (* 1884 Basel). Mit seinem „Zwingli“-Roman und mit der großartigen Konzeption seines Romanes aus der Frühzeit der Habsburger, „Der graue Bischof“, die gerade auch die seltsamen Hintergründe der Thronerhebung jenes Herrschergeschlechtes beleuchtet, im Gegensatz zu dem die Schweizer dann ihre Selbständigkeit errangen, mündet er ein in die große schweizerische Tradition, die Conrad Ferdinand Meyer so ruhmreich und für das ganze Deutschland gültig begann. Die starke Bildhaftigkeit der Stielbergerschen Geschichtsdarstellung wirkt sich immer wieder vom Geschehnis der großen Tat aus. Ein männlicher Zug erfüllt diese Geschichtsromane, die die Einzelheiten scharf in den Vordergrund rücken, die aber auch, wenn es der Gegenstand erfordert, jene Geschlossenheit des Gemeinschaftskampfes darzustellen wagen, wie es Stielbergers Roman „Reformation“ tut. Das Gesamtwerk Stielbergers wird zweifellos bald in den gesamtdeutschen Raum aufgenommen werden.

Aber auch das Drama findet nun — nach manchen Versuchen von Faesi — in Cäsar von Arx seinen sprachgewaltigen Vertreter. Das vielgespielte historische Schauspiel „Der Verrat von Novara“ (1934) leuchtet

in jene tragische Episode des schweizerdeutschen Schicksals an der Wende von Mittelalter und Neuzeit hinein, an der Not und Entartung den Schweizer Bauern zwangen, sich fremden Herren als „Reisläufer“ (Landsknechte) zu verdingen und für fremde Händel in den Kampf zu ziehen — oft Bruder gegen Bruder. In realistischer Schroffheit, deren Sprachgewalt und tragische Wucht an den Gegensätzen der Schweizer Landschaft wuchs, türmt Cäsar von Urx die Tragödie des Reisläufers vor uns auf, der Verrat begeht, um seinen Hof für das kommende Geschlecht zu retten und der im Opfertod noch der Wegbereiter eines glücklicheren Bauerngeschlechtes wird. Cäsar von Urx ist damit ein wichtiger Beitrag zur gesamtdeutschen Dramenliteratur der Gegenwart gelungen.

Die deutsche Schweizer Dichtung der Gegenwart ist vielschichtig und bewahrt doch den gemeinsamen Kenner. Gerade ihre bedeutendsten Leistungen zeigen, daß gutes Schweizertum und gutes Deutschtum einander nicht ausschließen. Paul Langs „Schweizer Lyrik der Gegenwart“ freilich reiht noch zu sehr Aufbaufähiges (z. B. die Gfll-Dichtungen Hans Roellis) an Dekadentes von gestern. Die weitere Entwicklung des Echten wird hier vielleicht eine immer stärkere Deckung von Schweizertum und Deutschtum zum Vorschein bringen, damit aber die gesunde Tradition von Gotthelf, Keller, und Meier wieder aufnehmen.

Jakob Schaffner / Alte Stadt

Alte Stadt am jungen Strom
warst mir Mutter karg und weise,
standest vornehm, schön und leise
mit dem Glockenton vom Dom
am Beginne meiner Reise.

Sieh, ich brach so lärmend vor
aus den Falten deiner Seide,
und von deinem Witwenleide
ahnte nichts der junge Tor,
sah nur Bänder und Geschmeide.

Wußt' auch nichts von deiner Scham,
die dich schon so breit umflossen,
daß ich, niedrer Lieb entsprossen,
dir als lauter Vorwurf kam,
hinter Mauern lang verschlossen.

Ach, da hast du doch geliebt
und bist frischer Kraft erlegen!
Stehe weiter denn im Segen.
Wenn sie's auch mit Schlägen gibt:
Lieb ist Licht in Nacht und Regen!

Jakob Schaffner / Heimat: Basel

Basel. Hier bin ich geboren. Hier habe ich die erste Kindheit verlebt. Hier habe ich meine Jünglingsnöte durchgemacht. Basel, Ziel meiner Mannessehnsucht in der Fremde, Traum meiner Seele, seltsame, unerfaßliche Stadt, ob es mir diesmal gelingen wird, dich zu fassen?

Da liegt sie an den beiden Ufern des Rheines, durch den ewig rauschenden Strom in sich getrennt, durch fünf Brücken in sich verbunden. Hoch über dem linken Ufer steht das Münster, heilig lohend mit seinem roten Sandstein im Sonnenuntergang, wie eine weitschauende Wacht nach Nordosten. Was liegt im Nordosten? Deutschland. Näher: das alemannische Land, von dem Basel die heimliche Hauptstadt ist. Basel ist eine Hauptstadt ohne Hoheitsgebiet. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Sein Raum ist kein großer Entfaltungsraum wie Zürich oder Bern. Es hat halb Europa erfüllt mit dem Ruhm seiner Universität beim Ausgang des Mittelalters. Erasmus von Rotterdam hat hier gelehrt. Paracelsus hat hier mit der Pest gekämpft. Die Namen Holbein, Bocklin, Jacob Burckhardt und Bachofen haben die geistige Landschaft behauptet und erweitert, nicht zu nennen die lange Reihe weniger bekannter Männer, die Bibeldrucker, die Volksfreunde, ebenfalls nicht zu vergessen die kulturelle Überlieferung der Bürgerschaft. Aber Ländereien hat sie nicht erobert, ja, die einzige Herrschaft, die sie besaß, hat sie noch im neunzehnten Jahrhundert verloren, das sogenannte Baselpiet. Wenn dieser Platz also bestehen und wirken will, so kann er es nur mit den Mitteln des Geistes.

Die früheste bekannte Gründung — außer dem keltischen Fischerdorf, das hier wird gestanden haben — war der römische Lagerposten Basilea, das ist: Königsburg: Früh schon ein Bischofssitz, machte es einen Teil von Burgund aus, damals noch ein Land mit deutscher Erinnerung. Heinrich II. nahm die Stadt zum Reich — dieser Heinrich, dessen Namen und Gestalt uns überall in wei-

ten deutschen Landen begegnet, wo etwas Grundsätzliches an der Schwelle der Geschichte getan worden ist. 1356 zerstörte ein Erdbeben mit nachfolgender Feuersbrunst Stadt und Münster. Im nächsten Jahrhundert machte sich die Bürgerschaft von Bischof und Adel frei. 1501 trat sie der schweizerischen Eidgenossenschaft bei. Die Hugenottenverfolgungen brachten die Seidenindustrie ins Land, auf welcher sich neben dem Handel ein sprichwörtlicher Reichtum aufbaute. Seit dem Niedergang der Seide entwickelt sich die chemische und die Eisenindustrie nebst der jungen Rheinschiffahrt, die in meinen jungen Jahren noch eine Utopie war, über die man lachte. Jetzt lacht man nicht einmal mehr über das Projekt der Schiffahrtsverbindung Basels und der Schweiz mit dem Schwarzen Meer über die Donau. Wäre es nicht die Rheinschiffahrt, so müßte es der Basler Flughafen lehren: daß Basel eine europäische Stadt geworden ist, die europäischste Stadt der Schweiz, trotz Genf und seinem künstlich angelegten Sumpf des Völkerbundes, der weder ein schiffbarer Kanal noch gar ein Strom ist. Tatsachen sind immer auf die Dauer stärker als Worte. Wer durch Worte wirken will, muß mit ihnen einer Tatsache dienen, einer Wahrheit, einer eingeborenen Wirklichkeit, die er durch sie zum Sprechen und zum Erscheinen bringt. Europa ist eine Wirklichkeit — wenn auch einstweilen noch eine heimliche.

In dieser Stadt suche ich eine neue Heimat, nachdem ich die alte, die Kinderheimat verloren habe. Auf einem Basler Friedhof liegen die Gebeine meines Vaters. Kein Stein bezeichnet die Stätte. In dem Grab liegt sogar längst ein neuer Toter, dessen Knochen sich mit den Überresten meines Vaters mischen werden, bis wieder einer anfließen wird: Platz da unten! Auf einem Berg im Kanton Basel-land steht ein Hof, von dem mein Vater stammt und auf dem noch mein Großvater gewirtschaftet hat. Sein Nachfolger aus der Seitenlinie ist längst gestorben. Dessen Sohn hat das Feld geräumt. Jetzt sitzt ein Fremder darauf, hinter dem bereits die Umrisse seines Folgers mahnend heraufsteigen. So ist das Leben. Schauend und suchend gehe ich durch die Stadt. Das ist die Straße, in welcher Johann Peter Hebel geboren wurde. Da habe auch ich das doppelsinnige Licht dieser Welt erblickt, fast im gleichen Haus. Aber mein Kindheitsparadies habe ich drüben in der kleineren Stadt. Ich war nie in Basel, ohne hinüber zu wallfahren. Dort gibt es einen großen schönen Garten mit einem kühlen Herrenhaus im späten französischen Stil an der Straße, und auf der andern Seite ganz hinten ein kleines Gärtnerhaus mit einem rotgestrich-

nen hölzernen Oberstock, Lustrizen darin für das Heu, in welchen früh und spät die Spaken schilpten. Sie schilpen nicht mehr, denn das Haus ist, wie ich weiß, inzwischen das Bürohaus einer mechanischen Zimmerei geworden, die einen Teil des Gartens zum Werkplatz eingestampft hat. Doch existiert es noch. Vor zwei Jahren, an einem Sonntag, sprach ich mit dem Wächter und ging ganz allein durch die Räume, die von früher her wenigstens der Anlage nach bestehen. Da liegen lange Zeichentische auf Böden. Regale mit Geschäftsbüchern stehen an den Wänden. Aber es sind die Räume, die meines Vaters und der Mutter Stimme aufgenommen haben. Es sind die Zimmer, in denen ich dudelte und stammelte und später sehr schnell, ein wenig stotternd, meine Wichtigkeiten herausstieß oder sang, wenn es mich ankam. Es sind die Wände, die widerklangen von den Tönen der Mundharmonika, die der große Freund so kunstvoll zu spielen wußte. Wenn die Parapsychologen das Rechte vermuteten, und es gäbe ein Mittel, diese Wände wie Grammophonplatten zum Wiedertönen zu bringen, was für herzbezwingende und erschütternde Dinge würde man da zu hören bekommen!

Auch jetzt wieder nehme ich den Weg über den Rhein. Ich suche ja die neue Heimat; vielleicht, daß mir der Geist der alten einen Fingerzeig gibt. Ich bin ja so herzweit, so gefährlich offen, so erschütterungsbereit, daß ich jeden Wink verstehen würde. Aber ich erlebe eine Erschütterung anderer Art: Das ganze Kindheitsgelände ist wie durch einen bösen Zauber vom Boden verschwunden. Das Haus ist weg. Die Zimmererwerkstatt ist weg. Die Felder dahinter sind weg. Durch die zwei Jahre ist hier ein neues Stadtviertel entstanden. Kalte Asphaltstraßen decken den wunderbergenden Boden. Wo ich vor fünfzig Jahren allein spielte, spielen jetzt viele Kinder, die in den vielen neuen Häusern wohnen mit den neuen kleinen Gärten. Sehr still geworden lehre ich um. Vorbei. Gewesen. Nie werde ich wieder hierher kommen. Ich habe keine Kinderheimat mehr.

Ich sehe jetzt ein, daß ich, solange ich im „Ausland“ war, und so weit ich mich manchmal von der Denkweise meiner daheimgebliebenen Landsleute entfernte, mich doch immer irgendwie auf diese Kinderheimat verlassen habe als auf eine feste Stellung, auf die ich zurückgreifen konnte, wenn es darum ging, Nachprüfung zu halten. Wenn unser Leben sinnvoll und natürlich verlaufen soll, so muß es in Übereinstimmung mit unserer Kindheit bleiben, auch wenn wir scheinbar noch so hoch „steigen“. Es ist keine gute Rasse,

die später etwas anderes wird, als sie beim Beginn war. Ich habe zeitlebens als Grundlage meines Wesens die sichere Wurzelung im Boden betrachtet, aus dem ich gewachsen bin, ich habe dies Elementarverhältnis sogar bewußter gepflegt und entschiedener betont als viele andere, die im Land blieben und sich dessen darum nicht einmal bewußt wurden. Weil ich je und je das Volk als die Quelle aller Natur und Geistigkeit vertrat, das Volk auf seinem Boden und in seiner Geschichte, wurde ich als nationalistisch, im Krieg als alldeutsch und später als hitlerisch gewertet. Weil ich gleichzeitig aber für diesen Boden des Volkes die Freiheit forderte und den klassenmäßigen Privilegien die Berechtigung absprach, galt ich als bolschewistisch. Ich war nichts als schweizerisch demokratisch. Ich sprach kein anderes Weltbild aus, als das, für welches die Alten in diesem Land kämpften und ihr Leben daransetzten. Im Grund ist es dasselbe, das jetzt im Reich seinen breiten Durchbruch feiert: Ein freies Volk auf freiem Grund. Dies aber sind die Ursachen, aus denen mir der Verlust der Kinderheimat einen Eindruck macht in dem Augenblick, in welchem ich meine Altersheimat suche.

Was ist sonst noch da von der Kinderheimat? Der Rest des Gartens, aber der verbliebene patrizische Teil ist mir fremd geworden. Ich habe einen andern Geist. Der Brunnen in der Hauswand am Ende der Straße. Die alte Kirche mit dem kleinen Vorbau, der andernorts Paradies heißt. Die eisernen Basilisken auf der Wettsteinbrücke. Zu einer gewissen Zeit stellte die Stadtverwaltung eine Anzahl kleiner gleichartiger Brunnen auf, ebenfalls mit dem Basilisken darauf, dem Wappentier des alten Basilea. Wenn nun die Fremden sich orientieren wollten, hielten sie sich an die Basilisken und fanden niemals wieder heim. Aber Jünglingsheimat ist noch da. Ich streiche durch die Stadt wie einst als Lehrling, schaue und horche, und aus der wirklichen Stadt wächst eine unwirkliche empor. Wie immer strömt da der alte Rhein aus den kühlen jungen Waldbergen hervor, dunkel und noch fremd aus seinem Kinderland. Nun merkt er, daß es mit seinem Lauf eine Wendung nimmt, und er wacht auf. Versuchend drückt er gegen das Südufer, das sich ihm jetzt gebietend entgegenstellt, anstatt ihn wie bisher lässig zu begleiten. Das Ufer steht hoch und fest. Sicher wurzeln die Steinpfeiler der Brücke in seinem eigenen Grund. Er schäumt. Er bildet Wirbel. Unruhig zieht er unter der Münsterpfalz hindurch. Immer noch hofft er durchzubrechen. Bei der zweiten Brücke hat er bereits einen großen Teil seiner Wen-

dung ausgeführt, ohne es zu merken. In meinen jungen Jahren bestand diese Brücke noch aus Holz; sogar die Joche stemmen sich mit langen dünnen Holzbeinen gegen den Wasserdruck. Der Verkehr forderte eine festere und breitere Brücke. Ich sah sie bauen, aber ich liebte sie nie.

Ich kletterte nach der alten Martinskirche hinauf, in welcher der letzte Teufelsbanner zu meinen Zeiten predigte, ein blasser Mann mit einem Schifferbart und großen, schwarzen, lodernden Augen. In seinen Predigten, die eine Stunde früher lagen als die Hauptgottesdienste, saßen Dienstmädchen, Frauen aus dem Volk und solche Schlauföpfe wie ich, die ihren freien Sonntag hier verlängerten. Ich habe sie gern gehabt, die Martinskirche, mit ihren leichten, hohen Hallen, deren Anmut so gut zu dem schlanken alten Mann auf der Kanzel paßte. — Über eine in der Höhe herum führende Gasse mit prächtigen Durchblicken zur Stadt hinunter, auf das bunte alte Rathaus und die roten Münstertürme, wandre ich zur Peterskirche hinüber. Sie hat noch genau so meine Abneigung wie in jungen Zeiten, und ist noch genau so plump und übernüchtern. Gleich dabei die Herberge zur Heimat, von der unsere Gesellen herkamen. Sie existiert noch. Wie ehemals stehen ein paar Handwerksburschen im Tor. Servus, Kunden!

Immer stiller steige ich das Totengäßlein hinunter, das seinen Namen von der Pest haben soll. Wieviel Stufen waren es doch? Tausendmal werde ich da mit flinken Füßen hinuntergesprungen sein, immer wenigstens zwei Stufen auf einmal und nie anders. — Droben am Spalenberg gibt es ein kleines Hinterhaus mit einem niederen Zimmer darin. Die Decke hängt so tief, daß ich mir den Kopf daran anrannte, als ich nach dem ersten dichterischen Erfolg einen Luftsprung machte. Meine Luftsprünge sind in der Folge seltener geworden. — Ich streiche über den Markt und die Freistraße hinauf. Dort links am Schlüsselberg war das Lokal des evangelischen Jünglingsvereins, den ich besuchen mußte. Noch bellt die kleine Glocke, die irgendwo in der Nähe die Stunden ansagt. Noch habe ich das fade Gefühl der Erleichterung in mir, das mich durchzog, wenn es endlich Zehn schlug. Nie wird man so etwas vergessen, und wenn man tausend Jahre alt wird. Etwas weiter das niedere, alte, gelbe Gebäude der Universität, wo ich Vorlesungen hörte und vom Schusterstuhl weg zum Erstaunen der Mitwelt Abhandlungen über Hauptmann und Wildenbruch vortrug. — Dort am Bäumlü stand immer der Vorspann für den Omnibus bereit, der mit zwei Pferden die Freistraße heraufkam.

Ohne daß der Wagen deshalb einzuhalten brauchte, wurde schnell die Waage am Hafen vorn an der Deichsel eingehängt. Die Vorspannpferde wußten, was sie zu tun hatten, und setzten sich von selbst in Gang. Wie oft habe ich das gesehen! Rechts herum die Barfüßerkirche, die größte der Schweiz, gotisch, mit hohen, weiten, leichten Hallen, ehemals zu einem Kloster gehörend, jetzt ein historisches Museum. Hoch herein schaut wie eine Burg das graue Gemäuer des Lohnhofs, ebenfalls ein altes Kloster, jetzt Untersuchungsgefängnis. Auf dem Platz vor der Kirche wurde bis vor kurzem die jährliche „Messe“ abgehalten. Da hallten die alten Wölbungen vom Getöse der Drehorgeln, flammte und tanzte der hohe Giebel im Licht der Fackeln und der Karussellampen, und an Augenlust war kein Mangel. Vorbei. Gewesen. Die Zeit, in welcher die Mädchen am Schießbudenstand unsere Herzen entzündeten, ist im großen Abgrund versunken, wo der ewige Strom Vergangenheit fließt.

Ich besteige einen Wagen der elektrischen Straßenbahn — der Kontrast zwischen dem Pferdeomnibus von damals gegen die annähernd zwanzig „Tram“-Linien von heute, das Gewimmel der Autos noch nicht gerechnet! — und fahre nach dem Erlenpark. Auch dort ist Jünglingsland. Manchen einsamen Sonntag habe ich dort verstreift. Dort fließt die Wiese vorbei, der Fluß des Johann Peter Hebel, der unseren Dialekt klassisch gemacht und darin eine Reihe unsterblich schöner und lieber Sachen gedichtet hat. Dort gibt es eine Baumgruppe mit Bänken, weit hinten abseits der Hirsche, Papageien und Biergärten, dort hat ein jung-junger Dichter im Überschwang der Gefühle Bäume umarmt. Vorbei auch das. Wir haben seither allerlei anderes umarmt, aber nie sind die hohen, wilden, köstlich ungeordneten Empfindungen jener Zeit zurückgekommen. Die Baumgruppe habe ich wieder gefunden; der Geist ist verflogen. Nur das Herz klopft tief und langsam in wunderbarer Schwere.

Genau gegenüber, über die ganze Stadt hinweg. Dort gibt es auf der Höhe des Mönchensteiner Waldes eine Gruppe von Alazien. Die entdeckte ich auf einer dichterischen Streife um die Mittagstunde. Stundenlang lag ich in dem kühlen Gras darunter am Waldrand. Über mir summten in den kleinen, milchweißen schwebenden Wolken der Blüten wie Glocken die Bienen und Hummeln zu vielen Tausenden. Noch höher zogen durch den tiefblauen Himmel leichte, lichte Wolken. In der Nähe eine grüne Wiese mit ein paar Bäumen, dahinter aus dem Tal herauf die Kuppe des War-

tenbergs mit der Ruine. Wunderbar war das Leben. Ewig wollte man jung bleiben. Es gab keine Sorgen und keinen fressenden Kummer. Nur Gedichte gab es und fliegende Ideen. Ein paar Tage später wollte ich den Platz wieder auffuchen, weil mich doch eine Sorge und ein kleiner Kummer angeslogen hatten: ich fand ihn nicht mehr. Als ob das nur ein Ort für Glückliche gewesen wäre! Noch einige Male ging ich auf die Suche aus; ich habe die Alazien nie wieder entdeckt. Hatte ich schon mein Jugendglück verspielt? Drunten das Tal der Birs. Auch hier ist alles voll von Jungerinnerungen. Ein kühler Fluß blizt herab. Freudige Berge begleiten ihn. Das Dorf Arlesheim, wo ich meinen jungen Durchbruchroman schrieb. Ruinen und Burgen schauen hoch herein. Aber ich bin nicht mehr jung. Vorbei. Gewesen. Du mußt dich anders einrichten. Vergangenheit ist kein Baumaterial für Häuser.

Alfred Huggenberger / Die Lene

Am dritten Sonntag hatte ich's endlich mit mir selber im reinen: noch diesen Abend wollte ich ernsthaft mit Annette reden und dann hinter meine junge Zeit einen dauerhaften Schlußpunkt setzen, den Freunden zulieb und den Neidern zuleid. Aus dem Weg ging sie mir nicht; vielmehr hatte sie mich schon bei mancher Gelegenheit merken lassen, daß das „Ja“ bei ihr wohlfeil wäre.

Nach dem Mittagessen führte mich ein Schlendergang gegen die Bahnstation hinaus, wo zufällig eben ein Zug einfuhr. Da kam mir unversehens der Einfall: in einer Stunde wärst du daheim in Oberreuti . . .

Ich wollte den Gedanken wegwerfen; aber eine unsichtbare Macht hatte meinen Willen plötzlich unter ihren Zwang genommen: ich zog hastig aus und stieg ohne Karte in den bereits in Bewegung befindlichen Zug. Gewiß, ich mußte meinen Augen den kleinen Gefallen tun! Und, wer weiß? vielleicht mochte dann die Stimme doch recht behalten, die mir in den letzten Tagen immer wieder zugeflüstert hatte: du bild'st dir die Süßigkeiten bloß ein. Wenn du recht hinsiehst, so ist nicht mehr an ihr, als an jeder andern, und du mußt über deine Albernheit lächeln.

Während ich, im rauchigen Wagen sitzend, den Lenggenberg mit seiner schwarzen Waldkappe, mit seinen Höhen und wohlbebauten Hängen langsam an meinen Augen vorbeigleiten ließ, war sonderbarerweise bereits ein ganz neuer Mensch aus mir geworden.

Meine Fahrtgenossen, junge und alte, schienen es alle gleich auf den zweiten Blick aus mir herauszuhaben: aha, da ist einer, der zu seinem Schatz fährt! Und heimlich war ich mit dem reinsten Vergnügen mit ihnen allen einverstanden. Warum sollte ich es mir und ihnen ausreden? . . . Die Annette? . . . Hatte ich denn bei der etwas verloren? . . . Es war mir jetzt, als sei ich ihr nur zufällig einmal auf der Straße begegnet. —

Als ich, so um die zweite Mittagsstunde, daheim in die Stube trat, saß mein Bruder Konrad allein auf der Fensterbank und studierte. So wie er meiner ansichtig wurde, fuhr er auf und kam scharf auf mich zu, er vergaß in der Aufregung sogar das Grüßen.

„Du! Was das bei uns für Sachen gibt! Sachen, sag' ich dir! . . .“

Er zog mich in die Nebestube hinüber und vergewisserte sich da zuerst am Fenster, ob niemand um die Wege sei. Dann berichtete er im Flüsterton, hastig, ohne rechten Zusammenhang: „Denk: wieder heiraten will er! Das Leni! — Ob sie schon ja gesagt hat, das weiß ich nicht; aber heute abend soll's auskommen. Die Base von Lenggenberg ist seit drei Tagen da, die bringt's sicher fertig! Du darfst aber ja nichts merken lassen, sonst hab' ich dann eine andere Sendung auf dem Hals! — Eine Frau, auch wenn sie nichts habe, sei immer noch rentabler als eine Magd, hat er gesagt.“

Mir war, als hätte er mir einen schweren Stein an den Kopf geworfen. Ich wußte jetzt, warum mich der Vater um alles hatte aus dem Hause haben wollen. Nicht meinem Glück zulieb, nein! Natürlich! Er war ja erst einige Jahre über die Vierzig hinaus. Ich mußte unwillkürlich mit der Hand an meinen dummen Schädel greifen.

Wie erschlagen setzte ich mich auf einen Stuhl und versuchte nachzudenken.

Wenn ich jetzt gleich wieder wegginge? . . . Wenn ich mir nichts mehr gelten ließ von allem? . . .

Aber dann dachte ich an ihre Augen, und mein Blut wallte plötzlich siedend auf, so daß es mir fast den Atem benahm. Es kam doch zuerst auf sie an! Und er hatte mich hinterlistig betrogen! —

Ich mußte mir Gewalt antun, um mich meinem Bruder nicht zu verraten. Ob die Lene im Haus sei, fragte ich ihn nach einer Weile unsicher. Dann fuhr ich auf, ohne seinen Bescheid abzuwarten, und fragte ihn nochmals bestimmter.

Er wußte weiter nichts, als daß sie nach dem Essen gegen Niederreuti hinausgegangen sei. Mit den Mädchen habe die wenig Gemeinschaft. Gewöhnlich hoche sie am Sonntag im Nebhäuschen an der Halde.

Raum eine Viertelstunde später stieg ich klopfenden Herzens, aber leise wie ein Dieb, den mir wohlvertrauten Nebensteig hinan. Ich vergesse den Gang nie, und wenn ich hundert Jahre alt werde. Es war nicht lang nach Johanni. Verspätete Trauben blühten noch, die Luft war ganz von ihrem süßen Ruch erfüllt.

Hin und wieder stand ich still und dachte heftig nach. Wenn ich die beiden jetzt da oben beieinander fand? Was tat ich dann? Ich wußte es nicht; aber meine Glieder zitterten wie im Fieber.

Während ich langsam auf die Hütte zutrat, wurde deren Tür sachte von innen geöffnet. Die Lene stand vor mir.

Mit einem raschen Blick an ihr vorbei überzeugte ich mich, daß sie allein war. Sie hatte den bösen Blick wohl bemerkt, ihre rotgeweinten Augen füllten sich sogleich wieder mit Tränen.

Da kam ich mir entsetzlich grob und ungerecht vor, ich hätte gleich bei ihr abbitten mögen. Ich nahm sie freundlich bei der Hand: „Kommt hinein, wir wollen jetzt ganz verständig über alles reden.“

Wir setzten uns auf das Bänklein dort an der Ladenwand. Sie tat zuerst gefaßt und schien mir Gehör geben zu wollen. Dann aber wandte sie sich, von einer starken Erregung plötzlich bemeistert, mit Heftigkeit von mir weg und stand auf. Sie warf das Sträußchen halbverwelkter Mohnblumen, das sie bis jetzt unbewußt in der Hand gehalten, beiseite und stieß in leidenschaftlicher Aufwallung unter Schluchzen und Weinen die Worte heraus: „Und ich kann es doch nicht tun und wenn ihr mich zehnmal quält, alle miteinander! Geht nur, ich weiß schon, wer Euch hergeschickt hat! Geht, geht!“

Da fiel meine bleierne Unbeholfenheit mit eins von mir ab. „So sieh mich doch an, Lene!“ bat ich, und sie tat mir zögernd den Willen. Ihre Augen waren noch voll Troß und Tränen. Aber sie sahen doch in meine Seele hinein und lasen zum voraus darinnen, was ich ihr nun mit Furcht und Hoffen hastig bekannte. Und ihr ehrliches Antlitz gab mir den Bescheid, ohne daß ein einziges Wörtlein von ihren Lippen gefallen wäre.

Von dem Augenblick, da wir uns einander zu erkennen gegeben, saß das Glück wie ein schöner Engel neben uns in der Hütte. Denn unser junges Blut kannte weder Mißtrauen noch Fürchten;

die schwere Not, die uns zusammengeführt, lag scheinbar weit, weit hinter uns zurück, fast gebannt und bezwungen.

O, wie hab' ich ihr Gutsein, das, ich fühlte es wohl, ganz in ihrer tiefinnersten Seele daheim war, inniglich zu merken bekommen! Die reichen Leute, die gescheiter sind als wir, können sich so etwas vielleicht mit vielen schönen Worten sagen. Aber für uns zwei hätten die Worte, auch wenn sie vergoldet gewesen wären, den rechten Dienst nicht getan. Wir wußten jedes ganz gut, was das andere sagen wollte, und freuten uns der Stille in der Hütte. Der Duft der Nebenblüte kam zu uns herein. O, wie war das jetzt ein reiner, süßer Hauch gegen vorhin! Wie aus einem Paradiesgarten kam er her.

Immer wieder mußten wir uns schier ungläubig in die Augen sehen und konnten noch nicht alles begreifen. Sie bekannte mir, wie sie mich von Anfang an gerne gesehen und immer in Not gewesen, sie könne es vor mir und den anderen nicht genugsam verbergen. Wie es ihr dann schwer gewesen sei bei meinem Fortgehen. Aber alle Hoffnung habe sie erst dann aufgegeben, als ihr mein Vater vor einer Woche vorgemalt, wie ich jetzt mein Glück gemacht hätte und mit der Kehlhostochter schon im Herbst Hochzeit machen würde. Es sei fast ein Wunder, daß sie ihr bißchen Verstand noch behalten habe. Wenn man auch gar so verschupft und verlassen sei und mit keiner sterblichen Seele Rat halten könne.

Darauf zog ich sie noch fester an mich und herzte und küßte sie wie ein kleines Kind. Sie schlang mir einen ihrer herabgefallenen rotblonden Zöpfe um den Hals und lachte mich an und sagte einen alten Liebessegen her:

Ein Band von Gold und Seiden
bind't uns für Glück und Leiden.
Der Herrgott hat's gesehen,
kein' Untreu kann geschehen.

Auf einmal fiel jetzt ein weißer Lichtschein in den Dämmertag der Hütte herein. Als ich mich umsah, stand mein Vater in der offenen Tür. Sein Gesicht war von zorniger Überraschung verzerrt, er konnte kein Wort hervorbringen, obschon sich seine Lippen fortwährend krampfhaft bewegten.

Ich stand auf und sagte, indem ich ihm fest in die Augen sah: „Es ist jetzt also so, daß Ihr's wißt. Wir sind einig, wir zwei. Da gibt's nichts anderes.“

„Hab' ich dich gefragt?“ stieß er keuchend heraus. „Ich will dir

dann sagen, wer Meister ist, und ob so ein ...“ Er brach mit einem Ruck ab und tat sich Gewalt an. Er wies mit der Hand nach der offenen Türe und sah mich sicher und befehlend an.

„Da! Ich habe nichts gesehen! Ich will nichts gesehen haben!“

Darauf wandte er sich an Lene, indem er seine Stimme mühsam zur Freundlichkeit zwang.

„Komm du mit mir heim! Es ist alles wie vorher. Du bist nicht schuld!“

Er wollte sie leicht am Arm fassen, aber sie fuhr heftig zurück. „Rührt mich nicht an!“ rief sie grell und scharf. Ein zorniges Feuer sprühte aus ihren Augen, ich konnte sie kaum mehr erkennen.

Eine Sekunde lang sah er sie starren Blickes an. Dann beugte sich sein Kopf, wie wenn ihn eine schwere Hand niederdrücken würde, langsam vornüber. Der große starke Mann fiel ganz in sich zusammen.

Er dauerte mich in diesem Augenblick. Ich hätte ihm gerne helfen mögen, aber mein Wille war Qual und Ohnmacht.

Plötzlich drehte er sich mit einer langsamen Bewegung nach mir um.

„Du kannst machen, daß sie es tut“, sagte er im unsicheren Tone des Bittenden. „Auf dich kommt es an ...“

Ich dachte in diesem Augenblick nicht mehr daran, daß er mich hinterlistig hatte aus dem Weg tun wollen. Es war mein Vater, der vor mir stand. Mein Vater, dessen Wort mir immer Befehl gewesen, und der meine Jugend mitten in eigenen Sorgen und Nöten freundlich und verständig bewacht und beraten hatte. Wie ein Bettler kam er jetzt zu mir. Und ich konnte ihm das Almosen nicht geben, um das er schier fußfällig anhielt. Ich konnte es nicht. Niemals!

Ein leichter Windhauch hatte inzwischen die Hüttentür lautlos zugemacht. Wir drei Menschen standen uns im Halblicht des engen Raumes, den der Duft des Weinblustes jetzt mit schier beängstigender Schwüle füllte, als schwere Schatten gegenüber.

Lene war etwas zurückgetreten. Die Arme über der Brust verschränkt, stand sie regungslos wie ein aus Stein gemachtes Bildwerk. Ihr lilienweißer Hals blühte uns beiden entgegen.

Zweimal, dreimal hatte ich das harte Wort auf den Lippen. Aber immer riß ich es im letzten Augenblick zurück, wenn ich den Vater in seiner Hilflosigkeit vor mir stehen sah.

Lene fand zuerst den Mut, die Stille zu brechen.

„Ihr müßt nicht um mich streiten“, sagte sie leise, aber ganz ihrer selbst gewiß. „Ich geh euch aus dem Weg, ihr sollt mich nicht gekannt haben. Aber verkaufen und verhandeln könnt ihr mich nicht.“

Hierauf wandte sie sich mit leidenschaftlicher Bewegung an meinen Vater. „Wißt, wenn Ihr mein junges Leben mit dem Lug hättet für Euch erstehlen können, es wäre kein Glück daraus geworden!“

Sie wollte an mir vorbei und hinaus, aber ich hielt sie an der Hand zurück. „Bleib da — du! Uns zwei bringt niemand auseinander!“

Mein Vater stand noch eine Weile gesenkten Kopfes an seinem Platz; dann machte er sich auf die Thür zu und ging, schweigend und ohne sich noch mit einem einzigen Blick nach uns umzusehen.

Im Anfang waren wir wie betäubt. Wir lauschten, wie er draußen schweren Schrittes abwärts stieg. Dann umschlang sie mich heftig, und wir standen lange, eines dem anderen ohne Worte Mut zusprechend.

Sie weinte leise in sich hinein und auch auf mir lag das Geschehene als eine schwere Last. Immer noch sah ich meinen Vater vor mir stehen, wie er, von ihren ersten Worten niedergeworfen, klein und arm geworden war.

„Werden wir nun alle unsere Zeit an das denken müssen?“ fragte sie gedrückt, gab sich jedoch alsbald selber die Antwort. „Nein, ich glaube es doch nicht. Mit einem rechten Leben können wir uns vielleicht davon freimachen.“

Dann blickte sie mich an, noch unter Tränen; aber auf ihrem Gesicht leuchtete schon wieder die Zuversicht der reinen Jugend. „Laß es dir nicht zu schwer werden“, bat sie eindringlich. „Wir sind jetzt doch unser zwei. Und ich will dir helfen, mit Liebsein und mit allem, was ich kann.“

Sie hat ihr Versprechen treulich gehalten. Nicht bald sind zwei so schwer und so arm zusammengekommen wie wir; und wir haben es doch miteinander zu einem festen Haus und zu Ehren gebracht.

Noch vier lange Jahre haben wir mit Heiraten zugewartet und uns ein schönes Geldlein erdient. In dieser Hütte sind wir je und je zusammengekommen. Das sind unsere Festtage gewesen, da haben wir uns immer wieder zu dem langen Ausharren Mut und Freudigkeit geholt. Wir haben es nicht zu ersorgen gebraucht, daß uns mein Vater aus unserem heimlichen Schlupf und Nest verweisen würde, denn der hat sein Gut in Oberreuti wenige Wochen

nach jenem schweren Abend den Händlern verkauft und ist wieder ins Unterland hinabgezogen, in seine Heimatgemeinde. Erst spät, in seinen älteren Tagen hat er mir verziehen und ist wieder recht zu mir geworden.

Als ich, des Dienens müde, den Mut fand, das verlotterte Neuhöflein in Niederreuti zu kaufen, haben mir manche das Los übel gelegt. Es war just eine Zeit, da der Weinstock in dieser Gegend, wie immer nach einigen Fehljahren, in Ungnade gefallen war. Uns Reuten dachte man damals noch nicht; aber viele Bauern verkauften ihr Rebland unter dem rechten Preis. Da setzte ich auf diese mißachtete Karte und kaufte Reben. Und es schlug mir zum Guten aus.

Mir der Sommerhalde habe ich den Anfang gemacht. Das war nicht der kleinste Tag in meinem Leben, als ich das erstemal mit meiner Frau da in dieser Hütte als in unserem unantastbaren Eigentum zu Mittag gegessen! Ich kann euch sagen, da haben uns Brot und Käse wie Gesottenes und Gebratenes geschmeckt. Fast wie Kinder haben wir uns zusammen gefreut und wie Kinder alle Sorgen von uns getan.

Sie sind ja dann wieder gekommen, wir haben manche böse Schlacht mit ihnen geschlagen, bevor die großen Weinjahre über das Urge hinweghelfen. Aber meine Frau Lene ist stark gewesen in der Kunst, allem unguten Wesen den Stachel abzubrechen. Sie wußte aus der härtesten Nuß einen süßen Kern herauszuschälen und das Leben mit allerlei kleinen Festzeiten zu schmücken.

„Man darf die Seele nicht die ganze Zeit unter Not und Mühsal zugedeckt lassen“, sagte sie. „Man muß ihr immer wieder einmal das Werktagskleid abtun und sich mit ihr in die Sonne setzen.“

Sooft wir an schönen Sonntagen mit den Kindern nach Steinbrunn hinüber zur Kirche gingen, stiegen wir auf dem Heimweg noch da zur Hütte hinauf und taten uns gut mit Plaudern von vergangenen Zeiten und Dingen. „Jetzt ist's mir just, als seien wir in z w e i Kirchen gewesen“, pflegte sie nachher zu sagen. — —

Der Alte brach die Erzählung mit einem schweren Atemzuge ab und sah eine Weile in Gedanken vor sich hin.

„Ja, es sollte mehr solcher Frauen geben im Land, wie die Lene eine gewesen ist“, sagte er dann, halb zu sich selber, halb zu mir gewendet. „Dann würden unsere Bauernbuben nicht an gelben Kornäckern vorbei in die Fabriken laufen, wo ihre Augen und Seelen blind werden für das Morgenrot und für das Grün der Frühlingswiesen. Sie würden nicht vor dem Geld hergeschnei-

ter Fremdlinge unter laßierten Gasthostüren den Ratzbuckel machen. Und unsere schönen Nebengelände wären unverfehrt geblieben, wenn es auch galt, ein paar Jährchen ohne Lohn darin zu schaffen . . ."

Ernst Zahn / Die Geschwister

Als im Frühjahr 1799 die Franzosen in Uri einfielen und das Volk sich wider sie erhob, stand auch der Ratsherr Zopp von Wildberg, ein alteingesessener hablicher Bauer, zu denen, die unter Vinzenz von Schmid bei Flüelen den Feinden entgegentraten. Mit der zersprengten Schar der Urner floh er das Reußtal aufwärts und stellte sich mit denen abermals zum Kampf, die bei Wassen den Welschen entgegentraten. Da aber von den Franzosen für die Weiber und Kinder, die im Dorfe zurückblieben, wenig Gutes zu erwarten war, so hatten sich in Wassen viele Familien der Kämpfenden gesammelt, die vor dem nahenden Feinde geflohen und ihren Wärtern und Beschützern nachgezogen waren. Auch von Wildberg herab, wo vordem schon auf einem Streifzug welsche Soldaten übel gehaust und Schrecken verbreitet hatten, war eine Schar Flüchtiger Wassen zugeeilt. Unter ihnen ging die bleiche, kränkliche Ratsherrin, des Zopp Weib, mit ihren Kindern, der achtjährigen Juliana und dem sechzehnjährigen Gerold, dem der Vater, als der in den Kampf ging, das Mitgehen versagt und geboten hatte, daß er die Frauen geleite.

Der Kampf um Wassen und das Kirchlein, das von grünem Hügel weit in das Tal hinabsieht, dauerte einen schweren, heißen Tag. Dann zersplitterte die kleine Schar der Bergbauern vor dem Menschenkeil, den General Soult in ihre Reihen trieb, und zerstob in wilder Flucht wie Spreu vor dem Sturme. In die Seitentäler und Schlupfwinkel fuhr das flüchtige Volk. Die Welschen aber, wütend über die, die langen und zähen Widerstand geleistet, spürten sie auf wie der Jäger das Wild, und es geschah viel Untat.

Ein Haufe von dreißig Männern, Weibern und Kindern hatte sich bei Göschenen talein gewandt und verbarg sich vor den nachdrängenden Franzosen in den Steintrümmern und dem Waldwerk unterhalb des „Swüest“. Unter ihnen schwankte der Ratsherr von Wildberg, Chrysostomus Zopp, wund und erschöpft; eine Kugel hatte ihm die Schulter durchschlagen und den linken Arm gelähmt. Sein Weib und seine Kinder waren bei ihm. Der helle,

sonnige Tag ging aus dem Tal, als sie in einer von zwei Steinbrocken gebildeten tannenüberdachten Höhle sich eingruben. Diese lag in einer weit sich hinziehenden, von einem Bergsturz zeugenden Trümmerhalde, aus der im Laufe der Jahrhunderte wieder Wald gewachsen war. In dem Chaos von Blöcken und Bäumen war an diesem Abend ein sonderbares heimliches und ängstliches Leben. Da bargen sich die Flüchtigen vor den welschen Verfolgern. Der Ratsherr saß mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt. Der wunde Mann stöhnte, und es war fürchterlich zu hören, wie aus der schweren Gestalt die Schmerzlaute sich wider allen Willen und unendlich mühsam hervorrangen. Die Zoppin hatte ein Gesicht wie eine Tote. Sie war hager und groß, hatte schwarzes Haar und scharfe, spitze, franke Züge; selber sich mühsam schleppend, tat sie am Manne ihre Pflicht. Der Gerold säuberte eine schattige Stelle ihres Schlupfwinkels von Schnee, der darin zurückgeblieben war, und die dunkelhaarige, schlanke Juliana griff mit den festen Händen selbst in den vereisten Winterrest und half dem Bruder.

„Da oben steht noch Wildheu“, sagte Gerold, als er sich einmal von der Arbeit aufgerichtet und an die jenseitige baumlose Lehne hinaufgeblickt hatte, „das hole ich nachher, dann kann die Mutter Euch betten, Vater.“ In seinem Gesicht war keine Ängstlichkeit, die braunen Augen leuchteten kühn unter den kohlschwarzen Brauen. Das Gesicht war voll, er hatte eine samtweiche, aber seltsam braune Haut, und seine Gestalt war von festem und doch geschmeidigem Bau, schmuß saß ihm das braune, tressengeschmückte feiertägliche Überhemd, das er zur Flucht als sein Bestes angelegt hatte, und die dunkle Hose saß knapp am starken Bein. Er arbeitete unverdrossen, und das schöne Ebenmaß seiner Gestalt trat voll zutage, während er in gleichmäßigen Bewegungen sich neigte und streckte . . .

Der Gerold hatte seine Arbeit beendet, er richtete sich auf und sah durch die Waldlücke hinaus an die jenseitige Halde. Es war schwerdunkel jetzt. Die Wildheuschicht war nicht mehr zu erkennen, alles war schwarz, einförmig nachtsfarben. Nur der Himmel hat einen helleren Ton, und der düstere Galbitschn stand an ihm auf wie hingebaut, ein mächtiger Stern flammte zur Linken des schwarzen Berghauptes, nur dieser eine, sonst war kein Licht am Himmel, und es war wundersam und groß, wie nur die zwei stummen Genossen hoch über dem angstschwülen Walde standen, der finstere Berg und der flammende Stern.

„Jetzt meine ich, kann ich gehen — nach dem Heu“, flüsterte Gerold.

„Jesus, geh nicht“, stammelte die Ratsherrin. „Wer weiß, ob sie nicht am Weg herumschleichen, die Franzosen.“

„Sie sollen mich schon nicht sehen“, flüsterte der Bub zurück. „Ach, bleib“, ächzte der Ratsherr.

Da brach der Laut eines Schusses durch die Nacht, jäh, zischend. Dann blieb es wieder einen Augenblick still, atemlos still.

„Was ist das?“ lispelte die achtjährige Juliana, ihre braunen Augen schienen groß und erschreckt aus dem bleichen Gesicht. Der Ratsherr ächzte und versuchte sich aufzurichten; aber die Augenlider waren ihm wie Blei, und es war eine Qual zu sehen, wie der wunde Mann umsonst gegen die Ohnmacht stritt.

Jetzt wurde es lebendig im Wald. Neue Schüsse klangen aus der Richtung herauf, wo der Fußsteig lag. Schreie und Kommandorufe mischten sich mit ihnen. Plötzlich folgte ein wirres Durcheinander von Rufen, Kreischen, Lästern, dazwischen Schußschläge, Laute wie das Ächzen ringender Menschen und wiederum Laute wie Heulen, als würde sich eine Herde Wölfe würgend auf wehrloses Volk.

„Jesus“, stammelte die Ratsherrin.

„Die Franzosen“, stieß der Ratsherr heraus. „Fort“, stöhnte er weiter, in fürchterlicher Erregung, „fort, Ihr, Frau, Juli! Nimm sie, Gerold, über die Alp ins Maiental — heim — fort!“ Er bäumte sich vor Schmerz, während er die Worte schrie.

Derweilen kam flüchtiges Volk kreischend durch den Wald gestoben. Die ersten eilten wie toll vorüber. Einer, der gerade an der Stelle, wo Zopp und die Seinen lagen, aus dem Unterholz brach, hielt an und stand Rede.

„Der Z'graggen von Steg — geschossen hat er auf die Franzosen aus dem Hinterhalt, wie sie unten vorbeigegangen sind! Jetzt sind sie im Wald! Alles schlagen sie nieder! Macht, daß ihr weiterkommt!“

Als der flüchtige Bauer das hervorgekeucht hatte, sprang er in wilder Flucht davon. Aber ein Weib kam gerannt. „Fliehet“, schrie sie, „keinen lassen sie am Leben, die Belschen, Weiber und Kinder schlachten sie ab, die Tiger!“ Damit verschwand auch sie.

Der Ratsherr rang nach Atem, zu Worten hatte er nicht mehr Kraft. Die Zoppin stand wie entgeistet. Der Gerold hatte nach des Vaters Gewehr gegriffen. Er stand kerzengerade da, aber keine Farbe war mehr in seinem Gesicht. Dicht neben ihm stand

die junge Schwester, schlank, aufrecht, unwillkürlich faßten sie sich bei der Hand. Da zwang der Ratsherr zwei Laute hervor. „Die Kinder“, verstand sein Weib. Es kam Leben in sie. „Lauf, Gerold“, schrie sie. „Nimm das Kind! In die Alp, Bub!“

Ein Schuß tönte ganz nah. Die Kugel schlug in eine Tanne ein paar Schritte von ihnen ab.

„Lauf, Bub!“ schrie die Zoppin.

„Beim Eid nicht!“ knirschte Gerold und hob das Gewehr. Da schlug die verzweifelte Frau ihm die Waffe aus der Hand. „Soll das Kind umkommen?“ schrie sie ihn an.

Unwillkürlich sah der Bub auf die junge Schwester nieder. „Die mußt retten“, gab der Augenblick ihm ein. Da riß er sie empor. Jetzt trug er sie. Nicht ein Wort vermochte er mehr zu Vater und Mutter zu sagen. Schon brachen welsche Soldaten durch die Bäume. Er stob davon. Hinter ihm riß die Zoppin halb von Sinnen das Gewehr an die Schulter und feuerte es auf einen der Feinde ab, der heranstürmte.

— — — — —

Gerold gewann die Alp. Er war stark und weggewohnt. Die Juliana glitt ihm aus dem Arm. „Selber gehen will ich jetzt“, sagte sie tapfer. Dann reichte er ihr wieder die Hand und sie schritten fürbaß. An den Alphütten wollten sie rasten, aber als sie vorsichtig weiterschritten, sah der Bub welsche Soldaten vor den Hütten lagern, da schlug er sich mit der Schwester nordwärts in die Felsen und stieg mit ihr den schweren Berg hinan und zum See hinauf, an dem vorbei der Fußpfad ins Voralptal hinüberführt. Am See nach langem Steigen gönnten sie sich Ruhe. Völlig erschöpft sanken sie auf den Boden nieder, den noch die harte winterliche Schneekruste deckte. Die Nacht war heller geworden, der Westwind blies stärker und hatte noch einmal den Himmel von Wolken reingefegt. Mehr Sterne leuchteten jetzt. „Gut ist's, daß Sterne sind“, sagte Gerold, „und daß ich in der Alp gewesen bin, früher, sonst hätte ich mich nicht hinaufgefunden.“

Die Juliana rückte ganz nahe an ihn heran, schauerte und zog das graue Tuch fester, das sie um die Brust geschlungen trug. Ihre Züge zuckten. „Was haben sie ihnen wohl getan, dem Vater und der Mutter?“ fragte sie, dann schluchzte sie jäh auf. Der Gerold hing den Kopf, eine Antwort hatte er nicht. Er faßte nur wieder des Mädchens Hand. Die Berührung tat beiden wohl. Der halberwachsene Bub hatte sich bislang nicht viel um das Kind, das nachkam, gekümmert. Jetzt, in der Finsternis, in der Toten-

stille, da sie beide gotteserdenallein auf dem hohen, fahlen, kalten Berge saßen, kam ihm ein eigenes Gefühl an. „Die — die Juliana, die muß retten! Heimbringen muß sie, Sorge muß zu ihr tragen!“ redete es in ihm. Unwillkürlich legte er die Arme um sie. Dann fiel ihm ein, daß sie da nicht bleiben konnten. „Eine Stelle müssen wir suchen, wo wir ausruhen können“, sagte er. Dann stand er auf, führte die Juliana und suchte einen Unterschlupf. Er fand einen überhängenden Felsen, wo das Erdreich bloßlag und weder Wind noch Schnee hindrang. „Wie eine Stube ist es da“, sagte das Kind, als sie sich niederließen, und dann kam ihm das Leid wieder. „Jesus Maria, der Vater und die Mutter, wo sind sie?“ schluchzte es. Der Gerold verbiß die Zähne, das Flennen war ihm so nah, daß es ihn würgte. Aber er zog die Juliana zu sich nieder, daß sie auf seine Knie zu sitzen kam. Den Rücken vom Felsen gestützt, hielt er sie in beiden Armen und noch weinend lehnte sie sich an ihn. So saßen sie lange, sprachen nicht, atmeten nur schwer und verschluckten Tränen. Endlich zwang sie die Müdigkeit und die Bergtotenstille. Der Kopf kam dem Gerold ins Rücken, auch Juliana schlief ein. So lagen sie in der wilden, öden, verlorenen Höhe.

Die Nacht verging, während sie schliefen; ein eiskalter Luftzug weckte sie. Sie fröstelten beide, und als sie um sich sahen, war alles weiß und Flocken wirbelten außerhalb ihres Schlupfwinkels. „Schnee“, entfuhr es der Juliana. Gerold schaute nur um sich, verbiß die Zähne und schnitt ein sonderbares Gesicht, halb zornig, halb furchtsam; der Zorn war gewollt; die Furcht sollte er verdecken. „Wir müssen bald fort, der Weg ist weit“, sagte er . . . Als sie ihre Felsstube verließen, faßte sie der Sturm. Er warf sich über sie, wie das Raubtier sich auf die Beute stürzt. Die Juliana mußte sich am Bruder halten. Der schlug die Kapuze seines Hirtenhemdes auf, reckte sich und stemmte den Oberleib vor; seine Kraft wuchs mit der Gewalt, die sich seinem Weg entgegenstemmte; er vergaß der Angst um Vater und Mutter. Seine Augen blickten hell, und während die Flocken ihm das braune Gesicht peitschten, tat ihre Kälte ihm wohl und machte seine Gedanken sonderbar scharf und klar. Langsam und mühselig stiegen sie an pfadloser Lehne hin.

„Weißt den Weg?“ fragte die Juliana wieder und wieder. Der Gerold ging jetzt mit verbissenen Zähnen und antwortete nicht. Er stützte die Juliana, denn sie war müde und sie hatten sich noch nicht Rast gegönnt, um ihr Mittagsbrot zu verzehren. Schweigend

klommen sie der Moräne entgegen, über die sich's an die Maienwand hinuntersteigt. Plötzlich blieb der Gerold stehen und sah sich um. Aber er sah nicht weit. Die Nebel hingen über die Berge, und es war nichts als sie, die grauen, hängenden Wolken und darunter das blendende endlose Weiß.

„Die Wand“, sagte der Bub halb zu sich selber, „sie sei nicht leicht, die Wand.“ „Du bist müd, gelt?“ fragte er dann das Kind.

„Ja, schon“, gab das Kind zitternd zurück.

„So müssen wir da bleiben, die Nacht.“

„Jesus, nein!“

„Komm nur“, sagte er und dann hob er sie plötzlich wieder, wie gestern, als er sie aus dem Walde getragen hatte. Und während er sie trug, quoll eine heiße Liebe zu dem ohnmächtigen jungen Wesen in ihm auf. „Ich schaue schon zu dir, hab' nicht Kummer“, sprach er ihr zu.

Eine Weile kletterte er an der Steinhalde aufwärts; dann erspähte er einen Steinblock, ähnlich dem, der ihnen in der vergangenen Nacht Obdach gegeben hatte. „Da bleiben wir“, sagte er, als er ihn erreichte und ließ die Juliana zu Boden. Aber als sie sich einnisteten, sahen sie, daß sie nicht so sicher nächten würden wie gestern. Wenn sie sich ganz unter den Stein drückten, erreichte der Schnee sie nicht, aber der Wind drang heran und es war bitterkalt. Sie saßen eine Zeitlang dicht aneinander gekauert. Die Juliana fror. Zuweilen machte ein Schluchzen ihren Körper zittern. Der Gerold legte die Arme um sie. „Komm, ich wärme dich!“ Aber es half wenig. Endlich sagte er: „So geht es nicht! Ich muß Holz suchen, daß wir ein Feuer machen.“

Er stand auf. „Bleib ruhig hier“, gebot er, „ich komme wieder.“ Mit großen Schritten stieg er durch den Schnee abwärts.

Die Juliana meinte ihn zurückrufen zu müssen. Sie fürchtete sich allein in der Bergöde; dann schrie sie auch seinen Namen, aber der Sturm verschlug ihre Stimme, und er hörte den Ruf nicht mehr. Da drückte sie sich zitternd in ihr Versteck; sie wußte, daß sie lange warten mußte; die letzten verkümmerten Urben standen wohl eine Stunde tiefer im Tal . . . Endlich, da sie einmal wieder verzweifelt aufsprang, kam der Gerold die Halde heraufgestiegen, groß, stark, die Arme voll Holz. Der Juliana sprang das Herz im Leibe vor Jubel. Sie vergaß, was sonst ihr Leid war, daß sie in der Einöde saß, daß Vater und Mutter fort waren, weiß Gott wo! War ja doch der Gerold wieder da, der große, der mutige! Ihr Herz schlug dem Bruder entgegen. Wenn nur der wieder kam!

Und sie stand im Schnee und streckte ihm die Arme entgegen und jauchzte: „Gerold!“

Der aber, der schwer beladen sich durch den Schnee heraufarbeitete und erschöpft von Arbeit und Wegmühsal mit dem Sturm stritt, trug dasselbe Drängen in sich. Ihn zog es zu ihr wie sie zu ihm, und während er mit verbissenen Zähnen seines Weges stieg, redete es in ihm: „Du da oben, Juliana, Schwester, du sollst mir nicht umkommen, beim Eid, du nicht, solange ich mich regen kann!“ Er saugte Mut und Kraft aus dem Mitleid mit dem dem Kind, das er hütete und aus der jäh in ihm erwachten Anhänglichkeit an die kleine Schwester, die mit ihm in der Einöde verlorene Schwester.

Nachher saßen sie hinter dem Feuer, das der Bub schürte. Sie gewannen doch so viel Wärme, daß sie den Hunger spürten und fast zufrieden eine kurze Mahlzeit hielten . . .

Als das graue Tages anhub, stand der Bub auf, strich sich durch das wirre volle Haar, stampfte und schlug mit den Armen, um sich zu erwärmen. Allmählich kam ein dünnes Rot in seine braunen Wangen. „Jetzt essen wir, dann müssen wir auf!“ sagte er. „Es wird ein böser Weg“, fügte er hinzu, als die Juliana und er schon das letzte Brot aus der Tasche verzehrten. Sein Blick ging über die Schneelehne nach der Höhe, wo der weiße Bergsaum wie mit feinem Messer geschnitten gegen den Himmel abstach.

Bald darauf begannen sie den Anstieg. Bis zur Höhe zogen sie mutig, fast fröhlich; der Gerold führte die Schwester. Sie sanken bis an die Knie im Schnee ein und das Steigen war mühsam; aber die Hoffnung, die an jedem neuen Morgen den Menschen stark macht, trieb sie. Es schneite nicht mehr, nur der Wind pfiff über die Halde herab, faßte den Schneestaub und wirbelte ihn auf, daß es wie hohe Wellen über die beiden Menschen herabschlug und sie verschlang. Es wollte ihnen den Atem nehmen.

Endlich standen sie auf der Höhe, wo das graue Geflüst sich jäh ins Maiental hinabsenkt. Der Gerold hielt inne.

„Mein Gott“, entfuhr es der Juliana. Sie starrte mit entsetzten Augen in die Tiefe.

„Laß mich los! Hinter mir bleibst, Schritt für Schritt! Nachher trag' ich dich!“ befahl der Bub mit verhaltener Stimme. Dann ging er voran, das Mädchen dicht hinter sich. Der Weg war furchterlich; endlich wurde die Wand so schroff, daß die Juliana nicht weiterkonnte. „Jetzt komm!“ sagte Gerold. Dann nahm er sie auf den Rücken und hieß sie die Arme fest um seinen Hals legen; so

stieg er abwärts. Manchmal fand er keinen Raum für den Fuß. „Die Augen mach zu“, keuchte er dem Kinde zu; das hing halb ohnmächtig an seinem Halse. Aber langsam, langsam gelangten sie tiefer ins Tal. Verschneit, vom Sturm gezaust, die Hände zerissen und das Gewand, standen sie dann am Fuß der Wand auf einer sanften Lehne. In der Tiefe lagen die Hütten von Maien. Da faßte es den Buben, daß er sich nicht hielt, daß er aufschrie und die Tränen ihm wild in die Augen schossen. Nun die Gefahr vorüber war, wollte die Angst einen Ausweg haben, die er in sich erwürgt hatte, solange der Gang auf Leben und Tod gewährt. Die Juliana stand nur, nahm seine Hand und lehnte sich an ihn. Die Lippen zuckten auch ihr.

Das Dorf erreichten sie leicht und fanden Nahrung und Obdach. Am Tag nachher fanden sie sich heim nach dem Wildberg; und es waren in ihr Dorf, aus dem sie geflohen waren, keine Feinde gekommen; sie trafen Haus und Heimstatt unversehrt. — — — — —

Der Ratsherr Zopp und sein Weib kehrten nicht zurück. Sie lagen mit vielen erschlagen im Wald am „Gwüest“. Aber es kam bald Friede ins Land. Gerold Zopp kam in seines Vaters Erbe. Die Dorfsältesten halfen ihm wirtschaften die erste Zeit, aber er war frühreif, bald war er sein eigener Herr. Die Juliana hauste mit ihm. Dann wuchsen sie heran, zwei schöne und stattliche Menschen, seltsam hoch schossen sie auf, daß schon um ihres hohen schlanken Wuchses willen die Leute sie bestaunten, sie waren ein Bild, wenn sie Seite an Seite gingen. Und sie gingen selten allein. Wie sie zusammen hausten, so waren sie auch sonst wie zusammengeschmiedet. Sie waren verschlossen, hielten sich von den Dorflustbarkeiten fern, waren keine Kopfhänger und hatten doch einen an Trauer grenzenden Ernst in ihrem Wesen . . .

Der Gerold und die Juliana heirateten nicht. Sie lebten zusammen; die vom Wildberg und nicht nur die, zogen ihre Hütte tief vor ihnen, obwohl ihre Art bäurisch war wie die aller. Es lag etwas Adliges in der Ruhe, der Zufriedenheit, der Ausgeglichenheit ihres Lebens. Je älter sie wurden, desto mehr zogen sie sich in ihr großes Haus zurück. Der Zopp verkaufte seinen Landbesitz und entließ seine Knechte. Allmählich wollte ein und der andre Dörfler über die schrullenhafte Art, wie Bruder und Schwester sich selbst genügten, lächeln; aber der Spott kam nicht auf vor der seltsamen Würde, die über ihnen lag, wo immer sie unter die Leute traten.

Maria Waser / Einkehr

Du Pfad durch sanft verblassend Abendgold,
der Tag war laut. Nun sei die Nacht mir hold.

Der Tag war heiß. Nun fühle, stille Hand,
in Hirn und Herzen mir den schlimmen Brand!

Die Dunkelheit schon Stern auf Stern erweckt
und alle Form ins Grenzenlose reißt.

Wie führt es mich so wundersame Bahn,
fühlgleitend, einsamfelig sternenan . . .

Ist dies die Nacht, die keinen Morgen flieht?
Der Pfad, der nach den letzten Pforten zieht?

Und steh' ich vor der hohen Gnadentür,
kein' ärmere Bettlerin trat je herfür.

So gnadbeladen zog ich einst ins Licht.
Barhand stell' ich mich heute dem Gericht.

Zürnst du drum, ewige Gerechtigkeit?
Der Tag war heiß, der heiße Weg so weit
und alle, die da wanderten, so arm,
so trostberaubt im selbsterschaffnen Harm.

An Darbenden vorübergehn ist schwer.
Ich gab und gab, bis meine Hände leer.

Stückweis hab' ich das hohe Gut vertan
zu rascher Tröstung, die doch leerer Wahn.

Denn als es mich zur Rückwärtschau beschwor:
Sie schleppten sich so trostlos wie zuvor.

Dennoch, was ich getan, es reut mich nicht:
Auch eines Augenblickes Licht bleibt Licht.

Und eines nur ist, was mich heute kränkt,
daß ich mein Letztes, Bestes nicht verschenkt,
weil es, vom eifersüchtigen Tag erschreckt,
im stummen Innersten sich scheu versteckt.

Da liegt's nun qualvoll, grausam eingezwängt,
schwellende Frucht, die einst die Hülle sprengt.

Hältst du wohl, ewige Barmherzigkeit,
der mürben Hülle letzte Kast bereit?

Recht fern von Paradieses Glanz und Pracht,
im stillsten Winkel zwischen Tag und Nacht.

Dort harre ich im grünen Dämmerlicht
der Stunde, wo der Keim die Hülle bricht,
wo meines Herzens unversenkter Frucht
ein Keis entspringt in jäher Kerkerflucht.

Das Keis wird stark, das Bäumlein wird zum Baum,
an jedem Zweige zarter Knospen Flaum.

Und einst: ein stiller Wanderer tritt durchs Tor.
Da sieh, aus allen Knospen stürzt's hervor!

Mit hundert Blütenlippen singt mein Baum
von eines Lebens ungelebtem Traum.

Und Traum wird Leben, Leben wird Gericht.
Die Sühne? Selige Erlöserpflicht.

Bist du am Ziele, stiller Wandersmann?
Der Tag war heiß. Die Himmelsnacht bricht an.

Meinrad Unglin / Jagd in der grauen March

Im untersten Viertel des Stodwaldes, der von den Teustaler Matten bis zum Siebelfirst hinauf alle Hänge bedeckt, unterbrach ein Geschrei von Frauen- und Kinderstimmen die mittägliche Stille des einsamen Tales. Die Bellwer, fahrende Leute, Feder, hatten dort auf einer alten, von Gestrüpp und Jungholz überwachsenen Lichtung, im Kreis der bloßgestellten hochstämmigen Tannen, ihr Lager aufgeschlagen. Neben dem ausgefahrenen Holzweg stand der Wagen, das Zelt war auf starken gebogenen Ruten wie ein Kirchengewölbe darübergespannt; buntgewürfeltes Bettzeug quoll aus dem Hauptportal. Eine verlotterte, von Hölzern errichtete Hütte diente als Küche. Pfannen und alte Regenschirme lagen herum, auf den nahen Tännchen war geflickte Wäsche zum Trocknen ausgebreitet.

Der alte Bellwer hatte sich mit zwei Söhnen und dem Laufhund Frak bei Tagesgrauen auf die Jagd begeben und Hudi, den zweiten Hund, der morgen an die Reihe kommen sollte, im Lager zurückgelassen. Da sie Tag für Tag mit der Flinte auszogen, mußten sie, um die Hunde leistungsfähig zu erhalten, notgedrungen zwischen Hudi und Frak abwechseln, wobei sich der Zurückbleibende je-weilen nur schwer in seine Lage schickte und keine Gelegenheit ver-

säumte, durchzubrennen und sich ungeheißten an der Jagd zu betheiligen.

Nun war Hudi von der Kette losgekommen, vermutlich durch eines der drei Federkinder, die mit ihm unter dem Wagen zu spielen versucht hatten, und lief jetzt mit eingezogenem Schwanz und schlechtem Gewissen in den Wald hinauf. Die Frau entdeckte ihn von der Küche aus, rief ihn mit gellender Stimme zurück, schimpfte laut mit den Kindern, die sich lärmend verteidigten, und schrie einem Mädchen zu, das in der Nähe hastig unter den Tannen hervortrat: „Berti lauf! Fang ihn, sonst ist der Alte heut abend wieder verrückt. Lauf, lauf!“

Berta, ein etwa fünfzehnjähriges, schlankes Mädchen mit einem ausgeprägten schmalen, fahlbraunen, von Troß und Scheu gezeichneten Gesicht, Bellwers Nichte, eine natürliche Tochter seiner verstorbenen jüngsten Schwester, war im Lager geboren und aufgewachsen. Sie wurde zur Familie gezählt, doch wenn es dem Alten gefiel, behandelte er sie als Findling, und wenn ihr etwas fehlgeschlug, erfuhr sie wenig Nachsicht. Ihr war die Sorge für den zurückgebliebenen Hund aufgetragen, und so erschrak sie über seine Flucht mehr als die Frau selber.

Sie lief rufend und lockend hinter ihm her bis auf die Höhe eines schräg zum Siebelfirst ansteigenden Rückens, wo sie ihn aus den Augen verlor. Bis hierher hatte sie in der Frühe die drei Jäger begleitet, hier hatte sie allein eine einsame halbe Stunde lang gewartet und Fraß, den andern Hund, auf ein Hornzeichen von der Schnur gelöst. Dies gehörte in der Jagdzeit zu ihren Aufgaben; im Morgengrauen mußte sie ausziehen und an irgendeiner Stelle mit dem Hunde warten, damit drei Jäger statt nur zwei die „Stände“ besetzen und dem flüchtigen Wild auflauern konnten. Sie stand wieder unter denselben graubärtigen Tannen, doch wie sie auch rief und horchte, von Hudi war nichts zu sehen und nichts zu hören.

Da stieg sie durch den rauhen und steilen Wald entschlossen zum Siebelfirst hinauf, und hier nun geriet sie unversehens in ein Treiben hinein, das auch einem halbverwilderten Feder mädchen zum schlafenden oder verhehlten Herzen dringen mußte. Sie stand ruhig an eine Tanne gelehnt und blickte auf der westlichen Seite in den Flüelwald hinab, aus dem die ihr wohlbekannten Laute jagender Hunde heraufklangen. Zu ihrer Rechten stieg der Grat an, zur Linken bildete er einen jener Sättel, die das hinüberwechselnde Wild als Pässe benutzt. Sie sah aber ein Reh aus dem Flüelwald

heraufkommen, das daran zu verzweifeln schien, diesen Sattel zu erreichen; es schleppte sich ein Stück hinauf, blieb stehen, schleppte sich weiter und sank plötzlich keuchend zwischen ein paar kleine Tännchen hinein.

Die Hunde jagten, wie ihr schien, in einer anderen Richtung, doch während sie noch verwundert und regungslos verharrte, bogen sie aus jener Richtung ab und hielten geradenwegs auf den Sattel zu; ihr Gebell erscholl nun auf einmal so nah und laut, als ob sie einen mächtigen Sprung getan hätten. In diesem Augenblick erhob sich das Reh wieder und lief mühsam zum Sattel hinauf, einen Hinterlauf schleifte es nach, auf den Vorderläufen hinkte es, die Todesangst schrie ihm aus den Augen. Vom Sattel aber sprang es in Säßen, die ihm kein Mensch mehr zugetraut hätte, in den Stockwald hinab.

Berta preßte ihre Hände auf die Brust und starrte ihm offenen Mundes nach. Totes Wild konnte sie jeden zweiten oder dritten Tag sehen, sie erschraß nicht darüber, aber so etwas hatte sie noch nie erlebt, und sie war so betroffen, daß sie gar nicht daran dachte, die Hunde aufzuhalten.

Hudi und Fratz kamen kurz hintereinander angetrabt und stürzten sich, inbrünstiger aufheulend, aus dem Sattel hinter dem flüchtigen Tiere her in den Wald hinab. Gleich darauf rannte Bertas Vetter Franz in den Sattel hinein, verweilte einen Augenblick horchend, die Flinte gesenkt in der Rechten, und sprang dann in tollen Säßen den Hunden nach. Am jenseitigen Hang aber, Berta gegenüber, tauchte der alte Bellwer mit seinem jüngeren Sohne Karl auf. Den unförmigen Hut zurückgeschoben, das einäugige, große, verschwißte Gesicht vom heftigsten Zorn bewegt, rannte er, so gut er noch rennen konnte, fürchterlich fluchend in den Stockwald hinab. Franz nannte er einen Hurenlummel, weil er von seinem guten Stand in diesem Sattel weggelaufen sei, und vom Reh behauptete er, es sei hinten und vorne lahm, der Teufel müsse ihm weiterhelfen, sonst hätten es die Hunde schon längst am Genick.

Berta vergaß fast, daß hier gejagt wurde, sie hatte nur das todfranke Reh vor Augen und begriff nicht, wie es so weiterspringen konnte, und sie fragte sich noch immer erschrocken und wie ein Kind, das nichts von der Jagd weiß, was dieses arme Tier denn getan habe. Als die Jäger verschwunden waren, trat sie den Heimweg an, und da sich das Rehgebell nach rechts hin zog, hielt sie mehr links. Mitten im Walde aber, während sie einem steilen Bachufer entlang eine schmale Stelle suchte, um trockenen Fußes hinüberzukom-

men, hörte sie durch das Rauschen des Baches plötzlich die hegenden Hunde wieder. Die Jagd hatte umgedreht und kam geradenwegs auf sie zu.

Es schien, als ob der Zufall, der diese Jagd so ungeschickt wie möglich verlaufen ließ, nach ihr verlangte, denn von zwanzig Jagden würden kaum fünf ihren Weg gekreuzt haben und kaum zwei so grausam verlaufen sein. Sie stand am Uferhang hinter einer Tanne und hielt den Atem an. Das Reh kam durch den Bach herab. Mitten im Wasserlauf schleppte es sich auf eine traurige Art bachab, stolperte jeden Augenblick und kam fast nicht mehr weiter, es leuchte, hielt den Kopf gesenkt und lappte Wasser; das Wasser floß gerötet unter ihm weg. Die Hunde waren dicht hinter ihm her.

Berta begriff und teilte die Angst und Qual des Tieres, wie man nur am eigenen Leib Erfahren es teilen kann, und tat nun, vom Mitleid überwältigt, etwas offenbar recht Verkehrtes. Mit vorgestreckten Armen, weinend und seltsame Laute ausstoßend, trat sie an das Wasser herab. „Uh, uh, armes . . . du armes . . .!“

Weiter brauchte sie nicht zu gehen, das Tier mißverstand sie gründlich, es warf erschreckt den Kopf hoch, stürzte mit dem letzten Rest seiner Kraft den jenseitigen Uferhang hinan und verschwand.

Sie stand da und ließ die Arme hängen. Tränen flossen ihr in den offenen Mund.

Die Hunde verloren etwas weiter oben die Spur, dort wo sie in den Bach mündete, und schweiften suchend herum, während ihr Gebell allmählich verstummte. Dem Reh konnte das nicht mehr viel helfen, aber nun fand es wohl endlich Zeit, zu sterben.

Als die Jäger eintrafen und die Hunde an die Schnur nahmen, um mit ihnen die Ufer abzusuchen, kletterte Berta in das Geäst einer Tanne hinauf. Bald vernahm sie, daß die Spur wieder gefunden war, die Hunde gaben Laut und entfernten sich, verstummten aber plötzlich; dann hörte man Franz rufen, Karl antwortete mit einem trockenen Jauchzer, und der Alte lachte gräßlich auf.

Berta saß ganz still auf einem Ast, umarmte den Stamm und weinte.

Hans Roelli / Sturz in der Schußfahrt

Die Sehnsucht,
als Vogel ins Blaue zu greifen,
macht trunken und locker —
schon sperr ich die Arme in Flügel aus,

schon lös ich die Glieder zu federndem Traum,
schon wippen die Füße zum Fluge empor —
da trifft mich der Zorn des gewaltigen Berges:
sein Wirbel stürzt trommelnd mit mir zusammen,
und farbig, in Regenbogen geblendet,
schlage ich schütternd in Tiefe und Grund.

Und in dem schreienden schneidenden Tanz,
durch wildes Verhassten zu seliger Ruhe
lacht mich,
den staunend Emporgerafften,
die Augen noch irr von Dunkel und Schnee,
wieder die goldene Sonne an.

Gustav Renker / Der Türkenbrand

Auf einem Berge östlich von Wien steht ein Bauernhof und heißt „Der Türkenbrand“. Man sieht von dort aus weit ins flache Ungarland und im Westen bei klarem Wetter hinter den Höhenzügen eine feine Nadelspike. Das ist der Turm von St. Stephan im Herzen der großen Stadt. Hinwiederum erblickt der Türmer bei klarem Sonnenuntergang ein fernes Blitzen und Gligern und weiß, daß er das Sonnenspiegeln in den Fenstern des „Türkenbrand“ gewahrt. Der Hof ist alt, aber sein Holz ist glatt, fest und hell, als wäre es erst dieses Jahr geschlagen. Nur im Winkel der Wohnstube, wo unter dem Bildnis des Gekreuzigten das Öllämpchen brennt, ist in die saubere Wand ein Balken gefügt, der schwarz und halbverkohlt ist. Es sieht aus, als wäre hier einmal ein Feuer ausgebrochen und gelöscht worden, ehe es weiter um sich greifen konnte. Das aber ist keineswegs der Fall; der verkohlte Balken stammt von einem anderen Hause, das einmal an dieser Stelle gestanden ist. Damals hieß der Hof noch nicht Türkenbrand, und das begab sich im Jahre 1683.

Eine unheimliche schwarze Nacht lag über dem Lande und nur fern im Westen war ein schwacher Lichtschimmer der Wienerstadt. Der Wind fuhr über Busch und Heide, brauste gewaltig im nahen Wald und hundert gespenstische Laute waren wach. Im Bauernhof, den man dazumal nach seinem Besitzer „beim Alshauer“ nannte, zitterte ein schmales Licht unter den Stößen des Sturmes,

der durch Ritzen und Fugen drang. Zeitweise öffnete sich die Thür, und der alte Beith Aschauer trat heraus. Eine hagere, sehnige Gestalt mit schmalem, scharfem Gesicht, darin unter weißem Strähnhaar helle Augen ins Dunkle spähten. Zwei Tage und Nächte lugte Beith Aschauer jetzt schon in ein Land, das leer und verlassen war. Weit und breit lebte nichts mehr als dieser alte Mann und um ihn das scheue Getier der Wildnis.

Die Finsternis stand wie eine Basaltwand um den einsamen Hof, aber des Alten Augen und Ohren schienen sie zu durchdringen, wie der sichernde Hirsch um sein gehektes Leben bangt. Immer wieder hatte der Aschauer in die Weite geschaut, und nun war eben Mitternacht vorbei, als sich im Tobel unter dem Hof ein stöhnender Laut aus der Wirrnis der Sturmnacht löste. Es war ein dumpfer keuchender Hornruf, dem entfernter ein anderer antwortete. Auch brechendes Geäst knackte, ein gurgelnder Ruf kam von dort, wo der Hang steil, mit dornigen Sträuchern bewachsen, zum Tobel niederging.

Beith Aschauer hörte das, und die Spannung, die seine Züge seit zwei Tagen versteint hatte, ließ plötzlich nach. Er verschwand in dem gedeckten Gang zwischen Haus und Scheune, eine Weile war es ganz still, nur die Thür des Stadels hatte geknarrt. Dann kniete der Alte vor dem Herrgottswinkel in die Stube und betete so versenkt, daß ihn erst Poltern und schwere Tritte vor der Haustür aufrißen. Er stand auf und sein Gesicht war ruhig wie ein Herbstabend. Zur Thür schritt er, die Fackel in der Hand, und riß mit starkem Ruck den Flügel zurück. „Was haut ihr so an die Thür? Ist eh offen.“

Wilde braune Gesichter starrten ihn an, geblendet vom plötzlichen Licht. Eisen blinkte auf, grelle Farben schlugen aus bunten Turbanen. Mit heiseren Schreien drängte ein Ballen fremder Menschen in das Haus, Panzer rasselten, und wie blaue Blitze funkelten einige Krummsäbel über das Haupt des Bauern. Der neigte den weißen Scheitel, als hätte er nichts anderes erwartet und sah erstaunt auf, als ein herrischer Ruf die Säbel in der Luft erstarren ließ. Ein hochgewachsener Mann, dem eine fürchterliche Narbe über das Antlitz schründete, trat heran und packte Beith Aschauer hart an der Brust.

„Was tust du hier!“ fragte er in brüchigem, schnarrendem Deutsch.

„Ich bin der Bauer und das ist mein Haus.“

Der Türke ließ seine Augen ängstlich in jeden Winkel tauchen,

als befürchte er, daß Stuben, Speicher und Ställe plötzlich eine Schar Gewappneter ausspeien würden. „Alles ringsum ist geflohen — Narr du, was bist du geblieben?“

„Wird wohl einen Sinn gehabt haben, Türke“, erwiderte der Alte und machte sich mit einem Ruck frei.

Der muselmanische Hauptmann ließ ihn. Standen doch die Panzerreiter ringsum, noch immer hingen die Säbel in der Luft, und der Mord glitzerte in schmalen Asiatenaugen.

„Einen Sinn? Wenn du glaubst, du kannst jetzt gehen und Botschaft tragen nach Wien, daß der Türke kommt, dann irrst du.“

„Botschaft wird kommen.“ Geheimnisvoll lächelte der Alte.

„Von dir, he?“ Ein Wink und etliche zähe Janitscharenfäuste verflammerten sich an ihm. „Wir sind da“, fauchte der Türke. „Was am Wege steht, stirbt.“ Aschauer nickte.

„Du auch. Oder willst du dich allein dem Heer des Kara Mustapha entgegenstellen?“

Wieder das gleichmütige Nicken. Der Janitscharenhauptmann prallte zurück. „Wer bist du?“

„Der letzte deutsche Bauer — oder der erste, wenn du willst. Von hier an beginnt Ungarien. Dort aber“, sein Arm bog sich dem Westen zu, „dort ist das deutsche Land. Weithin, du weißt gar nicht, Türke, wie weit.“

„Wir werden es zertreten, wie wir dich zertreten werden. Der Türke kommt über die Welt.“

„Wohl, mich werdet ihr zertreten, das weiß ich. Aber was ist der eine, wenn die andern leben?“ Seine Falkenaugen bohrten sich hart in des Türken schiefes, glitzerndes Schauen. „Das verstehst du nicht, Janitschar, was? Ihr seid wie die Heuschrecken, schwärmt über Länder hin und habt in keinem Schwertstreich, den ihr führt, irgendeinen Sinn. Bei uns ist das anders und darum wird euch das Land und das Volk, das dort drüben ist, das Genick brechen.“

Der Hauptmann stieß ein unbändiges grobes Lachen aus und hieb sich auf den Schenkel, als hätte er den besten Spaß gehört. Dann wieder sah er mißtrauisch den Bauer an. „Lebst du ganz allein auf dem Hof?“

„Jetzt schon. Mein Sohn und sein Weib sind mit den Kindern in die Mauern Wiens geflohen. Dort wartet man mit Peck, siedend Öl und Karthaunen auf euch.“

„Wir werden die Wiener im Schlaf überrumpeln. Weg da mit der Fackel vom Fenster“, herrschte er den Bauer an. „Wenn du ein Zeichen gibst zur Stadt, lasse ich dich lebendig in Stücke hauen.“

Der Bauer senkte gleichgültig die qualmende Pechstange. „Da müßt schon ein ander Feuer her, wenn es der Türmer von St. Stephan sehen sollte. Ein riesiger Holzhaufen — oder gleich ein ganzer Bauernhof. Dann würden sie zu Wien wissen, daß der Türke nur mehr einen Tagesmarsch von den Bastionen entfernt ist. Was meinst du dazu, Hauptmann?“

Der Janitschar lachte unsicher. Etwas Unheimliches war ihm die Ruhe des Alten, der da unter den hochgeredten Krummsäbeln stand. Gespenstisch, schicksalhaft schien ihm dieses hartleiderne Bauerngesicht im unruhigen Flackerschein der tiefgehaltenen Fackel.

„Ein Narr wirst du sein und dein eigen Haus anzünden.“

Beith Aschauer zuckte die Achseln. „Was wär auch dran? Haus und Hof vergehen, die Erde bleibt. Und der deutsche Bauer lebt.“

Türkisch funkelten gelbe Augen. „Du wirst nicht mehr lange leben.“

„Kann sein. Ich bin alt. Nach mir werden wieder Bauern kommen, wenn ihr schon längst vertrieben seid in euer steiniges Asien hinab. Die Äcker, die jetzt eure Pferdehufe zertrampeln, werden wieder Furchen haben, und Getreid wird wieder wachsen — —“

„Halts Maul, alter Schwächer. Was soll das Reden?“

„Hab's schon gesagt: hat alles seinen Sinn. Wirst es bald merken, Türke.“

Der Janitschar rüttelte den alten Mann. „Was Sinn? Versteh dich nit. Sag's, oder . . .“

Der Bauer wehrte sich nicht; wie eine Gliederpuppe flog er in den Fäusten des riesigen Kriegsmannes hin und her. Nur seine Augen waren lebendig, hingen am Fenster und schienen etwas zu suchen. Bangend zuerst, allmählich aber aufleuchtend in erfüllter Gewißheit.

Ein roter Schein war draußen aufgesprungen, purpurne Wellen brandeten über die Wiese, brachen sich am schwarzen Steilufer des Waldrandes. Da stießen vor dem Haus Rufe empor, neue Krieger drängten sich durch die Tür und schrien ein Wort, das der Bauer nicht verstand und doch begriff.

Feuer.

„Hat lang gebraucht, bis es sich durchgefressen hat vom Heuboden zum Dach. Jetzt könnt ihr's nicht mehr löschen bei dem Sturm. Und in Wien wissen sie . . .“

Des Alten Worte erstickten im Wutgeheul der Türken, im Niederkrachen der Säbel.

Es steht ein Hof im österreichischen Lande, dort, wo die letzten deutschen Worte erklingen. Und ein verkohlter Balken erinnert an den Türkenbrand, da ein deutscher Bauer starb. Das ist heuer gerade zweihundertundfünfzig Jahre her.

Emanuel Stiedelberger / Die Straße

Durch die nächtlich dunkeln Lande
zieht sich, eine bleiche Zeile,
falbe Felder fahl zerteilend,
sänftlich schwarze Wälder säumend,
schlummermüd die alte Straße.

Sinnend rast' ich auf der Höhe.
Und jahrhundertlanges Wandern
staubgewordener Geschlechter,
die da ihrer Wege zogen,
schwebt und schwindet, huschend, hastend,
scheuen Schatten gleich, vorüber.

Unten träumt die alte Straße,
träumt von goldnen Prunkkarossen,
Leichenzügen, Hochzeitsfahrten,
schwerem Tritt der Kriegerheere,
frohen Burschen, frommen Pilgern,
hohem Glück und herbem Leide
und von freudlos ödem Wallen.

Schlummert, träumt. Und träumt und wartet
auf des ew'gen Alltags Werden,
da die junge Sonne leuchtet
neuer Wandrer neuem Wandern.

Emanuel Stiedelberger / Guardian und Graf

Mehrmals die Woche sah man den FranziskanerGuardian nach der Neu-Habsburg reiten. Weilte Graf Rudolf in der Stadt, so lehrte er im Kloster ein. Den Propst zu Sankt Leodegar zerfraß ohnmächtiger Jorn: der Bettelmönch war offensichtlich des Grafen rechte Hand in allem, das die Stadt anging.

Der Grund, der den Isnyer zum erstenmal auf die Burg berief, war ein Vorwand gewesen. Rudolf pflegte seine Übertretungen in den Schoß eines unwissenden Kaplans von großer Herzens-einfalt zu begraben, dem überdies die Gabe der Vergeßlichkeit eigen war.

Doch es kam der Tag, an dem er, dessen stummem Drängen nachgebend, dem Barfüßer beichtete. Dank für die empfangenen Dienste und tastender Versuch: des Grafen Sünden waren diesmal just läßlich und von der Art, ihm keine Blößen zu geben.

Er lernte den Mönch von einer neuen Seite kennen. Keine der gewohnten Formeln und frommen Sprüche obenhin: der Doktor der Gottesgelahrtheit stellte sein Licht nicht unter den Scheffel, er ermahnnte durch spitzfindige Betrachtungen, dem Denken und Sehnen seines Beichtkinds erstaunlich angemessen. So daß, da er das *Absolvo te* sprach, der Graf sich von Herzen erbaut erhob, geistlich gefestigt in all seinem Trachten.

Von da an erstarb die Pflanze des Mißtrauens, die in ihm gegen den Guardian gewuchert hatte. Der Mann, der ihn trotz alles Widerwillens seit ihrem ersten Zusammentreffen unwiderstehlich angezogen hatte, ward sein Verbündeter; er begann, seine heimlichsten Pläne mit ihm zu beraten, machte ihn zum Mitwisser seiner kühnsten Träume.

Des Grafen Träume: sie nahmen einen hohen Flug.

Wenn der Guardian zu Besuch auf der Burg war und sie das auf der Hand Liegende besprochen hatten, dann liebte er es, mit ihm auszureiten, oder sie ruderten in einem Nachen auf den See hinaus, um ohne Zuhörer zu sein; da erging er sich, während sie das Boot treiben ließen, in den Möglichkeiten, seine Hausmacht auszudehnen nach allen Windrichtungen. Saboten konnte zurückgedämmt, dem lässigen Kleinadel seine Güter abgehandelt, den immer mehr zerfallenden Abteien ihr Besitz geschmälert werden.

Einmal — da Rudolf seiner Gewohnheit gemäß laut denkend Möglichkeiten einschätzte und gegeneinander abwog — fiel ihm auf, daß seines Begleiters fluge Einwürfe ausblieben.

„Ihr folgt meinen Ausführungen nicht, überlegt etwas Besonderes, Bruder Heinrich!“ unterbrach er sich.

Der Guardian nickte: „Ich überlege eine Möglichkeit, die so weittragend ist, daß sie der Geist kaum faßt.“ Sein Blick verlor sich in der Ferne, wo die beiden Mythen aus dem Blau ragten. „Und doch“ — ein Ruck ging durch seinen Körper, ein Gedanke nahm greifbare Gestalt in ihm — „und doch: eine Möglichkeit, kein

Hirngespinnst. Richard von Cornwallis hat der Schlag gerührt, Alfons, der Gibelline in der Schlafmütze, bewirbt sich beim neuen Papst vergeblich um die Kaiserkrönung. Frankreich streckt seine Hand aus nach der deutschen Krone. Gregor selbst läßt den Kurfürsten die Wahl eines Oberhauptes in kurzer Frist anbefehlen, solle er nicht selbst in die Wahlfrage eingreifen."

"Die Botschaft entspringt der Angst, dem übermächtigen Frankreich und Karl von Anjou willfahren zu müssen."

"Das Interregnum geht zu Ende. Des Papsts Drohung muß wie ein Peitschenhieb wirken; den Kurfürsten bleibt nichts übrig, als zu wählen."

Rudolf nickte: „Ihr habt recht, fluger Mönch, daß Ihr meine Überlegungen in diese Richtung lenkt. Manche Stunde seit des Engelländers Tod habe ich hin und her erwogen, wer des Reiches Haupt werde. Viel hängt davon für meine Pläne ab, vielleicht alles. Laßt hören, wen mutmaßt Ihr als künftigen Kaiser — Ludwig von Bayern?"

"Er ist den Kurfürsten zu mächtig und zu gewalttätig!"

"Dann schiede auch der Böhme Ottokar aus."

"Kein einziger gäbe ihm die Stimme! War er's nicht, der bisher jeden Wahltag vereitelte?"

"Friedrich von Thüringen, der als der Erbe der Staufer gilt?"

"Das schließt die päpstliche Zustimmung aus. Und dann — ein Kind noch!"

"Ihr denkt an einen bestimmten Namen, habt eine Überraschung für mich — redet!"

"Gestern übernachtete im Kloster ein Vertrauter des Kurfürsten von Mainz. Er nannte als Antwärter den Anhalter Grafen, Siegfried."

Eine Blutwelle schoß Rudolf ins Gesicht:

"Ein Graf — deutscher Kaiser!"

"Ein Graf — deutscher Kaiser!" wiederholte der Barfüßer mit eigentümlicher Betonung.

"Ihr wollt sagen . . ."

"Warum soll's nicht Graf Rudolf von Habsburg sein?" Mit ruhiger Stimme sprach er das Unerhörte aus.

Überwältigt, von der Wucht der Vorstellung schier erdrückt, stierte der Habsburger in die leise bewegten Wellen. Wildententummelten sich unweit des Bootes auf dem Wasser; hie und da verschwand eine, um unversehens an anderer Stelle aus den Fluten zu tauchen.

Der Guardian begann, seinen Einfall in klaren Worten zu erläutern: den Großen des Reiches stand ihre Macht im Wege. Was not tat, war eine starke Faust, ein helles Auge, ein Herrscher, dessen Vergangenheit nicht von vorneherein den Widerspruch der Kurie erweckte. Er malte die Vorteile der Erhebung auf den Thron aus: Ruhm, Sicherung und Erweiterung der Hauslande, Vermählung der Kinder mit den Großen des Reiches. Nüchtern, durch den scharfen Gedankengang überzeugend, folgten sich seine Worte. Erst in den Schlußsatz legte er etwas Wärme: „Keinem Haupte stünde die Krone besser an, als dem Cuern!“

Rudolf schlug eine kurze erregte Lache an: „Ihr redet, als sei ich's, der zu entscheiden hätte. Wer denkt an mich, den in den Bergen Vergrabenen!“

Der Funke hatte gezündet. Schon arbeitete es fieberhaft hinter seiner hohen Stirne.

„Ihr steht gut mit dem Mächtigsten, dem Kurfürsten von Mainz.“

„Ich gab ihm das Geleite über den Gotthard, da er das Pallium in Rom holte. Doch er unterstützt den Bayern. Nein — aber mein Vetter, der Burggraf Friedrich von Nürnberg! Der könnte für mich eintreten, werben. Er ward durch den Böhmen geschädigt, würde an mir die sicherste Stütze seiner Ansprüche finden.“

„So säumt nicht! Laßt ihn die Kurfürsten einzeln besuchen, jedem Vorteile verheißten.“

Heinrich von Usnh nahm für etliche Tage auf der Burg Wohnung. Sie besprachen fortan nichts anderes.

Noch in der nämlichen Woche ritt ein Bote an den Zollern ab.

Eilends war der Barfüßerguardian noch spät nachts auf die Habsburg geladen worden.

Rudolf, im Rittersaal auf und ab schreitend, empfing ihn in hastiger Unruhe:

„Derweil ich Tauben auf dem Dache züchte, lockt man mir die Spaken aus der Tasche! Säckingen ist abgebrannt; Bischof Heinrich von Basel hat auf die Kunde die wehrlose Stadt überfallen und ausgeraubt. Der Wochen, die ich mich hier dem Pirschgang hingab, sind schon zu viele. In der Morgenfrühe reite ich ab, den übermütigen Welschen zu züchtigen!“

Der Guardian blickte durch die Mauerlücke in die Buchenkronen, auf denen zwei streitende Elstern spektakelten. Fern, auf halber Höhe der Rigi, kreist als einsamer Punkt ein Weiß.

Schade, wenn sich der Habsburger durch seinen Kleinkrieg mit dem Streithahn in der Mitra vom Aufstieg abhalten ließ, der ihn hoch über die andern tragen sollte!

Er zuckte die Achseln: „Mit Vergunst, Herr Rudolf, wie geht's seit Jahren zu? Der Bischof besetzt Neuenburg, dafür verwüstet Ihr den Neuenburgern ihre Äcker und Weinberge; er verbrennt habsburgische Dörfer, setzt Euerm Heiligtum Othmarsheim den roten Hahn aufs Dach, Ihr legt zum Dank die Basler Vorstadt vor dem Kreuztor in Flammen. Jetzt überfällt er eine abgebrannte Stadt — Ihr wollt ihn züchtigen. Womit? Mit Sengen, Brennen und Morden schafft Ihr Euch Feinde, und — der Bischof setzt zum nächsten Zug an.“

Rudolf fuhr auf. Seine Stimme bebte vor verhaltener Wut: „Soll ich zuschauen, wie er meine Lande schändet? Auf die Knie mit ihm! Er muß sehen, wie mich die Basler zu ihrem Schirmvogt nehmen, gleich den Zürchern, den Reichsländern am Luzerner See, den Sankt Galler Gotteshausleuten. Ich bin's, der herrschen will, herrschen — hört Ihr? — Und kein aufgeblasener Bischof soll mir davor sein!“

Der Guardian nickte: „Könnt Ihr ihn bodigen, so tut's. Aber seid dessen im voraus sicher. Sieghafter Krieg — kein Geplänkel!“

„Die Orte, deren Schirmvogt ich bin, ziehen mir zu. Die ausgewiesenen Sterner selbst helfen mir.“

„Basels Mauern sind fest. Ein groß Heer möchte sie umsonst berennen. Ja, wenn Ihr innert dieser Mauern Bundesgenossen gewönnet!“

„Bundesgenossen in Basel!“

„Die Sterner haben Freunde; kann es anders sein, als daß auch unter den Psittichern und den Zünften Gegner des gewalttätigen Bischofs sich finden? Mit guten Worten, mit Geld, vermöchtet Ihr Euch Freunde zu schaffen, des Feindes eigenen Bau zu unterwühlen. Und vor allem: Ihr erhaltet zuverlässige Rundschau in allen Dingen.“

Lächelnd blickte ihn Rudolf an. Diesmal kam der Fuchs in der Rutte mit seinem Räte zu spät: „Schon mahlen zu Basel meine Mühlen. Mir ist ein Domherr ergeben, der mir vordem Schreiberdienste tat. Er gehört zum Erbämtergeschlecht der Reichen von Reichenstein und sitzt durch Geburt und Stand an der Nachrichtenquelle.“

„Peter Reich!“ Der Guardian zog die Brauen hoch.

„Ein Mann ohne Arg!“

„Ohne Arg, ja. Aber leicht durchschaut, leicht zum Narren gehalten.“

Jetzt fing in Rudolfs Gehirn der Funke Feuer, den sein Besucher, ohne sich zu nennen, hatte springen lassen. Unvermittelt sprach er: „Zieht als Rundschafter für mich nach Basel!“

Heinrich von Isny verneigte sich: „Ich diene Euch in allem. Just weilt der Provinzial unseres Ordens dort: es fällt mir leicht, ihn in Angelegenheiten des Klosters zu besuchen.“

„Für etliche Tage? Das bringt mir geringen Nutzen.“

Ein eigentümliches Lächeln huschte über des Barfüßers Stirne: „Vielleicht hat der Provinzial Gründe, den Basler Guardian nach Luzern zu versetzen . . .“

Rudolf verstand. Schon sah sich der Mann vor ihm mit der geheimen Kraft im dunkeln Auge als Haupt des Basler Klosters. Er selbst zweifelte nicht mehr am Gelingen des Planes. Kopfschüttelnd sprach er:

„Sagt mir: wie kamt Ihr, der so viele zum Vorspann Eures Willens macht, in den niedrigsten der Orden?“

Der Blick seines Besuchers schimmerte rätselhaft:

„Wir alle sind dem Laufe der Gestirne botmäßig. Ehe der erste Reif fällt, seid Ihr römischer König!“

Er wandte sich zum Gehen.

Albin Zollinger / Bodensee

Der Wind rinnt über die Wasser,
sie dunkeln.

Die Moore schimmern nasser
und funkeln.

Der Abend geht wunderbar heiter
über die Tiefen hinaus.

Vögel schwärmen in weiter
fallender Linie aus.

Unter dem hohen Lichte
wallen Gebirge wie Rauch,
Schatten, Schauer, Gesichte
gehen mit einem Hauch,
gehn mit Geruch von Kammern
von Lampen und Lein
mit einem Wohl laut von Ammern
in das Dunkel hinein.

Und Krieger erstehen im Lande
und wandern die lange Nacht,
von einem finsternen Brande
liegen die Himmel entfacht.
In ihrem Atem von Kühle
steigen die Wasser, und blau
mit Kerzen und hohem Gestühle
bauen sie Dome ins Grau,
türmen sie Städte und Berge
und Burgen und Wald,
Friedhöfe voll alter Särge:
Ewigen Aufenthalt.

Cäsar von Urx / Reisläufer

(Szene aus dem 1. Akt des Schauspiels „Der Verrat von Novara“. —
Auf Turmanns Hof in Uri, im Spätherbst 1499.)

Die Mutter: Unseiner, der zeitlebens nicht über die eigene
Ruhweid' hinauskommt, weiß von der Welt, was ein Dchß von
einem Brettspiel. Und wenn ich den Erni einmal nach so was frage,
dann heißt's nur: das verstehst du ja doch nicht.

Schl g (ihr Sohn, eben heimgekehrter Reisläufer): Als ob es
da etwas Besonderes zu verstehen gäbe! — Der König von Frank-
reich, der ehemals ein Herzog von Orléans war, und der Herzog
Ludovico Sforza von Mailand stammen beide mütterlicherseits von
dem Geschlecht der Visconti ab, denen das Herzogtum Mailand ge-
hört hat. Und nun händeln die zwei schon bald seit zehn Jahren um
das Herzogtum Mailand, denn jeder behauptet von sich, er wäre
der allein Erbberchtigte!

Die Mutter: Und wegen so einem Familienhändel laufen
jetzt unsere Schweizermannen wieder zu Tausenden von daheim
weg?!

Schl g: Aus dem Familienhändel ist ein Welthändel geworden,
seitdem der Herzog von Orléans König von Frankreich ist. Vene-
dig, der Papst, Spanien, England, Ungarn, Böhmen und halb
Italien sind mit dem Franzos verbündet — der Kaiser Maximilian
und der König von Neapel halten zum Mailänder.

Die Mutter: Dann sollen sie's auch selber ausfechten —
was brauchen sie da Schweizer dazu?!

G h l g : Wir Schweizer brauchen das Geld, das sie uns dafür bezahlen.

D i e M u t t e r : Und warum braucht ihr das Geld? Weil ihr die alte Einfachheit nicht mehr in Ehren haltet! Weil heutzutage der letzte Hintersäß meint, er müsse wie der reiche Mann im Evangelium ein Herrenleben führen, sonst sei er kein rechter Mensch!

G h l g : Pfaffengeschwätz!

D i e M u t t e r : Ist's vielleicht nicht wahr? Schau doch nur einmal die Kleider an gegen früher; alles fürs Aug', nichts wahrhaft! und wie in den Kleidern, desgleichen im Essen — statt der urchigen Kost das fremde Geschleck. Das Geld wird für einen Dreck geachtet, die Arbeit für eine Schand'! Saufen, fressen, fluchen, schwören, würfeln und den Weibern am Schurz herumstehen, das ist jetzt gang und gäbe landauf und landab.

G h l g : Und wenn es noch so wäre! Ist es nicht besser, die Leute schöpfen aus dem vollen Trog als daß sie hungern? Ohne fremden Kriegsdienst hätten fünfzig vom Hundert nichts zu beißen!

D i e M u t t e r : Weil sie nicht schaffen wollen, dafür in Floribus leben!

G h l g : Nicht schaffen wollen! — Geh, hau', wo's kein Gras hat! Unser Land ist zu klein und der Boden zu mager.

D i e M u t t e r : Der Boden gäb das Doppelte her, aber nicht von nichts — es braucht Hände dazu!

G h l g : Mehr Milch als sie hat, läßt sich aus keiner Kuh melken, ob da einer oder drei am Euter ziehen. Wir sind halt unser zu viel am Tisch — da reicht's nicht für jeden, wenn alle den Löffel in die gleiche Schüssel tunken.

Elsaß-Lothringen

Wenigen Außenräumen des deutschen Volksbodens ist ein so jähes Auf und Ab zuteil geworden wie dem Elsaß-Lothringens. In beiden Fällen, im Elsaß und in Lothringen, handelt sich's um uralte deutsche Kulturlandschaften: im Elsaß um eine dem alemannischen Bereich, in Lothringen um eine dem fränkischen Bereich zugehörige. So ist es nur begreiflich, daß das Elsaß bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ununterbrochen zum Gefüge des Deutschen Reiches gehörte. Erst nach dem Westfälischen Frieden begann etappenweise der Prozeß der machtpolitischen Eingliederung in den französischen Staat. Die Loslösung Lothringens (in dem immer schon Deutsche und Franzosen nebeneinander lebten) vollzog sich infolge innerdeutscher Wirren schon früher. Zuerst gingen die freien Reichsstädte Metz, Toul und Verdun an Frankreich verloren, dann die gleichnamigen Bistümer und schließlich das Herzogtum Lothringen. In dieser ersten Franzosenzeit Elsaß-Lothringens kam ein eigenartiger Vorgang zum Vorschein, der damals schon dieser deutschen Volksgruppe (die deutschen Elsässer und die deutschen Lothringer fühlen sich trotz ihrer Stammesdifferenz immer wieder durch gemeinsame politische Schicksale verbunden) das eigenartige Gepräge verlieh, das auch heute noch nachwirkt. Die Franzosen gingen zunächst scheinbar auf keinerlei kulturelle Eroberungen aus, aber dem damals festgefügtten französischen Staatsbewußtsein stand auf deutscher Seite im gleichen Zeitraum die Ohnmacht eines aus den Fugen geratenden Reiches gegenüber. So waren die Deutschen nur auf ihre landschaftliche Eigenleistung angewiesen. Die Schulen und besonders die Universität Straßburg blieben vorerst noch Zentren der deutschen Kultur. Allerdings versuchte Frankreich bald schon auf zivilisatorischem Wege und durch kluge Personalpolitik die Französisierung zumindest der Oberschicht in Elsaß-Lothringen zu erreichen. Die innerlich Schwachen fielen dieser Taktik in derselben Zeit zum Opfer, in der selbst im Reich, vom höfischen Leben bis zum bürgerlichen, Frankreich als tonangebendes Land galt. Die Volksbewußten aber setzten schon vor der napoleonischen Zeit den westischen Überfremdungsversuchen die große Kraft der bodenständigen elsässischen Volkskultur entgegen. Die Rolle, die bis zum heutigen Tag, ja in der schwierigen heutigen Lage erst recht, die Mundart im Kulturgepräge Elsaß-Lothringens spielt, ist nur bezeichnend für diese jahrhundertlange Gegenwehr aus den Kräften der Landschaft und des Stammes bei oft

mangelnder Förderung durch das Ganze des Reiches. Seit der napoleonischen Zeit begann dann eine schroffe Französisierung. Die Schulen wurden nun auf die französische Unterrichtssprache umgestellt, die leitenden Stellen der Beamtschaft durch Zentralfranzosen besetzt. Schwere Gefahren für das deutsche Volkstum tauchten damit auf. Aber das Bauerntum und die bodenständige Arbeiter- und Handwerkerschicht behielten ihre deutsche Art trotzdem bei.

Diese Franzosenzeit war 1871 durch den Sieg des Reiches beendet. Das rückgegliederte „Reichsland“ Elsaß-Lothringen nahm am Aufschwung des Zweiten Reiches in vollem Maße teil. Es war gewiß nicht leicht, die Zwischenzeit rasch aufzuholen. Daß die Elsässer die Begeisterung der Befreiungskriege und die Kulturentwicklung von der Klassik und Romantik zum Realismus nicht im Gesamtgefüge des Reiches miterlebten, hat manche Lücke geschaffen, die auch mit Hilfe guter preussischer Organisationsformen nicht ohne weiteres zu füllen war. Trotzdem wurde in der Zeit zwischen 1871 und 1914 unendlich vieles aufgebaut, und das Bewußtsein der Geborgenheit im Reich und im Deutschtum war so stark, daß auch die seit 1904 in verschiedensten Formen durchgeführten französischen Durchsetzungsversuche nicht sehr rasch Wurzel faßten. Erst der unglückliche Ausgang des Weltkrieges brachte dann den Umschwung.

1918 wurde Elsaß-Lothringen sofort wieder Frankreich einverleibt. Da diese Einverleibung als „Restitutio“ begründet wurde, zwang Frankreich diejenigen Deutschen, deren Familien nicht schon 1870 in Elsaß-Lothringen ansässig waren, auszuwandern. Über 150 000 Deutsche mußten Hab und Gut und Boden im Stich lassen. Frankreich ging nun von der Fiktion aus, die Zurückgebliebenen seien von früher her französische Staatsbürger, also „Franzosen“. Aber alle seither stattgefundenen Wahlen haben gezeigt, daß von den rund 1 900 000 Elsaß-Lothringern fast 1 600 000 dem deutschen Volk zuzurechnen sind. Die radikale Französisierung, die der Muttersprache kein Recht mehr läßt — denn der spärliche Unterricht im Nebenfach Deutsch wird von französischen Lehrern erteilt —, veranlaßte sehr bald schon das Verlangen nach einer deutschen Autonomie der Elsaß-Lothringer. Eine Reihe politischer Gruppen fanden sich als „Heimatrechtler“ zusammen, um diesem Autonomie-Begehren zur Anerkennung zu verhelfen — bisher freilich mit wenig Erfolg. Auch die nun heranwachsende Generation stellt sich der Autonomie-Forderung zur Verfügung. Gewiß gibt es in Elsaß-Lothringen unter den Deutschen auch eine Anzahl von Utraquisten, die glauben, zwischen den Nationen stehen zu sollen. Je stärker aber im deutschen Volk der ganzen Welt das Bewußtsein der Volkseigenart erwacht, desto kleiner wird

ihre Zahl werden und desto stärker wird der berechtigte Anspruch auf Respektierung der deutschen Eigenart der französischen Staatsnation gegenüber zur Geltung gebracht werden können. Die Erhaltung der vollsaftigen Mundart und des reichen Brauchtums wird — wie bisher — diese zähe Auseinandersetzung mit Recht stützen.

Die alte Erkenntnis, daß gerade an den Volkstumsrändern aus ihren Gefahrenmomenten heraus oft wichtigste nationale Kulturleistungen zustande kommen, hat sich im Bereich der Literatur im Elsaß immer bewährt. Welche wichtigen Schöpfungen verdankt nicht schon die deutsche Literatur des Mittelalters, bis hin zum Aufglühen der Mystik, dem Elsaß! Und war nicht Straßburg der Ausgangsort der nationalen Bestrebungen des deutschen Humanismus? Wie wurde hier gerade von der großen Satire her im Reformationszeitalter der Kampf der beiden Fronten ausgetragen. Von hier war damals auch die Bilderflut Fischarts ebenso ausgegangen wie die närrische Weisheit des Lalebuchs (der ersten Fassung des Schildbürgerbuches). Vom Elsaß aus hatte im Barockzeitalter der große deutsche Warner Moscherosch der überfremdeten Alamode-Welt zürnend in seinem „Philander“ das Spiegelbild vorgehalten und das germanische Gegenbild danebengerückt. Im Elsaß führt unter dem Eindruck des französischen Kultureinbruchs die Begegnung Herders mit Goethe dazu, daß — über das ganze Reich hinweg — die ostdeutsche Grenzidee der deutschen Wiedergeburt in Goethe Echo findet, so daß die ganze „Deutsche Bewegung“ vom Sturm und Drang zur Romantik ihren Ausgang aus dem bedrohten Elsaß nimmt. So aber könnte man Etappe für Etappe die großen literarischen und damit die großen kulturellen Ereignisse aufzählen, die gerade von dieser völkischen Gefahrenzone her immer wieder ihren Ausgang nahmen — bis hin zur wichtigen Lebensleistung *Lienhards*, die nun erst durch Langenbacher nicht nur in ihrer grenzdeutschen Bedeutung, sondern in ihrer allgemeinen Wichtigkeit für den Widerstand gegen den liberal-individualistischen Geist und gegen alle Überfremdungen des 19. Jahrhunderts ins richtige Licht gerückt wurde. So verdanken wir gerade auch Lienhard wichtige dichterische Darstellungen der großen Vergangenheit und der jüngstvergangenen Tragik seiner Heimat („Der Raub Straßburgs“, „Westmark“).

Wer das Fortdauern der alten Substanz des Volkstums als Bürgen der unabänderlichen deutschen Kultur in diesem Grenzraum bewerten will, der darf sich nicht nur die Tatsache vor Augen halten, daß gerade im Elsaß Goethe und Herder deutsche Volkslieder in großer Zahl lebendig vorfanden und daß mit aller Mundartpflege auch dieser kostbare Schatz bis zum heutigen Tag weiterlebt; sondern der muß vor allem auch die großartige lothringische Volksliedersammlung von Louis

P i n d: „Verflingende Weisen, Lothringer Volkslieder“ (3 Bände, 1926—1932) vornehmen, die unserer ganzen Nation ein unerwartetes Geschenk im Ausmaß der Wunderhorn-Sammlung bedeutet.

Wie stark dann der Anteil der Kriegsgeneration war — die deutschen Elsässer und Lothringer haben sich ja in der Schicksalserprobung von 1914 wahrhaftig als Deutsche erwiesen — das vermag uns etwa die Ihrische Leistung des im Krieg gefallenen Elsässers Ernst Stadler zu zeigen. Sein „Aufbruch“ war — von wenigen Übertreibungen und allzu zeitbedingten Fehlschlüssen abgesehen — Auftakt einer Ausdruckskunst, die noch völlig auf deutschem Boden stand und so wie das vulkanische Jugendschaffen von Hanns Johst dem westlich bedingten Impressionismus ein aus metaphysischen Tiefen aufquellendes Innenbild der Welt entgegenstellte — und ein absolut kämpferisches dazu, das die Grundvoraussetzung der männlichen Opferbereitschaft ebenso anerkannte wie die beseelte Organik als Gegenwehr gegen die Technisierung des „modernen“ Geisteslebens. Stadler gehört zur Ahnenreihe der Frühvollendeten; der Abbruch seines Werks durch den Heldentod bedeutet einen Verlust für das deutsche Schrifttum.

Nach der gewaltsamen Lostrennung vom Reich entstanden diesseits und jenseits der Reichsgrenzen viele Dichtungen, die dieses harte Schicksal beschwörend festhielten. Vom Reich her ist sicherlich Ernst Bertrams Ihrischer „Straßburg“-Zyklus (1920) der vollendetste Ausdruck dessen, was in diesem Augenblick die ganze Nation bewegte. Von den Elsässern selbst war es neben Lienhard vor allem Hans Karl Abel (* 1876 Bärenthal), der in seiner Ihrischen Sammlung „Was dein einst war“ das Bild des Elsaß und seiner Menschen aufrichtete und den tiefen Schmerz des „Entrechtet“ zur Geltung brachte. Auch im Roman war diese Wende des elsäß-lothringischen Schicksals immer wieder festgehalten worden. Der Schlesier Nikolaus Bruck (Ps. für Wilhelm Teichmann), der auch sonst als Historiker viel zur Erforschung der elsässischen Geschichte getan hat, veröffentlichte 1921 den Roman „Ausklang. Ein Straßburger Roman aus dem Ende der deutschen Zeit“. Hier ist in anspruchsloser Erzählform viel dokumentarisch Wichtiges aus dem Übergang in die französischen Hände überliefert. Elsässer und „Elsässer“ sind einander gegenübergestellt. Große Gesinnung und kleinliche Rache, die Vertreibungstaktik der „Elsässischen Säuberungskommission“ und vieles andere, das den Abmarsch der deutschen Truppen und das Einrücken der Franzosen begleitete, ist lebendig geschildert. Das Kapitel „Le jour de Gloire“ ist geradezu als Quelle bedeutsam. Auch die Saarländerin Lisbeth Dill (* 1877 Dudweiler-Saarbrücken) hat in ihrem Roman „Der Grenzpfahl“ die gleiche Schicksalsstunde des Elsaß geschildert. Am anschaulichsten und

dichterisch reifsten freilich berichtet uns die Lothringerin Polly Maria Höfler in ihrem Roman „Der Weg in die Heimat“ das Selbsterlebte dieses kritischen Augenblicks. Die politische Wirkung auf wahrhaft Deutsche und auf wahrhaft französisch Gesinnte, die Wirkung aber auch auf die Halben und Juden. Das große Zutrauen zum Reich und seinem Heer — und die übergroße Enttäuschung über den Zusammenbruch der von der Etappe und vom Hinterland her unterminierten Front; alle die sich steigernden Vorzeichen der neuen Herrschaft und das endgültige Hereinbrechen der tragischen Wendung; all diese Leidensstationen der deutschen Lothringer werden von der Dichterin realistisch und, vom einzelnen ins Allgemeine vordringend, lebenswahr geschildert. An der Vaterlandsiebe eines Franzosen erkennt eine noch unentschlossene Deutsche, wohin sie selbst gehört. Auch das Bild der Franzosen und der Mischfamilien ist ohne Verzerrung gelungen. Im ganzen ein in sich ausgeglichenes Bild einer schweren deutschen Stunde.

Aus der jungen Generation hätte sonst mancherlei Mundartliches vorgelegt werden können. Aber auch das neue Bild des deutschen Menschen in diesem abgetrennten Gebiet wächst nun wenigstens in Andeutungen. Die Anthologie „Neue Fahrt. Elsassische und lothringische Lyrik der Nachkriegszeit“, ausgewählt und eingeleitet von Raymond Buchert (Gebweiler 1929) bietet zwar Ungleichartiges; aber viele Gedichte von Buchert selbst, von Lothar Mundan und Georg Schaffner, von Victor Schmidt und Henri Soldan weisen uns doch den Weg, den nun die elsässisch-lothringische Dichtung nimmt: von der Ausdruckskunst herüber in eine Mythisierung dieser Heimatlandschaft, die Realistisches an Metaphysisches zu binden sucht. André Niderrlands Gedicht „Ein Bild von euch“ aber mag in das Zwiespältige hineinleuchten, das der jungen Generation heute innerlich zu kämpfen gibt.

Es wird sicherlich nicht lange dauern, dann wird auch die junge Generation mitten aus dem schweren Druck, der auf ihr lastet, schwerwiegende dichterische Leistungen zustandebringen: Kinder der Not zwar, aber desto stärker dem Ganzen des eigenen Volkes zugewandt. Der Führer hat großzügig erklärt, alle territorialen Fragen gegenüber Frankreich gälten Deutschland als erledigt. Aber das Recht der Muttersprache und der angestammten deutschen Kultur wird den erbgewessenen Elsaß-Lothringern doch werden müssen!

Jetzt kommt die fröhliche Sommerzeit

(Lothringisches Volkslied aus der Sammlung Bind)

Jetzt kommt die fröhliche Sommerzeit, jetzt kommen sich die
langen Tage, jetzt kommet sich der Mai, der
liebliche Mai, der bringt uns schöne Blumen.

Und wenn er uns keine Blumen bringt, so bringt er uns ein'
schöne Meie. Ich ging einmal durch einen
grünen Wald, da geseh ich mir ein' schöne Meie.

Und wenn ich ihn gesehen hab', ja gar wollt' er
mir gefallen. Ach, hätt' ich nur ein Schwert, ich
haue ihn zur Erd: Feinliebchen tät ich ihn tragen.

Friedrich Lienhard / Grabchrift

Wenn ich tot bin, liebe Freunde,
baut mein Grab am Wasgaurande:
Weithin soll mein reiner Marmor
leuchten in die deutschen Lande!

Soll wie eine weiße Blume
aus den grünen Hängen grüßen,
wie ein Schutzgeist, der hinabschaut
auf das Land zu seinen Füßen.

Wie ein Markstein, der da kündet
jedem fremden Wasgaugänger:
„Hier ist Deutschlands grüne Grenzmark
und hier schläft ein deutscher Sänger!“

Friedrich Lienhard / Abendgebet

Nun bitt' ich, da mein Tagewerk ausgetan
und meine Abendglocke klar erklingt,
was keine Kraft der Welt mir schaffen kann
und was kein selbstermundernd Lied erzwingt: —
Daß dieser Friede bleibe für und für!
Und daß, wie ich in dieser festen Stunde,
die Welt um mich, mein ganzes deutsches Volk,
zu Kraft und Ernst und Freudigkeit gesunde!

Friedrich Lienhard / In Paris

Sie sind gewandt, sie sind galant in ihrem reizenden Paris,
sie sprechen in geziertem Satz und sprechen über das und dies;
und ihre Frauen drehn kokett das Flatterköpfchen hin und her —
es wird dem Deutschen fast das Herz ob seiner rauhen Heimat
schwer.

Und doch! So warm nicht wie bei uns drückt dort der Freund dem
Freund die Hand,
und nicht so innig schwingt sich dort die Sehnsucht übers Maïen-
land;
und nicht so hart und schweigsam fest wie in der nord'schen Winter-
ruh'
geht dort der allzu leichte Fuß dem hochgesteckten Ziele zu!

Friedrich Lienhard / Straßburg

Das Elsaß war durch alle Stürme hindurch seit mehr als tausend Jahren ein kerndeutsches Land geblieben. Es wohnt in der oberrheinischen Tiefebene, bis hinauf in die Schweiz, der rauhe und biedere Stamm der Alemannen. Im Norden, weit rheinabwärts, sitzt der etwas leichtblütigere Frankenstamm. Und in den Bergen mögen wohl von uralten Zeiten her Gallier oder Reste einer noch älteren Menschenrasse übrig geblieben sein. Überall aber, in Berg und Ebene, wurde unsere deutsche Muttersprache gesprochen.

Das Elsaß ist ein schönes und fruchtbares Land. Als einst der französische König Ludwig XIV. von der Zaberner Steige her ins Elsaß ritt, rief er entzückt aus: „Quell beau jardin!“ (Welch schöner Garten!) Ja, das Land am Rhein ist wie ein blühender Garten! Reiche Kornfelder wogen in seiner Ebene, ein Wald von herrlichen Obstbäumen umhüllt jedes der vielen Dörfer, und am Fuße des Wasgaus hin wächst ein herrlicher Wein. Darüber aber, wie eine Mauer vor Frankreich, zieht sich ein Grenzgebirge voll unentweihter Wälder von Norden nach Süden, blauduftig zum badischen Schwarzwald hinübergrüßend. Wasgau hieß dies Grenzgebirge in alten Zeiten. Die Römer aber nannten es Vosagus mons, und aus Vosagus machten die Franzosen Vosges, und dies Vosges wurde nun wieder ins Deutsche zurückübersetzt und in

Vogesen verkehrt. Der richtige und schöne alte Name ist aber Wasgau.

In diesem gesegneten Lande lagen zwischen zahlreichen Dörfern, wovon aber gar manches im furchtbaren Schwedenkriege gänzlich zerstört und nimmer wieder aufgebaut worden ist, schon im Mittelalter blühende und starke Städte. Eine Anzahl dieser Städte hatte sich nach der Hohenstaufenzeit so viel eigene Rechte erworben, daß sie nur unter unmittelbarer kaiserlicher Hoheit standen. Es waren dies die sogenannten Freien Reichsstädte: Hagenau, Kolmar, Schlestadt, Weißenburg, Rahrsersberg, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Gregoriental, Türkheim.

Ihrer aller die berühmteste und größte war aber Straßburg, eine uralte Stadt, die schon in Römerzeiten ein Kastell, eine Festung war, Argentoratum genannt. Weithin leuchtet über Straßburgs spitze Giebel und lauschige Erker das gotische Wunderbauwerk Meister Erwins, das Straßburger Münster. Straßburg war schon vor der Zeit des Münsterbaus nicht nur eine reiche, es war auch eine starke Stadt, umschirmt von festen Mauern und Wällen, mit berühmtem Geschütz versehen. Und Straßburg war für die ganze Landschaft eine gar wichtige Stadt. Denn die Brücke, die beim nahen Kehl über den Rhein geht, war im Besitze der Straßburger. Der befestigte Brückenkopf war fortwährend mit einer Straßburger Wache besetzt. Der Weg über den Rhein führte also in jener ganzen Landschaft über Straßburg. Die Stadt war der Schlüssel zu Deutschland.

*

Wieder lag eine helle Septembernacht über der Rheinebene, eine Septembernacht des Jahres 1870. Straßburg war seit sechs Wochen belagert von deutschen Truppen. Mit Kanonendonner und prasselnden Granaten verlangte jetzt Deutschland die alte Reichsstadt zurück. Seit dem 15. August zischten und donnerten fast unablässig in glühendem Bogen deutsche Kugeln in die volkreiche Stadt; ganze Stadtviertel wurden in Trümmer gelegt; die Bibliothek, die neue Kirche, das Gemäldemuseum, Dietrichs Haus am Nikolausstaden, die Zitadelle, die ganze Steinstraße und wie viele, viele Gebäude lagen in Schutt und Asche! In sechswöchiger, schwerer Belagerung, in offenem, ehrlichem, mannhaftem Kampfe wurde um die einstens geraubte Stadt gerungen.

In einer Schanze, bei seiner Batterie, stand ein preußischer Offizier. Es war gegen Morgen. Ein rosiges Hauch begann über den

Schwarzwald her zu glimmen; dunkel ragte das Münster herüber, umschwirrt von Granaten; hier und dort stand ein Haus in Brand; die Feuer der Belagerer schimmerten an einzelnen Punkten der Ebene. Und immer und immer dies Krachen und Dröhnen von mehreren hundert Geschützen!

„Sag doch, Hans“, wandte sich der Offizier, der ernst und nachdenklich auf die Stadt hinüberschaute, an einen Kameraden, „ist heute nicht der 27. September?“

„Stimmt“, erwiderte der Angeredete und setzte sich müde auf einen Schanzkorb.

„Sonderbar! Weißt du, woran ich die ganze Nacht schon denken muß? — Heute, just vor — wart' mal: 1681—1870 — vor 189 Jahren haben uns die Franzosen diese Stadt da weggenommen! Heimlich, bei Nacht und Nebel durch Tücke. Hurra, Hans, heute holen wir Straßburg wieder!“

„Durch Tücke weggenommen? — Das schon, Frik! Soweit ich die Geschichte kenne, gelang es aber nur darum, weil das deutsche Reich damals ein jämmerliches, ohnmächtiges Ding war! Was wollten die armen Straßburger da viel anfangen? Weit mehr als die Ehre Straßburgs: die Ehre Deutschlands, mein Junge, stellen wir in diesem kraftvollen Jahre wieder her!“

„Straßburger!“ rief der Deutsche hinüber, „wir holen euch endlich wieder! Jetzt holen wir euch wieder — Jungens, an die Geschütze!“

Kurze Kommandorufe; geschäftige Artilleristen; aufzuckende Flammen und Rauch; und mit dumpfem Donner trat die Batterie wieder in Tätigkeit.

Und am Nachmittag jenes 27. Septembers flatterte um 5 Uhr plötzlich die weiße Fahne vom Münster, und der Geschützdonner verstummte auf der ganzen Umfassungslinie. In freudiger Erregung trat man aus den Laufgräben heraus und schüttelte sich die Hände, und von Schanze zu Schanze erscholl der Triumphruf: „Die weiße Fahne am Münster! Straßburg ergibt sich!“

Am 30. September 1681 war einst zu Ulkirch die Kapitulation Straßburgs unterzeichnet worden; am 30. September 1870 zog der Höchstkommandierende der deutschen Belagerungsarmee, General von Werder, in die Stadt ein.

Straßburg, die alte Reichsstadt, war wieder deutsch!

Ernst Stadler / Segnung

Die Hütte lehnt am braunen Nebenhügel,
von der die Stunden oft ins weite Land geschaut,
daraus sie eines Tags, auf farbiger Dämmerung Flügel,
hintrat ins Volk, mit Grün geschmückt wie eine Braut.

Durch ihre Augen irrten blanke Sterne,
um ihre Kinderwangen Feuer sprang.
Die Stimme bebte, da ihr Wort zum Volke drang:
„Mich ruft ein hoher Wille in die große Ferne.

Fragt nicht noch sorgt euch, was mir Schicksal werde,
der hält mein Leben, der mir diese Sehnsucht schuf —
aus stiller Hut reißt mich ein ungeheurer Ruf
in allen Sturm und Seligkeit der Erde.“

Sie hörte kaum, wie Greise schwach sich mühten.
Sie ging. Im Abend leuchtete wie Weizen gelb ihr Haar.
Vor ihrem Fenster die Hollunderblüten
erglommen und verwehten einsam Jahr um Jahr.

Doch eines Morgens, da die späten Sterne blichen
und banges Zwielficht eisig in den Zweigen hing,
da sah ein Weib, das Wasser schöpfen ging,
wie sie sich fremd und fröstelnd in die Tür geschlichen.

Und seit dem Tage schwebt auf ihren Wegen
ein Glorienschein, der Gau und Volk erhellt,
und ihre Stimme hat den großen Segen
der Liebenden, die Gott zu Mittlern hat bestellt.

Ernst Stadler / Parzifal vor der Gralsburg

Da ihm die erznen Flügel dröhnend vor die Füße klrten,
fernhin der Gral entwich und Brodem feuchter Herbstnachtswälder
aus dem Dunkel sprang,
sein Mund in Scham und Schmerz verirrt, indessen die September-
winde ihn umschwirrten,
mit Kindesstammeln jenes Traums entrückte Gegenwart umrang,
da sprach zu ihm die Stimme: Törichter, schweige!
Was suchst dein Haderu Gott? Noch bist du unversühnt und fern
vom Ziele deiner Fahrt —

wirf deine Sehnsucht in die Welt! Dein warten Städte, Menschen,
Meere: Geh und neige
dich deinem Gotte, der dich gütig neuen Nöten aufbewahrt.
Auf! Fort! Hinaus! Ins Weite! Lebe, diene, dulde!
Noch ist dein Tieffstes stumm — brich Furchen in den Fels mit
härtrer Schmerzen Stahl!
Dem Ungeprüften schweigt der Gott! Wie Blut und Schicksal dunkel
dich verschulde,
dich glüht dein Irrtum rein, und erst den Schmerzgekrönten grüßt
der heilige Gral.

Ernst Stadler / Kleine Stadt

Die vielen kleinen Gassen, die die langgestreckte Hauptstraße über-
queren,
laufen alle ins Grüne. Überall fängt Land an,
überall strömt Himmel ein und Geruch von Bäumen und der starke
Duft der Äcker.
Überall erlischt die Stadt in einer feuchten Herrlichkeit von Wiesen,
und durch den grauen Ausschnitt niedrer Dächer schwankt
Gebirge, über das die Nebel klettern, die mit hellen Stützen in die
Sonne leuchten.
Darüber aber schließt sich Kiefernwald: der stößt
wie eine breite dunkle Mauer an die rote Fröhlichkeit der Sand-
steinkirche.
Am Abend, wenn die Fabriken schließen, ist die große Straße mit
Menschen gefüllt.
Sie gehen langsam oder bleiben mitten auf der Gasse stehn.
Sie sind geschwärzt von Arbeit und Maschinenruß. Aber ihre
Augen tragen
noch Scholle, zähe Kraft des Bodens und das feierliche Licht der
Felder.

Ernst Stadler / Der Aufbruch

Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig ge-
rissen,
daß es, aufsteigend wie ein Pferd, sich wütend ins Gezäum ver-
bissen.
Damals schlug Tambourmarsch den Sturm auf allen Wegen,
und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugelregen.

Dann, plötzlich, stand Leben stille. Wege führten zwischen alten
 Bäumen,
 Gemächer lockten. Es war süß, zu weilen und sich versäumen,
 von Wirklichkeit den Leib so wie von staubiger Rüstung zu ent-
 fetten,
 wollüstig sich in Daunen weicher Traumstunden einzubetten.
 Aber eines Morgens rollte durch Nebelluft das Echo von Signalen,
 hart, scharf, wie Schwerthieb pfeifend. Es war wie wenn im Dunkel
 plötzlich Lichter aufstrahlen.
 Es war wie wenn durch Bivakfrühe Trompetenstöße klirren,
 die Schlafenden aufspringen und die Zelte abschlagen und die
 Pferde schirren.
 Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen, Feuer
 über Helm und Bügel,
 vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltenem
 Zügel.
 Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen,
 vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
 Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
 würden unsre Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend
 trinken.

Hans Karl Abel / Daheim

I weiß e Hisele
 mit zwei Fanschterle;
 e Bett im Stüwele
 un e Kanschterle,
 e Bankel am Ofen,
 zwei Stihel vorm Disch,
 e Kriejel uf'm Simse — —
 Weisch, wo das isch?

Durich d'Fanschter seht
 m'r ins Morjerot,
 im Kanschterle lejt
 unser dajlig Brot;
 uf'm Kriejel trinke
 mir beidi drüs — —
 sa, Schatz, mi liewer
 kennsch du das Hüs?

Rummsch mied vom Fald,
ha — wi an die gedankt:
Di gschtrickter Dschobe
am Dfe hankt.
Us einere Schüssel
am Disch drno
asse m'r z'nacht,
was brüche mir zwo.

Verzähle dien
mir is am Dfe,
in d'r Bettlad welle
mir freddlig schlofe,
wann im Müller si Waje
witlands fracht
uf'm Heimwaj durich
di Mitternacht.

Hans Karl Abel / Elsaß

Dunkler wird es in dem Wiesengrunde,
wo die jungen Schnitter mähen.
Mädchen wandeln singend durch die Abendstunde,
nach dem Liebsten noch zu spähen.
Durch die Lichtung knarrt ein Wagen heimwärts, müde
sitzt ein Bursche auf dem Roß;
wie ihm bei dem frohen Liede
Leben durch die Adern schoß!
Duftend schwanke an mir das Heu vorüber,
lustig hör' ich ihn die Peitsche schwingen!
Irgendwo vom Wiesengrund herüber
heller eine Sense klingen.

Über hohen Giebelbauten
füllt ein blauer Rauch die Abendluft.
Durch die alten Gäßlein, die vertrauten,
webt ein wunderbarer Kellerduft;
breitet aus die unsichtbaren Flügel,
schwebt ins Land hinaus von Flur zu Flur,
das da schlummernd lauscht, wie von dem Hügel
silbern schlägt die Uhr.

Drüben, fern, ist nun der Mond erwacht,
und es grüßt sein junger Strahl den Rhein,
taucht mit nacktem Leib in die Flut hinein,
schwimmt herüber, schüttelt die hellen
Locken und teilt mit schimmernder Brust die Wellen,
hebt sich an der Silberweide empor,
springt,
blinkt —
und verschwindet im Rohr.
Sehnsüchtig flüstert es dort in Busch und Ried,
sehnsuchtsvoll rollt der Strom in gewaltigem Lied
und mir ist, als hört' ich aus den Tiefen,
fernherüber, wie die Fluten rauschen.
Stimmen sind's, die in den Fluren schliefen,
Grüße sind es, die die Quellen tauschen.
Höher recken sich die alten Tannen,
höher türmt sich, wilder das Gestein —
und Verlorenes zu bannen,
steh' ich auf dem Berg allein.

Hans Karl Abel / Stürmische Nacht

Schaue ich nächtlich
hinab in den Wirbel
der eigenen Seele,
der ruhelosen,
dann höre ich schauernd
den Schrei der unzähligen
Stimmen der einen
gewaltigen Sehnsucht
nach dir, du verlorene,
unwiderbringlich
verlorene Heimat!

So lehnet die Nacht
am Felsenhange
wo Riesentannen —
die eine mit ihrem
Wipfel die Wurzeln
der andern berührend —

sich aus der Tiefe
emporgeschwungen
und, schwankend über
dem schwindelnden Abgrund
stehend, sich klammern
an das Gestein,
und horcht in das sturmdurchheulte Tal,
sich selber belauschend.

Am Felsenhange,
sich selbst belauschend,
lauert die Nacht.
So schaue ich selber
hinab in die Tiefe
der eigenen Seele,
der ruhelosen,
und lausche, vereinsamt,
dem Schrei der unzähligen
Stimmen der einen
gewaltigen Sehnsucht.

Hans Karl Abel / Entrechtet

Oft, wenn ich nächtens träume, ist es mir,
als überschritt' ich meines Gartens Schwelle,
und staunend, von geheimnisvoller Helle
begrüßt, verschließ' ich hinter mir die Tür.
Nichts ist zerstört, nichts fehlt, wie ich gedacht!
Die ersten Rosen blühen in dunkler Glut,
es steht der Apfelbaum in Blütenpracht
und schickt mir seinen süßen Duft entgegen,
vom Springquell sprüht mit hohem Strahl die Flut
empor, und ihre feinen Schleier legen
sich sachte nieder auf die Blumenbeete.
Dort droben ragt mein Haus, das ich betrete.

Besaß ich es einmal? Fast will mir scheinen,
als hätt' ich nur davon als Kind gelesen
in einem schönen Buch, und könnte meinen,
es sei in Wirklichkeit nie mein gewesen.

Es geht mir so, wie wenn ich mein Gesicht
 in Weihnachtstannenduft verstohlen senke,
 und er die längst vergessenen Geschenke
 mir zaubert vor mein inner Augenlicht.
 Was mein einst war, zerfließt in meinen Händen,
 und einsam steh' ich zwischen kahlen Wänden.
 Wer hat mit mir der Heimat wilde Höhen,
 den schroffen Fels im Jugendmut erklettert,
 wenn uns mit Blitz und Hagelschlag der Föhn
 in blauer Frühlingswolfschlacht umwettert?
 Wer schlief bei mir auf einer weichen Schütte
 von Stroh, indes der Regen niederging,
 wenn um die weltvergess'ne Mellerhütte
 die Nacht den dichten Nebelmantel hing?
 Auch du, mein Freund, bist an den Siegeswagen
 des rohen Schicksals nun, ein Knecht, gebunden
 und gehst gebeugt und darfst es mir nicht klagen,
 wie deine schweren Ketten dich verwunden.

Polly Maria Höfler / Die Franzosen kommen

Am 11. November ist an der Westfront der letzte Schuß gefallen.

Die Stadt ist überschwemmt von feldgrauen Soldaten, die jetzt scharenweise von der Front zurückkommen.

Stündlich laufen Züge aus dem Westen ein, Tag und Nacht marschieren Truppen aller Waffengattungen durch die Straßen.

Viele tragen rote Blumen und sagen, jetzt beginne ein neues Leben in Deutschland.

Andere — und das ist die Mehrzahl — sind still und gedrückt und meinen, was jetzt käme, sei nicht viel besser als der Schützengraben.

Es ist ein müdes, enttäuschtes Heer, das geschlagen und ausgehungert seinen Einzug in der Heimat hält.

Kein froher Empfang wartet auf sie, keine Blumen, kein Glockenläuten.

Wir haben ein paar Mann in unserer Wohnung aufgenommen, ihnen ein Nachtquartier bereitet.

Morgen fahren sie weiter, nach Deutschland.

Mit Erstaunen hören wir von ihnen, daß der Waffenstillstand sie förmlich überrascht habe.

Sie dachten nicht daran, die Waffen niederzulegen.

„Wir hätten gern weitergemacht“, berichtet einer. „Plötzlich kam die Nachricht, der Kaiser sei nach Holland geflohen. In Deutschland sei die Revolution ausgebrochen, das Volk wolle keinen Krieg mehr. Da erst stellten wir das Schießen ein. Ich kann es jetzt noch nicht recht glauben.“

„Und ihr Elsaß-Lothringer kommt jetzt unter Franzosenherrschaft“, sagt ein anderer. „Ob ihr Deutschen dann wohl noch hier bleiben könnt? Vielleicht müßt ihr alle Franzosen werden?“

„Niemals!“ entgegnet Mutter. „Ich warte vorerst mal ab, bis mein Mann aus Belgien zurückkommt. Inzwischen werden wir schon erfahren haben, was aus uns wird.“

*

Unser Kaiser ist also nach Holland geflohen.

Wir bekommen es täglich von den Franzosen zu hören.

Ich machte mir meine eigenen Gedanken über den Fall. Gewiß hätte auch ich es großartiger und edler gefunden, wenn der Kaiser den Roten das Feld nicht so leicht geräumt hätte und als Held für sein Vaterland gefallen wäre.

Andererseits vergegenwärtigte ich mir immer wieder die blutige Szene in der Bankstraße. Vielleicht wären die Roten mit dem Kaiser ähnlich oder vielleicht noch viel schlimmer verfahren.

„Kein Mensch läßt sich gern umbringen“, äußerte Berthe, mit der ich über des Kaisers Flucht sprach. „Ich hätte genau so gehandelt. Du vielleicht nicht, Jeanne?“

Ich sah stumm zu Boden und entgegnete nichts.

*

Berthe Olry ist die einzige, die ihr Benehmen mir gegenüber seit dem Kriegsende nicht geändert hat.

Die Französisch-Lothringerinnen in der Schule begegnen uns deutschen Mädels in den letzten Tagen mit offenem Hohn. Andere wieder übersehen uns einfach.

*

Oft kommt mir dies alles wie ein böser Traum vor.

Der graue, regenverhangene Novemberhimmel.

Das monotone, endlose Geräusch der Marschritte auf den Straßen.

Tag und Nacht bewegen sich endlose, graue Schlangen auf den Landstraßen nach Deutschland.

Solche Unmassen Feldgrauer hat Mex noch nie gesehen. Immer neue Truppenzüge laufen auf dem Bahnhof ein. Am 14. November muß der letzte deutsche Soldat die Stadt verlassen haben.

Keine Lieder beim Marschieren.

Die Französisch-Lothringer aber sehen mit höhnischen Mienen den Rückzug des geschlagenen Feindes mit an.

Wenn man nicht wüßte, daß es noch ein Deutschland gibt, ein Land, in dem man denkt und fühlt wie wir, man könnte verzweifeln.

Manchmal vermissen wir förmlich das Donnern der Geschütze aus dem Westen, die Fliegerangriffe, das Geheul der Sirenen.

Wir ertrugen das alles freudig, weil wir hofften. Immer und immer wieder sagten wir uns, noch in den letzten Kriegswochen: und wir schaffen es doch!

Wie siegesgewiß waren wir doch, wie wurde dieser feste Glaube immer wieder aufgerichtet und gestärkt durch Zeitungsmeldungen, durch Berichte unserer Frontsoldaten: Deutschland hält den Kampf gegen eine Welt durch. Deutschland wird diese Welt bezwingen!

Dann aber kamen ein paar graue Novembertage, brachten uns die Internationale und mit ihr die Gewißheit, daß Deutschland diesen Krieg verloren hat.

*

Onkel Theo kam am 13. November zurück.

Er suchte uns noch abends auf, war rosiger Laune, neckte sich mit uns Kindern, verließ uns schließlich, nachdem er sich von Mutter etwas Geld geliehen hatte.

„Das freudige Ereignis muß doch begossen werden“, schmunzelte er. „Na, und ihr macht alle Gesichter, als trauertet ihr noch immer dem Krieg nach. Hat lange genug gedauert, die Schweinerei, meine ich.“

„Es gibt eben auch Menschen, die sich über diesen Kriegsausgang nicht freuen können, Theo!“ sagt Mutter ruhig.

„Ach, weil wir verloren haben, meinst du? Das kann uns doch gleichgültig sein. Der einfache Soldat war doch nur Kanonenfutter. Wir haben den Krieg doch nicht verloren, höchstens der Kaiser und die Herrschaften. Und denen gönne ich es.“

„Und was aus uns wird hier in Lothringen, darüber denkst du wohl nicht nach?“

„Ja . . .“ Er kratzt sich hinter dem Ohr. „Wenn die Franzosen kommen, werden wir wohl wegmüssen. Oder aber man muß sich

naturalisieren lassen, wenn man bleiben will. Na, mir ist's gleich, bei wem ich mein Brot verdiene. Bon soir, Madame! Jetzt muß man auf seine alten Tage noch eine fremde Sprache lernen, verflucht nochmal!"

Die Tür fällt hinter ihm ins Schloß.

„Ist Onkel Theo auch ein Roter, Mama?“ frage ich.

„Das glaube ich nicht, wie kommst du darauf?“

„Er würde ganz gut zu ihnen passen“, entgegne ich.

*

Am 14. November sitzen Mutter und ich nachmittags am Fenster. Sie hört meine unregelmäßigen Verben ab.

„Je vaines, tu vaines, il vaine, nous vainquons, vous vainquez . . .“ leiere ich.

Auf der Straße tönt Gesang.

„Sicher wieder die Roten“, meine ich und reiße das Fenster auf.

Nein, es sind ganz, ganz andere Menschen, die da singend die Straße hinaufziehen.

Schäbige, zerfetzte blaue Uniformen.

Französische Kriegsgefangene!

Die Fenster der Nachbarhäuser beleben sich im Nu.

Gegenüber fällt Madame Massun ihrem Mann um den Hals, lacht und weint und gebärdet sich wie eine Verrückte. Als der Trupp unter unseren Fenstern vorbeizieht, reißt sie ein paar Ästern aus einer Vase und wirft sie auf die Straße.

„Sie haben die französischen Kriegsgefangenen befreit“, ruft eine Nachbarin uns zu.

Nachdenklich bewegt sehen wir den Männern nach.

„Was singen sie denn, Mutter?“ frage ich.

„Die Marseillaise. Ich habe das Lied vor dem Krieg schon einmal singen hören.“

„La Marseillaise, la Marseillaise!“

Eine tolle Freude hat sich der Leute in der Nachbarschaft bemächtigt.

Monsieur Massun verschwindet auf eine Zeit vom Fenster und kehrt mit einer großen blau-weiß-roten Fahne zurück. Die Tränen laufen ihm übers Gesicht, als er sie am Fenster befestigt.

„Jetzt ist uns die Heimat endgültig verloren“, sagt Mutter. „Nach der Internationale die Marseillaise, nach den roten Fahnen die Trifloren . . . diesen Tag werden wir beide wohl nie im Leben vergessen, was, Jeanne?“

*

Am Abend dieses Tages flattern bereits zehn, zwölf Trifoloren in unserer Straße.

Ich komme aus dem Erstaunen nicht mehr heraus, als ich sehe, daß aus vielen Fenstern, die vor kurzem noch bei jedem deutschen Sieg schwarz-weiß-rot beflaggt waren, schon am Abend des 14. November die französische Trifolore flattert.

Wo bekamen die Leute nur so schnell die Trifoloren her, da der Waffenstillstand erst vor drei Tagen abgeschlossen wurde?

Später erfuhr ich, daß viele Einwohner unserer Stadt einfach von den deutschen Flaggen die schwarze Bahn abgetrennt und sie durch eine blaue ersetzt hatten. Dann wurde das Ganze mit der Fahnenstange parallel laufend angenäht und — fertig war die stolze Trifolore, bereit, zum baldigen Einzug der Franzosen gehißt zu werden. Daß dieselbe Flagge in etwas veränderter Form früher jeden Sieg der Deutschen mitfeiern half, störte das große Gemüt des jeweiligen Besitzers nicht weiter.

In unserer nächsten Nachbarschaft wohnte eine Familie Galli Stern, Ole und Fette en gros. Sie waren Badenser, erst kurz vor dem Kriege in Metz eingewandert. Diese Familie hatte während des Krieges bei jeder nur möglichen Gelegenheit eine geradezu auffallend große schwarz-weiß-rote Flagge gehißt.

(Wenn man von ihrer Größe auf das Maß des Galli Sternschen Patriotismus Schlüsse hätte ziehen wollen — die Familie wäre ein leuchtendes Vorbild der Vaterlandsliebe gewesen!)

Und siehe da! Am Abend des 14. November flatterte eine Trifolore von so beträchtlichen Ausmaßen von Sterns Balkon, daß ich mich eines leisen Mißtrauens nicht erwehren konnte.

Und Mama erkannte denn die ehemalige deutsche Flagge auch endgültig an einem großen eingesehten Viereck in der weißen Bahn.

Wohl den Menschen, die ihre Gesinnung mit solcher Elastizität wechseln können! Sie sind zum mindesten die besseren Rechner gewesen.

*

Mutter machte mich in diesen Tagen ganz nervös mit ihren ewigen Ermahnungen zum Vorsichtigsein und den Mund halten. Sie hatte es gut, weil sie aus ihren vier Wänden kaum herauskam.

Sie brauchte nicht täglich Beleidigungen und Spottreden über Deutschland mitanzuhören.

In der Schule war es fast unerträglich.

Früher hatten wir uns doch immer ganz leidlich vertragen. Es gab kaum einen Unterschied zwischen uns deutschen Mädels und

den Französisch-Lothringerinnen. Kleine, harmlose Reibereien waren wohl an der Tagesordnung . . . im allgemeinen aber herrschte freundliches Einverständnis zwischen uns Schülerinnen. Wir halfen den Französinen bei den deutschen Aufsätzen, sie korrigierten unsere französische Aussprache.

Mit einemmal änderte sich die Situation.

Die Französinen sonderten sich merklich von uns ab, ließen deutlich durchblicken, daß wir fortan nur geduldet waren. Brachen in schwärmerische Lobreden auf das siegreiche Frankreich aus, sobald ein deutsches Mädel in Hörweite war, verliehen ihrer Gehässigkeit gegen die deutschen Barbaren überdeutlich Ausdruck.

Wir deutschen Mädels wiederum waren auch keine Engel. Wir verteidigten unser Vaterland, nannten die Franzosen Feiglinge, die uns nur mit Hilfe der Amerikaner besiegen konnten.

„Besiegen, ha, besiegen!“ schrie Liselotte Hagen. „Wir sind überhaupt nicht besiegt worden. Wenn diese dämlichen Revolutionäre nicht die Soldaten verhehrt hätten, wären unsere Truppen jetzt längst in Paris!“

Entrüstungsgeschrei von seiten der Französinen.

„Jawohl, Lilo hat recht“, fällt Hilde Engelhard ein. „Das Volk möchte ich sehen, das sich rühmen könnte, Deutschland besiegt zu haben.“

Schallendes Hohn Gelächter antwortet ihr.

„Ihr werdet sie ja bald sehen, die Sieger . . . dann vergeht euch das Prahlen . . . überhaupt gehört so eine ins Gefängnis, die Frankreich beleidigt . . .“

Der Eintritt des Lehrers erst unterbricht meist die Streitigkeiten.

Nach beendeter Unterrichtsstunde wird der Kampf sofort wieder aufgenommen. Nicht selten enden diese Auftritte mit Schlägereien.

Am 15. November betrete ich morgens die Klasse und sehe, daß die Französinen sich nun auch räumlich von uns abgesondert haben. Sie haben sich alle zusammen in die ersten Bankreihen gesetzt, sehen uns triumphierend und herausfordernd entgegen.

Auf meinem Platz in der ersten Bank sitzt die dicke Yvonne Bardinnet.

„Mach mal Platz da“, sage ich. Ich denke nicht daran, mich ohne weiteres vertreiben zu lassen.

Yvonne stellt sich taub. Sie sieht geflissentlich an mir vorüber, zum Fenster hinaus.

„Boche, sale Boche“, sagt eine hinter mir.

Das Wort habe ich nun schon einige Male gehört. Seinen Sinn kenne ich nicht. Da es aber auf uns Deutsche angewendet wird, ist es sicher keine Schmeichelei.

„Los, Yvonne, steh auf, ich will endlich auf meinen Platz!“ dränge ich, ohne mich um das Schimpfswort der anderen zu kümmern.

Yvonne hat einen hochroten Kopf bekommen, sagt, ziemlich verlegen:

„Ich darf es nicht. Ich hab' es den anderen versprochen müssen, daß ich hier bleibe.“

„Wer hat dir das gesagt, Yvonne?“

„Germaine Fellschauer.“

Ich fahre herum. Jetzt weiß ich auch, wer mich vorhin „Boche“ genannt hat.

„Was soll das heißen, Germaine?“ frage ich.

„Daß wir uns mit euch Boches nicht mehr zusammensetzen wollen!“ gibt sie frech zurück. „Wir haben es vorhin miteinander verabredet. Beschwer dich doch bei der Lehrerin, wenn du was dagegen hast!“

Ich will etwas entgegnen, da packt Liselotte Hagen mich am Arm und zieht mich zurück.

„Laß sie doch, Jeanne“, sagt sie ruhig. „Komm, wir setzen uns in irgendeine freie Bank. Mir liegt wirklich nichts daran, mit den Französinen zusammenzusitzen.“

Stumm folge ich ihr. Eine unbändige Wut auf Germaine kocht in mir. Sie ist es also, die Parolen gegen uns deutsche Mädels ausgibt, sie, der ich früher immer bei den deutschen Aufgaben geholfen habe!

„Du mußt dich mit ihnen in keinen Streit mehr einlassen“, sagt Liselotte leise, als wir nebeneinandersitzen. „Es könnte unseren Eltern Schaden bringen. Wir denken uns halt unser Teil, Jeanne.“

Ich nicke nur und sehe mich nach Berthe Olry um. Ob die auch zur antideutschen Einheitsfront gehört?

Berthe scheint wieder mal zu spät zu kommen. Ich kann sie nirgends entdecken.

Fräulein Winter betritt die Klasse.

„Nanu, was ist denn hier los?“ fragt sie verwundert. „Habt ihr euch eigenmächtig umplaciert?“

Schon steht Germaine auf und sagt, daß die Französinen beschlossen hätten, sich von den Deutschen abzusondern.

Fräulein Winter entgegnet nichts, mißt Germaine mit einem langen Blick, schlägt dann das Unterrichtsbuch auf.

„Siehst du, sie wagt auch nichts mehr zu sagen, die Ärmste“, flüstert Hilde mir zu. „Wir Deutschen müssen jetzt immer schön den Mund halten.“

Gegen Schluß der Stunde verkündet die Lehrerin, daß voraussichtlich am 17. November der feierliche Einzug der Franzosen stattfinden.

„Man wird uns Deutschen kein Haar krümmen“, sagt sie. „Das hat man uns zugesichert. Ich selbst bin überzeugt, daß kein anständiger Franzose so unfair wäre, uns Deutsche unsere Niederlage fühlen zu lassen. — Hier in der Schule bleibt vorläufig alles beim alten. Ich bitte euch recht herzlich, liebe Mädels, vertragt euch wie bisher. Ihr deutschen Kinder könnt euren Eltern nur Unannehmlichkeiten bereiten, wenn ihr nicht ruhig und vernünftig seid. — An euch Französinnen aber möchte ich die Bitte richten: Respektiert in den Deutschen den geschlagenen Feind, der ehrlich und tapfer für seine Sache gekämpft hat.“

Fräulein Winter wendet sich ab, bedeckt die Augen mit der Hand. Sie weint.

Totenstille in der Klasse. Von uns deutschen Mädels beginnen einige zu schluchzen.

Ich starre angestrengt auf die beiden weißen Flecke über dem Pult. Richtig, da hingen vor Tagen noch die Bilder des Kaisers und Hindenburgs.

Nur nicht weinen jetzt . . .

*

Am Sonntag den 17. November ist Metz ein blau-weiß-rotes Fahnenmeer.

Gegen Mittag treffen die ersten französischen Militärs in der Stadt ein. Der offizielle Einzug findet erst zwei Tage später, am 19. November, statt.

Mit fanatischem Jubel begrüßt die Bevölkerung die ersten blauen Uniformen. Mädchen und Frauen fallen den Poilus weinend um den Hals, sie als Befreier, als Retter aus achtundvierzigjähriger, schmachvoller Unterdrückung begrüßend.

Die dröhnenden Schritte unserer heimwärtsziehenden feldgrauen Truppen sind uns noch in den Ohren, als wir diese neue Art von Soldaten kennenlernen.

Etwas Grundverschiedeneres als deutsches und französisches Militär aber gibt es nicht.

Die Stadt Metz hat ihr Gesicht gewechselt.

Raymond Buchert / Wald

Ich sage Wald,
so wie ich Heimat sage.
Dann fühle ich: wie diese Bäume bin ich alt
und habe doch ein Herz so jung,
das ich dem hellsten Tag entgegen trage.
Mein Geist bleibt mit dem Reh im Sprung,
das im jahrtausendaltem Moose wühlt,
und mein Gedanke baut sein Nest
in starke Wipfel mit dem Sturm im Bunde,
als jeden Baum hab' ich mich schon gefühlt.
Und das ist meine treueste Stunde:
Die Sonne blutet täglich neu durch mein Geäst.

Victor Schmidt / D' Bogesetanne

Im Wind und Watter stehsch dü do,
so grad un fescht im Heimatbode;
dü losch di bu dr Sunne brote,
un pisch in Is un Schnee nitt no.
Un wenn dr Bliß o manfmal zuckt,
ob d' Nordwind dir dr Bart verzüüße,
ob d' Lichtle lind dur d' Hoor dir füüße,
dü hasch vor keim dr Kopf geduckt.
Drum g'falsch dü mir, ich müß di achte,
traisch eine bu de scheenschte Trachte,
bisch rüch, doch pisch di wie de bisch.
Me weiß mit dir, wura me isch,
drum brüschsch dü dich vor ninne schamme ...
Mir wan dich als Exampel namme.

Georg Schaffner / Der Berg

Ich bin ein Pfeiler nur im Erdendom,
wo milder Dämmer jeden Glanz verdunkelt.
Um meine Lenden gürte ich den Strom,
darin das weiße Schiff wie eine Perle funkelt.

Mein Haupt ist allen Wolken hingegeben,
dem siechen Mond bin ich seit je vermählt.
Wer meinen Ring als Wohnstatt auswählt,
den will ich schnell und sanft ins Reich der Ahnung heben.

Dem Rühren weh, der meinen Sturz erwägt!
Mich haben viele Jahre stumm gemacht,
doch, wenn des Gottes Zorn die Himmel schlägt,
erglüht das Feuer, das in meiner Tiefe wacht.

André Niederlaender / Ein Bild von euch

So fand ich euch einmal geschildert:
durch Freund und Feind gar oft verraten,
Jahrhunderte mit Kummer schwer beladen,
das Land verwüstet und verwildert.

Und dennoch hat dies alles euch gefiltert:
Ihr bliebet abhold jedem Ungeraden!
Das Leid sank oft auf euch in schweren Schwaden,
ihr habt's durch Mut und Frömmigkeit gemildert.

Im schweigenden Erdulden seid ihr groß;
schlicht, still und immer unverdrossen
löst ihr vom Ungemach euch los

und habt euch eure eigne Welt erschlossen.
Gar wunderbar vieldeutig rätselhaft
ist eurer Seele ungebrochne Kraft.

Eupen

Die 50 000 Deutschen aus Eupen-Malmedy gehörten seit jeher zum Deutschen Reich (seit dem Wiener Kongreß zu Preußen). Das Versailler Diktat aber befahl mit Hilfe einer Abstimmungstaktik, die die Deutschen zur Stimmenthaltung zwang, ihre Abtretung an Belgien.

Die Grundsprache in den Schulen ist zwar das Deutsche. Aber das Französische wird doch in hohem Maße und zwangsweise gefördert. Der „Heimatsbund“ hat das ehrliche Bestreben, die kulturelle Verbindung mit dem Gesamtdeutschtum herzustellen. Nach manchen parteipolitischen Wandlungen versucht nun die „Heimattreue Front“, die völkischen Rechte der Eupener in der belgischen Volksvertretung zu verfechten. Wie die antidemokratische Rechten-Bewegung sich zur Respektierung dieser deutschen Rechte stellen wird, ist in der Praxis noch nicht zu erkennen. Dem Programm nach sollen sie gewahrt werden.

Diese kleine Eupener Volksgruppe würde hier kaum als Besonderheit angeführt werden können, wäre nicht aus ihr ein schon an anderer Stelle angeführter, bedeutender dichterischer Gestalter des Grenz- und Auslandsdeutschums hervorgegangen. Josef Ponten ist 1883 in Raeren bei Eupen geboren. Ihm verdanken wir nicht nur den umfassenden Roman-Zyklus „Volk auf dem Weg“, der das Gesamtbild der deutschen Auswanderung festhalten will, sondern auch sein schon 1908 erschienenenes Frühwerk „Siebenquellen“, einen Eupener Roman aus der guten alten Zeit; ein Stimmungsbild dieses Eupener Landes und seiner Menschen, das die urdeutsche Eigenart von Landschaft und Bewohnern in Bildern von köstlichem Humor und von realistischer Einprägsamkeit umreißt. Eben darin aber ist dieser Roman, der begreiflicherweise die Vollendung des späteren Roman-Zyklus noch nicht erreicht, für uns doch von dokumentarischer Bedeutung: er zeigt uns dieses entrissene Land in seiner ursprünglichen Deutschheit – mit all seinen Originalen und mit seiner stammesmäßigen Haltung, mit seinen immer schon vorhandenen Grenznöten und in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Wichtig ist wohl auch, daß Ponten diesen Roman damals schon (1908!) bewußt „Landschaftsroman“ nannte. Das Verbundensein des Bodens mit seinen Menschen und ihrer Eigenart wird nicht nur angestrebt, sondern im Rahmen dieses ausgesprochenen Frühwerkes auch glücklich erreicht. Vielleicht sogar steckt hier schon im Reime alles spätere Gelingen Pontens mit drin. Vom Boden dieser Landschaftskraft her aber zeugt dieses

Buch, von dem es jetzt auch eine Auswahl „Aus dem Eupener Land. Bilder und Geschichten“ gibt, unbewußt schon für dieses heute zu verteidigende Deutschtum. Jedenfalls lehrt Ponten uns in seinem Roman „Siebenquellen“ erkennen, was uns mit der Abtrennung Eupens verloren ging und warum wir den Kampf auch dieser 50 000 Deutschen um das Recht auf die Pflege ihrer Muttersprache und ihrer deutschen Kultur, ihres heimischen Brauchtums mit Liebe und Sorge begleiten müssen.

Josef Ponten

Schützenfest im Eupener Land

Die Hubertusschützen schossen zu Pfingsten ihren Königsvogel. Das Mittagessen wurde sehr schnell eingenommen. Die Büchsen waren zu reinigen und zu ölen. Durch die Läufe schauten sie nach dem Himmel. Die Hausfrauen waren dabei, die Ehrenzeichen auf die grünen Röcke zu heften, hier und da war ein Flecken zu tilgen, es wurde viel gerufen und geschimpft, und Augen und Herzen flogen. Da, Musik! Trommeln und Querpfeifen ertönten aus dem Vereinslokal.

Auf öffentlichen und geheimen, auf breiten und schmalen Wegen strebten die Schützen in den „Klingenden Schellenbaum“. Der älteste Sohn schleppte an der Donnerbüchse, der zweite trug die Kugeltasche, der dritte den Ladestock, der kleinste das Pulverhorn mit Quaste an grüner Schnur.

Nur einer der Schützen blieb zu Hause. Das war G. M. der König, Burgs Paulus, der gottesfürchtige Schreiner. Den werden sie im Triumphzuge abholen. Zweimal nacheinander war Burgs Paulus König geworden; wenn es ihm heute zum dritten Male gelänge, würde er Kaiser werden. Ihm brannte die Brust vor Ehrgeiz, aber —! Zwar steht auf einem Königsvogel neben der Ehre ein Geldpreis, zweihundert Mark, aber sobald der Vogel gefallen und der Tusch geblasen ist, hat der König zuerst den Jungen, welche die Überreste des Vogels herbeibringen, harte Trinkgelder zu geben, ebenfalls dem Knaben, der sein Los gezogen hat, alsdann den Musikanten — und dann kommt das große Traktieren. Gläser Bier, ungezählte — nur der Schankwirt zählt sie — werden getrunken. Die Schützen, Fahnenträger, Losjungen, Büchsenlader, jedermann, alle Welt trinken, trinken, nicht aus Durst, nicht aus Vergnügen, im Gegenteil, aus einer Art von Opfermut. Die

Rechnung, die der Wirt nachher, vielleicht, wenn der König einmal dorthin geht, wohin auch Könige zu Fuß gehen müssen, im Vorübergehen vorhält, beträgt hundert Mark. Bleiben hundert Mark fürs erste in des Königs Tasche. Aber die Könige sind die Leuchten der Menschheit. Also, bei den Vorstandssitzungen, Generalversammlungen, am Namenstage des Schützenkönigs, beim Begräbnis eines Schützenbruders und bei vielen andern Anlässen ist jedem König hinreichend Gelegenheit gegeben, seinen natürlichen Trieb nach königlicher Freigebigkeit zu befriedigen. Das kostet dann nochmals zweimal hundert Mark.

O über die Kurzsichtigkeit der Menschen! Sie sagen: Er lebt „wie ein König“, was bedeuten soll: überaus glücklich. Die verblendeten Menschen! Wie können die Neid empfinden! Wenn Könige einmal unbelauscht beieinander sind und irgendeine große Dummheit bezeichnen wollen, dann sagen sie den Gemeinplatz: Das ist so dumm, wie einen König beneiden.

Wer das nicht glaubt, der soll hingehen zu der Königin Anna Maria, angetrautem Eheweib des Schreiners Paulus, der über dem Wassergraben in den Ruinen der Burg wohnt. Die mag er fragen. Die wird eine Antwort wissen.

Ihre Majestäten standen in der Stube — die Kinder hatte Frau Annemei hinausgeschickt, zu sehen, ob die Musik käme —, der Tisch war zwischen ihnen. Sie hatte die Arme auf die Platte gestützt, den Körper vorgeschoben, und ihr langer Hals mit dem Kropf ragte weit darüber. Ihr Mund redete nachdrücklich, ihre Hände dazu, ihr Finger wies über die Tischplatte hin, als ständen darauf deutlich geschrieben die Worte: „Daß du mir nicht wieder König wirst! Verstanden! Sonst gibt's was! Das soll dir sonst auf die Butterseite fallen, du Faultier! Du Diamantschleifer! Du trübes Licht, wo du bist! Ein Breimaul bist! Und da willst du Reden reden? Wenn du mit mir eins in Gesellschaft bist, dann sitzt 'nen ausgelängten Abend und sagst nicht buff noch baff! Mann im Mond! Das Geld den Gaufbrüdern in den Schlund werfen, das deine Kinder so nötig haben? Bis du nix mehr auf den Rippen hast und du nach Unseres gewinkwanft kommst! Du Schubbiack! Ich will auch einmal einen weißen Unterrock haben wie die Peterpauls Annemei, die Silo Maria, du Rabenvater, du! Du fieser Zutwider! Du ... du ...“, sie suchte nach einem starken Schimpfworte und fand es schließlich in: „Du König, du!“

Ihm bebte das Herz in seiner mit dem Ordensblias des Vereins behängten Königsbrust. Er zitterte und bebte, doch nicht aus

Schrecken über ihre Worte — er hörte gar nicht darauf —, sondern in der Überlegung, wie er es möglich machen könne, die keifende Königin zu entfernen, wenn das Königsgeleit käme, ihn abzuholen. Er hatte hinter dem Schranke zwei Flaschen Mosel stehen. O weh! Da klang von ferne die Musik: trum, trum, tatarataa, trr . . ., trr . . ., o die Trommelwirbel! Da kam ihm ein Einfall, mochte am Abend daraus kommen, was wollte! Er sagte freundlich, einen eben solchen Unterrock habe er als Geschenk für ihren demnächstigen Namenstag gekauft. Er läge auf dem Speicher ganz unten in der Kiste mit den alten Profilhobeln. Wenn nicht dort, so irgendwo anders, in der Kinderstube oder auf dem Heusöller, oder . . . Die Annemei war fort.

Die Musik kam; der Zug hielt im Burghofe. Die Kinder lärmten; der Hauptmann trat mit dem Königsgeleit ein. Er sagte: „Wir bitten Eure Majestät, uns zur Wiese der Ehre zu folgen, Was, Burgs Paulus, gib uns zu trinken. Wir haben noch nix gehabt!“ Schnell tranken sie. Der König hörte, wie die Söllertür heftig zuschlug. Er sagte: „Allons! Raus!“ Der Hauptmann kommandierte: „Präsentiert das Gewehr!“ Die Donnerbüchsen wurden gehoben. Die Musik blies Tusch. Der König schritt, nein, eilte, nein, lief die Front ab. „Fahne hoch! Ganzes Bataillon rechtsum! Marsch!“ Die Kinder stürzten an die Spitze. Tatarataa! tatarataa! trumterumterumtumtum. Tsching! ta! ta! ta! . . . Die Holzbrücke des Burggrabens hielt kaum die Wucht der Musik und den gewichtigen Ernst der Männer aus, die über sie dahinmarschierten.

Die Fahne trug der Hennessens Hennesses Hannes, Steinbrecher am „Teufelschreck“, ein Riese mit rotem Schnurrbart, rotem Gesicht und von manchem Fehlschlag blau gewordenen Händen. Nicht nur zwischen seine Arme und Hände, schon in seine Gedanken zu geraten, sollte man meinen, müsse gefährlich sein. Von seinen schlimmen Reden, in denen es wimmelte von Mord und Tod und Teufel, hieß er im Alltag „der lebensgefährliche Johann“.

Glücklich zu Hause einstweilen einer Sorge entronnen, war Burgs Paulus in zwei neue hineingefallen. Die eine war: Er wäre doch gar zu gern Kaiser geworden, er, Burgs Paulus, nach fünfundvierzig Jahren wieder der erste Kaiser! Außerdem — er hatte ihn gemacht und aufgesetzt — wußte er, wo der Königsvogel sterblich war. Die andre: Vor der Stange mußte er eine Rede halten. O Gott! O Gott! Nicht in seiner Sterbestunde hat Paulus

solche Not gelitten. Er genoß seinen Triumphzug durch die Ortschaften nicht. Er suchte und suchte nach einer würdigen Rede — und fand sie nicht.

Da, da waren sie ja schon auf der Schützenwiese! Da stand er ja schon vor der Stange! Die Musik schwieg, und alles schaute ihn erwartend an.

Burgs Paulus, der gottesfürchtige Schreiner, warf sich auf das Gottvertrauen.

„Liebe Schützenbrüder! Wir wollen heute den Königsvogel schießen. Wir wollen hier nicht reden, sondern wir wollen schießen. Die Könige reden überhaupt zu viel. Der Kaiser lebe hoch! hoch! hoch!“

Auf der Schützenwiese war reges Leben. Ein Karussell drehte sich, die Frauen der Schützen saßen an Pfahlischen und tranken Braumbier, die Kinder spielten, der Aufschreiber saß am Pultisch und rief die Namen der Schützen auf, am Ladetisch wurden die Büchsen bereitet, Pulver wurde aus den Hörnern in den Lauf gegossen, die Bleifugeln mit einem Leinpflaster umwickelt in die Vorderlader geschoben, zuerst mit einem Hämmerchen eingeklopft, dann mit dem Ladestock hinabgetrieben — nun kam der Schütze in den Stand. Der Hauptmann, ehemaliger Kanonier, jetzt Dynamitverwalter und Sprenger in den Gruben, war Büchsenmeister, der einzige, der Zündhütchen hatte. Wenn der Schütze seine Blitz- und Donnerbüchse auf den Schießrechen gebracht, die Arme auf die Stützstangen gelegt und die Beine weit gespreizt hatte, dann erst versah der Büchsenmeister die Büchse mit dem Zünder. Der Schütze rückte das Schießrohr bedeutend zurecht, schielte einmal groß nach dem Vogel, dann brachte er das Korn ins Visier, eine gewichtige Pause — — pass! Der Schuß krachte, die Schulter des Schützen flog zurück, und wenn er ein Neuling war, gab es einen Schlag wider den Unterkiefer, der zwei Zähne kosten konnte.

„Numero 43, der Rüster, schießt!“ rief der Aufschreiber am Pultisch. „Der nächste Schütze ist Jan Lennar.“

Die Musik spielte, das Karussell lärmte, die Weiber schwatzten. Die Kinder spielten, die Schüsse krachten, auf den umliegenden Wiesen muhten schrecklich die Kühe. Manche von ihnen wurden heute vergessen und ließen unter Schmerzen die Milch.

Das wehrhafte Spiel auf der Schützenwiese wurde lang und länger. Ein Splitter nach dem andern sprang vom Königsvogel; ein Riß nach dem andern kam in seinen eichenen Rumpf.

Aber er fiel nicht. Er drehte sich im Kreise um das Eisen der

Stange. Allmählich ward es Abend. Und das Spiel lang und langweilig.

„Numero 107, Seine Majestät der König!“ rief der Anschreiber.

„König, gib dem Was eins, daß es verreckt!“ rief Jan Lennar und gähnte.

Burgs Paulus lag im Stand. Er schob sich zurecht. Er äugte hinauf. Vor sein gekniffenes Auge trat für einen Augenblick sein Ehegemahl, Burgs Paulus Annemei, drohend, schreiend: „Daß du mir nicht . . .“ Er drückte das Auge zu. Der Büchsenmeister steckte das Zündhütchen auf. Die Musik schwieg. Die Kinder und Frauen standen, das Ende erwartend, hinter den Männern. Es war eine große Ruhe und Stille. Aber drinnen in des Burgs Paulus Brust kämpfte es heftig. „Kaiser! Kaiser!“ rief die eine Stimme. Und die andere rief: „Daß du mir nicht . . .!“ Das Ziehen dauerte lange. „Kaiser! Kaiser!“ — „Daß du mir nicht . . .!“ — „Kaiser!!!“ — „Daß du dich unterstehst . . .!“

Ein qualvoller Kampf.

Kaiser, Kaiser! Jetzt oder nie! Wann werde ich noch zweimal hintereinander König? Und würde nicht dann vielleicht der Kaiser, das Luder, der sich immer in mein Handwerk drängt, den Vogel gemacht haben? — Paulus wußte, wo der Königsvogel sterblich war. An dem Auge unter dem Stangenloch. „Kaiser, Kaiser, Kaiser!“ „Daß du dich . . . du Rabenvater, du . . . du König, du!“ — — —

„Es lebe der Kaiser! Hurra!“ Die Musik spielte Tusch, der Vogel, in zwei Stücke gerissen, fiel von der Stange.

„Es lebe der Kaiser! Der Kaiser lebe!“

Der Kaiser aber war beinahe tot vor Schrecken. Wenn er das auch einmal gedacht hatte, er hatte es nicht gewollt, bei Gott, das hatte er nicht . . .!

Bis in den nächsten Morgen hinein feierte die Schützengilde den Kaiser. Der aber ging nicht nach Hause. Er nahm die Einladung seines Freundes Lennar an und schlief in dessen Haus draußen in den Benden. Auch den folgenden Tag ging er nicht. Er saß in seinem Ornat in den Wirtshäusern, und bereits am dritten Tage war die ganze kaiserliche Zivilliste im Betrage von dreihundert Mark mit den Freunden vertrunken.

Auch den dritten Tag nicht. Er hatte viel zuviel Furcht. Denn die Annemei würde sich nicht scheuen, ein Majestätsverbrechen an ihm zu begehen.

Der Annemei wurde es schrecklich klar. Am vierten Tage, als

Paulus schon an fünfzig Mark Schulden gemacht hatte, mußte sie ihm nachlaufen und ihn inständig bitten, unter heiligen Versprechungen, daß sie ihm nichts Böses tun werde, bitten, nach Hause zu kommen — sie sehne sich so sehr nach ihm.

Da ging er nach Hause.

Aber in der Folge wurde er niemals wieder der gefügige Burgs Paulus. Er ging auch öfter ins Wirtshaus, ohne gerade zum Trinker zu werden. Wenn sie drohte, sagte er: „Meinetwegen.“

Burgs Paulus hat noch einige bessere Tage gehabt bis an sein seliges Ende.

Luxemburg

Die Luxemburger sind Mittelfranken; sie gehören also zu jener Stammesgruppe, aus der auch die meisten vor achthundert Jahren nach Siebenbürgen ausgewanderten Deutschen stammen. Seit 963 bewohnen sie ihr Land. Jahrhundertelange Berührungen mit Wallonen und Franzosen blieben nicht ohne Rückwirkung auf die Eigenart ihres Volksbewußtseins. Gleichwohl gehört das heutige Luxemburg zur Gänze zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet. Das frühere, größere Luxemburg – vor der 1839 erfolgten Abtrennung der wallonischen Gebiete – war ein Bestandteil des alten Deutschen Reiches. Mehr als ein deutscher Kaiser stammte aus dem luxemburgischen Herrscherhause. Nach dem Aussterben des Herrscherhauses erlitt Luxemburg eine bewegte Geschichte: bald gehörte es zu Burgund, bald zu den spanischen, bald zu den österreichischen Niederlanden, bald zu Frankreich. 1839 wurde der wallonische Teil Belgien zuerkannt und nun war das deutsche Luxemburg, das seit jeher sehr auf die Bewahrung seiner angestammten Art gehalten hatte, ein geschlossener deutscher Staat. Gerade in diesem Augenblick aber machte sich die Nachwirkung der Vergangenheit bemerkbar. Das Französische blieb Staatssprache. Die Unterrichtssprache freilich ist deutsch und die Abgeordneten dürfen je nach Wunsch deutsch oder französisch sprechen. Die größte Rolle aber spielt die luxemburgische Mundart. In den Schulen ist ihr neben dem hochdeutschen Unterricht noch besonderer Raum als eigenem Gegenstand eingeräumt – im deutschen Sprachgebiet ein vereinzelter und nicht gefahrloser Fall. Ja, die Mundart wird geradezu zum Kriterium der Zugehörigkeit erhoben: nur wer luxemburgisch spricht, ist Luxemburger. Diese Deckung von Stammesbewußtsein und Staatsbewußtsein hilft in diesem Fall zwar, die Überfremdung durch romanische Elemente fernzuhalten, fördert aber nicht gerade das Gefühl der Zugehörigkeit zum ganzen deutschen Volk.

Seit 1890 wird Luxemburg wieder von einer eigenen Dynastie (Mafsau-Weilburg) regiert. Daß nach dem Weltkrieg die regierende Großherzogin einen Prinzen aus dem französischen Hause Bourbon-Parma heiratete, bedeutet möglicherweise eine Schwergewichtsverlegung, deren Folgen noch nicht abzusehen sind.

Infolge dieser geschichtlichen Entwicklung Luxemburgs spielt auf literarischem Gebiet die Mundartdichtung die beherrschende Rolle. Es ist bezeichnend, daß die bewußten Anfänge dieser luxemburgischen Mund-

artdichtung zeitlich mit der staatlichen Selbständigkeit Luxemburgs (1815) zusammenhängen. Der blinde Spielmann „De blannen Theis“ (Mathias Schou aus Grevenmacher) setzte zuerst mit seinen volkstümlichen Gesängen ein und trug sie selbst von Ort zu Ort. Und bald nachher finden sich auch schon die ersten literarischen Formungen, Anton Meyers „Schref ob de Lezeburger Parnassus“ („Schritt auf den Luxemburger Parnassus“) und Jakob Diedenhovens mutwilliges Gedicht „De Bittgant no Conter“. Schlag auf Schlag stützen nun neue Wörterbücher der Mundart diese Bestrebungen; vor allem aber setzte sich seit 1848 der Luxemburger Turnverein, die sog. „Ghm“, für eine energische Heimat- und Mundartpflege ein, um die französischen Kultureinflüsse einzudämmen und die schwer erworbene Unabhängigkeit auch der Stammesart nach zu bewahren. Auch die wichtigsten und bahnbrechenden luxemburgischen Dichter des 19. Jahrhunderts, Michel L e n k und Edmund de la Fontain, der sich als Dichter D i c k s nannte, gingen aus dem Turnverein hervor. Von Lenk stammt jenes luxemburgische Nationallied „De Feierwon“, dessen Schlußvers „Mir welle bleiwe wat mer sin“ den Luxemburgern in ihrer schwierigen Zwischenstellung zwischen Deutschtum und Romanen oft die Kraft zur Beharrung bei ihrem Eigenwesen gab. Dick's hingegen verdanken die Luxemburger den Einsatz ihres Heimatdramas. Seit seinem vaterländischen Lustspiel „De Scholdschein“ entwickelt sich in reicher Folge ein mundartliches Heimatdrama, das auch höheren Ansprüchen und tragisch-historischen Vorwürfen gerecht wird. Michel R o d a n g e aber schuf mit seinem Tierepos „Renert“ das „dichterische Spiegelbild der so bewegten Jahre 1866-1872“.

Die Gegenwart findet eine glückliche Nachfolge dieser drei Großen des 19. Jahrhunderts. Unter den Dramatikern muß neben Andreas Duchscher vor allem B. W e b e r hervorgehoben werden. Sein historisches Volksstück „De Sche'fer vun Asselbur“ ist eine reife dichterische Leistung von politischer Tragweite. Die deutsch-romanische Auseinandersetzung kommt in ihm scharf zum Austrag. Unter den Lyrikern gelang es besonders W. G ö r g e n, aber auch Dominik Schlechter und Siggh vu Lezeburg (L. König), die volkstümliche Liedertradition weiterzubilden. Siggh vu Lezeburg schrieb auch den ersten Roman in luxemburgischer Mundart („Ketten“). Pierret und Spoo ergänzen als Prosaisker diesen Kreis.

Die größte dichterische Erfüllung aber bietet bisher das Lebenswerk von Nikolaus W e l t e r (* 1871 Mersch), der als Oberschulinspektor in Luxemburg wirkt, mehrere Jahre luxemburgischer Kultusminister war und der auch der luxemburgischen Dichtung der Vergangenheit eingehende Studien gewidmet hat. Sein Schaffen verdankt der Mund-

art reichste Möglichkeiten und allen schöpferischen Quellgrund. Als erster unter den luxemburgischen Dichtern greift Welter aber auch über ihren Rahmen hinaus ins Hochdeutsche. Seine Dramen setzen beim großen fränkischen Helden Siegfried ein („Siegfried und Melusine“). Viele Gestalten der luxemburgischen Sage und Geschichte und viele tragische Entscheidungen des Heimatlandes werden in seinen Dramen lebendig. Welters 1932 zu Goethes 100. Todestag geschriebenes Schauspiel „Goethes Husar“, das an Goethes Aufenthalt in Luxemburg (1792) anknüpft, stellt die vielleicht beste und eigenartigste dichterische Ehrung dar, die dem Weimarer damals zuteil wurde. Das „westliche Zwischendeutschum“ Luxemburgs erfährt hier eine scharfe Beleuchtung. In der dramatischen Schicksalsreihe „Frauen“ erweist Welter sich als tiefer Seelenkenner. Auch die Kindheits schilderungen „Im Werden und Wachsen“ zeugen von dieser zarten Seelenergründung, die ihn in die Nähe Carossas rückt. Seine Lyrik aber weiß alle Register zu ziehen: vom vollblütigen Mundartgesang der Heimatverbundenheit bis zu den zarten Liebesgesängen „Mariensommer“ und bis zu mächtigen Treuebekundungen für sein Land. Die Charaktertiefe und Selbstzucht des „Geleitspruchs“ zu den Gesammelten Werken:

„Bleibe jung mit deinen jungen Zielen.
Heilig wahr dein Herz und deinen Haß.
Beuge dich den Pflichten. Steh der Not.
Wehr nicht Schelm und Wichten, sich zu schänden.
Sing dein Lied. Und bau mit reinen Händen
Deiner Tage Turm ins Abendrot“

gibt den Grundton an auch für seine ins Heldische ausgreifenden Balladen und mehr noch für seine oft an Lersch gemahnende, hymnische Darstellung der Hochofenwelt des Arbeiters. „Im Bann der Erde“ aber und männlich-entscheidungsbereit stehen auch diese Dichtungen vor uns:

„Der Zolberknapp hockt in der Nachtkapuze
Verschlafner als zuvor;
Doch in dem Tale flammt's, der Nacht zum Truze,
Glorreicher stets empor.

Dort steht der Mensch am Zeite schmiedeherde,
Hämmert mit Mannesstreich
An seinem Glück und schmückt dem Geist der Erde
Die Wege in sein Reich.“

1937 erhielt Welter mit Recht von der Universität Bonn den volksdeutschen Görres-Preis. Sein Werk ist nicht nur für die Binnendeut-

schon der beste Zugang zum Verständnis der Luxemburger Eigenart, sondern es trug und trägt viel dazu bei, daß die Luxemburger in ihrer schwierigen Zwischenstellung ihr artbewußtes Grenzdeutschtum bewahren können. Mag das luxemburgische Deutschum auch infolge der schweren geschichtlichen Schicksale vom gesamtdeutschen Denken weiter entfernt sein als die meisten anderen außendeutschen Volksgruppen — es ist wichtig genug, daß sie in ihrer Art dem Vordringen westlicher Züge den Wall ihres deutschen Brauchtums und ihrer heimischen Mundart entgegensetzen.

Michel Lenz / De Feierwon

De Feierwon, den aß beret,
e peift durch d'Loft a fort et get
am Dauschen iwer d'Stroß vun Eifen
an hie get stolz de Koper weisen,
dat mir nun och de We hu fonnt
zum e'weg gro'ße Völkerbond.

Kommt hier aus Frankreich, Belgie, Preisen,
mir wellen iewch ons Hemecht weisen:
Frot dir no alle Seiten hin,
we' mir eso zefridde sin.

Mir hale fest un onser Scholl,
vu Le'ft fir d'Land sin d'Hierzer voll;
wa mir och leng Millio'nen zelen,
dir gett ons uechter d'Welt ze welen;
mir ruffen all aus engem Monn:
Ke bessert Land beschengt jo d'Sonn!

D'Natur, de' lâcht ons iwerall,
si rescht de Biereg an den Dall
mat Fielze we' gewalteg Risen,
stret Blumen iwer Gârt a Wisen:
Ke Köppchen Verd, wo Halm a Reis
net rede vun dem eise Fleiß.

An huet dir dann de Wiert erkannt
vum klenge Lezeburger Land
an dir mußt fort rem vun ons goen,
da kënnt dir an der Hemecht soen:
't aß d'Gre'ßt net grad, de' d'Gléck bedeit,
well an dem Land sie gleecklech Leit!

Kommt hier aus Frankreich, Belgie, Preisen,
mir können iewich ons Hemecht weisen
frot dir no alle Seite hin:
mir welle bleiwe wat mer sind.

Dicks / D' Lezeburger Land

Zu Lezeburg stong d'Sigfrids Schlaß.
Do wor zu alen Zeiten d'We'
vun enger weltberimter Rasse,
vun alle Ritter demols d'Ble'.
Rucht! hirer be'er droen d'Kro'n
vum deitsche Reich um Kêsertro'n!

An d'Hierz, dat fluxt iewich schon als Rand
fir onst stolzt Lezeburger Land.

De Gêsch vun denen Helden do,
de leit dem Volke nach am Blutt.
An duerfir wor et bis elo
nach emmerzo' braf, trei a gutt.
Mir sin et net 'leng, de' dat son,
de' Friem, de' mußten 't ageston.

An d'Hierz, dat fluxt iewich schon als Rand
fir onst stolzt Lezeburger Land.

Hirt sche'nst, da huet d'Natur ons gin
mat Goen aus vergângner Zeit.
Bei ons elei könn dir gesinn,
wat en am Schweizerland geseit;
op onse Bierger wißt och Wein
a stinn al Burge we' um Rhein.

An d'Hierz, dat fluxt iewich schon als Rand
fir onst stolzt Lezeburger Land.

Mir hu mat kengem Mensche Streit,
ons Roper lösen ons mat Ro';
mir lewe glectlech mat der Zeit:
O ble'f et e'weg dach eso'!
Vu Leif a Ge'l si mir gesond,
dat hu mer an der Freiheit sonnt.

An d'Hierz, dat fluxt iewich schon als Rand
fir onst stolzt Lezeburger Land.

Michel Rodange / Aus dem „Renert“

Zwete Gesank

We' de Bier Hunneg gesicht a Brigel sonnt huet

Drop lo'ß de Rinneß ruffen
de Klígst aus sengem Rot,
zeng Ríchter le'ßt e kommen
an och en Affekot.

Ewell d'Affär bum Renert
de' aß en harde Rnuet.
Se go'wen endlech eneg,
ze schecken him e Buet.

De Buet, de sollt dem Renert
ganz deitlech son dat hei:
E soll zum Rinneß kommen,
soß geng et net an d'Rei.

A fir de Buet zu welen,
dat huet sech streng gemâcht:
De Kueder frut drei Stemmaen,
de Bier, de frut der âcht.

Du zitt de Bier de Jabo,
e ble'st sech greilech op
a set: „Ech werd e brengen,
her Rinneß, zelt duerop.“

Drop gong en un, a reség
op Schlennermanescht laß:
E woßt all We a Steen,
e woßt dem Fuß sei Schlaß.

Geng Fra, de' gong e Stedwes
nach mat him itwer d'Hed
a sot: „O Braun, mei Le'wen,
de Ganß mecht mir keng Fred.

De Renert aß e Judas
an dir sit bill ze brav;
nach eppes wat net gutt aß:
Er Gloscht mecht blann an das.“

De Bier de sot: „Wat sot der?
Merr aß de Fuß ze domm;
fir merr och eng ze ze'en,
dat aß him vill ze romm.“

He gong, a quêsch durch d'Bösch
an iwer Dall a Bierg
an hei an do ertwesch en
e Lämmchen bei der Bierch.

E Mann, den op der Res aß,
lewet net bun Hänn a Feß;
an d'Esseleker Lamer,
de' si besonnesch seß.

De Bier fo'm em den Dwend
beim Schlaß Malpartes un;
do woren zo' all Diren,
d'Fallbreck war opgezunn.

Malpartes aß eng Festonk,
de sche'nst, de' Kenert huet,
an dat bu fenge Schlässer,
dat him am beschte guet.

En huet de Blang och selwer
gemâcht an auferduecht
an du de ganze Grondreß
och selwer ugeluegt

mat Grueten a vill Diren,
mat Schlöff an hemlech Gäng:
De Bobang war e Mëschter,
de Fißchen ass me' reng!

De Bier nu stung om Glacis,
do luct e ronderem;
en zitt e festen Otem
a rífft mat harder Stemm:

„He! Roseng, he! Wo' sit dir?
Ech si bum Kinnek hei;
dir mußt mat zo' em kommen,
soss get et net an d'Rei.

A ge'ft dir haut nit kommen,
da spielt dir fir de Rapp;
da ge'f ech fir ert Lewen
och net e Bochseknapp!

Well 't ko'me Kloe ge'nt iech,
streng Richter sehen do:
Duerfir net lâng bedenkt iech
a kommt mer hurteg no!"

De Fißche lauschtert hemlech
a sengem Schlass a lâcht
an denkt: „Wat gellt, dem Flappes,
dem gett eng Farß gemacht!"

E kœnnt a rîfft: „Ei, Roseng,
sit dir dat, den so' red!
Verzeit, ech lo'ß iech warden,
ech war just um Gebet.

Me wellkomm dann, mei Le'wen!
Et huet e gier e Frend,
a wann och en zo'fâlleg
mat schlechter Buetschaft kœnnt.

Dat dir iech mußt beme'en,
dat det mer nu wuel led;
me 't ass zu mengem Nozen,
dir stitt beim Kinneß bret.

D hellest mir beim Kinneß,
e glâft iech, wat dir sot;
op Trei kann ech och schwieren,
ech si ganz falsch verflot.

A muerge ginn ech mat iech:
Et ass e weide Ganß;
ech hu mußt eppes iessen,
dat mecht fir hott mech krank."

„Wat war et?" frot de Bier du,
„dir o'ßt bleicht iwer d'Moß?"
„Bei Leitwe nen", sot Renert,
„'t war Hunneg mat der Ros.

E Fuß ass jo le Barong
an ass neischt anescht do,
da muss en Hunneg iessen:
De leit mir quêsch am Mo."

„Wat, Hunneg!" sot de Brongen,
„wann ech sat Hunneg wär,
dann tesch ech nit mam Kinnel!
An iest dir den nit gär?"

„Wann dat ass", sot de Ro'den,
— „Ech menge, Braun, 't wir Spaß
op Fe'schend wëss ech Hunneg
nach wuel e Fuddersaß."

„O Hunneg! gett mer Hunneg!"
Huet do de Bier gesot;
„her Fuß, ech denken un iech
beim Kinnel an am Rot."

„Zwar fällt de Ganl mir schwe'er.
Mä, Roseng, iech ze le'f,
wat ge'ft dir bu mir denken,
wann ech net mat iech le'f?"

So' sot de Fuß. Se gungen
enzod op Fe'schend lass:
Dat leit eng halles Stönnchen
bum Renert sengem Schlass.

De Ro'de gong de fischen,
de Brongen dast em no!
De Fiße war e Schellem,
dat he'ert der elo.

E wosst e Blach op Fe'schend
beim Starke senger Schmett,
dat war mat Ax a Reilen
gespalt bis bal an d'Mett.

Se fo'men un op Fe'schend,
am Himmel stong schon d'Licht;
du sot zum Braun de Renert:
„Nu, Roseng, luecht gedicht!

Gesitt dir net dat Plach do?
Do leit et bei der Mescht,
seng Bascht ass voller Hunneg;
nu laßt, streckt d' Mues derzwescht.

Do wert der Hunneg fannen,
so' vill as we' der wellt."
't ass alles, dat de Brongen
vu lauter Fred net brellt.

E streckt bis iwer d'O'ren
an d'Bascht den dede Rapp;
E sicht mam Maul nom Hunneg,
e sicht derno mam Grapp.

Du rappt um Keil de Fißchen,
dat hart sein Delbo flectt;
wupp! ass de Keil heibaußen,
de Brongen ass gezweckt.

Dat huet de Fuß gekeddelt
an 't gong dem Bier un d'Flêsch;
de Bier fängt un ze brommen,
de Fuß det Schelmekrêsch.

„Gelt, Roseng, do ass Hunneg!
Gefällt iech sei Geschmâch?
Me iest en hett net all op,
well muer ass nach en Dag.“

Drop jaut hen: „He, um Hunneg!
De Bier hei freßt iech d'Plach!“
De' Fe'schter loße leien
de Löffel an der Brach.

Ge jeizen an se kommen,
do frut de Bier da Kläpp;
an 't fo'm e ganze Razhaf,
dem Bier entfuere Sträpp.

Den Hans, de Jann, den Hannes,
den Medel, Nif a Klos,
si fo'men all mat Stângen,
ersierflech war d'Geros:

De Starke ko'm mam Wisbam,
mam Huemer ko'm de Pitt
an d'Siedel ko'm mam Raden;
sie go'wen es net midd.

De Braun, de sollt vergêschtern,
du mecht en nach e Rass:
A blo'f d'Pared' och stiechen,
e frut de Rapp dach lass;

e frut eraus och d'Fanger,
mä d'Hänsche blo'wen do;
e wenzelt bis op d'Fielzen,
de' Fe'schter lasen no.

Zerbengelt an zerhuemert,
d'Gesicht an d'Hänn voll Blutt,
so' bunzelt en de Bierg of;
zum Gled', e so'l nach gutt.

Well ennen ass en Tunnel
an 't ko'm gerad en Zuch;
de Bier fällt op e Waggon,
de' Fe'schter dun e Fluch.

E Mann, den an der Breß war,
den ass eraus wued gär;
e Bier op engem Waggon
ass iewel nach ten Her.

„Am Waggon o'ne' Billje,
am Relespiel en Hond",
denkt Braun a le'ßt sich salen
vum Waggon op de Grond.

E Jong, den op der Kirmes
geschlo go'f hol a blo,
de get op hem nach besser,
als we' de Bier elo.

E get als we' op Kuelen,
Barbaresch ass seng Peng,
e fêrt de raue Buedem
a me' nach fêrt en d'Steng.

W. Goergen / De Kropemann

Am Beck, do seht de Kropemann.
Wat mecht en an dem Waßer dann?
E lauert mat der Kropestâng,
bis dass en d'Kendche jupp! gefâng.
Wat wellt en da mat dem Klenge man?
E spirt et a sei Keller an,
Do ass't so' deischter, kal a naß,
d'le'ft Kendche geng rem gier op d'Gaf;
mä d'lann och jeize, je'mre, flon,
't durf nit me' bei seng Mamma gon.
Duerfir, meng hierzeg Zockergrek,
bleif sche'n eweg vum be'se Beck
a kuck doch nemmen net me' dran,
soß könnt den uerge Kropemann.
E krypt doch an d'Ze'f.
Komm hurteg, meng Spre'f!

B. Weber / De Scherfer vun Asselbur

Der Schäfermisch aus Asselborn ist von den aufständischen Bauern zum Anführer gegen die Franzosen ernannt worden.

In feuriger, bildkräftiger Rede weiß er seine Dorfkameraden zum Kampf für die Heimat zu begeistern. Besser als Eichenknüppel in freier Muttererde grünen, denn als Lorbeerstock in einen fremden Grund versetzt werden.

1. Akt

18. Optrett

M i s c h : Ruckt, Jungen, 't Hierz dre't sech mer am Leif erem, wann ech drun denken, dass eis Hed an eis Böscher, eis Birger an eis Dälten, eso' weit ewe' d'Alen droen, net me' lekeburgesch solle bleiwen.

J a c q u e s : Du hues jo recht, mei le'we Misch, ma dat ass de Gank vun der Weltgeschichte.

M i s c h : D'Geschicht muss hire Laf hun, dat ass wo'er. Du bass me' gele'ert ewe'ech, ower dat wellt mer net aus dem Rapp, dass seng Weltgeschichte a ken Herrgott eis elei am Lekeburger Ländche verbidde kann, op eis Mane'er wölle gledlich ze sin.

III: De Misch huet Recht.

Misch: Ruck emol, Jacques, losse mer emol soen, ech wir eso' e knubbeleche Lo'flöppel hei uewen op der Hed; et geng mer etlech Mol spaß op, ower et wir mer wuel a menger Haut, wann ech och we'sst, dass se mer e fre'e Muerge vun engem Lo'schlässer iwer d'D'ere gezuge ge'f. Nu le'ms du an du sets zu mer: He'er mol, Lo'flöppel, ech mâchen elo e Lölberstäck aus der, da könn's d'am Her Pascho'er sei Gart stoen, an op d'Ho'festdeg an d'Kirch virun den Altar, wo' alles em dech glennert an no Weirâch richt, an eso virun. Her, set ech, neischt fir ongutt, löst dir mech ro'eg, wat ech sin, eiser Herrgott huet mech zum Lo'flöppel gemat, Lo'-flöppel sin ech a Lo'flöppel well ech beiwen. Dat ass mei Recht!

Abe, kuck hei, mir si Lezeburger. Wa mer och aus enger Hand an de' aner gewandert sin, d'Le'ft zu eiser Lezeburger Hemecht ass net ewe' en ale Steiwer, den sech op d'lâng Weil enner den Hänn offschleift. An de', de' eppes iwert es ze soen haten, de' hun sech weider net em es bekemmert. Ma elo kommen aner, an de' soen: He'ert emol, mir brengen iech d'Gleck, mir brengen iech d'Freiheit, Hierz wat begiers de! Bis elo war der Lezeburger Lo'flöppelen, elo gitt der friem Lölberstäck!

A wa mir dat net wellen, wien huet dat Recht, eis derzo' ze zwingen? ... A wann elo eiser Herrgott bum Himmel erof le'm, an e set: Jongen, welsch oder e'streichesch? — Da ge'f et schalen aus engem Monn: Net welsch, net e'sterreichesch! Mir si Lezeburger a mir welle bleiwe wat mir sin!

Nikolaus Welter / Im Banne der Erde

Zwischen Halmen zu liegen,
an den Grund mich zu schmiegen,
an dein Herz, Natur!
Umwuchert von Stengeln, umflochten von Ranken.
Ohne Willen,
ohne Gedanken,
in den Ohren
ein traumverloren
Surren, Schwirren, Schrillen,
nur
ein Bruder des Halms, ein Sohn der Flur!

Regungslos, die Augen geschlossen,
 sacher stets von der Freude des Bluts durchflossen,
 von grünen Armen umschlungen und gezogen,
 vom Atem der Tiefe durchdrungen und aufgesogen,
 alle Lust, alles Leid
 meiner Menschlichkeit
 wie ein Stein in den Brunnen fallend,
 wie ein Wellenfliegen verhallend:
 O so möchte ich,
 Natur,
 verdämmern in dich,
 nur
 ein Halm der Flur,
 aber so
 all deines Werdens und Wachsens, Welsens und Werdens froh!

Nikolaus Welter / Indutiomar

Im Wald der Ardennen wird's heimlich wach;
 bedeutungsvoll lispelt's aus Bronnen und Bach
 und sirt und surrt durch Ried und Rohr.
 Die Gründe hinunter, die Höhen empor
 durchraschelt's das Laub wie hastender Fuß,
 durchblinkt es den Busch wie metallener Gruß;
 die Täler hinab und die Hügel hinauf
 da streben einzeln, da streben zuhauf
 erzklingende Männer durchs Dunkel fort,
 und Handschlag schallt und es hallt das Wort:
 „Die Bärin schleicht, es kreist der Nar!
 Was gilt der Spruch? — Indutiomar!“

Von Speereisen starrt der heilige Hain,
 das Opfer verblutet am blutigen Stein,
 und vor dem Altar im dämmernden Licht
 auftaucht ein bleiches, ein hehres Gesicht,
 und unter das Volk ein Manneswort fährt,
 wie die Flamme versengend und scharf wie ein Schwert:
 „Von Freunden verraten, vom Sohne verklagt,
 von römischen Hunden umfläuft und gejagt,
 zum Heucheln verdammt durch der Liebe Gebot,
 nicht länger trag' ich die schmählische Not;

drum rief ich euch her, und, vieltreue Schar,
dir dankt, dir dankt Indutiomar.

„So recht uns zum Troß in unserm Nest
schwarzhaarige Gäuche setzten sich fest.
Sie kamen von Süden, ein stachlichter Schwarm,
mit kurzen Schwertern und kürzerem Arm.
Der Kahlkopf, der Cäsar, der grausame Mann,
Er führte sie rasselnd im Taktschritt heran;
und wo er die Adler pflanzte zur Schlacht,
da ward die Freude zu Grabe gebracht,
und wo er den Schild hochhob zum Gesecht,
da wurde der Freiling zum Schalksnarrn und Knecht,
durch unsere Schuld! — Vor diesem Altar
den Ewigen klagt es Indutiomar.

„Weit stärker als all der Kohorten Kraft
hat eigene Schwäche uns hingerafft;
von Stamme zu Stamm der leidige Zwist
hat Heere geworben feindlicher List
und schwerer als Siegessturmmarsch trat
in den Boden uns Meid und feiler Verrat.
Die römische Rüstung, das römische Gold,
sie lockten gar viele, ein gleißender Sold,
und wie die Schelsucht, zur ewigen Schmach,
am heiligen Haupte die Treue brach,
viel mehr als an allen ward's offenbar
an mir, an mir, Indutiomar.

„So wär' es um uns für immer geschehn!
Wir Treverer müßten im Joche gehn!
Wir müßten den Fremden uns neigen zum Gruß
und hündisch dem Cäsar küssen den Fuß!
Ihr Männer, das tu, wer's tragen kann;
ich seh es lebendigen Leibes nicht an.
Und ihr, die ich zu Freunden mir schuf,
die treulich gefolgt seid dem werbenden Ruf,
ihr klebt wohl, gemütlich schnarchend, zu Haus
und liefert dem Feinde den Feldherrn aus?“ —
Da hob sich ein Brausen: „Durch Not und Gefahr
mit dir, mit dir, Indutiomar!“

„So hört denn, so hört denn! Die Stunde ist da,
der sonnige Tag der Freiheit ist nah!
Durch Belgien wob ich mit heimlicher Hand
von Stamme zu Stamm ein stählernes Band:
Ein Wort, und mit des Sturmwind's Getos
das Schlachtvolk der Eburonen schlägt los;
ein Sieg, und es steht zum heiligen Streit
ein Volk von der Maas bis zum Meere bereit.
Und wenn so der Mannesstolz Ketten bricht,
wir Treberer gaffen und rühren uns nicht?“
Da hob sich ein Brausen: „Unwandelbar
mit dir, mit dir, Indutiomar!“

Und sieh! Uns Dämmer der Eichen herein
fließt goldigflammender Morgenschein.
Die Speereisen blitzen; ein Lichtertanz
umkränzt des Helden Stirne mit Glanz.
Der springt auf den Stein und schwingt seinen Stahl
entgegen dem hellenden, quellenden Strahl:
„Ich grüße dich, Sonne, Ausiegerin!
O führ uns Freie zum Siege hin!“
Da hob sich ein Brausen, es schüttert der Forst,
erschreckt entrauscht der Geier dem Horst:
„Zur Sonne, zum Siege, du fürstlicher Ar,
O führ uns zur Freiheit, Indutiomar!“

Im Wald der Ardenennen wie Frühling wird's wach!
Es bricht durch die Bäume Geklirr und Gefrach;
die Täler hinunter, die Höhen hinauf
fortstürmt es im waffenwuchtigen Lauf
und aus der Wälder hochdämmerndem Tor
sprengt es mit Roß und mit Wagen hervor.
Blondmäh'nige Hünen mit Speer und mit Schild,
wie schreiten sie furchtbar, wie blicken sie wild!
Sie recken die Arme, sie strecken die Faust:
„Das Eis ist geborsten, der Märzsturm braust;
Nun wehr dich, Römer, wir zahlen dir's bar!
Hurra, Hurra, Indutiomar!“

Die römischen Krieger vernehmen den Schrei,
manch grauer Centurio erbleicht dabei.
Auch Cäsar vernimmt ihn; erst tobt er und schnaubt
und streicht in Erregung sein lichtloßig Haupt;

dann streicht er die Wange so dünn und glatt,
sitzt, sinnt, schreibt, schreibt und lächelt gar matt.
„Die Treverer, schreibt er, empfängt mir sie gut;
und keine Schonung, nur Blut, nur Blut!
Doch fällt mir zuerst mit tödlicher Wehr
den Einen, der mehr mir gilt als ein Heer.
Ihr alle, Tribun und Legionar,
fällt mir den einen, Indutiomar!“

Die Weisung galt. Durch Staub und Gestampf
entstürmten die schweren Geschwader zum Kampf.
Die Gallier wehrten mit Speer und mit Beil,
zurückzutreiben den römischen Keil;
ihr Feldherr wütete, trotzig und bleich,
mit klingender Axt, dem Schlachtgotte gleich.
Doch Schwärme von Feinden umrüdten ihn,
doch Schauer von Schwertern umzüdten ihn.
Da sank ihm der Helm, da wankte der Held,
da schwankte vom Sattel aufs blutige Feld,
der seinem Volk wie ein Heiland war,
der Treverer größter, Indutiomar! —

Im Wald der Ardennen das Elend ist wach;
wie Kindlein wimmert's aus Brunnen und Bach,
und traurig tönt aus Ried und Rohr
geknachteter Weiber Klagechor
und schaurig hallt die Mosel entlang
verstümmelter Männer Wehgesang.
Das Land durchgeistert, ein irrender Stern,
ein führerlos Roß, das schreit nach dem Herrn;
auf einsamem Hügel, vor Leid fast versteint,
sitzt kauern die greise Drude und weint.
Und hilflos fleht's von der Sauer zur Saar:
„Indutiomar! Indutiomar!“

Nikolaus Welter / Zu den Hütten

Gleich den Städten, die in Flammen
der Vernichtung jäh zusammen
brach der Krieg; in wüstem Hauf
die verkohlten Häuser rauchen,
nur die Riesenschorne tauchen
heil im Qualme wolkenauf:

Also, überschwelt vom Grauen,
sind die Hütten fern zu schauen,
hingestreck't in Tal und Grund;
doch wenn ich mit leichtem Beben
näherstrebe, tut das Leben
sich mir urgewaltig kund.

Schlote, Stiegen, Eisentürme,
Walzenwirbel, Feuerstürme,
wie das ruht und wie das rauscht!
Fühl' ich ihren Atem schwingen,
spür' ich tiefe Ketten springen,
ist die Seele mir vertauscht.

Von dem Holverk'napp im Bogen
zum Johannisberg gezogen,
offen steht des Südens Tor:
Hei! da wallt das Blut der Schmiede
und zu einem neuen Liede
hebt es mir das Herz empor.

Nikolaus Welter / D' Hemechtsprôch

Hemechtsprôch, we' mir dech sange konnten,
war's de ons we' op e neis gebuer!
A we' mir am Lidd so' sche'n dech fonnten,
hu mir ons voll jonger Le'ft geschwuer:
„Wellt de Friemen ons seng Lidder preisen,
lâcht en aus a glâft wat d'Hierz iech set:
't klenkt dach neischt we' d'Lekeburger Weisen,
't te'nt dach neischt we' d'Lekeburger Red!”

Op mir schaffen, drâmen oder denken,
emmer stes du, Sprôch, ons trei zer Seit;
Iwerall wo' Hemechtslidder klenken,
Ass och d'Lekeburger Land nit weit.
Si bum Lewe mir an d'Friemd verschloen,
iwer d'Mier bis zu der fernster Grenz
kônne Lekeburg mir mat ons droen
an dem Lidd bum Dick's a vun dem Lenk.

Hemechtsprôch, mir wellen he'ch dech halen
 we' e Juendel, den zum Gled' ons lêt,
 de seng Seid mat ro't-weiß-bloe Falen
 em ons E'er an ons Freiheit brêt.
 Bun der Le'ft, de' ons an d'Ge'l geschriwen,
 onse Kanner solls de Birgschaft ginn:
 Wat mir waren, si mir gled'lech bliwen,
 an se solle bleiwe wat mir sin!

Nikolaus Welter / De Wilhelmus

Zwe Rinne'skanner, de' trei sech le'f,
 lo'men ausenaner weit an de'f;
 zwe Rinne'skanner, de' trei sech le'f,
 hu gebângt, ob d'Gled' nach ble'e ge'f.
 Haut weisen si der ganzer Welt
 an engem Feld
 d'Goldlilje mat dem ro'de Kro'nele'w.
 Haut stet em si voll Fred Hand an Hand
 d'volle' vun dem Lekeburger Land.
 Mir hun a schwe'rer Zeit Trei bekannt,
 't gong fir d'Freiheit an et gong fir d'Land:
 Mir hun a schwe'rer Zeit Trei bekannt,
 d'E'er agesat zum Ennerpand.
 A wann eng nei Gefor en drêt,
 mir si berêt,
 mir hale nê's mat Hierz a Welle stand.
 Da stet rem stark a stolz Hand an Hand
 d'Volle' vun dem Lekeburger Land.
 So' werd et emmerzo' eneg ston,
 voll Vertraue Gled' an Ongled' dron;
 so' werd et emmerzo' eneg ston,
 fro' seng Flicht ge'nt Tro'n an Hemecht don.
 E starke Stam an aler Erd
 ass duebel wert,
 mat freier Kro'n voll Gâst o Sonn ze ston.
 O Hergott, sen a lêt Hand a Hand
 d'Volle' vun dem Lekeburger Land!
 Durch alle Gefore lêt secher durch
 Blutt a Gêsch't vum freie Lekeburg!

Nordschleswig

Mehr als einmal schon war die Frage: Schleswig-Holstein zwischen Dänen und Deutschen aufgerollt worden, und die Geschichte schien bald den einen, bald den anderen recht zu geben. Immer wieder klang im deutschen Lied das Echo dieser Kämpfe nach. Aus einem Augenblick dänischen Übergewichts klingt trozig und verbittert Theodor Storms Wort auf:

„Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen, Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!“

Und die ganze Liebe des deutschen Volkes zu diesem schönen Landstrich und seinen harten, typisch nordischen Menschen ist eingegangen in Matthäus Friedrich Ehmig's vielgesungenes Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen ...“ Nach der für Deutschland günstigen Entscheidung von 1864, an der auch Österreich an der Seite Preußens mitkämpfte, gehörte — wie früher auch — ganz Schleswig-Holstein bis 1920 zu Preußen. Eine Volksabstimmung ergab sodann für die Zone II, den südlichen Teil von Schleswig und Holstein, eine überwiegende Mehrheit für Deutschland, so daß sie auch weiterhin beim Reich verbleiben konnte. Für die Zone I (Nordschleswig) standen 25 000 deutsche Stimmen 75 000 dänischen gegenüber. Damit mußten die 40 000 Deutschen Nordschleswigs samt ihren 120 000 dänischen Nachbarn an Dänemark abgetreten werden.

Seitdem treten dänische und deutsche Kultur in diesem Gebiet in Wettbewerb. Die Schulen bieten den Deutschen Unterricht in ihrer Muttersprache, sie stehen aber unter dänischer Leitung, so daß nicht alles nach dem Wunsch der Deutschen gelingt. Viele deutsche Privatschulen müssen die kulturellen Lücken schließen helfen. Der Verlust an deutschem Boden war, besonders in den ersten Jahren nach der Abtrennung, sehr erheblich. Ihrer politischen Haltung nach haben die Deutschen Nordschleswigs nun den Zusammenhang mit dem Ganzen des deutschen Wandels gefunden.

In vielen Dichtungen ist das Los Nordschleswigs bei seiner Abtretung festgehalten worden. So etwa von Ernst Kleuer in seinem

sehr bezeichnenden Lied „Nordschleswig“. Diese Notschilderung der ersten Trennung ist im Rahmen der epischen Gestaltung besonders Ingeborg Andresen (Ps. für Ingeborg Bødewadt, * 1878 Wikort in Eiderstedt) gelungen. In ihrem Roman „Die Stadt auf der Brücke“ erleben wir fast Stunde für Stunde die große Schicksalswende und ihre Voraussetzungen, ihre Folgerungen mit. Die großen epischen Meister des kulturell zusammenhängenden schleswig-holsteinischen Raumes, wie sie uns von Theodor Storm zu Adolf Bartels immer wieder entgegen-traten, werden hoffentlich bald eine würdige Nachfolge finden. Die typisch nordischen Züge, die wir auch am großen Dramatiker dieses Raumes, an Hebbel, heute mehr denn je bewundern, eignen ebenso manchem heutigen Dichter dieses Bereiches.

Auch die jüngere Generation ergreift nun schon das Wort. Sie kann freilich ihrisch einsetzen bei dem großen Reichtum an schönen alten Volksliedern, die heute noch hier lebendig sind. So gelingt es etwa Hans Schmidt-Gorsblock in seiner ihrischen Sammlung „Auf buntem Acker“ (1936), uns das „Volk meines Glaubens“ visionär nahe-zubringen und in schlichter Volksliederart auch sonst die Züge des mannhaften Festhaltens und die Züge des umschließenden Volksbewußtseins zu erwecken, die der volkstreuen Gesinnung der Nordschleswiger entsprechen.

Daß es da um einen Wettbewerb mit einer anderen germanischen Nation geht, nimmt dem Boden- und Volkstumskampf zwar nichts an seinem Ernst und an der Notwendigkeit der deutschen Beharrung. Aber diese Tatsache gibt doch einen anderen Grundton, den eben des erforderlichen Wettbewerbs, und nicht den des schroffen Existenzkampfes gegen absolut Fremdes. Die gerade nun wieder zustande gekommene starke kulturelle Verständigung der Reichsdeutschen mit den skandinavischen Nationen, die vor allem von einem neuen deutschen Begreifen der nordischen Zusammenhänge ausgeht — die Bemühungen der Nordischen Gesellschaft haben manchen Erfolg gezeitigt —, wird gewiß helfen, vom Gemeinsamen des Germanischen her das Los der Deutschen in Nordschleswig immer erträglicher zu gestalten und ihre artgerechte Weiterentwicklung dauernd zu sichern.

Volkslied aus Nordschleswig

Junge:

Trina, kumm mal vör de Dör, kumm mal 'n beten rut!
Ik will di wat Nee's vertellen, un du, du büst min Brut.

M ä d e l :

Nee, dat warr ik blieben laten, Mudder paßt uns op!
All de Dör'n, de sünd al slaten un keen Mänsch kann rop.

J u n g e :

Töb, ik will de Ledder hal'n, de an'n Heuböhn steiht,
de will ik an't Föenster setten, wat na Strat rutgeiht.

M ä d e l :

Da!! De Dösch, de harr wat markt, keem ut de Stub gau rut.
Töb, di schall de Dübel hahn un Trina, dine Brut.

J u n g e :

Hans, de dach, de Dübel keem, dat seeg of meist so ut.
He leet Strümp un Tüffel stahn un sprüng ut' Föenster rut.

M ä d e l :

So rönn he den Hoff entlang un so ut'n Dorweg rut.
Sín Búx, de bleev in't Heed behang'n un dat seeg puzig ut.

Matthäus Friedrich Chemnitz (1844)

Lied an Schleswig-Holstein

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
deutscher Sitte hohe Wacht,
wahre treu, was schwer errungen,
bis ein schöner Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tose,
Flut auf Flut von Bai zu Bai,
oh, laß blühen in deinem Schoße,
deutsche Tugend, deutsche Treu!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
bleibe treu, mein Vaterland!

Doch wenn inn're Stürme wüten,
drohend sich der Nord erhebt,
schütze Gott die holden Blüten,
die ein milderer Süd belebt.

Schleswig-Holstein, stammverwandt,
stehe fest, mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
wenn sie gläubig ihm vertraun;
zage nimmer, und dein Nachen
wird trotz Sturm den Hafen schaun.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
längs dem Belt am Ostseestrand,
bis zur Flut, die ruhlos schäumt
an der Düne flücht'gem Sand,
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
sinnend blickt die Königsau,
und wo rauschend stolze Barken
elbwärts ziehn am Holstengau:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
bleibe treu, mein Vaterland!

Teures Land, du Doppeleiche
unter einer Krone Dach,
stehe fest, und nimmer weiche,
wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
wanke nicht, mein Vaterland!

Adolf Bartels / An Flensburg

Man wird's dir nie vergessen,
du schöne Stadt am Ostseestrand,
daß du den Mut besessen,
zum Ruf fürs Vaterland.
Das lag besiegt darnieder,
fast wie ein wüstes Moderholz,
da recktest du dich wieder
und standest steil und stolz.

Wir andern alle schauen
nach Norden nun in unsrer Not,
und leises Volksvertrauen
kommt wie ein Morgenrot:
Die jungen Stämme schwanken
wohl noch im rauhen Zeitenwind,
doch werden sie nicht wanken,
sobald sie älter sind.

Ernst Kleuer / Nordschleswig

Wandernde Wolken ziehn drüber her,
wandernde Wellen brandet das Meer
an die verlorene Heimat.

Wandernde Wolken schatten das Land,
wandernde Wellen weinen am Strand,
um die verlorene Heimat.

Wandernde Wolken ballen sich dicht,
wandernde Wellen lassen dich nicht,
arme, verlorene Heimat.

Wandernde Wolken türmen sich schwer,
wandernde Wellen donnert das Meer,
an die verlorene Heimat.

Wandernde Wolke wird schauen den Tag.
Wandernde Welle wird jauchzen den Schlag:
„Unser ist wieder die Heimat!“

Ingeborg Andresen / Magda und die Dänen

Gegen Mittag ballt sich alles Erwarten in der Stadt zu mühsam verhaltener Spannung. Draußen auf Steenhoi, dem deutschen Festplatz, fanden den ganzen Morgen über Wettspiele der deutschen Jugend statt, in der Mittagsstunde sollen Stafettenläufer Grüße aus dem Süden, aus Deutschland, heraufbringen, die an der Grenze übernommen und weitergeleitet werden. Während in den Häusern die letzten Vorbereitungen zum festlichen Mahl getroffen werden, mit dem man die vielen Gäste, die jedes Dach be-

herbergt, aken und ehren will, wimmeln die Straßen auf einmal von Militär. Beide Waffengattungen der Garnison scheinen nahezu vollständig Urlaub zu haben; sie schlendern gruppenweise durch die Stadt, sperren Bürgersteige und Fahrwege, unterhalten sich laut und lärmend und singen national-dänische Lieder. Ein Leiterwagen mit schweren braunen Pferden davor klappert über holpriges Pflaster, daß der Lärm die blanken Fensterscheiben der Häuser rüttelt, vollbesetzt mit singenden Dragonern. Wenn der Wagen unter einer Girlande durchfährt, gibt es ein Juchzen und Hallo, alles springt auf und versucht mit Stöcken das Gewinde und das angebrachte Schild herunterzureißen. Beim Bäckermeister Juhl gelingt es ihnen, im Nu ist der grüne Schmuck von Herzugeeilten in Fetzen verstreut. Juhl steht mit grauweißem verzerrten Gesicht in der Tür, ballt die Fäuste und droht hinter dem lärmenden Haufen her. Als der Erregte an den Fernsprecher stürzen will, um den Polizeiminister anzurufen, hält ihn seine Frau zurück: „Mann, Mann, sei vernünftig! Du kriegst nie wieder die Brotlieferung für die Kaserne!“ —

Doktor Benthien geht in seinem Arbeitszimmer erregt auf und ab; Magda steht vor seinem Schreibtisch und hat ihm Bericht erstattet über die letzten Vorgänge in der Stadt.

„Dumme Sache ist das! Aber unsere Leute haben auch des Guten zuviel getan — man muß nicht reizen um jeden Preis!“

„Die Ausschmückung der Straßen ist uns ausdrücklich erlaubt worden!“

„Was heißt hier erlaubt? Sie wissen ja, wie das geht: ein halbes und zögerndes Ja, das im Bedarfsfalle zu einem Nein umgedeutet wird! Darauf müssen wir uns eben einstellen und keine Angriffsflächen bieten!“

Magda ruckt den Kopf hoch: „Alsdann ist unser ganzes Fest ein Angriff, Herr Doktor!“

Er sieht sie scharf an: „Soll es aber nicht sein! Wir feiern das Fest für uns und nicht gegen sie — das werde ich auch in meiner Rede unterstreichen. Wir wollen doch ein friedliches Nebeneinander und kein Gegeneinander — das müssen beide Teile begreifen. Es wäre die Pflicht unsrer Zeitung gewesen, das klarer herauszuarbeiten in den letzten Tagen!“

Magda schießt das Blut heiß ins Gesicht — Hans Wangelin hat gerade jetzt Tag um Tag die Gewissen geschärft, gemahnt, erinnert, das Wesentliche von dem Zufälligen gesondert und den Kern aller Fragestellung bloßgelegt. Sie schickt sich an zu seiner Verteidigung

und verschluckt dann doch, versklavt den Forderungen der Stunde, das Wort. Es muß entschieden werden, wie die deutsche Stafette durch die Stadt gelangt, ohne daß ein Zusammenstoß mit dem radaulustigen Militär erfolgt; es muß die Sicherung des Festzuges erörtert werden, es muß die Abschlußfeier am Abend, die im „Blauen Hecht“ stattfindet, besprochen werden . . .

Eine halbe Stunde später erwartet sie im Süden der Stadt am Waldrand den Stafettenläufer. Sie hat Auftrag von Doktor Benthien, den jungen Boten auf versteckten Wald- und Feldwegen außen um die Stadt herumzuleiten; so wird man am sichersten einen unliebsamen Zusammenstoß vermeiden.

Da springt er aus dem Waldschatten heraus auf den sonnenflimmernden Fahrweg — blond und sehnig — die blauweißrote Rolle in seiner Hand leuchtet weithin. In diesem Augenblick durchläutet Magda eine Erinnerung: — Peer Gynt . . . der große Krumme: „Geh außen 'rum! Geh außen 'rum!“ Und sieghaft überschäumt sie Lust und Wille, mitten hindurchzustößen, heute wie immer . . . allen Bedenken zum Trotz.

Ein paar rasch erklärende Worte, schon ist der Gruß aus der deutschen Heimat in ihrer Hand — sie wendet sich der Stadt zu. Als sie die ersten Häuserreihen erreicht, geht sie langsam, in ruhigem Schritt. Sie geht auf dem Bürgersteig durch den Hauptstraßenzug der Stadt, fest umspannt ihre Rechte den schmalen Röcher, von dem ein farbiges Siegel mit dem Wappen Schleswig-Holsteins herabhängt. Ihre Augen sehen still und gerade voraus, über alles hinweg und an allem vorbei. Deutsche Kinder grüßen sie erstaunt, Bürger ziehen den Hut, deutsche Zurufe klingen gedämpft auf.

In der Hauptstraße kreuzt sie eine lärmende Schar von Zivilisten und Militär, man ruft ihr etwas zu . . . Gelächter brüllt auf . . . sie geht langsamer und umkrampft den Röcher ein wenig fester. Kurz darauf schwenkt eine Gruppe von drei, vier Soldaten, die sich eingehakt haben, in scharfer Wendung vom Fahrweg auf den Bürgersteig hinüber — der Durchgang ist gesperrt — lachende, schadenfrohe Mienen: was wird das thöke Pige (das deutsche Mädchen) nun machen?

Magda steht still, ihr Blick sammelt sich aus irgendeiner weiten und heimeligen Ferne her zu ruhiger Stärke, sie sieht ihre Widersacher schweigend an — blutschlaglang . . . mehr nicht. Dann setzt sie wieder den Fuß vor — und die vier fliegen auseinander, salutieren mit lachendem Gesicht und springen auf die Straße zurück.

Kurz vor dem Nordertor tritt ihr ein junger Offizier in den Weg. Herrisch deutet er auf die Rolle in ihrer Hand und fordert sie schroff auf, die „Aufrührerfarben“ sofort zu entfernen. Wieder sammelt sie sich still zu sich selber und sieht dann erst ihr Gegenüber an. Ihre Stimme ist höflich und kühl: „Darf ich bitten, den Weg freizugeben, Herr Leutnant?“

Sie hat deutsch gesprochen und ist nicht sicher, ob sie verstanden wurde. Aber es scheint doch so, da der junge Mensch nach kurzem Zögern mit verfinstertem Gesicht zur Seite tritt und davongeht.

Erst jetzt wird ihr bewußt, daß von der anderen Straßenseite herüber fast gleichzeitig ein Zivilist auf sie zukommt . . . ein Hut wird gezogen . . . ihr Blick gleitet darüber weg . . . sie hat Sehnsucht, sich wieder in die behütende Ferne hineinzuretten. Erst als sie draußen vor dem Tor dem wartenden Läufer den Röcher übergeben hat und ihn davoneilen sieht und auf letzter Wegstrecke nach Steenhoi, überfällt es sie plötzlich: Wer war es, der dort auf dich zukam? Woher das Gesicht, die Gestalt? Jrgendeine Erinnerung will sie suchen und klopft umsonst an die Türe ihres Herzens. Achselzuckend schiebt sie es zurück: wie immer gehört der Tag und alles Denken dem Unerbittlichen und Unausweichlichen — Deutschland. Und nichts sonst findet Raum in der Herberge ihrer Seele.

Ungeborg Andresen / Volk

Wo bist du?
Wo schall ik di söken?
Bist du, wo in engen Kring
dich an dich sik Minschen drengen,
wo Larm un Stried un Svermood
Luud um Woord un Aten ringen?
Wo bist du, Volk,
min Volk?

Wo bist du?
Wo schall ik di söken?
Bist du, wo de Moder Eer
ünner Lerkenleder liggt,
wo de Butteln Wäter finnn'
un en Bloom an Weggrand weer?
Wo bist du, Volk,
min Volk?

Wo bist du?
Wo schall ik di söken?
Bist du, wo sik Hunger duukt?
Wo de Hewen düster sacht
un nå Suurdoon, Mōhg un Blåg
sik de Dood in Lumpen huukt?
Wo bist du, Volk,
mín Volk?

Wo bist du?
Wo schall ik di söken?
Bist du, wo de Kinner juucht?
Wo sik Junglūd Steernens plückt,
wo sik Mannshand Quesen hält,
waßt an Rand de feerne Lucht?
Bist du där, Volk,
mín Volk?

Wo bist du?
Wo schall ik di söken?
Bist du de gollne Himmelswåg?
An Dießel där de eene Steern,
so hoog un still un weltenfeern —
ik gröt din blaue Ewigkeit:
Bist du dat, Volk,
mín Volk?

Wo bist du?
Wo schall ik di söken?
Bist du mín rasche Hartensslag,
bist du mín Blood, so warm un rood,
bist du mín harte Lewensnood?
Bist du mín Gloob: mín Broder du?
Giff Antwoord, Volk!
Mín Volk!

Immer bist du —
und mugg ik of söken
vel hunnert kruse Stråten af —
immer bist du achter de Dingen,
immer is dat en feerne Klingen,
immer recht sik vun wied her en Hann:
Hier is dat Volk,
din Volk!

Schlußstrophe aus dem friesischen Nationallied

Ja, wir wollen uns freun, daß wir Friesen sind,
und die Heimat, die prangende, preisen,
und in kühnlichem Kampf wider Wogen und Wind
uns wacker und würdig erweisen;
doch am heiligsten halten das Herzensband,
das uns fesselt ans größere Vaterland.

Hans Schmidt-Gorsblock
Volk meines Glaubens

Ströme lassen sich hemmen,
doch nimmer binden am Wehr;
einmal brechen sie brausend
sich Weg zum Meer.

Winde und Wolken wandern,
wechselnd nach eigenem Gesetz;
keiner wird je sie erlisten
mit Garn und Netz.

Unzählige Sonnen verschwenden
ihr Leuchten im Weltenhaus;
niemand doch löscht nur ein Lämpchen
am Himmel aus.

Unhemmbar, Volk meines Glaubens,
ist deines Geschickes Spur
im Drängen der lautersten Quellen
deiner Natur.

Hans Schmidt-Gorsblock / Am Strand

Wie ein schlürfender Schritt
über die steinerne Schwelle
wandelt die Ewigkeit
strandlang auf brandender Welle.
Vor dem ehernen Fuß
funken die grauen Granite,
und die Kristalle zerstäuben
unter dem hallenden Tritte.

Auf den grauen Graniten
habe ich lange gefessen,
habe die eigene Zeit
am Urgebirge gemessen.

Hans Schmidt-Gorsblock / Glaub an dein Volk

Glaub an dich selber;
löstlich wie Gold ist zur Arbeit ein fröhlicher Mut!

Glaub an dein Volk;
sei selber ein Funke, hell aus der flammenden Glut!

Glaube an Gott,
in dessen ewigen Händen
Mensch und Volk wie die Muschel im Meere ruht.

Übersee

Deutschtum in Nord-Amerika

Wenn wir an der Unterscheidung Sillichs zwischen sendunghafter und nothafter Auswanderung festhalten, dann muß wohl der größte Teil der deutschen Wanderung nach Übersee als Akt deutscher Not — Raumnot und Gesinnungsnot — bewertet werden. Dazu freilich kommt noch ein anderes Unterscheidungsmoment. Die meisten deutschen Auswanderungen im Bereich Europas waren Gruppenwanderungen. Die Mehrzahl der deutschen Wanderungen nach Übersee kommt als Einzelwanderung zustande. Weil es sich aber um Einzelwanderungen handelt, erstrecken sie sich über große Zeiträume. Gewiß bewirken mancherlei politische Konstellationen des Reiches zeitweise Massenauswanderungen, aber eben „Massen“- und nicht Gemeinschaftswanderungen. Dazwischen aber sichert die Einzelwanderung ebenfalls weiter. Die Siedlungen erfolgen deshalb — mit Ausnahme der spät erst geschaffenen deutschen Kolonien — nur selten als geschlossene deutsche Gemeinschaften, oft vielmehr als deutsche Einzelsiedlungen inmitten zahlenmäßig überwiegend fremdvölkischen Gemeinschaftsgruppen. Damit sind die grundlegenden Schwierigkeiten gegeben, die der politischen und kulturellen Entfaltung des Übersee-Deutschtums von Anfang an hemmend begegnen. Wundert es uns, daß das kulturelle Profil, und mit ihm auch das dichterische, der Überseedeutschen so ganz anders wirkt als das der Auslandsdeutschen Europas? Ist es nicht eine Ungerechtigkeit, an ihr kulturelles, an ihr dichterisches Schaffen denselben Maßstab anzulegen wie an das der Binnendeutschen oder wie an das der europäischen Auslandsdeutschen? Was will es besagen, wenn manchmal rügend festgestellt wird, die deutschen Dichter aus den Vereinigten Staaten hätten keine eigene dichterische Form gefunden, sondern sich der überlieferten Formen der Romantiker, der poetischen Realisten, der Impressionisten bedient? Solche Feststellungen treffen den Kern der Sache so wenig wie der Tadel, die deutschamerikanischen Dichter rückten in die Mitte ihrer Vorwürfe zu sehr ihre Heimweh-Bindung an Deutschland, zu wenig das sie umgebende amerikanische Leben, mit dem sie sich auseinanderzusetzen hätten. Diese deutschamerikanischen Dichter schreiben ja nicht für uns (in all den Zeiten vor dem Dritten Reich haben sich ja zudem die Binnendeutschen um ihre kulturellen Äußerungen in keiner Weise gekümmert), sondern ihr Schaffen ist völkischer Selbsterhaltungstrieb! Der aber kann nicht von außen kommen. Wenn er nicht von der

Seele, vom Gemüt ausgeht; wenn er nicht von den letzten Bindungen des Blutes herkommt, ist sein Bemühen vergeblich. Der großen Bedrängnis, in die gerade die Deutschamerikaner innerhalb dieser gegenüber dem Mutterlande so erbarmungslos anderen Lebensform geraten; der Verzweiflung des täglichen Existenzkampfes, mit der die meisten Deutschen unsagbar schwer zu ringen haben, kann nur die *e i n e* Kraftquelle entgegenwirken: die sehnstüchtige Erinnerung an das Mutterland und der verzweifelte Wille, seiner auch in den enttäuschungsreichen Kämpfen dieser fremden und oft dem Deutschtum so feindlichen Welt wert zu sein. Ist es nicht unangebracht, über die große Zahl dieser deutschamerikanischen Dichter zu spotten — wie es jüngst geschah — und zu beanstanden, es gehöre dort zum guten Ton, deutsche Gedichte zu schreiben? Nur vom Schreibtisch aus kann man verkennen, wie sehr es da um äußerste Notwehr geht und daß alle diese meist Ihrischen Schriftumszeugnisse — von den vollendeten bis zu den hilflosen — keine ästhetische, sondern eine bedeutungsvolle volksbiologische Angelegenheit sind. Wir erleben es immer wieder, daß besonders die Deutschen in Nordamerika oft in der zweiten Generation schon aufgegangen sind in der angloamerikanischen Wirtsnation. Das amerikanische Schulwesen, die vielen, aus wirtschaftlichen Gründen zustande gekommenen Einheiraten Deutscher in angloamerikanische Familien, mancherlei politisch-religiöse Verschleierungsgründe, sie führten und führen immer wieder — gemeinsam mit den zuvor schon angeführten Gründen — zur raschen Zerlösung der deutschen Volkssubstanz — trotz ihres zahlenmäßig großen Gesamtumfanges. In diesem Vernichtungskampf und Schwundprozeß bedeutet die Sehnsuchts- und Bekenntnisdichtung der vielen Deutschamerikaner jenseits ihrer ästhetischen Möglichkeiten vorerst eine der wesentlichsten kulturellen Widerstandskräfte. Es geht dabei oft gar nicht darum, zu einem größeren Kreise zu sprechen. Es geht oft nur um Selbstbestärkung, um ein Wort an das national entgleitende Kind oder an den engeren Familien- und Freundeskreis. Das sonst üble Wort „Gebrauchsdichtung“ bekommt hier einen volksbiologisch rechtfertigenden Sinn. Dieses deutsch-amerikanische Schrifttum, das — wie gesagt — vor allem Ihrisch in Erscheinung tritt, gehört nicht so sehr einer Literaturgeschichte an, die ihre Maßstäbe aus der Wertskala der Formbewältigung nimmt, als vielmehr der Volksgeschichte der Deutschen Amerikas. Wir glauben freilich, daß künftig Dichtungsgeschichte überhaupt Volksgeschichte zu sein und stärker von biologischen als von ästhetischen Wertungsstäben auszugehen habe, ohne dabei das Vollendungsziel aufzugeben.

In Nordamerika begegnen wir den Deutschen in den Vereinigten Staaten und in Kanada. Die Zahlenangaben sind vorläufig noch unsicher und

infolge des erwähnten Gleitprozesses schwer faßbar. In den Vereinigten Staaten dürfen wir heute mit etwa 5½—7 Millionen Einwohnern deutschen Blutes und ererbter deutscher Sprachbeherrschung rechnen; in Kanada mit etwa 400 000—600 000. Oft sind hier völkische Überlagerungen zu beobachten, die sich nicht nur in der Doppelsprachigkeit äußern, sondern die auch bei Amerikanern deutschen Blutes, die die Muttersprache schon verlernt haben, noch deutsches Brauchtum, zumindest in den vier Wänden des Heimes, noch lange weiterleben lassen.

In den Vereinigten Staaten begann der große Strom der deutschen Einwanderung 1683 (Gründung von Germantown bei Philadelphia durch einige Krefelder Familien). Die Verwüstungen und die Gefinnungsnöte, die der Dreißigjährige Krieg und seine Folgeerscheinungen zeitigten, vertrieben viele Deutsche aus ihrer Heimat. Die damalige englische Kolonie Nordamerika bot ungerodetes Land und Gewissensfreiheit. Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts dann von englischer Seite in Deutschland direkt geworben wurde, entschlossen sich viele, den schlimmen Verhältnissen der absolutistischen Kleinstaaterei zu entfliehen und in Nordamerika ein neues Leben aufzubauen. Als aber der Unabhängigkeitskrieg (1776—1783) ausbrach, da standen die Deutschen in der Front der Freiheitskämpfer — und ihr Anteil, von der militärischen Organisationskraft Steubens, dem die Armee des neuen Staates überhaupt erst ihren in friderizianischem Geist erfolgten Aufbau verdankte, bis zu den zahllosen Opfern und Heldentaten der deutschen Soldaten, hat Entscheidendes zum Sieg der Unabhängigen und zur Niederlage Englands beigetragen. Diese Opfer sind freilich schlecht gelohnt worden. Denn gerade das neue Staatswesen suchte dann Staatsbewußtsein und angloamerikanische Nationalität möglichst rasch gleichzusetzen. Damit aber begann von der Gesetzgebung, von der ungleichen Rechtsprechung, von der Wirtschaft, von der Schule, von der Kirche her jener Vernichtungsfeldzug gegen alles Deutsche, der auch heute noch andauert. Trotzdem brachten immer neue Einwanderungsströme — nach dem Hambacher Fest (1833) und nach der Achtundvierziger Revolution kamen viele Freiheitliche hinüber — gerade vom kulturellen Leben her immer wieder neue Wellen der deutschen Erneuerung zustande. Auch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts fanden sich viele deutsche Notauswanderer ein, und selbst nach dem Weltkrieg, bis zur zahlenmäßigen Begrenzung durch die Vereinigten Staaten, kamen noch an 400 000 herüber. Ihr aller Werk war nicht nur ein überaus großer Anteil an der Bodenrodung, besonders auch des nordamerikanischen Westens, sondern auch an der technischen, wirtschaftlichen, politischen Meisterung dieses Riesenstaates. Wir wollen nicht nur von der Leistung Karl Schurz' sprechen, einem der ausgewanderten Achtundvier-

ziger, der als Minister des Inneren an der Seite Lincolns für die Sklavenbefreiung kämpfte und viel zur staatsmännischen Befriedung der Vereinigten Staaten beitrug; sondern wir wollen von all den tausenden Kulturleistungen und Blutopfern der Deutschen in den Vereinigten Staaten sprechen, die Julius Goebel (Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, München 1904), Rudolf Cronau (Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika, Berlin 1909) und vor allem Albert B. Faust (Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner Bedeutung für die amerikanische Kultur, Leipzig 1912) festhalten. Ihnen gegenüber erscheint die bisherige Einstellung der Wirts- und Staatsnation ungerecht. Augenblicklich freilich scheint sich, zumindest in der Auffassung des amerikanischen Volkes (noch nicht seiner Regierenden), eine erfreuliche Wendung zur Gerechtigkeit zu vollziehen. Als 1937 während einer Tagung des amerikanischen Kongresses ungerechtfertigte Angriffe auf das neue Deutschland und gegen die Deutschen im allgemeinen erhoben wurden, da gab der Kongreßabgeordnete Knudsen endlich der Wahrheit die Ehre, als er erklärte: „Kein Volk hat mehr zum Aufbau Amerikas beigetragen als das deutsche Volk, und keine Gruppe unserer Bürger ist gesekliebender, strebsamer, ehrenhafter und ritterlicher gesinnt als die aus Deutschland Eingewanderten und ihre Nachkommen. Die Deutschen waren an den Erfolgen unseres Revolutionskrieges in großem Maße beteiligt, und was sie in dem Kriege zur Erhaltung der Union geleistet haben, steht mit leuchtenden Buchstaben in der Geschichte dieses Krieges verzeichnet.“ Nach den schweren Leiden, denen die Deutschamerikaner im Weltkrieg ausgesetzt waren, und nach den vielen, besonders von Juden und Emigranten, aber auch von kirchlicher Seite betriebenen Anfeindungen des neuen Deutschland ist das die erste Stimme des Einlenkens. Es ist zu hoffen, daß die 1919 gegründete Steuben-Gesellschaft und der 1936 geschaffene „Amerikadeutsche Volksbund“ („Freunde des neuen Deutschland“) gemeinsam mit den einsichtigen Anglo-Amerikanern den richtigen Weg finden, um den Deutschen — entsprechend ihrem großen Anteil am Aufbau der Vereinigten Staaten — ihr kulturelles, politisches und wirtschaftliches Recht werden zu lassen.

Es ist nicht leicht, einen Überblick über das Gegenwartsschrifttum der Deutschen in den Vereinigten Staaten zu gewinnen, weil die nötige Materialsammlung und Sichtung auch von den Deutschamerikanern selbst noch nicht vorgenommen wurde. Erst die vom Mutterlande nun auch auf das Überseedeutschtum ausstrahlende Erweckungskraft regt derartige Arbeiten an. Als 1937 in Cleveland die „Erste Tagung für deutschamerikanische Heimatkunde“ stattfand, wurde sie mit einem ersten Ruf zur Bestandsaufnahme des deutschen Kulturgutes in Nordamerika verbunden:

„Die deutsche Sprache und deutsche Kultur haben auch heute noch eine Heimstätte in diesem Lande. Wo aber erklingt die deutsche Sprache? Wir wissen nichts Genaues darüber. Wenn wir fragen, wieviel deutschsprachige Menschen es in Amerika gibt, dann vermögen wir darauf keine Antwort zu geben. Und wie viele bekennen sich zu ihrem deutschen Kulturerbe? Auch hier keine Antwort . . . Wenn ein Fremder ins Land kommt und darüber Auskunft haben möchte, dann wird er in die verschiedenen Großstädte gewiesen, und er erhält eine Liste von insgesamt Tausenden von deutschen Vereinen, von Vereinen, in denen vielfach wertvollste Arbeit geleistet wird. Was er aber nicht erfährt, das ist jenes unbekannte deutsche Kulturleben, das im Verborgenen blüht. Dazu gehören die Tausende von deutschen Kirchen, in denen seit Generationen schon die deutsche Sprache in ihrer ganzen Heimatschönheit Sonntag für Sonntag erklingt. Dazu gehören die Tausende von deutschen Farmgemeinden, in denen die Kinder noch genau so deutsch sprechen wie ihre vor Generationen eingewanderten Vorfahren. Hier lebt aber auch nicht nur die deutsche Sprache, hier ist auch noch echtes deutsches Volksgut vorhanden, das im Lied und im Volksbrauch fortlebt. Sicher, das Deutschtum Amerikas hat eine große geschichtliche Vergangenheit. Sie liegt vielfach erforscht vor uns und kann nicht mehr in Vergessenheit geraten. Was man aber nicht weiß, das ist eben das obengenannte lebende deutsche Volkstum. Wenn es gelänge, diese deutsche Gegenwart einmal in all ihrer Verästelung mit dem ganzen öffentlichen Leben aus ihrem Schattendasein zu ziehen, dann würde dies eine große Stärkung für einen jeden einzelnen Amerikaner deutschen Blutes bedeuten. Er könnte auf die Gegenwart genau so stolz sein wie auf die Vergangenheit. Er könnte den heutigen amerikanischen Staatsführern zeigen, welche kulturellen Werte im deutschen Bevölkerungssteil des Landes stecken und wie sie jederzeit für den Neubau Amerikas eingesetzt werden können“ („Westliche Post“, St. Louis). So leiden wir im Bereich der deutschamerikanischen Gegenwartsdichtung vor allem daran, daß — mit Ausnahme der Lyrik — jeglicher Überblick über die Erzählung (die meist in versteckten Verlagen oder in Zeitungen, Kalendern, Privatpublikationen erscheint) und über das Drama (meist ungedruckt) fehlt. Die deutschamerikanische Dichtung der Vergangenheit wurde besonders von G. A. Zimmermann, von H. A. Rattermann, von Ernst Joders, M. Drescher, W. Leopold und H. Kloss durchforscht. Joders hat eine Periodisierung vorgeschlagen, die von den religiös-lehrhaften Anfängen (besonders aus Pennsylvanien 1675—1825) über die rückgewandte zweite Periode der um 1830 ausgewanderten gemäßigten Liberalen und über die dritte Gruppe der radikalen Achtundvierziger schließlich zu jener bis zum Weltkrieg reichenden vierten führt, in der nun vor allem dach-

terisch vom neuen Land, von seiner Landschaft und seiner Eigenart Besitz ergriffen wird. Mit Recht hat Kloß eingewendet, daß es mit dieser Längsschnittgliederung allein nicht getan ist, weil sie die weltanschaulichen Spannungen übersieht, die immer wieder innerhalb der einzelnen Epochen, und nicht nur zwischen ländlich-konservativen „Kirchendeutschen“ und städtisch-liberalen „Vereinsdeutschen“, sondern auch innerhalb dieser beiden Gruppen zwischen Gemäßigten und Radikalen auftauchen. Dazu kommen nicht nur soziale, sondern auch landschaftliche Elemente. Während im allgemeinen das gesamte Deutschamerikanertum auf den ersten Blick viele Gemeinsamkeiten aufzuweisen scheint, ergeben sich für den genaueren Kenner doch auch mancherlei landschaftlich und geist-räumlich in sich abgegrenzte Gebiete. Das von Kloß durchforschte Pennsylvania-Deutschtum ragt da schon mit seiner jahrhundertealten eigenen Mundart, diesem Uneinander von Pfälzisch und englischen Lehnworten, heraus, die auch die recht geschlossene Tradition des pennsylvania-deutschen Schrifttums beherrscht. Seit Neuerem empfindet sich etwa auch das Schrifttum der Deutschen in Texas als durch das umschließende Gebirge raumbedingt Zusammengehöriges. Solcherlei Prozesse wird es bei fortschreitender Volkstumsergründung bald in mehreren Landschaften des so weiträumigen Nordamerika geben. Sie werden nicht trennend wirken, sondern mit ihrer ersten Grundlegung für ein kulturelles Gruppen- und Gemeinschaftsbewußtsein erst die Vorbedingung schaffen für das notwendig-gemeinsame Volksbewußtsein aller Amerika-deutschen. Der Dichtung aber fallen bei diesem Vorgang wichtige Aufgaben zu.

Wenn wir hier auch nur von der Gegenwartsdichtung der USA.-Deutschen sprechen und sonst nur aus ihr Proben vorlegen wollen, müssen wir an ihre Spitze doch jenes schon in der Gesamteinleitung erwähnte Gedicht „An mein Vaterland“ des Achtundvierziger-Auswanderers Konrad K r e z (1828—1897) rücken. (Ludwig Findch hat nun in seinem Roman „Ein starkes Leben“ Schicksal und Wirken des Pfälzers anschaulich geschildert.) Es ist nicht nur eines der schönsten und ergreifendsten Bekenntnislieder, die jemals einem Auslandsdeutschen gelangen, sondern es greift mit seiner vielzitierten Strophe:

„O würden jene, die zu Hause blieben,
wie deine Fortgewanderten dich lieben,
bald würdest du zu e i n e m Reiche werden,
und deine Kinder gingen Hand in Hand
und machten dich zum größten Land auf Erden,
wie du das beste bist, o Vaterland“

weit über den Rahmen der bloßen Heimwehdichtung hinaus. Hier wird ein Aktivismus des Auslanddeutschtums wach, den wir nun aus eigenem Erleben und aus der politischen Wirklichkeit des neuen Reiches kennen. Die Sehnsuchtskraft des Auslanddeutschen, der inmitten der ihn umgebenden fremden Welt sein Mutterland als geschlossene Einheit erkennt, möchte gerade in Zeiten binnendeutscher Erschlaffung und Zersplitterung herüberrufen und herüberwirken, um die Lethargie zu bannen und die Einheit und berechtigte Größe des geschlossenen Ganzen aufrichten zu helfen. Wir werden diesen Einsatz im Ohr behalten müssen, um die deutschamerikanische Stimme im Weltkrieg und nachher besser verstehen zu können.

Viele der älteren Dichtungen — von der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts — wenden den Blick in die große, heldische Vergangenheit der deutschen Leistung für die Vereinigten Staaten. Als Beispiel möge Konstantin G r e b n e r s (* 1831 Brombach, Baden, war seit 1883 Oberlehrer in Cincinnati) Ballade „Bernhard Laiboldt“ dienen. Was aus dieser bezeichnenden Episode des nordamerikanischen Bürgerkriegs und darüber hinaus aus allen Vergangenheitsdichtungen dieser Art spricht, ist poetisch gestaltetes Beweismaterial gegenüber anglo-amerikanischen Entrechtungs- und Überwältigungsversuchen. Genau so wollen die vielen Ihrischen und Prosadichtungen, die, wie Hermann W e i g a n d s (* 1858 Halberstadt, war seit 1886 als protestantischer Theologe in Philadelphia und Brodhagen tätig) Gedicht „Der Ansiedler“, das unermesslich große Werk der deutschen Bodenrodung und der deutschen Siedlung beleuchten, den Anteil unserer Nation an der Kultivierung Nordamerikas den eigenen Volkzugehörigen als Stärkung im täglichen Kampf vorstellen, der Wirtsnation aber ins Gewissen rufen, um noch schlimmere Übergriffe abzuwehren. So auch müssen wir Julius G u g l e r in seinem Vorkriegsgedicht „Stolz aufs Sternenbanner schaue“ (erschienen Milwaukee 1910 in der Sammlung „Wie's die Stunde gab“) verstehen. Diese Deutschen wollen, wie ihre Vorfahren und Vorgänger, gute amerikanische Staatsbürger sein; sie glauben aber, dieser Aufgabe um so besser entsprechen zu können, je stärker sie bei ihrer deutschen Art verharren. Das Überläufertum der Charakterschwachen wird deshalb — auch im Interesse der neuen Heimat — so satirisch abgelehnt, wie Gugler das in seinen „Winken für Einwanderer“ tut.

Wilhelm Heinrich B e n i g n u s (* 1861 in Heilbronn, seit 1882 in Amerika als Farm- und Handarbeiter tätig, † 1931 New York) war einer der ersten, die die Eigenart der nordamerikanischen Landschaft nicht nur dichterisch eroberten, sondern mit eigenen, nur aus dieser Landschaft zu holenden Farben und Mitteln zu gestalten wußten. Blockhausbau und

„Urwaldzauber“, Niagara und Missouri, sie waren lange vor ihm „schön“ geschildert worden — aber eben noch mit romantischen Augen gesehen. Benignus hört und sieht in seinen Ihrischen Bildern von Gran Canhon, vom Niagara, vom Yosemite (meist aus den Sammlungen: Weltstromlieder, Baltimore 1906; Dichtungen, Dayton 1907; Epik und Lyrik der großen amerikanischen Nationalparke. Aus der Seele der See, New York 1926) zum erstenmal die nur aus ihren jähen Gegensätzen zu verstehende Seele der nordamerikanischen Landschaft: ihre gewaltige Dämonie und ihr Friedlich-Gemüthhaftes, ihr Schreckvolles und ihr Ruhendes, die Urkraft ihrer Schönheit und die abweisende Größe ihres Übermenschlichen. Immer aber — besonders auch in seinen tapferen Bekenntnissen während des Weltkrieges („Wir überm Meer für Deutschlands Ehr!“ Deutscher Gruß aus Amerika. Washington 1916) — tritt Benignus ein für die typisch deutsche Haltung, die Innerlichstes zu binden weiß an die Tat; und die streitbar sein kann allen Schlaffen gegenüber, um dieser deutschen Haltung willen. Wir müssen diese Tatsachen auch aus soziologischen Gründen im gesamtdeutschen Raum der Dichtung festhalten, weil Benignus der erste deutsche Handarbeiter des 20. Jahrhunderts ist, der — schon vor Behold, Lersch und Bröger — im schöpferischen Bereich der Dichtung erscheint.

Eine der stärksten und weithin wirkenden Persönlichkeiten des nordamerikanischen Deutschtums an der Jahrhundertwende war der Germanist Runo F r a n c e (* 1855 Kiel, seit 1884 Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, wo er auch ein Germanisches Museum begründete, † 1934). Aus seinen Vorkriegsliedern spricht die Erkenntnis von der großen Spannung, der das Leben aller Deutschamerikaner ausgesetzt ist: der zwischen der amerikanischen Rastlosigkeit des Tageskampfes und der deutschen Ewigkeitsperspektive. Seine Kriegslieder aber, vorab der beschwörende Ruf in die entgötterte Welt: „Wenn Deutschland stirbt“, und das gläubige Wort der Zuversicht an die deutsche Jugend im Augenblick des Zusammenbruchs gehören zu den mutigsten Bekenntnissen Auslandsdeutscher zu ihrem bedrängten Vaterland, trotz aller Hege, und zu den kraftgebenden Gebärden, die in diesem Augenblick der größten Trauer über Meere und Feinde hinweg die Bruderhand ins Reich herüberreichen.

Innerhalb der gleichen Altersschicht hat Konrad N i e s (* 1861 Alzen, Hessen, seit 1883 in Amerika, ergriff die mannigfachsten Berufe, war vor allem auch als Schauspieler und deutscher Vortragskünstler tätig und wirkte im Weltkrieg als literarischer Leiter des „Colorado Herald“ der amerikanischen Greuelhege gegen Deutschland entgegen, † 1921 San Francisco) die größten Erfolge erzielt. Das ist verständlich, weil er als

erster die bescheidenen Ansätze eines deutschamerikanischen Volksliedes aufgriff und ihnen im Stil und in der Melodie der „Wunderhorn“-Lieder gangbare Form verlieh. Auch sein berühmtes Heimwehlied „Ostwärts“ und sein Weihnachtsmärchenspiel „Rosen im Schnee“ klingen aus dieser romantischen Märchen- und Volksliedwelt auf, die hier, inmitten eines „modern“-geheht Fremden, nicht als „Epigonentum“, sondern als geheiligte Erbe gilt. Hat Benignus die Seele der nordamerikanischen Landschaft entdeckt — Nies bringt als erster (besonders in „Aus westlichen Weiten“, Großenhain 1905, und in „Welt und Bildnis“, Leipzig 1921) die Menschen, vor allem die anderen, mit denen etwa die deutschen Farmer zusammenleben müssen, aus ihrer rassistischen Eigengesetzlichkeit her nahe: so z. B. im Gedicht „Glück“ die Neger, so aber auch in der „Rache der Wälder“ das eigenständige Echo der entheiligten und „geächteten Wälder“ auf die typisch amerikanische Rastgier. Aus seinen Kriegs- und Nachkriegsdichtungen aber sei jene „Ballade vom Deutsch-Amerikaner“ herausgehoben, das die gutmütige Lässigkeit des deutschamerikanischen Vorkriegsphilisters der längst schon vorbereiteten feindlichen Einkreisung mit zorniger Bitterkeit gegenüberstellt. Eng mit Nies verbunden weiß sich in dieser Abwehr Martin D r e s c h e r (* 1863 Wittstock, Mark, ging erst nach seinem Rechtsstudium und nach einigen Jahren preußischen Staatsdienstes nach Amerika und führte dort in all den üblichen Hilfsarbeiterberufen ein unstetes und notvolles Wanderleben, † 1920). Seine Selbstbiographie „Vom Sturm gepeitscht“ (Rüben-Rötha 1913) gibt — so wie Otto Sattlers Buch „Lockende Welt, Erinnerungen an Landstraßen, Meere und ferne Länder“ (Neuhork 1931) — ein naturalistisches Typenbild dieses vergeblichen Existenzkampfes, der durch alle Schichten und Höllen des amerikanischen Lebens führt. Die Drastik, die den zeitbedingten Gefahren des Materialismus nicht immer entgeht, verdeckt hier viel ungesagt Gebliebenes, das in der Lyrik Dreschers (Gedichte 1909 und in Anthologien) — etwa in der Tragik des Gedichts „Begegnung“ — zum Vorschein kommt. Für die Arbeiterschicht tritt Drescher immer wieder ein; wer aber dieses Lied vom „Namenlosen“ dichtet und damit zum Sänger der Unsterblichkeit auch des Arbeiters, der Großem dient, wird, der ist nicht Marxist, sondern deutscher Sozialist. Wüßten wir es auch sonst nicht: das Gedicht „Ein Zarathustra-Wort“ zeigt uns Drescher in jenem typisch germanischen Widerstands- und Beharrungsgeist, den auch der aus Westfalen stammende Newarker Graveur Wilhelm W i n t e r (* 1866) gestaltet.

Hatte Nies versucht, das neue deutschamerikanische Volkslied zu formen — das Altüberkommene wird hier, als Gegengift gegen die materialisierte und technisierte und mechanisierte Bussineß-Welt im deutschen

Haus oft länger gesungen, als die deutsche Umgangssprache vorhält. In keinem Bereich des gesamten Auslanddeutschtums gibt es bezeichnenderweise so viele Lieder auf das deutsche Volkslied wie in Nordamerika. Nur als eines von vielen mag Alfred Walter Hildebrandts (* 1862) Gesang vom deutschen Volkslied seine Wirkungskraft inmitten dieser artfremden und gemütlosen Welt offenbaren. Daß darüber hinaus auch die deutsche Dichtung des Idealismus — als kraftgebende Erinnerung eines Hohen und Mächtigen — diesen Deutschamerikanern zum Trost und zur Aufrichtung in ihrer nur den Gewalten des Allzuirdischen hinggegebenen Welt wird, sagen viele Gedichte von Johannes Rothensteiner aus (* 1860 St. Louis, katholischer Theologe, Pfarrer in seiner Heimatstadt, trat nach dem Kriege in wichtigen Flugschriften den feindlichen Greuelberichten mit großer Energie entgegen und versuchte später auch, den Amerikanern durch englische Übersetzungen deutscher Meisterdichtungen aus allen Jahrhunderten die Größe der deutschen Kultur nahezubringen, † 1931). Wir haben die Größe und völkische Eroberungskraft Klopstocks erst im neuen Reich wieder entdeckt. Die Deutschamerikaner haben ihn längst schon wieder hervorgeholt. Rothensteiners Preislied ist nur eines unter einer ganzen Reihe deutschamerikanischer Gedichte auf Klopstock. Wie gefährdet auch vor dem Kriege das Deutschtum in Nordamerika war, beweisen uns viele Lieder Rothensteiners, die den Gleichgültigen immer wieder das „Wacht auf!“ zurufen. Seine Kriegslieder aber glühen nicht nur in der inbrünstigen Zuversicht zur deutschen Widerstandskraft, sondern sie sehen auch — durch alles Furchtbare hindurch — schon die erweckenden Mächte des Volksbewußtseins, die viel später erst ihre Früchte zeitigten.

Viele dieser zuversichtlichen deutschamerikanischen Kriegslieder stammen freilich noch aus der Anfangszeit, als Amerika noch nicht eingegriffen hatte. Denn dann setzte ja nicht nur die maßlose Deutschenhebe in den Vereinigten Staaten ein, sondern nun auch trat für die Deutschamerikaner die bisher schlimmste Phase ihrer entbehrungsreichen Geschichte ein: sie wurden aufs Schlachtfeld geschickt in den Reihen ihrer Staatsnation — und standen Brüder gegen Brüder. Friedrich Fiedels Gedicht „Was weiß die alte Heimat“ und Viktor Wides Lied „Genug“ sind erschütternde Zeugnisse dieses inneren Zwiespalts zwischen Volkstreue und Staatsgehorsam; Zeugnisse dieser unsagbar durchlittenen Seelenkämpfe, von denen der Binnendeutsche selbst heute noch immer zu wenig weiß. Wide (* 1865 Wildungen, seit 1887 in Amerika, Direktor einer Kunstglashütte in Bellaire am Ohio) ist überhaupt erst durch die große Erschütterung des Krieges zum Dichter geworden. Sein Wort (Gedichte 1924) will bewußt nicht „Kunst“, sondern Protest und mahnender Aufruf

sein. Mutig wirft er den Vereinigten Staaten ihr Eingreifen in den Weltkrieg vor; erbarmungslos reißt er Wilson die Maske ab; nach dem Zusammenbruch aber ruft er als einer der ersten gerade die Auslanddeutschen zum Neubau und zur Abwehr der schmachvollen „Friedens“-Stifter auf:

„Ihr Deutschen auf der weiten Welt,
am Boden liegt das Deutsche Reich
und kann nicht mehr. Die Sendung fällt,
ein heilig Erbteil, nun an euch.“

Dedt er zugleich die Schäden im eigenen Lager auf, Friedrich B a l t - z e r und Max L u d e wissen: nur tätige Hilfe kann der in Elend und Hungersnot geratenen Heimat Kraft geben. Was andere dann mit ihren Hilfsaktionen der Nachkriegszeit in die Wirklichkeit umsetzten, haben sie — nur zwei von vielen — mit ihren Werbegedichten eingeleitet.

Es ist also nicht nur der anglo-amerikanische Materialismus, sondern auch die allem Deutschen gegenüber uneinsichtige Haltung, nicht zuletzt freilich auch das Ungesunde der amerikanischen Treibhausentwicklung, die Georg Shlbester B i e r e d (* 1884) bewog, diese Welt der „unbegrenzten Möglichkeiten“ als „Krinibe“ anzuprangern und das Emil D o e r - n e n b u r g das mephistophelische Gesicht von „Wall-Street“ und von dieser „lieblosen Fremde“ zeichnen ließ. Der Germanist Doernenburg (* 1880 Langenberg, Rheinland, seit 1911 Professor an der Universität von Pennsylvania in Philadelphia, † 1935) hat uns in seinen Büchern „Sturm und Stille“, „De Profundis“, „Lieder eines Einsamen“, „Deutschamerikanische Balladen und Gedichte“ viel dokumentarisch und politisch Wichtiges festgehalten. Der Tag der Kriegserklärung am Broadway, die blutige Klage wider den angloamerikanischen Undank im Krieg; das Wiederfinden deutschamerikanischer Volksverbundenheit gerade in dieser Heßjagd auf alles, was deutsch heißt; das Auf und Ab erster Nachkriegslichtblicke und ihr hoffnungsloses Widerspiel: die ewig-amerikanische Gegenlösung der Pseudodemokratie — und ihr gegenüber die ewig-deutsche Gegenrechnung des Idealismus, den alle großen Deutschamerikaner seit Steuben in ihrer neuen Heimat bewiesen — es ist ein großer Bogen deutschamerikanischen Erlebens und Erleidens, der da gezogen wird. Was hier spricht, ist gewiß nicht hohe Kunst, trotz mancher gerundeten Versgestaltung. Wohl aber der Reichtum eines Kampflebens, das auch in Zeiten der Gefahr den Einsatz und Protest zugunsten der alten Heimat den Gegnern im neuen Wirkungsraum ins Gesicht zu schleudern wagte. Nicht die Frage, ob Doernenburgs Verse echtbürtige Dichtung oder „schlimmster Dilettantismus“ (Schneider) waren, hat uns in diesem Zu-

sammenhang zu beschäftigen, sondern ob dieser Deutsche sich auch in seinen Versen im Augenblick der gefährvollsten Erprobung als Deutscher erwies. Und diese Bewährungsprobe hat Doernenburg bestanden. Aber auch künstlerisch kann von „schlimmstem Dilettantismus“ keine Rede sein. Diese dichterische Notwehr steht unter einem anderen Gesetz als das binnendeutsche Schrifttum. Selbst Effektiv kann hier u. U. wertvolle Mittlerdienste leisten — und als dichterischen Mittler und Verteidiger müssen wir Doernenburg gelten lassen.

Die Dichtung aller Deutschamerikaner, die um die Weltkriegszeit zur eigentlichen Entfaltung kamen, trägt stärker noch als die der älteren Generation ausgesprochen tragische Züge. Das Bewußtsein, zwischen den Fronten zu stehen, tragen sie alle, die nun doppelt zur Bewußtheit ihrer Nation kamen, als Rainsmal an der Stirne. Auch wo diese Dichtung ins Unpolitische weist, wie in der Lyrik von Ernst Jockers, bleiben diese Grundzüge unverkennbar. Dazu kommt ein anderes: Die Älteren, die an der Jahrhundertwende zur Entfaltung kamen, traten, sofern sie vom liberalen Lager herkamen, bei allem Nationalgefühl doch ausgesprochen individualistisch in Erscheinung. Die Art der Einzelwanderung und Streusiedlung unterstützte diese Haltung überdies. Die Angehörigen der verschiedenen konservativ-religiösen Lager hingegen kamen vom Gemeinde-, nicht vom Volks- und Gemeinschaftsideal her. Und nun offenbart sich an dieser vielgeprüften Generation der Kriegszeit überdies die Krise des Individualismus. Auch ihre Spuren erkennen wir in den Dichtungen von Jockers, aber auch in denen von Kurt Baum und Oskar Kollbrunner auf Schritt und Tritt. Wer Jockers' Kriegsgedicht an seinen dann früh gefallenen Freund Walter Flex auch zwischen den Zeilen liest, der erlebt nur allzu deutlich diese Krise des Individualismus — und zugleich die Krise des Auslandsdeutschen, der um die rettende Kraft der Kameradschaft und des Gemeinschaftsopfers weiß, sie aber nicht miterleben darf. Es ist keine Einzelercheinung, die wir da vor uns haben. Das tragische Lebensgefühl, das Jockers aus jedem Bereich des Zwischenmenschlichen entgegenleuchtet, weil ihm das Gemeinschaftserlebnis von daheim im Felde fehlt, und dem er — wie Drescher — sein Dennoch entgegensetzt; diese Weltbewältigung aus dem Gefühl und Impuls, die er der bloßen Vernunfthaltung entgegenrückt; sie erscheinen Jockers nur dann aufgehoben und zu „fruchtenden Stunden“ gewandelt, wenn das Einzel-Ich aufgehoben ist durch die göttliche Führerkraft. Sie muß ersetzen, was hier an rettenden Gemeinschaftskräften fehlt. Ernst Jockers (* 1887 Sand, Baden, Professor an der Universität Pittsburg, verdienstlicher Herausgeber auch des „Deutschamerikanischen Musenalmanachs“ 1925) hat besonders in seinen „Wandlungen“ dieser Übergangssymptomatik starken

Ausdruck verliehen. Dichterisch noch wesentlich reicher freilich mutet die Lyrik von Kurt Bauman (* 1876 in Deutschland, seit 1912 in Amerika, jetzt in Milwaukee). Für ihn sind Individualismus, Materialismus und Amerikanismus nur Äußerungsformen des gleichen Fremdseins. Ihm setzt er die ganze Kraft der Seele entgegen. Auch er sucht — wie Jokers — das Heil im Metaphysischen; aber er strebt gleichzeitig zum Kreis, zur „heiligen Gemeinde“ derer, „die so wie ich sich still nach innen bauen“. „Pokale und Kelche“, „Das stille Buch“ und „Am Leben entlang“ heißen bezeichnenderweise seine Gedichtbücher. Es ist die überraschende und in ihrer Impulsivität über die Vernunftüberlegung siegende Gebärde, der Sieg des Unbewußten über das Bewußte, die eigenbedingte Seele auch der dinglichen Welt, die Baums Dichtung eignet. Aber sie ist keine Welt der kampflosen, sondern eine der erlittenen Innerlichkeit — und nicht eine des rasch wiedererrungenen Optimismus, sondern eine Welt, in der die Skepsis lange noch nachhallt auf dem Weg zur Gesundung. Die Art, wie Kurt Baum „Das deutsche Erbe“ und das Verhältnis „Amerika und Deutschamerikaner“ bewertet, läßt die große Enttäuschung und die große Krise ebenso nachfühlen, wie das Gedicht „Eingestellter Bau“, das in seiner Begegnung von verlassener, weil entseelter Materie und gespenstischer Natur zum Symbol der ungesprochenen Frage an die Schicksalsgewalten der Zukunft wird. Ringt Baum immer wieder — auf hoher künstlerischer Ebene — um die erlittene Harmonie der geschlossenen Form, für die der Ring als Kreislaufgebärde zur Grundexistenz wird — der aus der Schweiz stammende Oskar Kollbrunner ist demgegenüber der stürmische Leidenschaftsmensch, der ewig Hadernde, der nicht Wunden heilen, sondern sie aufreißen will, um der Ursache des Eiterns auf den Grund zu gehen; der das Harte, auch des amerikanischen Lebens, bejaht, weil es wieder zur Härte erzieht — und der doch sehr zu scheiden weiß zwischen dem Satanischen des brutalen Materialismus und der inneren, gottgegebenen Freiheit. Nichts ist dafür bezeichnender als Kollbrunners „Ballade vom Woolworthturm“, dessen Wächter die Philosophie dieser Überbildungen des Geschäftlichen entwickelt, von denen nur die Nacht ihn befreit, die göttliche, in der er, droben in seinem 58. Stockwerk, „das Herz Gottes unter den Sternen schlagen“ hört. Da stürzt eine Bilderflut einher, die dem Materiellsten die Sinngebung vom Organischen her verleiht. Kollbrunner (* 1895 Huttlingen, Schweiz, † 1932) hat sein ereignisreiches Leben im Prosabuch „Treibholz. Irrgänge eines Amerikafahrers“ (1927) mit der gleichen Bildhaftigkeit, mit dem gleichen Reichtum an überraschenden Vergleichen und mit einer erschütternden Ehrlichkeit erzählt. Was Drescher und Sattler nur dem Rohstoff nach bieten, erhält hier dichterische Gewalt und sittliche Überzeugungskraft. Kollbrunner ist der

einzig unter den deutschamerikanischen Dichtern, der — besonders auch in seinem Iyrischen Buch „Wolkenkraker und Schweizerheimweh“ (1925) — „Babel“-Neuhork, bei aller Erkenntnis seiner niederziehenden Mächte, zugleich doch auch anerkennt als aufpeitschende Quelle der Erlebnis- und Glücksteigerung, als Bewährungsort der innerlich Starken, die selbst diesem „Babel“ gewachsen sind.

Die junge Generation freilich geht — noch nicht der künstlerischen Kraft, wohl aber dem Ziel nach — über diese bei Jockers, Baum und Kollbrunner sichtbar gewordene Krise des Individualismus hinaus und stößt durch zum neu erwachten Volksbewußtsein. Marga von H u n - g e n s „Halt fest“! und Otto K o i s c h w i k ' Roman „Wo bist du mein geliebtes Land“, Elmar W e n t e s Gedicht „Deutsches Volk“ und die Lieder von Rudolf B o i g t (* 1899, jetzt Milwaukee), von Anna K i e - d e l, Gustav B l e n k (* 1900) und Günther R ü d i n g e r (* 1903, Mechaniker) zeigen die neuen Perspektiven. Hier bricht die Wiederentdeckung gleichen Blutes durch — und weil es dieser Generation eine beglückende Entdeckung ist, sind wir voll Hoffnung.

Abseits von diesem Allgemeinprofil der deutschen Gegenwartsdichtung aus den Vereinigten Staaten entwickelte sich die Dichtung P e n n s y l - v a n i e n s — und nicht nur wegen seiner eigenartigen Mundart, von der schon die Rede war, sondern weil dort ausnahmsweise eine ursprüngliche Gruppenauswanderung und Gruppensiedlung zugrunde lag, und deshalb von vornherein eine Art von kultureller Volksgruppe zustande kam. In der deutschamerikanischen Schrifttumsgeschichte spielt Pennsylvanien von Anfang an eine besondere Rolle: die dorthin gezogenen Deutschen waren ja aus religiösen Gründen von Deutschland weggezogen. So entstand früh schon in Pennsylvanien eine reiche religiöse Literatur in deutscher Sprache. Die seit mehr als hundert Jahren sich entwickelnde Mundartdichtung aber — H. Kloss hat uns Wichtigstes vorgelegt — entfaltet sich auf Iyrischem und epischem Gebiet vorwiegend nach der komischen Seite hin. Aber dieser Komik wohnt doch ein tiefer Sinn und eine starke sittliche Kraft inne. Aus ihrer bäuerlich-schlauen und langsam sich entfaltenden Ironie spricht immer wieder die tiefere Bedeutung. Neben dem bedeutenden Erzähler Charles E. M o o r e sind es vor allem Charles R. R o b e r t s und Astor E. W u c h t e r, die nun diese pennsylvanische Dichtung in Vers und Prosa pflegen. Daneben sind gerade hier eine Unzahl von Volksliedern und volkstümlichen Liedern lebendig, in denen freilich auch, wie im „verwerzten Deutschen“ diese Mischsprache und ihre Gefahr aufs Korn genommen wird.

Auch T e x a s beginnt nun, sich als gemeinsamer Schrifttumsraum zu empfinden. Freilich ein hochdeutscher. Es ist der vielleicht interessan-

teste Vorgang dieser deutschamerikanischen Neubildungen, weil hier die junge Generation am Werk ist und weil in dieser jungen Dichtung aus Texas die volkhaften Grundlagen, die wir vereinzelt bei Bente, von Hungen und Voigt beobachten konnten, zur Gemeinschaftsvoraussetzung erhoben sind. Es ist der Geist der deutschen Wiedergeburt, der in Texas und seiner jungen Dichtung die „Schwingen“ regt; denn hier geht es — bewußt über alles Trennende der „Kirchendeutschen“ und der „Vereinsdeutschen“ weg — um „ein einig' Volkstum“. Die gesunde Grundlage dieses einigen Volksbewußtseins aber ist der deutsche „Pflug im Texas-Land“, den der junge Farmer über das von seinen deutschen Eltern gerodete und ererbte Land führt. Warnend steigt — als Erinnerung aus der Kriegszeit — das Bild der „deutschen Großmutter“ auf, deren amerikanisierte Enkel auszogen gegen die eigenen Brüder. Aber deutscher Troß hält diesen Irrwegen das siegesgewisse „Wir sind noch da!“ entgegen — und er schlägt die neuen Brücken zum Mutterland. Es ist nicht so, daß heute schon einer dieser Dichter, die Selma Meßenthin-Raunick um sich scharte, besonders herausgehoben werden dürfte; aber ihnen allen ist es ernst mit ihrer Dichtung. Sie alle empfinden ihre Poesie als „gottverlieh'ne Gabe“ — aber nicht im Sinne von *l'art pour l'art*, sondern als neue Aufbaukraft im Dienste des Volkes. Da springen Warnungsraketen an die „Verleugner des Deutschtums“ auf; die altheimische Mundart grüßt als hochgehaltenes Erbe; die Vision der Heimaterde wird zur belebenden Kraft und die ewig deutsche Unruhe, die ewige Gefährdung als „glücklichste Zeit“ gepriesen. Da rauscht das Lied vom „heiligen Mutterrecht“ der deutschen Sprache auf und das „freie Recht“ deutscher Kulturentfaltung wird hier gefordert und proklamiert zugleich als Selbstverständliches, weil längst Verdientes. Es ist der „Tropfen Blut“, die bewußt wiederentdeckte und nun neu betreute Erhaltung der angestammten Art, die in dieser jungen Dichtung von Texas ihre Triumphe feiert. Vielleicht wird sie auch in anderen Landschaften Nordamerikas bald schon reiche Nachfolge finden.

Sehr eigenartig mutet schließlich die d e u t s c h k a n a d i s c h e D i c h t u n g an. Die Einwanderer kamen vorwiegend aus Mennonitenkreisen. So entfaltete sich schon seit hundert Jahren in Kanada ein erhebliches religiöses Schrifttum. Aus den Kreisen der Mennoniten stammen auch die meisten Gegenwartsdichter — ihre besten nun freilich aus jenen rußlanddeutschen Mennonitenfamilien, die erst nach dem Weltkrieg nach Kanada auswanderten, um dem Bolschewismus zu entgehen und von denen Löbsack so oft spricht. Aus der Vorkriegszeit stammt Karl Müller-Grotes deutschkanadisches Lebensbild „Onkel Karl“ (1924), das inmitten einer allzu bürgerlichen Gemütlichkeit doch auch die damals schon

recht harten Deutschtumskämpfe klar erkennen läßt. Aus der Vorkriegsliteratur wäre Heinrich Rombs Gedichtsammlung „Herz und Natur“ zu nennen, deren Naturschilderungen freilich noch viel Konventionelles anhaftet. Die jüngeren deutschkanadischen Dichter der Nachkriegszeit hat uns nun H. Kloss (Der Auslanddeutsche, Jahrgang 1936) vorgestellt. Da erzählt uns der eine vom „Zuckerlochen in Kanada“ — und ein lebendiges Bild dieses Brauchtums steht vor uns. Die Romik kommt zu ihrem Recht. Der wichtigste dieser jüngeren Dichter aber, der aus Südrußland stammende und 1922 in Kanada eingewanderte Mennonitenprediger Jakob H. Janzen, grüßt in seiner Sammlung „Durch Wind und Wellen“ nicht nur die „neue Heimat“, sondern im Vorgespruch zum Mundartschauspiel „Utwandred“ auch sein „Volk in Not“, d. h. seine aus dem bolschewistischen Rußland verjagten, nach Kanada ausgewanderten Volksgenossen, und nicht zuletzt auch das Mutterland: „Weißt du es, Deutschland?“ — ein erschütterndes Händereichen und ein zuversichtliches zugleich; doppelt ergreifend aus dem Mund dieser vielfach Geprüften. Unter diesen mennonitischen Einwanderern aus Rußland findet sich schließlich auch der Dramatiker Dietrich Neufeld (Novocampus), der das Festspiel zur Fünfzigjahrfeier der mennonitischen Einwanderung schrieb, das uns im Kampf gegen den Bolschewismus als wichtiges Dokument der Anklage dient. Bernhard Boll als Feierlied gesungenes „Lied der Deutschkanadier“ aber ist uns ein Beweis, daß da eine deutsche Gemeinschaft zusammenwächst. Hier geht es — trotz Notauswanderung — um Gruppengeist und Gruppensiedlung — und der Gemeindesinn wandelt sich nun allmählich in das organische Gefüge der volksbedingten Gemeinschaft, die als solche, als Ganzes, auch der Wirtsnation, dem Gaststaat dient.

Vereinigte Staaten

Konrad Krez / An mein Vaterland

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
und schuklos hast du mich hinausgetrieben,
weil ich in meiner Jugend nicht verstand
dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
das einst für dich in meiner Brust gebrannt;
nie war die Braut dem Bräutigam so teuer,
wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
doch schöner ist, als Palmen und Zitronen
der Apfelbaum in meinem Vaterland!

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
so heilig ist kein Boden wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
es würden mich die Toten an dich binden,
die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O, würden jene, die zu Hause blieben,
wie deine Fortgewanderten dich lieben,
bald würdest du zu e i n e m Reiche werden
und deine Kinder gingen Hand in Hand
und machten dich zum größten Land auf Erden,
wie du das beste bist, o Vaterland!

Konstantin Grebner / Bernhard Laiboldt¹

Mit sechstausend Konföderierten lag
General Wheeler vor Dalton, der Stadt,
ließ stürmen die Schanzen wohl Tag und Nacht —
umsonst! Bald wußte er sich keinen Rat.

Denn drinnen, da hielten ihm Widerpart
Missourier Turner, eintausend Mann,
Soldaten von rechter, deutscher Art;
Laiboldt, der Oberst, der führte sie an.

¹ Aus dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, August 1864.

Sie waren von mancher Schlacht schon bekannt
 als „Zweites Missouri“, mit Ruhm und Ehr,
 drum hatte den Posten General Grant
 den Deutschen vertraut zu Schirm und Wehr.
 Zu halten die Stadt bis Sherman marschiert
 mit seiner Armee nach Georgia hinein;
 das war der Befehl, und Laiboldt pariert,
 müßt er unter Trümmern begraben sein.
 Nach jedem Sturm Wheeler dem Obersten schrieb:
 „Ergib dich! Vergeblich ist Widerstand!“
 Doch starr Laiboldt auf seinem Sinne blieb,
 und stolz wies den Vorschlag er von der Hand.
 Der Südländer endlich ein Brieflein schickt,
 darinnen stand: „Ich möchte sprechen Dich.“
 Doch wie der Deutsche die Worte erblickt,
 schreibt schnell er darunter: „Komm, hole mich!“
 Staunend ruft Wheeler: „Wer so ficht und spricht,
 den stell ich Leonidas gleich als Held!“ —
 Jetzt zögerte Sherman auch länger nicht;
 die Konföderierten räumten das Feld ...
 Drum wenn man im Krieg die Tapfersten nennt,
 echt deutsche Männer mit Herzen wie Gold,
 nennt von Missouri auch das Regiment
 und seinen Obristen, Bernhard Laiboldt.

Hermann Weigand / Der Ansiedler

Da steh ich nun auf fremdem Boden
 im heißen Kampf für eigen Haus und Herd,
 den wilden Wald im Sumpf zu roden,
 die Scholle bauen, daß sie trägt und nährt;
 oft rinnt vom braunen Angesicht hernieder
 in vollen Strömen mir der saure Schweiß,
 was macht mir Mut, was stärkt die müden Glieder?
 Das ist mein Land, und mein der Mühe Preis!
 Hier ragt aus weißer Flieder Mitte,
 aus grobem Block und Mörtel nur gebaut,
 gar klein mir die geringe Hütte,
 doch lebt sich's drin mit Weib und Kind so traut.

Zwei Räume nur, ein wenig Hausrat innen:
Ein Tisch, ein Bett, ein Stuhl und Feuerherd,
mit harter Arbeit muß ich mir's gewinnen,
ist's klein, doch mein, das macht mir's lieb und wert.

Und ferne, dort am Scheidewege
das Rathaus steht, ein Bau aus Brettern schlicht,
dort üben Männer treu die Pflege
gemeinen Wohls, des Bürgers erste Pflicht.
Zwar ist's nicht stattlich wie im Heimateorte,
mit manchem Stall dort sich's nicht messen kann,
doch kommt ein jeder Bürger drin zu Worte,
es gilt der ärmste wie der reichste Mann.

Und wo das Land in sanfter Welle
sich malerisch zum Hügel hebt empor,
dort tritt auf seiner höchsten Stelle
vom Wald umrauscht das weiße Kirchlein vor;
zwar ist's gering von außen und von innen
— wie schön und stattlich prangt's im Heimatesort —
und doch das Röstlichste, es fehlt nicht drinnen,
die liebe Bibel in der Väter Wort.

Dort hol ich mir am Sonntag Stärke
und Licht und Trost in frommer Beterschar
zum schweren, heißen Tagewerke
von meines Gottes Kanzel und Altar.
Und wenn ich dann der Vatersprache Schalle
ergriffen lausch in Predigt und in Reim,
vergeß ich oft, daß in der Fremd ich walle,
dann ist mir's so, als wär ich noch daheim.

Was fehlt mir hier? Im freien Lande,
auf eignem Boden bin ich eignere Herr,
nicht mißt man nach Geburt und Stande,
es gilt der Mann, der Name gilt nicht mehr.
Und doch ist mir's so traurig oft zumute,
daß mir die Träne aus dem Auge bricht:
Gewiß, mein Herz, du hast hier vieles Gute,
und doch! Und doch! — Die Heimat ist es nicht!

Und wenn du dann abgeschworen
deiner Muttersprache Laut,
ist der Esel neu geboren
in der Nankee-Löwenhaut:

Glaubt man dir, du seist der Rechte!
Heißt's: „Dur able German friend“,
nichts besteht, was vom Geschlechte
echter Nankees dich mehr trennt.

Nur, ach, über Nas' und Ohren
hegen leis sie einen „doubt“,
die sind wie dir angeboren:
„Dutsch“ noch ganz — — „like sourkrout“.

Julius Gugler

Stolz aufs Sternenbanner schaue

Stolz aufs Sternenbanner schaue,
wer da stammt aus deutschem Gaue,
nicht der andre wob's allein, —
auch der Deutsche flocht hinein
schwarzweißrote Fäden!

Nicht vom Freiheitsfeu'r durchdrungen
sind die Brüder andrer Zungen
nur allein, — es glomm die Spur
in germanischer Natur
schon vom Anbeginne!

Vor ihm sanken Roms Titanen,
flohen Hunnen und Osmanen,
blutig fiel, im heil'gen Trieb,
nieder deutschen Bauers Hieb
auf die Hausthrannen. —

Dreißig Jahre Krieg um Klarheit
mit sich selbst und um die Wahrheit
führte, gegen Pfaffentrug,
jener deutsche Freiheitszug,
siegt' — und sank zu Boden. —

Da bot'st du den Kampfesmüden,
Land der Freiheit, kurzen Frieden,
riefst zu dir, aus öder Nacht,
diese, die der Freiheit Schlacht
auch für dich geschlagen. —

Doch ein scheuer Gast auf Erden
ist der Frieden, wo das Werden
ohne Rast Natur durchdringt,
und zum Daseinskampfe zwingt
wahllos die Lebend'gen:

Kämpfe galt es, Riesenwälder
umzubau'n in Ackerfelder,
saure Müh'n und fester Mut,
deutscher Ideale Gut
kräftig fortzupflanzen.

Und war Kampf das Los der Alten,
blieb's den Söhnen vorbehalten
einzustehn mit Waffenhand
für das neue Vaterland
gegen den Despoten. —

Kochten heldhaft, selbstvergessen,
gegen britisches Vermessen —
und es litt Neuenglands Sproß
da mit deutschem Kampfgenosß
Not und Tod gemeinsam.

Und die Enkel mit den Scharen
Nachgekommener, sie waren
treu dem alten Geist, der wollt',
daß auf freier Erde sollt'
jede Frone fallen!

Mit dem Nachbar im Verbande
löschten sie mit Blut die Schande
aus der schwarzen Sklaverei,
daß der Freiheit Fahne sei
rein vom letzten Makel!

Und so stehn sie heut als Hüter
da der schwererworb'nen Güter,
bauen auf der Heimat Herd,
üben was den Bürger ehrt:
Recht und guten Willen!

Trautem Frieden heiß ergeben
gehn gewappnet sie durchs Leben,
der Erkenntnis eingedenk:
Daß des Friedens hold Geschenk
Kampfbereitschaft fordert.

Und sollt' einst durchs Land erklingen
laut der Ruf zu neuem Ringen,
wird, wie einst, „durch Nacht und Blut,
auf zu gold'ner Freiheitsglut“
deutsche Losung schallen!

Drum, aufs Sternenbanner schaue
stolz, wer stammt aus deutschem Gaue,
nicht der andre wob's allein,
auch der Deutsche flocht hinein
schwarzweißrote Fäden! —

Wilhelm Benignus / Deutscher Geist

Man heißt den Deutschen Träumer,
wenn still den Weg er geht,
doch ist er nie ein Säumer,
wenn man sein Heil'ges schmäht, —
dann flammt er auf im Grimme,
die Blicke Blitze sprühen,
und seine Redenstimme
schallt ehern, kampfes Kühn.

Freiheit — sein Heil'ges! Stürmend,
in der Jahrhunderte Gang
sich Sieg auf Siege türmend,
er vor zum Ziele drang!
Wie hat er, Erde feuchtend,
sein Heldenblut versprüht,
bis „deutsche Einheit“ leuchtend
ist endlich aufgeblüht!

In deutscher Einheit stehen
 auch wir verbündet da,
 wo Freiheitsstürme wehen,
 im Land Amerika,
 wir, die wir deutschem Blute
 — stolz sagen wir's! — entstammt,
 wir, die mit Wahrheitsmuth
 der deutsche Geist durchflammt!
 Hier gilt es jetzt zu kämpfen! —
 Doch nicht im Bruderkrieg,
 doch nicht in Schlachtendämpfen,
 doch nicht zum blut'gen Sieg.
 Es gilt machtvoll zu schwingen
 das scharfe Geistes Schwert,
 im Geisterkampf zu ringen,
 der deutschen Ahnen wert!
 Blutlose Siege winken,
 Lichtziele leuchten, die
 nicht in dem Zeitstrom sinken,
 die nie erlöschen, nie!
 O Liebesflammengluten!
 Ihr Menschenbrüder mein,
 dem Wahren, Schönen, Guten! —
 Soll unsre Losung sein!
 Führe an, du Geist der Liebe!
 Führe an, du Geist der That,
 der im Weltsturmgetriebe
 stets treu geführt hat!
 Du Gott, der allen Seelen
 die Lichtesbahnen weist,
 mögst du mit Muth uns stählen!
 Führe an, du deutscher Geist!

Wilhelm Benignus
 Winter am Grand Canion des Colorado

Weit über den oberen Klippen
 des roten Riesencanions
 wüthen dämonisch schreckliche Winterstürme,
 Schnee wirbelt, Eis knirscht, Hagel knattert.

Zwischen den Bergwällen aber,
unten am Grunde entlang,
wo des Colorado tobende Flut,
trüb, rot, schlammig,
Felsblöcke wälzt und Klippen zernagt,
da ist es sommerlich, da ist es wohnlich,
da blühen lieblich wilde Blumen,
da singen auf Büschen Vögel vom Süden.
Und der Wasser Schwall und Fall,
Geflute, Getropf, Gerinnsel,
braust eine mächtige Chormusik,
und die große Felsenharfe des Canyons,
von den Riesen Händen des Sturms geschlagen,
rauscht in mächtigen Melodien.

Wilhelm Benignus / Das Mosemitetal

Das Tal der Schönheit bist du, Mosemitetal,
das graue Vorzeitriesen,
Urbergeshünen, massige, einschließen,
sturmstarke Stirnen majestätisch in die Luft erhoben,
von Lichtgeflut umglänzt, von Wolkenpracht umwoben.
In deiner Nähe rauschen die Sequoias ihre Urzeitweisen,
die Rotholzbäume, zäh wie Eisen,
die Riesenbäume, unzerstörbar stark,
Jahrtausendringe um das Edelmark.
Der würzige Duft der Tannen in dem Tale läßt den Pilger fühlen:
Hier kann er seines Herzens heißen Wunsch nach Waldglück fühlen.
Hier dringt nicht her der Städte Lärm, hier stört nicht Gier und
Streiten,
hier saugt die Seele Schönheit ein, hier darf sie frei sich weiten,
hier darf sie fliegen
und sich wonnig wiegen
in innigem Anschmiegen an das Glück,
denn hier wohnt es in dieses Tales Friedenssphäre,
das güldne Glück,
segelt im sonnigen Reich des Raums,
schwebt in dem Flimmermeer der Atmosphäre,
hascht nach dem bunten Regenbogen
aus zartvioletten Dunstewogen

der nebelprühenden Feuchte weißer Wasserfälle,
badet in Seen, in des Mercedes klarer Welle,
ruht aus auf mittagswarmem Felsblock von Granit
im Schatten eines Tannenbaums,
wandelt mit elfenleichtem Schritt,
wie einst im deutschen Walde wohl Erdbeeren pflückt es,
das Lockenhaar mit Wildnisblumen schmückt es,
sinnt still dahin in wunschloser Versunkenheit
und jubelt götterfelig auf in reinster Freude Trunkenheit.

Runo Franke / Gruß Amerikas an Deutschland

Ich weiß von einem Lande, dem bietet Jahr um Jahr
des reichsten Glanzes Fülle die Hand des Schicksals dar.
Auf Flächen unermessen, aus tiefem Bergeschacht,
reißt golden ihm die Ernte, quillt ihm der Erze Pracht.

Gewalt'ge Ströme rauschen, rings flutet das Weltenmeer,
aus Urwald und aus Prärie stürmt troziges Leben her,
und in dem Volke braust titanenhafter Sinn,
nach allem Höchsten greift sein feddes Wagen hin.

Es rüttelt an den Bergen, es taucht in Meeresschlund,
es spannt mit Eisenneken den Fels und Urwaldsgrund.
Es schichtet Quader auf Quader bis zu den Wolken grau —
so werkelt es und hämmert an der Freiheit Riesenbau.

Ein ander Land auch kenn ich, ein Land gar lieb und wert,
dort wird vergangner Zeiten Geheimnis noch geehrt;
dort flüstern noch die Wälder manch dunkles Sagenwort;
dort rauscht's noch in den Wogen vom Nibelungenhort.

Dort ragen noch alte Dome, so dunkel und wundergleich,
dort sehnen noch Kinderherzen sich nach dem Himmelreich.
O Deutschland, von all deinen Kindern liebt keines dich so sehr
als wir, die Fremdgewordenen, die Deutschen überm Meer!

Du bist uns mehr als Mutter, bist unsres Lebens Ruh,
du bist unser Träumen und Lachen, unsrer Arbeit Segen du.
Du sehest dem rastlosen Wagen bedächtig Maß und Zeit, —
du weist dem hastigen Blicke den Weg zur Ewigkeit.

Runo Franke / Wenn Deutschland stirbt (1918)

Ihr himmlischen Lichter, wie könnt ihr noch droben stehn,
ihr Wolken und Winde, wie könnt ihr noch weiter wehn,
ihr Fluten und Ströme, wie könnt ihr noch talwärts gehn,
wenn Deutschland stirbt?

War Deutschland nicht aller Länder und Völker Preis?
War Deutschland nicht aller Freuden und Ehren Reis?
War Deutschland nicht aller Sitte und Zucht Paradeis?
Barmherziger Gott!

Wie kann denn die Sonne noch auf- und untergehn,
wie können noch Meere und Wälder und Berge bestehn,
wie können noch Herzen gläubig zum Himmel flehn,
wenn Deutschland stirbt?

Deutschland du lebst! Aus grausiger Todesnacht
ist neu dein heiliges Sehnen und Hoffen erwacht,
und Gottes Sonne leuchtet in hehrer Pracht!
Deutschland du lebst!

Runo Franke / Deutsche Jugend

Entwaffnet — wohl; und doch in Waffen!
Des Flugs beraubt; und doch beschwingt!
Gekreuzigt? — Ja; doch umgeschaffen
zum Leben, das Vollendung bringt!

O deutsche Jugend, bleich und schwächig,
in Armut, Hunger, Frost gestählt,
des Glaubens voll, der Zukunft trüchig,
heil dir! Du bist von Gott erwählt.

Du bist erwählt zu heiligem Darben,
du bist erwählt zu heiliger Not,
dich führt mit Flammenfeuergarben
den nächtigen Weg das Geistgebot.

Den nächtigen Weg, du wirst ihn schreiten
erhobenen Hauptes, stolz und rein;
und vor dir siehst du rings sich breiten
des jungen Tages Glorienschein.

Konrad Nies / Die Rache der Wälder

Des Nachts, wenn die Sonne im Meer entschwand
und die Wolken im Sturme jagen,
da geht in den Lüften ein Brausen durchs Land,
wie geächteter Rechte Klagen.
Aus den Catskills kommt's, wo die Eichen wehn,
aus Pennsylvaniens Gebreiten,
von den Tannen an Minnesotas Seen,
aus Texas' waldigen Weiten;
aus den Föhren und Fichten bricht es hervor
in Colorados Gesteinen,
aus den Rotholzriesen am Goldenen Tor,
aus den Federn in Floridas Hainen.
Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
durch Klüfte und Felsen und Felder
erschwillt es in donnerndem Sturmakkord:
der Racheruf der Wälder!

Wir wuchsen und wachten viel' tausend Jahr'
bei der Wildnis rotem Sohne:
Wir boten ihm Obdach und Waffe dar,
und Liebe ward uns zum Lohne.
Wir sproßten in Frieden, wir grüßten in Ehr',
wir schützten und schirmten die Lande.
Da brachen die Bleichen waldein übers Meer
und lösten die heiligen Bande.
Sie danken uns Heimat, sie danken uns Herd,
die Bleichen, die Klugen, die Feinen,
doch danklos verwüsten, von Habgier verzehrt,
das Mark sie von Wäldern und Hainen!
Uns Hüter des Hochlands, uns Wächter der Seen,
der Vorzeit heilspendende Erben,
sie fällen uns herzlos, in freblem Vergehn,
um Haufen von Gold zu erwerben.
Doch eh wir zerbrochen, als lebloses Gut,
der Habsucht uns fügen zum Dache,
hört, Sturm, uns, und Erde und Feuer und Flut,
euch rufen herbei wir zur Rache!
Ihr seid uns Genossen seit ewiger Zeit;
die Urkraft, euch lieh sie die Waffen,

drum sollt ihr Vergeltung im rächenden Streit
 am Werke der Menschen uns schaffen.
 Was immer gezimmert aus unserm Gebein,
 der Städte Getürm und Gemäuer,
 reiß es ein, du, o Sturm, reiß es ein!
 Verzehre in Flammen es, Feuer!
 Die Brücken der Ströme, die Schiffe im Meer,
 mit unserem Herzblut errichtet,
 verschling sie, o Flut, bis Wälle und Wehr
 verstrudelt, verstrandet, vernichtet!
 Verschütte, o Erde, du, Mine und Schacht,
 die unserem Schoße entragen! . . .
 Auf! auf! ihr Genossen der Nacht, zur Schlacht,
 bis die Werke der Menschen zerschlagen! . . .
 So hallt es und schallt es im nächtlichen Chor
 durch Klüfte und Felsen und Felder,
 vom Hudson landein bis zum Goldenen Tor:
 der Schrei der geächteten Wälder. —
 Und täglich und stündlich erstarrt uns das Blut,
 wenn neu uns die Runden umwogen,
 daß Sturmwind und Erde, daß Feuer und Flut
 die Rache der Wälder vollzogen.

Konrad Nies
 Deutsch-amerikanische Volkslieder

Ich weiß drei dunkle Tannen
 daheim im Schwarzwald stehn;
 dort hab' zum letzten Male
 ich meinen Schatz gesehn.
 Der Vater und die Mutter,
 sie gaben nicht ihr Wort.
 Sie trieben aus den Bergen
 mich übers Wasser fort.
 Drei Tannen hör' ich rauschen,
 wie ist das Herz mir schwer.
 Ich hab' mein Glück begraben
 im tiefen, tiefen Meer.

*

Das tiefe, tiefe Wasser
geht zwischen mir und ihr.
Fahr wohl, die mich verlassen,
und alles Glück mit dir.

Viel fremde, fremde Leute
an mir vorübergehn.
Sie gehn in Lust und Freuden
und lassen fern mich stehn.

Es blühen viel rote Rosen
auch in Amerika.
Doch ach, für mich Verstoßenen
sind nur die Dornen da!

*

Ich bin gezogen weit übers Meer.
Nach Geld und Gut stand mein Begehr,
viel Gold wollt ich erwerben.

Und Vater und Mutter ließ ich zurück,
und daheim, daheim ließ ich mein Glück,
und muß nun einsam sterben.

Wohl fand ich Gold und Ehre bald,
doch ach! mein Herz wurd' alt und kalt
und muß in Leid vergehen.

Ach, Heimat, ferne Heimat mein,
noch einmal möcht daheim ich sein,
möcht Vater und Mutter sehen.

Möcht einmal noch zum Tanze gehn
und meinem Schatz ins Auge sehn,
den roten Mund ihr küssen. —

O Gold, mein Gold, wie drückst du schwer!
Mein Glück wohnt überm weiten Meer
und ist mir lang entrissen.

*

Konrad Ries / Morgenwehen auf der Prärie

Schon quillt's in glühem Strahl herauf
aus düstrer Wolken Kinde,
es wacht die Prärie sachte auf,
gefüßt vom Morgenwinde.

Des Wildhuhns Ruf herüberdringt
verloren nur und leise,
und fernher durch die Felder klingt
der Schnepfe helle Weise.

Geheimlich weht's um Gras und Kraut,
gleich tief verborgnem Wunder,
und rauscht wie leiser Lieder Laut
um Pappeln und Holunder.

Konrad Ries / Glück (Louisiana)

Weite Wälder und Baumwollfelder
ringsum endlos aufgerollt?
Knospenspringen und Frühlingsspringen
und die Luft voll Sonnengold.

Dicht am Wege Palmettoegehege,
drin ein Schilfhaus schief und alt?
Vor der Schwelle voll Sonnenhelle
einer Negerin Gestalt.

Ihr zu Füßen: ein Grinsen und Grüßen.
Nadte Kinder staubbedeckt?
Dicht dahinter, das größte der Kinder,
der schwarze Vater hingestreckt.

Halbtierselig, sonnenfröhlich
strahlt der dunklen Augen Blick, —
und mit Lachen hält im flachen
Leben Ausruh hier das Glück.

Konrad Ries / Ballade vom Deutschamerikaner

Und wo die andern zum Völkerstreit
errichtet sich Wehr und Warten,
da hochte germanische Biederkeit
gemächlich bei Bier und Karten.

Wohl übte sie Ordnung und Bürgerpflicht,
doch sie hatte, um hierland zu gelten,
des Angel-Sachsen Weltumtrieb nicht
und nicht den Witz der Kelten.

Die deutsche Ehrlichkeit alt und schwer
gewann nicht das Land, das junge,
ihr fehlt des Slaven Zukunftsbegehr
und der Schwulst der romanischen Zunge.

Sie saßen schwerfällig bei Bier und Skat,
die deutschen Stammesgenossen,
dortweil von feindlicher Werbetat
die Welt rings übergeflossen.

Und eh' sie noch wußten, wie's geschehn
in der Unschuld des Unterlassens,
da sahen sie abseits am Wege sich stehn,
ein Ziel verblendeten Hasses.

Unfaßbar war es und dennoch wahr:
Der Brite war Lenker des Landes,
und germanische Art, der Wehre bar,
war Beute des Unverstandes.

Man fand des Schmuckes kaum genug,
den Deutschen damit zu bewerfen,
und britische List und gallischer Trug,
die halfen die Schneiden zu schärfen.

Martin Drescher / Ein Namenloser

Ein Namenloser, werd ich eingescharrt,
von denen einer, die am Wege sterben,
die nie im Leben Ruhm und Glück erwerben,
wie heiß ihr Herz auf beides auch geharrt.

Und dennoch, bis der Geist im Tod erstarrt,
soll er sich rastlos mühn für meine Erben,
für die, die heut gleich mir im Staub verderben,
sie, die wie mich das Schicksal hegt und narrt.
Er soll im Bunde der vom Wahn Befreiten
für das Zerbrechen rostger Ketten streiten,
daß eine freie Welt dies Licht einst schaut.
Was braucht's des Lohns? Unsterblichkeit gewonnen
hat, wer den Plan zum Riesendom ersonnen,
die Namenlosen haben ihn gebaut.

Martin Drescher / Begegnung

In Pennsylvanien war's, der Herbst begann.
Wir trafen uns: Zur Erde stieg die Nacht.
Schnell hatten wir ein Feuer angefacht
und wärmten die erstarrten Glieder dran.
Ich schaute forschend auf den fremden Mann:
Wohl manche Sturmnacht hatte der durchwacht! —
Auch er gab lange schweigend auf mich acht,
bis endlich er zu reden Lust gewann.
Er war wie ich früh in die Welt gefahren,
er war wie ich Göttinger Bursch vor Jahren.
Da ruhte Hand in Hand. Da scholl die Rede
von Trinkgelagen, toller Burschensehde.
Es kam der Tag — wir schieden hastig, stumm,
und keiner sah sich nach dem andern um.

Martin Drescher / Ein Zarathustra-Wort

Ein Zarathustra-Wort tönt mir im Herzen:
„Was mich nicht niederwirft, macht stärker mich.“
Mit diesem Wort parier' ich Hieb und Stich
des Schicksals stolz, und heil' ich alle Schmerzen.
Mit diesem Worte steh ich, stark und erzen,
im Streite da. Ob mancher Stern erblich,
ob manches Feuer aus der Seele wich,
es brennen wieder neue Lebenskerzen.

Mich kann nur einer völlig niederwerfen:
Der Knochenmann, der düstre Ritter Tod.
Kommt er, dann gibt's kein weiteres Waffenschärfen.
Jedoch solange noch warmes, frisches Leben
in mir pulsiert, werd' ich aus Qual und Not
und jeder Schmach nur stärker mich erheben.

Alfred Walter Hildebrandt
Das deutsche Volkslied

Du hast mit deiner schlichten Weise
mein Herz gebracht in deinen Bann;
daß ich aus deinem Zauberkreise,
der mich umschlingt so lieb und leise,
mich nimmermehr befreien kann.

Es sang mit deinem süßen Klange
die Mutterliebe mich zur Ruh,
war noch so tränennaß die Wange,
die Mutter sang! und beim Gesange
schloß mir der Schlaf das Auge zu.

Beim frohen Reigen um die Linde
erklangst du in der Sommernacht.
Der Liebste sang's dem schmuckten Kinde,
der Wanderbursch im Morgenwinde
und der Soldat auf stiller Wacht.

Da ich nun fand auf fremder Erde
nach langem Wandern Ruh und Rast,
bliebst du in Treue mein Gefährte,
und bist an meinem neuen Herde
du, deutsches Lied, mein liebster Gast.

Johann Rothensteiner / Klopstock

Von allen Sängern, welche dein stolzer Hain
in Eichenkronen birgt und im Buchengrün,
wie blieb der liebste mir noch immer,
Deutschland, dein odenbeschwingter Klopstock!

Treuherzig, tief, ein sehrender Jünglingsmut,
stets kühn aufstrebend, voller Begeisterung:
Wie eine Lerche, die vom Blauen
jubelt herab auf die schöne Erde.

Und hell auf jauchzt, des leuchtenden Himmels froh,
und doch im Taumel seligster Freiheit nie
des Heims vergißt im grünen Kornfeld,
unter den wogenden Blumensternen.

Von Freundschaft sang er innig, wie keiner noch
vor ihm gesungen; sang von der Liebe Glück,
von frühen Gräbern und den hellen,
strahlenden Augen des Wiedersehens.

Der Heiland war ihm Quell der Begeisterung:
Und glaubensfreudig hob er den Geistesflug,
bis von des Himmels Hallelujah
leise nachklangen die goldnen Rhythmen.

Kerndeutschen Wesens blieb er in trübster Zeit
des hartbedrängten, dulddenden Vaterlandes;
ein Herold deiner Macht und Fülle,
ahnend wie keiner die große Zukunft:

O Deutschland, deiner quellenden Blütezeit
Lenzbote war er: Amsel und Nachtigall
am Waldegrain und Feldweg lauschten
seinen bezaubernden Herzenstönen.

Unsterblich lebt er unter den Herrlichsten
im Reich der Dichtung, würdig des Denkervolks;
an Geist, Gemüt und holdem Zauber
leuchtendes Vorbild der deutschen Jugend.

Und magst du prangen, reich wie der Frühlingshain
an welterhabnen Geistern, mein deutsches Volk,
o halte lieb wie deine Seele
deinen treuesten Sänger Klopstock.

Johannes Rothensteiner / Gott will es

Gott will es: einig laßt uns sein
und stolz auf unsre Gaben;
und möge frisch und froh gedeihn,
was andre sind und haben.

Ein jeder, wie das Glück ihm lacht,
 im wirren Völkertreiben;
 doch der uns ehrlich deutsch gemacht,
 Gott will, daß deutsch wir bleiben.
 Der deutsche Geist, so ernst und tief,
 er weicht nicht Sturm und Winden.
 Wo immer rauhe Pflicht ihn rief,
 da war er stets zu finden.
 Er achtet nicht, was glänzt und gleißt,
 um frei das Lot zu senken;
 und der uns gab den deutschen Geist,
 Gott will, daß deutsch wir denken.
 Gott will es; einig laßt uns sein
 und stolz auf unsre Gaben;
 und möge frisch und froh gedeihn,
 was andre sind und haben.
 Ein jeder, wie das Glück ihm lacht,
 im wirren Völkertreiben;
 doch der uns ehrlich deutsch gemacht,
 Gott will, daß deutsch wir bleiben.

Johannes Rothensteiner / Meine Muttersprache

Ich habe dir ins Aug' geschaut
 so tief bis auf den klaren Grund;
 ich habe selig jedem Laut
 gelauscht von deinem süßen Mund.
 Ich ging an deiner Hand den Pfad,
 und leuchtend kam das Glück mit dir:
 Aus deinen Worten sproß die Saat
 des Glaubens in der Seele mir.
 Noch ahnt ich kaum, wie reich und schön,
 doch o wie lieb du warst, wie lieb!
 Und deiner Liebe Goldgetön
 zum Einklang weckte Trieb um Trieb.
 Vertraut wie in der Kinderzeit
 sprichst du noch immer Trost mir zu:
 Dein Sehnen mein, und dein mein Leid,
 o Seele meiner Seele du!

Und wenn ich bete, bebt dein Laut,
und wenn ich singe, singt dein Mund,
und wenn ich sinn' und träume, schaut
mein Herz in deins bis auf den Grund.
Und stockt dereinst das müde Blut,
so drückst du mir die Augen zu,
o Mutter, Mutter, lieb und gut,
mein Stolz und Glück, mein Eigen du!

Johannes Rothensteiner
Gruß an Deutschland

Wir träumen von dir bei Tag und Nacht,
wir, deine verlorenen Söhne,
wie herrlich du trodest der Übermacht
im endlosen Schlachtengedröhne.
Und immer und immer die Sehnsucht geht
meerüber auf raschen Schwingen,
wo eine Welt in Waffen steht,
o Deutschland, dich niederzuringen!
Und du, wie Sanft Michael hoch und hehr,
im Kampfe so furchtlos und heiter.
Es geht dein Ruf über Land und Meer:
Bis hierher und nimmer weiter!
Und deine Völker — sie wanken nicht;
wie könnten sie unterliegen!
O wunderherrliche Zuversicht:
Wir müssen, wir werden siegen!
Wohl tritt auch dir ins Auge scheu
die bitter brennende Zähre
um all die Lieben, die tapfer und treu
Hinsanken aufs Feld der Ehre.
Doch stolz und freudig das Herz erbebt,
ob auch die Wangen sich feuchten;
du schaust, wo des Friedens Sonne sich hebt,
die goldene Zukunft leuchten.
So hoffen auch wir und mögen nicht
um deine Zukunft bangen;
wir trauern nur um das Auge, das bricht,
um tränenzerfurchte Wangen,

um all die Herzen treu und rein,
die nicht mehr schlagen auf Erden,
um all die Wunden voll heißer Pein,
die nimmer heilen werden.

Doch abseits stehen wir da beschämt,
wir, deine verlorenen Söhne.
Wir möchten dich jubelnd begrüßen, doch lähmt
ein Vorwurf die Schwingen der Töne:
Wir seien nicht würdig der Liebe, die wir
an deiner Treue besessen;
und doch, wie könnten wir lassen von dir,
wie könnten wir dich vergessen!

Auch unsere Herzen schlagen noch treu
der alten Mutter entgegen.
Inbrünstig beten wir immer aufs neu'
um Sieg und des Himmels Segen.
Und immer wieder die Sehnsucht geht,
meerüber den Weg zu bahnen,
wo eine Welt in Waffen verweht,
Allddeutschland, vor deinen Fahnen!

Johannes Rothensteiner / Die Entscheidung

Sie gönnten dir nicht dein spätes Glück,
das freundlich dein Antlitz umspielte:
Sie wünschten dich in das Elend zurück
und schlossen den Kreis, der dich hielt.
Die wehrlose Mutter solltest du sein
von Pflichtigen, Heimatlosen —
da fuhr dein Speer ins Gewürm hinein
der Briten, Russen, Franzosen.

Wie krümmen sich nun vor Schmerz und Wut
ganz ungeberdig die Drachen!
Wie speien sie Gift und Geißer und Blut
aus weiten, flammenden Rachen!
Doch Habsucht und Hochmut und Herrschsucht und Neid
vor Deutschlands Hoheit zerstieben,
bis endlich von all ihrer Herrlichkeit
nur Trümmer und Schlacken geblieben.

Doch ihr, die den Weltenbrand entfacht,
ihr steht mit versengten Schwingen;
und was ihr Böses geträumt und gedacht,
kann nie und nimmer gelingen.
Und wie ihr euch windet und wie ihr euch wehrt,
es brennet nur tiefer die Wunde.
Glückauf, o Deutschland und deinem Schwert,
bald schlägt die Entscheidungstunde!

Johannes Rothensteiner

Was hat der Krieg dir, o Deutschland, gebracht?

Was hat der Krieg dir, o Deutschland, gebracht? —
So manche gewaltige, furchtbare Schlacht,
und zahllos fast, wie der Sternenchor
rangen sich Helden um Helden empor,
so hell wie am Himmel die Sternenpracht.

Was hat der Krieg dir, o Deutschland, gebracht? —
Die alte Liebe ward neu entfacht,
ein frischer Zug ging durch die Welt:
Ein einig Volk von der Etsch zum Belt,
zog gegen Ost und West auf die Wacht.

Was hat der Krieg dir, o Deutschland, gebracht? —
Ach, Gottes Trost in der Leidensnacht,
ob vieler der Tapfersten still und tot,
ob vieler, denen in Angst und Not
kein liebes, treues Auge mehr lacht.

Was hat der Krieg dir, o Deutschland, gebracht? —
Das Herrlichste, wie ich es nimmer gedacht:
Wie durch ein Wunder ward alles neu,
mein Volk wie einst, so wahr und treu,
und rein von der Welt und ihrer Pracht.

Was hat der Krieg dir, o Deutschland, gebracht? —
Das schönste Glück durch des Himmels Macht:
Hochedlen Sinn und Heldenkraft
und Kindeseinfalt, die Wunder schafft:
Das alles und mehr hat der Krieg dir gebracht.

Friedrich Balzer / Die letzte Habe

Die Kirche ist von Menschen dicht besetzt,
bis zu den Türen. — Alles schweigt und lauscht,
auf jedem Antlitz liegt ein Zug von Schmerz, —
des Tages Last und Lärmen ist verlauscht,
ein Zittern — heimlich Beben
faßt jedes Herz.

Ist es ein Toter, den man ehren will,
zum letzten schweren Abschied aufgebahrt?
Im Blumenflor des Mitleids Träne rinnt —
in ihrem Geiste sind sie auf der Fahrt,
gedenken sie der Krieger
in fremdem Sand.

Noch stiller wird's — die Orgel stimmt das Herz, —
groß ist die Schuld, und mancher traurig fragt:
„Was leg' ich auf der Liebe Altar hin?“
Denn ernst und drohend das Gewissen klagt:
„Schoß nicht mein Sohn auf Brüder
im selben Feld?“ —

Der Redner schließt, die Gaben fließen ein. —
Da nähern zwei sich schüchtern dem Altar,
die Augen feucht — so fragen sie bewegt:
„Wie geht's den Deutschen! Ihrer Kinderschar?
Für Deutschlands Not!“

Dann reichen sie die letzte Habe dar:
„Wir können sonst nichts opfern — sind zu arm,
so nehmen Sie von uns das letzte Pfand!“
Da wird's dem Pfarrer in der Seele warm —
Trauringe hält er, golden,
in seiner Hand.

Friedrich Fiedel / Was weiß die alte Heimat

Was weiß die alte Heimat, wie wir hier empfinden —
wird je die neue Heimat es wohl ganz verstehn:
daß uns die heiligsten der Ketten binden
an beide Länder, die im Kampf heut stehn?

Gewaltsam ziehen tausend Bande,
 uns hin zum alten Vaterlande,
 das heut umbrandet und in Not —
 und das wir lieben bis zum Tod.
 Doch ruft die Pflicht: „Zurück, zurück!
 Vergaßest du den Augenblick,
 wo deine Hand zum Schwur erhoben,
 dem neuen Land die Treu' zu loben,
 den höchsten Gott zum Zeugen rief,
 daß du im Herzen fest und tief,
 nun lieben willst in echter Treue,
 die Heimat, die gesund'ne, neue.
 Was du geschworen hast in jener Stunde,
 aus „freiem“ Willen und mit frohem Munde,
 das halte fest — — — die Ehre fordert's ein —
 du mußt ein Mann, du darfst nicht „Zwitter“ sein. —
 Dein Schwur sei heilig dir in jeder Lage —
 lieb bleibt das alte Land dir ohne Frage;
 doch höher als die Liebe steht die Pflicht,
 der mußt du folgen, ob das Herz auch bricht.

Victor G. Wiede / Genug (1917)

Vor langen Jahren schwur ich einen Eid;
 den hielt ich treu und werde treu ihn halten.
 Auch jetzt, da Sehnsucht mir und bittres Leid
 das Herz im Leibe schonungslos zerspalten.
 Ich bin dir treu, mein neues Vaterland!
 Wir schlossen die vernünftigste der Ehen;
 zum Lohne meiner harten Arbeit fand
 auf deinem Boden ich das Wohlergehen.
 Wohl hatte ich ein holdes Jugendlieb,
 doch ließ ich es im fernen Heimathause,
 als mich der Ehrgeiz in die Fremde trieb,
 aus stillem Hafen in des Sturms Gebrause.
 Und hab' ich auch im Traume oft erblickt,
 was einstmals war des Jünglings Herzensweide,
 so hat die Pflicht den Wunsch in mir erstickt,
 und treu geblieben bin ich meinem Eide.

Auch jetzt, mein neues Vaterland? — Auch jetzt!
Mit wunder Seele halte ich ihn heute,
da Fleisch von meinem Fleische wird zerseht
durch die vom Neid und Haß gehegte Meute.

Ein härteres Opfer aber hat noch nie
ein Herz gebracht, als Hilfe zu verweigern,
da seines Volkes Blut zum Himmel schrie,
und nichts kann fürder meine Qualen steigern.

Und damit sei's genug! — Des Eides Pflicht
ist heilig. Drum soll sie von mir nicht heischen,
was schier unheilig ist. — Ich helfe nicht,
das Volk, dem ich entstamme, zu zerfleischen.

Wo das Verrat heißt, spricht Unmenschlichkeit
schamlos das Urteil in des Rechtes Namen.
Mag kommen, was da will, — ich bin bereit,
hier stehe ich und kann nicht anders. Amen!

Victor G. Wille / Würgt der Ingrim

Würgt der Ingrim unsre Kehlen,
ziemt es doch uns, ohne Klagen
mit zu Stein gewordenen Seelen
unsre Strafe zu ertragen.

Denn was unser Stamm erduldet
hier im Land von andern Stämmen,
haben Deutsche mitverschuldet,
weil sie handelten wie Memmen.

Stolz auf ihre Minderwerte,
andre durch die Fremde schreiten,
doch der Deutsche selten ehrte
seines Volkstums Herrlichkeiten.

Unsre Sprache ist ein Garten,
ausgeschmückt mit Heldenbildern
und mit tausend Blumenarten,
doch wir ließen ihn verwildern.

Wo einst blühten süße Lieder,
wuchert Unkraut in den Beeten;
und der Helden Marmorglieder
wurden in den Staub getreten.

Viele sah ich englisch fälschen
ihre deutsche Namen. — Selten
können mehr als lauderwelschen,
die als deutsch nicht wollen gelten.

Unser war die Schuld, wenn gestern
unsre Feinde uns verlachten.
Menschen, die sich selber lästern,
muß die ganze Welt verachten.

Unser ist das Leid, wenn heute
unsre Feinde straflos knuten
ihres Hasses leichte Beute,
bis die Herzen uns verbluten.

Unser sei der Tod, wenn morgen
unser Volk sich nicht wird heben
aus der Asche unsrer Sorgen
phönixgleich, zu neuem Leben.

Max Lude / Deutsch-Amerika tut Kindespflicht

Bedrängt vom Feinde, der nur Rache kennt,
vom Haß verblindet bis zur Raserei,
verseucht von fremdem Lumpenelement,
Blutegel alle, schauernd man sie nennt,
verwirrt durch Hader, Zwist, Parteigeschrei,
und endlich noch durch Bruderkrieg bedroht,
das — das ist Deutschland, das ist Deutschlands Not!

Und die Nationen — keine rührt die Hand.
Zu schwach sind jene, diese gar sich freu'n,
dort fürchtet man die Macht vom andern Land.
Hier stellt apathisch man sich auf den Stand:
„Die Hände weg“ — und Deutschland steht allein.
Allein? — Nicht ganz, denn wir — wir sind noch da,
wir, hör es, Deutschland — Deutsch-Amerika!”

Wir sind noch da, und tief im Herzen drin
glüht noch die Liebe für der Heimat Gau'n,
im Geist das Vaterhaus wir wieder schau'n.
Mehr denn zuvor zieht es zu dir uns hin,
weil du in Not, du armes deutsches Land,
das wir dereinst vertauscht mit fremdem Strand.

Wir sind noch da, und wie schon manches Jahr,
so helfen weiter wir, wir ganz allein.
Doch, ist die Not auch groß und die Gefahr,
du ringst dich durch, und wieder, wie's einst war,
so gut und schön wird alles bei dir sein.
Wir glauben's, hoffen's, werden es noch sehn,
du kannst nicht, darfst nicht, wirst nicht untergehn!

Und wenn zermalmt der hinterlist'ge Feind,
wenn du dich wieder selbst gefunden hast,
von Ketten frei bist, immerdar geeint,
wenn hell die Sonne Völkerglücks dir scheint,
dann denk an deine ferne Kinderschar
und sprich: „Die treusten, die ich je gebar!“

Was wir getan, wir haben's gern getan.
Und nicht erlahmen soll der Opfermut, —
bis ausgetobt sich blinden Hasses Bahn,
bis keinem Fremdling mehr du Untertan,
und nicht mehr nutzlos opferst Gut und Blut.
Dann erst, wir schwören's — aber eher nicht,
heißt's: „Deutsch-Amerika tat Kindespflicht!“

Wilhelm Winter / Germania

Wir sind hundert Millionen
in den Ländern, in den Zonen,
überall in Nord und Süd;
eines Blutes, eines Lebens,
eines Hoffens, eines Strebens,
deutsch von Herzen und Gemüt.

Aus der Sprache Zauberquelle
strömt der Lieder Sonnenhelle,
lacht die Liebe, loht der Zorn;

goldner Märchen Silberschäumen,
stolzer Sagen Heldenträumen
sind uns starker Lebensborn.

Ob auch tausend Teufel schelten,
einmal kommt das Weltvergelten,
naht der Freiheit Hochgericht;
von den Sternen, aus den Tiefen
kommen Geister, die da schliefen
und ein Gott spricht: werde Licht!

Jedem Volke seine Ehre,
jedem Lande seine Wehre,
Sklave sei kein Menschensohn!
Sprengt des Hasses blutge Ketten!
Reißt im heiligen Selbsterretten
kühn die Lügenbrut vom Thron!

Bei des Weltmeers Wogenprallen,
deiner Eichen grünen Hallen,
sei begrüßt, Germania!
Was zweitausend Jahr bestanden,
macht kein Ubertwiß zuschanden,
Gott mit dir, Germania!

Emil Doernenburg / Wall-Street

Turmange Gasse, stürzend in die Nacht,
die fröstelnd droht, ob auch die Himmel fröhnten,
dem Lindwurm gleich, der Goldeschatz zu hüten,
heimtückisch wahrt den Weg zum Höhlenschacht.

Hier, wo Verzweiflung gelst, Mephisto lacht
und tote Augen stier ins Leere brüten,
wird das, worum sich Schweiß und Sorge mühten,
verspielt und kalt entweicht der Liebesnacht.

Nicht drängt es mich, dein Antlitz zu ergründen,
denn du bist Rain; von deinen Blutaltären
qualmt Not und Sünde pestend in die Lande.

Drum schnell vorbei! Mir soll die Seele klären
das weite Meer. Dort will ich finden,
von Gram erlöst, ein friedevoll Gewähren.

Brodway — New York in deinem Lichterfranz,
von dieses neuen Landes Lebensadern
die heißeste — wie herrlich war dein Glanz
in jener Nacht, da deine Marmorquadern
umbrausend, stieg der Massen Herzensschrei —
und ich bin stolz darauf — ich war dabei!

Blitzfunken flogen durch die Meeresnacht,
da horch! Ein Knattern, wie von Bannerseide —
ist Barbarossa aus dem Schlaf erwacht?
Entfliegt das Nibelungenschwert der Scheide?
Aufhorchen wir in bänglich-stolzer Pein:
Steht sie noch fest und treu, die Wacht am Rhein?

Im „Herald Square“, dem großen Zeitungsherd,
ein brandend Meer von lichtverzerrten Zügen!
Ein Schrei durchhieb den Zweifel wie ein Schwert,
Den Kaiseraar sah man zur Sonne fliegen!
Und „Deutschland hoch!“ erschallte es im Chor
von tausend Stimmen, „Offiziere, vor!“

„Die Wacht am Rhein!“ Anschwellend, riesengroß,
ein langer Zug von Jungen und von Alten,
vom freien Meer des freien Windes Stoß
sing jauchzend sich in unsrer Fahne Falten.
So zogen wir, ein hochbegeistert Heer;
und doch war uns das Herz so trüb und schwer!

O Deutschland! Ewig jung in alter Pracht!
Wie wir dich lieben, kann dich keiner lieben!
Wir, die des Schicksals rätselschwere Macht
entwurzelt hat an fremden Strand getrieben.
Amerika! So frei, so groß und licht —
was du uns sei'st — die Mutter bist du nicht!

Wir lieben dich wie eine junge Braut —
doch Deutschland ist das Land, das uns geboren:
Die Mutter! Ihrer Stimme Zauberlaut,
wie wonnig klingt er dem, der sie verloren,
der fern von ihr an Lehtes Ufern kniet,
sehnsüchtig lauschend nach der Heimat Lied!

Du kannst nicht sterben! Dein geweihtes Haupt,
heut drohend wilden Stürmen preisgegeben,
es trotzt dem Hasse, der's zu zwingen glaubt —
und stolzer wirst du's mächtiger noch heben,
wenn deiner Söhne Schwert die Ruh erzwingt
und übers Meer die Siegfansfare dringt!

(Am Tage der deutschen Kriegserklärung.)

Emil Doernenburg / Rain und Abel

Amerika, du kanntest unsre Treue,
des deutschen Herzens wunderreiche Schätze,
zu dir erhoben wir sie stets aufs neue.

Der Freiheit Hort! Und diese tolle Hez? —
Weshalb wirfst du nach unsern Brüdern aus
der Goldgier enggemaachte Fischerneze?

Mitschuldig du am blut'gen Kriegesgraus!
Der roten Himmel flammende Fanale,
sie schreien deine Schande weit hinaus.

O schreckenüberströmte Opferschale! —
Die deutschen Leiber, die dein Stahl zerrissen,
die stumm dem Himmel zeigen ihre Male!

Emil Doernenburg / Das deutsche Herz

Als ich dich verließ,
Deutschland, heilige Mutter,
schwachten die Stare im Walde,
sangen die Mädchen am rinnenden Dorfbrunnen,
lag, wie ein müder, träumender Schäfer,
umspielt von tänzelnden, rosenfranzschwingenden Amoretten,
der Frühling im schwellenden Moos . . .
Neben dem murmelnden Bach, blauäugig,
flatternd das Goldhaar im Winde, die jungen,
schwellenden Glieder gelöst unterm warmen,
treibenden Hauche der Sonne . . .
Nie hab' ich, o Heimat, dich je in solcher Schöne erblicket,
Als an dem Tag, an dem ich verlassen dich mußte!

Bitter Süße zog meine Seele aus deinen reichen Kränzen,
dem Duft deiner Wälder, deiner frischaufgebrochenen Ackerfelder,
der gemähten Wiesen;
Tiefatmend zog ich ihn ein, den Mutterodem, geschlossenen Auges,
wie ein Sklave,
dem auf thrrenischem Meer der Triere Knechtschaft erwartet,
und dem nie mehr das göttliche Licht der Heimat die Seele
erquicket.

*

Es kamen die Jahre und schwanden; auf fremder Scholle
ward auch mir, dem Wanderer, willkommene Stätte bereitet.
Rühren durst' ich die Arme und weiten und tiefen die Seele,
aus der Gegenwart Marmor formen der Zukunft Gebilde.
Nutzend den Tag und weise das Maß der Kräfte berechnend,
zwang ich das Leben, das grausame, selbst mich bezwingend.
So wurde Stahl mein Herz in der Schmiedeglut hämmernden
Schicksals,
Ernst und verschlossen nach außen. Und doch — welch heimbanges
Suchen,
wenn das Schweigen der Nacht löst die Seele vom Frohndienst des
Tages!
Alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmaß ich mit hungrigem
Herzen,
warf das Genüßblei der Sehnsucht in mein geheimstes, tiefinnerstes
Dasein,
um zu finden den Quell des rastlosen, wilden Verlangens,
das Erfüllung versprach, des reichsten Wunsches Gewährung.
Nenn' sie, die stürmende Qual, die den starken Mann zum Kind
macht!
Fang sie, die Stimme, die aus lärmender Menge dir plötzlich ans
Herz greift!
Heimliches Weben herzlösender, schluchzender Geigen!
Jenen Naturlaut, kostbarstes Besitztum der Völker!
Sollt' ich dich nie mehr vernehmen, Scheidegruß deutscher Fluren,
die meine ersten Träume gesehen, das Suchen erwachenden Lebens?
Gingst du verloren im Knattern der Lebensmaschine,
die uns das Herz so mählich und mählich zerstücket?
Vielleicht auch, heilige Priesterin, magst du nicht leben
im Qualm und Lärm unserer Städte, und so nahm deine Seele
eilige Schwingen zu fröhlichern, schönern Gestaden.

Duft meiner Heimat! Einfangen wollt' ich Tor dich,
schillernder Schmetterling! An deiner Farbenpracht mich weiden,
Herz und Sinne mir stählen an deiner bezaubernden Süße,
Quelle der Kraft! Nun aber bist du entflohen
und ich traure dir nach, ein müder, betrogener Träumer . . .

*

Doch heute fand ich dich! —

Mitten im Lärm des Alltags, im Räderwerk täglicher Pflichten
sah ich dich stehn in deiner schimmernden Frühlingspracht,
Geist meiner Heimat! Klang deiner Stimme Zauberlaut
ins tiefste Mark mir der Seele! Ein betäubender Strom,
stark wie junger Wein, drang dein Hauch auf mich ein,
trug meine dürstende Seele hinweg aus staubigen, öden Räumen,
aus der qualvollen Enge des Tages hinein in die lachende

Märchenschönheit

deutscher Tannenwälder, und ich fühlte, schweigenden Jubels voll,
den starken Geruch fruchtschwang'rer Ackerfelder, frischgemähter
Wiesen . . .

Flammen ins Herz goß er mir und die große, heilige Freude,
ein Deutscher zu sein.

Doch ein eherner Klang war in deiner Stimme, der mich auf-
hören ließ.

Auch trugst du nicht mehr dein Schäfergewand, nicht mehr bewegte
die Rechte

lässig den eiseugeschmückten Hirtenstab: Gehüllt in gleißenden
Stahl,

das rächende Schwert in Händen, so schrittest du eisenklirrend
den Siegesweg, umrauscht von flatternden knatternden Fahnen.

Und um dich her, wie vom Sturme bewegte Wogen,
eine unendliche graue Flut junger Germanenleiber . . .

Horch! Jubelnder Ruf durchbraust ihre Reihe wie Dröhnen eherner
Bauern,

springendes Feuer flammt! Es peitscht durch die Menschenwellen:

„Morituri te salutant!“ Stolzernst die Augen des Cäsar!

Von den Fahnenstoßspitzen jauchzen tausende Adler!

*

Ein kleines deutsches Mädchen,
scheu, mit traurigen Augen
und seltsam verschleierter Stimme,
jeder Ton ein flatternder Bote

herzverzehrender, tiefster Sehnsucht:
Sie war's, die mir die Heimat wieder erschloß,
verschüttete Quellen wieder springen ließ,
mich restlos glücklich machte
durch ihr Lied, das, entauschend den Tiefen der Volksseele,
Stahl in die Arme unsrer Krieger gießt
und Öl in ihre heimverlangenden Herzen:
„Die Vöglein im Walde, sie sangen, sangen, sangen
so wunder-wunderschön . . .
In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiedersehn!“

Emil Doernenburg

Zum ersten Wagner-Konzert nach dem Kriege

Des Hörnersturms wildflutendes Finale! —
Stirbt hier ein Gott, von Schönheit überrauscht?
Andächtig stumm die Menge lauscht und lauscht
dem letzten Tropfenfall aus Goldpokale.

So treibt ein Schiff auf schweigendem Kanale
zum sichern Port, vom Heimatwind gebauscht
sturmmüde Segel. Und die Seele tauscht
mit neuem Glücke feiernde Signale.

Wie hat, o Wagner, uns nach dir gebangt,
nach deiner Kunst, die höchsten Strebens Blüte,
die stolz noch ragt, wo alles Urteil wankt.

Nun wieder überströmt uns deine Güte
nach trübem Tag. Sei herzlich du bedankt,
daß frei dein Herz dem Gott entgegenglühte.

Emil Doernenburg / An Deutschland

Bald beim Klang der Schnitterlieder
sich die Saat der Sichel neigt;
über Friedenslande wieder,
still der Rauch der Hütten steigt.
Röstlich duften deine Wälder,
Deutschland, deine Rebenhöhn,
golddurchwogte Erntefelder,
froher Hoffnung Auferstehn.

Ja, mein Herz will überwallen,
 nun gekommen ist die Zeit,
 nun die Berge widerhallen
 von des Friedens Feldgeläut.
 Fromm zum Dankgebet sich schließen
 Hände, die das Schwert gezückt,
 nach dem grausen Blutbergießen
 greifen sie zum Pflug beglückt.
 Deutschland, Fleiß wird wiederbringen,
 was in Kriegsnot dir zerrann;
 stürmend wird die Zukunft zwingen,
 was dein Genius ersann.
 Und du reichst den Friedensbecher,
 leidverklärt den Völkern dar,
 eines neuen Geistes Sprecher,
 Priester an der Welt Altar.
 Hat der Bruderzwietracht Hinder
 endlich dann gefällt dein Speer,
 denkst du wohl auch an die Brüder,
 Deutschland, überm Weltenmeer?
 Kinder, sie von deinem Stamme,
 Blut von deinem Blut genährt,
 die der Heimat heil'ge Flamme
 hüten treu am fremden Herd.
 Nicht allein bist du geritten
 erzumflirt durch Nacht und Reid,
 mitgestritten, mitgelitten
 haben wir an deiner Seit'.
 Mit dem Schild, dem fleckenlosen,
 haben wir dein Haupt bewacht,
 ob auch gift'ger Pfeile Tosen
 uns umschwirrt' aus Lügennacht.
 Wunden haben wir verbunden,
 die der grimme Feind dir schlug;
 unsrer schmerzdurchwühlten Stunden
 denkt kein rühmend Heldenbuch.
 Wenn wir kämpften, litten, starben,
 rings umtost von Haß und Hohn,
 deinem Geiste Jünger warben,
 ward uns nimmer Dank und Lohn.

Nicht als Bittende wir treten,
 Deutschland, vor dein Tribunal:
 Unser Wachen, unser Beten
 stillte lindernd deine Qual.
 Lern aufs neue du uns finden,
 die dir blut- und stammverwandt.
 Laß der ganzen Welt uns künden,
 deutschen Geistes Zukunftsland.
 Mög' in Lethes Nacht versinken,
 was entfremdend uns umdroht.
 Alle Zwiespalt soll ertrinken,
 In der Sühneflut der Not,
 daß, wenn Nacht und Schmerz verwunden
 und die Sonne wieder da,
 ihr auf ewig dann verbunden,
 Deutschland, Deutsch-Amerika!

Emil Doernenburg / Deutsch

Im Auslande verliert oder findet man erst recht seine deutsche
 Seele. Die Halben zählen dabei nicht.

Emil Doernenburg / Amerikanisch

Heute Bierwirt; morgen Richter,
 ehernen Gesetzes Schlichter.
 Und es thront als Bürgermeister,
 der erst gestern schlug den Kleister.
 Wozu auch das viele Wissen?
 Hab' nur Geld und sei gerissen!
 Denn: „Docendo dicitur.“ —
 Echte Demokratenkur! —

Emil Doernenburg / An Steubens Grab

O große Ruhe. Heimatsüß umringt
 mich dieses Grabes stiller Totenfrieden.
 Wo deinem Leibe letzte Ruh beschieden;
 dich Urwalderde mütterlich umschlingt.

Wo Tannen schauern; ferne Axt nur klingt
vom Hochgebirge, wo Gewitter sieden;
fernab vom Wege, unbekannt, gemieden,
und tiefste Einsamkeit die Sinne zwingt.

Nichts Besseres kann der Tod dem Menschen geben,
als fühlen Schlaf nach heißen Lebenstagen,
traumlos und tief. Mit zornigem Erbeben
les' Worte ich, die heuchlerisch beklagen
den deutschen Helden, dessen edles Streben
die Nachwelt stets sich müht zu unterschlagen.

Ernst Jodels / Denkst du der stillen Stunden...

(Dem Freund und Dichter Walter Flex)

Denkst du der stillen Stunden noch, mein Freund?
Auf deiner kleinen Stube saßen wir,
vom roten Schein der Lampe warm erhellt.
Von deinen Wänden grüßten ernste Bilder:
Santa Cecilia, Dürer und Stephan Sindings,
des nordischen Meisters, lebensfromme Menschen,
Kinder der Sehnsucht, dir verwandt und mir — —
Wie schön das war . . .

So feierlich die Nacht, so friedvoll.
Im Ofen nur ein Knistern dann und wann,
und Glockenschläge in der Winternacht,
wie wenn in klarer Luft ein Glas zersprang.
Du lasest mir aus deinen Lieblingsdichtern,
Heinrich von Kleist und Storm und Mörike,
und deiner Seele schlichte Schönheit schloß
sich wie ein warmer Frühling vor mir auf.
Und dann verschämt, wie erste Liebe tut,
sprachst du von dir und deinem stillen Sehnen,
und, tief ergriffen lauschend, fühlt' ich klar,
daß du ein Dichter warst, du lieber Mensch.
Und als du dann, vertrauensvoll dich neigend,
der ersten Muse scheu Geschenk mir botst,
so deines Herzens ganzen Reichtum spendend,
und gebend, schenkend immer reicher wardst,
was war das für ein seliges Genießen . . .
Da weitete die Stube sich zur Welt,

drin wir befreiten Auges aufwärts gingen,
wie wenn zwei Seelen sich im Licht vereinen,
in Klarheit wandelnd über Nacht und Weinen . . .

Wo bist du nun? Hat dich die Nacht verschlungen?
Aufjauchzend gingst du, als die Waffen riefen,
die Leier mit dem Schwerte froh vertauschend.
Ich weiß: Du warst ein Held. Du rühmtest nicht.
Du schriebst mir nie, du hattest keine Zeit,
und dennoch weiß ich's, denn . . . ich liebe dich.

Ob du noch lebst? Ob dich die Nacht verschlang?
Hast du kein Wort, kein Zeichen deinem Freund?
Oft geh ich einsam durch die lauten Gassen
der großen Stadt, in der die vielen wohnen,
und suche dich und deiner Seele Glanz
und deine Kunst und deinen Freundesblick.

Umsonst. . . umsonst . . .

Nur Schatten um mich her . . . und Larven . . . und . . .
Kannst du kein Zeichen geben deinem Freund?

Du schweigst und lächelst?

O Tor, der ich es wagte, dich zu fragen.

Was sollst du hier mit deinem Kinderherzen?

Was kümmern dich der andern eitle Schmerzen?

Du wandelst stillbeglückt in deiner Welt,
und bliebest, was du warst, ein Kind und Held . . .

Du Glücklicher, du Reiner . . . tot oder lebend,
im Sand verscharrt, vom Ruhmeskranz umspielt,
ich neide dein Geschick, wie es auch kam,
und beug' mein Haupt in tiefer, tiefer Scham.

Geschrieben Anfang Oktober 1917. Kurze Zeit
darauf las ich, daß der Dichter Walter Flex am
17. Oktober bei einem Rückzugsgefecht auf der
Insel Ssel gefallen war.

Ernst Jodels / Des Kindes Lachen . . .

Wer gab dir dieses helle Lachen, Kind,
das nun in meine leidgeschwärzten Stunden,
wie Silber, das in dunkle Schalen rinnt,
Erquickung spendend, seinen Weg gefunden?

Ich stand, ein Durstender, vorm Quell der Welt,
doch wollte mir der Schale Trank nicht munden,
da hab' ich unmutsvoll mein Glas zerschellt
und muß nun, krank, durch dich, mein Kind, gesunden.

Du weißt noch nicht, was Nacht und Tiefen sind,
doch, lächelst du, ist all mein Leid verschwunden . . .
Gott gab dir selber wohl dies Lachen, Kind,
als Balsamtrunk für meine dunklen Stunden.

Ernst Joders / Den Weisen im Lande

Ihr keltert von abgestandnen Trauben,
aus denen andre längst die Kerne zogen,
und füllt in Flaschen ihn mit Wind' und Schrauben,
nachdem der letzte Hauch von Geist verflogen.

Dann lagert ihr ihn ab in Kellerschränken
und laßt den Sud noch einmal übergären.
Ihr dürft den Jüngern hinter Tisch und Bänken
fürsorglich nur den schalsten Trank gewähren.

Denn also wollen es die Heiligkeiten
vergilteter Ordnung, der ihr dienernd betet,
daß ihr mit ausgelaugten Heit- und Reiten
den Denkestoff in geduld'gen Brei zerknetet.

Doch während ihr in wohlverschloßnen Räumen
die engen Hülsen füllt zu Schlaf und Schweigen,
hör' ich im Grunde neue Säfte schäumen
und sprengend in die jungen Kronen steigen.

Ernst Joders / Der Denker

Dein Blick ist wie ein ziellos irres Flimmern,
durch Denkerspaltung tausendfach verflucht,
das, unstet schwankend, in verstaubten Zimmern
erstorbner Weisheit nach Erleuchtung sucht.

Du quälst dich ab in peinlichem Bemühen,
der Motte gleich, die, hungrig und zerseht,
an eines Totenlichtes kaltem Glühen
umsonst das leere Herz mit Labung leht.

O glaube mir, der vieles schon erlitten:
Erleuchtung kommt dir nicht von fremdem Licht.
Durch Denkerqual wird Einheit nicht erstritten,
wenn sie nicht mächtig aus dem Herzen bricht.

Ernst Jockers / Letzte Bitte

Ich weiß, daß mir nichts angehört
als dieser Schmerz, der meinen Tag zerstört,
als diese Liebe, die nach innen brennt
und dieser Traum, der keine Hoffnung kennt.
Seit ich dich ließ, mein Mutterland,
bin ich nur Quelle, die verrinnt im Sand,
bin ich nur Baum, der keine Wurzeln schlägt,
der wankt und schwankt, doch keine Früchte trägt.
Ich bitte nicht um deine Huld.
Daß ich vergehe, ist nur meine Schuld.
Gewähr nur dies: daß ich am schwersten Tag
im letzten Traum dein Antlitz sehen mag.

Ernst Jockers

Daß ich nie den Namen nannte...

Daß ich nie den Namen nannte
des, der Führer ist und Hort,
ist, weil ich in Glut verbrannte,
ist, weil ich mit Blut verbannte
jedes feile Menschenwort.

Daß ich Glut und Blut erkannte
jenseits allem feilen Wort,
ist, weil ich das Gut verbannte,
danach euer Mut sich spannte,
das euch Führer ward und Hort.

Daß ich immer weiter glühe
dem, der Führer ist und Hort,
bete ich in Nacht und Frühe,
daß in mir zur Nacht erblühe
Flamme, tilgend feiles Wort.

Kurt Baum / Das deutsche Erbe

Doch deren Väter schon vor hundert Jahren
das neue Land zur Heimat sich erkoren,
sind ihm so fest und brünstig zugeschworen,
daß sie kein andres neben sich erfahren.

In seine Einheit restlos eingemündet
und in sein Wunsch- und Kräftespiel verwoben,
sind sie vom deutschen Urquell fortgehoben,
daß sich ihr Wesen nicht mehr klar verkündet.

Vielleicht hält sich ein Lied in ihnen länger,
vielleicht stimmt sie ein Waldeßrauschen bänger,
vielleicht hat sich auf urgeheimen Bahnen
ein blauer Traum auf ihrem Grund verslogen,
daß sie, zu klaren Wünschen auferzogen,
das alte Erbe nur noch dunkel ahnen.

Kurt Baum / Amerika und Deutsch-Amerikaner

Sie haben dir die Treue oft bekundet
und Heimatzelte in dir aufgeschlagen,
sie haben manches harte Kreuz getragen
und dir gedient, auch wenn das Herz verwundet.

Sie dienten dir auf Schlacht- und Fruchtgeländen
und halfen dir mit Schwert und Pflug und Spaten,
und viele stiegen hoch durch Schrift und Taten . . .
und kamen sie auch einst mit leeren Händen:

Sie trugen Gut in ihren Seelenspeichern,
um tief aus ihrer Art dich zu bereichern
und sich der deinen liebend zu gesellen . . .

So kamen sie wie ew'ger Strom herüber
und gingen bald in deinen Kreislauf über
und nährten ihn aus ihres Wesens Quellen.

Kurt Baum / Mein Zimmer

In meinem Zimmer liegen viele Jahre,
die nicht zu mir und meinem Sein gehören,
und die mich oft zur Nacht so seltsam stören,
daß ich sie wie verwirrt in mir erfahre.

Seit kurzem erst mit meinem Raum verbunden,
bin ich schon wie verknüpft mit seinen Zeiten,
und fühle Träume durch die meinen gleiten,
wie sie sich fremder nie zu mir gefunden.

Als ob aus Tagen, die schon längst vergangen,
noch Schicksalswirren dunkel mich erfassen
und einen Nachhall still verahnen lassen,
den sich mein Herz wie traumhaft eingefangen.

Ich träume Leid an mir vorüberwehen
und ahne mich von fremden Schicksalsmächten
wie angerührt und oft in stillen Nächten
mich unbestimmt im Leben anderer stehen . . .

So läßt mein Zimmer ahnend mich erleben,
was andre vor mir schicksalhaft erfahren . . .

Was wird sich einst aus meinen eignen Jahren
in ihm vorzaubern und als Traum vergeben?

Kurt Baum / Eingestellter Bau

Chicago 1930

Noch halb Skelett, im Wuchse aufgehalten,
mehrt er die Schar der jählings Ausgereihten;
schon rütteln Stürme seine Wetterseiten
und Unkraut wirft sich über Riß und Spalten.

Doch kein „Es war einmal“ und kein „Gewesen“
gibt ihm die Weihe der verrauschten Größe,
nur aus dem schroffen Stieg der Eisenblöße
kannst du den Ehrgeiz seines Lebens lesen:

Hoch über Dach und Turm emporzujagen
und sich das vollste Sonnenlicht zu fassen;
doch seit ein Schwarm von Händen ihn verlassen,
liegt er am Boden wie zurückgeschlagen.

Sein Stahl ward blind von vielen Regenfeuchten,
die ihm den Rost wie Scham ins Antlitz treiben,
indessen rings entbrannte Siebelscheiben
wie Freudenfeuer in den Abend leuchten.

Und nur zwei Wanderer kommen aus der Ferne,
ihm stille Nachtbesuche abzustatten:
Langarmig tastet sich der Turmkreuzschatten
Auf ihm umher . . .
Der Mond hält die Laterne.

Kurt Baum / Loopstraßen in Chicago

Die Straßen flüchten aus drückender Enge,
verfolgt und umbrandet vom Brausen der Menge,
vorbei an Palästen und Schauemporen
und Fronten aus Glas und Granit geboren,
über Brücken, Kanäle und schimmernde Gleise
verschwingt sich im Fluge die staubige Reise
von Sklaven, im Frondienst zermalmt und zerschlagen,
die ihre Freiheit sich sehrend erjagen . . .

Und weiter und schneller in fiebernder Eile,
schon schießen sie hin wie entschwebende Pfeile
und hinter ihnen auf Stahlgeäder
verblüht sich der Zorn verfolgender Räder . . .

Da öffnet die Ferne sich unermessen,
der Himmel befreit sich von Zinnen und Essen.
In eine wogende, wallende Weite
gleiten sie hin wie selig Befreite . . .

Bald hat sie der Park in sein Schweigen genommen
und die Bäume rauschen: „Willkommen, willkommen!“
Nun ruhen sie aus in grünen Quartieren,
Gottes Sonne geht golden auf ihnen spazieren . . .

Oskar Kollbrunner

Ballade vom Woolworthturm, New York

Ich bin der Wächter im 58sten Stock des Woolworth-Buildings
und bin der wandelnde Baedeker von New York und der höchste
Turmer der Welt.
Meine Philosophie ist die Philosophie vom Aussichtsturm des
modernen Babels

und wurde siebenhundertneunzig lustige Fuß über dem Pflaster
geboren.

Meine Höhe ist die Verkündigung des neuen Amerika,
und ich selbst, ein armselig Menschlein, auf steinerne Klöße gestellt,
Riesenklöße aus dem Ankersteinbaukasten des Amerikaners.

— — — — —

Ich könnte euch viel erzählen von eurer Stadt,
ihr Subwahnwürmer, die ihr die Erde nach Gold durchwühlt;
aber ich sage das lieber mir selber nach meinem Tagwerk, in ein-
samen Stunden,

wenn ich mir vorkomme wie der letzte Mensch Gottes.

Da rede ich mit mir und rede laut,
und nur die Winde, die das Granithaupt der Großstadt um-
flatschen,

wie Adlerschwingen den Horst auf der Felswand,
lauschen dem Türmer.

Da stehe ich fest und den taumelnden Sturm in den Haaren,
ein Gnom auf der äußersten Kante der Nacht,
und Nacht ist's, und unten liegt eine gestorbene Stadt.

Mit abgeschatteten Lichtern stehen viel tausend Laternenpfosten
Schildwacht

vor den Häusern der Mitternacht.

Und um das Riesenmeer von aufdrängendem Stein, das in einer
Wolke Nacht liegt,

wie ein totgeschlagener Riese der Vorzeit,
drängt das Meer und die sehnsuchtlangen Arme des Meeres.

Das sind die Ströme, die Metropole umspülend,
Ströme — Verbrechen, Vergessen und Ostseitenelend gesättigt,
so wie ein Moloch, dem man die Kinderlein füttert.

Dort der East River, eisen- und steinüberwölkt,
brückengewaltig Großstadt zu Großstadt bindend.

Hier der Hudson. In majestätischer Ruhe
lasten tiefeingesunken die Schiffe des Handels.

Hunderttausend Säcke gemahlten Weizens
tragen die ewig jungen Arme des Meeres,
und sie heben die Last hinaus gen Europa.

Und der Jammer im Osten, größer als das Meer,
scheint mit entkräfteten Händen zum Westen zu beten,
denn einer aufgeflehten Riesenhand darbender Menschheit
gleicht jene Wolke über dem schlafenden Hafen.

Einsamer Türmer, der du der Welt Gesichte,

um ein paar lumpige elende Silberlinge.
Einem Satan gleich, der den Jesus versuchte,
als er vom Berg ihm den Reichtum der Ebenen pries,
preise und weise ich jedem die mächtige Stadt,
weise ich jedem die brodelnde Hölle Mannhattans — — —
Bald ist es Morgen. Die Träneninsel im Hafen
wird mit Sehnsucht und Folter, mit Hoffnung und Armut er-
wachen —

und die Statue vätergedachter Freiheit
wird ihre Fackel hinaus zum Atlantis heben,
tausend Schiffe werden gellend erwachen
oder mit finsterner Wut in die Nebel brüllen —
und die Hochbahnzüge durchdonnern Manhattan;
Lumpensammler und Wall Street werden geschäftig —
tausend unheilige Pilgerzüge nach dem goldenen Schrein Gott
Mammons

schwärzen und schwaden über dem Abgrund von Straßen
wie ein Gewitter zur Warte des Türmers empor.
Aber noch ist es tief Nacht, noch bin ich mir selber
zwischen Himmel und Erde und tausendmal furchtlos —
denn der Türmer vom Woolworth Building
hört das Herz Gottes unter den Sternen schlagen.

Oskar Kollbrunner / Im Park der Armen

Zwischen Gözentempeln, steingefügten,
hochgetürmt durch Gold und Schweiß der Erde,
liegt das kahle Parkgeviert der Armen
und die Ruhstatt einer Elendherde.

Nächtlich, als die großen Straßen schwiegen
und im Birnenlicht die Stadt durchdrangen,
so wie Menschen, müdgeheht vom Tage,
kam ich einsam in den Park gegangen.

Mit im Herzen ging ein Menscherbarmen,
mit im Geiste zog ein Helferwille —
wie ein Liebesbrunnen sang die Seele
durch die ungeheure Großstadtstille.

Tief vom Rasen aber, aus dem Dunkel
zuckten tausend schlafverhängte Augen —
tausend Schläfer, langgestreckt in Lumpen,
lagen stumm, den Trost der Nacht zu saugen.

Wie ein Heiland schritt ich durch die Reihen;
keiner sah mich, doch wie leise Freude
bebt es um tausend blasser Lippen,
blaß vom Hunger und von tieferm Leide.

Und ich ging mit sorgsam sachten Schritten
tiefgebeugt vom Jammer meiner Brüder —
einsam betend. Auf Gebet und Jammer
höhnten steinerstarre Götzen nieder . . .

Oskar Kollbrunner / Im Herzen von Babel

Neuhork, Stadt purpurroter Träume —
bis an die Wolkensäume pocht dein Herz
und pocht nach dem Zenith der Erde. Ins Gestein
preßt du Strukturen, haust du Fundamente,
und hämmerst deinen Eisenwillen ein.
Du bist der Stahl, geschmiedet aus dem Erz,
das sich von Alteuropa trennte.
Du bist das ewige Geborenwerden,
bist unbeugsam empor sich lebendes,
mit Geist und Faust sich selbst zum Himmel hebendes,
gewaltsam größtes Wunderkind der Erden.

Neuhork! — Doch unter deinem Meißel zucken
des so gequälten Erdgeists Zornesfunken.
Wenn in den Untergrundtunneln trunken
in vorwärtsjagender Begier der Zug
wie ein der Hölle Schlund entstiegner Schweif,
ein Sternkomet, durch schwarze Stollen saust
und so im ewig gleichen Jagen, Rucken,
dein sflavenhand-erwühltes Grab durchbraust, —
dann ist's oft, als ob in den ew'gen Flug
der Tag und Nacht gehekten Menschenfrachten
der Unterwelt erboste Geister lachten
und auf den Schienen stelzten, an den Rumpf

der Kesselwagen ihre Leiber hingen,
 das Dach erkletterten, gewitterdampf
 im heißen Atem der Maschinen gingen.
 Dann ist es oft, als ob ihr Racheschnauben
 gleich Hagelschloßen an die Scheiben klatschte,
 dem Zugdämonen in die Augen patschte,
 der sich vermaß, die Unterwelt zu rauben —
 daß weiterwuchsend, führerlos und blind
 sie seiner Menschenfrachten sicher sind . . .
 Doch dann, wenn ich von solcher Höllenfahrt ins Licht,
 hin in den Tag von Stadt und Straßen stürme,
 in Lärm und Haß und Wolkenbaugetürme,
 wo jede Leidenschaft sich Gassen bricht,
 wo Haß und Liebe sich durchs Leben sicht,
 doch ein Genügen wird vielleicht nur denen,
 die, abgestorben, keine Sehnsucht kennen,
 dann bist du mein, Stadt purpurroter Träume,
 dann träumt die Phantasie von Wolkenzinnen;
 den Babelturm des Glückes zu beginnen,
 pocht wild mein Herz bis an des Himmels Säume.
 Dann fühl ich ein der Kraft geboren werden,
 bin unbeugsam empor sich lebendes,
 mit Geist und Faust mich selbst zum Himmel hebendes
 Kind dieser Riesenbabelstadt auf Erden.

Marga von Hungen / Halt fest!

Der du aus deutschem Lande kamst,
 den Herd dir in der Fremde neu zu gründen,
 was unbewußt du mit dir nahmst,
 wird sich als dein bestimmtes Werk dir künden.

Fast unvermutet schlägt es an
 wie die geheimnisvolle Wünschelrute;
 ob lang verhüllt das Wie und Wann,
 was tut's? — Beharrung liegt im deutschen Blute.

Du bist dein Volk! Präg's ein dem Kind,
 ob's fern der Heimat dir auch ward geboren.
 Die Saat verweht des Schicksals Wind;
 der Art — der Gattung geht sie nicht verloren.

Hilf mit am Webestuhl der Zeit!
Zum Einschlag nimm den alten, deutschen Faden!
Du wirst damit nach Kampf und Streit
die Welt zum Friedentische endlich laden.

Halt fest am Besten, was du hast!
Und wird sein Werk erkannt auch in den Gassen,
einst darfst beglückt die liebe Last
frei in die Lüfte siegreich schwingen lassen.

Otto Roischwitz / Das ist Amerika!

Willi hat für den Freund, der neu angekommen ist, ein möbliertes Zimmer gemietet. Und das ist die erste Enttäuschung. Johannes denkt, alles in Amerika ist groß. Aber dieses Zimmer ist klein, eng und erbärmlich. Und dabei kostet es eine unerschämte Miete. Außer einem metallenen Schlaffsofa, einer Kommode, ein paar Stühlen und einer Stehlampe beherbergt das möblierte Zimmer nichts.

Wo ist der Tisch? Es gibt hier keinen Tisch. Tische stellen die Amerikaner nur in ihre Speisezimmer; und die meisten Amerikaner haben keine Speisezimmer. Sie essen im Restaurant oder in einem Alkoven neben der Küche, allenfalls an einem Klappptischchen, das nach Gebrauch zusammengelegt und an die Wand gelehnt wird. Tische nehmen viel Platz in einer Wohnung. Und wozu braucht man auch einen Tisch in New York, wenn nicht zum Essen? Die Männer arbeiten in ihren Büros und niemals daheim. Briefe schreibt man heutzutage mit der kleinen Schreibmaschine auf den Knien. Und die Zeiten, als die Familie traulich um des Lichts gesellige Flamme sich versammelte, zu häuslicher Beschäftigung, sind längst vorbei.

Johannes kauft sich auf den Rat des Freundes einen kleinen Spieltisch. Der ist billig und läßt sich zusammenlegen und in den Wandschrank packen. Wenn Johannes arbeitet, stellt er den dünnbeinigen, wackligen Kartentisch vor das Fenster. Das Fenster hat keine Gardinen und keine Vorhänge, sondern bloß ein gelbes Wachstuchrouleau. Hinter dem Fenster ist ein enger Hof. Aus dem schmalen Schacht ragt ein Mastbaum herauf, von dem sich, über drehbare Rollen gespannt, viele Wäscheleinen nach allen Seiten zu den Küchenfenstern ziehen. Wenn Johannes sich aus dem Fenster

lehnt, sieht er über sich ein quadratisches Stück Himmel und unter sich Müll- und Ascheimer im schmutzigen Schnee.

*

Johannes will auf einen Berg der Umgebung steigen, die Aussicht in das fremde Land genießen, im Schatten des Waldes die Mittagsstunden verschlafen und in der Röhle des Abends zurückkehren. Er kauft sich am Sonnabendabend ein kleines Weißbrot (denn Schwarzbrot gibt es hier nicht), eine Dose konservierter Hühnerleber und ein paar schöne große kalifornische Apfelsinen für die Wanderung. Er schnürt sich ein kleines Paket zurecht und geht früh ins Bett. In der Nacht wird es heiß und schwül. Er kann nicht schlafen und steht in der Morgendämmerung erschöpft und unbehaglich auf. Aber er will seinen Plan trotz allem ausführen. Ohne Frühstück macht er sich auf den Weg.

Johannes marschiert die Straße entlang, die zwischen weiß gestrichenen Holzhäusern nach Norden ansteigt und aus der Stadt hinausführt.

Die Sonne, die hier im Süden einen steilen Bogen beschreibt und am Mittag fast im Zenith steht, steigt rasch. Und mit ihr steigt der Verkehr auf der Straße. Es ist Sonntag. Ausflügler von den umliegenden Ortschaften und vollbesetzte Familienautos fahren in die freie schöne Natur hinaus. Die Straße staubt nicht sehr; denn sie ist glatt und sauber und aus Zement gegossen. Aber zum Wandern ist auf dieser Straße kein Platz. In der Mitte des breiten Zementbandes, das baum- und grabenlos auf der Landschaft liegt, läuft ein dicker weißer Strich. Rechts davon fahren die Autos in der einen, links davon die Autos in der andern Richtung. Oft überholt ein Wagen mit laut schmetternden Zylindern und blauen Auspuffwolken den andern. Dann wird es so eng auf der Straße, daß Johannes sich ins Gestrüpp zwingen muß, das neben dem Zementband wuchert. Von beiden Seiten sausen die Automobile heran, Ford, Buick, Ford, Nash, Buick, Ford, Buick, Ford, Chevrolet, Ford, Essex, Ford, Ford, Buick, Ford, endlos, endlos. Es geht nicht weiter. Hier gibt es keine Felder, keine Feldwege. Johannes kehrt wieder um. Er schwitzt in der brüllenden Hitze und hat Durst auf ein ganzes Faß kellerkaltes Bier. Aber er hält tapfer und entschlossen fest an seinem Plane, einen Berg zu ersteigen. Johannes kämpft gegen das Schicksal an. Der kleine schwache Mensch gegen das riesengroße und unerschütterliche Schicksal. Buick, Ford, Ford, Nash, Chevrolet, Ford . . . Diese wahnsinnige Hitze! Die heißesten

Tage eines deutschen Sommers sind dagegen herzerfrischende liebliche Kühle. Nach Westen zu gehen hat keinen Zweck. Da kommt man zu den Glasbläsereien, zu der Limonadenbrauerei und der Eisfabrik und zu den trostlosen Proletarierkasernen. Dahinter fließt der Monongahela. Der einzige noch übrige Ausweg ist im Osten. Johannes wandert nach Osten hinaus. Automobilstraße. Ford, Buick, Ford, ChevreLOT, Ford, Nash, Buick, Ford, Ford.

Zur Mittagszeit ist Johannes wieder in seinem möblierten Zimmer angelangt. Er packt sein Brot, die Leber und die Apfelsinen aus, aber er kann nicht essen vor maßlosem Durst. Er setzt sich auf die laubumrankte Veranda vor dem Hause. Die Bank auf dieser Veranda ist keine gewöhnliche Bank, die vierbeinig auf der festen Erde steht. Diese Verandabank hat überhaupt keine Beine, sondern sie hängt an vier eisernen Ketten von der Decke. Man kann sich darauf hin- und herschaukeln wie in einer Hängematte. Johannes schaukelt sich auf der Bank hin und her und überdenkt, was er nun in dem langen Sommer hier im Süden anstellen soll, wenn er nicht wandern kann.

*

Der kleine Hans kann sich in diesem Jahre noch nicht über die Thüringer Glasflugeln am Christbaum freuen. Er lächelt schon, aber seine Augen und seine Händchen finden sich noch nicht zurecht. Johannes steht an dem kleinen Bett und beugt sich über das Kind und zeigt ihm eine Kugel um die andere.

Deine Wiege steht nicht im Thüringer Wald, wo meine Wiege stand, lang ist es her, lang ist es her. Du schläfst in einem Eisenbett von Macy & Co., 34th Street and Herald Square, Massenartikel, sechzehn Dollar das Stück, zu haben in Grün, Braun und Weiß, mit und ohne Blumenschablone. Sanitär, hygienisch und praktisch ist dein Bett, mein Kind, Vorhänge, seidene Spitzen, Bänder und Küsschen fangen bloß Staub. Hier rauscht kein Bach, und niemand summt dir Wiegenlieder. Der Winterhimmel hängt grau über den Wolkenkrakern. Ein Staubsauger summt und stöhnt nebenan. Aber lautlos läuft die elektrische Uhr auf dem Tisch. Sie tickt nicht und tackt nicht und schlägt nicht. Hier schlagen keine Uhren. Fabrikssirenen heulen, und Hochbahnzüge rauschen. Hinter der dünnen Wand im Treppenschacht surrt der Fahrstuhl in einem trübseligen Schleifen, aufwärts und abwärts, aufwärts — abwärts. Bald kommt der Abend, die Radiomusik, die Grammophone und die elektrischen Klaviere. Vom Hafen trägt der Wind die tie-

fen langen Töne der Dampfer. Schiffe reisen ab, über das weite Meer, nach Europa, nach Deutschland, nach Hause. Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein, schlaf ein.

Um Herzen Deutschlands, mein Kind, da gibt es große Wälder, Buchenwälder und Föhrenwälder und Tannentwälder. Und braune Rehe stehen im Schnee. Der Weihnachtsmann marschirt jetzt durch den Wald und schneidet die Christbäume ab. Ich habe dir auch ein Bäumchen gekauft, mein Kind. Aber es riecht nicht. In Deutschland duften die Tannenbäume. Dort duften die Äpfel und die Nüsse und die Pfefferkuchen. Hier aber ist alles hygienisch, mein gutes armes Kind. Hier riecht es nach Gasolin und Terpentin, nach Benzin, Cold Cream und Vaselin und nach Badezimmer. Du hast noch keinen Hahn krähen, kein Huhn gackern und keine Ziege meckern hören. Aufwachsen mußt du in einem versteinerten toten Walde, mein Kind, mein armes Kind.

Rudolf Voigt / Fernes Deutschland

Du Land mir tief zu eigen,
im heißen Wort und Schweigen,
du Blume, Wald und Gras.
Und was ich mag ersinnen,
mit dir will ich's beginnen,
weil ich mein erstes Buch auf deiner Erde las.

Du Land — so mild und strenge
von Freiheit und von Enge
ein gütig gleicher Lauf.
Was deine Hügel singen,
das muß zu Gott sich schwingen,
wie hielt ich oft die Hände nach deinen Blumen auf.

Du Land — so herb und süße,
es laufen meine Füße
auf hoffnungslosem Stein.
Viel Elend hat die Ferne,
doch deine großen Sterne
singen mich in der Fremde wie einst die Mutter ein.

Elmar Bente / Deutsches Volk

Deutsches Volk,
Geschlecht der erdgeborenen Masse,
als Zeugnis ew'gen Kosmoswollens;
als wucht'ger Unbegriff des Sollens,
des Werdegangs der Erdenrasse.

Deutsches Volk,
der Forschung Seele, die ergründend
der Völker Recht im Weltgericht vertritt,
der Rassenart Geschichte kühn erstritt,
des Wissens reichen Segen kündend.

Deutsches Volk,
dem Schoß der Heimatkraft entsteigend,
der Scholle fest, zum Himmel greifend,
so zwischen Fron und Trube reisend,
der deutschen Zukunft Helden zeugend.

Deutsches Volk,
und muß ich deine Sünden büßen,
dein Rassenerbe ist: Bestand!
Vertrau des Volkes Pflichtgewissen,
O Vaterland!

Anna Nidel / Niagara

1.

Niagara! Glänzende Wasser,
jubelndes Leben!
Strahlendes, eigenwilliges Kind!
In junger Herrlichkeit
jauchzend auf räumig flachem Steinbett,
singst du Fanfaren der Lust!
Jugend! Jugend!

Er ist von Sinnen —
ist außer sich —
Er rast und spielt und braust,

und krönet mit schneeigen Kränzen
 die schäumenden Locken,
 wirft um geschliffene Felsen
 hellgrüne Wasserlaken,
 umfängt sich tosend mit gekühlten Lüften!
 Lohet und gärt wie junger Wein —
 und lacht wie ein Kind!
 Lauscht — hält eifrig inne — —
 Klar, durchsichtiggrün — —
 Springt auf! Empor!
 Schleudert die stürmenden Wasser zurück —
 Empor, empor!
 Tanzt und bläst ein rasendes Lied —
 Übermaß!
 Seligkeit!
 Götter der Freude und der Herrlichkeit,
 Götter der Freude!
 Jugend! Jugend!
 Ah! Du mein Eigen!

2.

Geschmolzener Stahl,
 am Abgrund wiegst du,
 bereitet der Stunde,
 du Edler!

Wölbend auf seiden smaragdenen Schleppen,
 gewaltvoller Schönheit,
 dem Ungeheuren entgegen
 breitest die Arme —
 du Kühner!

Kochend in grünen Nebeln
 sinkst du in Schlünde
 perlenden Sonnenschnees.
 Donnernd auf Felsengründe schlägst du,
 Herrscher der Wasser!
 Tiefer!

Höchstes Erleben,
 Schweres und Grenzenloses umfassend — —

O Seele! Schicksal! Aufruhr!
Zerbrichst und zerschellst.
Ewiger!

3.

Leben im Sterben —
dein mächtiger Atem
füllet die Räume.
Reuchend liegst du,
in Weh und Verwundung,
in seligem Sieg,
zu innerst erregt
auf bebender Fläche.
Zuckend, grollend erschauernd,
eine Wesenheit endlos, formlos.
Felsenriesen
umtrocken dein Lager,
Titan!

Lauten Errauschens in dunklen Akkorden
wirft er sich gegen die Ufer, in das Gestein.
Hebt sich in heftigen Stößen,
und dehnt sich in drohenden Kurven!
Wildschweren Rhythmus kochenden Jornes
stürmt er dahin — gewaltvoll — maßlos —
vorwärts — vorwärts —
durchreißt die Lüfte —
durchwühlt die Tiefen —
erbraust in rasend verheerendem Tanze
und atmet in jauchzenden Zügen!
Tiefer Choral der Monen —

Gustav Blenk / Auswanderer

Auch wir suchten Orplid.
Haben die Heimat und was uns dort band, verlassen,
wollten nach reineren, reiferen Zielen fassen . . .
auch wir suchten Orplid.

Doch fremdes Land brachte altes Leid.
Wohl bauen wir Frucht und den Kindern Brot,
aber der Sehnsucht Insel liegt weit,
und unsre Träume sind alle tot.

Friedrich Herbig / Lekter Wunsch

Wenn einst ich tot
Und mich des Lebens Angst und Last
Nicht mehr bedroht, —
O streut mir dann in meine letzte Last
Nicht Lilien und Rosen, weiß wie Schnee,
Sie mahnen an der Erde Leid und Weh;
Nein; bettet mich auf Rosen, leuchtend rot,
Weil mir das Leben keine bot.

Günther Rüdinger / Der Erde Segen

Das ist der Erde ewger Segen,
daß sie die Menschen läßt erstehn,
die lebenslang auf stillen Wegen,
ins eigne Feld zur Ernte gehn,
zu jenem starken, schlichten Werke,
das Sonne heischt und Wetternacht.
So ward des Volkes erste Stärke,
so wird die letzte noch bewacht.

Pennsylvanien

Heinrich Harbaugh (Harbach)
Das alt Schulhaus an der Krick
Lied in deutsch-pennsylvanischer Mundart

Heit is's exäktly zwanzig Johr,
daß ich bin otwwe naus,
nau bin ich widder lewig z'rick
un schteh am Schulhaus an d'r Krick,
jusht neekst ans Daddh's Haus.

Ich bin in hundert Heiser g'west,
vun Märbelschtee' un Brück,
un alles, was sie hen, die Leit,
dhet ich verschwappe eenig Zeit
for's Schulhaus an der Krick.

Oh, wu sin nau die Schüler all,
wu hatwe do gelernt?
'n Dehl sin weit eweg gereest,
vum Unglück uf und ab getscheest,
dehl hot der Dod geernt!

Gut bei, alt Schulhaus — Echo freischt:
Gut bei! Gut bei! zurück;
o Schulhaus! Schulhaus! muß ich geh'
und du schtehst noh do all allee',
du Schulhaus an der Krick!

Oh, horcht, ihr Leut, wu noch mir lebt,
ich schreib euch noch des Stick:
Ich warn euch, droh euch, gebt doch acht
und nemmt uf immer gut enacht
das Schulhaus an der Krick.

Wer mied deheem is, un will fort,
so loß ihn numme geh' —
ich sag ihm awer borne naus,
es is all Humbug owwe draus,
un er wert's selwert seh'!

Texas

Anon / Der junge texanische Farmer

Es blinkt ein Pflug im Texas-Land,
den führt eine feste, fröhliche Hand
durch meine, meine Erde!
Und mein ist der Pflug und mein das Gespann,
mein das Land bis an den Fluß hinan,
und mein am Walde die Herde!
Was ist in der Welt ein köstlicher Ding
als dies, das ich von den Eltern empfang?
Ich steige im Frühdunst zu Pferde,
die Güter der Gasse schiebt fort meine Hand:
Es blinkt ein Pflug im Texas-Land,
der geht durch meine Erde!

G. F. Neuhäuser

Das deutsche Lied in Texas

Heil deutschem Wort! Heil deutschem Sang!
Das Deutschtum mächtig regt die Schwingen.
Der Väter Mahnung in die Herzen drang,
das Werk, das sie begonnen, muß gelingen!
Die bittere Not der Zeit nicht brach
der Sänger Mut. — Das deutsche Lied noch lebt,
das Deutschtum, das am Boden lag,
nach sonnen Hohn gewaltig strebt.
In Texas blieb man treu der deutschen Sitte,
die Heimatliebe hat hier stets gelehrt;
Frau Musica, aus deinem gold'nen Becher schütte
auf ewig edles, deutsches Lied!
In Friedrichsburg, wo deutsche Pioniere litten,
unsäglich' Not, des Vaterlandes Lied erklingt;
die Alten nicht vergebens hier gestritten,
aus Grüften mahnend ihre Stimme klingt:
Ihr habt bewahrt, was wir euch hinterließen,
ein kostbar' Erbe wurde fein gepflegt,
mög aus der Saat, die wir gesät, ersprießen
ein einig Volkstum, das sich regt.

Selma Meckenthin-Raunig.
Die deutsche Großmutter

Rah, rah — bum, bum — tei, tei!
Amerikas Jugend marschirt vorbei,
darunter viel tausend Deutsche,
darunter auch du, mein Enkelsohn, —
ach Gott, ach Gott, welch Spott und Hohn —
zu schlagen die „deutschen Barbaren“,
mit den englisch-französischen Scharen.

Halt ein, halt ein, du töricht Volk,
du verblendete Jugend! — Um Gold geht's, um Gold.
Um die Kisten der Reichen zu füllen,
sie schlau euch die Wahrheit verhüllen.
Halt ein, halt ein, mein Enkelsohn!
— Ach, er ist weit von dannen schon,
vorbei mit all den Scharen,
die der Teufel hält zu Narren.

Rah, rah — bum, bum — tei, tei!
Amerikas Jugend marschirt vorbei,
darunter viel tausend Deutsche,
so stolz und so sicher und eben,
als gält es nicht Leben um Leben,
als gält es nicht Schwester und Bruder Tod.
Dies Blut — ihr Blut — es färbt alles rot —
Ein Schrei entringt sich der Alten —
es siegen die schwarzen Gewalten.

Selma Meckenthin-Raunig / Wir sind noch da!

Wir haben lang in Kummernis gegessen,
ein doppelt Weh brach schier das Herz entzwei,
in Tränen haben Kriegsbrot wir gegessen
und gingen wie im Joch der Sklaverei.
Denn unser Heiligstes aus Kindheitstagen
riß aus dem Herzen uns die blinde Wut —
man hat die Mutter uns ans Kreuz geschlagen
und sich ergötzt an ihrem Marterblut.

Doch führte man uns auch nach Golgatha,
wir sind noch da!
Man hatte uns „ihr Wort und Lied“ verboten,
in fremde Fron uns Hirn und Herz gesetzt,
stumm schauten wir die Reihen unsrer Toten,
die Haß und Lüge in das Grab gehekt. —

— — — —

Gesenkten Hauptes, die Faust geballt im Grimme,
im heiligen Zorne der Gerechtigkeit
schworn wir bei des Gewissens Gottesstimme
dem schweren Frevel unsren Sühnungseid.
Den halten wir — was immer auch geschah,
wir sind noch da!

Wir haben unsrem Land gedient in Treue,
wir gaben unsre Söhne, unser Gut,
wir opferten uns Tag für Tag aufs neue,
der jungen Braut galt unser Mut und Blut
und trotz der Schmach, die man uns antat, haben
wir nicht geklagt, ja, wo es mußte sein
selbst unsrer Sitten heiligste begraben,
und setzten wortlos drauf den Totenstein.
Jedoch im Herzen klang's trotz Golgatha:
Wir sind noch da!

Nun ist die Zeit, das Osterwort zu sprechen —
ein neuer, schöner Morgen steigt empor,
die starren Ketten der Entehrung brechen,
die Toten steigen aus der Gruft hervor,
und über euch, ihr alten Stammgenossen,
im Kampf und Leid zur Einheit neu geschweißt,
werd' jener Segen wieder ausgegossen,
der einzig blüht im treuen deutschen Geist.
Und ob die Zeit auch manchen Treubruch sah,
wir sind noch da!

Im deutschen Geist, im starken, treuen, schlichten
woll'n wir das Unrecht haßdurchschristter Zeit
als freie Bürger bei den Urnen richten,
das aus den Gräbern zu dem Himmel schreit.

— — — —

Dann wollen wir außs neu in Liebe schlagen
die Brücke zu der alten Heimat Strand —
und unsre Opfer hin, meerüber tragen
dem blutenden, dem armen Vaterland.
Sei nur getrost, auch dir ist Hilfe nah,
wir sind noch da!

Hulda Walter / Poesie

Sie ist des Geistes reine Flamme
der Seele allertiefstes Sehnen,
die Hand, die leis mit zartem Griffe,
des Herzens Saiten läßt ertönen,
der Pulsschlag, der des Lebens Höchstes,
ein Herz voll Liebe, dir verkündet;
der Seherblick, der aus der Ferne
oft unerfüllte Zeit ergründet.
Ein Funken, der den Drang entflammet
zu Taten, außerlesnen großen,
ein Tropfen, der zur Woge schwellend,
die Gluten dämpft, die uns umtosen;
der Hauch des Sturmwindes, der voll Würze
den Staub aus jedem Winkel feget,
die Blume, die am Wegessaume
mit ihrem Duft das Herz beweget —
ein kostbar Pfund, uns anvertrauet
als reine Perle unsrer Habe, —
wenn wir als solche sie gebrauchen,
dann ist sie gottverliehne Gabe.

Ferdinand Lohmann Verleugner des Deutschtums

Leichtsinnig du verleugnest das Land und die
Sprache der Väter;
übel beraten du bist, Deutscher, unsittlich dein Tun!
Nie wirst du Achtung vor deutscher Sprache beim Fremden er-
ringen,
soll er achten und tun, was du selber verwirfst.

Hermann Bohn / De ole Lew!

Und dat sünd nu all mannig Johr
as ic an die voröber fohr,
do geewst du mi so tro de Hand,
wünscht Glück mi in dat fremde Land.

Und dat hett glückt! Gott geew mi Brot
und noch so mancherlie dato,
so dat ic all Johr siv or söß
torück funn gohn in't ole Nest.

Und funn mol wedder snacken Platt
so recht von Hatten, von dit und dat,
wat man erlewt, wat man erhofft,
und wat noch sunst sitt in de Brust.

Min Moderspraak, wat büst du schön,
so innig und so trut!
Wat hew ic di so sehr vermißt,
und lew di as min Brut!

Und't Heimweh kummt, kann't anners sin,
wenn man geboren is an'n Rhin,
datt ritt und treckt, snackt lis, snackt lut,
go man to Hus, go man to Hus!

Drum, ole Lew, hol fest din Stand
dor Buten an de Woterkant,
so Gott will, kom ic noch mal lang
no Glückstadt an de Woterkant.

Leopold Flor / Auch wo der Kolorado fließt

Am obren Kolorado war's, dort wo der Strom
noch hell und klar zum Tale fließt; auf Fluß und Halde
lag stimmungsvoll die Weihe stiller Mondscheinnacht. —
Vom Schloßberg ragten hohe Federn schwarz zum Dom,
dem sternbesäten, und am Fluß, im Nußbaumwalde,
pirscht schon der Waschbär, und ein Uhu lockt und lacht.

Gewehr im Arm saß ich versonnen an dem Stamm
gelehnt, im tiefen Schatten einer Lebensseiche,
erwartungsvoll der Beute, die da kommen soll. —
Vom andern Ufer flog ein Ruf, ganz wundersam,
und Lichter blitzten hie und da durch dunkle Zweige —
weit über allem dann ein deutsches Lied erscholl.

Ich hörte Glas und Becherklang — ein flüchtiges Reh
sprang ungefährdet jetzt vorbei — vom Flußgelände
kam's hell und klar: „Ich grüße dich, mein Vaterland!“
Da quoll mein Herz im stolzen, herben Heimatweh —
ich beugt' mein Haupt, nahm von der Scholle in die Hände
und kniet' im Geiste an der Heimat fernem Strand.

Gertrud Hoff / Meines Lebens glücklichste Zeit

Was war meines Lebens glücklichste Zeit?

Ich schaue zurück, und schaue so weit —

war's meine Kindheit, die weiche, milde?

War's meine Jugend, die schöne wilde?

War's, als ich im alten Blockhause spielte,
und nichts von Sorgen und Kummer fühlte?

Der weiße Flieder baute mir Lauben,
im Walde riefen die wilden Tauben. —

— Ach, heute noch bringt mir der weiße Flieder,
und der Taubenruf meine Kinderzeit wieder!

Waren's die Abende, golden und rot,
vom Sommer gestreichelt, vom Herbst durchloht,
wenn ich zu Pferde durchstreifte die Weite —
die dunkelnden Wälder, die dämmernde Heide?

Oder war es Musik und Glänzen,
wenn die Jugend sich scharte zu frohen Tänzen,
in der alten Halle im Walde drin
und ich die lachende Königin?

Oder war's in den reiferen Jahren,
da ich Freuden und Leiden des Weibes erfahren?

Ach nein. — Das war nicht die glücklichste Zeit!
Selbst ein Kinderleid scheint oft ein großes Leid,
die Jugend bringt uns viel trübe Stunden,
das frohe Lachen birgt tiefe Wunden.

Die Frauenwürde — ein Dornenkrantz schwer!
Und die Sorgen der Mutter, die wiegen noch mehr!

Meine glücklichste Zeit, froh, friedlich und klar,
war, als ich heimlos geworden war;
war, als auf einziges Kartenblatt
ich alles gesetzt — und verloren hatt'
und doch gewonnen das Beste dabei,
eines edelen Herzens Liebe und Treu
und als, an meines Getreuen Seite
ich zog durch die pfadlose, wilde Weite.
Durch steinige Täler, und weite Wüsten,
und über Gebirge, die Wolken küßten.

Das kleine Gefährt — meine Welt hielt's geborgen —
die Kinder und uns — was sollten wir sorgen?
Hinter uns — nichts. Und vor uns das Leben,
das neue Heimat uns sollte geben;
und mit uns die Liebe, die uns vereint,
ob auch die Welt uns zu trennen gemeint.
Das bißchen Gefahr? Das sollte uns necken? —
Zusammen sterben, das hat keine Schrecken.

Freundlos; heimlos. Geächtet, verbannt,
auf wilden Bahnen durch fremdes Land
über Berge und Wüsten weit —
das war meines Lebens glücklichste Zeit.

Pedro Ülgen / Freies Recht

Auf deinem Recht mußt du bestehn
als freier Mann im freien Land,
nicht klagend darum betteln gehn. —
Und will der Feind es dir verdrehn,
nimm's fest in eigne Hand!

Du trägst des Landes schwere Last
so gut, wie sie der andre trägt,
dem du als „Fremdling“ bist verhaßt,
dieweil du eine Mutter hast,
die „deutsch“ dein Herz geprägt.

Und dich den frommen, deutschen Spruch
gelehrt — und auch den deutschen Sang,
die dir erschloß das goldne Buch,
von deutschen Geistes Siegeszug,
die ganze Welt entlang.

Sprich nur und sing wie sie's getan,
denn deines Herzens Welt ist dein,
was geht dein Herz den andern an?
Der Eifrer nur in seinem Wahn
kann darob Feind dir sein. —

Auf deinem Recht mußt du bestehn,
im freien Land als freier Mann,
wo immer her die Stürme wehn,
dem Feinde kühn ins Auge sehn,
„dir selbst treu“, siegst du dann!

Leopold Flor / Der Tropfen Blut

Schon lange Jahre weilt' ich in der Fremde,
zog hin und her im weiten Land —
und Heimat nannt ich jede kleine Hütte,
wo Platz für meinen Hut ich fand.
Ich half des Nordens Tannenwälder lichten. —
Im Westen zog ich gelben Mais,
und grub der Erde schwarze Diamanten. —
Im Süden baute ich auch Reis.
Mit manchem Sohne fremder Völkerrasse
teilt' ich mein Salz und Brot und Zelt:
Mit Schwarz und Weiß, im Süden und im Norden —
im Urwald und im Baumwollfeld.

Es waren gleich mir aller Länder Völker:
Weltbürger wähnte ich zu sein,
und schloß mit Angelsachsen und Romanen
den Brüderbund bei Bier und Wein.
Da kam der Krieg — und mit ihm mein Erwachen.
Germanie blieb ich! Blutgebannt
im deutschen Stamm und meiner Ahnen Sippe —
gesegnet seist du, Heimatland.

K a n a d a

Karl Müller-Grote

Vorkriegszeit in Deutsch-Kanada

Im November feierten wir unsere Hochzeit und zogen in unser sehr hübsch in einem großen, gutgepflegten Garten liegendes Haus, das ich nach amerikanischer Sitte vorher vollständig eingerichtet hatte.

Es gehört ein gereifter Junggeselle, wie ich es war, dazu, um das Glück eines eigenen Heims ganz zu ermessen. Ich freute mich jeden Tag aufs neue, nun endlich der langweiligen Hotelbude und dem ewigen „roast beef, or roast pork“ entronnen zu sein und freute mich noch unendlich viel mehr über meine schöne, kleine Frau, wenn wir abends vorm Kaminfeuer saßen und sie mir, über ihre Handarbeit gebeugt, freundlich zunickte.

Als dann nach zwei Jahren im Juli unser Friedchen geboren war, erreichte unser Glück seinen Höhepunkt. Ein Schatten fiel darauf, als aus Kolorado, wohin mein Schwiegervater von Chicago aus gezogen war, nachdem er in Berlin seinen Haushalt aufgelöst hatte, die Kunde kam, er sei spurlos verschwunden. Er war zuletzt im Besitz einer beträchtlichen Summe Geldes in einem Geschäft in Denver, der Hauptstadt des Staates, gesehen worden, wo er elektrische Beleuchtungskörper kaufen wollte. Dort hatte er erklärt, die Preise schienen ihm zu hoch, aber er würde wieder vorsprechen, wenn er sonstwo nicht billiger kaufen könne. Man hat nie wieder von ihm gehört, und alle Nachforschungen waren vergebens . . .

Gelegentlich einer der alljährlich stattfindenden Wahlen zum Stadtrat wurde ich durch die Aufforderung überrascht, mich für den Stadtbezirk, in dem ich wohnte, zur Wahl zu stellen. Ich tat es, wurde gewählt und erhielt vom Rat den Vorsitz in dem Ausschuß, dem die städtische Wasserleitung und die Feuerwehr unterstanden. Das Wasserwerk war Eigentum einer auswärtigen Privatgesellschaft. Der Vertrag mit der Gesellschaft mußte entweder erneuert, oder das Werk mußte von der Stadt übernommen werden. Ich war mit anderen für den Ankauf, andere dagegen. Bis es zur Abstimmung kam und das Werk übernommen wurde, hatte ich mich in zahlreichen Bürgerversammlungen allmählich zum kommunalpolitischen Redner entwickelt, und die Weisheit, die ich als solcher verzapfte, wurde der breiteren Öffentlichkeit durch die Zeitungen mitgeteilt.

Unter den Mitgliedern des Rats befand sich einer von der in Nordamerika stark vertretenen Menschenart, die vom Wettfieber besessen sind. Sie wetten auf alles und jedes, und ihr zweites Wort ist bei jeder sich bietenden Gelegenheit „I bet you.“ Dem begegnete ich an einem schneidend kalten Wintertage auf der Straße, und er machte im Vorbeigehen eine Bemerkung über die Bärenkälte. Ich sagte mit einem Blick zum wolkenlosen Himmel: „Es wird noch etwas Nasses geben. Ich wette mit Ihnen, daß heute noch das Wasser von Ihrem Dach herunterlaufen wird.“ Ich hätte ebensogut um hundert Dollar als um einen neuen Hut wetten können, aber ich ließ es bei dem Hut. Unterwegs war mir die Befürchtung aufgestiegen, die Wasserhydranten auf den Straßen könnten bei der anhaltenden scharfen Kälte eingefroren sein, und ich beschloß, die Feuerwehr zu alarmieren, um Sicherheit darüber zu erhalten. Ich ging in das Viertel, in dem der wettklustige Stadtratskollege wohnte und zog den seiner Wohnung zunächst gelegenen Feuermelder. In ein paar Minuten war die Wehr zur Stelle. Der Hydrant war in Ordnung, und ich sorgte dafür, daß eine für die Bestätigung meiner Behauptung genügende Menge Wasser auf das richtige Hausdach geleitet wurde. Ich bekam einen neuen Hut.

Die damals annähernd zehntausend Einwohner zählende Stadt war bisher in fünf Wahlbezirke eingeteilt gewesen. Aus der Zahl der sich zur Wahl stellenden Stadtratskandidaten konnten für jeden Bezirk nur zwei gewählt werden. Darin fand insofern eine Änderung statt, als hinfort die Kandidaten der einzelnen Bezirke von der gesamten Bürgerschaft gewählt werden mußten. Als diese Neuerung zum erstenmal 1898 zur Anwendung kam, durfte ich mit einigem Stolz feststellen, daß ich von den dreißig zur Wahl Gestellten die meisten Stimmen hatte und den Nächsthöchsten, den Bürgermeister, fast um einhundertundfünfzig Stimmen übertraf. Bei der Wahl im folgenden Jahre erlangte ich die Würde des „Reeve“, gleichbedeutend mit zweiter Bürgermeister, saß in den Stadtratsitzungen dem Bürgermeister gegenüber, ganz geschwollen in einem thronartigen, mit einer gemalten Krone geschmückten fürchterlichen alten Sessel und mühte mich nun, mir eine der Sitzgelegenheit entsprechende Würde anzueignen.

Einige mit der englischen Sprache auf dem Kriegsfuß stehende Landsleute sorgten fast in jeder Sitzung des Stadtrats dafür, daß man seinen Spaß hatte. Ich will von den unzähligen, inzwi-

schen meinem Gedächtnis verschwundenen, erlegten Sprachböden hier nur einen wieder ins Leben zurückrufen. Es war nach einer Sitzung von dem Hospital-Hilfsverein die Rede, der unter dem Namen ladies auxiliary bekannt war, als ein Mitglied sich mißbilligend über den zu hoch sich versteigenden Ehrgeiz einer bestimmten Dame äußerte, die es darauf angelegt hatte, jetzt auch noch den Vorsitz in der „hospital Artillery“ zu führen.

Bei den Neuwahlen für 1899 wurde ich für das Bürgermeisteramt aufgestellt. Mein Gegner war der bisherige Bürgermeister, ein Englisch-Kanadier. Nicht nur die deutschen Zeitungen befürworteten meine Kandidatur, auch die beiden englischen traten für mich ein. Der Gegner hatte also keine Presse.

Es war zur Zeit, als die Engländer in Südafrika im Namen der „Gerechtigkeit“ und zum Wohle der gesamten Menschheit einen uneigennütigen Krieg gegen die Buren führten und von den ihre gute Absicht Verkennenden die schönsten Prügel bekamen.

Da gab es auch bei uns eine Menge Leute, die von der Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit des englischen Unternehmens nicht zu überzeugen waren und den Engländern von Herzen die Haue gönnten, die sie damals von dem kleinen Burenvolk erhielten. Zu diesen Unbelehrbaren gehörte so ziemlich alles, was deutsch war, und natürlich auch ich. Die Bevölkerung Neu-Berlins war in zwei Lager geteilt, aber außerhalb war alles für den Engländer.

In den Wahlversammlungen hatte ich jeden Versuch, mich auf meine Meinung über den Krieg anzupfen, mit der Bemerkung zu vereiteln gesucht, daß der Krieg mit städtischen Angelegenheiten nichts zu tun habe. Als ich aber ein paar Tage vor der Wahl aus einer Versammlung nach Hause fuhr und an der Kreuzung der beiden Hauptstraßen von einer Ansammlung von Menschen mit dem Rufe: „Hurra für die Buren“ empfangen wurde, sagte ich mir, nun ist Schluß mit der Bürgermeisterei, fuhr stracks zu einem englischen Arzt, der mit mir im Rat gesessen hatte und bat ihn, für mich einzutreten. Der lehnte ab. Ein Deutsch-Kanadier, an den ich mich wandte, tat das gleiche, und so blieb nichts übrig, als zum Staunen aller zurückzutreten und dem Gegner das Feld zu lassen. Der dankte gerührt brieflich; die Presse erkannte meine Beweggründe an, und damit war die Sache erledigt.

Hätte ich mich wählen lassen, so wäre sofort die Nachricht durchs Land gegangen, Neu-Berlin habe einen Deutschen „pro boer“ Bürgermeister gewählt, und die Folge wäre gewesen, daß man die Hunderte von Reisenden, die allwöchentlich von Neu-Berlin

aus mit Erzeugnissen der Fabriken ins Land hinausgingen, einfach bohrtierte. Ich hätte der Stadt geschadet, anstatt ihr zu nützen.

Übrigens waren die Stadtoberhäupter seit Jahren mit seltenen Ausnahmen immer Deutsche gewesen, darunter Fabrikanten, die im ganzen Lande einen wohlbegründeten Ruf hatten. Die Familie Breithaupt zum Beispiel hat der Stadt im Laufe der Jahre vier Bürgermeister gestellt, und als das jetzt über dreißigtausend Einwohner zählende Gemeinwesen zur City erhoben wurde, stand wieder ein Deutscher, W. H. Schmalz, wie die Breithaupts, ein tüchtiger, ehrenfester Mann, an ihrer Spitze.

Ich wurde vom Rat in die Park- und Bibliothekbehörde abgeordnet und habe in diesen beiden Ausschüssen noch zehn Jahre gewirkt und mehrere Jahre in beiden den Vorsitz geführt. Ich darf sagen, daß ich den deutschen Teil der städtischen, in einen während meiner Amtszeit entstandenen prächtigen, von Carnegie gestifteten Bau untergebrachten Bibliothek so gefördert habe, daß er leider mit den Bedürfnissen der deutschen Leser nicht in Einklang stand, da zuviel Bücher, deren Auswahl man mir überließ, und zu wenig deutsche Leser vorhanden waren. --

Während des Winters 1897 war einmal in der Konfordia wie schon so oft von dem allen alten Deutschen unvergeßlichen Friedensfest die Rede, das in Neu-Berlin im Mai 1871 gefeiert worden war. Zu Zehntausenden waren die Deutschen aus allen Teilen Kanadas herbeigeströmt, um in patriotischer Begeisterung den Sieg über den Erbfeind und die endlich errungene Einheit des Vaterlandes zu feiern. Bei dieser Gelegenheit hatte man auch eine „Friedenseiche“ gepflanzt. Als ich mich erkundigte, wo sie stehe, hieß es, sie sei bald nachher verschwunden. Mein Vorschlag, eine neue Eiche zu pflanzen und einen in einfachen Formen gehaltenen, mit einer Inschrift versehenen Stein danebenzusetzen, fand die Zustimmung der Anwesenden. Dann wurde zu einer Sammlung von Geldern aufgefordert, die so günstig ausfiel, daß in einer zu dem Zweck einberufenen Versammlung der Beschluß gefaßt wurde, im neuen Viktoria-Park zur Erinnerung an die Friedensfestfeier von 1871 ein Denkmal des alten Kaisers aufzustellen. Mir wurde als Schatzmeister des Ausschusses die wenig beneidenswerte Aufgabe, das nötige Geld aufzubringen.

Inzwischen hatte ich mit einer Firma in Berlin, Deutschland, Verbindungen angeknüpft, von dort Entwürfe für den Granitsodol, den die in Kupfer getriebene Büste des Kaiser krönen sollte, bezo-

gen und die dem Denkmalausschuß empfohlene Büste ebenfalls in Berlin bestellt, dazu zwei Bronzeplatten von Bismarck und Moltke, welche an zwei Seiten des Sockels angebracht werden sollten. Ich fuhr mit noch einem Herrn des Ausschusses nach Montreal, um die dortigen Deutschen und besonders auch den Konsul Dr. Lenke für unser Unternehmen zu gewinnen. Der Konsul erklärte sich sofort bereit, die Bismarckplakette zu stiften, und der deutsche Klub Teutonia zeichnete eine ansehnliche Summe. Wochenlang waren wir jeden Tag einige Stunden mit dem Einsammeln von Beiträgen in der Berliner Geschäftswelt beschäftigt. Endlich war die Summe beisammen. Mit mir hatte manch guter Deutsche eine herzliche Freude, als die außerordentlich porträtähnliche, von Begas modellierte Büste und die auf gleicher künstlerischer Höhe stehenden Plaketten aus Deutschland eintrafen.

Die Arbeit am Denkmal war im Gange, als man in der Nähe des Parkeinganges eine Fahnenstange errichtet, auf der die englische Flagge wehen sollte. Das war gut und schön, aber der englische Prediger hätte bei der Einweihung, als das Hoheitszeichen zum ersten Male gehißt wurde, nicht die Hoffnung aussprechen sollen, daß niemals die Flagge einer anderen Nation im Viktoria-Park wehen würde. Da setzte ich mich hin und bestellte bei der Hannoverschen Fahnenfabrik auf eigene Kasse eine Flagge, wie sie auf den deutschen Kriegsschiffen wehte, von allergrößtem Ausmaß, und dann bat ich meine Freundin, die Frau Doktor, die deutschen Frauen zur Stiftung der Flaggenstange zu veranlassen. In kurzer Zeit war so viel Geld beisammen, daß es auch noch für die Flagge reichte. Als der Mast im Zement verankert stand, war es der größte, den es in Neu-Berlin gab.

Während des Winters war es gelungen, sämtliche kanadische Gesangsvereine zu einem kanadischen Sängerbund zu vereinen, und bei dieser Gelegenheit wurde mir auch noch die Bürde und Würde des Bundespräsidenten aufgehälst. Gelegentlich des im August stattfindenden Sängerfestes sollte unter der Teilnahme der auswärtigen Vereine die Enthüllung des Denkmals stattfinden. Während die Arbeiten an dem Sockel langsam vorstatten gingen und sich täglich neue Verzögerungen einstellten, wurde auf der anderen Seite des Parksees an meinem neuen Hause gebaut. Als dann endlich der Tag der Enthüllung festgesetzt war, traf aus Montreal die Hiobsbotschaft ein, daß der Konsul, mit dem ich seit meinem Besuche in stetem brieflichen Verkehr geblieben war, die Enthüllung nicht vornehmen könne, da er sich bei einem Ausritt das Knie

verlekt habe und längere Zeit liegen müsse. Da fuhr ich nach Toronto und bat den dortigen Konsul, die Vertretung zu übernehmen. Der war leider, wie sich später zeigte, der Sache rednerisch nicht gewachsen.

Am 13. August 1897 fand dann die Enthüllung statt. Es war ein ansehnlicher Festzug, der sich unter Vorantritt der auswärtigen Vereine, des Stadtrats, der Parkbehörde, gefolgt von Tausenden, zum Festplatz bewegte. Um drei Uhr sollte die Enthüllung stattfinden, und gerade mit der Mittagspost war die Fahne aus Hannover eingetroffen, die ich noch rechtzeitig aus dem Zollamt abholen und mit Hilfe eines Freundes zum ersten Male aufziehen konnte.

Auch in diesem Jahre war das Stadtoberhaupt ein Deutscher, J. Breithaupt, und sein Bruder, L. Breithaupt, hatte den Vorsitz in der Parkbehörde. Beide hielten nach der Enthüllung, die der in Uniform erschienene Konsul vornahm, vorzügliche Ansprachen, desgleichen der Vorsitzende des Denkmalausschusses, Herr Georg Rumpel. Es wurden besonders von der Teutonia, Montreal, prachtvolle Kränze am Denkmal niedergelegt; es wurde mit Begeisterung das Deutschlandlied gesungen, und alle erfüllte es mit Stolz und Freude, nun in der deutschen Stadt Kanadas für alle Zeiten, wie wir glaubten, ein sichtbares Zeichen deutscher Zusammengehörigkeit zu besitzen.

Die zwei Tage festlicher Veranstaltungen bestanden in Konzerten der Sänger, einem großen im Schützenpark abgehaltenen Picknick und einem im größten Raum der Stadt, dem Skating Rink abgehaltenen Kommerz, bei dem ich mich als Präside redlich, aber meistens vergeblich mühte, einen schneidigen Komment durchzuführen. Ja, das war noch in den Zeiten, als die zehntausend Einwohner zählende Stadt einen deutschen Polizisten hatte, der oft darüber nachgedacht haben wird, wozu er eigentlich da war.

Es hat Jahre gedauert, bis einigen patriotischen Engländern das Kaiserdenkmal und besonders die bei allen vaterländischen Gedenktagen im Viktoria-Park wehende, mächtige deutsche Flagge auf die Nerven ging, und ich als späterer Vorsitzender der Parkbehörde die Anordnung treffen mußte, daß über der deutschen Flagge die englische oder kanadische angebracht wurde. Die nahm sich dann in ihrem Größenverhältnis zur deutschen aus wie ein buntes Taschentuch zu dem Großsegel eines Wollschiffes. Dann sind noch mehrere Jahre verflossen, bis man 1910 auch der englischen Königin ein Denkmal errichtete . . .

Durch die Zeitungen und persönliche Berichte war das Konsulat in Montreal über alles unser Kaiserdenkmal Betreffende auf das genaueste unterrichtet worden. Dadurch hatten sich Beziehungen angeknüpft, die dazu führten, daß ich schließlich als eine Art Konsulatsvertreter angesehen wurde. Keiner der Nachfolger des Dr. Lenze hat es versäumt, Neu-Berlin zu besuchen, während sich vordem nie ein Vertreter des Deutschen Reiches um uns gekümmert hatte.

Als die Kaiser-Wilhelm-Medaille, der sogenannte Apfelsinenorden, an die alten Veteranen verliehen wurde, betraute man mich mit der Aufgabe, die in unserm Bezirk etwa noch vorhandenen Ordensberechtigten zu ermitteln. Ich erließ einen Aufruf in den Zeitungen, und es meldete sich unter gleichzeitiger Einsendung ihrer Militärpapiere eine erstaunliche Anzahl alter Kämpfer aus den Jahren 1864, 1866 und 1870, von denen einige das Eiserne Kreuz besaßen. Der Berliner Landwehrverein war zwar ungefähr gleichzeitig mit dem Wirt seines Hauptquartiers, Jung, längst verschwunden, als ich aber, bei einer für die Aushändigung der Medaille in der „Konfordia“ angesetzten Feier die Ehrenzeichen überreichte, stand eine ganze Anzahl der alten Burschen in Reih und Glied und freuten sich mächtig, daß man sich im Vaterlande ihrer noch erinnerte. Alle behaupteten, die Militärzeit sei doch die schönste ihres Lebens gewesen.

Da man während des Weltkrieges alles, was an deutschem Leben und Streben sichtbar war, mit einer von fanatischem Haß zeugenden Gründlichkeit vernichtet hat, glaube ich eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich versuche, das Gewesene in diesen Blättern der Vergessenheit zu entreißen.

Als schon das Kaiserdenkmal von einem blindwütigen Militärpöbel zerstört war, die letzte deutsche Zeitung ihr Erscheinen eingestellt hatte und die Vereinsräume der „Konfordia“ in ein Trümmerfeld verwandelt waren, bestand immer noch eine Vereinigung, die ich mit Hilfe einiger der angesehensten Deutschen Neu-Berlins ins Leben gerufen hatte. Das war der deutsche Schulverein. Wenn ich mich jemals für eine ideale Sache mit aller Energie eingesetzt habe, so war es bei der Förderung des deutschen Unterrichts in den Schulen der Fall.

Immer war englischerseits offen oder versteckt gegen den deutschen Unterricht gearbeitet worden, und mit solchem Erfolge, daß schließlich kaum noch hundert Kinder die deutschen Klassen besuchten. Als dank der Tätigkeit des Schulvereins die Schülerzahl bis

auf vierhundert gestiegen war, verlegte man die Unterrichtsstunde für das Deutsche vor den Beginn der regelmäßigen Schulzeit. Das Deutsch lernende Kind mußte also eine Stunde früher aufstehen. Als trotzdem die Schülerzahl stetig zunahm, gelang es mir auch, im benachbarten Waterloo einen Verein ins Leben zu rufen.

Wir veranstalteten für die deutschen Schüler besondere Festlichkeiten, verteilten deutsche Bücher als Preise, und für die deutschen Klassen ließ ich eine größere Anzahl der schönen Vogtländerschen Steindrucke aus Leipzig kommen. Als ich 1910 Neu-Berlin verließ, befanden sich annähernd eintausend Kinder in den deutschen Klassen.

Im Jahre 1918 ging dann der Schulrat dem blühenden deutschen Unterricht ernstlich und in einer für englische Art charakteristischen Weise zu Leibe. Plötzlich wurde in einer für die englischen Lehrer unmißverständlichen Weise seitens des Schulrats die Frage gestellt, welches von den Unterrichtsfächern wohl zu entbehren sei, um die Kinder schneller vorwärtszubringen. Da erklärten neunundzwanzig Lehrer, das Deutsche stände hindernd im Wege. Was der deutsche Schulverein unter der Leitung von L. Breithaupt, der viele Jahre an seiner Spitze gestanden hat, auch tun und an gar nicht zu widerlegenden Gründen für die Beibehaltung des deutschen Unterrichts auch anführen mochte: das schon vorher Beschlossene wurde durchgeführt. Das Deutsche verschwand aus den Schulen. Daran schuld war zu einem großen Teil die deutsche Bevölkerung selbst, die einen Schulrat wählte, ohne vorher zu prüfen, wie die einzelnen sich zur Wahl Stellenden zur Frage des deutschen Unterrichts sich verhielten. Nun ist auch das dahin, und wie lange wird es noch dauern, bis man in einer Stadt und Gegend, wo einmal Deutsch die Hauptsprache war, nur noch die Inschriften auf den Leichensteinen der Friedhöfe davon Zeugnis geben werden.

Die schon von den Römern erkannte Wahrheit, daß der Deutsche nur durch den Deutschen besiegt werden könne, gilt auch heute noch so gut wie die andere, daß einer deutschen Sache sehr oft von den Deutschen selbst der größte Schade zugefügt wird.

Unter den damals in Neu-Berlin eine einflußreiche Stelle einnehmenden gebildeten Deutschen war keiner, der so berufen gewesen wäre, das Deutsche in Schule und Kirche zu fördern, wie der seither verstorbene hochbegabte, beide Sprachen in glänzender Weise meisternde Pastor der großen lutherischen St. Petrigemeinde, Herr von P. Es ist mir heute noch unverständlich, wie gerade dieser

Mann, der seiner Erziehung und Abkunft entsprechend ein Vorkämpfer des Deutschtums hätte sein müssen, zur Verenglischung der Gemeinde den ersten Anstoß gab, indem er den Anfang machte, die sonntäglichen Abendgottesdienste in englischer Sprache abzuhalten, ohne daß die geringste Veranlassung dazu vorlag. Der angebliche Grund, daß einige Gemeindemitglieder mit englischen Männern oder Frauen verheiratet waren, die kein Deutsch verstanden, war nicht stichhaltig; denn es handelte sich kaum um ein Duzend solcher Fälle in einer nach vielen Hunderten zählenden Gemeinde. Noch unerträglicher war, daß der Pastor mit den jungen Mädchen, die den Kindern in der Sonntagschule Deutsch lehrten, sich stets in Englisch unterhielt — ein böses Beispiel für die Schüler. Als noch den Pastor persönlich stark Belastendes hinzukam, brachte ich die Angelegenheit in einer Gemeindeversammlung in einer Weise zur Sprache, die dem Pastor Gelegenheit zum Einlenken gab. Er tat es nicht, und die Folge war, daß ein paar hundert Mitglieder austraten und eine neue Gemeinde gründeten, die unter der Leitung des tüchtigen Pastors Hoffmann stetig zunahm. Die von den englischen Methodisten gekaufte Kirche war bald zu klein, und jetzt besitzt die St. Matthäus-Gemeinde eine der größten und schönsten Kirchen der Stadt. In amerikanischen Zeitungen las ich, daß der Nachfolger des Pastors Hoffmann während des Krieges von dem in die Stadt verlegten englischen Soldatenpöbel auf das scheußlichste mißhandelt wurde.

Als Schriftführer und Vorstandsmitglied der neuen Gemeinde gewöhnte ich mich an einen regelmäßigen Kirchenbesuch und an die weniger angenehme Pflicht, in den Gottesdiensten mit einem den deutschen Klingelbeutel ersetzenden Teller herumzugehen und die Beiträge einzusammeln. So bestanden nun, zu verschiedenen Synoden gehörig, drei verschiedene deutsch-lutherische Gemeinden in Neu-Berlin. Außerdem war noch eine deutsche Baptisten-, eine sogenannte evangelische und eine Mennonitengemeinde vorhanden, und in den Kirchen einiger Sekten wurde auch Deutsch gepredigt.

Unter all diesen protestantischen Zersplitterungserscheinungen ragte die katholische Kirche, sowohl als Gebäude, wie als Religionsgenossenschaft, einem unerschütterlichen Felsen gleich, empor. Die der Kirche angegliederten Schulen, Pfarr- und Schwesternhäuser sind von einer Ausdehnung, daß sie zwei große, im Mittelpunkt der Stadt gelegene Straßenquadrate ausfüllen. Während das Deutsche aber mählich aus diesen Kirchen verschwindet, ist für Polen eine neue gebaut worden.

Einen bemerkenswerten und für die übrigen im Lande lebenden Deutschen beschämenden Beweis von der Liebe zu ihrer deutschen Muttersprache haben während und nach dem Kriege die im Nordwesten von Kanada angesiedelten Mennoniten gegeben. Sie verkauften lieber ihre blühenden Farmen unter dem Preis und wanderten nach Mexiko aus, als daß sie sich ihre deutschen Schulen und Kirchen nehmen ließen. —

Die erste deutsche Zeitung Kanadas erschien in Neu-Berlin im Jahre 1835 unter dem Titel „Kanada Museum und Allgemeine Zeitung“, und als letzte stellte das im Jahre 1859 von Rittinger & Mox gegründete „Berliner Journal“ sein Erscheinen nach fast sechsjährigem Bestehen ein. In der Zeit von 1835 bis zum Jahre 1918 haben insgesamt im Kreise Waterloo fünfzig deutsche Zeitungen, darunter vier religiöse, bestanden. Wenn der alte Herr Mox, der gern in der „Konfordia“ verkehrte, von den Zeiten erzählte, als er mit seinem Teilhaber die Herausgabe des „Berliner Journals“ begann, war es immer interessant.

Er war von Haus aus Schneider, war jung nach Kanada ausgewandert und hatte in Berlin den aus Württemberg stammenden Buchdrucker Rittinger kennen gelernt. Mox verwandte seine Ersparnisse dazu, sich auf der Schulbank im Deutschen und Englischen zu vervollkommen, und als das in einer ihm ausreichend dünnföndenden Weise geschehen war, gründete er mit Rittinger die Zeitung. Damals gab es weder Post- noch Eisenbahnverbindung, und wenn das kleine, auf der Handpresse hergestellte Blatt fertig war, setzte sich der Drucker aufs Pferd und ritt ins Land hinein und verteilte die Zeitungen an die oft auf einsamen Farmen weit voneinander wohnenden Abonnenten. Da mußte der arme Drucker-teufel oft mit seinem Gaul den angeschwollenen Grand River oder den Conestogo durchschwimmen, und im Winter ist er manchmal dem Erfrieren nahe gewesen. Aber die beiden setzten sich durch, und so mancherlei Eintagsfliegen es in deutschen Zeitungen im Laufe der Jahre gegeben hat: das „Journal“ blieb sich immer gleich in seinem peinlich sauberen Druck und seinem pünktlichen Erscheinen.

Als 1870 der Krieg ausbrach, genügte einigen der auswärtigen Abonnenten diese Pünktlichkeit nicht. Sie kamen aus Entfernungen von über zehn englischen Meilen zu Fuß oder zu Wagen, um das „Journal“ von der Presse weg mitzunehmen, so brennend war das Interesse an den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz.

Ein nur um ein paar Jahre im Alter hinter dem „Journal“ zurückstehendes, in dem Neu-Berlin benachbarten Waterloo erschei-

nendes Blatt, „Der Canadische Bauernfreund“, wie auch das in Neu-Hamburg herausgegebene „Volksblatt“, die in Neu-Berlin gedruckte „Deutsche Zeitung“ und andere wurden nach und nach wegen Abbonnentenschwunds mit dem „Journal“ verschmolzen, bis dieses selbst nach dem Tode der ursprünglichen Herausgeber von ihren Söhnen weitergeführt und im Jahre 1918 in das in englischer Sprache erscheinende „Ontario-Journal“ umgewandelt wurde. Nun gibt es auch in der einstmal's „deutscheften Stadt Kanadas“ keine deutsche Zeitung mehr, und soviel ich weiß, im übrigen Kanada auch nicht . . .

Heinrich Rembe / Ein kanadischer Wintertag

Das war ein schöner, echter Wintertag —
die weite Erde keusch gekleidet lag
im königlichen Hermelin.
Der Himmel klar, in schön gewölbtem Bogen,
wie lichter Atlas glänzend, straffgezogen,
gleich einem blauen Baldachin.

Um tiefen Frieden lagen Feld und Flur,
in heilger Ruhe weithin die Natur,
als wär' das Leben jäh entflohn
und rings die Welt des stummen Todes Beute. —
Wie lauscht' ich fröhlich da dem Schellengeläute
der Silberglöckchen hellem Ton!

Nun fahr ich heim. Des Pferdes Hufschlag flirrt
auf hartem Grund. Da stoßt mein Gaul — es schwirrt
jäh über uns vom nahen Feld.
Schneebögel sind's; sie fliegen auf und nieder,
der Wolke gleich in ihrem Schneegefieder —
fort sind sie, wie vom Sturm geschneelt.

Nun, Pferd, greif aus in heimwärtschnellem Lauf
nur kurze Zeit, dann zieht das Wetter auf,
das diese stummen Boten drohn.
Denn dort am nahen Horizonte lauert,
dem Raubtier gleich, das sich zum Sprung gefauert,
die finstre Schneesturmwolke schon.

Den Frühling darf man nun verkünden,
stets wärmer wird der Sonnenstrahl,
und schnell sieht man den Schnee verschwinden.
Vom Hügel rauscht es in das Tal.
Im Walde regt sich's weit und breit.
Zum Zuckerlochen ist es Zeit,
und jeder kocht nach eigener Wahl.

Nun spannt die Kasse vor den Schlitten!
Der Vater zu den Buben spricht,
die Kessel, Eimer und die Rinnen
schnell ladet auf und säumet nicht.
Den ganzen Kram führt in den Wald,
wo er gebraucht wird alsobald.
Doch gebet acht, daß nichts zerbricht!

Noch nie war ein Befehl ergangen
vom Vater durch das ganze Jahr,
den schneller ausgeführt die Sprossen
und alles richtig auf ein Haar.
Das Wissen, das im Innern spricht:
„Gewachsen sind wir jeder Pflicht“
erfüllt der Buben frohe Schar.

Bohrt an die Bäume, und die Traufen
hinein treibt, daß aus Winters Haft
sich frei ergießet in die Eimer
des Ahorns zuckerreicher Saft!
Sodann die Kessel aufgehenkt,
durch Hinterblöcke eingeengt,
darauf das Brennholz beigebracht!

Die Freude wer vermag zu messen,
wenn nach der strengen Winterszeit
die Bauernjugend frei darf hausen
nun in des Waldes Einsamkeit.
In großer Städte Volksgewühl
hat kein Gepränge und kein Spiel
die Jugend je so viel erfreut.

Und jetzt das Wasser beigetragen,
die Eimer füllen rasch sich auf!
Zwei Tag und Nächte muß es kochen,
und immer gießt man mehr darauf.
Die Träger machen ihre Rund,
denn wärmer wird's, und jede Stund'
nimmt zu des süßen Saftes Lauf.

Die Flammen prasseln, Funken sprühen
gen Himmel in der dunklen Nacht,
indes die Buben durch ihr Schüren
vermehrten stets des Schauspiels Pracht.
Und kommt die heißersehnte Zeit,
wie jubeln sie und sind erfreut,
daß jedes Herz im Leibe lacht.

Die Hausfrau nun mit blanken Töpfen
ist zum Abzuckern an der Hand,
und hat die Probe sich gebrochen,
füllt sie die Töpfe bis zum Rand.
Und oh, der Zucker himmlisch süß,
der fehlte noch im Paradies,
was Bessres gib's in keinem Land.

Den Saft mehr spärlich einzukochen
ergibt Melasse feinsten Art.
Noch nie gelang's, sie nachzumachen
der Kunst und Wissenschaft gepaart. —
Und diesen Luxus, vielbegehrt,
im Ahornbaum, Erfahrung lehrt,
dem Bauern hat Natur erspart.

Nun lehret mit des Zuckers Segen
die Hausfrau in ihr Heim zurück
und hochentzündt die glatten Scheiben
genau sie wäget, Stück um Stück.
Der Vorrat nimmt noch immer zu,
das Kochen kommt noch nicht zur Ruh.
Wer neidet nicht des Bauern Glück!

Und mit den Buben auch die Mädchen
bei Tage helfen und bei Nacht;

denn wenn der Ruhe welche pflegen,
beim Feuer halten andre Wacht.
Schon jede in die Zukunft blickt,
der Künftige ist auch beglückt,
wenn wie die Mutter sie es macht.

Andrew Schumacher / Schneider un Seegmiller

Es war emool an Schneider gwest,
hot Kittel, West un Hosse gneet.
Er hot alsfert sei beshts gedu
un hot doch alles gmocht ferdreet.

Die Knep, die ware fiel tsu gros,
es Knoploch ganz un gar tsu fleo,
da Kittel war for shur tsu korts
un fiel tsu eng die Hossebee.

Es allershlimmst war, das die Gef
hen nunner greecht bis an die Knie,
des Silber hot sich drin fershlupt,
da shinner hot net gwiß't wohie.

Er hot an alter Runne kot,
dem hot er gmacht an neie Gut.
Un weil sie hot gar net gepaß't,
Do hot er kriegt an Deiwelstut.

Glei is er hie tsum shneider gshtirmt
Un hot en fesht beim Wikkell kriegt:
„Do hosht dei Hund, geb's Geld heraus,
sunst seesht, wohie da Schneider fliegt.“

Da Runne hot a Seegmiel grennt't
und hot a Bank kot in da shtod:
Dem Schneider hot des grad gepaß't,
sei Unser hot er reddi kot:

„Du treibst an Seegmiel für Profit
un seegst de Baure iere Bleß.
Mit ierem Seegmeel möchtest du Shtiem,
die Schwarte peißst for dich aweg.“

A Fertel nemsh fun jedem Bloß
un kriegsh oa noch da Seegerloo.
A Schneider bleibt an armer Trop,
du hosht a Bonk noch newwedroo."

Der Seeger hot sich arrig gsheemt,
weil ol die Meetra hen gelausht.
Sei neie Gut, die paßt nau doch.
Da Schneider lacht sich in die Fausht.

Jakob H. Janzen / Die neue Heimat

O Kanada, stets mehr hältst du uns fest.
Da steht's nun, unser liebes trautes Nest,
umrauscht von seinen hohen, grünen Linden.
Wir glaubten's nicht und dennoch ward es wahr:
Wir konnten hier, — wie ist es wunderbar —
im fremden Land die zweite Heimat finden.

Du Land, das warm die Flüchtigen empfing,
ihr, denen unsre Not zu Herzen ging.
Euch sind wir, und auch bleiben wir ergeben.
Vereint mit euch, so schreiten wir zur Tat,
erflehn vereint mit euch des Himmels Rat,
zieh'n Hand in Hand mit euch zum ewigen Leben.

Jakob H. Janzen / Nun mien Volk

Mien Volk bejoagt von tus,
mien Volk en Not,
di sched' ed' mienen Gruß,
di si ed' goot!

On hast du mi nich emma gaunz bestaone, —
It hast aul betre Mensche so jegoane;
on doarom si ed' nich so seg veleage,
hab ed' uß manchmoal Stank fe Dank jedreaje.

Mien Volk, du steist en schwoarem Raumpf on Stried,
derchlewst em niejen Laund ne bettaboese Tied.
Biet diene Taene toop on fratt di derch,
laot dienen Gloowe
on dienen gooden Naome di nich roowe!

It woat aul gaone,
ond du woascht noch emaal en Frede waone
em eagnen Heim. — Laot nich dien Strewe!
Gott woat die enlich doch den Sieg noch gewe.
Mien Volk en Not,
bejoagt von tus,
die sched' ed' mienen Gruf:
Ed' si di goot!

Jakob H. Janzen / An Deutschland

Weißt du es, Deutschland?
Losgerissen vom Mutterboden,
bei den Antipoden,
am fremden Strand,
zerstreut und wenig bekannt
stehn deine Kinder im Dienst.
Weißt du es, Deutschland?
Man hat sie an Kindes Statt angenommen,
als sie aus weiter Ferne gekommen;
und wir sind dankbar dafür . . .
Doch in den Adern das Blut ist von dir.
Oft rauscht es so wild und heiß.
Weißt du es, Deutschland?
Wenn unter Hörnerklang
zu festlichem Empfang
deiner Schiffe Mannschaft zum hohen Saal
in fremder Stadt zieht zum festlichen Mahl,
dann stehen wir abseits und weinen.
Weißt du es, Deutschland?
Wir sind verschüchterte Dorfkinder nur,
von verfeinertem Wesen an uns keine Spur,
die vornehme Welt hat uns längst vergessen.
Wir dürfen an ihren Tischen nicht essen —
Weißt du es, Deutschland?
Uns hungert nach dem hausbackenen Brot
der treuen Liebe, wie's Mutter bot.
Wir wollen nicht viel, doch schafft es Pein,
so ganz und gar übersehen zu sein . . .
Reiche auch uns deine Liebe dar!

Novocampus (Dietrich Neufeld)
Szene aus „Kanadische Mennoniten“

Bunte Bilder aus dem fünfzigjährigen Siedlerleben.
Zum Jubiläumsjahr 1924.

Eine Gruppe von Männern und Frauen steht vor dem Versammlungs Hause eines kanadischen Mennonitenortes. Sie unterhalten sich lebhaft über die Berichte, die sie soeben von einigen Abgesandten aus Sowjetrußland gehört haben und durch welche sie von den Drangsalen und Leiden ihrer in Rußland verbliebenen Brüder erfuhren. Zeit etwa 1920/22.

Der Erste: Das war nun eine direkte Nachricht aus Rußland!
Der Zweite: Ja. Aber diese Männer sind auch schon fast zwei Jahre aus Rußland draußen.

Der Erste: Sie wissen aber genau, was seitdem geschehen ist. Sagte nicht der eine, daß sie dauernd unterrichtet würden von den Dingen dort drüben?

Der Dritte: Es muß schlimm sein, schlimmer als wir dachten. Wir konnten uns immer nicht recht vorstellen, daß die Leute dort richtig hungerten. Es ist kaum zu glauben!

Der Vierte: Ich glaub's. Denkt, was sie alles durchmachen mußten in der Revolution! Da sind keine Reserven, weder an Geld noch an Getreide geblieben.

Der Fünfte: Und manche von unseren Vätern haben sich zurückgesehnt nach der alten Heimat, besonders wenn man bei jeder schweren Arbeit auf sich selber angewiesen war.

Ein Jüngerer: Hatte man es denn dort leichter? Ich dächte, wir hätten es bequemer, weil wir mehr Maschinen haben.

Der Fünfte: Dort gab es billige Arbeiter. Die Russen arbeiteten für sehr wenig Geld.

Der Jüngere: Wie konnten die Arbeiter dabei leben?

Der Fünfte: Das war eine niedrige Klasse von Menschen, die waren anspruchslos.

Der Jüngere: Klasse?! — Das muß anders gewesen sein als bei uns!

Der Fünfte: Oh, gewiß, ich war freilich noch eine kleiner Junge, als wir in Rußland waren, aber ich erinnere mich noch, daß wir dort wenig Gemeinschaft hatten mit den russischen Arbeitern. Der Arbeiter saß nicht am Tisch des Arbeitgebers, wie bei uns auf der Farm beim Dreschen.

Der J ü n g e r e : War das Klassenwesen nur bei den Mennoniten so ausgeprägt?

Der F ü n f t e : O nein! Die Mennoniten haben das Verhalten von den russischen Gutsherren gelernt. Diese verfuhrten noch ganz anders mit den Arbeitern! Wie Hunde wurden sie gehalten, pflegte mein Vater zu sagen. Er kaufte Vieh auf und kannte so das Leben auf den Gütern.

Der J ü n g e r e : Nach solchen Zuständen hätte ich mich nicht zurückgesehnt.

Der F ü n f t e : Du denkst an das Los des Arbeiters. Diese aber, die sich zurücksehnten, dachten sich in die Lage derjenigen, die billige Arbeiter halten konnten.

Der D r i t t e : Das scheint nun doch für immer vorbei zu sein, wenn ich die russischen Abgesandten recht verstand. Und es hat ein Ende mit Schrecken genommen. Weltgeschichte ist die Geschichte des Weltgerichts, hörte ich einmal jemand sagen.

Der E r s t e : So sollten wir eigentlich nicht reden. Ich glaube nicht, daß wir bessere Menschen sind, weil wir verschont geblieben sind. Es ist wahr, wir haben nicht arme Arbeiter ausgenutzt hier in Kanada. Aber es frage sich ein jeder, ob er es nicht getan, wenn er gekonnt hätte!

Der F ü n f t e : Es ist in diesem Augenblick einerlei, wie es gekommen, Hauptsache ist jetzt: Den Armen drüben muß Hilfe gebracht werden!

Der D r i t t e : Ja, das sage ich auch. Ihr kennt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Dieser fragte den Halbtoten nicht, ob er vielleicht in seinem Leben Unrecht getan hatte, oder zu welcher Klasse er gehörte, sondern er half ihm aus Barmherzigkeit.

Der Z w e i t e : Ja, und er half ordentlich. Er versorgte ihn in der Herberge und versprach nach Bedarf weiterzuhelfen.

Der E r s t e : So ist es. Diesmal hilft ein Almosen nicht. Es muß Hilfe gebracht werden, so daß wir und jene wissen: sie sind gerettet . . .

Bernhard Bott / Das Lied der Deutschkanadier

Deutschkanadier, reicht die Hände
zu der Freundschaft festem Bund!
Laßt Germanentreue walten,
gebt die Kraft der Eintracht kund!

Zeiget euer ernstes Wollen
vor dem ganzen Erdenrund!
Deutschkanadier, reicht die Hände
zu der Freundschaft festem Bund!

Deutsches Streben, deutsches Schaffen
hat ein großes Werk vollbracht,
hat der Prärie öde Wildnis
fruchtbar und bewohnt gemacht,
über der in blauen Höhen
Gottes liebe Sonne lacht.
Deutsches Streben, deutsches Schaffen
hat ein großes Werk vollbracht.

Laßt mit Mannesmut erklingen
eurer deutschen Sprache Laut,
und als teures Vatererbe
werde sie dem Sohn vertraut,
daß auch er zu schätzen wisse,
was sein Ahne aufgebaut!
Laßt mit Mannesmut erklingen
eurer deutschen Sprache Laut!

Deutschkanadier, reicht die Hände
zu der Freundschaft festem Bund,
daß euch Recht und Freiheit werde
überall, zu jeder Stund,
daß die Zukunft eures Stammes
ruht auf felsenfestem Grund,
daß euch noch in späten Tagen
dankt der Enkel deutscher Mund!

Die Deutschen in Südamerika

Das Antlitz des Deutschen in Südamerika weist ganz andere Züge auf als das des Deutschen in Nordamerika. In Nordamerika ist es — wenn wir von Texas, Pennsylvanien und Kanada absehen — vor allem der städtische Deutsche, der im wesentlichen das Bild beherrscht, wenngleich die Bodeneroberung nur mit Hilfe der Deutschen möglich war. In Südamerika beherrscht der Farmer das Bild der Deutschen. Einzelseinwanderung und Gruppeneinwanderung sind in gleicher Weise vertreten. Vor allem aber erfolgt die Siedlung viel stärker als in Nordamerika im Zusammenhang der Deutschen untereinander. Es geht dabei nicht bloß um Einwanderung aus dem Reich. Auch Deutschösterreicher, Rußlanddeutsche, Sudetendeutsche und Deutschschweizer sind beteiligt. Diese deutsche Einwanderung setzt erst nach der Loslösung Südamerikas von Spanien und Portugal, also erst seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Von den 44 Millionen Einwohnern Brasiliens gehören 800 000 der deutschen Nation an (in Rio Grande do Sul allein 400 000); in Argentinien finden sich unter den 12 Millionen Einwohnern 200 000 Deutsche; in Chile unter 4 Millionen 30 000 Deutsche.

Vor dem Weltkriege waren die fleißigen und kenntnisreichen deutschen Einwanderer — vor allem Bauern und Handwerker — in Südamerika gerne gesehen. Man wies ihnen zumeist die Urwaldgebiete an und beließ ihnen ein ausgebreitetes deutsches Privatschulwesen, so daß die Deutsch-erhaltung damals nur durch zahlreiche Mischehen gefährdet war. Am Weltkrieg nahm Brasilien in der Reihe der Gegner Deutschlands teil; die übrigen südamerikanischen Staaten blieben neutral. Gleichwohl wurden die deutschen Schulen überall verboten. Erst nachher konnte das deutsche Privatschulwesen mit größten Opfern wieder aufgebaut werden. Die portugiesischen und spanischen Staatsschulen und die romanisch ausgerichteten Lehrpläne beeinträchtigen ihre Entfaltung aber noch immer beträchtlich. Immerhin konnten z. B. im brasilianischen Bundesstaat Rio Grande do Sul zwei deutsche Lehrerseminare errichtet werden, die nun für den Lehrernachwuchs der etwa 1000 deutschen Schulen sorgen. Auch einige höhere deutsche Schulen sind nun im Aufbau begriffen.

Während das kulturelle Leben der Deutschen in Brasilien und Chile leichter aufzubauen war, weil das Hauptkontingent der Einwanderer aus Reichsdeutschen bestand, gab es in Argentinien manche Schwierigkeiten zu überwinden, um die vielen Deutschschweizer, die Rußlanddeutschen und

die Reichsdeutschen unter einen Hut zu bekommen. Die glückliche Entwicklung des gerade während des Krieges entstandenen „Deutschen Volksbundes für Argentinien“ scheint aber auch dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Seit der Wiedergeburt Deutschlands beginnen auch die konfessionellen Schranken zu fallen — und eine freundschaftliche Außenpolitik Deutschlands gegenüber den südamerikanischen Staaten schafft auch sonst eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens. Trotzdem sind die völkischen und rein existentiellen Schwierigkeiten, die uns aus der Dichtung der Deutschen aus Südamerika ansprechen, nicht gering. Diese Dichtungen berichten uns begreiflicherweise nicht nur von der Urwaldromantik, sondern — gerade weil hier erlebte Not spricht — von den unsagbaren Schwierigkeiten, von denen der Neubau einer Existenz auch in diesem Sonnenland, inmitten eines ungewohnten Klimas, begleitet ist. Die fremdartigen Sitten und Gebräuche des Landes, die ständige Gefährdung des vom Nachbarn oft stundenlang entfernten Siedlers und Farmers, die jähen Witterungsumschläge, alle die Heuschreckenschwärme, Baumwollschädlinge und sonstigen Katastrophen, die die mühselige Siedlerarbeit immer wieder vernichten; all der Opfermut, auch schon der Kinder, die stundenlang reiten müssen, um den täglichen Weg zur deutschen Schule zurückzulegen — von all diesen Nöten erzählt die deutsche Dichtung aus Südamerika. Freilich auch von den glücklichen Stunden; von den Festen, von den „Deutschen Tagen“, in denen das deutsche Lied aufklingt, das deutsche Dilettantentheater spielt oder in kleinerem Kreise große deutsche Dichter zu Worte kommen. Und wie seltsam berührt es uns, daß dort die deutschen Schulkinder als gemeinsames Bekenntnislied jenes „Lied der Auslandsdeutschen“: „Fern vom Land der Ahnen“ singen, das Julian Will ursprünglich für die Deutschen in Polen schrieb! Das Lied der gemeinsamen Not und des gemeinsamen Treue- und Blutbekenntnisses schlägt Brücken auch über Weltmeere hinweg.

In B r a s i l i e n finden wir — gefördert durch das Lesebedürfnis der einsamen Farmer — eine besonders reich entwickelte deutsche Erzählungskunst. Vielleicht ist „Kunst“ da zuviel gesagt; denn in vielen Fällen handelt es sich um schlichte Erlebnisberichte in Erzählform. Wie die Lyrik in Nordamerika haben sie in erster Linie eine praktische Lebensbedeutung: Stärkung im harten Existenzkampf, Deutung dieses täglichen Ringens mit Elementar- und Fremdmächten und — verbunden damit, oft aber als selbstverständlich vorausgesetzt — Stärkung zugleich im Erhalten der deutschen Art und des deutschen Wortes. Auch die deutsche Lyrik nimmt hier — wo sie sich nicht als festlicher Gruß an die neue Heimat oder an das alte Mutterland richtet — oft beschreibenden, fast schon erzählenden Charakter an.

Unter den älteren deutschen Erzählern Brasiliens war Georg Knoll

(* 1861 Cronberg im Taunus, Lehrer, später Promotor publico in Brasilien) mit Kalendererzählungen und einem Roman „Gesühnt“ vorangegangen. Besonders die Schilderungen der früheren Sklavenbehandlung und Sklavenbefreiung in diesem Roman gibt gute Einblicke auch des deutschen Anteils an diesem Menschenwerk. Aber die Handlung selbst ist allzu grell und nicht spezifisch auslanddeutsch. Wesentlich wichtiger sind uns von diesem Standpunkt dagegen die einfachen Erzählungen, Epen und Gedichte von Ernesto N i e m e h e r (* 1863 Joinville, Brasilien; Telegraphenbeamter in Brasilien; dann nach Deutschlandreise wieder nach Brasilien zurückgekehrt). Die „brasilianischen Novellen“ Niemehers geben gute Einblicke in das deutsche Siedlerleben. Das Epos „Teuton“ (zuerst 1889) will den ersten Versuch unternehmen, das Typische der deutschen Existenzgründung in Brasilien zu gestalten. Dreißig mühselige Jahre deutschen Farmerlebens ziehen an uns vorüber — und das Dämonische, die Untiefen der Menschenherzen in einer exotischen Umwelt, kommt ebenso zur Geltung wie die aufbauenden Kräfte. Der Ausklang aber zeigt das Ziel dieses auslanddeutschen Lebensbildes; denn Teuton zeigt in seiner Ansprache, daß diese dreißigjährige Lebensarbeit nur Sinn habe, wenn man zugleich an der Väterart und an der Muttersprache festhalte. Die Gedichte Niemehers waren in seiner Frühzeit ein jubelnder Glücksruf über das neue „Heimatland“; die Poesie der Pampa wird, freilich noch recht romantisch, wach; das Glück der ersten Urwaldhütte glüht auf. Das ereignisreiche Leben der wandernden deutschen Kaufleute, der „Musterreiter“, von dem zuerst Alfred W i e d e m a n n (* 1867 Dresden, seit 1885 in Brasilien, † 1920 Porto Alegre) in seiner komisch-tragischen Art sang, wird, fast zu fröhlich, geschildert — und dann schlägt der Krieg vieles entzwei. Was Niemeyer seither zu sagen weiß, klingt anders, gedämpft; nicht resigniert, aber doch im Bewußtsein, von Fremdem umgeben und aufs höchste gefährdet zu sein, fern von den schützenden Mauern des Herkunftslandes. Es ist nicht Dichtung, sondern Pionierarbeit, die Knoll und Niemeyer verrichten; ebendeshalb aber für die Entwicklung des deutschen Lebens in Brasilien nicht zu unterschätzen.

Die späte Mahnung Niemehers an die Auswanderungslustigen kehrt bezeichnenderweise in Prosa fast wörtlich in einem Roman von Wolfgang A m m o n wieder (* 1869 Eberswalde, kam schon als Gymnasiast nach Brasilien und wurde dort Kaufmann; einer der wichtigsten Vorkämpfer des Deutschtums in Brasilien). War Niemeyer noch allzulange im Bann der Romantik des Exotischen gestanden — Ammon ist der Realist, der diesem romantischen Traum in seinen beiden Erzählungen „Die ersten Jahre als Kolonist“ und „Die Leiter zum Glück“ bewußt die ganz an-

dersartige „harte Wirklichkeit“ gegenüberstellt. Die Urwaldwelt wird deshalb nicht kleiner und keines ihrer Geheimnisse wird vorzeitiger gelüftet; aber die lebensnahe Schilderung des Siedler- und des Kaufmannslebens in Brasilien weiß um den Sinn der Arbeit Bescheid und um die Gegenkräfte dieses deutschen Bemühens. Daß Ammon in seinen Erzählungen bei diesem Existenzkampf verharret, ist nicht platter Materialismus des Kaufmanns, sondern schwer erlämpftes Wissen um den notwendigen Zusammenhang von Außen und Innen. Was Pleher für die Sudeten-deutschen ausspricht: nicht mit Geist und Seele allein ist das Deutschtum zu retten, wenn nicht die Bodenbeharrung und die nackte Existenzbehauptung mit dieser seelischen Kraft Hand in Hand geht — Ammon macht das gleiche für den Behauptungskampf der Südamerikadeutschen klar. Dieses Bild des deutschen Lebens in Brasilien wird — nach anderen sozialen Schichten hin und von gesicherteren Ansprüchen — von Alfred F u n k e , der längere Zeit in Brasilien zugebracht hat, ergänzt: in „Gringo. Roman eines deutschen Mannes auf brasilianischer Erde“ läßt er uns in die politischen Schwierigkeiten, aber auch in den kulturellen Aufbau hineinschauen.

Von den deutschbrasilianischen Dichtern stammen nicht nur Heimwehlieder (Ludwig K r u s e , Albert W i e ß), wie wir sie auch aus Nordamerika besitzen, sondern von ihnen erhielten wir vor allem auch das Lied des Urwaldes, der dem deutschen Siedler als Schaffensraum zufiel. Auch in diesem Bereich, schon der mittleren Generation, wie er vor allem von Inge G r o t e vertreten wird, hört — allen Verlockungen zum Trotz — die bloße Romantik auf. Ein Tatsachenmosaik steht da vor uns — und dennoch, bei aller Gegenständlichkeit, beseelt und in seinem Eigenzusammenhang gesehen. Dieser Tatsachengeist eignet denen, die im Lande aufwuchsen oder zeitlebens mit ihm verbunden blieben, weit stärker als den Binnendeutschen, die nur für kürzere Zeit in Südamerika weilten. Schon bei Funke fällt diese romantischere Haltung auf — und auch Maria Kahle läßt diesen Einschlag in ihren Vorkriegsdichtungen aus Brasilien erkennen. Trotzdem verdanken bedeutende deutsche Gegenwartsdichter ihren Brasilienaufenthalten schwerwiegende Anregungen. Wer denkt da nicht an den Schwarzwälder Emil S t r a u ß , dessen brasilianische Erlebnisse in seiner meisterhaften Erzählung „Der Engelwirt“ zum großen Seelengemälde reiften! Und wie sehr werden in Hans Friedrich B l u n d s Romanen „Die Weibsmühle“ und „Das Land der Vulkane“ seine mittelamerikanischen und brasilianischen Reiseerlebnisse vertieft zur Volks- und Naturproblematik dieser fernen Räume! Wie beschäftigen Blund da gerade die Fragen der deutschen Volkseigenart im Verhältnis zur werdenden brasilianischen Nation! Maria K a h l e s brasilianische Dichtungen freilich stehen auf einem anderen Blatt. Denn diese Westfälin (* 1891

Wesel), die 1913 als kaufmännische Korrespondentin der Farbenfabrik Leberkusen nach Südbrasilien gegangen war, erlebte dort den Weltkrieg mit und wurde in dieser schweren Schicksalsstunde der Auslanddeutschen zur Trösterin und Helferin ihrer Landsleute. Ihre Dichtung hat gerade in diesen Tagen der Verzweiflung eine große Sendung erfüllt; sie war seelische Rettung und Erhebung zugleich. Der dichterische Vorkriegseinsatz Maria Kahles träumt noch vom Urwald und dem in ihm schlummernden Lied; aber das Romantische ist hier schon ins Dämonische gewandt, das aus den Elementargewalten dieser Landschaft spricht. Und das Lied vom alten Siedler in Brasilien ist ahnenschwer und der Sendung deutschen Blutes bewußt — von Niemehers frisch-fröhlichen Anfängen schon weltenweit entfernt. Wie nahe aber geht uns Maria Kahles Schilderung vom Erlebnis des Kriegsausbruchs in dieser fernen Welt, die dennoch auch hier deutsche Bewährung als Selbstverständliches voraussetzt; und wie prophetisch rauscht die „Klage“ aus dem Deutschtum Südamerikas empor, die nach der unglücklichen Beendigung des Weltkrieges den großen „Retter, Rächer“ des fernen Vaterlandes beschwört! Maria Kahle ist seitdem immer wieder von der Heimat aus zu den Deutschen Südamerikas, aber auch sonst zu vielen Auslanddeutschen gewandert, um ihnen mit ihrem Wort die tröstende und aufrichtende Botschaft der deutschen Seele zu bringen. Immer wieder werden ihre Schilderungen zu beredten Zeugen der volksdeutschen Haltung und Art. Wie schlimm die Einzelerlebnisse der Südamerikadeutschen während des Krieges waren, lehrt uns auch Jakob Wagner in seinem Gedicht „Der Vagabund“, das den Auslanddeutschen ein Denkmal errichtet, die um ihrer Nation willen während des Krieges Hab und Gut und Leben verloren, die aber lieber alle Drangsal auf sich nahmen, als ihr Volk zu verraten.

Wie sehr die Zukunftsperspektiven der völkisch gesinnten Auslanddeutschen, die sie nach dem Zusammenbruch heißen Herzens für ihr Vaterland entwerfen, von denen die vordergründigen und pseudodemokratischen Systemleute daheim sich abheben, lehrt nichts besser, als Otto Meher's 1928 entstandenes Gedicht auf Bismarcks Gedenktag und zehn Jahre „Frieden“. Was Otto Meher (* 1869 Sieboldshausen bei Hannover, seit 1902 Schuldirektor in Brasilien) da als einzige Rettung des Mutterlandes sieht und erfleht, den großen Mann „aus hartem Holz“ — Deutschland hat diese Vision indessen beglückend erlebt.

Unter den jüngeren deutschbrasilianischen Erzählern hat es vor allem Franz Donat (eigentlich Stehmann, * 1890 Ruhla, mit 16 Jahren aus der Lehre durchgebrannt, Abenteuerleben in Brasilien, schließlich dort Bäckermeister) verstanden, sein Eigenerlebnis leidenschaftlich und mit dem literarisch unbeschwerten Realismus eines Selbsthelfers zu gestalten.

„Paradies und Hölle“ heißt sein erstes Buch (1926) — und dieses Grundthema der Schilderungen von den „abenteuerlichen Schicksalen eines Deutschen in Brasilien unter Hinterwäldlern, Diamantensuchern, Indianern, Einsiedlern und Verbrechern“ bleibt auch in seinem wesentlich reiferen zweiten Erlebnissbuch „An Lagerfeuern deutscher Vagabunden in Südamerika“ und in seinem Roman einer deutsch-brasilianischen Mischehe „Georg und Isabella“ das Grundthema. Deutsche Arbeit und deutsche Geradheit inmitten dieser chaotischen fremden Welt — das ewige Thema der Deutschen Südamerikas. Das Problem der Mischehe aber, es wird — aus Gründen der täglichen Not und Erfahrung — für die Nachkommenschaft hier genau so skeptisch bewertet, besonders in Fällen der Ehe eines deutschen Mannes mit einer nichtdeutschen Frau, wie in vielen anderen Schilderungen südamerikanischer Dichter. Die Skepsis freilich, die von Chile her Herta Lenz de Brüggen in ihrem von den Deutschsüdamerikanern mit Recht bekämpften Roman „Von der Heimat losgerissen“ an den Tag legt, ist in solcher Verallgemeinerung unberechtigt. Gerade in Südamerika gelingt es, besser als in Nordamerika, den charakterfesten und opferbereiten Deutschen, die sich von Fremdheiraten fernhalten, auch die nachfolgende Generation wieder deutsch zu erziehen, so groß auch die Gefahr der Staatssprache und der Militärpflicht im Wirtsstaat sein mag.

Unter den jüngsten deutschen Einwanderern schildern zwei Kaufleute, die erst in der Nachkriegszeit der Weg nach Brasilien führte und die sich hinter dem Schriftstellernamen P a s verbergen, in ihrem „Buch ungebrochener Lebenskraft“: „Zwei Deutsche im Urwald“ (1937), nicht nur den Existenzkampf, wie ihn nur die junge Generation sieht, sondern auch das Erlebnis der brasilianischen Revolution. Wie da die deutsche Schule im Urwald im Kampf um die werdende Gemeinschaft zustande kommt, wie diese Kaufleute deutsche Bauern am Rande des Urwaldes werden, das ist wahrhaftig aus ungebrochener Lebenskraft geschildert. Es ist ein gutes Zeichen, daß die jüngste Generation der Deutschen in Brasilien die Dinge so zuversichtlich sieht. Es ist der neue, männliche Geist, der hier spricht und der nicht bereit ist, klein beizugeben. Daß aber auch die Deutschen nun erst recht bereit sind, gutnachbarlich zusammenzuwirken, zeigt Culmanns „Deutschbrasilianische Volkshymne“ voll großer Zukunftshoffnung.

In A r g e n t i n i e n hat es der Deutschschweizer A. M. S c h u s t e r schon vor dem Kriege verstanden, eine ganze Reihe von deutschen Schriftstellern um sich zu sammeln. Seine Sammlung „Heimatfern. Lieder vom Silberstrom“ (1913) zeigt das Gesicht dieser Gruppe, in der auch Auswanderer aus dem Reich und aus Osterreich vertreten sind. „Bleib immer deutsch!“ klingt uns auch dort als Mahnwort entgegen. Schuster selbst

steuert anschauliche Prosaschilderungen bei, die das deutsche Vorkriegsleben in Argentinien, aber auch all die große Sehnsucht nach der Heimat beleuchten. In der Nachkriegszeit freilich fand gerade Argentinien und sein Deutschtum einen großen Erzähler: Hans T o l t e n (* 1888 Berlin; kam aber schon als Kind nach Argentinien; 1927 kam er nach Deutschland zurück, um „das Band zu unseren Brüdern jenseits des Meeres enger zu knüpfen, indem ich von ihrer Welt dort drüben, von ihren Mühen und von ihrer Liebe zur Mutter Deutschland erzähle“). Wenn Tolten in einer kurzen Selbstbiographie von den früheren, erregenden Umwelteindrücken, den Grasmeeren der argentinischen Pampas und den Palmenwäldern Nordargentiniens, den halbwilden Kreolenrindern und der Tierhymphonie des Urwalds erzählt, dann aber, einschränkend und doch zugleich so raumerweiternd, hinzufügt: „Jedoch diese bunte, leuchtende Tropenwelt wurde als etwas durchaus Sachliches betrachtet, denn das Märchen lebte nur in Deutschland, wovon die immer heimwehfranke Mutter dem Knaben in stillen Feierabendstunden erzählte, bis er ganz in ihrer fernen Welt lebte. Die Krokodile und Riesenschlangen kamen nur schlecht weg im Vergleich mit dem Lindwurm der deutschen Sagen, und der heulende Wolf im Winterwald schien um vieles bedrohlicher als Jaguar und Pumas“ — dann tut sich vor unseren Augen die ganze fruchtbare Grundspannung auf, aus der die Deutschen Südamerikas auch nun wieder leben. Tolstens Buch „Die Herden Gottes. Menschen und Tiere in Urwald und Kampf“ wird zum Hohelied deutscher Schaffenskraft — allen schweren Widernissen dieser so gegensatzreichen und unberechenbaren Fremdwelt zum Trotz. Es sind „homerische Bilder“ dieses deutschen Auswandererlebens, die da auftauchen. Aber auch das Eigenleben der Tiere, mit denen der Mensch dort in Kampf und Dienst zusammenleben muß, erhält leidenschaftlich leuchtende Farben. Im „Kampf um die Wildnis. Die letzten Tage einer Rasse“ steht das Bild des deutschen Baumwollfarmers vor uns — daneben aber wird der Zug in unbetretenes Land, das tragische Untergangsschicksal der Indianer als Naturvorgang nahegerückt und durch alle Großartigkeit der Landschaft leuchtet die männliche Haltung des Dichters hindurch, dem dieses Übersee-Erlebnis zur Erprobung deutschen Charakters wird. Vor dieser deutschen Charakterhaltung scheiden sich auch in fremder Welt Gut und Böse, Positiv und Negativ, Lebensfähig und Untergangsreif. Und die deutsche Leistung — nicht für sich selbst, sondern gerade auch für die anderen — wird mehr als einmal symbolisch und sinnfällig aus dieser Erlebniszone wirksam zur Geltung gebracht. Tolstens Erlebnisbücher sind auch dem Stil und dem Rhythmus nach männlich und wehrhaft. Sie eröffnen dem auslanddeutschen Schrifttum neue, aussichtsreiche Wege. Zur wichtigsten Arbeit der Deutscherhaltung in Argentinien

tinien gehörten die dichterischen, herausgeberischen und verlegerischen Bemühungen von Max T e p p. In seinem Verlag „Die Umwelt“ (Buenos Aires) veröffentlicht er die wichtige „Bücherei zur Landeskunde Südamerikas“ und die für den Deutschunterricht unentbehrliche „Bücherei zur deutschen Volkskunde“. Seine eigenen Gedichte und Erzählungen aber erschließen uns das Eigenwesen dieser südamerikanischen Natur und dieser südamerikanischen Menschenwelt bewußt vom Anderssein gegenüber Europa her. Nicht als romantische Exotik, sondern als andere Welt, als Existenz unter anderen Gesetzen erscheint uns dieses Natur- und Menschenbild. Nichts aber hat seine Anteilnahme stärker als der harte Vorgang der Anpassung, dem der Deutsche inmitten dieses Fremdseins ausgesetzt ist. Max Teppps Erzählung „Brennende Erde“ sollte auch im Reich Verbreitung finden: der junge Binnendeutsche würde an ihm den schmerzhaften Vorgang der Anpassung jenseits bloßer Abenteuerfreude als schwere deutsche Leistung kennenlernen.

In C h i l e schließlich ist für uns viel wichtiger als Herta Lenz de Brüggens unrettbare Skepsis der Ton, den Kurt B a u e r anschlägt und der in der Lyrik der Jüngeren nachklingt. Kurt Bauer (* 1888 bei Leipzig, Lehrer und Schulleiter in Chile) gehört nicht nur zu den wichtigsten deutschen Kulturpionieren in Chile, sondern er hat auch in seinen Büchern „Das Gewissen der Stadt“, „Helden der Arbeit. Ein Buch vom deutschen Seebauer Chiles“ und „Um Heimat und Volk“ Vergangenheit und zukunfstapfere Gegenwart des Deutschtums in Chile geschildert. Gewiß: er will mit diesen Erzählungen Erzieher seiner Volksgruppe sein. Aber es ist nicht „Tendenz“, sondern selbstverständlicher Ruf zur Deutscherheit, der aus diesen dichterischen Begründungen des deutschen Weges klingt.

Die älteren Lyriker, wie Walter R n o c h e, kennen noch die Skepsis, die deutsche Leistung und fremden Undank, Vergehen in fremder Erde gleichsetzt. Die mittlere Generation, aus der Wilhelm R a u stammt, weiß um das stille Heldentum derer, die im Herzen immer deutsch blieben, ohne viel Worte darüber zu machen — und das ergreifende Bild vom Urwaldfriedhof der Deutschen ist das Echo. Die Jüngeren aber, zu denen Johannes S c h ü r m a n n gehört, schmettern ihr „Deutsch geblieben!“ hinaus — als Bekenntnis und Schlachtruf der Zukunft, den die Vergangenheit so vieler Überseedeutscher nur bestätigt. Und sein Ruf ist im Grunde symbolisch für das, was die ganze deutsche Dichtung aus Südamerika besagen und bewirken will, ja was aller grenz- und auslanddeutschen Dichtung überhaupt als wichtigster Antrieb zugrundeliegt.

Brasilien

Ernesto Niemeyer / Heil Brasilien

Heil dir, liebes Heimatland!
Herrlich allerwegen.
Aller Frucht und Farben Fülle,
Edelstein in Berges Hülle
gab dir Gottes Segen.

Deine Himmel, hoch und klar,
wecken Lust und Güte.
Laßt uns auf zur Sonne schauen,
nur auf eigene Kraft vertrauen,
Adel im Gemüte.

Deine Frauen, sanft und schön,
sind des Landes Kronen.
Wohl dem Volk, das seine Hütte
öffnet vor des Wandrers Schritte . . .
Hier ist's gut zu wohnen.

Heil, mein Land! In dir wird wahr,
was die Menschen träumen:
Wer da ringt, dem wird auf Erden
Arbeit, Lieb und Freude werden
unter Palmenbäumen.

Ernesto Niemeyer / In der Pampa

Gruß dir, Pampa! Meine Pampa!
Hätt' ich Flügel, flög ich weit;
doch zu deinen grünen Wellen
kehrt' ich wieder jederzeit.

Schön bist du im Sonnenscheine,
groß im Sturm, den Gott gesandt;
und die Hütte mein, die kleine,
ist der schönste Ort im Land.

Wenn die Blicke suchend schweifen
in der Ede müd umher,
sieht sein Hüttchen der Gaucho,
fühlt er keine Mühe mehr.

Mag im Sommer Rauch und Flamme
durch die trockne Pampa glühn,
mag im Winter unterm Froste
jedes Pflänzchen weß verblühn.

Frei bin ich, der Sohn der Pampa:
Wer ist's, der den Weg mir wehrt?
Was sind zwanzig Beigestunden?
Ein Galopp nur für mein Pferd.

China, meine China wartet;
sieht sie mich, wird China froh.
Bin ein König in der Pampa,
glücklich unterm Dach von Stroh.

Ernesto Niemeyer / Die erste Hütte

Der tausendjäh'ge Wald
erschallt vom Klang der Äxte. Hohe Bäume,
des Urwalds Könige, die dem Sturm getroßt
seit alten Zeiten, zittern, und sie stürzen
mit Donnerschlag zu Boden. Angstvoll flattern
die Vöglein auf, die dort ihr Nest gebaut.
Die Tigerkaze flieht, vom Fall erschrocken,
und selbst die träge Schlange wandert aus.
Lianen, tausendfach verschlungen, bilden
von Baum zu Baum ein Netz; die Orchidee
mit zarter Blüte und das bärt'ge Moos,
die scheuen Falter und die Myriaden
von kleinen Wesen, alles wird zermalmt.
Die hundert Bäume, die vasallengleich
um ihn gestanden, bricht der König nieder. —
Die erste Hütte wird gebaut, die erste.
Herbei, herbei, die erste Hütte baun!
Sechs Stämme, die den frischen Saft noch bluten,
sie ragen nun aus weicher Humuserde.
Das schräge Dach aus schwachen Stäben deckt
das breite Dachblatt, und die schöne Palme
gibt sterbend ihren Schmuck zur grünen Wand.
Und die Liane, schwarz von Ansehn, bindet
mehr als der Faden, den der Seiler spann.
Nun steht das Haus.

Ernesto Niemeyer

Das fremde Volk blickt fremd dich an

Das fremde Volk blickt fremd dich an,
kein Lied ertönt, kein Auge lacht,
der Bruder traut dem Bruder nicht
im Land der ew'gen Sonnenpracht.
Das arme Herz, es darbt und zagt
bei fremdem Geist, in fremder Luft —
dort wohnt die Himmelsfreude nicht:
Dir fehlt der Heimat Blumenduft.
Blick auf! Des Vaterlandes Glanz
hast du noch nie so nah gesehn.
Und bleibe, schmiede treu dein Glück,
wo deine schönen Eichen stehn.

Alfred Wiedemann / Die Musterreitersitzung

Fern in der Hauptstadt von Rio Grande
knüpften wir einst der Freundschaft Bande,
als wir, von goldener Jugend beglückt,
ruhelos unsern Esel gedrückt.
Sind gemeinsam in endlosen Jahren
durch die schmucken Lande gefahren,
scheuten nicht Regen, noch Wetter, noch Wind,
zeigten, was Musterreiter sind.
Waren mit unter den ersten alten
Kämpen, die treu zusammenhalten,
ritten durch Urwald und blühendes Feld,
waren gut Freund mit aller Welt,
zogen bis in die entlegensten Stätten,
hatten den Sattel viel lieber als Betten,
und der lederne Ranzen trug
nichts als Muster und Reisebuch.
War kein Weg in den waldigen Gründen,
Musterreiter wußt' ihn zu finden,
war kein Wasser zu tief und breit,
keine einsame Wenda¹ zu weit,

¹ Kaufhaus.

überall sind wir durchgedrungen,
haben lustig den Rälho geschwungen,
kamen oft monatelang nicht nach Haus,
zogen doch immer gleich wieder aus,
unermüdllich in rastlosem Jagen
deutschen Handel ins Weite zu tragen.

Wolfgang Ammon / Familie Rottorff im Urwalde

Der Schleier der Romantik, der monatelang auf den Gedanken und Zukunftsplänen der Familie Rottorff geschwebt hatte, war mit einem Male zerrissen. Die harte Wirklichkeit stand vor ihnen.

Die Kinder merkten glücklicherweise noch nichts. Ihnen war die Auswanderung nach Südbrasilien und das jetzt beginnende Kolonistenleben im Urwalde noch immer vom vollsten Zauber der Romantik umwoben. Sie genossen die Gegenwart mit ihren neuen lockenden Reizen, wie es Kinder tun, und die Glücklichen, die in dieser Beziehung ihr Leben lang Kinder bleiben.

Der undurchdringliche Urwald mit seinem hundertfach abgestuften Grün, mit seiner in tropischer Uppigkeit wuchernden seltamen Pflanzenwelt blickte sie aus dunklen Märchenaugen an.

Rings herum erhoben sich die grünen Waldberge um eine Lichtung. Vor einem Laubzelt kräuselte blauer Rauch in die Luft empor. Mariechen, die älteste Tochter, hockte vergnügt vor dem kleinen, leise knatternden Feuer, über dem ein Blechtopf mit schwarzen Bohnen — der Hauptspeise aller Kolonisten — hing. Man sah dem vierzehnjährigen blonden Mädchen in dieser Umgebung nicht an, daß sie noch vor drei Monaten die Selektta der höheren Töchterchule besucht hatte. Sie blickte neugierig den Abhang entlang, der sich zum Waldbach senkte. Denn die beiden Knaben — vor drei Monaten noch Tertianer und Sextaner —, die zum Wasserholen geschickt waren, verkündeten mit jubelnden Stimmen, sie hätten im Walde auf der anderen Seite des Baches eine Schar kleiner schwarzer Affen gesehen, worauf sich ein freudig erregtes Hin und Her von Fragen und Antworten zwischen den Geschwistern entwickelte. Die hellen Stimmen verhallten im Urwald, der von allen Seiten die kleine Lichtung am Bach umschloß.

Frau Rottorff saß hinter der Laubhütte auf einem vom Sturm gefällten Baumstamm. Ihre dunklen Augen blickten bekümmert zu ihrem Mann, einem hochgewachsenen Bierziger, empor. Er stand

mit düster gefalteter Stirn und sah zu dem Hochwald hinauf, der sich bis zu dem Gipfel des Berges erstreckte. Überall ragten aus dem grünen Unterholz von Bambus, Farnen, Dornestrüpp, Kakteen und Riesenpflanzen die Urwaldriesen, die Federn, Canellas, Cabriubas, Sassafras und andere, die man ihm als Nuzhölzer bezeichnet hatte. Sie waren von zahllosen Orchideen und hängenden Moosen bedeckt. Bindfadendünne bis armstarke Schlingpflanzen hingen von ihren hohen Ästen herab bis auf den Erdboden. Weiße, schlanke Palmenstämme schoben sich allenthalben mit ihren anmutigen, glänzenden Wedeln aus dem Grün. Es roch nach Vanille und Honig. Über der Lichtung gaukelten prachtvoll gefärbte Schmetterlinge und bunt schillernde Kolibris. Käfer und wilde Bienen summten. In den Wipfeln der höchsten Stämme war ein munteres Gekrächze von grünen Papageien.

Der blaue Himmel, von lichten Wölkchen durchschwebt, blickte so heiter auf die Lichtung am rauschenden Waldbach, als wolle er die bewölkten Stirnen der beiden Menschen da unten nicht gelten lassen.

Herr Rottorff empfand aber an diesem Tage kaum die Schönheit des ersten grünen Waldes. Er sah nur die öde Wildnis, von der seine elende Laubhütte umschlossen war. Er sah die tausend Sorgen und Entbehrungen, die ihm und den Seinen bevorstanden, bis er diesem ungeheuren Urwald ein Stück kulturfähigen Boden, eine Holzhütte, eine Pflanzung abgerungen haben würde.

Bis gestern hatte in seinen Augen ein Schimmer von Romantik das Kolonistenleben im Urwalde umwoben. Gestern, im Laufe des Tages, als sie die letzten elenden Ansiedlungen, die armseligen Hütten und das schwere Arbeiten der Kolonisten gesehen, war die harte Wirklichkeit vor ihnen erstanden. Jetzt erst, wo es zu spät war, kam die Erkenntnis.

Er schüttelte langsam den Kopf und sah seine Gattin an. „Wie ist das möglich, daß man mit klarem Verstand monatelang eine Sache überlegt und zur Ausführung bringt und erst, wenn es zu spät ist, merkt, daß man eine ungeheure Torheit beging? Es ist, als ob man in Selbsthypnose gehandelt hätte und nun erwacht ist!“

„Vielleicht lenkt die Vorsehung uns dadurch“, sagte Frau Rottorff, auf die Erde blickend, „daß sie uns eine Idee eingibt und so lange unsern Verstand einschläfert, bis wir dann nicht mehr zurückkönnen.“

Ihr Gatte blickte düster auf die geliebte Gefährtin nieder, der er,

als sie vor fünfzehn Jahren den Lebensbund geschlossen, ein son-
niges Dasein zgedacht hatte. Sie war mit ihren sechunddreißig
Jahren eine schöne Frau. Starles schwarzes Haar umgab ihren
schmalen Kopf. In den dunklen Augen, die jetzt so ernst blickten,
und um den roten Mund lag sonst fast immer ein Schalk.

Den festen Charakter und den Lebensmut seiner Frau hatte der
Maschineningenieur Rottorff in der langen Kriesszeit schäken ge-
lernt, da er fern von der Familie an der Front weilte. Im Jahre
1918 war er aus dem Pionierbataillon, in dem er es bis zum
Offizier gebracht, mit einer schweren Verwundung ins Lazarett
entlassen worden. Dann kam die Revolution, der schmachvolle
Waffenstillstand und der schändliche Friede. Rottorff hatte sich nach
Auflösung des Heeres vergeblich nach einer Stellung umgesehen.
— Die Idee der Auswanderung nach Südbrasilien, die durch einen
Zeitungsartikel in ihm geweckt worden war, hatte ihn wie eine Er-
leuchtung durchflammt, nachdem er die Zustände im Vaterland als
unerträglich empfunden. Die Aussicht, im südbrasilianischen Ur-
wald sich und den Seinen eine neue Heimat auf eigener Scholle
zu gründen, für immer sein eigener Herr zu sein, hatte ihn so ent-
zündet, daß er auch die anfänglichen Bedenken seiner Frau zu be-
siegen wußte. Das Kolonistenleben, ohne jeglichen Kulturzwang,
ohne europäische Vorurteile, inmitten der Natur, malte er sich
äußerst verlockend und romantisch aus. Dort im Urwalde gab es
keine Ausgaben für Heizung und Licht, für Steuern und Miete,
für neue Moden und andere im zivilisierten Leben nötige Dinge.
Fast alle Nahrungsmittel, ja sogar Kaffee, Zucker, Tabak baute
man selbst an. Man wohnte im eigenen Hause, man hatte keinen
launischen Chef, keine Entlassung zu fürchten, man konnte jagen
und fischen. Ach, es mußte herrlich sein!

Vor den Arbeiten des Kolonisten hatte er keine Angst. Er war
kräftig und hatte während des Kriesses in den polnischen Wäldern
selbst Bäume gefällt und mit Hacke und Spaten gearbeitet. Auch
Entbehrungen fürchtete er nicht. Hatte er nicht in Kälte und Hitze
und in Mässe draußen im Schützengraben geschauzt und Hunger
und Durst gelitten? Hatten seine Angehörigen daheim nicht jahre-
lang gedarbt und zeitweise fast nur von Steckrüben und Kartoffeln
gelebt? So schlimm konnte es selbst im Urwalde nicht sein! — War-
um hielt nun, da er am Ziel war, da das lockende Robinsonleben
beginnen sollte, die Begeisterung nicht stand? Warum hatte ihn so
plötzlich die Enttäuschung überfallen, nachdem der Abschied vom
Vaterland, die Seereise bis Rio de Janeiro und die Eisenbahn-

fahrt durch Brasilien bis zum Süden ihm nichts von seinem Vertrauen in die Zukunft genommen hatten?

Auch die Wagenfahrt, die nach dem Verlassen der Eisenbahn zwei Tage lang durch die blühenden älteren Kolonien führte, hatte seine Hoffnungen noch ermutigt. Denn da sah man stattlich gemauerte Wohnhäuser, hinter deren Glasfenstern weiße Gardinen und Blumenstöcke winkten. Bananenhaine, Wäldchen von Orangenbäumen, voll der roten Apfelsinen, — grünes Kaffeegebüsch umgab die Kolonistenhäuser. Schlanke Palmen standen vor der Thür. — Fette Grasweiden mit glattem Vieh, große Scheunen und Wagenremisen, Pferde und Wagen bewiesen, daß man als Kolonist zu Wohlstand gelangen konnte. Freilich hatte man ihm dann gesagt, daß diese schönen Kolonien mit ihren stattlichen Kirchen, geräumigen Schulgebäuden und Gastwirtschaften, mit Post- und Telegraphenämtern schon über dreißig Jahre bestanden und daß es die Eltern und Großeltern der jetzigen Kolonisten waren, die hier den Urwald gefällt und den Anfang gemacht hatten. Dann nahm das stattliche Aussehen der Kolonien in dem Maße ab, in dem man weiter ins Innere drang. In den Kolonien, die erst zehn Jahre alt waren, sah es schon nicht mehr nach Reichtum aus. Die Kolonistenwohnungen bestanden aus Bretterhäusern mit Schindeldächern. Die Pflanzungen waren struppig und ermangelten der Pflege. Man sah zwar auch hier schon Orangenbäume, Bananenstauden, Kaffeesträucher und größere Pflanzanlagen, aber überall auch noch die Baumstubben und gefällten Stämme in den Weiden und den Pflanzungen. Die Straßen waren äußerst mangelhaft, das Vieh war seltener, Wagen und Pferde schienen in weniger gutem Zustand.

Da hatte der Fuhrmann ihnen auseinandergesetzt, daß eine Kolonistenfamilie viele Jahre schwer arbeiten und schlecht leben müsse, ehe sie so weit käme, ein ordentliches Bretterhaus mit Stallungen und Garten, eine ergiebige Pflanzung, eine mäßig große Weide und etwas Vieh schuldenfrei ihr eigen zu nennen.

„Was ist solches Grundstück, wie jenes da drüben, dann hier wert?“ fragte Rottorff, indem er auf eines der Anwesen zeigte. Der Fuhrmann hatte scharfen Blickes geschätzt:

„Hundert Morgen Land, wovon dreißig urbar, werten eintausendfünfhundert Milreis. Dazu Bretterhaus, zwei Kühe, Geflügel, Gerät, zwei Pferde und ein Wagen, sind wohl auch noch über dreitausend wert. Wenn Sie dem Mann viereinhalb Tausend bieten, verkauft er Ihnen alles, wie es geht und steht.“

„Und wie lange ist er hier?“

„Der wohnt über zehn Jahre auf dieser Stelle. Und er mit seiner Familie, die haben tüchtig geschuftet und gespart.“

Da war Rottorff nachdenklich geworden. Die ersten Zweifel hatten ihn gepackt. Zehn Jahre schwerster Arbeit mit der ganzen Familie und unter ärgsten Entbehrungen. Und dann ein Ergebnis von etwa viertausend Goldmark. Brauchte man dazu in die Fremde zu ziehen? Wenn seine Familie in Deutschland zehn Jahre lang sich alles, aber auch alles versagen würde, außer dem Notwendigsten, wenn sie so elend wohnen, sich in Fliesen kleiden, hungern und darben würde, müßten sie dann nicht mehr als das Doppelte zurücklegen, selbst wenn er nur als Schlossergeselle arbeitete?

Aber, hatte er sich tröstend gesagt, hier im Urwald hat man täglich den Genuß der herrlichsten Natur, man ist frei; und alles, was man schafft, ist für die Familie. Man „schafft“ hier wirklich, denn man muß das kulturfähige Grundstück erst dem mächtigen Urwald abringen.

Dann war aber die schlechte Fahrstraße in einen Waldweg übergegangen. Ein Wagen blieb stecken, der andere schlug um. Man war in der Wildnis.

Die Maultiere wurden ausgespannt und mit brasilianischen Tragsätteln versehen. Auf diese wurden die Koffer und Kisten der vier Einwandererfamilien geladen. Betten, Decken, kleinere Ballen und Geräte mußten die Einwanderer auf dem Rücken weiterschleppen. Männer, Frauen und Kinder wurden schwer beladen. Da hatte Rottorff trotz seines Protestes nicht verhindern können, daß auch seine Frau und Tochter ihr Gepäck schleppen mußten. Im Weigerungsfall hätte man es einfach im Dickicht liegenlassen.

Unter schwerer Last leuchtend, gelangte man zu der im Entstehen begriffenen Kolonie „Terra nova“, die seit kaum zwei Jahren besiedelt wurde. Nun konnte man sehen, wie es den Kolonisten in den ersten Jahren erging.

Links und rechts vom Wege sah man schwarzgebrannte Abhänge, auf deren halber Höhe noch grüner Wald stand. Auf den Waldblößen, die mit verkohlten, schwarzgebrannten Wurzeln, Stämmen und Astgewirr bedeckt waren, arbeiteten in den Pflanzungen Kolonistenfrauen und Kinder in hochgeschürzter Kleidung, die nackten Beine geschwärzt vom Kohlenstaub. Die geflickten, schäbigen Kleider mit Asche und braunen Erdflecken beschmukt. Von den sonnenverbrannten, abgemagerten Gesichtern troff der Schweiß, obwohl der Monat Juli hier ein Wintermonat ist.

Am Wege aber standen die Männer, nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit aufgekrempten Beinkleidern und nackten Füßen tief im Morast und arbeiteten unter einem Aufseher am Straßenbau, um etwas Bargeld zu verdienen. Je hundert bis zweihundert Meter voneinander entfernt standen links und rechts neben dem Wege die armseligen Hütten aus grauen, nebeneinandergestellten, gespaltenen Palmenstämmen errichtet, mit trockenen Palmitenblättern gedeckt. Hinter der Wohnhütte stand meistens eine kleinere Hütte, die als Küche diente. Auch sah man primitive Schweine- und Hühnerställe. Häßliche Zäune, aus Palmenstämmen, Ästen und Dornestrüpp hergestellt, umgaben diese Wohnstätten. Zur Befestigung der gespaltenen Stämme hatte man an Stelle von Nägeln den Cipo, eine widerstandsfähige Schlingpflanze, benutzt. Man sah die Anfänge von Pflanzungen; Orangebaumstecklinge, Bananenstauden und sonstige zukunftsvolle Pflanzen. Ein Blick in die offene Fensterluke einer der Behausungen zeigte, daß die Hütte durch eine innere Querwand, von derselben Beschaffenheit wie die Außenwände, in Schlafraum und Wohnraum geteilt war. Der Boden bestand aus festgestampftem rotem Lehm. An einer Wand sah man einige Bilder neben trockenen Maiskolben. Die ärmliche Einrichtung bestand aus ungehobelten Holztischen und Bänken, einigen Koffern und Schlasprißchen, die an der Wand festgemacht waren.

Frau Rottorff, die, schwer unter ihrer Last atmend, neben ihrem noch schwerer gepackten Satten durch den Schlamm des Weges schritt, hatte ihm einen Blick zugeworfen, den er noch jetzt fühlte. Dieser Blick hatte gesagt, daß auch ihr die Erkenntnis einer furchtbar schweren Zukunft aufgegangen, daß auch bei ihr der letzte Rest eines mehrmonatigen Wahns zertrümmert war.

War das nicht erst gestern gewesen? Ja, erst gestern war ihm klar geworden, daß sein Entschluß, Kolonist zu werden, ein verhängnisvoller Mißgriff seines Lebens war.

Todmüde waren sie in der Dämmerung bis zu der ihnen als Obdach bezeichneten Laubhütte gekommen. Die Fuhrleute hatten abgeladen und waren mit ihren Maultieren zu den im Walde steckengebliebenen Wagen zurückgekehrt.

An diese erste Nacht im Walde würde die Familie ihr Leben lang denken! Von Gott und aller Welt verlassen war sie sich vorgekommen. Bei aller Ermüdung hatten sie fast nicht geschlafen.

„Die ganze Nacht habe ich gegrübelt“, sagte Rottorff am Morgen gequält zu seiner Gattin. „War also meine so reiflich über-

legte, durch Monate hindurch von allen Seiten besprochene Idee der Auswanderung ein Wahnsinn? War alles Wahn, was ich Gutes und Schönes vom Kolonistenleben erwartete? Und warum mußte ich zu spät von diesem Wahn erwachen? Nun sitzen wir hier fest in der Wildnis. Unsere Mittel reichen nicht einmal zur Reise in eine Stadt, viel weniger zur Rückkehr nach Europa." Er seufzte tief auf.

„Es kann nicht alles Wahn gewesen sein, was uns vorgeschwebt hat“, sagte Frau Rottorff nachdenklich. „So tief und so lange konnte unser Verstand nicht eingelullt sein. Monate hindurch haben wir alles Für und Wider besprochen. Unsere Lebenserfahrung würde uns schließlich doch zurückgehalten haben, wenn der Entschluß, Kolonist zu werden, so ganz hirnverbrannt wäre. Es muß also doch vieles darin sein, das unsere Idee rechtfertigt. Vielleicht finden wir es wieder, wenn wir hier erst eingelebt sind. Es wandern doch auch andere Leute aus unseren Kreisen aus und gehen nicht unter.“

Rottorffs Gesicht belebte sich. Er beugte sich nieder und drückte seiner Gefährtin die Hand.

„Du hast recht! Es hilft ja kein Klagen. Wir sind einmal hier, und es heißt für uns: Friß, Vogel, oder stirb! — Aber daß ich dich, der ich dir ein schönes Leben zu zimmern gedachte, nun in die Not gebracht habe! Du sollst dich, wie diese armen Kolonistenfrauen, barfuß, in schmutzigen Kleidern in der Sonnenhitze abquälen. Gestern ist mir ein Licht aufgegangen, was dich und unsere Kinder erwartet!“

„Wir werden uns auch daran gewöhnen“, sagte Frau Rottorff.

„Ach Gott, ja!“ seufzte Rottorff. „Ich weiß, du schreckst nicht zurück. Aber, wenn ich denke, daß uns eine zehnjährige Quälerei voller Entbehrungen schließlich auch nur ein Bretterhäuschen, eine Pflanzung, einige Stück Vieh bringt; wenn ich an Krankheit, an Unglücksfälle denke, dann wird mir der Aufenthalt hier schon jetzt unerträglich.“

„Oskar“, sagte Frau Rottorff mit Nachdruck, „es ist keine Lage so verzweifelt, daß man ihr nicht auch eine gute Seite abgewinnen, daß man ihr nicht entrinnen könnte. Wir sind, Gott sei Dank, unser fünf und alle gesund. Laß uns versuchen, so zu arbeiten und zu leben wie die anderen Kolonisten. Vielleicht geht es besser, als wir jetzt denken. Vor allen Dingen dürfen wir den Kindern keine Mutlosigkeit zeigen; wir würden ihnen sonst die Freude an diesem neuen Leben nehmen. Horch mal, wie sie sich über die Kolibris und

Papageien freuen! Wie stolz sie auf das Lagerfeuer sind! Sei sicher, die haben noch keine Angst vor dem Kolonistenleben, obwohl sie gestern gesehen haben, was unser wartet!"

Rottorff nickte zustimmend. Seine Gattin fuhr leise sprechend fort: „Wir selbst aber müssen uns frei fühlen können. Wir dürfen nicht in dem Gedanken verzweifeln, daß wir nun ewig hierbleiben müssen. Wir sollen uns einen Ausblick freihalten für die Tage, wo uns das Leben zu schwer erscheint.“

„Wie denn?“ fragte er mit düsterer Neugier.

In ihre dunklen Augen trat ein halbversteckter Schalk.

„Na, wir wollen uns eben vorläufig nur ein Jahr als Ziel setzen. Wir müssen es so ansehen, als hätten wir zur Abwechslung im Leben den Vorsatz gefaßt, ein Jahr lang Kolonist zu spielen. Wenn's uns dann manchmal unerträglich erscheint, dann haben wir den rettenden Ausblick: Nur auf ein Jahr!“

Über Rottorffs ernstes Gesicht glitt ein helles Lächeln. Er verstand seine Frau. Sie wollte ihm die Lage erleichtern, obwohl sie selbst ihre Zweifel hatte. Sie hatte ja recht! Mit Seufzen und Klagen untergrub man seinen Lebensmut und seine Arbeitslust. Das Leben fragt uns nicht, ob es uns gefällt. Es muß eben gelebt werden, ob wir wollen oder nicht. Auf die Anschauung des Menschen aber kommt es an, ob er immer die unangenehmen Seiten betonen oder lieber seinen Blick auf die angenehmen lenken will, die ja auch im ärmsten Leben nicht fehlen. Sicher ließ sich in letzterer Art alles leichter ertragen.

Er reichte seiner Frau die Hand. „Gut denn! Also auf ein Jahr! Im Notfall verkaufen wir eben unsere letzten Sachen und suchen eine brasilianische Stadt zu erreichen, wo ich dann jede Arbeit annehmen muß.“

Keine Pläne! Keine Klagen! Bis ein Jahr vergangen ist! Stillschweigendes Ertragen aller Übel, pflichtgetreues Arbeiten, ohne Zweifel laut werden zu lassen. Das war das Gelübde, das die beiden sich hier im Schatten der Laubhütte gaben.

Alfred Funke / Deutscher Abend in Brasilien

Die Reise durch die deutschen Siedlungen des Staates war für Broock wie ein Jungbrunnen gewesen. Was lange Jahre in seinem Herzen geschlummert und geträumt hatte, war über Nacht wieder zu lebendigem, treibendem Leben erwacht: die hingebende Liebe zu seinem Volk, seiner Sprache und seinem Wesen.

Impulsiv, wie er von Natur war, münzte er diese Stimmung aus. Über die engen Grenzen des Geschäftes hinaus setzte er die neuen Marken seines Tuns. Eifriger denn je kümmerte er sich um die Politik des Landes, soweit die Stellung des Deutschtums davon berührt wurde. In überzeugender Weise trat er in der Presse für die Neuanlage von Bahnen ein, die von den Hauptstrecken aus in den Gürtel der deutschen Kolonien eindringen und den Absatz der Produkte fördern sollten. Die Presse bewunderte die Tatkraft Broock's, der „bisher zum Schaden der öffentlichen Wohlfahrt abseits vom politischen Leben gestanden“ hatte. Nur die „Gazetta“ fragte höhnisch, was ein Mann von öffentlichem Verkehr verstehe, der zwischen trockenen Ochsenhäuten die Reise in das Leben des Staates angetreten habe.

„Der Unfug geht von Pedro Souza aus“, lachte Broock vergnügt.

Einen großen Teil der Arbeit im Geschäft übertrug er Helmerding und Aldermann. Nur die großen Richtlinien gab er an. Dafür widmete er sich mit Eifer dem neuesten Siedlungsprojekt des Präsidenten. Nach diesem sollten die deutschen Einwanderer nicht mehr wie bei den letzten mißglückten Versuchen mit Italienern, Polen und anderen Elementen zusammen auf einem Boden ansässig gemacht werden, sondern in abgeschlossenen selbständigen Bezirken, wie es vernünftigerweise unter dem Kaiserreich geschehen war. In einer Denkschrift an den Gesandten befürwortete Broock diesen Plan der Regierung aufs wärmste, und Exzellenz setzte es in Berlin durch, daß gewisse Erschwerungen der Auswanderung nach dem Süden Brasiliens aufgehoben wurden.

Die „Gazetta“ erklärte höhnisch dazu, daß dieses ganze Projekt nur ein Köder für die deutschen Kapitalisten sei, die dem Präsidenten eine neue Staatsanleihe bewilligen sollten, um die er in London vergeblich gebeten habe. Sofort drahtete Broock an Dr. Julio de Barros.

„Elende Verleumdung“, hieß die Antwort, „neuer Zug unseres Gegners Souza.“

Zugleich meldete ein Brief aus Boa Vista von der Hand des Schwagers Tabares, daß Pedro Souza und einige Gesinnungsgenossen an der Grenze ganz offen die Revolution gegen die Regierung predigten. Besonders warnte Tabares den deutschen Schwager vor der persönlichen Gefahr, die ihm von der Tücke Pedros drohe.

„Bah!“ sagte Broock, als er das Schreiben weglegte, „der Viper zertreten wir den Kopf, ehe sie beißt.“

Aber Dona Jolita wurde ängstlich, als sie des Bruders Brief las. „Du kennst diesen Menschen nicht, Carlos! Er haßt dich und wird Gelegenheit zur Rache suchen, solange er noch einen Atemzug tun kann.“

Broock beruhigte sie. „Vor den Toren unserer Stadt steht ja einstweilen der brave Pedro noch nicht, und wo er mir persönlich begegnet, werde ich schon mit ihm fertig werden!“

„Hüte dich vor ihm und seinen Capangas!“

Broock stutzte einen Augenblick. Es war nichts Unerhörtes, daß der politische oder private Haß dazu griff, Meuchelmörder, Capangas, zu dingen. Wie einst im alten Venedig versetzten diese dem Opfer in stiller Nacht den vernichtenden Dolchstich oder schossen den Gegner tödtlich aus dem Hinterhalt nieder. Wer wollte nachher den Mord beweisen? Die schläfrige und ängstliche Justiz sicher nicht!

Broock, dem persönliche Furcht vollkommen fremd war, achtete nicht lange auf die Warnung.

„Wenn man Gespenster sehen will, darf man ja schließlich nicht einen Schritt mehr vor die Tür tun!“

Er hatte an Besseres zu denken als an Pedro Souza und Capangas. Mit Eifer beobachtete er die Fortschritte, die seine Töchter bei Ruth von Gelnhausen machten. Die deutsche Dame hatte offenbar ein natürliches Geschick, junge Seelen an sich zu fesseln und dem jungen Verstand mühelos ein gerütteltes Maß guter Kenntnisse zu übermitteln.

„Es wäre unrecht, Doktor“, erklärte Broock dem deutschen Arzt, „wenn nur wir wenig von dem großen und schönen Talent Ihrer Schwägerin Gebrauch machen wollten. Richten Sie eine deutsche Mädchenschule ein! Ich bin bereit, die Unkosten für den Anfang zu decken.“

So entstand ein kleiner Zirkel von deutschen Mädchen, in dessen Mitte Ruth mit Liebe und Eifer arbeitete. Jeder Tag wurde ihr lieber, und wo sie Broock begegnete, sprach sie ihm ihre Freude über seine treue Hilfe aus.

„Ja, ja, Frau von Gelnhausen“, scherzte er, „was nicht alles so ein einziges deutsches Lied und ein richtiger Vorwurf vermag! Aber ich bin noch weit anspruchsvoller. Sie müssen mir helfen, in unseren Häusern, im Klub und anderswo gute deutsche Abende einzurichten. Die paar Zeitschriften, die wir halten, tun es unmöglich allein, wenn sie auch Quellwasser auf dem dürren Lande der Fremde sind. Das lebende Wort muß helfen. Sonst schlafen wir hier draußen ein und erwachen eines Tages als Brasilier.“

Eifrig erklärte er ihr seine Absicht. Man sollte gemeinsam lesen, gemeinsam die Erscheinungen deutscher Kunst verfolgen, deutsche Musik treiben. „Ohne Vereinszwang natürlich. Die Liebe zur Sache muß die einzige Sakung dieser deutschen Abende sein. Und Sie müssen ihre Seele sein!“

Er war mit Frau von Gelnhausen eine Strecke gegangen, während er sprach. Dann verabschiedete er sich und ging heim.

„Du vergiffest, Carlos“, sagte Jolita spik, „daß es hierzulande nicht gut Sitte heißt, eine Dame auf der Straße anzureden oder mit ihr zu gehen, wenn sie allein ist.“

„Man ist in Deutschland gottlob über solche Torheiten hinaus“, gab er scharf zurück, „und Frau von Gelnhausen ist nicht nur Deutsche, sondern auch Dame.“

„Man erkennt die wirkliche Dame daran, daß sie sich den Gebräuchen guter Sitte unterwirft, wo es auch sei.“

„Wenn wir mal eine Orientreise machen, wirst du also verummmt und in der Tracht einer Türkin gehen.“

„Laß deine Scherze! Ich würde mich besinnen, ob ich meine Töchter fernerhin einer Dame anvertrauen würde, die nicht mit mir in den Anschauungen über den guten Ton übereinstimmt.“

Da fuhr er auf. „In erster Linie bestimme ich, wer meine Kinder erzieht! Ich dächte, daß ich bisher Konzessionen genug gemacht habe.“

Verärgert ging er in sein Zimmer. Dona Jolita aber setzte sich ans Klavier und spielte eine Fantasie voll rollender Läufe und gleitender Passagen. Das bedeutete Sturm. —

Grete Broock wunderte sich am Nachmittage, als der Vater sie im Garten am Springbrunnen lesend fand. Sie hatte eine deutsche Gedichtsammlung vor sich.

Broock warf einen Blick hinein. Dann küßte er sein blondes Kind auf die Stirn und sagte: „Recht so! Du sollst mir nicht verlorengehen!“ —

Der erste deutsche Abend fand bei Doktor Meißner statt, ohne jeden Aufwand. Eine kleine Erfrischung war alles, was das Haus bot.

Mit schlichten und herzlichen Worten begrüßte Doktor Meißner die Erschienenen und legte die Absicht dar, die den deutschen Abenden zugrunde liegen sollte.

Dann setzte sich Grete Broock ans Klavier, und Herr Lenz nahm Geige und Bogen.

„Es gibt verborgene Talente“, meinte der Doktor. Dann aber

erklang ein Adagio Beethovens, gut und rein gespielt, und alle saßen im Bann des klaren Themas voll stillster Sehnsucht und Hoffnung, bis die Melodie in den Jubel erträumten Glücks ausbrach, um dann leise und zaghaft wieder zu ersterben.

Broock saß in seinem Sessel still da. Und als sein Kind erwartungsvoll zu ihm hinabsah, hatte er eine Träne reinen Glücks im Auge.

Dona Jolita genoß die Triumphe eitler Mütterlichkeit. Sie war zu diesem Abend nur gekommen, weil ihr Kind vor so vielen Leuten das Talent zeigen durfte. Diese deutsche Musik war gar nicht nach Dona Jolitas Geschmack. Ja, wenn man noch aus der „Cavalleria rusticana“ oder „Carmen“ gespielt hätte! Aber diese Deutschen waren nur auf das Tränenfeuchte und Schwermütige eingeschworen! Als Grete ihren Vortrag beendet, empfahl sich Jolita sehr bald.

Ruth von Gelnhausen focht das nicht an. Sie bat die Herren und Damen, etwas zu lesen, und reichte jedem das bereitliegende Buch.

Und wenn die erste Verlegenheit überwunden war, gab jeder sein Bestes. Da las Herr Wixlingen lustige Bierbaumlieder, Broock ließ mit seinem breiten Plattdeutsch Reuters Onkel Bräsig erscheinen und Doktor Meißner las aus seinem Liebling, Theodor Fontane. Ruth selbst nahm einen kleinen Band und las mit wohl-lautender Stimme und tiefem Ausdruck zwei Gedichte. Lilien-cron war der erste Meister.

Schon nascht der Star die erste Vogelbeere,
zum Erntekranz juchheiten die Geigen,
und warte nur, bald nimmt der Herbst die Schere
und schneidet sich die Blätter von den Zweigen,
dann ängstet in den Wäldern eine Leere,
durch kahle Äste wird ein Fluß sich zeigen,
der schläfrig an mein Ufer treibt die Fähre,
die mich hinüberholt ins kalte Schweigen.

Still lauschten die Hörer. Eine kurze Pause. Dann kam Conrad Ferdinand Meyer zu Wort mit seinem wundervollen „Lethe“. Die junge Frau meisterte das schwermütige Lied vollkommen. Da lag vor den Seelen der Hörer der dunkle Strom der Unterwelt, auf dem der schweigende Fährmann die Seelen zum düsteren Jenseits fördert. Da hob die Abgeschiedene die Schale mit dem Trank des Vergessens, dem Geliebten ewigen Scheidens Minne zu trinken. Und

mit den Lauten tiefsten Wehs kamen die letzten Worte des Toten-
liedes:

Flehend küßt ich dich in wildem Harme,
die den bleichen Mund mir willig bot,
da zerrannst du lächelnd mir im Arme
und ich wußt es wieder — du bist tot.

Frau von Gelnhausen schloß das Buch. Ergriffenheit stand auf
den Mienen. Aus Brood's Augen las sie stillen Vorwurf: Warum
diese Klänge voll Schwermut und Leides?

Da ging sie an den Flügel, setzte sich und sang ein schlichtes
Lied:

Lieber Morgenstern,
lieber Abendstern,
ihr scheint zwei
und seid eins.
Ob der Tag beginnt,
ob die Nacht beginnt,
findet euer Schein
in uns Zweien die Liebe wach.
Lieber Abendstern,
lieber Morgenstern,
hilf uns Tag für Tag
eins sein, bis die letzte Nacht uns eint.

„Und nun wollen wir's genug sein lassen“, schlug sie vor.
Das war der erste deutsche Abend.

Als die andern gingen, blieb Brood noch eine Weile. Die Stun-
den waren gewesen wie die Rast des Wüstenwanderers am leben-
digen Quell unter nickenden Palmen. Wie lange hatte er in der
Fremde nur dem Tag und seinem Werk gelebt! Wie war seine
Seele zum dürren Land geworden! Nun war der erste segenvolle
Regen darauf niedergerauscht, daß es wieder grünte und blühte.

Ludwig Kruse

Ich kann noch weinen:
Als ich nach langer Zeit
das erste Weizenfeld
im Goldglanz

seiner Erntefülle
sah,
mein Ohr
das schönste Lied der Welt
vernahm:
Den Sensenklang
des blanken Stahls,
von fester Bauernfaust
geführt —
da hat es mich
wie Heimatlicht
in fremder Nacht
berührt.
Ich sah zum erstenmal
das fremde Tal
als liebes Angesicht
im Regenbogenfarbenspiel.

Junge Grote / Urwald

Über des Wasserfalls Schaum
nicken die Urwaldriesen.
Feucht klebt das Moos an des Abgrunds Saum —
kleine samtene Wiesen.

Kühl steigt es auf aus dem steinigen Grund,
Sonn' auf die Wipfel brennet.
Orchideen leuchten giftig und bunt,
Die keines Menschen Aug' kennet.

Wasserfalls Rauschen tönt weit durch den Wald,
trocken knack't's in den Zweigen;
flagernder Vogelruf manchmal schallt,
Mücken summen, sonst Schweigen.

Wind nun flüstert im Laube sacht,
und mit verschlafenen Gesten
flattern Vögel. Die Tierwelt erwacht.
Sonne senkt sich nach Westen.

Albert Wied / Heimweh

Hier, wo uralte Zedern
und stolze Pinien stehn,
wo Palmenwedel nicken
und Lorbeerbäume blühen,
kann ich nicht Wurzel schlagen:
Hier bin ich nie zu Haus —
das Herz schaut voll Zagen
oft nach der Heimat aus.

In jenen Waldesräumen,
wo Eichen und Buchen stehn,
da möcht' ich wieder träumen,
wie's einst so oft geschehn.
Da kann das Herz genesen
von manchem schweren Leid.
Dort bin ich froh gewesen
In sel'ger Jugendzeit.

Und sollt' ich einst hier enden,
tragt meinen Staub dorthin,
wo aus der Heimat Wäldern
die Winde mein Grab umwehn.
Wenn einst auf Danzigs Hainen
und auf mein letztes Haus
dieselben Sterne scheinen,
dann ruh ich endlich aus.

Maria Kahle

Im Urwald schlummert noch das große Lied

Grüne Finsternis,
die wilde Urwaldfinsternis
schreit auf zu dir,
goldfließend Licht!

Im Urwald schlummert noch das große Lied.

Es liegt begraben unter Stachelranken
und Schlinggewächs und engverknäulten Reben
im Sumpf, um den die Fiebermücken sirren,
und atmet zage in verdumpfter Luft.

Schwül quillt das Leben, heiß im Überschwange,
und frißt sich durch den eigenen Moderstaub
Und will zum Licht . . .

Und welkt erstickt und taumelnd,

von stummen Bürgerkräften überblüht,
von Farben, die erbrennen wie im Schrei,
ein Schrei aus grüner Urwaldfinsternis,
zum freien Licht!

Im Urwald schlummert noch das große Lied . . .
traumstarres Dämmern zehrt vom eignen Saft,
und Leben droffelt Leben, mitleidlos,
und saugt den letzten Sterbehauch des Opfers
und kennt doch nur die eine Sehnsucht,
den einen Notruf:

Komm, o Lichtesfließen!

Es treibt und flammt mit niegestilltem Durste
durch Qual und Lust und todgeheime Kämpfe
zum Liebestrunke von goldnen Sonnenstäubchen,
zu dir, du Licht,
Licht aus den Ewigkeiten — —
Doch immer schlummert noch das große Lied.

Maria Kahle / Der alte Siedler in Brasilien

Komm, Knabe, schließ das Fenster. Allzu fremd
will mir das Lied des Sabiã heut klingen.
Sie werden mich nun bald zum Grabe bringen;
leg das Gesangbuch auf mein Sterbehemd.
Dies deutsche Liederbuch, ich hielt's in Ehren,
und eins nur will ich noch von Gott begehren:
Daß unser Blut nicht fruchtlos hier vergeht,
daß deutsch ihr bleibt in Liedern und Gebet.

Wir sind ein Volk, das Wind und Wolkenzug
vom Acker fort in Schweifens Unrast führen;
wie fühlt' ich nah an meine Seele rühren
im dunklen Herbst der Wandervögel Flug!
Goldblaue Meere, fremde Küsten locken,
und hallend, wie Vinetas tiefe Glocken,

steigt uns aus Blutesgrund ein Urgesang,
sein Rhythmus treibt in unserm Fernendrang!

Einst maßen wir an Riesen unsre Kraft,
nun ist die Erde zwergenhaft geworden;
der Deutsche aber, Feuerherz im Norden,
fühlt Sehnsucht nur im Werk, an dem er schafft.
Der Wildnis an die Urwaldsbrust zu drängen,
die Bäumende mit Fäusten hinzuzwängen,
und neue Welt erbau'n aus eigener Saat,
das war uns Manneswerk und Sehnsuchtstat.
Doch wenn auch Weltenrausch uns weit vertrieb
vom Herkunftsland —: ein herber Ruch von Heide,
Bergtannenduft, lenzgrüne Buchenseide
blieb uns im Blut; ja, Heimweh. — Heimweh blieb!
Aus dunklem Heimwehbrunnen strömt das Leben,
das wir den Bildern deutschen Wesens geben,
von diesem Quell ist innig übertaut
der alten Sprache mütterlicher Laut.

Sieh, Knabe: hohen Nordens blaues Feuer
glüht dir im Auge noch. Du bist noch licht.
Die Ahnenrune prägte dein Gesicht;
sei deiner Art ein Stolzer und Getreuer!
Dein Fernweh soll mit fremden Meeren ringen,
doch keine Welle darf dein Blut durchdringen,
damit dein Herz sein Heimweh nicht vergißt — —.
Schaffend am Werke werde, der du bist!

Maria Kahle

Bei Kriegsausbruch unter dem Kreuz
des Südens

1.

Ein Sonntagvormittag auf dem Hügel Santa Thereza in Rio de Janeiro. Die Straße liegt menschenleer; auf dem Pflaster brütet erbarmungslose Sonne. Kein Windhauch fächelt. Erstickende Schwüle lastet bleiern. Das grelle Licht und die bunten Farben blenden und schmerzen die Augen, der heiße Atem des Südens beflammt die Brust. In der kochenden Luft wellen halberschlossene

Knospen. Von den Mauern der Gärten taumeln die verdurstenden Blüten der Schlingpflanzen nieder.

Der Weg bringt mich zu einem der schönsten, hauptsächlich von Deutschen und Engländern bewohnten Viertel der Bundeshauptstadt Brasiliens, dessen Häuser sich malerisch über der Stadt erheben. Ich blicke hinab auf das Bild in den Tiefen: Rio de Janeiro, die Königin der Städte an Südamerikas Gestaden, glänzend und gleißend im Flammengolde des Mittaglichtes, das mit fließendem Mantel sie umhüllt! Auf Ruppeln und Türmen blitzen die Strahlenpfeile der Sonne. Duftschwüle Gärten, wo aus dunklem Laubwerk rote Blüten hervorschießen wie treibendes Feuer, ruhen bewacht von königlichen Palmengruppen. Und wie sich der Wagen der elektrischen Bahn aufwärts windet, kommt dem rückschauenden Blicke stets von neuem das Meer entgegen, dieses blaue, tiefblaue Meer, das die ganze unergründliche Pracht des Tropenhimmels in sich aufgesogen hat. Weit dehnt sich die Bucht von Rio de Janeiro, die schönste der Welt. Zahllose Fahrzeuge stehen in ihren ruhigen Gewässern, hell und lustig glänzen weiße Segel wie die Flügel tauchender Möwen. Im Hintergrunde reckt sich gigantisch der wildzerklüftete Gebirgszug „Serra dos Orgoes“ auf, mit phantastischen Formen hoch in die Wolkengebilde eingreifend.

Ich bin am Ziele meiner Fahrt angelangt und trete in das Haus meiner deutschen Freunde. Ein kühles, halbdunkles Gemach, dessen geschlossene Läden des Tages Hitze und Lichtüberfülle fernhalten, empfängt mich.

Deutsche Blumen, Vergißmeinnicht und Veilchen, schmücken den Tisch. An den Wänden Bilder von der Meisterhand Hans Thomas; auf dem Schreibtisch zeigt eine Büste das charakteristische Profil Friedrichs des Großen; Landschaftsbilder vom Rhein und aus den Bergen Süddeutschlands wecken Erinnerungen — die schwüle, farbenglühende Uppigkeit bleibt draußen, hier ist Deutschland, grüne Tannenreiser, schlichte Vergißmeinnicht . . .

Fröhlich setzt sich die Gesellschaft zu Tisch. Und doch ist nicht nur Deutschland unter den Gästen vertreten, englische und portugiesische Bekannte sind in unsern Reihen, wir sind ja ahnungslos des Gewitters, das draußen immer dunkler sich zusammenballt. Zwar — einer fehlt noch, unser bester Freund, ein junger Deutscher, der Mitbewohner des Hauses. Frühmorgens war er zur Stadt heruntergefahren, um in seinem Kontor die eingelaufene Post durchzusehen. Nach langem Warten hatten wir sein Ausbleiben schon

fast vergessen, als plötzlich, da wir schon im Zimmer der Hausfrau gemütlich plaudernd zusammensitzen, die Tür aufgerissen wird, und er mit erregtem Gesicht erscheint:

„Krieg in Deutschland! Ich habe schon einen Platz auf dem nächsten Dampfer belegt!“

Wie ein greller Blitz fährt es in die heitere Gesellschaft. Fragen schwirren durcheinander.

„Aber das ist doch nicht möglich! Hat der deutsche Konsul denn bestimmte Nachricht?“

„Ich bin natürlich sofort zum Konsul gestürmt. Aber das deutsche Konsulat war geschlossen. Dort scheint man noch nichts zu wissen. Doch an allen Straßenecken werden in der Stadt eben die Telegramme angeschlagen.“

Und diese Telegramme, deren Wortlaut unser Freund berichtet, lassen keinen Zweifel: in Europa ist ein furchtbarer Krieg entbrannt, und Frankreich und Rußland stehen gegen Deutschland. — Hastig verabschieden sich unsere ausländischen Gäste. In tiefem Ernst bleiben wir Deutschen zurück. Wir fühlen sofort, um was es gehen wird, und die Frauen sehen ihre Männer und Söhne mit schwerem Blick an. Morgen vielleicht schon kommt der Abschied . . . Denn in diese Männer ist mit einem Male eine jagende Unrast gefahren, sie alle erfüllt nur ein Drängen: **H i n n a c h D e u t s c h - l a n d !** Mitkämpfen, mit dabei sein, da es um deutsche Heimat, um deutsche Ehre geht! In fiebernder Eile werden die Vorkehrungen zur Abreise erwogen. Keiner denkt daran, daß er sein lange und mühsam aufgebautes Geschäft, seiner Familie Zukunft, aufgibt, alles versinkt vor dem einen: **D e u t s c h l a n d i s t i n h ö c h - s t e r N o t !**

Ein deutscher Nachbar kommt: „Morgen fährt die ‚Hollandia‘ nach Europa; wir alle fahren mit!“ Das bricht wie Fanfarenton, wie Waffengeklirr in die Männerherzen. Schon sind sie Krieger geworden, die ihre Waffe zur Hand nehmen, den Helm aufs Haupt pressen. Und wir Frauen? Ach, wir beneiden sie, brennend fühlen wir das Weh, fernbleiben zu müssen in den größten Stunden deutschen Geschicks. Wir alle weilen jetzt mit unsern Gedanken in Deutschland. Lieder steigen auf, ein Vaterlandslied nach dem andern. Wir öffnen die Fenster, der Sternenhimmel blaut ins Zimmer, fern rauscht das Meer; es soll morgen deutsche Männer zur Heimat tragen. „Deutschland, Deutschland über alles“, so singen wir mit Tränen in der Stimme. Doch — was hält da von draußen herüber? Durch die Abendstille klingt es, getragen, feier-

lich, von der andern Seite des Hügels: „O Deutschland hoch in Ehren!“ Und wiederum aus einer andern Richtung: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ Aus allen deutschen Häusern auf Santa Thereza tönen laute begeisterte Sänge in die Nacht, der ganze Hügel hallt von den immer wiederkehrenden Worten:

„Deutschland — — — Deutschland!“

2.

In der hochgelegenen Industrie- und Kaffeestadt Sao Paulo, in der ein kräftiges, seit Generationen bodenständiges Deutschtum reich und heimattreu sich entfaltet, hat das Brausen des in Europa entfesselten Kriegssturmes die Deutschen zu einer großen Abschiedsversammlung der ausziehenden wehrhaften Männer zusammengeführt. Alles, was sonst in zahlreichen Vereinen sich zersplitterte und auch wohl befehdete, fühlt heute nur das eine: **V a t e r l a n d**! Hier wie in der Heimat ein Trozwille, ein herzzitterndes Atemholen: **Deutschland!**

Der Ernst der Abschiedsstunde, die auflodernde Begeisterung geben den Worten der Redner einen tiefen, schwingenden Unterton. Viele Frauen und Mütter weinen. Aber durch den Schleier der Tränen blüht glühende Opferbereitschaft und das starke Wollen: Was die Frauen der Heimat tragen, das tragen wir auch!

Da erhebt sich aus den Reihen der Versammelten ein junger Sozialdemokrat, G. Quint († in den Argonnen). Aufgerüttelt, im Innersten erschüttert, wirft er seine Worte in die Menge und schwört der deutschen Heimat Treue bis zum Tod. Und er, der frühere Anhänger der Internationale, spricht nun dasselbe aus, was am gleichen Tage der deutsche Kaiser seinem Volke als Leitwort gab: „Nur noch Deutsche!“ Und allen ist es, als müsse das so sein, als wäre es gar nicht anders denkbar.

Und mächtig und siegeszuversichtlich braust aus tausend Herzen wiederum das Lied auf: „Haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn!“

Noch einmal rauschen die Klänge dieses dunklen Sanges, als am nächsten Morgen unübersehbare Scharen deutscher und deutsch-brasilianischer Männer in den Hallen des Luz-Bahnhofes den Zug besteigen, der sie zum Hafen nach Santos auf das Schiff bringen soll, mit dem sie nach Deutschland reisen. Es ist, als wäre Sao Paulo zu einer deutschen Garnison geworden. Die Hammerschläge der Geschehnisse hatten die Herzen zusammengeschmiedet, und noch

ehe die ersten Berichte über die großen deutschen Siege den Weg über den Ozean nach Südamerika fanden in die Verleumdungen gehässiger Lügenpropaganda hinein, war aus dem gemeinsamen großen Erlebnis der ersten Augusttage das gemeinsame jubelnde Gefühl erwachsen: „O Stolz, o Freude, deutsch zu sein!“

3.

Im Mittelpunkt der deutschen Siedlungen des brasilianischen Staates Santa Catharina liegt das Städtchen Blumenau. Wer aus den großen Küstenstädten Brasiliens, aus dem bunten Völkergemisch ihrer Straßen im leichten Wagen durch diese Bauernsiedlungen den Weg nach Blumenau nimmt, der mag meinen, in deutsche Heimat zurückzukehren. An jeder Wegesbiegung grüßt ein Stiebdach, — Höfe, nach der Väter Art und Brauch erbaut; Flachsköpfchen laufen über die Straße, rufen im Dialekt der alten Heimat. Und Blumenau liegt, am Rande des Itajahy, in Berge eingebettet recht wie ein altes Weserstädtchen da und grüßt mit deutscher Zunge Laut, mit deutschen Inschriften an den Häusern, mit deutschen Firmenschildern. Da zieht ein Trupp Jungen in Pfadfindertracht, die Fahne Schwarz-Weiß-Rot weht ihnen voran, hell klingt ihr Lied: „O Deutschland hoch in Ehren!“ Das war das Lied der Blumenauer! Und dieses Lied haben sie gesungen, als sie das Schiff bestiegen — damals, in den ersten Augusttagen —, das sie über den Itajahy nach Florianopolis zum deutschen Konsulat bringen sollte, wo sie sich als Kriegsteilnehmer melden wollten. Aus fernsten Urwaldsiedlungen waren die Männer herbeigeeilt, viele, die längst das wehrfähige Alter überschritten hatten, die kein Pflichtgebot rief . . . Aber diese deutschen Bauern trugen das Bild der Volkesheimat Deutschland so fest im Herzen! Und wenn sie selbst auch diese Heimat vielleicht nie gesehen hatten, wenn auch oft genug nur der Großvater noch aus eigener Anschauung von Deutschland zu erzählen wußte, — aus den Worten und Gebeten der Mutter, aus Lied und Märchen und Sage, aus den Ermahnungen der Alten zu deutscher Sitte und Art hatte sich ihnen ein Bild dieses Deutschland geformt, so groß und stolz und schön, daß es sie nun nicht mehr hielt an ihrer Scholle, als sie hörten, dies Deutschland sei in Gefahr. Und so zogen sie denn hin, um ihr Blut und ihr Leben der Heimat ihrer Väter darzubieten, und weit über die endlosen Urwälder klang ihr Abschiedslied, ihr Lied: „O Deutschland hoch in Ehren!“

4.

Doch dann kam die große, bittere Enttäuschung. Als die „Hollandia“ und andere fremde Dampfer in Santos und Rio de Janeiro anlegten, und die deutschen Männer ihren Platz zur Reise nach Europa einnehmen wollten, da weigerte man sich, Deutsche an Bord zu lassen! Und als die Blumenauer in Florianopolis beim Konsul in strammem Marschtritt, liedersingend anlangten, da wurde ihnen gesagt, daß am Eingang der Bucht bereits englische Kreuzer darauf lauerten, jeden ausfahrenden Dampfer nach Deutschen zu untersuchen und diese gefangen zu nehmen! — Bei dunkler Nacht, heimlich, als ob sie sich schämen müßten, sind die Blumenauer dann zurückgekehrt. Aber nicht alle gaben sich mit solchem Bescheid zufrieden. Viele wagten tollkühn unter falschem Namen doch die Fahrt und fielen den Engländern oder Franzosen zu langer Gefangenschaft in die Hände, viele andere aber verschwanden von jenem Tage an im geheimnisvollen Gewirr der Hafenviertel — bis plötzlich auf Umwegen Nachricht eintraf, daß sie doch den Weg nach Deutschland gefunden hatten: als Heizer oder Kohlentrimmer oder versteckt in Laderäumen unter den Säcken der Ladung, oft wochenlang ohne andere Nahrung als Mehl aus den Säcken, fauliges Wasser; — auf abenteuerlichsten Fahrten haben sie den Weg nach Deutschland, zu den kämpfenden Brüdern gesucht, wie jener junge protestantische Pfarrer, der Rheinlandssohn Theodor Sinemus, der von Chile aus in Schnee und Eis die Anden überstieg, verzagende Führer zurücklassend, um zur Küste zu gelangen, ein Schiff zu finden, ein Schiff nach Deutschland, wo schon nach den ersten Schlachten an seinem Grabe das Lied erklang: „Ich hatt' einen Kameraden.“ Kurz nach dem Kriege ist in Deutschland ein Buch erschienen, das die verwegenen Fahrten und listenreichen Abenteuer dieser Tapferen erzählt, obschon von Tausenden von Einsendungen nur einige wenige Berichte Aufnahme finden konnten: „Wie wir uns zur Fahne durchschlugen.“ Da lies, du deutscher Knabe, mehr als alle phantastischen Abenteuerbücher dir künden können, von der Odyssee deutscher Helden, da lies von jenen Auslandsdeutschen, die im Jahre 1916 noch auf beschwerdvoller Fahrt im kleinen Schifflein bis mitten in den englischen Kanal gelangt sind und dann, fast am Ziel der Reise, entdeckt werden, wie sie da, den Feinden hohnlachend, umgeben von den mächtigen Kriegsschiffen Englands, stolz die Fahne Schwarz-Weiß-Rot hissen und mit dem Rufe: „Es lebe Deutschland!“ den vor Erstaunen starren Briten entgentreten.

Wenn wir den Ausländern in Brasilien von diesen Deutschen erzählten, die kein Eid rief, die alle Entbehrungen und Leiden freudig auf sich nahmen, im fremden Lande ein gesichertes Heim zurückließen, nur um in der Heimat mitkämpfen, mit *s t e r b e n* zu dürfen, dann begegneten uns stets ein verständnisloses Kopfschütteln und die Worte: „*D a s t u t n u r e i n D e u t s c h e r.*“ Ja, das tut nur ein Deutscher! Eine Flamme des Stolzes stieg da in unseren Herzen auf.

5.

So ist auch unser junger Freund aus Rio de Janeiro auf vielfachen Umwegen über Nordamerika, wo man ihn auf einem Dampfer entdeckte und wegen Paßfälschung für Monate ins Gefängnis brachte, auf einem neutralen Schiff als „schwedischer Heizer“ nach der Heimat gelangt und schon wenige Wochen später in Flandern den Heldentod für Deutschland gestorben. — Und so ruhen neben den Söhnen der Heimat zahllose Auslandsdeutsche, deren Andenken drüben jenseits der Meere in hohen Ehren lebt. Jede deutsche Überseekolonie hat auf Gedenktafeln die Namen ihrer treuen Söhne eingegraben, und oft ist die Zahl im Verhältnis zur Stärke der deutschen Bevölkerung nicht geringer als hier in der Heimat.

Diese Toten, die für uns starben, sind heute im Volke mächtiger, als da sie lebten. Von aller Menschenschwäche und Menschenkleinheit befreit, steht ihr Vorbild vor unserer Seele und ruft und mahnt. Und wenn uns der Sieg, den sie mit flatternden Bannern eroberten, auch zuletzt entglitten ist und in Not und Jammer vermodern mußte, *u n s t e r b l i c h* i s t d e r S i e g, den sie noch in Jahrhunderte hinein in jungen begeisterten deutschen Herzen durch die Seelengewalt ihres Beispiels erringen werden.

Und wenn auch schwere, dunkle Wolken über uns lasten, wir glauben an die Unsterblichkeit jenes Sieges, da wir die Wandlung erleben, die in unserem Volke begann mit der großen Gemeinsamkeit der ersten Augusttage, als ein Hoffen, Beten, Bangen und Lieben die hundert Millionen Deutscher in der Welt verband, — da wir mitten im Neuwerden stehen, das uns ein *V o l k - w e r d e n* bedeutet, innigere Gemeinschaft, tiefere Liebe!

Und wenn auch Zwietracht und Hader noch Macht haben unter den Deutschen, größere Macht hat das Opfer der Gefallenen, größere Macht haben die Stimmen unserer Toten, die all das in deutschen Herzen wach rufen, was gut und fromm und mutig und sehnsüchtig ist . . .

Ob sie nun liegen auf Meeresgrunde oder auf den weiten Feldern des Ostens, auf Alpenwiesen oder im Wüstensand, ob im Westen der Pflug über ihr Gebein dahinzieht, — die Söhne unseres Volkes ruhen immer dort, wo Zukunftsglaube betet, wo der deutsche Frühling ruht und auf das Auferstehen wartet mit Primeln und Veilchen und Rosen, bis über das Donnern der Unwetter hinweg die Sonne eines wahren Friedens die nächtigen Wolken zerteilt und noch einmal siegesgewaltig, in jauchzendem Chor die Stimmen der Toten über unserm Land anheben:

Deutschland, dein Morgen bricht an!
Die um dich weinten voreinst, als du in Knechtschaft und Banden,
die mit begeisterter Glut von deiner Größe geträumt,
die für dich sanken dahin, sterbend auf blutiger Walstatt,
die in der Fremde, verfolgt, sehnend dein Banner begrüßt:
Kämpfende, betende Schar, Herzen in lodernden Flammen
flehen um Segen für dich: Deutschland, dein Morgen bricht an!

Maria Kahle / Klage

Was soll ich hier dem Süden Lieder singen,
indes die Heimat grau in Nebeln liegt!
Den Zornschrei möcht ich übers Meer beschwingen,
daß er wie Fackeln in die Hütten fliegt!
Ich möchte branden mit den Meereswellen,
in Haß und Liebe rauschend nordwärts jagen,
und müßt ich dann am Heimatstrand zerschellen,
dann sollte Sturm mein letztes Rufen tragen:
Deutschland, o Deutschland!

Hier steh ich, in des Frühlings ewigem Haine,
fernüber blaut das Meer im Blütenwind;
ich aber stehe gleich verfälschtem Steine,
mein Sinn erstarrte und mein Blick ist blind.
Ich schaue reglos auf die Wasserbreiten,
als müßte an des Horizontes Toren
ein Land sich heben aus versunkenen Weiten
ein Land, ein Stolztes, Treues, arm, verloren,
Deutschland, o Deutschland ...

Wir sind wie solche, die den Weg nicht wissen, —
die beten wollen vor dem Heiligtum
und finden dann ihr Heiligtum zerrissen,
zerseht von Schande ihrer Toten Ruhm!
Ehrlos und heimatlos sind wir geworden,
wir schreiten durch des Südens Pracht wie Blinde
und warten, warten, hingewandt zum Norden,
daß endlich sich ein Retter, Rächer finde,
Deutschland, o Deutschland!

Jakob Wagner / Der Bagabund

(Ein während des Krieges von einer englischen Farm verstoßener
Deutscher.)

Kalt schlägt der Regen an die Scheiben,
durch öde Gassen heult der Wind,
nur einen seh' im Sturm ich treiben:
Den „Bagabund“ mit seinem Kind. —

Der „Bagabund“, das war der Titel,
den ihm geprägt des Volkes Mund,
seit ihn vom Hof im Bettlerkittel
der Brite trieb wie einen Hund.

Nun zieht er, der einst freigeboren,
feilbietend, was die Rechte schuf.
Nur machmal steht er traumverloren,
als lauscht' er fernem Schlachtenruf.

Fest preßt er seines Kindes Hand,
In seinem Auge perlen Tränen,
ihn packt ein schmerzlich wildes Sehnen
nach seiner Heimat schönem Land.

Nach seiner Jugend Trautgenossen,
verloht im großen Völkerbrand;
o glücklich, denen glanzumflossen
der Tod den blutgen Lorbeer wand!

Das Vaterland weiht ihnen Kränze,
ihr Name fliegt von Mund zu Mund;
mein Grab schmückt niemand einst im Lenze,
ich bin ein armer Bagabund!

*

O deutsches Volk, wenn eine Krone
verehrst du einst der Heldenschar,
dann reich den Kranz auch ihm zum Lohne,
bring ihn dem Heimatlosen dar.

Ob des La Plata Silberrauschen
begleitet still sein Heimwehlied,
ob ihm der Themse Fluten lauschen,
ob Rio Grande's Uferried.

Flücht Lorbeerkränze deinen Helden,
die für dich trugen Schmach und Weh,
ihr Name, mag kein Lied ihn melden,
auf deines Herzens Tafeln steh'!

Otto Meher / Brasilien

Da wohnen hunderttausend deutsche Bauern
in ihrer Waldgebirge Einsamkeit,
da wächst zum Segen eines neuen Landes
der Segen ihres Schaffens weit und breit.

Da wohnt der deutsche Bauer in der Fremde;
doch was er sagt und singt und sinnt und schafft,
das ist in seinem Kerne deutsch geblieben
und wirkt sich aus in zäher deutscher Kraft.

Otto Meher

Bismarck's Gedenktag — Zehn Jahre des Friedens

Zehn Jahre nimmt der Friede schon
das deutsche Volk in Pflicht und Fron.
Der Friede hat gar harte Hand,
der treibt die Freude aus dem Land,
der schlägt das Recht zu jeder Stund'
auf den Mund.

Dem ist das deutsche Recht kein Dreck,
und hoch erfüllt er einen Zweck,
den Zweck, das jedermann erfährt:
Das Recht allein hat wenig Wert;
ein Volk verliert's mit seiner Macht
über Nacht.

Ein Friede sitzt am deutschen Herd,
der still am deutschen Marke zehrt;
und alles schaut im deutschen Haus
nach einem bessern Frieden aus.
Wo aber ist die Zauberkraft,
die ihn schafft?

Den schafft uns keine Staatsdoktrin,
kein Völkerbund, kein Zeppelin,
den schafft kein goldnes Friedensbuch,
kein Rundfunk, kein Raketenflug,
den schafft der beste Maler der Welt
für kein Geld.

Den schafft uns kein Erfüllungswahn,
kein Kellogg-Pakt, kein Dawes-Plan,
den schafft uns nicht ein Volksentscheid,
nicht günstige Gelegenheit
und nicht die ganze Welt, das kann
nur ein Mann.

Der müßte sein aus hartem Holz,
der müßte haben den deutschen Stolz,
der dürfte kommen aus jedem Stand,
der müßte zeigen die Meisterhand.
Zwar kommt der selten und dennoch oft
unverhofft.

Der müßte sein von deutschem Troß,
ein grober Keil auf groben Klotz
und ein feiner, ein rechter Diplomat,
vom deutschen Gott eine Schöpfungstat —
wenn auch kein Bismarck, doch ungefähr
so wie er.

Franz Donat

Auf einer deutschen Farm in Paraguan

Durch endlose Wälder und Sümpfe führte mein Weg nach der Kolonie am Paranáfluß. Am dritten Tag lichtete sich der Wald; ich kam an ein großes Bretterhaus, in dem ein Deutscher ein Almacén betrieb. Es war dies das gleiche Geschäft wie die Wendas in Brasilien, in denen man Waffen, Seidenstoffe, Seife, Ro-

lonialwaren, Parfümerien, kurz und gut alles, was das Herz begehrte, kaufen konnte, wenn man genügend Geld oder Kredit besaß.

Kurz vor Abend, als der Betrieb schon etwas ruhiger geworden war, kam noch ein alter Mann mit einem zweirädrigen Ochsenfuhrwerk an. An der Geschmeidigkeit, die der Geschäftsmann und sein Gehilfe vor dem Ankömmling an den Tag legten, sah ich sofort, daß es sich um einen der „Dickten“ der Kolonie handeln mußte. Als er mich sitzen sah, musterte er mich eine Weile, als ob er fragen wolle: „was ist denn das für einer?“ „Nun, Sie sehen ja gerade aus, als ob Sie Arbeit für mich hätten“, sagte ich lechzend. „Arbeit? Du siehst nicht gerade wie ein Freund von ihr aus. Aber ich könnte mich ja auch getäuscht haben. Wenn du einen Beweis erbringen willst, draußen auf dem Karren liegen fünfzehn Sack Bohnen.“

Das Wesen des Bauern gefiel mir, und da es mein größter Wunsch war, irgendwo unterzukommen, so machte ich mich mit Feuereifer daran, die Bohnen abzuladen. Obwohl mir von der ungewohnten Arbeit des Sackeschleppens bald der Schweiß aus allen Poren rann, ließ ich mich's nicht verdrießen.

„Du scheinst ja ein ganz fixer Kerl zu sein“, sagte der Kolonist. „Wenn du willst, kannst du mitkommen, über den Lohn wollen wir dann schon einig werden.“

Er ließ mir noch ein volles Glas Bier hinstellen, und nachdem ich dies ausgetrunken hatte, kletterte ich mit ihm auf seinen Ochsenkarren, der sich dann im Schaukeltempo auf Michels Heim zu bewegte. Die Kolonistenhäuser, die alle zweihundert Meter, von Orangenhainen umgeben, hinter Stacheldrahtzäunen lagen, und die Viehweiden mit Rindern und Pferden waren in der vom Mond beleuchteten Landschaft gut zu erkennen. Ab und zu klang das frohe Grunzen von jungen Schweinen aus irgendeinem Gehöft. Es wurde mir ganz heimatisch zumute bei all den Eindrücken, die dieses von deutschem Bauernschweiß gedüngte Land auf mich machte. Mein Brotherr, der alle und jeden bis in die kleinsten Verhältnisse kannte, war ein redseliger Mann. Er erzählte von den Kolonisten. Ich fühlte es bei jedem Schritt, den die Ochsen vor unserem Fuhrwerk machten, mehr, daß ich hier in eine echte, rechte, gute deutsche Kolonie, mit all ihren guten und bösen, fleißigen und faulen Elementen und ihrem lieben, lieben Tratsch und Schwatz geraten war. — Als wir bei Michel zum Tor hineinfuhren, kannte ich schon fast die halbe Kolonie.

Das Haus meines neuen Brotherrn war ein schöner, geräumig-

ger Backsteinbau. Als wir ankamen, trat ein freundliches, blondes Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren in die Thür und leuchtete uns mit einer Petroleumlampe beim Ausspannen der Ochsen. Wir trieben diese auf die Weide und traten ins Haus.

„Wen hast du da mitgebracht, Vater?“ hörte ich das Mädchen halblaut fragen. „Einen Deutschländer, sieht ja ein bißchen heruntergekommen aus, scheint aber sonst gerade kein unrechter Kerl zu sein. Wir können es ja einmal mit ihm versuchen, geht's nicht, dann muß er eben wieder wandern.“

Ich nahm mir nun vor, nach besten Kräften die Zufriedenheit dieser Menschen zu erstreben. Michel war Witwer, und alle seine Kinder, bis auf Johanna, waren schon verheiratet. Diese führte mit Unterstützung einer alten Paraguanerin ihrem Vater den Haushalt. Diese Familienangelegenheiten hatte mir Michel bei dem Chimaron (kalter Aufguß des Yerbatees), den wir noch schnell vor dem Abendbrot lutschten, auf der Bank vor dem Hause erzählt. Dann rief uns das Mädchen zu Tisch. Ganze Berge Kartoffelklöße waren dort aufgestapelt, und eine große Schüssel mit Schweinsrippchen, und viele andere Herrlichkeiten blendeten mir fast die Augen.

„Ich kann Ihnen ein teurer Knecht werden, wird Ihnen nicht Angst vor mir, Herr Michel?“ fragte ich lachend, als er mich immer wieder zum Weiteressen ermunterte. Doch er sagte ganz gelassen: „Drei Tage fette Kost und du erinnerst dich nicht mehr daran, daß du einmal hungrig gewesen bist. Mit den Paraguanern ist es genau dasselbe. Die sind auch die ersten Tage nicht satt zu machen und nachher muß man sie schier zu Tisch bitten.“

Am andern Morgen führte mich der Bauer durch seine Kocas und Plantagen. Ich bekam große Achtung vor dem Mann, als ich die großen Mais-, Zuckerrohr-, Bohnen- und Tabakfelder sah, die er mit zähem Fleiß dem Urwald des Paranáflusses abgerungen hatte. Ab und zu lagen die dicken, halbverkohlten Stämme der Urwaldriesen zwischen der Saat. Es war doch überall das gleiche. Dort, wo deutscher Schweiß die Scholle düngte, entstand im Handumdrehen aus dunkler Wildnis eine reiche Kornkammer des Landes. Von dem Berge aus, auf dem der Teewald Michels lag, konnte man halb H. übersehen, und die wogenden, kraftstrotzenden Fruchtfelder der Kolonisten drängten sich förmlich dem Blick entgegen.

Am nächsten Morgen bei Tagesgrauen wurde es schon lebendig im Haus. Die Paraguaner Magd bereitete das Teewasser und den

Kaffee; Johanna fütterte die zahlreichen Schweine mit Süßkartoffeln, Kürbissen und Maiskolben und warf den Kühen Zuckerrohrspitzen vor. Michel und ich schliffen die Machetes, die langen Messer, auf einem kleinen Schleifstein, um dann dem Zuckerrohrfeld damit zu Leibe zu rücken.

Nachdem es richtig Tag war, lutschten wir gemeinsam unseren Chimaron, ohne den kein deutscher Bauer in Paraguah oder Rio Grande do Sul in die Roca geht. Dann schritten wir durch die taufrische Pflanzung nach unserem Arbeitsfeld. Hier wurden nun die Zuckerrohrstangen mit dem Messer abgehackt, entblättert und zu Haufen zusammengeworfen.

Ich ließ mein blankes Schwert mit Todesverachtung in die saftigen Stengel sausen. Obwohl mir trotz der Morgenkühle bald der helle Schweiß von der Stirne rann, konnte ich mit Michel, ungeachtet seines hohen Alters, nicht Schritt halten. Wenn ich mir die von dem Messerheft entstandenen Blasen und die von den harten Blättern erhaltenen Schnittwunden auf der Hand betrachtete und an meinen schmerzenden Rücken dachte, wollte ich allerdings gelinde bezweifeln, daß ich noch einmal solch ein Meister wie Michel werden könne.

Nachdem wir einige Stunden so geschuftet hatten, kam Johanna mit dem Ochsenfuhrwerk, auf dem das Zuckerrohr nach einem Göpelwerk gefahren wurde. Das Mädchen hatte unser Frühstück — mit Butter bestrichene Maisbrot Schnitten und Buttermilch — mitgebracht, das wir auf einem Hügel verzehrten.

Michel erklärte mir von hier aus die Entstehung seines kleinen Reiches. Dort unten im Grunde schlug er das erste Loch in das dunkle Waldmassiv. Damals arbeitete er noch mit seinem Weib allein, denn von den beiden Kindern, die er aus Brasilien mit nach Paraguah brachte, war das älteste drei Jahre alt, und das jüngste bekam noch die Mutterbrust. Tapfer half ihm die Frau beim Niederlegen des Unterholzes, so daß er bald die Äxt an die Hochstämme legen konnte. Eile tat not, denn ein Kolonist empfindet es schmerzlich, wenn er Bohnen, Schmalz und was er sonst zum Lebensunterhalt braucht, kaufen muß.

Dann baute er in die Mitte des gebrannten Waldschlags seine Hütte aus gefallenem Palmen, und bald überwogte sie die Flut dunkelgrüner Maisstauden, die aus der jungfräulichen Erde emporquoll. Aber dann kam noch eine andere Flut, und es wäre Michel und den Seinen um ein Haar schlecht ergangen. Viele, viele Tage hatte es geregnet, und eines Nachts gurgelten die

Wogen des über seine Ufer getretenen Paranáflusses zur Hütte herein. Niemand dachte daran, daß die vernichtende Kraft des gewaltigen Stromriesen so weit reichen würde.

Die kommende Morgensonne, die ab und zu einen traurigen Blick hinter bleigrauem, schwerem Gewölk hervorwarf, fand die Familie Michel eng aneinandergeklammert, durchnäßt und vom Frost geschüttelt auf einer Anhöhe sitzen. Sie konnten nur ihr nacktes Leben retten. Von der Hütte und von dem Maisfeld war nicht viel übrig geblieben.

Der tapfere Pionier verlor aber den Mut nicht. Aus dem Schlamm der Vernichtung suchte er sein Werkzeug zusammen, denn das Eisen, sein treuester Freund und Verbündeter, hatte sich nicht durch die gierigen Wogen des Paranáflusses entführen lassen. Bald war eine neue Hütte errichtet, diesmal auf der höher gelegenen Stelle, auf der heute das feste Haus stand, und neue Saat entsproß dem vom Schlamm gedüngten Land. Kein späteres Jahr hatte nochmals einen solchen Fruchtsegen gebracht wie jenes Überschwemmungsjahr. „Der liebe Gott wollte das Unglück wieder gutmachen“, meinte der fromme Bauer.

Und so erklärte mir Michel jeden Fußbreit Land, den er in zähem Kampf der Natur abgerungen hatte. Ich dachte gerade, wie mag das Herz eines solchen Mannes an seiner Scholle hängen, und es war mir wie eine bittere Enttäuschung, als er sagte: „Wenn ich nicht schon zu alt wäre, würde ich alles verkaufen und noch einmal im Urwald anfangen, denn das Land ist jetzt doch schon etwas ausgesogen. So bleibt mir nichts weiter übrig, als in den nächsten Jahren künstlich zu düngen oder Teebäume zu pflanzen.“

Lange habe ich über die Ursache dieses für den ersten Augenblick oberflächlich und lieblos erscheinenden Gefühls einer schwer errungenen Scholle gegenüber nachgedacht; dabei fiel mir ein, daß ich dieses Landverkaufen der Kolonisten auch schon in anderen Gegenden beobachtet hatte. Der Kampf mit der Natur ist dem deutschen Urwaldbauern Lebensbedürfnis. Er muß die Urwaldriesen ächzend unter seiner Hand fallen sehen. Wenn sie im Tod unter Donnern und Krachen die Erde erzittern lassen, dann jubelt sein Herz. Wenn die tausendjährigen Wälder in wilder Flammenglut gen Himmel lohen, dann fühlt er sich wie ein Sieger nach gewonnener Schlacht. Zwischen den verkohlten Baumstämmen legt er hierauf in die schwarze, nach Brand riechende Erde die Saat, die bald satt und dunkelgrün empor sproßt.

Nach dem Frühstück arbeiteten wir weiter, bis vom Hause her-

auf der Hornruf die Mittagspause verkündete. Mit einer schweren Last abgehauener Zuckerrohrspitzen auf dem Rücken gingen wir heim.

Als wir am Tisch bei den dampfenden Schüsseln saßen, kamen zwei Paraguayer an, die um Arbeit nachfragten. Michel lud sie zur Mahlzeit ein, was sie nicht abschlugen. Nach einigem Überlegen übergab er ihnen im Afford das Zuckerrohrfeld zum Ab-ernten. Michel und ich wollten gleich mit dem Auspressen des Rohres beginnen.

Ich stand mit meinem Arbeitgeber an dem durch Ochsen in Betrieb gesetzten Göpel und steckte die Zuckerrohrstangen zwischen die senkrecht stehenden Holzwalzen, während er die ausgepreßten Stangen auf der anderen Seite abnahm und auf die Seite legte. Sie sollten noch einmal zurückgehen, damit auch der letzte Tropfen aus ihnen herausgequetscht wurde.

Vom Göpelwerk rann der Zuckersaft durch ein Rohr in die Sudpfanne, wo ihn Johanna und die Magd mit langen Holzspaten rührten, damit er nicht anbrennen konnte. War der Saft bis zu einem gewissen Grad verflocht, dann wurde er in kleine Holzformen geschüttet, in denen er zu braunen Zuckertafeln erhärtete.

Michel hätte sein Zuckerrohr auch in Feuerwasser verwandeln können, wie es fast alle wohlhabenden Pflanzler der Kolonie tun, was einträglicher gewesen wäre als dieses Zuckerlochen. Doch er wollte lieber weniger verdienen, als sich ewig mit den Steuerbeamten der Regierung herumärgern, oder sein Erzeugnis gar bei Nacht und Nebel über den Strom schmuggeln, um es in Argentinien abzusetzen, wo Branntwein durch sehr hohe Besteuerung und unerschwingliche Einfuhrzölle den reinsten Märchenpreis erzielte.

„Solche Geschäfte bringen viel ein“, versicherte er mir, „bis dann eines Tages die Sache einmal schief geht und man den Verdienst von zehn Jahren dabei zuseht.“

Michel war eben einer der soliden deutschen Bauern Südamerikas, dem ein fester, gesicherter Wohlstand lieber war als ein schnelles, mit großen Gefahren verknüpftes Reichwerden.

Paß

Deutschbrasilianisches Schulwesen im Urwald

Von der Schule wurde schon lange gesprochen, denn die Jungen und Mädchen wachsen heran und verwildern. So kommen denn eines Sonntags die Familienväter zusammen in der Venda — Geschäftshaus — und beratschlagen, was zu tun sei. Zuerst muß ein

Stück Land besorgt werden. Das ist allen klar, groß genug für eine Familie muß es auch sein, denn der Kolonielehrer muß Pflanzland haben. Mit ledigen Lehrern hat man sowieso nichts im Sinn. Das hätte schon in der alten Kolonie nicht gut getan, und so will man's in der neuen gar nicht erst anfangen. Also wird man außer der Schule auch noch Haus, Küche und was sonst dazugehört, bauen müssen.

Wer aber übernimmt den Bau? Wer führt ihn? Sie beraten lange hin und her, um dann den Tischler zu wählen. Den kennen sie alle und von dem weiß man, daß er in seiner Art genau ist, weil er etwas versteht. Der Tischler soll den Plan machen, und am nächsten Sonntag wird die Gemeinde wieder zusammenkommen.

Ja, das war ein famoses Gebäude, das er entworfen hatte. Aber dann kam die Kostenrechnung, und die war nicht gering. Die Kolonisten stukten, das war zu viel für sie. Warum das Gebäude überhaupt so groß sein müsse? Der Tischler sagte, damit es auch zu gleicher Zeit als Kirche dienen könne. Schon war der Krach fertig.

Die Gemeinde besteht aus mehreren Konfessionen, Katholiken, Protestanten und Sektierern, die einer nordamerikanischen Glaubensbewegung angehören. Deren Pastor ist zufällig anwesend. Ein junges Bürschchen, das schon seit Wochen bei Lehmann wohnt und dort auch Gottesdienste abhält. Seine Gemeinde ist noch sehr klein, und seinen Sitz hat er sehr weit von hier. Man begreift nicht so recht, daß er sich wegen der paar Leute hierher bemüht. Er ist aber einmal da, und den Zutritt ins Geschäftshaus kann ihm niemand verwehren. Lehmann steht neben ihm.

Ein alter Kolonist bittet ums Wort. „Schule ist Schule und sonst gar nichts. Wer eine Kirche haben will, der soll sich eine bauen.“

„Bravo“, schreien einige Auslanddeutsche. Ein anderer Kolonist erklärt, wenn in der Schule keine Religion gelehrt werde, schicke er seine Kinder nicht hin. „Bravo“, schreien etliche Kolonisten. Ein dritter Kolonist fragt, wie denn Religion gelehrt werden solle, wenn drei Glaubensrichtungen vorhanden seien? Da schweigt alles.

Der alte Kolonist steht nochmals auf: In seiner Heimat sei es so gewesen, daß der Lehrer nur Lehrer war. Wenn die Vorbereitungszeit kam, dann gingen die Schüler zweimal wöchentlich zu ihrem Pfarrer. Der unterrichtete sie, und alles war in Ordnung. Das ließe sich hier wohl auch durchführen.

Da steht wieder einer auf und meint, das wäre doch alles nur müßiges Gerede: erst müsse der Bau beschlossen werden, dann kämen die Sakungen heran. Wenn die durchberaten wären, dann könne auch noch über sonstiges gesprochen werden.

Aber der kommt schlecht an. „Ist das so? Erst soll die Schule gebaut werden, sollen wir Arbeit und Geld dranhängen, und nachher müssen wir's nehmen, wie's der Vorstand beschließt. Ich will überhaupt mal wissen, ob der Lehrer ein Katholik oder ein Protestant wird! Zu einem Protestanten schicke ich meine Kinder nicht.“

Das ist das Signal. Die Männer springen auf, stehen sich kampfbereit gegenüber. Einer schreit: „Was hast du gesagt? Ein Protestant hat dir für einen ganzen Monat Obdach gegeben, als du mit deiner Familie angewandert kamst. Hat dir was gefehlt? Hat meine Frau nicht deiner Frau bei der Geburt geholfen? Haben meine Mädchen ihr nicht die Wäsche gewaschen? Haben sie dir nicht die Küche geführt? Sind wir nicht fast zwei Jahre Nachbarn? Sind wir nicht bis jetzt gut miteinander ausgekommen? Halt's Maul! Unterbrich mich nicht! Und du Hundsfott willst uns Protestanten verachten! Spuckst in den Napf, daraus du gefressen hast? Du Lump hast keine Nachbarschaft mehr mit mir. Geh an meiner Tür vorbei! Lust mir einen großen Gefallen!“ Und dann spuckt er dem andern vor die Füße.

Einen Augenblick herrscht Stille, dann räuspert sich der junge Pfarrer. „Verehrte Anwesende! Der beste Streit taugt nichts, und um dem Streit aus dem Wege zu gehen, möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Wie ich sehe, kommen Sie so niemals zu einem endgültigen Entschluß. Dafür sind die Meinungen zu sehr gespalten, die Gemüter zu erregt. Fragen dieser Art müssen mit der größten Ruhe und Überlegung erledigt werden. Nur so kann Gedeihliches zustande kommen; bei allem, was dauernden Bestand haben soll, ist das so gewesen, und es wird auch hier so sein.“

Dann schlägt er andachtsvoll die Augen nach oben, faltet fromm die Hände und will fortfahren, da ruft Wilm ihm zu:

„Na, Sie Gottesstreiter, denn man raus mit der Sprache, wie Sie die verfahrenene Karre aus dem Dreck ziehen wollen.“

Lehmann springt für den Pfarrer ein und belfert los:

„Dich kümmert so was überhaupt nicht, verstehst du? Schaffe du dir erst mal eine Familie an, und dann stelle dich hier zwischen Leute, die einen Bart im Gesicht haben!“

Wilm prustet vor Lachen: „Sagen Sie das mal Ihrem Pfar-

rer, der hat ein Gesicht wie ein Spanferkel. Und die Familie schaffe ich mir sofort an, wenn ich mir das Mariechen nächstens hole."

Das ist ein Radau! Einer versteht des andern Wort nicht mehr. Lehmann setzt öfter an, kommt aber nicht zu Wort. Dem Pfarrer ergeht es geradeso.

„Wer hat denn hier überhaupt das Wort zu führen? Sind wir nicht in einem öffentlichen Lokal? Wenn ihr Versammlungen abhalten wollt, in denen man ums Wort bitten muß, dann wählt gefälligst erst einen Vorstand!" Ein anderer Ausländer ruft das.

„Ich schlage Lehmann als Präsident vor", schreit Wilm.

Jetzt lachen sie alle. Lehmann aber zittert vor Wut, und der junge Pfarrer redet beruhigend auf ihn ein.

Der alte Kolonist, der zuerst gesprochen, meldet sich wieder: „Wir sind einer auf den andern angewiesen, und bis jetzt ist die Kolonie gut dabei gefahren, und Zanf und Streit hat's wenig gegeben, und wenn's mal vorkam, hat einer dem andern verziehen und nichts nachgetragen, weil wir Menschen alle Fehler haben. Die Einigkeit hat der Kolonie vorwärts geholfen, und sie soll auch weiter dazu helfen. Jeder soll zu seiner Religion halten, aber auch die des andern achten. Dann gibt es nie Streit. Auch diese Schule wird nicht religionslos. Das Vaterunser wird wohl jedes Kind beten können, ohne daß sein Seelenheil Schaden daran nimmt! In jedem Schulbuch stehen so viel Gebete und Sprüche, die von allen Kindern gelernt werden können. Die Schule selbst aber soll nur Schule sein. Wo soll das hinführen, wenn heute dieser, morgen jener Geistliche Gottesdienste darin abhält. Das gibt nur Verdruß, und den wollen wir von Anfang an ausschalten. Kirche ist eben Kirche, Schule ist Schule. Kommt einmal ein Geistlicher, kann er genug Raum anderswo bekommen. Heute fehlt es ja nicht mehr an Räumlichkeiten. Oder werden nicht schon lange die Andachten bei Königs jeden Sonntag abgehalten? Hält der junge Pfarrer bei Lehmanns nicht auch seine Gottesdienste? Fangen wir also zuerst mit dem an, was am meisten not tut, und wenn das in Ordnung gebracht ist, dann geht es einen Schritt weiter. Aber immer werden wir uns gegenseitig helfen. Denn das gehört sich nun einmal so! Wie ist es nun? Fangen wir mit der Schule an oder nicht?"

„Da möchte ich doch noch einige Worte sprechen, wenn es erlaubt ist", sagt der junge Pfarrer. Niemand widerspricht, denn alle lassen sich die Worte des alten Kolonisten durch den Kopf gehen.

„Ich bin von meiner Synode beauftragt, Ihnen mitzuteilen,

daß sie den Schulbau übernimmt und ihn fix und fertig hinstellt, wenn es der Gemeinde an Geld fehlen sollte. Sie knüpft daran nur die Bedingung, daß der Unterricht von mir geleitet wird und die Schule gleichzeitig als Kirche dient, worin jeden Sonntag Gottesdienst stattfindet. Wenn Sie diesen Vorschlag annehmen, sind Sie aller Sorgen ledig und ist der Schuljugend geholfen. Für das erste Schuljahr sind Sie zahlungsfrei. Nur die Schulbücher haben Sie zu kaufen."

"Das sind dann doch wohl Schulbücher, wie sie Ihre Schulen führen?"

"Ja, natürlich."

"Und die Aufsicht führt dann doch wohl auch Ihre Synode?"

"Das ist doch wohl selbstverständlich."

"Schulvorstände gibt's demnach nicht?"

"Nein."

Dieses Frage- und Antwortspiel geht zwischen dem alten Kolonisten und dem Pfarrer.

"Dann wollen wir uns die Sache gar nicht lange überlegen. Die Schule bleibt Schule, und bestimmen tun wir darin! In der Kirche mögen das die Pfarrer tun. Wie ist es, Männer? Fangen wir nächstens an oder nicht? Ist es schon so weit, daß man uns eine Schule bauen muß? Kriegen wir so was nicht mehr selbst fertig? Sind wir Bettler, denen man etwas schenken muß? Soll es in den alten Kolonien heißen, wir wären schon dahin gekommen, daß unsere Kinder wild aufwüchsen? Wenn eine Familie hierherzieht, soll sie ihre Kinder dort lassen, weil sie hier verkommen? Wir müssen die Schule bauen, damit immer mehr Einwanderer kommen, und wir müssen die Schule bauen, damit wir die Kolonie heben, damit wir uns sehen lassen können und uns nicht zu schämen brauchen. Und wir ehren uns selbst, wenn wir so schnell wie möglich damit anfangen. Wer hilft mit?"

Da hat Wilm einen Hunderter auf den Tisch geworfen und gesagt, Ledigen sei es doch wohl auch erlaubt, teilzunehmen am Schulbau. Der alte Kolonist drückt ihm froh die Hand. Schon lege auch ich einen Hunderter daneben, und das wirkt ansteckend. Einer der Männer schreibt Namen und Geld auf, und schnell ist ein großer Betrag zusammen. Es gibt Leute, bei denen das Bargeld knapp ist, und die wollen auch gern mithalten. Sie sollen Holz und Arbeit liefern. Der Tischler aber erbietet sich, einen ganzen Monat unentgeltlich zu schaffen. Etwas wie Begeisterung überkommt die Männer. Nur Lehmann und der Pfarrer halten sich abseits.

Schnell ist jetzt eine Baukommission gewählt, schnell ist der Bauplan mit einigen kleinen Abänderungen angenommen, ist der Anfangstag bestimmt, werden die Erdarbeiten vergeben, und als dann alles erledigt ist, da wird ein Krug Bier getrunken.

Der alte Kolonist aber holt sich die zwei Streithähne, den Katholiken und den Protestanten, vor, legt beider Hände ineinander und sagt schlicht: „Da vergibt einer dem andern und macht jeder einen dicken Strich unter das Vorgefallene. Kommt und trinkt eines miteinander!“

Nachher wurde es dann noch ganz lustig. Es wurde gesungen, und auch Lehmann taute langsam auf. Wilm schob sich zu ihm hin und trank ihm zu. Erst wollte er nicht Bescheid tun, aber als Wilm sich breitbeinig vor ihm aufpflanzte und ihn anäugte, da trank er, und sagte auch kein Sterbenswörtchen, als Wilm ihm derb auf die Schulter klopfte und ihn Schwiegervater nannte.

Zwei Monate später war die Schule fertig und mit einer schlichten Feier eingeweiht. Die restlichen Schulden wurden schnell durch Sammlungen eingebracht. Schmuck stand das Gebäude da und war eine Zierde für den Ort. Jetzt konnte ein Lehrer kommen.

Hellmut Culmann
Deutschbrasilianische Volkshymne
Im Versmaß der Nationalhymne

Mit deutscher Kraft steigst du empor, Brasilien,
zum Paradies im goldnen Sonnenglanz:
Der Städte Handelshallen und Fabriken,
der Kolonien voller Blumenkranz
künden unsres Fleißes Segen,
in die Herzen woll'n wir's freudig schreiben:
Deutsche Kraft — Brasiliens Blüte!
Würdig unsrer Väter laßt uns Brüder bleiben.

O Patria amada
Idolatrada,
Salve, Salve!

Brasilien — Deutschland, ewig sei's verbunden
in hoher, edler Menschen-Bruderschaft,
wir Brasilianer deutschen Blutes halten
der Freundschaft Pfand in treuer Herzverhaft,

des Südens Freude frönt des Nordens Streben,
der deutsche Adler grüßt Brasiliens Sonne,
im Sternenflug umrauscht ihr unser Leben!

Terra adorada
Entre outras mil, és tu Brasil,
O Patria amada
Dos filhos allemaes es mae gentil
Patria amada, Brasil !

Argentinien

L. Mirau / An Argentinien

Argentinien, schönes, freies
Land, geeint im Bruderbund,
unsrer Kinderherzen treues
Lied erschall aus frohem Mund.

Von der hohen Cordilliere,
wo der Kondor nistend haust,
hin bis zum Atlant'schen Meere,
wo die Wogenbrandung braust,
von des Uruguays Gefilde
bis zum südlich fernen Strand:
tausend herrliche Gefilde
bietetst du, mein Vaterland.

Wer die hohen Palmenwälder
an dem Rand des Parana,
wer der Pampa Saatenfelder,
wer des Urwalds Wunder sah,
wer der Blumen und der Falter
Pracht, die du gebierst, erkannt,
weiß, wie schön der Weltgestalter
dich erschuf, mein Vaterland.

Felix W. Günther / Bleib immer deutsch

Zwingt dich im Strome deines Lebens
ein Jugendschmerz, das Land zu fliehn,
wo du die goldnen Kindheitsjahre
sahst froh an dir vorüberziehn:

Dann präge fest dir ein die Mahnung,
eh' du zum Wanderstabe greiffst:
Bleib immer deutsch in deinem Herzen,
bis ab dein Erdenkleid du streiffst.

So mancher schon zog kühn von dannen,
gelockt von Tropenglanz und Glut,
vom Gold auf fremder Länder Straßen,
von märchenhafter Zauberflut;
doch in dem Strudel neuen Lebens
vergaß er seiner Heimat Ruhm
und ward als Lebender der Fremde
ein Toter dem Germanentum.

Drum halte fest mit deinem Herzen,
wo du auch seist, am Vaterland;
und scheide nicht von deinen Bergen,
eh' du der Heimat Wert erkannt!
Mag dann dir auch die Fremde bieten
das Glück, an dem dein Herz einst hing,
so wird sie niemals das ersetzen,
was dir daheim verloren ging!

Und hast du einen Herd gefunden,
ein eignes Heim, hast Weib und Kind,
so Sorge dann als deutscher Vater,
daß deutsch auch deine Kinder sind!
Lehr' deutsche Wort' sie, deutsche Klänge,
zeig' deutschen Mut und Männlichkeit —
nur dann ersetzt die weite Ferne
dein Heimatland in Freud und Leid!

J. F. von Wallowitz / Der Väter Vaterland

Deutsch-Argentinier, laß dich willig führen
du sollst im Herzen hohe Lust verspüren;
ich will dich leiten in ein Wunderland
der Wirklichkeit, wie's kaum dein Traum erfand.

Dort blühen Linden, ragen schlanke Tannen;
die Eichen regen sich gleich reis'gen Mannen.
Süß klingt der Nachtigallen Melodie
am Quell jungfräulich frischer Poesie.

In Burgruinen träumet die Legende,
das Märchen lauscht auf blumigem Gelände;
in stiller Kammer der Gedanke webt,
der aus der Einsamkeit ins Leben strebt.

Dort wohnt ein Volk mit großem, stolzem Namen,
aus dessen Schoße deine Väter kamen,
mit strenger Sitte und mit edler Lehr',
ein Volk, in Frieden stark und Trutz und Wehr...

Am schönen Silberstrand warst du geboren,
im Land, das deine Väter auserkoren —
sei Argentinien treu mit Herz und Hand:
Doch halte hoch der Väter Vaterland!

A. N. Schuster / Weihnachten in Argentinien

Es war der erste Weihnachtsabend der beiden auf ihrer einsamen Chacra in einem der nördlichen Waldterritorien Argentiniens.

„Mag es nun sein, wie es will“, hatten sie sich schon Wochen vorher gesagt, „Weihnachten wird wie zu Hause gefeiert!“

Man muß das natürlich so auffassen, daß die zwei entschlossen waren, sich einen möglichst vollendeten Ersatz für den Weihnachtsabend zu schaffen. In der Tat waren etwas Weihnachtsschmuck und einige Kerzen, die man sich von Buenos Aires hatte kommen lassen, das einzige nicht Nachgemachte an dieser Feier. Den Baum mußte der Urwald liefern, die „Bottle“ sollte durch ein halbes Duzend Flaschen Bier ersetzt werden, welches in der nächsten, zehn Kilometer weit entfernten „Boliche“ zu haben war. Es war allerdings ganz und gar nicht das, was eine „Bottle“ ist, aber es war ein außergewöhnlicher Luxus und kostete annähernd soviel wie eine Weihnachtswine. Wenn man sich dann von der Temperatur noch etwa fünfzig Grad herunter dachte, so war das übrige Sache der „Weihnachtsstimmung“.

Nun, am Mittag des 24. war alles so ziemlich zusammen. Womit es noch haperte, das war der Weihnachtsbaum. Um ein Uhr nachmittags gingen die beiden über den Kamp nach dem Walde hinüber, um sich den „Tannenbaum“ zu holen.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum!“ sumnte der eine in einem schwachen Anlauf, vorweihnachtabendliche Stimmung hervorzu-

rufen. Aber er kam kaum über die erste Strophe hinweg, trocknete sich den Schweiß ab und sah starr in die unter der Mittagshitze flimmernde Kampfläche hinaus. „Wenn ich daran denke“, murmelte der andere, „wie ich einmal als Forstleve an eben diesem Tage in den verschneiten Wald geschickt wurde, um für die Oberförsterfamilie eine Weihnachtstanne zu holen und der Schnee nur so unter den Füßen krachte und ...“ Er brach ab, da er an den Rand eines in der Sonne gärenden Sumpfes geraten war, in den sein Fuß mit einem Geräusch hineinfuhr, das ganz anders als das Krachen des Schnees klang. „Machen wir, daß wir in den Wald kommen, hier ist's zum Tollwerden“, meinte der andere.

Hat schon einmal einer von euch in einem tropischen Urwald nach einem Ersatz für einen Weihnachtsbaum gesucht? Es ist keine Kleinigkeit, ganz abgesehen von dem völligen Mangel an Nadelhölzern. Gerade gewachsene Stämmchen zu finden in einem Wald, in dem aller Baumwuchs in verzweifelten Verrenkungen nach Licht und Luft ringt, sich mit dem Buschmesser durch Dornen und Schlinggewächse schweißtriefend seinen Weg bahnen, wenn man endlich so etwas erspäht hat, unter dem sich eine kühne Phantasie einen „Weihnachtsbaum“ vorstellen könnte — das sind die Aufgaben, vor denen man hier bei einem solchen Unternehmen steht!

Nun, die beiden hatten schließlich den Wipfel eines kleinen Bäumchens für „annähernd“ zweckentsprechend gefunden, hatten ihn nach ihrem Rancho geschafft, aufgestellt und zu schmücken begonnen. „O Tannenbaum, o Tannenbaum — wie schief sind deine Äste!“ sang der eine, indem er nur unter der größten Anstrengung die Kerzenhalter anbrachte. „Ja, ja, es geht eben nichts über einen guten, gerade gewachsenen deutschen Weihnachtsbaum: wenn ich daran denke ...“ „Mensch, hör auf!“ „Herrgott die Hitze!“ „Nun reich mir noch den Wachsengel da, daß ich ihn da oben anbringe.“ „Das da?“ fragte der Handlanger, ein Fädchen ergreifend, an dessen Ende ein zu einem formlosen Klümpchen zusammengeschmolzenes Etwas hing. Der Baumschmücker stieg vom Stuhl, setzte sich gekniet darauf und knöpfte sich den Hemdkragen auf: „Wenn ich daran denke ...“ fing er wieder an. „Hör endlich mit deinen Erinnerungen auf!“ unterbrach ihn der andere schroff. „Wenn ich bloß daran denke“, fing jener hartnäckig wieder an, „wie man zu dieser Stunde als Junge zu Hause hinter den Eisblumen der Fensterscheiben saß und ...“

Ein Knall unterbrach ihn.

Beide fuhren herum. Noch ein Knall aus der Stubenecke und dann noch einer.

„Auch das noch! Jetzt fangen die Bierflaschen schon an zu plazen! Man rasch, daß wir den Rest noch retten, wollen sie in den Brunnen hängen, dumm, daß wir daran nicht gleich gedacht haben.“ Nachdem die restlichen drei Bierflaschen in der angedeuteten Weise vor dem Explodieren unter Einwirkung von vierzig Grad geschützt waren und noch einiges in der Chacra erledigt war, wurde das frugale Abendessen in der Küche eingenommen. Dann gingen die beiden still und feierlich in den Rancho zurück, um den Weihnachtsbaum anzuzünden.

Aber das erste angezündete Streichholz beleuchtete nur ein elendes Nachbild von Weihnachtsbaum mit welken Blättern und krumm geschmolzenen, nach unten hängenden Kerzen!

Der, welcher das Streichholz angezündet, ließ das ausgebrannte fallen und sagte rauh: „Lassen wir das Ding da stehen, wie es steht, und legen wir uns aufs Ohr, damit wir möglichst rasch vergessen, was heute für ein Tag ist!“

Und so feierten dann die beiden ihren „Weihnachtsabend“!

Will Ulmenried-Neujack / Heimats Sehnsucht

Steinpaläste stehn und schweigen,
heiße Sonne brennt den Stein,
unter stillen Palmenzweigen
schläft der müde Abend ein.

Meine Seele geht und schreitet,
wo der Draht den Ramp umsäumt,
da wo sich die Pampa weitet
und der Rancho einsam träumt.

Nirgends schau ich Rebenhügel
wie am Neckar, wie am Rhein,
keiner Mühle Wanderflügel
schaukeln goldnen Weizen ein.

Keine Wälder raunen Märchen
wie im deutschen Vaterland,
Eufalyptus, Palmen, Lärchen
seh ich nur im Sonnenbrand.

Eins nur könnte überwinden,
was das Herz macht sehnsuchtskrank:
Deutsche Tannen, deutsche Linden,
deutsches Lachen, deutscher Sang.

Hans Tolten / „Viva Alemania!“

Ich sattelte Golondrina, die einzige Überlebende meiner Tropilla — denn Njandú zählte ich schon zu den Toten — und ritt in die Savanne hinaus.

Erst draußen kam mir zum Bewußtsein, daß ich mir irgendein Ziel setzen mußte, denn ich konnte doch nicht im überschwemmten Kamp umherirren. So nahm ich Richtung auf die nächste Station der Santa-Fé-Bahn, die etwa fünfundvierzig Kilometer entfernt lag.

Hurtig schritt Golondrina durch die wasserbedeckte Ebene. So oft sie hinten ausglitt oder wankte, was bei dem durchweichten glitschigen Gelände nur zu natürlich war, schrak ich zusammen. Ich fürchtete, daß auch sie schon krank sei.

Nach siebenstündigem Ritt erreichte ich müde und durchnäßt die Station und machte vor dem Wirtshaus halt. In einem Schuppen fand sich ein trockenes Plätzchen für Golondrina. Ich sattelte ab und versorgte sie mit Kleeheu und Mais. Dann begab ich mich in das Gastzimmer und bestellte ein Glas Mendoza Wein.

Die kleine Stube war voll von Gästen, meist korrentinischen Mestizen, die das in Corrientes übliche Gemisch aus spanischen und indianischen Wörtern sprachen. Da auch ich des Guarany mächtig war, horchte ich auf ihre Unterhaltung, um festzustellen, ob nicht vom Mal de Caderas geredet würde. Aber keiner von ihnen sprach dieses Schreckenswort aus. Wir waren offenbar die ersten, die von der Pest heimgesucht wurden.

Ich selber durfte keinen Ton davon verlauten lassen, sollten mein Pferd und ich nicht wie Aussäzige gemieden werden. Sofort hätte der entsekte Wirt Golondrina auf die Straße geführt und ihren Platz im Schuppen mit Kreolin und glühender Asche gereinigt. Denn kein berittener Gast — und hier waren fast alle beritten — hätte sich dem Wirtshaus auch nur auf hundert Schritte genähert, wenn bekanntgeworden wäre, daß hier ein Pferd von einer mit Mal de Caderas verseuchten Estanzia untergestellt war.

Die Gäste, anscheinend kleinere Viehzüchter und Fuhrleute aus

der näheren Umgegend, unterhielten sich laut und aufgeregte. Etwas Unerhörtes mußte die Gemüter dieser halben Naturmenschen bewegen.

„Dazu muß mein Junge“, hörte ich einen schelten, „jeden Tag drei Meilen hin und drei zurück durch den überschwemmten Kamp reiten, um so etwas an sich vornehmen zu lassen.“

Ein anderer wies entrüstet darauf hin, daß er das Opfer bringe, jeden Monat dreißig Pesos Kostgeld für seine Tochter zu zahlen, nur damit sie hier zur Schule gehen könne. Und da kämen nun solche Sachen vor.

„Eine Schande!“ „Unerhört ist es!“ rief man erregt durcheinander.

Unter den Konservativen habe es so etwas nicht gegeben, warf ein großer blatternarbiger Mensch dazwischen; das sei mal wieder echt radikal. Und als man ihn fragte, was denn die Radikale Partei mit diesen Teufeleien zu tun habe, erzählte er voll Erbitterung, daß dieser Gringo — so nennen die Kreolen geringschätzig den Ausländer — eine große Empfehlung von der Schulbehörde und vom Gesundheitsamt aus Buenos Aires mitgebracht habe, und daß der Polizeikommissar auf seine Beschwerde hin die Unterstützung des Fremden durch die Behörden bestätigt habe. So etwas sei eben nur unter einer Regierung der Radikalen möglich.

Ein kleines, blondes Männchen, mit einem von Sommersprossen übersäten Gesicht, das bisher schweigend seinen Rotwein getrunken hatte, ergriff jetzt das Wort. Obwohl er einem Ausländer ähnlich sah, mußte er dennoch dem dunkelsten Corrientes entstammen; nur dort spricht man ein so reines Guaraní. Das Männchen schien ein gewisses Ansehen unter den übrigen Correntinern zu genießen, denn alle schwiegen, als es zu sprechen anhub.

„Campaneros, hier müssen wir uns wieder einmal selber helfen: wie damals, als wir die Viehdiebe erledigten, die mit der Polizei unter einer Decke staken. Da haben wir unsere Herden mit der Waffe geschützt, und jetzt werden wir, denke ich, unsere Kinder ebenso verteidigen. Ich habe mir's überlegt. Der Kerl darf nicht mit dem Blut der Kinder entkommen. Wer weiß, was er damit vorhat. Morgen will er wegfahren. Wenn er erst in der Bahn sitzt, ist es zu spät. Also heute nacht, Campaneros! Es geht um das Leben unserer Kinder, ja vielleicht um ihr Seelenheil. Wenn wir geschlossen dabei sind, kann uns kein Richter etwas anhaben.“

Stille folgte seinen Worten. Man fühlte, daß sie ihre Wirkung taten.

„Wir werden uns den Gringo mal bei Licht besehen“, großten sie. „Er soll schon damit rausrücken, zu was er das Menschenblut braucht!“ Man werde ihn scharf beobachten.

Ich erhob mich und trat an den Schanktisch.

„Weshalb sind diese Leute so aufgebracht?“ fragte ich leise den Wirt, der gleichfalls ein correntinischer Mischling war.

„Ganz mit Recht sind sie aufgebracht“, antwortete der. „Kommt da vor ein paar Tagen ein blonder, blauäugiger Mann, aus Deutschland, wie er sagt, das muß irgendwo da unten sein, von wo alle diese Gringos kommen. Zwei jüngere Leute, die ihn Professor nennen, waren in seiner Begleitung. Ich dachte, es wäre ein neuer Lehrer, denn er fragte gleich nach dem Schulhaus. Aber nichts von dem. Er geht also zur Schule und übergibt dem Lehrer zwei Briefe, einen von der Schulbehörde und einen vom Gesundheitsamt. Was meinen Sie, was in den Briefen steht? In hundert Jahren würden Sie es nicht erraten. Es steht drin, daß der Überbringer die Berechtigung habe, jedem Schulkind Blut zu entnehmen. Und der Lehrer, dieser Schwachkopf, erlaubt es ihm auch gleich. Ja, er tut geradezu, als ob es eine besondere Ehre für uns sei, daß der Gringo unser Blut will. Ohne weiteres packen die beiden Gehilfen Glasscherben aus, jedes Kind kriegt einen Stich in die Fingerspitze, als müßte das so sein, dann wird das Blut auf die Glasscherben gestrichen, und schon packen sie die Scherben wieder ein. Nun frage ich Sie: Was will der Gringo mit dem Blut unserer Kinder? Daß da der Teufel die Hand im Spiel hat, ist doch klar wie die Sonne.

Aber ich habe noch andere Beweise, daß es bei dem Gringo nicht mit rechten Dingen zugeht. Er hat da so ein Rohr zum Durchgucken. Darunter tut er einen Tropfen klares Wasser. Er ließ mich mal hineinsehen. Erst sah ich nichts; dann wäre ich beinahe vor Schreck auf den Rücken gefallen. In dem Wassertropfen — verstehen Sie mich wohl, klares Wasser aus dem Brunnen, wie wir es jeden Tag trinken — war auf einmal ein Gewimmel und Gekribbel. Wie in einer Lagune, die bei der Dürre austrocknet, so wimmelte es von Tieren in dem Wassertropfen.“

Der Wirt füllte ein Glas mit kristallklarem Trinkwasser und hielt es mir vor die Augen.

„Sehen Sie hier Bestien und Ungeheuer drin? Nun, mit dem Teufelsrohr des Gringos verwandelt sich dieses gute klare Wasser sofort in einen Höllenpfuhl voller Ungetüme.“

Wäre ich nicht so traurig über den Verlust Njandus gewesen,

dann hätte ich wohl über die Verwirrung gelacht, die der Forscher mit seinen Untersuchungen in den Köpfen der correntinischen Hinterwäldler angerichtet hatte. So dachte ich nur daran, daß die Sache für ihn gefährlich werden konnte und man den Ahnungslosen warnen mußte. Ich fragte den Wirt, wo der Hexer denn anzutreffen sei. Er bezeichnete mir die Hütte eines Holzfällers; dieser jage allerlei Tiere für ihn, denen er ebenfalls Blut abzapfe.

„Er ist gieriger nach Blut als die Vampire“, schloß der Wirt in-grimmig.

In der Holzfällerhütte fand ich den Gelehrten, einen kleinen hageren Mann, lebhaft in der Bewegung, aber mit müdem, überanstrengtem Gesichtsausdruck. Er stand über seine Geräte gebeugt, die er mangels eines Tisches auf einer Kiste im Hofe aufgestellt hatte. Auf dem Boden lag ein totes Wildschwein, ein graues Halsbandpekari. Der Forscher war so vertieft in seine Arbeit, daß er mich gar nicht bemerkte. Nach einer Weile richtete er sich auf und gab einem jungen Mann den Auftrag, das Ergebnis der an dem Halsbandpekari vorgenommenen Untersuchung in das Tagebuch einzutragen.

In diesem Augenblick entdeckten mich die Hunde, die eifersüchtig das tote Wildschwein umstanden, und stürzten mit wütendem Gebläff auf mich los. Der Holzfäller rief sie zurück, aber sie gehorchten nicht. Da warf er mit Holzscheiten nach ihnen, so daß sie sich winselnd in das angrenzende Wäldchen verkrochen.

Ich ging auf den Forscher zu. Wir nannten unsere Namen. Es war Professor Mühler vom Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg. Er reichte mir freundlich die Hand und machte mich dann mit seinen Begleitern bekannt.

Der Professor sprach fließend Spanisch, wenn auch mit jener fehligen Aussprache des R-Lautes, an der man leicht den Deutschen erkennt. Ich führte das Gespräch deutsch fort, was ihn zu freuen schien. Im Laufe der Unterhaltung fragte ich ihn, wie lange er schon unterwegs sei, und wann er in seine Heimat zurückzukehren gedenke. Er sei schon einige Monate im Lande, antwortete er mir, habe Chile besucht und wolle auch noch nach Paraguay. Wann er heimfahren könne, wisse er noch nicht. Das hänge davon ab, wann eine bestimmte Krankheit, derentwegen er eigentlich die weite Reise unternommen habe, es für gut befinde, diese Gegenden hier ein wenig heimzusuchen. Vorläufig habe sie ihm den Gefallen noch nicht getan, obgleich gerade jetzt alle Vorbedingungen dafür gegeben seien. Nennen wolle er mir die Seuche,

deren Auftreten er so sehnsüchtig erwartete, jedoch einstweilen nicht.

„Erst muß ich Sie näher kennenlernen“, sagte er mit lustigem Augenzwinkern; „muß erst in Ihrer Gemütsart Bescheid wissen, bevor ich es wage. Denn als ich vor einiger Zeit einem Viehzüchter harmlos erzählte, daß der Ausbruch dieser Krankheit mein Herzenswunsch sei, ist er mir beinahe an die Kehle gesprungen. Er sagte, ich müsse ein ausgemachter Schurke sein, daß ich so etwas herbeiwünsche, und er entfernte sich mit allen Zeichen des Abscheus von mir.“

Dann fragte mich der Professor, ob ich ihm nicht einige kräftige, gut gezähmte Reittiere besorgen könnte. Ich verneinte. Wir hätten keine. Wir hätten sehr gute Pferde gehabt und würden ihm gern ein paar geliehen haben, doch jetzt seien unsere besten Tiere an Mal de Caderas verendet oder dieser Krankheit wegen von uns getötet und verbrannt worden; wir litten selber Mangel an Pferden.

Eine große Erregung hatte sich während meiner Worte des Professors bemächtigt. „Was“, rief er, „Mal de caderas, das sagen Sie so ruhig! Das ist ja die Krankheit, auf die ich warte!“

Begeistert rief er die andern herbei. Ich mußte mahnen, nicht so laut zu sprechen. Wenn bekannt würde, daß es auf unserer Estanzia Mal de caderas gab, so flöge ich samt meinem Reittier aus dem Wirtshaus. Und das würde mir jetzt, am Spätnachmittag, mit dem Himmel voller Regenwolken und der Savanne voller Wasser, nicht gerade angenehm sein. Ich schlug dem Professor vor, er solle mir Objektträger und Deckgläser mitgeben, soviel er wolle; ich würde Blutabstriche von kranken Pferden machen und sie ihm zuschicken. Selbst könne er ja nicht zu uns kommen, da er keine Pferde habe. Reittiere zu mieten, widerriet ich ihm; denn erführe man, daß er mit den gemieteten Tieren eine von der Pferdepest verseuchte Estanzia aufgesucht habe, sei er gefährlichen Entrüstungstürmen ausgesetzt.

Ich hätte übersehen, daß es doch Reittiere zu kaufen gebe, wandte der Professor ein.

„Schade um die Tiere“, erwiderte ich. „Sie stecken sich bei uns sofort an und sind dann rettungslos verloren.“

Ruhig entgegnete der Forscher, das Mal de caderas könne seine Reittiere nicht gefährden, er besitze das vorbeugende und heilende Mittel dagegen.

„Herrgott, wenn das wahr wäre!“ schrie ich auf und packte

ihn am Arm. „Wenn Sie meinen Njandú, meinen Schimmel, retten könnten! Aber nein, gegen Mal de Caderas gibt es kein Mittel. Was hat die Wissenschaft schon alles versucht, und immer vergeblich!“ Tränen traten mir in die Augen, und ich schämte mich ihrer ein wenig.

„Freuen Sie sich“, sagte er, „freuen Sie sich mit uns! Wir haben das Mittel. Endlich ist es geglückt!“

Seine kleine Gestalt schien zu wachsen. Aus seinen Augen, aus den müden, bleichen Zügen strahlte der Abglanz innerer Reinheit und Klarheit. Ich glaubte ihm, und ein Gefühl tiefer Dankbarkeit erfüllte mich für diesen großen Menschen, der sein Leben der leidenden Kreatur geweiht hatte.

Jetzt entnahm er einem Kästchen eine kleine Ampulle und reichte sie mir. Sie enthielt ein bräunliches, freidiges Pulver, und auf dem aufgeklebten Zettel stand das Wort „Germanin“. „Das ist das Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen, das Mittel gegen die Trhpanosomen, die Erreger der Pferdepest“, fügte er hinzu.

Hastig gab ich die Ampulle zurück. Ich müsse sofort heimreiten, erklärte ich; es gelte das Leben meines Lieblingspferdes, das mir wie ein Freund teuer sei. Vor dem Wegreiten hätte ich den Auftrag hinterlassen, es zu töten und zu verbrennen. Sobald ich auf der Estanzia einträfe, wollte ich den Ochsenkarren schicken; morgen könne er hier sein, um den Professor und seine Begleiter zu uns zu bringen.

„Aber nein, das geht ja nicht“, fiel mir plötzlich ein, „Sie sollen ja heute nacht gehncht werden.“

Verblüfft starrte der Professor mich an. Er schien an meinem Verstand zu zweifeln. In kurzen Worten berichtete ich ihm von dem dem Anschlag, den man gegen ihn plante. Erst war er betroffen, dann überwältigte ihn das Komische der Lage, und er und seine Begleiter begannen herzlich zu lachen.

Ich mußte ihre nicht enden wollende Heiterkeit unterbrechen und ihnen klarmachen, daß Herr Mühler, wenn er hierbleibe, ernstlich Gefahr laufe, von den abergläubischen Correntinern belästigt zu werden. Persönlich aber konnte ich ihm nicht beistehen, denn das Leben meines besten Pferdes hänge von meiner sofortigen Heimkehr ab.

„Glauben Sie, daß ich Sie aus den Augen lasse, nachdem ich weiß, daß bei Ihnen Mal de caderas ist?“ entgegnete der Gelehrte. „Ich habe Empfehlungsschreiben vom Gobernador an die Polizeikommissare. Damit requiriere ich auf der Polizeistation ein

Reittier. Meine Begleiter können Sie dann morgen mit dem Ochsenwagen abholen lassen."

Der Professor steckte Spritzen und Ampullen mit Germanin und Rochsalzlösung zu sich, und wir gingen zur Polizeistation. Bereitwilligst ließ uns der Kommissar ein gesatteltes Maultier. Es war etwas störrisch, deshalb ritt ich es und gab dem Professor die zahme, willige Golondrina.

Auf Umwegen und versteckten Seitenpfaden verließen wir die Bahnstation, um von den racheschnaubenden Correntinern nicht gesehen zu werden.

Die Nacht brach herein; es wurde stockfinster. Der Himmel war mit regenschweren Wolken bezogen. Kein Stern wies uns den Weg. Nach kurzer Zeit plantschten wir durch die überschwemmte Savanne. Ich horchte auf das bald sich nähernde, bald sich entfernende Bellen der Farmerhunde und beobachtete die Lichter der Gehöfte, um die einzuschlagende Richtung zu bestimmen. Der Gedanke, daß wir uns verirren könnten, jagte mir einen furchtbaren Schrecken ein. Dann kamen wir erst am nächsten Tage zu unserer Estanzia; und bei Tagesgrauen würde man Njandú bestimmt töten, wenn man es nicht schon heute getan hatte.

Der Ritt war für den Gelehrten sehr anstrengend. Das Wasser stand an manchen Stellen kniehoch und machte jeden Weg, jede Wagenspur unsichtbar.

Alles würde noch erträglich sein, wenn nur die verwünschten Moskitos nicht wären, hörte ich den Professor sagen, den ich in der Dunkelheit kaum sah; sie umschwirrten sein Gesicht wie ein Bienenschwarm; es sei schon ganz durchsiebt von ihren Stichen.

Ich reichte ihm mein Halstuch, damit er sich den Nacken schütze, und versicherte ihm tröstend, daß nur die windstille, regnerische Nacht die Mücken hervorlocke. Sobald sich ein schwaches Lüftchen erhebe, würden sie verschwinden, und das könne von einem Augenblick zum andern geschehen.

An den Gehöften, deren Lichter immer zur erwarteten Zeit und an der vermutenden Stelle auftauchten, sah ich, daß wir in guter Richtung ritten. Später, als die Lichter erloschen, gab uns das fernhin hörbare Bellen der Meuten die Lage der einsamen Farmen an. Mein Begleiter verlor trotz der Anstrengung des nächtlichen Rittes, der Mäße und der Moskitos seine Laune nicht. Er ging ausführlichst auf meine Fragen ein und erzählte mir, wie man das Heilmittel gegen das Mal de Caderas gefunden hatte.

Das tropische Afrika ließ der Forscher vor mir emporsteigen.

Eingeborenendörfer lagen zwischen Palmen- und Bananenhainen, wo man noch in paradiesischer Einfachheit und Sorglosigkeit lebte, wo man im Lichte des Mondes beim Klange der großen Trommeln tanzte und sich des Lebens freute, bis die furchtbare Seuche heranschlich und die Geisterhütten, die man den Verstorbenen errichtete, sich derart mehrten, daß sie oft die Hütten der Lebenden an Zahl übertrafen.

Ganze Dörfer, ja, große Landstriche entvölkerte die heimtückische Schlafkrankheit, Gebiete, in denen Millionen von Menschen glücklich leben könnten, liegen öde und verlassen, als Wohnstätten des Todes gefürchtet und gemieden. Vom Sudan bis nach Rhodesien, vom Senegal und Guinea bis zum südlichen Angola hat die Glossinafliege die im Blute des Menschen schmarokenden Trypanosomen getragen, und in manchen Gegenden sind mehr als die Hälfte der Eingeborenen schlafkrank.

Wie dem südamerikanischen Züchter das von den Geißeltierchen, dem *Mal de caderas*, verseuchte Pferd als verloren gilt, so sah bisher auch der Afrikaner seinen von denselben Schmarokern heimgesuchten Mitmenschen als hoffnungslos dem Tode verfallen an. Eine Rettung gab es nicht. Bis die deutsche Wissenschaft nach jahrelangem, unermüdlichem Forschen in dem Naganol oder Germanin ein Mittel fand, das die Trypanosomen mit einem Schlage vernichtet, ohne den Wirt zu schädigen, in dessen Blut sie schmarokten. Heilungen gelangen, die biblischen Wundern glichen. Heute ist die Schlafkrankheit des Menschen ebenso heilbar wie die gleichfalls von Trypanosomen verursachte afrikanische Tsetsekrankheit der Haustiere und das *Mal de Caderas* der Einhufer des tropischen Amerika.

Schweigend ritten wir weiter; ich sann dem Gehörten nach. Da glühte in der Ferne vor uns ein Licht auf. Wie ein kleiner Stern schien es erst, aber bald wurde es größer und größer: es war ein Feuer. Das Herz krampfte sich mir zusammen. Sollte es Njandús Scheiterhaufen sein?

Meine Unruhe teilte sich meinem Reittier mit, das schneller ausschritt. Mitternacht war längst vorüber, als wir in den Hof ritten. Ich lief zum Scheiterhaufen, der in der Pferdekoppel brannte. Ein schwarzverkohelter, unkenntlicher Pferdeleib lag in der Glut. Dann rannte ich zum Stall. Aus der Dunkelheit klang mir ein schwaches, meckernd weinerliches Wiehern entgegen. Gott sei Dank! Njandú lebte noch.

Der Professor, obgleich steif vom anstrengenden Ritt und bis

an die Hüften durchnäht, wollte sofort das kranke Tier sehen. Die Hirten kamen mit Sturmlaternen. Njandú versuchte aufzustehen, brachte aber nur noch den Vorderkörper hoch. Der Forscher nahm eine genaue Untersuchung vor, maß die Temperatur und machte sich Aufzeichnungen. „Festhalten!“ befahl er dann. Alle zugleich drängten die Hirten herein. Selbst Dona Maria und Juanita wollten mithelfen; sie ließen es sich nicht nehmen, wenigstens die Laternen zu halten, damit der Lichtschein dorthin fiel, wo der Professor ihn haben wollte.

Jetzt wurde dem Schimmel eine starke Schnur in der Nähe der Brust um den Hals geschlungen und die Schlinge fest zugezogen. Die Halsschlagadern schwellen dick auf von dem so gestauten Blut. Auf der linken Seite des Halses, nahe am Kopf, wo die unter dem Fell sich abzeichnende Schlagader sichtbar wurde, befreite man nun mit der Schere eine kleine Stelle säuberlich von den Haaren. Dann wurde der Inhalt einer Ampulle Germanin mit Kochsalzlösung vermischt und die Lösung mit der Spritze aufgesogen.

Wir sollten gut achtgeben, rief uns der Professor zu, denn in Zukunft müßten wir uns selbst helfen; er könne nicht immer hierbleiben, es sei ihm zu feucht in dieser Gegend.

Er nahm die fingerlange Nadel und stach sie, flach vom Kopf her, in die gestaute Schlagader. Ein dünner Strahl dunklen Blutes schoß im Takt des schlagenden Herzens aus dem hinteren Ende der hohlen Nadel hervor. Der Professor schob die Spritze in die Nadelöffnung, löste die stauende Schnur von Njandús Hals und spritzte mit sanftem Druck das rettende Mittel in die Blutbahn.

Ich ergriff die Hand des Gelehrten und drückte sie:

„Wie kann ich jemals meine Dankeschuld begleichen?“

Eine leihweise überlassene trockene Hose, etwas heißer Tee und ein paar Eier wären gar nicht so übel als Abschlagszahlung auf diese Schuld, meinte der Professor heiter; und es gelang ihm mit dieser Bemerkung und seinem lustigen Augenzwinkern, unsere traurigen Gesichter aufzuhellen. Wir alle lachten, und die Frauen liefen eiligst davon, um das Abendessen zu bereiten.

Etwas unheimlich war uns doch zumute, als Njandú am folgenden Tag aufsprang und munter in der Koppel umherlief, anscheinend ganz gesund. Wir konnten das Wunder nicht fassen, und mit scheuen Blicken sahen die Hirten auf den Professor, den sie insgeheim für einen Hexenmeister halten mochten. Nur Juanita fand alles sehr natürlich: Der heilige Franziskus von Assisi, der die Tiere so liebte, daß er sie seine Brüder nannte, der hatte eben

das Wunder vollbracht. Und um die gelobte Wallfahrt nach Itati würde sie nun nicht herumkönnen, die war durch die Rettung Njanúds fällig. Da gab es nichts zu deuteln.

Etwa die Hälfte unserer Pferde war noch am Leben und wurde durch heilende oder vorbeugende Einspritzungen gerettet. Als bald darauf auch in der Umgegend die Seuche auftauchte, wurden auch hier alle Krankheitsherde durch das Germanin im Keime erstickt.

Die Begeisterung der Viehzüchter für den Wunderdoktor kannte keine Grenzen. Sie boten ihm Bezahlung an, wollten ihm Reitpferde und Milchkühe schenken; aber zu ihrem Erstaunen nahm er nichts von alledem an. Er möchte nur gern eine Krokodilhaut haben, sagte er des öfteren.

Dumm sei der Gringo bei aller Gelehrtheit, meinten sie da. Was der für Geld verdienen könnte! Eine große Estanzia käme schnell zusammen, wenn er Rinder in Zahlung nähme. Für ein gerettetes Pferd zwei junge Kühe, wer hätte ihm das nicht gegeben! Statt dessen wünschte er sich eine Krokodilhaut, die doch keinen Centavo wert war!

Nach einigen Wochen gab es in unserer Gegend kein Mal de Caderas mehr. Und der Professor wollte weiter, nach Formosa und Paraguah.

Im Kamp verbreiteten sich die Nachrichten auf geheimnisvolle Weise: man weiß über alles Bescheid, obgleich man meilenweit voneinander entfernt wohnt. So hatte man auch den Abfahrtstag des Professors erfahren, und als wir mit ihm zur Bahnstation ritten, tauchten von allen Seiten Reiter auf und schlossen sich uns an. Je näher wir der Station kamen, um so größer wurde der Reitertröf, der dem Forscher das Ehrengelait gab. Aus jedem Seitenweg stießen sie zu uns, und in jeder Gruppe war mindestens einer, der eine zubereitete Krokodilhaut quer hinten an den Sattel gebunden hatte. Einen Bahnwagen hätte man füllen können mit den Häuten, die, wenn sie auch im Handel wertlos waren, doch sehr viel Arbeit gemacht hatten, denn die harte Haut, oder besser, hornige Schale des Krokodils ist mit dem Fleisch und den Muskeln des Körpers fest verwachsen.

Wie ein Heerführer an der Spitze seiner Scharen ritt der kleine Professor auf mutig tänzelndem Pferd in den Flecken ein. Unter dem Ehrengelait befanden sich, ganz in seiner Nähe, auch der Blatternarbige und der kleine Blonde, die ihn hatten lynchen wollen. Ich zeigte dem Gefeierten seine ehemalige Todfeinde; er ritt

an sie heran und reichte ihnen freundlich die Hand. Hastig riß der Blatternarbige den Hut vom Kopf.

„Herr Doktor“, sagte er mit einem Seitenblick auf mich, „wenn wir geahnt hätten, daß Sie das Blut unserer Kinder zu einer Medizin für unsere Pferde haben wollten, hätten Sie es nicht so tropfenweise einzusammeln brauchen. Für unsere Pferde, da können Sie so viel Blut haben, wie Sie wollen.“

Der Zug fuhr ein, und alle drängten sich herzu, um dem Retter noch einmal die Hand zu drücken. Und als die Räder sich in Bewegung setzten und der Gelehrte grüßend aus dem offenen Fenster winkte, flogen die Hüte empor, und aus hundert Männerkehlen tönte es: „Viva el Doctor!“ Ich aber rief: „Viva Alemania!“ und alle stimmten begeistert ein.

Max Tepp / Der Auslandsdeutsche

Ein Samenkorn hatte Flügel und flog nach Osten.

Um Osten liegt das goldene Ziel meiner Sehnsucht! sagte es.

Dort geht die Sonne auf.

Aber soweit es auch flog, es kam nie dahin wo die Sonne aufging.

Dorthin, wo ich geboren bin, sagte die Sonne, wirst du nie gelangen.

Da wurde das Samenkorn müde und traurig.

Als ein Wind nach Westen ging, erhob sich das Samenkorn im

Winde und sagte:

Ich will der Sonne gen Abend nachsehen.

Aber die Sonne floh vor dem Samenkorn.

Mich wirst du nie erreichen, sagte die Sonne, als sie am Abend

unterging.

Da wurde das Samenkorn müde und traurig.

Als sich ein Wirbelwind nach oben erhob, ließ sich das Samenkorn

mit emporheben:

Jetzt erhebe ich mich zu den ewigen Sternen! sagte es.

Wenn du dich von der Erde entfernst, so gehst du in den Tod!

sagten die Sterne.

Da fiel das Samenkorn wie tot herab auf die Erde und hatte seine

Flügel verloren.

Am Morgen erwachte es verwundert und glücklich, wie nach langer Krankheit: Ein Keim regte sich in ihm. Es wuchs voller Seligkeit eine Blume aus ihm heraus. Eine Blüte läutete auf dem Stengel:

Wie konnte ich wissen, daß in mir selbst solche Seligkeit ist?

In der Luxusklasse des Gasthauses zum goldenen Ochsen war ein großes Fest. Kaufleute, Beamte und Ingenieure der Petroleumfelder saßen beim Wein. Jemandeiner hatte Geburtstag. Die Küche hatte ihr Bestes hergegeben. Der Wein war der beste. Der Wirt war in bester Laune. Bei allerbesten Laune.

Der dicke Ingenieur fing an zu singen.

O Deutschland hoch in Ehren!

Lachend stimmten alle ein.

Aber o weh, der eine sang tief, der andere hoch, der dritte falsch, der vierte pfiff.

Noch einmal von vorn anfangen! kommandierte einer.

Aber bitte etwas tiefer! brummte ein anderer.

Ich bin nicht im Keller geboren! protestierte ein dritter.

Aus dem Singen wurde ein Geschrei. Einer sang, der andere protestierte. Der dritte sang etwas anderes dazwischen.

Der Wirt sah die Stimmung sinken. Einer war schon nach draußen gegangen und sah nach seinem Auto.

Da lief der Wirt hinaus ins Zwischendeck. Dort fand er Werner allein.

Können Sie nicht Klavier spielen? fragte der Wirt den Studenten.

Na, einige Lieder kann ich spielen! sagte Werner.

Sie gingen.

Werner wurde mit Hallo empfangen. Er setzte sich ans Klavier und spielte:

Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr.

Die Leute sahen einander an. Viele hatten jahrelang kein deutsches Lied gehört. Und nun so ein Kinderlied, das sie schon in der Schule gelernt hatten, das ein Stück ihrer Kindheit war.

Wie ein Lachen des Himmels fiel das Lied in die Gesellschaft. Die Alten fingen an, die Jungen stimmten ein: Wer will unter die Soldaten! Der Älteste der Gesellschaft, ein alter, patagonischer Schafhirt, machte aus seiner Serviette eine Soldatenmütze, stand auf und marschierte singend um den Tisch. Unter den grauen Augenbrauen lächelten selige Kinderaugen. Alle machten es ihm nach. Wer will unter die Soldaten! sangen sie und marschierten dazu um den Tisch herum.

Als das Lied zu Ende war, klatschten alle in die Hände.

Dann folgte:

Ich hatt einen Kameraden, einen bessern findst du nicht.

Werner lief es kalt über den Rücken.

Waren das wirklich Kameraden, die das Lied mitsangen? Warum hatte er selber denn keinen Kameraden? Oder schrien die andern das Lied nur deshalb so heraus, weil sie auch keinen Kameraden hatten?

Das Singen hörte nicht mehr auf.

Die alte Burschenherrlichkeit! Was kommt dort von der Höh?
Im Krug zum grünen Kranze!

Die Augen waren feucht.

Es klang zwar jetzt zusammen. Das Klavier hielt die Stimmen nebeneinander. Dennoch sang jeder im Grunde für sich allein, seine eigene Erinnerung, seine eigene Jugend, sein eigenes, verlorenes Glück, seine eigene Sehnsucht, seinen eigenen Troß.

Ja, deutsche Lieder! Warum hatten sie das vergessen?

Wir müssen einen Gesangverein haben! riefen einige. Der Student da, wie heißt er noch, Werner, er ist unser Chormeister. Zugesagt! Er kommt hierher, wie vom Himmel gefallen!

Zugesagt! sagte Werner.

Das war Werners erste Stellung. Jeden Mittwochabend wird gesungen! sagte der Sprecher.

Daß die Fenster klirren! sagte ein zweiter.

Und nun singen wir:

O Deutschland hoch in Ehren, du heiliges Land der Treu!

Ein Sturm brach los. Die Geister loderten. Die Augen weinten und lachten.

Werner schämte sich, daß er der einzige war, der einen Groll gegen Deutschland im Herzen trug, weil dieses Deutschland kein Brot für ihn hatte.

Die wissen nicht mehr, was Deutschland ist! dachte er und schlug auf die Tasten.

Das Lied schallte auf, wie ein Trompetenstoß, wie ein Ruf, wie ein Signal!

Was ruft dieses Lied? fragte sich Werner.

Da ging die Tür auf. Ein Mann erschien und sprach mit dem Wirt. Der Wirt legte dem Manne die Hand auf die Schultern und schob ihn hinaus.

Was ist los? fragte der alte Schafhirt.

Ach, sie haben den alten Eberhard tot aufgefunden, sagte der Wirt.

Besoffen? rief einer über den Tisch hin und lachte. Gott sei Dank, daß das Elend vorüber ist!

Die Kommissarie fragt an, ob wir ihn begraben wollen. Er liegt auf der Kommissarie.

Fällt uns ein! rief einer.

Das betrunkene Schwein? meinte ein zweiter.

Den alten Bettler? Den zerlumpten Kuntreiber? empörte sich ein anderer.

Los, Kapellmeister, o Deutschland hoch in Ehren! rief einer ungeduldig.

Los, los! schrien alle durcheinander.

Werner war wie erstarrt.

Ein Deutscher tot? Ein Deutscher?

Er spielte das Lied. Das Lied rief mit schmetternden Fanfaren. Das Lied schrie. Schrie, schrie, schrie:

Er wird nicht begraben! Weshalb nicht?

Werners Hände verwirrten sich.

Sangen sie nicht: Ich hatt einen Kameraden?

Was spielten denn seine Hände?

Da hob Werner die Hände auf, verließ das Zimmer, das Haus und ging in die Nacht hinaus.

Am andern Tag ging Werner von einem Deutschen zum andern.

Da liegt ein Deutscher neben dem Gebäude der Kommissarie auf dem Mist! sagte Werner.

Ach so, der Eberhard! sagten sie. Was soll mit dem?

Begraben werden soll er! schrie Werner.

Begraben? antworteten die meisten. Ich bin nicht sein Onkel. Ich will nichts mit ihm zu tun haben.

Werner ging weiter:

Der Eberhard muß begraben werden! sagte er eindringlich.

Die Polizei wird das schon besorgen! antwortete man ihm. Weshalb sollen wir das machen?

Weil Sie ein Deutscher sind! sagte Werner heftig. Es wunderte ihn selber, daß er es gesagt hatte.

Junger Mann, man sieht, Sie sind noch nicht lange im Lande! sagten die Leute.

Wird man anders, wenn man länger hier ist? fragte Werner. Weiß man später nicht mehr, was sich gehört?

Machen Sie so weiter, sagten die Leute, dann werden Sie ausgekugt, bis Sie keinen Pfennig mehr in der Tasche haben.

Ich habe schon jetzt keinen Pfennig mehr! sagte Werner ruhig. Sonst wäre ich nicht für einen toten Deutschen betteln gegangen.

Werner gab es auf. Er ging zum Tischler.

Machen Sie mir einen Sarg! sagte er.

Gern! sagte der Tischler verwundert.

Aber ich kann doch nicht bezahlen! sagte Werner.

Hier ist ein Sarg fertig! sagte der alte Tischler. Der war eigentlich für den kranken Jakob bestimmt. Aber der Jakob hat sich wieder aufgerappelt. Da hat er ihn hier stehen lassen. Bezahlt ist er schon. Vielleicht ist der Jakob froh, daß sich ein anderer für ihn hineinlegt.

Werner ging zum Jakob.

Ja, sagte der Jakob, denn ich will noch lange leben!

Danke! sagte Werner. Dann kommen Sie wohl mit, den Sarg zu tragen?

Ja, ja, meinen eigenen Sarg tragen! Das soll mir eine Freude sein! Eine Mordsfreude!

Am Abend brachte der Tischler den Sarg auf die Polizei. Der Kommissar lieferte den Toten aus. In der Tischlerwerkstatt bahrten sie den Alten auf. Sie stellten zwei brennende Lichter zu seinen Häupten auf die Hobelbank. So sah es ganz feierlich aus.

Der Nigger kam auch und guckte scheu zu dem Toten hinüber. Er drückte sich in eine Ecke, wo die Hobelspäne zusammengefeigt waren und schlief ein.

Am nächsten Nachmittag kam auch der Jakob in die Werkstatt. Mit vier Mann trugen sie den Sarg: der Jakob, der Tischler, Werner und der Niggerboh. Mit einer Hand faßten sie die Griffe vom Sarg, in der andern Hand trugen sie die Mützen.

Langsam gingen sie durch die Straßen. Die Leute blieben stehen und zogen die Mützen vom Kopf. Mancher ging hinterher. Aus Neugierde. So, wie sie waren gingen sie: im täglichen Arbeitszeug. Einige schmutzig. Aus aller Herren Länder: Araber, Ehrer, Spanier und Franzosen. Die Deutschen schämten sich und wichen dem Zuge aus, wenn sie konnten.

Der Zug ging am Meer entlang. Die Brandung toste. Die Wellen rollten auf den Sand.

Werner sah über das Meer hin. Er kam sich lächerlich klein vor: Hier mühte er sich um einen Menschen, der noch dazu tot war. Der außerdem im Leben verachtet war. War das nicht ein ganz sinnloses Beginnen? Lachten die breit anrollenden Wellen des Meeres nicht über das kleine Häuflein Menschen? Nein, sie lach-

ten nicht einmal, gleichgültig war ihnen Leid und Freude der Menschen.

Auf dem öden Friedhof am Meer wurde der Sarg in das sandige Grab hinabgelassen. Alle Leute, die mitgelaufen waren, packten die Erde mit den Fäusten und warfen sie dem Sarge nach. Sie scharrtten so lange mit den Händen, bis das Grab zugeworfen war.

Armer Kerl! sagte Werner. Er schaute über das Grab hin. Alle senkten den Kopf, denn sie dachten, Werner spreche ein Gebet.

Dann setzten sie ihre Mützen wieder auf und gingen in den Ort zurück. Jeder an seine Arbeit.

Als Werner ins Gasthaus zurückkehrte, sagte der Wirt:

Wenn Sie hier weiterkommen wollen, dann dürfen Sie sich nicht mit dem gemeinen Volk einlassen.

Und hier ist ein Brief für Sie abgegeben!

Werner öffnete den Brief. Es waren hundert Pesos. Auf einem Zettel stand: Mein Beitrag zu den Bestattungskosten. Die Unterschrift fehlte.

Was ist meine Rechnung? fragte Werner den Wirt barsch.

Sie haben doch keine Arbeit und auch kein Geld? sagte der Wirt höhnisch.

Werner bezahlte stillschweigend seine Rechnung und ging.

Der Wirt blieb verdukt stehen und sagte:

Kunstgeschichte!

Als Werner zum Jakob kam, sagte der:

Du kannst bei mir wohnen, denn du gefällst mir. Warum, das geht dich nichts an!

Chile

Kurt Bauer / Deutsche Arbeit in Chile

Karl Anwandter war kein Jüngling mehr, als er in Kalau den Bürgermeistertitel ablegte, seine Apotheke verkaufte und sich nebst den Seinen für die Fremde rüstete. Ein reifer Mann nahe der Fünfzig tat diesen Schritt wohlüberlegt und durchdacht. Später schrieb er, was er damals dachte: „Auswandern heißt dulden, leiden, entsagen lernen. Wer das nicht kann, bleibe daheim.“

Drei Monate rechnete man durchschnittlich für die Fahrt nach Südamerika. Die winzige Hamburger Bark „Hermann“ brauchte 124 Tage. Das war furchtbar. Man vertrieb sich die Zeit, so gut

es ging. Man fischte oder schoß nach Seevögeln, einige lernten in ihrer spanischen Grammatik. Meist saßen die Männer zusammen und erörterten zum so und sovielten Male die Aussichten im fremden Lande. Eine neue Heimat sollte es ihnen werden.

Anwandter galt schon auf dem Schiffe den Mitfahrenden als ihr Mittelpunkt.

Am 13. November 1850 lag die Bark in der Bucht von Corral, an der Küste von Chile vor Anker. Alle Not hatte nun ein Ende. Aus der blauen Bucht heraus steuerte ein flottes Segelboot auf sie zu. Einer im wallenden Barte, wie der Turnvater Jahn, mit offenem Hemdkragen, winkt: Wilhelm Fried. Da steht er vor ihnen, der erste Ansiedler Valdivias aus Deutschland. Das ist er also, von dem ihnen schon erzählt wurde. Sägemüller ist er jetzt, da drüben liegt die Schneidemühle und dort gegenüber sieht man seine Zufluchtsstätte, ein Häuschen aus Lehm und Brettern und wind-schief vom letzten Sturme her. Gefährlich einsturznah erscheint es, aber es birgt eine auserlesene Bibliothek. Der Schulkamerad Bismarck's, der Student der Physik, Chemie und Technologie, der über dem Flugproblem sinniert, der Mineningenieur, Landmesser, Literat und Komponist, und endlich Rektor der Valdiviaer Schule. In seiner Wohnstube ist fast das einzige Möbelstück ein großer Wiener Flügel, auf dem oft Beethovens Chöre erklingen übers fremde Wasser hin. Er freut sich königlich über das Entsetzen seiner Landsleute wegen der fehlenden Landungsbrücke. Die werden noch Augen machen, denkt er. Also vorwärts! Jeder muß durch das Wasser waten und so oft hin und her gehen, bis alle Sachen ans Land gebracht sind. In einer fensterlosen Hütte am Strande werden sie für die erste Nacht untergebracht. Eine Tür gib's nicht, und so wird der Eingang mit dicken Bohlen verschlossen. Das ist die erste Unterkunft in der neuen Heimat.

Einige Monate später. Unter den ersten, die auf der Insel Teja mit dem Hausbau fertig wurden, war Karl Anwandter. Kein Wunder! Halfen ihm doch fünf kräftige Söhne, und außerdem hatte er Geld genug, um Arbeiter einzustellen. Dafür half er mit Geld und Arbeitskräften aber auch seinen Landsleuten aus, die es schwerer hatten. Viele Pläne für künftige Unternehmungen hatte er im Kopf. Vor allen Dingen mußten die angekauften Ländereien bewirtschaftet werden. Um Ställe und Scheunen bauen zu können, wurde eine Holzschneiderei angelegt. Eine Apotheke wurde auch gleich eröffnet, und dann führte ihn ein Zufall noch auf ein Unternehmen, an das er gar nicht gedacht hatte.

Einmal, als es sehr heiß war, gelüstete es seine Frau nach einem Glas Bier. Sie meinte, ihr Mann hätte genug chemische Kenntnisse, um das Brauen zu versuchen. Er war einverstanden unter der Bedingung, daß sie dafür einen Kochtopf als Braukessel opferte. Jetzt wurde hin und her probiert, die Söhne kamen zum Kosten, und endlich gelang es. Sechs Flaschen deutsches Bier standen in Valdivia in Chile auf dem Tisch. Das war ein Fest! Bald sprach es sich in der ganzen Kolonie herum, und alle kamen, um von dem Bier zu versuchen. Scherzend meinte einer, es würde sich wohl lohnen, die Sache größer zu betreiben. Da überlegte sich Anwandter das ganz ernsthaft und versuchte es zuerst mit einem Waschkessel. Als er die Erfahrung machte, daß sein Bier allen schmeckte, ließ er aus Deutschland einen richtigen Braukessel kommen und baute mit seinen Söhnen ein kleines Brauhaus. Dann kaufte er Pferd und Wagen und fuhr in der ersten Zeit immer selber zu seinen Kunden, um ihnen das Bier zu bringen. Das war der Anfang der Brauerei Anwandter, die der Vater nach sieben Jahren seinen Söhnen als gutgehendes Geschäft übertrug. Sie ist heute die größte Brauerei an der Küste und noch im Besitze der Anwandters.

Aber nicht nur an das Vortwärtskommen seiner Familie dachte er. Er sorgte für die ganze Kolonie wie ein Vater. Er hatte bei der Holzbauweise bald erkannt, daß eine Feuerwehr nötig sei. Als erster zeichnete er die Hälfte des Betrags für die Feuerwehrspritze. Als es an die Erstellung des Spritzenhauses ging, kletterte er mit seinen Söhnen selber aufs Dach, um die Schindeln aufzunageln. So mühte er sich ein ganzes Leben lang — er wurde achtundachtzig Jahre alt — um die deutsche Kolonie in Valdivia.

Walter Knoche

Deutscher Friedhof am Llanquihue

Urwaldreste, Heimattannen, hölzerne Kreuze über dem See.
Chilenische Sonne über fruchtenden Feldern,
die ihr Vergangenen gerodet,
die ihr, der Heimat Fernen, gedüngt.
Friedsamer Ruhe, und doch — Bitternis umschnürt die Kehle;
deutsches Sein verging im fernen Land und ward uns verloren.

Wilhelm Rau / Kleine schwarze Kreuze

Kleine, schwarze Kreuze stehen
halb verwittert auf den Gräbern
in dem kleinen Urwaldfriedhof.
Unter ihnen schlummern friedlich
deutsche Männer, deutsche Frauen.
Kommt der Abend, rauschen leise
in dem Winde schlanke Palmen,
und die Grillen zirpen freischend.
Aus dem Walde klingt Gezwitscher
und der Tigertake Fauchen.
Aber die, die drunter schlummern,
träumen von den deutschen Eichen,
träumen von der Lerche Trillern,
träumen von des Kornfelds Wogen,
wo die blauen Blumen blühen,
von der Linde auf dem Dorfplatz,
wo sie einst als Kinder spielten.

Unbekannt / Begegnung in der Pampa

Endlose Pampa, pfeifender Wind,
steiniger Weg zwischen Dornen,
knatternde Ponchos¹ der Reiter sind
Trommeln zum Klingen der Spornen.
Hart an den Sattel die Schenkel gepreßt,
auf den Pferden fauern wir beide
und denken wohl an ein warmes Nest,
schicken suchend den Blick in die Weite.
Wütend schmeißt Sand uns der Wind ins Gesicht,
reißt uns das Wort von den Lippen,
schont selbst an dem Weg die Kadaver nicht,
heult ein Lied auf gebleichten Rippen.
Fänden wir nur ein Wasserloch,
daß dort wir das Tagwerk beenden!
Drum Zähne zusamm'! Vielleicht schaffen wir's noch,
ehe der Tag sich wird wenden.

¹ Poncho = Überwurf.

Mit letzter Kraft gegen brausenden Sturm!
Wind, trag fort die müden Gedanken,
daß der Mensch nur ist ein hilfloser Wurm
in deinen wilden Pranken!

Wind, sause weiter!
Wir sind Reiter!
Fürchten uns nicht!
Bleiben selbst heiter
beim Jüngsten Gericht!

Plötzlich vorbei mit gesenktem Kopf
rast ein ponchosplatternder Reiter.
Wir stehn, drehen um und rufen den Tropf,
und der Wind trägt die Worte weiter.

Da hält er und wendet im Sattel sich schnell.
Er und wir wie aus einem Munde
schrein: „Ist es weit noch zur Wasserstell?“
Er brüllt: „Eine gute Stunde!“

Ich zeigte ihm mit gespreizter Hand:
Fünf Stunden hast du noch zum Wasser!
Schon saust er davon wie vom Teufel bemannt
und der Himmel wird blasser und blasser.

Johannes Schürmann / Deutsch geblieben

Der junge Falk steigt auf vom Nest
sobald er flügg geworden:
So flogen wir gen Ost und West,
gen Süden und gen Norden;
da haben Wetter, Woge, Wind
uns wild umhergetrieben —
was tut's! Im tiefsten Herzen sind
wir dennoch deutsch geblieben!

Wohl mußten wir an andern Laut
das Ohr, den Mund gewöhnen,
denn statt der Muttersprache traut
umflang uns fremdes Tönen;

doch ob auch welsch und britisch wir
tagsüber sprachen, schrieben,
des Herzens Sprache ist auch hier
das liebe Deutsch geblieben!

Ihr Brüder, die ihr wohnt daheim,
dürft uns nicht treulos schelten:
Wir trugen deutscher Zukunft Reim
hinaus in alle Welten!
Wir ließen euch das bessere Teil
daheim bei unsern Lieben
und suchten uns ein fernes Heil —
und sind doch deutsch geblieben!

Du schönes deutsches Vaterland,
du Heimat ohnegleichen!
Du hast uns in die Welt gesandt,
daß wir in allen Reichen,
sind wir von dir auch noch so weit,
dir dienen und dich lieben,
stolz, daß wir nun und allezeit,
dir treu und deutsch geblieben!

Deutsch-Afrika

Der Gedanke an Deutsch-Afrika hat für uns ganz andere Bedeutung als der an das übrige Übersee-Deutschtum. Hier geht es genau so um verlorenes, um „entrissenes“ Land wie bei den gewaltsam durch das Friedensdiktat von Versailles abgetrennten grenzdeutschen Gebieten. Nie wird es der Reichsdeutsche verwinden, daß man ihm seine Kolonien in Deutsch-Afrika nahm, weil dieses überbevölkerte Deutsche Reich sie dringender braucht als die meisten anderen Staaten Europas.

Wie bezeichnend ist es für die deutsche Haltung anderen Völkern gegenüber, daß unsere Kolonien nicht etwa gewaltsam erworben wurden. Auf friedlichem Vertragswege wurde 1883 die Bucht von Angra Pequena und ihr Hinterland in Südwestafrika durch den Bremer Kaufmann Eduard Lüderitz von den Hottentotten erworben und durch Bismarck dann unter den Schutz des Reiches gestellt. Und ähnliches geschah an der Togolüste, in Kamerun, in Ostafrika. Ungeheure Räume — dem Flächenausmaß nach ein Vielfaches des Reichsgebietes — standen damit zu Gebote. Deutscher Fleiß gab diesen Landstrichen ein neues Gesicht. Deutsche Tatenlust hatte ein Betätigungsfeld, und die Jugend des überbevölkerten Reichsraumes hatte die Möglichkeit, sich in fernen Zonen an loßend großen Aufgaben zu erproben und unbedrängt zu entfalten. Städte wuchsen auf — wie sehr etwa trägt Windhof in Südwest auch heute noch das typisch deutsche Gepräge —; deutsche Schulen brachten auch der einheimischen Bevölkerung das große Kulturerbe; die Bodenerschließung ging mit deutscher Sachkunde vor sich. Der deutsche Kaufmann zog ein. Und mit dem Farmer kam zugleich auch der deutsche Handwerker. Das Land blühte auf als deutsches Land, als Boden deutschen Ordnungsgeistes. Und im engsten Zusammenhang mit dem Kultur- und Wirtschaftsleben des Reiches, aber auch in friedlichem Zusammenwirken mit den Einheimischen, ergaben sich von diesen Kolonien in Deutsch-Afrika aus reiche Arbeits- und Entwicklungsmöglichkeiten. Gar manche militärische Erprobung zeigte hier deutsche Tapferkeit. Hermann von Wissmanns Kampf gegen den Sklavenhandel und die Heldentat des Erdertuges sind unvergessen.

Da durchschnit der Weltkrieg mit einemmal diese glückliche Entwicklung. In allen deutschen Kolonien, die von da an nur auf sich selbst angewiesen waren, spielte sich das gleiche ab. Die Deutschen — und die Einheimischen an ihrer Seite — boten den übermächtigen und zahlen-

mäßig weit überlegenen Gegnern Trotz bis zum letzten. In Kamerun brauchte der Gegner 1 1/2 Jahre, bis er die Deutschen zwang, sich auf das neutrale spanische Gebiet zu begeben. In Südwest brauchte die Südafrikanische Union trotz ihrer großen Übermacht 1 3/4 Jahre, ehe sie die Deutschen zur Übergabe nötigte. Ostafrika aber blieb trotz vielfach überlegener Feindesmacht dank der genialen Führung durch Lettow-Vorbeck bis zum Schluß des Weltkrieges in der Hand der Deutschen. Die Heldentaten der deutschen Kolonialtruppen und ihrer Führer reden eine deutliche Sprache.

Und nun? Was an Deutschen nicht vertrieben wurde, findet sich in der Südafrikanischen Union (30 000 Deutsche) und vor allem immer noch in Südwestafrika, an dem die Deutschen seit jeher besonders hingen, weil es nicht nur „Wirtschaftskolonie“, sondern „Siedlungskolonie“ (Fittbogen) war. Südwestafrika ist der Südafrikanischen Union als Mandatsgebiet überantwortet worden. Den Deutschen, die sich entschlossen, die britische Staatsangehörigkeit zu erwerben, wurden bescheidene politische Rechte im Lande und überdies die Zusicherung zuteil, daß sie bei etwaiger Rückkehr ins Reich automatisch wieder Reichsdeutsche würden. Damit ist selbstredend gesagt, daß das Reich auch weiterhin am Geschick der Deutschen in Südwest aktiven Anteil nimmt. Die Südafrikanische Union hat freilich in der letzten Zeit Maßnahmen getroffen, die diesen Abmachungen zuwiderlaufen. Beim Kulturellen fing es an. Seit 1922 brach eine deutsche Schule nach der anderen infolge finanzieller Schwierigkeiten und politischer Zwangsmaßnahmen zusammen, bis schließlich nur wenige selbständig-deutsche übrigblieben, während die anderen sich der Hand der Mandatsregierung überantworten mußten und dabei viele Entfaltungsmöglichkeiten verloren. Im Amtsgebrauch darf nur Englisch und Afrikaans (Burensprache) verwendet werden. Durch andauernde Burensiedlungen wurden die Zahlenverhältnisse so sehr verschoben, daß im Landesrat, dem noch 1926 7 Deutsche und 5 Afrikaner angehörten, heute nur 1 Deutscher und 11 Afrikaner angehören. Der Schlag der Unionsregierung gegen den „Deutschen Bund“, der bisher alle Deutschen, die mit englischer Staatsbürgerschaft und die Reichsdeutschen in Südwest, umfaßte und der zur politischen Organisation erklärt wurde, so daß die Reichsdeutschen hätten austreten müssen — er löste sich zum Zeichen der Opposition 1937 auf —, ist nur ein weiteres Glied in der ganzen Kette der sich steigenden Entrechtung der Deutschen, denen Südwest alles verdankt. Neue Zusammenschlüsse der Deutschen stehen bevor.

Die deutsche Dichtung in Afrika setzte vormalig ein mit begeisterten Gesängen und Hymnen, besonders an Südwest, die, wie die Hymne von

Albert C u t i s aus Hauth, das Treuebekenntnis auch in die Zeiten schon der Gefährdung hinüberklingen ließen. In beschreibenden Gedichten hat Hans A s c h e n b o r n (1888—1931, Windhuk) „Die zweite Heimat“ gefeiert und ihre Eigenart in kleinen Einzelbildern vom Leben in Südwest und von seiner „verzauberten“ Landschaft lebendig gemacht. Da steht der „Ochsentreck“ lebhaftig vor uns, das „weite einsame Land“ mit seinen „wogenden Dünen“ und seinem „undurchdringlichen Schweigen“ kommt uns greifbar nahe, und der Kameldornbaum, „einsam im roten Sande“, ragt in den südlichen Himmel: „Leuchtend wie seidene Schleppe / Umschlingt ihn der Gräseraum.“ Otto von E s s e n (* 1898, früher Windhuk, jetzt Hamburg) läßt „Träumereien“ aus Südwest vor uns aufdämmern — und der „Morgen in der Steppe“ oder die afrikanische Bergeinsamkeit erheben sich aus „weitem Gräserfeld“ über die „graue Ferne“. Das Andersartige, das Boden- und Himmelbedingte, das für den Binnendeutschen lockend Neue ist es, das diese Lyriker aus Südwest fesselt.

Die wichtigsten Dichtungen freilich, die der Begegnung mit Deutsch-Afrika ihre Erweckung verdanken, und die von diesem Erlebnis aus weit hin ins deutsche Geistesleben und besonders ins binnendeutsche Begreifen nicht nur der kolonialdeutschen Leistung, sondern des gesamten Auslandsdeutschtums schlechthin eingriffen, sind natürlich die erzählenden Werke von Hans G r i m m. Es ist hier nicht der Raum, das Prinzipielle dieser großen dichterischen Leistung Hans Grimms herauszustellen. Aber soviel muß auch in diesem engen Rahmen betont werden: es ist kein Zufall, daß der erste volkhaft-politische Roman der Deutschen „Volk ohne Raum“ aus dem auslanddeutschen Erlebnis wuchs; und es ist zu zweit kein Zufall, daß es gerade in dem auslanddeutschen Bereich wuchs, der durch die langjährige enge politische Bindung an das Mutterland reichste schöpferische Möglichkeiten und die größtmögliche politische Schulung erschloß. Als einer der ersten hat Hans Grimm, der als Kaufmann nach Südwest gezogen war, um die Weite, das andere draußen kennenzulernen, und dort erst recht zum Deutschen wurde, die Untergangsfährnisse des Privat-Individualistischen im Nachkriegsdeutschtum durchschaut und ihnen das „politische Amt“ des volksverbundenen und gemeinschaftsfähigen Dichters entgegengesetzt („Der Schriftsteller und die Zeit, 1931). Wenn er fordert, der volkhafte Dichter möge „nicht vor dem deutschen Leben, vor der deutschen Entwicklung, vor der deutschen Not weglaufen“, dann ist damit der Bannfluch über die „geistigen Drückeberger“ des Zwischenreiches deutlich ausgesprochen. Er selbst aber erkennt es seit 1918 kraft seinem deutschafrikanischen Erlebnis als seine Pflicht, nicht zu beschönigen in seinem dichterischen Werk, sondern „die deutsche Wunde blutig zu

zeigen, nur daß ihr sie überhaupt erkennt . . . als euer Wichtigstes und Ernstestes und Eifrigstes; bis jeder weiß, daß er selbst an dieser Wunde aufhört und anfängt und daß er an diesem Male ohne Arbeit nie vorüber kann, er betrüge sich denn selbst". Da steht die Aufgabe des politischen Romans der Deutschen plötzlich riesengroß und verantwortungsbewußt vor uns. Und nur sein Einsatz ist aus der Gefahrenzone des Kolonial- und Auslandsdeutschtums allein verständlich als Notschrei und Ruf der Abwehr. Der Wirkungs- und Entfaltungsbereich von „Volk ohne Raum" aber geht weit darüber hinaus ins Gesamtdeutsche. Als „schwere Mitträgerschaft am gemeinen deutschen Schicksal" will ja Cornelius Friebotts Weg verstanden werden, von den noterfüllten Knabentagen im Weserland über die heimatliche Enge der Handwerkerlehre, die Schicksale des Marinesoldaten im Kolonialdienst des Vorkriegsdeutschland, die peinvollen Schicksalsschläge des entwurzelten Bauernsohnes, der Arbeiter wird und in die ihm ungemäßen Wirrnisse der Proletariatswelt gerät, über die Verzweiflungstat der Auswanderung, hindurch durch alle Freuden neuen, aufbauenden Schaffens auf junger Erde, hindurch durch alle Schrecken letztlich europäischer Machtkämpfe, die hier in fremde Völker und ferne Länder getragen werden; hindurch durch die Entbehrungen des Burenkrieges, durch die moralischen Demütigungen der Auslandsdeutschen, bis zum bitteren Ende des Weltkrieges in englischer und portugiesischer Gefangenschaft und schließlich zum Reifen des neuen, gemeinschaftsfähigen deutschen Aufbauwillens. Nicht das Besondere, sondern das immer Gültige dieser Entwicklung ist das Bedeutsame und weithin Wirkende: dieses Hineinwachsen in die Spannungen zwischen Bauerntum und Arbeiterschaft und die Erkenntnis vom gleichen Dienst an einem Ganzen; dieses Hineinwachsen in die Spannungen zwischen Eigenvolklichkeit und rassischem und nationalem Fremdwesen und die Erkenntnis des arteigenen Weges. Denn mindestens ebenso sehr als um die Raumfrage im materiellen Sinn geht es hier um den sittlichen und charakterlichen Bewährungsraum derer, die im Bewußtsein ihrer völkischen Erbfunktion diesem Kampf um die Beharrung in der eigenen Art und im mannhaften Dienst am Ganzen auch unter schwierigsten Verhältnissen gerecht werden sollen. Die Erziehung durch das koloniale und auslandsdeutsche Erlebnis zu dieser völkischen Bewährung ist nur als ein mögliches, als ein äußerstes Beispiel für den Vorgang zu verstehen, der hier symbolisch für die Wandlung der ganzen Nation verlangt wird.

Gar manches an Grimms soziologischer Sicht ist umkämpft. Aber dieser Ruf zur völkischen Bewährung und die Horizonterweiterung, die er den Binnendeutschen schenkte, indem er ihnen erst die Quellen ihrer Not bloßlegte und zugleich die Existenz und Leistung der 30 Millionen Außen-

deutschen in helles Licht rückte, wird — über alles bloß Literarhistorische hinaus — auch in der politischen Geschichte unseres Volkes als sein großes Verdienst gebucht werden müssen. Daß Grimm im Riesengebäude dieses politischen Romans und mehr noch in der erschütternden Mahnung seiner kleineren Erzählungen die germanische Grundform der Saga wieder zum Leben erweckte, gibt diesen so sachlichen und eben deshalb überzeugenden Berichten vom deutschen Opfergeist auf bedrohtem Posten und von heldisch-auslanddeutscher Alltagstragik ihre überzeitliche Größe. Was die Niewagen-Saga, was die „Südafrikanischen Novellen“, „Der Richter in der Karu“, der „Elsucher von Duala“, die „Lüderitz-Land“-Erzählungen aussagen, ist ein unendlich wichtiger Teil des ganzen Volksgeschicks — und so gültig, daß auch jeder Binnendeutsche tief von ihnen getroffen wird. Das aber ist ja der aufrüttelnde Sinn des Grimmschen Lebenswerkes: den Binnendeutschen so vorzubereiten für das gesamtdeutsche Bewußtsein, daß er jedes Glück und jedes Leid auch des Außendeutschen als sein eigenes nimmt. Hätte Deutsch-Afrika dichterisch nichts hervorgebracht, als diese in den ganzen deutschen Raum wirkende Leistung Grimms, es wäre wahrhaftig genug.

Nun aber entstanden aus dem Schmerz um dieses entrissene Land noch manche, sehr wesentliche Dichtungen. Aber sie alle: Lyrik und Erzählung, sind auf den Kenner zu bringen, den Hermann Consten über seine Novellen aus Ostafrika (1926) schrieb: „... und ich weine um dich, Deutsch-Afrika“. Unter den jüngeren Lyrikern ist es neben Wilhelm E l m e n h o r s t vor allem E. Richard D e n g l e r (auch jetzt noch in Windhuk), der die Symbolwelt dessen aufrichtet, was alle Deutsch-Südwestler bewegt. Sein Gesang vom „Reiterdenkmal in Windhuk“ ist der Weckruf an die Brüder; seine Lieder von der südwestler Heimat sind Bekenntnisse zu dieser umkämpften Erde und ihrem deutschen Gepräge. Rudolf K i n d t erhebt in seinen Gedichten „Südwest und die Heimat“ die zuversichtliche Stimme des deutschen Glaubens an die Kommenden. Und Ernst M a r s c h a l l bekennt sich in seinen Dichtungen aus Deutsch-Ostafrika leidenschaftlich zu diesem „zweiten Vaterland“, das auch er nicht im Stich lassen will. Was diese ganze deutschafrikanische Nachkriegslyrik eint, ist das gleiche Gelöbnis und das gleiche Schmerzerlebnis, das der jüngst verstorbene Fritz B l e h (1853—1933) in seinen Ostafrika-Gedichten („In Kraft und Ehren“) als Mahnwort an die Zukunft des deutschen Geschicks ausspricht und das mit doppelter Leidenschaft infolgedessen auch aus Hans N e u m e i s t e r s „Deutschem Lied aus Südwestafrika“ vernehmbar wird. Es sind Gesänge von der offenen Wunde — und sie werden nicht verstummen, ehe sie ihre Heilung erfährt. Daneben freilich berichten uns gar manche Erzählungen — wie die von Werner S c h m i d t -

Pretoria — auch vom seltsam geheimnisvollen Eigenwesen dieses lockend-dämonischen Erdteils. Die Berührung mit dem Ungleichartigen weist den Deutschen nur um so stärker zurück auf die ihm arteigenen Lebensgesetze.

Indessen aber wächst uns Zeugnis um Zeugnis zu für die große Leistung, die die Deutschen auf allen Gebieten des Lebens in diesen Kolonien zustande brachten und die ihnen nicht zuletzt auch die Liebe der Eingeborenen eintrug. Theodor Bohners biographisches Buch „Der Schuhmacher Gottes. Ein deutsches Leben in Afrika“ zeigt den deutschen Gottesmann am Werk. Peter Steffans kleine Anekdote aber steht nur für hundert andere, die wie sie das glückliche Einvernehmen der Deutschen mit den Eingeborenen beweisen. Schon erfaßt die Binnen-deutschen große Anteilnahme an diesem deutschafrikanischen Geschick. Schon beschreibt der Südtiroler Luis Trenker in seinem Kolonialroman „Leuchtendes Land“ den Kampf der deutschen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Adolf Raempfer errichtet in seinem Roman aus Eigenerfahrung der „Farm Trutzberge“ in Südwest ein Denkmal der Treue, und Karl Angebauer schildert in seinem Tatsachenroman „Kameraden in Südwest“ den mutigen Anteil der Deutschen an den Kämpfen um den Herero-Aufstand. Vor allem aber wächst nun Bernhard Voigts „Südafrikanischer Lederstrumpf“ aus dreizehnjähriger eigener Bewährung in Südwest empor. Diese Roman-Trilogie — bisher erschienen die beiden Teile: „Die Vortrecker“ und „Die deutsche Landnahme“ — der Steppengefahr und der „deutschen Landnahme“, der inmitten wilden Lebens wachsenden Beherrschung und Umbildung des ganzen Gebiets, wird mit seiner typischen Entwicklung zum Symbol des ganzen Wandlungsvorgangs, der sich in diesen letzten hundert Jahren in Deutsch-Afrika vollzog: dichterischer Dank und Mahnmal zugleich; ein Heldenbuch deutscher Tatkraft inmitten einer so fremden Welt. Damit aber ein Sinnbild der Bewährung, das über Zeit und Raum dieses fernen Erdteils hinausgreift ins Gemeinsam-Deutsche.

Trotz aller harten Kämpfe dürfen wir deshalb zuversichtlich sein, weil gerade die Deutschen in Afrika den Sinn und die aufbauende Kraft des neuen Deutschland und seiner Lebensform aus naheliegenden Gründen besonders leidenschaftlich erfaßten und sich zu eigen machten. Als 1937 sechshundert junge Deutsche aus Südwestafrika sich gelegentlich eines Berufsausbildungsaufenthalts in Deutschland zusammenschlossen zur „Landsmannschaft Südwestafrika“, da wiesen sie in einer gemeinsamen Erklärung darauf hin, „daß Deutsche und deutsche Kultur“ Südwestafrika „ihren Stempel aufgeprägt haben, daß ausschließlich die Arbeit und der Fleiß deutscher Siedler das Land entwickelt haben und heute noch den

größten Teil der Wirtschaft Südwests tragen. Auf fast allen Gebieten geht das, was im heutigen Südwest positiv gewertet werden kann, auf deutschen Ursprung zurück. Aus diesem Grunde haben wir auch das Recht, uns nicht aus dem Lande verdrängen zu lassen und lehnen jegliche Einmischung in unsere völkischen Organisationen ab, sowie die Kritik am Charakter und der Art des inneren Aufbaues dieser Organisationen: denn das sind unsere eigenen Belange, für die einzig und allein unsere völkischen Ideale maßgebend sind. Wir geben unsererseits die Versicherung, daß wir in unserer Heimat Südwestafrika gern bereit sind, mit den anderen Bevölkerungsteilen im guten Einvernehmen zum Nutzen des Landes zusammenzuarbeiten, daß wir aber niemals unser Volkstum aufgeben werden, denn in seiner Erhaltung sehen wir Sinn und Aufgabe unseres Lebens."

Diese Jugend wird nicht locker lassen, bis das deutsche Recht zumindest in Südwest wiederhergestellt ist. Aus ihr auch werden bald schon die Dichtungen kommen, die dieser neuen Lebenskampf-Etappe Deutsch-Südwests vom Bewährungsraum der deutschen Seelen- und Charakterkraft, der neuen deutschen Weltanschauung und Lebensform her dienen werden. Alle Deutschen in Afrika aber wissen, daß sie um des Vaterlandes willen auf ihrem umkämpften Posten ausharren müssen; denn sie alle — alt und jung — wissen, daß es ihre Pflicht ist, so lange auszuhalten, bis das Wort des Führers über eine neuerliche „Zuteilung kolonialer Gebiete“ an Deutschland auch bei denen Gehör findet, die es in friedlicher Auseinandersetzung zu erfüllen vermögen: „Deutschland hat zu viele Menschen auf seiner Bodenfläche. Es liegt im Interesse der Welt, einer großen Nation die erforderlichen Lebensmöglichkeiten nicht vorzuenthalten."

Albert Eutis / Hymne

Steh fest, Süd-West! Steh fest!
Dir sind wir ergeben, trotz Mühen und Sorgen,
trotz Dornen und Busch und trotz Sand und Gestein,
im Schoß deiner Erde ruht treulich geborgen
so manch braven Streiters und Freundes Gebein.

Ob Dürren und Ziekten¹ die Arbeit auch hemmen,
Beharrlichkeit lohnt doch endlich den Fleiß,
ein Deutscher versteht seine Schultern zu stemmen,
den Preis zu erringen mit rinnendem Schweiß.

¹ Tierseuche.

Was Gott uns beschieden, das wollen wir halten,
wir bleiben dem Land und dem Ziele getreu,
vom Schicksal ersehnen wir ein gütiges Walten,
auch uns lacht die Sonne stets wieder aufs neu'!
Steh fest, Süd-West! Steh fest!

Hans Anton Aschenborn / Der Ochsentred

Schwer die Stirnen zur Erde gebeugt,
der Ochsenzug durch das Sandfeld leucht,
heißglühende Sonne und dichter Staub,
an knorrigen Bäumen graugrünes Laub.
In langer Reihe ziehen sie schwer
den Wagen langsam durchs Gräsermeer,
durch rote, sandig zerfahrene Pad¹
mahlt langsam, so langsam das Wagenrad.
Scharf knallt die Schwipp auf die Ochsenreih',
grell tönt des Treibers heiserer Schrei,
und geduldig leuchtend in stetem Gang,
so trecken die Ochsen die Pad entlang.

Otto von Essen / Morgen in der Steppe

Es sinkt der Scheit; der Flammen müdes Knistern
erstirbt im ersten Hauch der Dämmerstunde.
Fahlblasse Schleier weben in der Runde;
durch wanke Gräser huscht ein Morgenflüstern.
Noch im Gezweig ohnmächt'ge Schatten düstern
und geistern hin in des Rivieres Grunde;
auf fernen Bergen schleicht die Morgenstunde
in silbergrauem Kleid, tagfreudelüstern.
Da, eh das Leben noch sich schlafentrissen,
ergießt die Morgenröte ihre Feuergluten
von ihrer Hochwacht in die Steppenweiten,
und ihren Schalen immer neu entfließen
und immer reicher ihre goldnen Fluten,
verschwendend sich in ihren Seligkeiten.

¹ Pad, Steppenpfad.

Ich sehe rote, gelbe und grüne Farben unter blauem Himmel: Das Rot des tiefen Sandes und das Gelb des hohen, harten Grasses und das Grün der verschiedenen Dornbäume. Ich sehe das maßlose Bodengewelle, Düne hinter Düne, nächstens unter silbernem Monde, wann jedes kenntlich scheint wie am Tage und nur die Farben verschwunden sind und Dunkel und Hell und Schwarz und Weiß und Schatten und Licht allein gelten. Ich sehe das Durstland der Kalahari, ohne Berg und ohne Stein.

Ich sehe an der Stelle Seatsub, wie sie ungefähr heißt bei den Buschmannsgeschlechtern der Kalahari, einen ragenden Kameldornbaum wachsen im Sande zwischen Dünen, viel größer als die Dornbüsche weiten Kreises. Im Schatten, im dürstigen, wandernden Schatten des Baumes liegen Gräber, oder die Reste von Gräbern, von zwei Einzelgräbern und von einer Grabgemeinschaft. Die Gräber sind dort seit einem Tage im Märzmonat des Jahres 1908, es gehören noch Gräber des Rückmarsches zu ihnen an keiner besonderen Stelle, sondern hineingeschaufelt in den Sand der Wüste, wo es eben passend und nötig war. Nein, mit Cornelius Friebott haben die Reste nicht sehr viel mehr zu tun als mit dir und mir, sie legten sich an seine vielverschlungenen deutschen Wege, und sie liegen auch an den verschlungenen Wegen des deutschen Volkes. Aber wie viele wissen von jenem deutschen Gange, von jenem deutschen Zuge in die verdurstete Kalahari hinein über den gedachten Strich, der dort die deutsche Grenze vorstellte, fünfzig oder sechzig oder siebenzig Kilometer weit in den britischen Teil der wasserlosen Dünen? Wie viele wissen von dem deutschen Zuge der siebenundzwanzig deutschen Offiziere, der dreihundertdreißig und zwanzig deutschen Reiter, als noch alle lebten, und der hundertneunundzwanzig Eingeborenen auf siebenhundertzehn Kamelen nach neun Monaten mühseliger, rastloser Vorbereitung der Menschen und Tiere? Ein vergessener Irrgang des kaiserlichen Deutschlands, des Reiches Wilhelm des Zweiten also? Ein Abenteuer der Militärs? Der Koller eines einzelnen? Gewinnsucht einer Klasse? Nicht Irrgang, nicht Abenteuer, nicht todgelohntes Hirngespinnst, nicht Gewinnsucht, sondern Notwendigkeit, sondern unserer Notwendigkeit und Not ein Stück und ein leuchtendes Stück.

Freilich, in dem europäischen Geschichtskalender, der Jahr für Jahr Band an Band reiht in den öffentlichen Büchereien der Hochschulen, der Städte und Staaten, und darin aufgezeichnet

steht, Monat für Monat, und natürlich die Tage mit ihren Zahlen, was an allgemeiner Bedeutsamkeit in Deutschland und anderen Reichen und Reichsteilen der Erde geschah, ist von Erderts Zug gegen Simon Kopper im März 1908 als einer d e u t s c h e n Angelegenheit nichts zu lesen, und noch weniger steht in der zweiten Hälfte des Jahres 1907 irgend etwas von den Vorbereitungen zu hören. Aufgezeichnet ist, wann 1907 und 1908 die Kundgebungen für die Wahlrechtsänderung in Preußen jedesmal stattfanden; angegeben ist, wann die Redekämpfe um Vereins- und Versammlungsrecht besonders heftig waren; und um die Zeit des Zuges herum ist Dernburgs lange Ansprache über die Kolonien an den Reichstag von Anfang bis Ende abgedruckt und der Bettod eines Bürgermeisters einer freien Stadt ist mitgeteilt; die anderen Belanglosigkeiten sind noch viel schlimmer. Aber wie gesagt, vom Zuge, von Erderts Zug, von dem leuchtendsten Stück unserer deutschen Not in jenen Jahren und Tagen ist im deutschen Teile kein Zeichen. Und vielleicht steht überhaupt nur richtig davon geschrieben in dem bescheidenen Buche des Generalstabes von den Kämpfen der deutschen Truppen in Südwestafrika und dann natürlich noch in ein paar brennenden Herzen derer, die mit dabei waren, und der Verwandten der Toten . . .

Aber das ist auch wahr, so jemand einen von den vierhundert bis fünfhundert Reitern, Offizier oder Mann, die unter Hauptmann Friedrich von Erdert inmitten des Jahres 1907 im Großnamalande von Deutsch-Südwestafrika um die trockenen Flußbette des Auob und des Elefantensflusses und des Mossob am Rande der Kalahari her Posten bezogen und Kamele einritten und Wasser suchten und Notbehälter für Wasser herbeischleppten und aufstellten in den Durst und weite Patrouillen ausführten und Kabel legten und aus knorrigen Kameldornästen und eisernen Radreifen und gerade geschlagenen und zu Klammern gebogenen Hufeisen schwankende schlanke Türme bauten in die Dünenfläche zur Verständigung mit dem Lichtspiegel, und die probten und sich fortwährend in Entsagung übten, — so jemand sie gefragt hätte: „Warum seid ihr eigentlich hier in Sand und Durst und glühender Sonne und Fliegen und Zwang und Frauenlosigkeit? Ist das Leben nicht frischer und lustiger und reicher an den meisten anderen Orten?“ Sie hätten geantwortet, die Wortkargen oder gerade Kranken: „Warum, Mensch? — Befehl!“ und die Mitteilssameren: „Ja, der eigentliche Orlog ist gewiß vorbei, indessen treibt sich der Hottentottenkapitän Simon Kopper mit seiner Werst und einer

hinzugelaufenen Bande von Farmermördern am weißen Nossob und im englischen Gebiete herum. Sie kennen die Tschammasfelder, die Felder der wilden Wassermelonen in der Kalahari, und sie und ihre Tiere vertragen es, ihren Durst daran zu stillen; sie leben von dem Wildreichtum der Wüste, sie erfahren durch ihre Späher und die Buschleute von jedem paar einsamen weißen Mann am Rande der Wüste und von jedem streuenden Stück Vieh, von Rind und Pferd und Maultier, und von jedem unbeschützt ziehenden Ochsenwagen und von jeder Bohrkolonne und überfallen plötzlich und schlagen tot und rauben aus und fliehen zurück in die wasserlose Wüste. Und solange das dauert, und solange der Kapitän und seine Werft an ihren Verstecken ungestört bleibt, ist weit und breit kein Farmer und Frachtfahrer seines Lebens sicher. Und nun sind wir da, um ein Ende zu setzen, aber ein Ende ohne Mißerfolg, und daraufhin läßt der Hauptmann arbeiten und daraufhin arbeitet er, er denkt gar nichts anderes!" Gewiß, so hätten sie geantwortet und hätten Beispiele zugefügt von dem Raub- und Mordwesen und hätten wahrscheinlich ergänzt, an dem braunen Franzmannhottentotten Simon Kopper selbst sei viel mehr Feigheit als Mut, er habe oft genug verhandelt, aber dann packe ihn die Angst, was alles noch herauskommen könne, und dann gewannen die Orlogleute und die zugelaufenen Mordgesellen von neuem die Oberhand, und in seinem Namen breche das Räuberleben wieder los. — Nur die letzte und einfachste Wahrheit, um deretwillen der Erdertzug im deutschen Geschichtskalender durchaus für Deutschland aufgezeichnet stehen müßte und darum der Zug unserer Notwendigkeit und Not ein Stück und ein leuchtendes Stück war, die hätten damals weder Reiter noch Offizier der Fünfhundert zu sagen vermocht, deshalb, weil sie sich selbst und ihr Volk und sein Schicksal nicht erkannten, wie wir unser deutsches Volk und unser deutsches Schicksal niemals erkennen, sondern durch belanglose und zufällige Vorkommnisse stets erklären. Sie hätten nicht zu sagen vermocht: „Mensch, was fragst du? Woher kommst du? — Wir sind von dem Volke, das eingeschnürt sitzt zwischen Wasgen- und Böhmerwald, zwischen einer kurzen Ecke Nordsee und zwischen einer Ostseelänge und Rußland; wir sind von dem Volke, das den vierten Sohn in das fremde Ausland verschwenden mußte und das von drei Bauernjungen zweie vom Felde und aus den Wäldern und Heiden in die Fabriken weisen muß und in die Städte. — Wunsch hin und Wunsch her — damit sie nur leben könnten, und daß man von drei Mädchen immer eine ohne Mann gehen läßt vor

lauter Gedrängtheit, und wo jeder dem andern zornig und zankend auf den Teller sieht, und wo reinliche Abenteuerer Schurken wurden, weil sie keine Gelegenheit fanden für ihre eigentümlichen unruhigen Kräfte . . . Aber dieses Volk, Mensch, dieses unser deutsches Volk ist endlich übergequollen, es sucht sich endlich ein breiteres, eigenes Bette; es sucht sich ein Bette wie der Engländer hat, daß, wer tüchtig ist und wer leistet, zu seinem Rechte und seinem Wunsche und seiner Freiheit kommt, und daß Art nicht länger als Unart erscheint. Und unter den Übergequollenen sind wir vorne an, und den deutschen Arbeitern, die frei sein und sich erproben möchten, leisten wir hier den Dienst und also auch uns selbst. Und das solltest du nicht wissen?"

Hans Grimm

Die Vertreibung der Deutschen aus Kamerun

Mit vier Kanonen, mit fünfundsechzig Gewehren und mit wenigen kleinen, alten Schiffen wehrte sich die Hafenstadt Duala an der Küste von Kamerun gegen die dreißig schweren französischen und englischen Schiffe, die in der Bucht lagen. Heldenhaft kämpfte eine Handvoll deutscher Kämpfer gegen einen durchaus nicht immer ritterlichen Gegner.

Duala mußte sich ergeben. Das war wahrhaftig keine Schande. Aber es war eine Schande, wie Farbige und — Weiße, deutsche Männer, Frauen und Kinder behandelten. Der Besucher von Duala, der dabei war, erzählt's:

Von dieser Stunde an waren wir dem Feinde in die Hand gegeben und waren rechtlos. Die Dualas begannen zu plündern und schleppten Warenballen fort und Bänke und Stühle und Tische und Geschäftsbücher unter lautem Geschrei, und die Engländer stahlen, und die Franzosen stahlen, verstehe es wohl, weiße Franzosen und weiße Engländer, in der Stadt, um die nicht gekämpft wurde, und für die der englische General Schutz des Eigentums versprochen hatte.

Die Engländer befahlen dem deutschen Bezirksamtmanne Wienecke, er solle sämtliche Deutsche rufen lassen in den Garten des Krankenhauses, daß ihre Namen festgestellt würden. Danach konnten sie zurückgehen in ihre Häuser. Der Bezirksamtmanne sandte Boten aus, und zugleich gingen englische Soldaten, weiße und schwarze, und englische Offiziere mit je vier bis acht Mann durch

die Straßen, und die englischen Soldaten, weiße und schwarze, aber zumeist schwarze, drangen in die Häuser, während die englischen Offiziere hier und dort in den Faktoreien eins tranken und die Schlüssel nahmen, und riefen die Deutschen auf. Männer, Frauen, Kinder, daß sie rasch in die Straßen kämen und sich zum Krankenhause führen ließen, um ihre Namen anzugeben und was sonst von ihnen zu sagen wäre. Danach könnten sie zurückkehren in ihre Häuser.

Indem sie solches ausführten, erzwangen sich die schwarzen Soldaten Eintritt in Schlafzimmer, wo kranke weiße Frauen lagen und faßten sie am Arm und drohten und hinderten sie, sich vollends anzuziehen oder ihr Geld an sich zu nehmen, oder ihre Uhr, oder was Menschen lieb und gewohnt ist, und stießen die Männer mit ihren Kolben.

Als nun die verschiedenen Haufen an das Tor des Gartens gelangten, sahen sie, daß da zwei Maschinengewehre aufgepflanzt waren mit der Mündung nach innen. Im Garten, als die ersten sich eingezeichnet hatten, hieß es: „Nein, ihr dürft nicht wieder hinaus, niemand darf wieder hinaus.“ Und da stand ein junger französischer Offizier mit einer Reitpeitsche auf der kleinen Treppe des Krankenhauses und klopfte mit seinem Stöckchen und spielte an seinem Bärtchen und hatte Nachsicht in den Augen und ein ungutes Lächeln um die Lippen. Die schwarzen Soldaten nahmen die Gelegenheit wahr und teilten Fausthiebe aus und stießen mit der Waffe vor ihren Offizieren. Die Deutschen wußten nicht, was von ihnen verlangt werde und warum sie gequält würden, und viele Frauen weinten.

Die Hitze der Mittagssonne wurde glühend, und die Frauen und Kinder setzten sich auf die Erde, und dieser und jener Gefangene gab den schwarzen Soldaten, wenn sie herankamen zu stoßen und zugleich bettelnd die andere Hand hinhielten, ein Geldstück, daß sie die Sitzenden und Erschöpften nicht berührten.

Vom Garten aus sahen die Gefangenen, wie Kisten mit Getränken und Lebensmitteln aus den deutschen Faktoreien und mit den deutschen Firmenzeichen vorbeigetragen wurden von englischen Soldaten in geschlossenen Abteilungen, und immer mehr schwarze Diener und Köche der Gefangenen kamen an die Umzäunung und auch in den Garten gelaufen und riefen ihren Herren zu: „Die Dualas plündern dein Haus! Die Fremden tragen dein Eigentum heraus! Was sollen wir tun?“ Ein paar Männer traten zu dem wachhabenden englischen Offizier und fragten ihn: „Wissen Sie,

was in der Stadt geschieht?" Und der Offizier schämte sich und sandte einige Streifwachen aus, und die Streifwachen brachten ein paar Plünderer ein. Die Gefangenen sagten: „Der eine mag die Absicht haben, Ordnung zu halten, aber der Leitung ist das Plündern der Dualas eben recht, denn sie wollen jenen nachher zuschieben, was die eigenen Leute anrichten . . .“

Als wir hinausgetrieben wurden aus dem Garten, in Reih und Glied, Mann, Weib und Kind, der Bezirksamtman und Richter, die Kaufleute und Offiziere und Soldaten, die Baumeister und Kapitäne und Seeleute, die Sendlinge und Handwerker und Lehrer, die Leiter des Hafens und der Eisenbahnen, der Pflanze und Beamten, in einem Zuge alle die weißen Menschen, die gekommen und gesandt waren, an dem großen Gedanken von Duala zu schaffen, waren wir nicht mehr einzelne, sondern der deutsche Kopf und das deutsche Herz und die deutsche Arbeit und der deutsche Erbauer und der deutsche Herr dieser Stadt, waren wir das weiße Recht und die weiße Ordnung und der weiße Mann dieser Stadt, so daß sie, die uns erniedrigten zu solchem erbärmlichen Sklavenzuge vor den Schwarzen aus Haß und Eitelkeit, und weil sie es in der Ferne und durch ihre Übermacht meinten wagen zu dürfen, das deutsche Volk und die weiße Farbe in einem schändeten, und schändeten, was bei uns gut und ehrwürdig ist und was bei ihnen gut und ehrwürdig ist. Und darum klage ich, denn diese Sünde gilt schwer, auch wenn Völker streiten, und wiegt nicht leichter durch den Krieg.

Die englischen Offiziere schritten dem Zuge voraus bis an die Brücke. Alle zehn Schritte ging eine schwarze Wache neben dem Zuge. Von diesen Leuten hielten sich einige ruhig und spürten Verlehrtheit und sahen vor sich. Andere freuten sich, daß ihnen zum ersten Male und vor einem Negervolke, das sie selbst verachteten, die Herrschaft gegeben sei über Weiße, und sie belferten und verlangten raschen Schritt, und wo Gefangene mühsam stolperten unter gewichtigen Packen, stießen sie diese in den Rücken.

Um den Zug und hinter dem Zug liefen die Dualas schreiend und lachend her und standen zu Tausenden johlend und höhnnend und händeklatschend in allen Straßen und an allen Straßenecken. Sie riefen: „He, he, du deutsches Schwein! Bringt die deutschen Schweine um!“

Als wir an die Gefängnisstraße kamen, stand da völlig verzweifelt die Frau, die ihr Kind geholt hatte, zwischen den Schwarzen und hielt den Säugling im Arme. Die zwei Wächter wollten sie

nicht mehr in den Zug lassen. Da griffen Hände nach ihr und zogen sie in den Zug hinein, daß sie eine Hilfe hätte und nicht verlassen bliebe, und sie ging still weinend mit.

Auf dem Hansaplatz fiel ein Beamter keuchend zusammen mit seinem Paden. Er war durch die brütende Hitze kraftlos geworden. Die Soldaten stießen nach ihm, bis er sich aufraffte und weiterwankte. Aus der Woermannstraße kam die Witwe Duala Mangas heraus mit einem Trupp Weiber. Als sie den Bezirksamtman sah, begannen sie zu singen und zu klatschen, und die Witwe tanzte.

Auf der Breitestraße sahen wir abgesondert von dem kreischenden Dualagesindel eine Gruppe Neger stehen, und ich erkannte Nette unter ihnen und wunderte mich, daß auch er sich gegen uns wenden wollte. Aber sie ließen die fremden Offiziere vorüber ohne Zuruf und Gruß, dann, als der Zug recht heran war, taten sie die Hüte tief ab und beugten sich. Die meisten von ihnen waren Togoleute. Und daß sie die Treue hielten und sich nicht scheuten, öffentlich zu bezeigen, tat uns mehr wohl als ich sagen kann.

Knapp am Strande strich ein Duala an unseren Reihen vorüber. Er sagte zu dem Hafenmeister oder zu dem Lehrer: „Herr, mein Herz ist schwer. Wer sind die, die euch dieses antun? Es sind nicht Neger. Es ist nicht gut. Es ist schlecht!“

Auf der Brücke erreichten die zwei fehlenden Frauen ihre Männer. Der Landsmann hatte sie beide irrend am Zaune des Krankenhausgartens getroffen. Die schwarzen Wachen wollten sie nicht in das Haus lassen, daß sie die englischen Beamten fragten. Sie liefen in Todesangst durch die Straßen. Und, weil sie eben zurecht gekommen waren, um, wie sie gingen und standen, das Los ihres Mannes zu teilen, wurde die eine von einem lauten, unaufhaltsamen, peinigenden Lachen ergriffen. Und das schluchzende Lachen war das letzte, was wir hörten, als wir, Männer, Frauen und Kinder, an Bord der zwei schmutzigen Negerschiffe getrieben wurden . . .

Der größte Teil der Gefangenen wurde nach Cotonou, dem Hafen von Dahomeh, gebracht. Von dort mußten sie, zum Teil zu Fuß, bei fünfzig Grad Hitze, weiter nach Abomeh im Innern des Landes. In mörderischem Klima wurden sie festgehalten. Sie wurden bei kläglichster Kost zu härtester Arbeit gezwungen. Der Verwalter des Lagers empfing sie mit den Worten: „Beschwerden gibt es bei mir nicht. Wer sich beschwert, erhält Zellenhaft. Auf Gnade rechnet nie! Ihr seid Verbrecher. Als Angehörige einer

Nation, die in Belgien Frauen und Kinder verstümmelt hat, verdient ihr, daß man euch von den Schwarzen hier mit Buschmessern zusammenhauen ließe. Ob einer von euch mit seinem Leben davonkommt, hängt von meinem guten Willen ab. Ich kann erschießen lassen, wen ich will."

Fieber, schlechtes Schmutzwasser, trostlose Unterkunft, grausamste Behandlung, härteste Arbeit in höllischem Klima — da braucht es nicht viel Erschießen. Da sterben die Menschen auch so langsam dahin. Einmal nahmen die Durchfallserkrankungen erschreckend überhand — selbstverständlich bei Sumpfwasser und Gluthitze. Da kam der Befehl, daß bei weiterer Zunahme der Durchfallserkrankungen sämtlichen Lagerinsassen auf einen Monat das Brot und auf vierundzwanzig Stunden jede Mahlzeit entzogen werden solle. Ganz übel sah es mit der Kleidung aus: „Weder Kleidung noch Schuhe werden geliefert. Bei der Arbeit zerschleißt jedes Stück. Eine Anzahl geht mit Hosen herum, die am Knie abgeschnitten sind, die gewonnenen Stücke nützen sie zu Flecken. Dreißig Mann besitzen noch Strümpfe. Einer trägt ein festes Hemd als Hose, andere tragen die zur Ausbesserung des oberen Teiles verkürzten Hemden als Blusen. Am Waschtage tritt über die Hälfte nur mit der Decke um die Lenden zur Arbeit an und muß auch so durch den Ort marschieren zum Gespött der Neger. Einer, der außer der Hose gar nichts mehr hatte, bat wiederholt um ein Hemd. Er hat vom Venere ein Stück Sackleinen erhalten, daraus soll er sich ein Hemd anfertigen. Wo die Schuhe den Leuten von den Füßen fielen, ist ihnen rohe Ochsenhaut gegeben worden zur Herrichtung von Sandalen. Diese Sandalen schrumpfen und härten sich, sie schützen nicht vor den peinigenden Sandflöhen, sondern scheuern die zerfressenen und aufgeschnittenen Füße empfindlich. Um das alles kümmern sich die Franzosen nicht ..."

In dieses teuflische Lager waren auch immer mehr Gefangene aus Togo gekommen. Auch ihnen ging es nicht besser. Die Mißhandlung, von der Kersten Düring, der Olsucher von Duala, hier erzählt, war nicht die schlimmste, war eine unter Hunderten. Aber man mußte sie in alle Welt hinaus schreien ...

Der Maschinist sagte: „Ich bin heute aus dem Gefängnis herausgelassen worden." Ich fragte: „Wegen des Messers?" Er antwortete: „Bsch! Wollen Sie dasselbe erleben? Das halten Sie nicht mehr aus. Ja, wegen des Messers." Ich fragte leise, denn ich war ja lange krank gewesen: „Was war denn nur? Wie ist es herausgekommen?" Er sagte: „Wie es herausgekommen ist, weiß

ich selber nicht, nur daß ich das kein zweites Mal ertragen kann, das weiß ich."

Er erzählte dann so stoßend alles: Während ich in der Krankenhütte lag, ruft Benere (der Lagerkommandant) ihn eines Mittags aus dem zur Arbeit ziehenden Handwerkertrupp heraus. Er greift ihm wortlos in die Tasche, faßt das Messer und hält es hoch. Tut einen bösen Lacher, ruft vier Neger. Die Neger treiben den Erstaunten in die Arrestzelle. In der Arrestzelle sitzen schon zwei schwarze Gefangene, ein alter, ein junger. Es dauert nicht lang, und Benere kommt in die Zelle mit einer Mißpferdpeitsche und schlägt schimpfend auf die beiden los, dann öffnet er die Thür und stößt mit Fußtritten die Schwarzen aus der Zelle und macht zu von draußen. Da kauert sich der Kamerad verstört auf den Boden. Aber nach ein paar Minuten geht die Thür auf, und zwei Neger springen ihm an die Kehle. Er sträubt sich, er gurgelt, versucht Luft zu bekommen, da ist auch Benere herinnen, hat eine Pistole, eine Peitsche, das Messer und Daumenschrauben in den Händen. Die Neger halten des Kameraden Arme steif zusammen. Benere setzt die Schrauben an, schließt und beginnt zu toben, setzt dem Kameraden bald das Messer auf die Brust, bald die Pistole an die Stirn. Dann, nachdem er sich in Wut geschrien hat, haßt er mit der Peitsche auf ihn ein, und die Schwarzen lachen dazu. Unter dem Geprügel bricht der Kamerad an der Mauer zusammen.

Als er die Besinnung wieder erlangt, ist keiner mehr da. Er denkt, wenn sie wiederkehren, will ich stehen. Er kommt aber nicht hoch vor Schwäche und Blutverlust und wahnsinnigen Schmerzen. Mit den Armen kann er sich nicht stützen wegen der Schrauben. Da preßt er den blutigen Rücken an die Lehmwand und schiebt zähe mit den bloßen, von Sandflöhen zerfressenen Füßen und erreicht es und lehnt blöde an der Wand. Aus seinem Hemde läuft das Blut, sein Kopf ist geschwollen, die Schrauben quälen entsetzlich, daß er nicht mehr denken kann. Dann fällt wieder breites Licht in den Raum. Zwei Neger sind da, machen Stricke an seinen Armen fest, zerren ihn hinaus auf den Hof. Benere ist im Hofe in einem Tragstuhl. Vor dem Tragstuhl soll der Kamerad laufen mit vier Negern und zwei Soldaten zum Verwalter durch den Ort. Er kann nicht laufen, deshalb hüpfet der Krummbeinige alle hundert Schritt hinter ihm aus dem Tragstuhl und prügelt und schreit und schwingt die Pistole. Negerzuschauer folgen dem Lärm. Vor dem Verwalter gebärdet sich Benere wie ein Verrückter, fuchtelte mit dem Messer, hämmert dazwischen dem Kameraden mit dem Pisto-

lenkolben an die Stirne. Ganz langsam versteht dieser, daß er angeblich auf Venere einen Mordversuch geplant habe. Venere erklärt schreiend immer wieder, das Messer — ein gewöhnliches Messer zum Brotschneiden — sei zum Morde angefertigt worden, zum Morde!

Der Verwalter scheint nicht recht überzeugt, er verhängt acht Tage Gefängnis. Dann geschieht das kleine Versöhnende, das ich und andere suchen, und an das wir uns recht klammern, weil es zeigt, daß hier nicht alles vertiert ist, daß sie nicht alle gleich sind. Der Sekretär führt den Kameraden ab mit zwei Polizeisoldaten. Er nimmt ihn in eine Stube, entfernt die Schrauben. Er sagt nichts, aber er streicht meinem Kameraden leise über die Schulter und sieht ihn an, freundlich und ohne Haß. Er geht mit in die Zelle. Ein grauhaariger, kranker Neger wird herausgenommen. Der Sekretär befiehlt, daß die Zelle ausgefegt werde für den Kameraden. Er läßt Waschwasser bringen. Ein Polizeisoldat hilft dem Kameraden das Hemd lösen. Allein vermag es Köhler nicht. Das blutdurchtränkte Hemd ist fest verklebt mit den Wunden des Rückens. Während das Kleidungsstück langsam herunterkommt, werden die offenen, langen Striemen frei am Halse, am Nacken, auf dem Rücken und über den Hüften. Beide, der Sekretär und der Polizist, stoßen erschreckte Rufe aus. Aber mehr helfen dürfen sie nicht. Acht Tage hat der Kamerad ohne Decke auf dem Leibe und auf der rechten, nicht zerschlagenen Gesichtshälfte liegend zugebracht. Nacht für Nacht von Eidechsen und Ungeziefer gestört. Und heute mußte der abgemagerte, zitternde Schatten eines Mannes mit zur Arbeit auf die heiße Straße . . .

E. Richard Dengler / Reiterdenkmal in Windhof

So wie du stehst auf jenem Stein,
lebst du in der Erinnerung fort,
scharf blickend in die Welt hinein,
doch fest gebannt an diesen Ort.

Und dieser Ort ist dir geweiht,
so ist's, so soll es immer sein.
Du Reiter aus vergangner Zeit,
wir schlossen dich ins Herz hinein.

Und kommt dein Geist einst in der Nacht
und ruft: „Kameraden, raus!“,
dann ziehen wir mit ihm auf Wacht
und schirmen Weib und Kind und Haus.

Wilhelm Elmenhorst / Wanderjahr

Wie oft hab' ich im wilden Busch gelegen,
fernab der weißen Siedlung und Kultur,
wie oft zog ich auf kaum bekannten Wegen,
das Raubzeug folgte meiner Wagenspur.
Wie oft ritt ich in kaum bewohnten Landen,
wo noch das Hochwild seine Stätte hat,
wo die Giraffen und die Elefanten
noch ganz vertraut verhoffen an der Pad,
wo noch im Mondschein leis die Zebras bellen,
der Löwe roht, wenn sich die Sonne neigt,
und nachts aus donnernden Kambelefällen
das Flußpferd brüllend an die Ufer steigt.
Der Säbelbock verhofft in nächster Nähe,
der scheue Büffel äst im Sumpfgebiet,
ein Gnu wird flüchtig, weil in blauer Höhe
mit lautem Schrei der Kronenkranich zieht.
In klaren Himmel steile Palmen ragen,
im Feld der Kaffer ist noch wild und frei.
Pferd, Hund, Büchse und ein Ochsenwagen —
das war noch Afrika! — Heut ist auch das vorbei.

Rudolf Kündt / In ein Stammbuch

Es hat der Krieg uns viel geraubt.
Doch Eines hat er uns gelassen,
an das ein rechter Deutscher glaubt,
das wir mit ganzer Seele fassen:
Der deutschen Frauen treuen Mut,
der deutschen Frauen deutsches Blut,
des deutschen Volkes hehrstes Gut.
Und tragen knirschend Ketten wir in Sklaverei,
Es sproßt ein neu Geschlecht und einst wird Deutschland frei.

Ernst Marshall
Ostafrika, das zweite Vaterland

Nun horch ich oft, schlaflos in tiefer Nacht,
ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehn.
Storm.

Deutscher Männer kühnbewußtes Wagen
hat erworben uns das schöne Land,
und in guten wie in bösen Tagen
hielten schirmend drüber wir die Hand,
rodeten in Sumpf und Niederungen
alles Unkraut und die Dornen aus,
Neuland ward der Wildnis abgerungen,
fest der Grund gelegt für Hof und Haus.
Deutsche Heimat, nebelfeuchter Norden,
Kühl, vom blassen Himmel überspannt,
unter Tropensonnen neu geworden
bist du hier zum zweiten Vaterland.
Quellenkräftig stieg die starke, echte
Heimatliebe in des Siedlers Brust,
Liebe, die für dieser Scholle Rechte
Auch zu sterben stets sich war bewußt.
Doch er lebt, der tausend einst am steilen
Kibo landete, der deutsche Mar.
Matt nur, aber nie zerbrochen, heilen
bald die Schwingen und der Fänge Paar.
Zwischen Eis und Klippen sitzt er nieder,
und es späht sein Auge kühn und scharf,
und er harret des Tags, da sein Gefieder
neu zum Flug er wieder breiten darf.

Fritz Bleh / Usulunga (Ostafrika)

Zuweilen noch erscheinst du meinen Träumen,
wie ich dich schuf trotz Krieg und Kampfestosen.
Hell lugt der Hof aus Purpurblütensäumen
von Schirmakazien und Goldmimosen;
die Tauben gurren in den Mangobäumen,
um die des Weines Feuerreben kosen;
ein Blütenduft entströmt des Hauses Räumen
von Orchideen, Lilien, Tuberosen.

Verwünschte Träume! — Schwarzverkohlte Pfeiler
nun schneiden dorten meinem Glücke Fraken!
Mein Heim gleicht einem halbvermoosten Weiler,
ein Tummelplatz der Schlangen und der Raken.
Hyänen heulen im Ringaniweiler,
wo sie sich Knochen aus den Trümmern fraken;
und in die Pflanzung brechen Warzenkeiler
mit frechem Blasen, ekelhaftem Schmaken.

Und ich? Was rüttle ich an Kerkerstäben?
Was rufe ich die Feigen auf, indessen
zerstört wie meine Schöpfung bleibt mein Leben
und die Erinnerung will mein Herz zerpressen?
Ein Messushemd brennt sie auf meinem Leben;
ich kann, so lang ich atme, nicht vergessen
dich, stolze Freiheit, die in Wildnisweben
und Kampfesgluten ich einmal doch besessen!

Peter Steffan

Begegnung mit Deutsch-Ostafrika

Vor einiger Zeit traf ich unvermutet mit einem Freund zusammen, den ich seit langem nicht gesehen hatte. Am Ende eines Abends, an dem wir einander berichtet hatten, fragte ich ihn, wie man in solchen Fällen oft zu tun pflegt, was ihm auf seinen Reisen den größten Eindruck gemacht habe; denn er hatte sich in den letzten Jahren zu wissenschaftlichen Forschungen fast ausschließlich im Ausland aufgehalten.

Mein Freund dachte eine Weile nach, dann erzählte er das folgende:

Im vorigen Jahr war ich mit meiner Expedition im oberen Sudan. Eines Morgens — wir hatten bei einem kleinen Flecken genächtigt — gab es beim Aufbruch viel Ärger. Wir hatten Eile und ich bemerkte bei der Kontrolle, daß eines der Kamele völlig falsch beladen war. In meiner Ungeduld fing ich heftig zu schimpfen an, und zwar der Geläufigkeit halber teilweise deutsch. Plötzlich sprach mich jemand in gebrochenem Deutsch an. Ich wandte mich um und sah mich einem Neger von vielleicht fünfundvierzig Jahren gegenüber. Er war kräftig gebaut, von dem schönen geschmeidigen Wuchs, den man in unserem früheren Schutzgebiet am Kilimandscharo häu-

fig trifft. Aber er war blind. Dieser Mann, das blicklose Gesicht horchend hergewandt, fragte mich, ob ich Deutscher sei. Als ich bejahte, begann er zu erzählen; man sah, daß das, von dem er sprach, lange in ihm aufgestaut gewesen war. Mein Begleiter, ein Engländer, wollte ihm Geld geben, weil er ihn für einen Bettler hielt. Aber der Blinde nahm es nicht. In halb singendem, melodischem Tonfall berichtete er von dem Kampf, den sie vor zwei Jahrzehnten geführt hatten, als er im Weltkrieg unter Lettow-Vorbeck focht. Es klang wie ein altes Heldenlied, schlicht und doch voll Begeisterung, die ihre Bewährung vor dem Tod fand. Was mußten es für Männer gewesen sein, unter deren Führung er gekämpft hatte. Ihm liefen die Tränen über die Wangen, als er am Schluß vom Tode seines Hauptmanns sprach. Der Engländer sah zu Boden, als der Blinde geendet hatte und dann nach einer Pause die letzten Worte wiederholte, auf die allein es ihm bei seiner Erzählung anzukommen schien: „Und wenn ich noch einmal zwei Augen hätte, ich würde sie wieder hergeben. Sagen Sie es in Deutschland, ich würde sie noch einmal hergeben.“

Wir konnten uns nicht lange aufhalten. Das Ganze hatte vielleicht fünf Minuten gedauert. Aber ich wußte es damals schon, daß ich von ihm erzählen mußte, wenn man mich nach dem größten Erlebnis meiner Reise fragen würde. Ich wußte es damals schon, als wir weiterzogen und ich mich auf einer kleinen Anhöhe umwandte und nach unserem Lagerplatz zurückschaute, wo noch immer der Blinde stand, das blicklose Gesicht uns nachgewandt. Ich werde dieses Gesicht nie vergessen, mit der Schußnarbe, die über Brauen und Stirn lief, und den toten Augen. Dieser blinde, von seiner Heimat verschlagene Neger gab mir das schönste Beispiel der Treue, das ich je erlebte. Und man sagte, wir Deutsche hätten es nicht verstanden, die Eingeborenen zu behandeln!

Werner Schmidt-Pretoria
Der Pontof von Gurinorob
Eine Geschichte aus Südafrika

Wir lehnen uns weit über die Reling hinweg, um das Lotsenboot vom silbergrauen Dampferkörper ablegen zu sehen.

Der Lotse hängt einen Augenblick in der Luft ... ein paar erregende Sekunden, dann läßt er sich, bei halber Fahrt, in die von Eingeborenen bediente Nußschale fallen. Lächelnd winkt er

herüber. Eine scharfe Wendung, sein silbergefaßter Tropenhelm wird kleiner. Das winzige Motorboot steuert wieder auf Sansibar zu, dessen weißliche Häuser und dornspitze Türmchen noch ein wenig in den Horizont hineinragen. Gelangweilt treten die Passagiere von der Reling zurück.

In meiner Hand flattert der Notizzettel, auf den der Gefängnisbeamte in Sansibar drei Zahlen gekritzelt hat.

Endlich kommt der Leichtmatrose, nach dem ich geschickt habe, aus einer der Ladeluken herausgekrochen. Vor zwölf, meint er, könne der Gepäckraum nicht geöffnet werden, und versucht zu lächeln, obwohl der nächste Fieberanfall seine Augen bereits umschattet.

Ich werde also meine Ungeduld noch bezwingen müssen. Der Barmann soll mir ein eiskaltes Getränk zurechtmachen. Dahinter will ich mich verschanzen, bis es zwölf Uhr wird, bis ich die Taschenkalendar aus meinen Südwester Jahren herausramen und die Daten mit den frühlichen Zahlen vergleichen kann, die der Gefängnisbeamte in Sansibar gestern auf diesen Zettel schrieb ...

Damals, in Südwest, vor fünf Jahren, da hatte mich der dunkle und doch so sonnenhelle Erdteil zum erstenmal an sich gezogen, und ich, ich hatte meine Hände der Fessel, die mich für ewig an ihn binden sollte, freudig entgegengestreckt.

In meiner Liebe zu diesem Lande waren mir seine Küsten wie eiternde Wundränder erschienen, deren Fleisch immer wieder von dem Gift der weißen Zivilisation entzündet wurde.

Ich wollte dem gesunden, unvergleichlich schönen Körper des schwarzen Erdteils nahe sein. Darum drang ich in das Land hinein. Bis die gelben, glühenden Flugsanddünen der Kalahari sich vor mir ausbreiteten und ich auf der letzten Farm, die schon in der Steppe lag, einen Ruhepunkt fand.

Morgens überwachte ich die Hottentotten, wenn sie die Schafe ins Feld trieben; nachmittags zählte ich die Ziegen an der Tränke, und abends, bei Kerzenschein, las ich monatealte Zeitungen. Am Ende jeder Woche verteilte ich Maismehl, Wildfleisch und Plattentabak an die arbeitenden Hottentotten oder ihre Weiber, und an jedem sechsten oder achten Sonnabend ließ ich die Esel anspannen und fuhr auf zweirädriger, brüchiger Karre nach Uroab, wo immerhin drei oder vier Häuser zusammenstanden.

Es war eine schöne Zeit, und es gab genug davon. Warum mit Minuten oder Stunden sparen, wenn man Monate oder Jahre verbrauchen konnte?

Die Tiere liefen frei und ungebunden auf der Farm umher und lehrten, vom Durst getrieben, mit dem Untergang der Sonne zur Wasserstelle zurück. Wenn sie sich einmal beim Weiden zu weit von unserem Plaze entfernt hatten, dann gingen sie eben auf der nächsten Farm ans Wasser.

Und da es in dieser herrlichen Steppe weder Einzäunungen noch Hindernisse gab, so geschah es sogar manchmal, daß eine Kuh oder ein paar Esel weiterwanderten, von Wasserloch zu Wasserloch, von Farm zu Farm, von einem Hottentottenkral zum andern, bis sie endgültig verschwanden.

Einmal konnten die Eingeborenen nur noch vier von den sechzehn Eseln zusammentreiben, die mein Karrengespann ausmachten.

„Bas“, grinste mich Damas, mein lederhäutiger, halbnackter Leibkutscher an, „Bas, du mußt die Esel suchen gehen, und ich werde dir die Spuren schneiden.“

Am Morgen, lange bevor die Sonne über die Sanddünen hinleuchte, fuhren wir mit knirschenden Rädern und den verbliebenen Eseln los.

Wege gab es natürlich nicht. Aber Damas fand aus dem Gewimmel der Huf- und Tatenabdrücke die gesuchten Spuren heraus.

Denen fuhren wir nach. Und rumpelten auch am Abend auf eine Wasserstelle zu.

Esel wären hier gewesen, bedeutete uns ein alter Hottentotte, der plötzlich und schattenhaft aus dem Dunkel auftauchte und uns am nächsten Morgen ein Stück in der Richtung, in der unsre Grautiere seiner Meinung nach gegangen sein mußten, begleitete. Immer tiefer in die Kalaharisteppe hinein.

An diesem Tage, dem zweiten unsers Suchens, erblickten wir überhaupt kein menschliches Wesen; aber am dritten Morgen hatten wir statt der vier bereits wieder zehn Esel vor unsern beiden Rädern.

Damas schloß aus allen möglichen Anzeichen, daß ein Eingeborenenkral in der Nähe liegen müsse. Er lenkte unsern Räderkasten auf zwei Dünen zu, die parallel zueinander lagen und sich dadurch im Laufe eines Tages gegenseitig beschatteten.

Wie verstreute Bienenkörbe lagen die Pontoks der Hottentotten an ihren Hängen und in dem fahlgrasigen Tale zwischen ihnen.

Einer von ihnen stach durch seine Größe und ein paar bunte Fehen über dem Eingangslöcher von den andern ab.

Davor hielten wir an. Aufgereihte Schafalfelle, die den Vorhang und die Tür darstellten, spalteten sich und schlugen wieder hinter einem beinahe unbefleideten Weib zusammen, das, ihrer Sitte gemäß, schweigend und in hockender Stellung wartete, bis wir das Gespräch eröffneten.

Ich ließ Damas reden; denn die drei oder vier Wendungen, die mir aus dem Namaqua, der Sprache der Hottentotten, bekannt waren, befähigten mich wirklich nicht, irgendwelche Fragen zu stellen.

Gurínorob hieße dieses Dorf. Und er wüßte jetzt auch, wandte sich Damas danach wieder an mich, wo unsre noch fehlenden Esel umherstrichen. Morgen würden wir sie wohl erreichen.

Aus der Hütte drang der übliche ekelerregende Geruch, den das Kameldornholz bei seiner Verbrennung ausströmt, und ein Gemisch gurgelnder, anscheinend zorniger Laute.

Ich schob das Weib beiseite und kroch in den Pontoß hinein.

Der Rauch, der mich wie eine Gaswolke umhüllte, versperrte die Aussicht, obwohl das Kochfeuer in der Mitte der Hütte lichterloh brannte. Aber bald erkannte ich im Schein der Flammen ein junges, nacktes Eingeborenenmädchen und einen Piccanin, ein dickbäuchiges Kind, die sich beide ängstlich in eine Ecke kauerten.

Auf einer Matte aber hockte ein Mann mit blondem Haar und verwildertem Bart, ein Europäer. Er war wohl betrunken; denn sein Blick irrte, und seine Bewegungen waren schwer und ziellos.

Ich versuchte ihm in die Augen zu blicken.

Sein Körper, nur mit einer schmutzigen Leinenhose bedeckt, war aufgeschwemmt, vom Trunk jedenfalls. Er reagierte auch dann noch nicht, als ich ihn an der Schulter rüttelte.

„Hallo, man“, sagte ich und fragte ihn, was er hier mache — in einem Jargon, den jeder Weiße in Afrika versteht, vom Kap bis nach Kairo.

Keine Antwort. Nichts.

Ich redete ihn in Afrikaans an, fluchte in deutscher und englischer Sprache, verrenkte mir die Zunge an der einzigen russischen Phrase, die ich wußte — es machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn.

Er lächelte immer noch sinnlos und sprudelte wieder diese sonderbaren, zornig klingenden Laute heraus. Dabei nickte er dem braunen Mädchen zu, ohne mich überhaupt irgendwie in Betracht zu ziehen. Man hätte glauben können, er sähe mich gar nicht.

Genug. Ich schämte mich, Damas in die Hütte zu rufen.

Wir füllten unsre Wassersäcke. Unterwegs schoß ich einen Springbock. Immer weiter, eine Düne nach der andern wurde bezwungen.

Am nächsten Abend schaukelten wieder sechzehn rundgefressene Eselsbäuche vor unsrer Karre.

Ich legte einen Ruhetag ein. Danach drehten wir unsern Wagen um und traten die Rückfahrt an.

Was sollte ich während der langen, gleichförmigen Stunden tun, in denen sich die von der ewigen Glut zerrissenen Holzräder ächzend durch den bremsenden Sand mahlten? Der verkommene Weiße in diesem Pontof hockte immer wieder im Zentrum meines Gedankenkreises. Vielleicht war er noch jung, seine Augen jedenfalls schienen es zu sein. Man mußte ihm natürlich helfen.

Gurinatorob lag außerhalb der Polizeizone; aber es würde trotzdem eine Patrouille hierher gesandt werden, wenn man in Aroab Meldung machte. Dann würde es sich auch zeigen, auf welche bisher unerklärliche Weise der Mann in diese weltferne Einsamkeit und zu diesem Leben unter den Braunen gelangt war.

Aber je näher die parallelen Dünenzüge von Gurinatorob kamen, zwischen denen der gestrandete Weiße hauste, desto mehr entfernte ich mich wieder von meinem Vorhaben.

Vielleicht war er der Polizei, die ich ihm jetzt so gütig zuschicken wollte, einmal mit Mühe und Not entkommen und fühlte sich endlich sicher?

Eine schöne Liebestat, die ich ihm da erweisen wollte! Nein, ich wollte lieber ein zweites Mal in seinen Pontof hineinkriechen. Dieses Mal würde er wohl nüchtern sein und mir alles erklären.

Quietschend arbeitete sich unser Fahrzeug in das mit Bienenkörben umrahmte Dünentäl hinein.

Wieder kauerte das nackte Hottentottenweib vor der großen, mit bunten Lappen besteckten Hütte. Aber die Hütte war leer, ausgestorben, das Feuer erkaltet.

Die farbige Frau sprach bedächtig und eindringlich auf Damas ein.

„Bas“, wandte er sich an mich, während sich das Weib erhob und schwebenden Schrittes davonging, „wir sollen ihr folgen, Bas.“

Die Braune führte uns an einen Steinhaufen. Darunter läge der weiße Mann begraben, der gestern, während unsrer Abwesenheit, gestorben sei, dolmetschte Damas.

Und bald hatten sich alle verängstigten Bewohner Gurinatorobs

um uns und den Steinhäufen gesammelt und beteuerten, wie ich erkennen konnte, daß sie unschuldig seien, daß der weiße Herr ganz plötzlich verschieden sei.

Der Mann war eines natürlichen Todes gestorben.

Ich kannte die Psyche der farbigen Steppenleute. Die waren stolz, wenn ein Europäer unter ihnen lebte, und hätten seinen Mörder in Stücke zerrissen.

Der Weiße ... sein Herz hatte wohl ausgezehrt ... er hatte getrunken ... und die glühende Hitze ... Der Motor seines Körpers war stehengeblieben, weil er dessen Tourenzahl gleichsam ins Ungeheure hinaufgeschraubt hatte.

Ich aber nahm mir vor, die endgültige Ruhe des Unglücklichen nicht zu stören; ich schwieg.

Wenn ich auch oft über das düstere und rätselhafte Schicksal des weißen Mannes nachdachte — zu keinem Menschen sprach ich davon.

Nach einem Jahr lagen Südwest und der Kalaharidistrikt schon weit hinter mir. In Natal ließ ich mich von der Sonne braten, schaukelte auf einem lächerlich kleinen Portugiesen an den Küsten Arabiens herum und ging eine Weile im spanischen Marokko spazieren, zwischen Tetuan und Ceuta.

Gefräßig wie ein Grundhai, so schluckt die Zeit die Jahre hinunter ...

Vor vier Wochen nun, da saß ich in Kairo. Und wartete auf den Südafrikadampfer; denn wer einmal das Oranjewasser getrunken hat, den hält es nicht irgendwo anders. Margrit saß neben mir, stemmte ihre schönen, langen Beine gegen den Stuhl und sog an einer Eisschokolade. Sie starrte sinnend auf die sich zwischen den Tischreihen bewegenden Menschen und stieß mich leicht mit der Schulter an.

Was denn?

Endlich schlüpfte der Strohhalm aus ihren Lippen. „Du ...“ sagte sie und zeigte auf einen Herrn, der mich begrüßt haben sollte. Hier in Kairo, wo ich niemand weiter kannte als Margrit?

Aber der Herr kam zurück, mit seinen Freunden. Selbe Handschuhe, sorgfältig geschnittene Anzüge, eine Nadel im Schlips.

„Hallo!“ winkte der, den mir Margrit bezeichnet hatte, und blieb einen Augenblick stehen.

Er sprach englisch. „... reisen nach Südafrika?“

„Ja“, antwortete ich; aber ich kannte ihn nicht.

Er rückte an seinem Hut und schwieg eine Weile.

„Werden Sie auch wieder . . .“, er zögerte, „wieder nach Gurinorob kommen? Sie wissen, das Hottentottendorf . . . zwischen den beiden parallelen Kalaharidünen.“

Ich erschrak. Seltsam! Dieser Fremde und Gurinorob?

„Ah . . . Sie scheinen sich dessen nicht mehr zu erinnern“, hörte ich ihn wieder sagen. „Entschuldigen Sie bitte!“ Er hielt mir die Hand zum Abschied hin.

Seine Freunde standen wartend am Ausgang.

„Können wir uns nicht noch einmal sehen?“ preßte ich heraus. „Vielleicht morgend abend, irgendwo?“

Wir verabredeten, uns am nächsten Abend im National zu treffen.

Mit einer liebenswürdigen Geste nahm er eine Karte aus seiner Tasche und gab sie mir. „Für alle Fälle“, lächelte er. Auf der Karte sei seine Adresse verzeichnet. Zwei Minuten von hier. Nächste Querstraße. Eckhaus. Jedes Kind könne es mir zeigen. Er grüßte leicht nach Margrit hin.

Schon einige Schritte entfernt, drehte er sich noch einmal um, schwenkte die gelben Handschuhe und rief mir etwas zu. Es waren Klicklaute darunter, wie sie im Namaqua, der Hottentottensprache, vorkommen.

Ich setzte mich wieder hin. Wie gut, daß ich wenigstens noch die Geistesgegenwart gehabt hatte, diesen Mann um ein Wiedersehen anzufragen!

Kannte ich ihn denn?

In diese Augen hatte ich schon einmal hineingesehen, in diese irrlichternden Pupillen . . .

Unsinn! Der Mann in Gurinorob war tot; große Steinflöze lagen auf ihm, seit Jahren . . .

Ich betrachtete die Karte.

Brahin Orkow, in der unteren Ecke die Adresse . . . so, ich hätte ihn für einen Engländer gehalten.

Es hatte keinen Zweck, weiter darüber nachzudenken. Morgen abend würde die Schale der Geschichte aufbrechen und irgendein alltäglicher Kern zum Vorschein kommen . . .

Aber die Schale brach weder am nächsten Abend noch an einem der folgenden; denn Brahın Orkow kam nicht.

Margrit wollte ihn noch einmal in den Straßen gesehen haben; ich hörte nichts von ihm. Und wurde natürlich um so gieriger, das feine Netz zu sehen, das sich da irgendwie zwischen Südwest und Ägypten über das ganze Erdteildreieck hinspannen mußte.

Das Haus, das er mir angegeben hatte, war wirklich unschwer zu finden. Ein ruhiges, solides Gebäude.

„Zu Brahín Orkow“, rief ich dem Torhüter zu.

Der schien mich nicht verstanden zu haben.

„Zu Brahín Or-*kow*!“

Ohne etwas zu erwidern, schloß er das Fenster. Wartete aber bereits an der Treppe, als ich ins Haus eintrat. „Wen wünschen der Herr zu finden?“ fragte er mich.

„Herrn Brahín Orkow“, schrie ich ihn an.

„Kommen der Herr von der Polizei, oder sind der Herr fremd in Kairo?“

Jetzt sollte ich mich auch noch von einem levantinischen Torhüter ausfragen lassen? „Ne, lieber Freund ...“ Ich ging schon zur Treppe hinauf.

Da rief er mir zu, daß Brahín Orkow nicht mehr im Hause wohne. Er habe das Haus schon vor Jahren verlassen, unfreiwillig allerdings, mit Hilfe der Polizei. Ob ich ihn kenne?

Ja, ich hätte ihn gesehen.

Wie er aussehe? Ich beschrieb ihm den Mann, der mich begrüßt hatte und mir später die Karte gab.

„Stimmt, nickte der Levantiner. „Das ist er.“ Ich solle nur hinaufgehen; die Dame des Hauses könne mir sicher alles das mitteilen, was ich wissen wolle ...

Es war eine angenehme Frau mit vornehmen, fließenden Bewegungen, noch jung. Ein paar halbfertige Aquarelle standen um sie herum; sie malte, wohl aus Liebhaberei. „Brahín Orkow“, sagte sie und reichte mir die Teetasse, „hat vor Jahren hier gewohnt. Wir mochten ihn gern. Bis es eines Tages ans Licht kam, daß er ein Doppelleben führte. Seine farbige Dienerin war plötzlich verschwunden, man wollte wohl auch Blutspuren an seiner Kleidung gefunden haben. Er gestand nichts. Aber sein Name war in den Zeitungen. Und daraufhin meldeten sich die Behörden aus aller Herren Länder. Überall wurde er gesucht; überallhin wollte man ihn ausgeliefert haben. Es wurde ein Sensationsprozeß. Man wartete sein Geständnis gar nicht ab. Schwerer Kerker, lebenslänglich. Er wurde nach Sansibar geschafft, auf Grund irgendeiner Gesetzesvorschrift. Da lebt er nun seit Jahren, behaut Steine, hat Ketten und Gewichte an den Füßen und wird langsam — was weiß ich — von der Sonne zermürbt.“

Ihre Stimme war mitleidlos. Sie schien einmal von ihm enttäuscht, alle Sympathien für diesen Mann verloren zu haben.

„Gnädige Frau“, sagte ich, „erschrecken Sie nicht; aber ich habe Brahín Drkow vor einigen Tagen hier in Kairo gesehen.“

Sie lachte und fragte mich, ob ich glaube, daß die Sansibarers Gefängnisverwaltung einem Lebenslänglichen ein Dampferbillet spendiere.

Das glaubte ich ja allerdings auch nicht.

Ich verließ Kairo; aber während dieser Fahrt interessierte ich mich weder für die El-Kantara-Fähre im Suezkanal noch für den schlafenden Löwen am Kap Guardafui oder die uralten portugiesischen Festungstürmchen an der Vasco-de-Gama-Gasse in Mombasa.

Ich war glücklich, als wir gestern abend auf der Außenreebe von Sansibar Anker warfen.

Heute morgen nahm ich mir das erste beste Araberboot und ließ mich nach der Stadt hinüberraufen.

Der Neubau des Sultanpalastes? Ganz imposant. Die Fronten der flachen Häuser, wie in jeder Arabersiedlung, so nahe aneinandergerückt, daß ein anständiges Automobil gar nicht durch die Straßen hindurchkommen kann. Nadel dünne Minarette, mit wundervoller Filigranarbeit ausgelegte Pforten, beturbante Maskalter und Ueber, Nesselgeruch, ein Spielmannszug kräftig gebauter Askaris.

Ich winkte einem von ihnen. Er solle mir das Gefängnis zeigen.

Er hatte mich sofort verstanden und ging mit großer Bereitwilligkeit voraus — im hellbraunen, kurzhosigen Khaki, einen dunkelbraunen, mit Initialen verzierten Fes auf dem Negerschädel und barfuß.

Vor weißer Haut öffnen sich die Türen Sansibars; ich wurde vorgelassen.

„Brahín Drkow ... Drkow ... Brahín“, wiederholte der Kolonialbeamte unentwegt, während sein Finger suchend am Rande eines mächtigen Registers entlang fuhr. „Wann eingeliefert?“ fragte er nach einer Weile.

Das wußte ich nicht.

Er holte ein andres wuchtiges, verstaubtes Buch und blätterte geräuschvoll. „Drkow ... Brahín ...“ wiederholte er nochmals und verfolgte dann glücklich mit dem Fingernagel eine Linie über beide Seiten hinweg. Unter ein paar dünnen Ziffern blieb der Finger haften. „... ist verstorben“, sagte er beinahe freudig, „vor Jahren schon.“

Es schien ihm angenehm zu sein, einmal wenigstens den Wert der unendlichen Registraturen gerechtfertigt zu sehen.

„Verstorben? Hier in Sansibar?“ fragte ich bestürzt; denn ich sah die letzte Hoffnung, das von Gurinorob nach Kairo ziehende Netz zu zerreißen, dahingleiten wie eine Fruchtschale auf dem Ozean.

„Wo sonst, wenn nicht in Sansibar?“ erwiderte der Beamte und maß mich erstaunt. „Brahin Orkow“, murmelte er noch einmal, verfolgte wieder die punktierte Linie mit dem Fingernagel und kritzelte das Datum, an dem der Gefangene gestorben war, auf einen Zettel. „Bitte“, lächelte er und klappte das mächtige Buch zu.

Ich weiß nicht, wie oft ich durch dieselben Straßen Sansibars gelaufen bin oder in welchen Gärten ich gegessen habe — ich nahm erst von neuem Fühlung mit der Außenwelt, als das Horn des Dampfers ertönte, das die Passagiere an Bord rief.

Der Mann aus Gurinorob hatte wieder im Zentrum meines Gedankenkreises gegessen, irr lächelnd.

In meiner Hand knisterte das Papier mit den Zahlen ...

Was ging mich schließlich ein Kerl an, der sich heute schmutzig und betrunken in einer Eingeborenenhütte sielte und morgen mit seidener Wäsche und zitronenfarbenen Handschuhen in Kairo umherlief?

In Gurinorob, da war ihm ein monatealter Bart gewachsen, und sein Körper war schwammig gewesen, und in Kairo — es lagen doch Jahre dazwischen —, da hatte er sich eben wieder gepflegt, hatte gebadet, getanzt, nicht mehr getrunken.

Aber wie konnte er in Ägypten leben, wenn er Jahre vorher in der Kalahari unter einem Steinhäufen verscharrt wurde?

Brahin Orkow konnte mir doch nicht in einem Kaffeegarten Kairos zuwinken, wenn sein Tod schon seit Jahren von der Gefängnisverwaltung auf Sansibar amtlich beglaubigt war!

Und wenn er nun doch irgendwie aus dem Gefängnis entwichen wäre, würde er sich dann in der Stadt aufhalten, wo ihn, von dem Prozeß her, jeder Straßenjunge kannte?

Trotzdem war er es gewesen; denn die Beschreibung, die ich dem libanesischen Torhüter gab, hatte doch aufs Haar gestimmt!

Meine Gedanken gerieten durcheinander; ich wußte nicht mehr ein und aus.

Darum bat ich den Matrosen, den Koffer aus der Gepäckkammer zu holen. Ich wollte die Taschenkalender haben, mit den Notizen aus meiner Südwestseezeit.

Warum kann ich die Schale nicht zerschlagen, unter der das Geheimnis liegt? Ich habe es doch so erlebt! Und nichts unbeachtet gelassen, alles bedacht . . . ich sehe ihn noch vor mir, den Brahın Drkow.

Nein, er hat gar nichts mit dem verkommenen Weißen gemein — damals, zwischen den Sanddünen.

Vielleicht sind es zwei gänzlich verschiedene Menschen, die mich in ihr Schicksal verstrickt haben?

Es wird mir so sonderbar heiß, wohl vom vielen Denken.

Leise legt sich eine Hand auf meine Schulter. Der Obersteward. „Doktor“, sagt er mit weicher Stimme, „haben Sie das Glockenzeichen überhört?“

Das Glockenzeichen? Ja.

Demnach ist es doch zwölf Uhr.

Richtig, da taucht der Matrose auf, meinen grauen Koffer an der Hand.

Ich lasse das Schloß aufschnappen und wühle unter den alten Briefen und Papieren herum. Hier ist der Taschenkalender. In Gurınorob bin ich am ersten Februar gewesen und am dritten. Dazwischen ist der Mann gestorben, am 2. Februar 28 also . . .

„Wo ist der Zettel, auf den der Kolonialbeamte das Todesdatum Brahın Drkows geklebt hat?“

Gefällig hebt der Matrose das heruntergefallene Notizblättchen vom Boden auf und glättet es mit dem Handrücken.

„Ach“, nicke ich ihm zu, „wollen Sie bitte mal vorlesen?“

Etwas verlegen nimmt er die Hadden zusammen. Und dann liest er mit flackernder Stimme, hinter der das Fieber steht wie eine Wellenwand hinter einem Berge: „Gestorben am 2. Februar 28.“

Wie ein Blitzschlag fährt es mir durch die Seele. Am selben Tage gestorben . . . Was bedeutet das alles? „Was haben Sie da gesagt?“ brülle ich den Matrosen an.

Aber seine blauen und des Oberstewards weiße Hosenbeine verschwinden bereits hinter der nächsten Windhuze.

Aus dem Speisesaal klingelt das erregte Spiel der Messer und Gabeln herüber.

Mögen sie essen; ich habe keinen Hunger. Ich friere, scharf unterm Äquator. Ich will mir eine wollene Decke geben lassen und mich ein wenig in die Sonne legen.

Oberleutnant Hugo von François schloß die Aktenmappe und klappte das Tintenfaß zu; dann stand er auf und trat an das weitgeöffnete Fenster der Schreibstube, das an der Schattenseite der Windhücker Feste nach Süden wies. Eine angenehm kühle Luft wehte ihm von den hohen Quasbergen entgegen; im Winde wiegten sich die roten Blütenschäfte der zahllosen Aloepflanzen hin und her. Der Offizier wandte sich um nach dem eifrig schreibenden Feldwebel.

„Heller, es ist elf Uhr.“

„Ja wohl, Herr Oberleutnant, da werden wir Schluß machen“, antwortete der große, breite Mann, schrieb den Satz zu Ende und begann, sich in aller Gemütsruhe eine Pfeife zu stopfen. Aber der jungverheiratete Oberleutnant, der es sonst so eilig hatte, nach Hause zu kommen, zögerte heute. Als er schon den Degen umgeschminkt hatte, ging er noch in der Stube auf und ab und murmelte:

„Heller, daß Sie mir ja reinen Mund halten über alles, was Sie geschrieben haben!“

Der Feldwebel machte ein gekränktes Gesicht. „Aber Herr Oberleutnant, ich weiß doch, was Dienstgeheimnis ist!“

Der Offizier hörte die Worte nicht, so vertieft war er in seine Gedanken, und er sprach vor sich hin:

„Eine Überraschung muß es werden, wie der Blitz muß es einschlagen, sonst ist alle Mühe vergebens.“

„Es wird schon klappen, Herr Oberleutnant. Die Hauptsache ist, daß wir den Angriffsbefehl aus Berlin haben und die Gewißheit, zweihundert Mann Verstärkung zu bekommen. Drei lange Jahre habe ich darauf gewartet.“

„Nein, Heller, das genügt nicht. Sehen Sie, ich bin in Hornfranz gewesen, als ich den Räuberhauptmann besuchte. Der Ort ist viel zu ausgedehnt, als daß ihn zweihundert Mann einschließen könnten. Wir müssen ganz unerwartet auftauchen und Hendrik samt allen seinen Leuten erledigen, ehe er zur Besinnung kommt. Nur wenn wir einen vollen Sieg erzwingen, werden die übrigen Stämme des Landes so an unsere Überlegenheit glauben, daß sie Ruhe halten.“

„Es geht bestimmt, Herr Oberleutnant. Da wir hoffen dürfen, gut beritten zu sein, überraschen wir ihn sicher.“

„Ja, da rühren Sie gerade an den schwachen Punkt. Die dreißig Stuten, die jetzt in den Quasbergen bei Aredareigas

stehen, können wir nicht nehmen, weil sie in der nächsten Zeit fehlen."

„Auf diese dreißig kommt es aber doch gar nicht an! Ich weiß ja, daß Sie den Kaufmann Schmerenbeck nach Kapstadt schickten mit dem Auftrage, zweihundert Pferde zu holen."

„Freilich, aber wird er sie rechtzeitig bringen? Die Schiffsverbindung nach Kapstadt ist ganz unzuverlässig, ich weiß nicht einmal, ob Schmerenbeck noch in Walfischbucht sitzt oder schon abgefahren ist. Sollen wir auf ihn warten, wenn die neue Truppe angekommen ist? Die Kunde davon wird wie ein Lauffeuer durchs Land gehen, und wo bleibt dann die Überraschung?"

Der Feldwebel schwieg; auch er wußte keinen Rat. François legte die Hand auf die Türklinke, drehte sich aber noch einmal um und fragte:

„Was ist für heute nachmittag vorgesehen?"

„Nichts, Herr Oberleutnant, es ist Samstag, also dienstfrei. Fünf Mann sind auf Jagdstreife, fünf haben Wachtdienst in der Feste." Dabei zog Heller sein Notizbuch und las weiter: „Gathemann, Christ und Henker sind als Wache bei dem Vieh in Kleinwindhuß, Ehmké muß beim Kalkofen bleiben und Tünchel¹ als Feuerwächter bei den Ziegeln, denn wir brennen heute. Die übrigen haben frei, wenn Herr Oberleutnant nicht anders bestimmen."

„Durchaus nicht, Heller, mögen sie sich ihrer Freiheit noch freuen; denn es wird nicht mehr lange auf sich warten lassen, daß sie schwer zu tun bekommen. Auf Wiedersehen!"

Heller stand stramm, bis François den Raum verlassen hatte, dann zündete er die Pfeife an, schloß hinter sich die Tür und schritt gemächlich über den weiten Hof der Feste, an deren Ecken sich vier zinnengekrönte Türme drohend erhoben. Im Vorbeigehen prüfte er, ob die Ochsenwagen genau ausgerichtet standen, er warf auch einen Blick in den tiefen Brunnen und stellte einen umgeworfenen Tränkeimer zur Seite. Eine Tür im Querflügel stand weit offen; dort suchte ein Soldat in Hemdärmeln mit dem Schlachtmesser und schalt in stümperhafter Namasprache ein paar Hottentottenweiber, die ihn anscheinend nicht verstanden. Heller strich sich über

¹ Von diesen ersten Soldaten, den Gründern Windhußs, leben heute (1936) noch sieben in Südwestafrika: Gathemann, Henker, Christ, Rusch, Wede, Maiburg und Tünchel, ferner in Deutschland A. Bohr und einige andere, über die der Verfasser nichts erfahren konnte.

seinen kurzen Vollbart und trat auf den Soldaten zu; herablassend fragte er:

„Na, Wilke, was gibt es heute Gutes?“

„Was wird's geben, Herr Feldwebel, Das übliche natürlich, Reis mit Rindfleisch, nachher Backpflaumen.“

„Paß auf, daß wir nicht wieder so hartes Fleisch bekommen wie sonst!“

„Herr Feldwebel, da kann ich doch nichts dafür! Wir wohnen höher als die Schneekoppe, da kocht es eben nicht weich.“

„Der Hauptmann sagte, du solltest den Deckel fest aufsetzen.“

„Das tue ich ja, drei Ziegelsteine habe ich draufgelegt, aber viel hilft's nicht.“

Der Feldwebel seufzte, schritt weiter durch das geöffnete Tor und stellte sich auf die Eingangsstufen der Feste, die Hände in den Hosentaschen, die Pfeife im Munde. Eine wunderbar schöne Landschaft breitete sich vor seinem Auge aus; nach allen Seiten erhoben sich hohe, wildzerklüftete Berge, das Quas-, Komas- und Erosgebirge. Heller war nicht unempfänglich für die Pracht des Bildes, aber jetzt war es weniger das Malerische, das seine Aufmerksamkeit so lebhaft auf sich zog, sondern er überzählte die Häuser, die in den letzten zwei Jahren entstanden waren. Ja, nicht länger war es her, seit er mit den Schutztrupplern zum ersten Male hier neben den rauchenden Quellen abgesattelt hatte, die von den Bergen herabrieselten und sich im Sumpfe verloren. Damals lag die tiefe Ruhe der Einsamkeit über der Berglandschaft, die kaum jemals von der Hand des Menschen berührt worden war. Wie hatte sich in der kurzen Zeit die Gegend verändert! Trüzig drohte die Feste vom Berg herab, nicht weit davon die erste Schanze Sperlingslust. Die andern Häuser, die inzwischen entstanden waren, lagen weit zerstreut im Grün der Büsche und Bäume. Kein Wunder! Wer einmal in das wilde, freie Land gezogen war, der wollte nicht so nahe neben dem Nachbarn wohnen, daß ihm ein jeder in den Kochtopf gucken konnte. Fünf Minuten mußte man gehen bis zum Wohnhause der Brüder François; der Stabsarzt Richter wohnte nach der andern Seite ebensoweit ab, und bis zum Kommissariat, dessen Mauern schon die halbe Höhe erreicht hatten, war es noch weiter; nur das beinahe vollendete Proviantmagazin stand etwas näher bei der Feste. Drei andre breite Wellblechdächer glänzten sonnenbeschienen an der Straße nach Rehoboth, das waren die Kaufhäuser von Schmerenbeck, Sichel und Bohnen, und hinter dem Rivier stieg zwischen hohen Dornbäumen eine schwache

Rauchwolke auf; dort kochte Frau Hahn ihr Mittagsmahl im Freien.

Heller sah nach der Uhr, dann zog er eine Signalpfeife aus der Tasche und trillerte gewaltig, worauf von allen Seiten hohe, breit-schultrige Gestalten nahten. Reiter hießen sie, aber sie ritten kaum jemals, Soldaten waren sie, aber sie führten keinen Krieg, sondern mußten sich mit harter Arbeit plagen. Verschieden war ihr Äußeres; Junker, der Gefreite, der die Kasse verwaltete, sowie Gutsche und Lauterbach, die Schreiber des Kommissariats, trugen ihre sauberen Khasianzüge; Bohr und Thalheim, die aus dem Garten kamen, zeigten schon eher die Spuren ihrer Arbeit, und die übrigen, die Maurer, gliehen, bespritzt mit Kalk und Lehm, kaum noch uniformierten Soldaten, wenn sie auch Gewehre am Riemen über der Schulter trugen; denn von den Waffen durften sie sich niemals trennen.

Hans Neumeister

Deutsches Lied aus Südwestafrika

Wir kamen mit hoffendem Herzen an deinen öden Strand
und ritten mit lachenden Augen durch deinen sonnigen Sand:
Der Dornbusch blüht, und die Sonne glüht, und es rauscht das Meer
Grüße von Deutschland her!

Wir brachten dem Lande den Frieden, der Boden trank unser Blut,
aus Sonne und Kampf und Siegen wuchs unser Stolz und Mut!
Der Dornbusch blüht, und die Sonne glüht, und es rauscht das Meer
Grüße von Deutschland her!

Wir bohrten das Wasser zu Labe, und Frucht wuchs aus dem Sand,
und weidende Herden zogen wie drüben im Vaterland:
Der Dornbusch blüht, und die Sonne glüht, und es rauscht das Meer
Grüße von Deutschland her!

Doch nach den hellen Tagen, da zogen die dunklen ins Land:
unserer Arbeit Früchte, die pflückt eine fremde Hand.
Der Dornbusch blüht, und die Sonne glüht, und es rauscht das Meer
Grüße von Deutschland her!

Wir heben die leeren Hände und bitten mit einem Schrei:
Gott, deutsches Unglück wende, Herr, mache du uns frei!
Der Dornbusch blüht, und die Sonne glüht, und es rauscht das Meer
Grüße von Deutschland her!

Deutschum in Asien

Wenn Palästina genannt wird, denkt man meist nur an die Jüdensiedlungen. Wir dürfen darüber aber die deutschen Palästina-Siedlungen nicht vergessen. Handelt es sich auch nur um kaum 2½tausend Deutsche, so scheinen sie uns in ihrer Eigenart doch wichtig. Karl G o e b , lange Jahre Lehrer in der deutschen Palästina-Siedlung Bethlehem bei Haifa, heute Ratsherr in Stuttgart, der Stadt der Auslanddeutschen, hat uns nicht nur in einer eingehenden wissenschaftlichen Arbeit (Mitteilungen der Deutschen Akademie 1931, S. 291 ff.), sondern vor allem in seinem köstlichen „Buch von der weiten Welt, von Kindern und von Deutschland“: „Das Kinderschiff“, das Werden und Leben, den Existenzraum und die große Sehnsucht dieser urschwäbischen Kolonie in so leuchtenden Farben geschildert, daß sie, die bis dahin von der Nation kaum Beachtete, seitdem unvergeßlich zum Besitz vieler tausender Binnendeutscher geworden ist.

Einzigartig ist ja auch die Entstehungsursache dieser deutschen Palästina-Siedlung. Der größte Teil dieser Schwaben, die auch ihre Mundart und ihr heimatliches Lebensgepräge in vollem Maße beibehalten haben, gehört zu den „Templern“. Es handelt sich um eine schwäbische Pietistengruppe, der der Rahmen der evangelischen Kirche zu dogmatisch wurde; die deshalb ausbrachen und mit ihrer Religionsgemeinschaft vom „Deutschen Tempel“ ihr Christentum nicht nur verkündigen, sondern auch praktisch leben wollten. Von dieser Zelle des praktischen Christentums aus sollte das neue Reich Gottes herkommen. Da die Heimat ihnen keine Gewähr für die Verwirklichung zu bieten schien, wanderten sie 1868 unter der Leitung von Christoph Hoffmann nach Palästina aus, gründeten Haifa, Jaffa, Sabona, denen dann eine Reihe anderer folgten. Im Weltkrieg wurden die meisten der deutschen Kolonisten interniert. Nachher aber bauten sie trotz vieler Zerstörungen mit echt schwäbischer Zähigkeit alles wieder auf — und heute schwimmen sie zwar nicht im Reichtum, aber im Rahmen ihrer bescheidenen Lebensforderungen sind sie doch kulturell und wirtschaftlich gesichert. Eine Reihe deutscher Schulen sorgen für ausgezeichneten Unterricht. Neben den Templern gibt es auch ein paar hundert Evangelische und Katholische, aber das Wichtige ist: sie alle sind richtige Schwaben und Deutsche. Auch der Nachschub an Angestellten, Lehrern usw. wird nur aus der engeren Heimat geduldet. Das aber gibt ihnen die große Kraft, ihr sozial-religiöses Lebensprogramm vor allem auch vom Völkischen her sauber und artgerecht zu unterbauen.

Goekens Erlebnissbuch ist — auch dichterisch — eine Meisterleistung. Wie werden diese deutschen Arbeits- und Wohnstätten inmitten all der historisch denkwürdigen und der ganzen Christenheit ehrwürdigen Landstriche, inmitten aber auch dieses oft so schwierigen und gefährlichen Völkergemenges zum Greifen deutlich. Wie begreifen wir da den Sinn der hellen, deutschen Art im Abstand zu all den anderen Völkern und Rassen, die in der Nachbarschaft ihre Geschäfte, ihre seltsam widerspruchsvolle Machtpolitik und ihre Schachzüge walten lassen. Und mit wie leuchtenden Farben ist dieses deutsche Schulhaus der Kolonisten, der Jubel und die Sehnsucht deutscher Kinder inmitten einer urfremden, grundandersartigen Welt hingepinselt! Mit welchem echt schwäbischen Humor ist die überraschende Verwirklichung des Lehrertraumes, den Kindern das Mutterland, das wieder erstarkende Deutschland zu zeigen, geschildert, und wie erleben wir alle mit glühendem Herzen den Jubel auslanddeutscher Kinder mit, die nun quer durch ganz Deutschland das Vaterland der Vorfahren mit allen Sinnen in sich aufnehmen, zum Dank für so viele Gastfreundschaft aber so unendlich viel Glück ausstrahlen und bei ihren Feiestunden den Binnendeutschen mit der fröhlich-ernsten Botschaft von ihrer deutschen Siedlung ein Stück deutschen Bodens und das glückliche Wissen um ein paar tausend aufrechte Deutsche dazuerobern! Eines freilich dürfen wir nicht vergessen, wiewohl es nirgends direkt gesagt ist: dieses fröhliche Buch zeugt in jeder Zeile von der so großen Pionierleistung des deutschen Lehrers im Außendeutschtum. Immer wieder sind wir ihr begegnet: im Sudetenraum (Pleher, Rothacker), in Siebenbürgen (bei all den Schilderungen der Honterusschule), in Südamerika und so fort. Hier aber schreibt der Lehrer selbst. Er erzählt nur, was gewesen ist. Aber wie er das erzählt, das zeigt nicht nur den großen Kenner der Kinderseele, sondern auch den opferbereiten Führer der kommenden Generation. Wer viele außendeutsche Schulen gesehen hat, weiß um diese Opfer und um diese Leistung, um diese Verantwortung, der ja das künftige Geschick der Grenz- und Auslandsdeutschen in hohem Maße anvertraut ist.

Vielleicht ist es symbolisch, daß am Schluß dieses Buches Goekens „Kinderschiff“ steht. Die Welt, die heute dem neuen Deutschland oft noch mit Mißtrauen begegnet, wird — so wollen wir hoffen — in Bälde lernen, daß unser Volk eben nun sich stärker denn je als Ganzes zu fühlen beginnt. Der starke Friedenswille dieses neuen Deutschland setzt freilich gerade deshalb auch eine Respektierung der Außendeutschen in ihrer völkischen Eigenart voraus. Vielleicht wird, was wir erst erkämpfen müssen, den außendeutschen Kindern zuteil, die auf fröhlicher Fahrt voll tiefer Liebe ihr Mutterland grüßen.

Karl Gök

Die Schwabenkinder fahren nach Deutschland

Der Plan

Unser Schulhaus steht bloßig und trübig wie eine kleine Burg in der Mitte der Kolonie, die aus einer einzigen langen Straße besteht. Neben dem Schulhaus steht in dem weiten Hof eine alte, knorrige Eiche. Unter ihr stand das Zelt der Feldmesser, als sie seinerzeit die Markung aufteilten.

Alle zwei Jahre kommen wieder Kinder in die Schule, zu dem einen Lehrer. Sie freuen sich darauf, denn sie haben schon ein paar Jahre lang in die Kinderschule hinüber das Lachen, Singen und Musikblasen gehört. Und sie haben gehört, von was für wunderbaren Dingen die großen Schüler erzählen.

So, so! Singen und Musikblasen! Ist ja kein Schulrat da, der an die Hirnkästlein klopft! So werden die Mißgünstigen sagen. Aber abgesehen davon, daß ein paar Neunmalgescheite schärfer aufpassen als der gestrengste Schulrat, weil sie jahraus, jahrein ängstlich besorgt sind, ihre Büblein könnten für die hohen Schulasten nicht das voll aufwiegende Quantum Weisheit bekommen, abgesehen davon: Da draußen unter fremden Völkerscharen ist ein anderer Schulrat, ein unerbittlicher: Der Lebenskampf, der im gelobten Land noch schwerer wird, wenn man die Gegnerschaft des jüdischen Einwandererstroms einmal ganz spüren wird. Gewiß, ein paar haben von den Eltern her ihr Schäflein schon im Trocknen. Aber es geht ja um die anderen, die sich durchbeißen müssen!

Noch ganz anders als daheim liegt der Stoff vor einem. Noch viel mehr Dinge müssen fest in die Köpfe hinein, noch viel mehr Geschicklichkeiten muß man loshaben, recht loshaben oder gar nicht. Denn der deutsche Name gilt hier etwas wie überall in der Welt, weil die Deutschen jedes Ding recht und ganz getan haben. Das darf nie anders werden! Es ist uns armen Dorfschulmeistern in allen vier Winden der Erde ein heiliges Amt zugefallen: Wir müssen Sorge dafür tragen, daß die andern allezeit den Atem anhalten, wenn sie einer deutschen Hand zuschauen, daß sie wissen: Deutsches Werk ist ohne Mäkelchen. Und — wie's seither bei den Arabern gegolten hat: Ein deutsches Wort gilt so viel wie ein Eid.

Ich weiß wohl: Kinder, Lachen und Flötenblasen, das gibt manch kernhaftem Mann ein Geschmäcklein auf die Zunge wie Süßholz. Aber da ist ein Unterschied zwischen Lachen und Lachen

und Flötenblasen und Flötenblasen. Ich weiß schon: Mancher meint, man spiele heutzutage zu viel in den Schulen. Das mag manchmal sein. Aber es ist ein Unterschied zwischen Spielen und Er-„finden“ . . .

Durch unsere langen Schulwochen hindurch leuchtet immer wieder ein Fest. Eine Spielstunde, ein Indianerlestag, ein Eselritt, eine deutsche Bücherkiste, der Christtag.

Einmal lag die „Resolute“ aus Hamburg im Hafen von Haifa. Dem Kapitän hatte unser Koloniewein geschmeckt und unsere schwäbische Luft hatte ihm gutgetan. Er wollte desgleichen tun und machte uns am anderen Tag einen Festtag auf seinem Schiff. Als uns das Motorboot auf die Reede hinausschaukelte, wären wir am liebsten vor freudiger Erregung ins Wasser gesprungen. Hernach bekamen wir einen Rausch von der Bibliothek und den Speisesälen, von Teppichen und glitzernden Kronleuchtern, von Blumen und Gärten, vom Schwimmbad und der Turnhalle, von Kuchen, Schokolade und Knallbonbons und von der Schiffsmusik, die uns Kinderlieder spielte. Die „Resolute“ mußte dann nach Indien und nach China. Aber sie kommt wieder einmal!

Ein anderes Mal war dieses Fest:

An einem Abend kam ein Trupp Studenten vom Nerother Bund, der seine Jugendburg im Rheinland hat, auf unsere Kolonie. Sie erzählten in unserem Schulhof zwischen Eichen und Eukalyptusbäumen, wie sie durch Siebenbürgen gewandert seien, gesungen und gespielt und das Herz mit Bildern vollbekommen hätten. Wie sie von Konstantinopel aus Syrien zugefahren seien und durch den Libanon gewandert, allwo sie sich allnächtlich mit dem Himmel zugedeckt hätten. Und wie sie von Ägypten aus probieren wollten, wie man am geschicktesten umsonst nach Italien hinüberkommen könnte. Dann kam ein derbes, holzgeschnitztes Spiel vom Tell, bei Fackeln und einem unruhigen Lagerfeuer.

Hernach sangen sie alte Lieder und spielten auf Lauten und Geigen. Dann stand ihr Führer am Feuer, braungebrannt, die Ärmel hinaufgestülpt, den Feuerschein im Gesicht, und erzählte von der Burg im Hunsrück, von Fahrten zu Toreros und Fremdenlegionären, ins Eismeer und auf südliche Inseln, nach Südamerika und nach Mexiko. Die Meinen ließen kein Auge von ihm. Einmal holte einer tief Atem, einmal packte eine ihre Nachbarin fest am Arm und alle dachten: Ach, wer da mitreisen könnte!

Am anderen Tag sagten sie's. Wenn man auch einmal so in die Welt fahren könnte, und singen und spielen dazu, Tandaradei!

Einmal nach Deutschland! Aber du liebe Zeit! Deutschland liegt weit über dem Meer . . .

Bald darauf kam ein anderes Fest. Da las uns ein deutscher Künstler Geschichten und Gedichte vor, daß jedes Wort darin lebendig wurde. Geschichten und Gedichte zum Lob der Heimat, zum Anbrennen der Herzen. Deutschland, Deutschland! Dazwischen erzählte er, wie er auslanddeutscher Jugend Deutschland gezeigt habe. Bis von Konstantinopel seien sie schon gekommen.

Hoppla! Am anderen Morgen sagten sie: Haben Sie's gehört? Bis von Konstantinopel! Vielleicht ging's doch auch einmal. — „Nein, es geht nicht. Deutschland ist weit, und unsere Kolonie ist die jüngste und kleinste. Eure Väter haben den Buckel voll anderer Sorgen. Das müßt ihr euch ganz aus dem Kopf schlagen.“

Aber es hat mich doch selber umgetrieben. Alle unsere Herzen und Sinne waren ja doch voll von Deutschland. Stundenlang lag ich auf der Terrasse, sann in den blauen Himmel hinein, sprang auf und sinnierte wieder. Aber das war ja doch alles Unsinn! Mit unseren Zwölf- bis Fünfzehnjährigen! Und die Alten! Wennschon dem Bürgermeister die Augen geleuchtet hatten bei all diesen Gedanken. Aber was könnte denn da alles passieren! Unsinn! Schluß damit.

Aber vor Mittag war dann doch ein Brief nach Hamburg fertig, der aufhörte: „Diesen Brief ganz einfach in den Papierkorb werfen, das werden Sie bestimmt nicht tun. Aber jedenfalls werden Sie die Köpfe lächelnd schütteln über eine so reiselustige junge Gesellschaft. Immerhin, es könnte ja auch sein, daß Sie die Köpfe nicht schütteln würden . . .“

Vierzehn Tage später war an einem Abend eine merkwürdige Unruhe auf der Kolonie. Ein deutscher Agent aus Jaffa hatte telephonierte, was denn in uns gefahren sei? Er hätte da einen Brief von seiner Reederei aus Hamburg bekommen, er solle gefälligst unseren Kindern auf ihrer Fahrt nach Deutschland jede nur mögliche Hilfestellung leisten. Oh!

Erst die Abendpost brachte einen Brief: Die „Deutsche Levante-linie“ begreife unseren Schmerz, und sie wolle uns gern auf ihrem Frachtdampfer „Tinos“ umsonst mitnehmen. Wir sollten uns bis in vier Wochen in Alexandrien zur Abfahrt bereithalten.

In Hamburg

Ich stand lange vor der Zeit in dem Fischrestaurant, in dem wir zu Mittag essen sollten, und suchte unter dem Menschengewimmel

straßauf- straßab nach den Meinen. Da kamen zwei große Buben mit einem Hamburger und lachten. Gottlob, die lachten! Dann kamen zwei Mädchen am Arm einer neuen Freundin mit schwarzen Haarschnecken an den Ohren und lachten! Sie kamen alle und keins hatte trübe Augen! „Ich sag' Ihnen, ein Haus hab' ich, so hat der Highkommissioner in Jerusalem keines. Da müssen Sie mich mal besuchen. Da sitze ich dann im Salon und knicke hochsteif und mache ein hohes, kühles Gesicht wie eine feine Dame.“ „Ich habe eine so liebe Frau . . .“ „und ich habe ein Bett wie eine dicke Wolke“.

Nun sollte ich eigentlich der Reihe nach erzählen. Aber ich muß annehmen, daß mancher Leser mit mir voll begründeter Sorge ist um jene bestimmt mißglückende Veranstaltung.

Beim Mittagessen suchte uns ein Lehrer vom Johanneum auf. Er hatte seinen Direktor dazu bewogen, daß er die Aula zur Verfügung stellte. Er wurde unruhig, als er unsere Bübla hinter den Suppentellern sitzen sah. Er hätte gedacht, das wären Primaner. Die Tradition des Johanneums verpflichtete doch. Es wäre entsetzlich, wenn's schief ginge. — Das glaube ich schon, aber es würde ganz bestimmt sehr schief gehen. — Das sei schrecklich peinlich.

Am dem Abend wartete ich vor dem Gartentor des großen Gebäudes. Autos fuhren vor. Vornehme Menschen kamen. In dem prächtigen Bau war alles festlich beleuchtet. Den Rucksack auf dem Buckel, den Geigensack an der Seite, das Schächtele mit der Mundharmonika oder die Flöte in der Hand, so kamen die Unseren. Wir gingen durch den Garten. Zaghaft gingen wir in die weite Treppenhalle. Dort spielte das Licht auf mattem Marmor. Die Treppe hinauf und in den Wandelhallen standen stramme Primaner in Schärpen, mit Fahnen und Wimpeln. Ein bauschiges Seidenkleid rauschte, und ein vornehmer Herr beugte sich langsam über die Hand einer wunderschönen gnädigen Frau. Und von droben hörte man es rauschen und summen wie von tausend Stimmen, und dazwischen hörte man immer wieder einmal ein feines, helles Lachen.

Einer meiner Buben zupfte mich am Kittel und sagte: „Kommet, mer hauet ab!“ Ich glaube, wenn man noch hätte unauffällig verschwinden können, wären wir verschwunden. Aber man zog mich schon von beiden Seiten an den Armen. Ich mußte den Herrn Bürgermeister und den Herrn Senator begrüßen. Mir wirbelte es im Kopf und ich glaube kaum, daß ich mich richtig verhalten habe.

Der Saal war gedrückt voll mit festtagsschönen Menschen. In allen Gängen standen sie. Über den frohen Gesichtern hingen Fahnen und frohe Bänder, und von den Kristallkörpern der Kronleuchter sprühten zuckende Lichter. Da klingelte es. Aus den Wandelhallen strömte es in den Saal. Meine Leuten standen heißbadig und strammgerichtet hinter dem Vorhang und sahen wunderschön aus in den braunen Kleidern mit dem lustigen Putz daran, in den frischen braunen Blusen. Der Vorhang ging auf. Die Augen hingen an meinem Stab, und wie Waldgeschmetter sangen sie das Lied vom Brudervolk, das über alle Welt zersplittert liegt. Und der letzte Ton war noch nicht verflungen, da klatschten die vielen festlichen Menschen draußen in die Hände. Dann sagte der Eberhard sein Gedicht von der Pflugschar der Väter, die aus Wüsten Gärten grub, und von denen, die draußen der Heimat Kinder geblieben sind. Dann mußte ich vor den Vorhang hinstehen, und ich zitterte wie meine Abc-Schützen, wenn sie am ersten Weihnachten ihre Verslein sagen, und dann erzählte ich. Schlecht und recht, wir ich's fertig brachte. Vom Heiligen Land und seinen Menschen, von seiner Größe und von seinen vielhundert Widersprüchen. Von unserer Sehnsucht und von unserem Brief an die Levantelinie. Von all unserm Hangen und Bängen und dann aber vom gewaltigen Meer und von der „Galilea“. Fast die ganze Besatzung saß in der zweiten Reihe. Aber der Koch fehlte, weil er meinte, er passe zwischen so feine Leute nicht hinein. Ich habe nachher ein Wörtlein mit ihm über die feinen Leute gesprochen!

Ich erzählte auch von der Seekrankheit und von dem Sternengewölbe und wurde immer ruhiger. Wie schön ist das doch: Ein großer Festtagsraum und tausend festfrohe Menschen darin. Mancher beugt den Kopf vor, in froher Spannung, und man spürt: Er läßt kein Wort hinaus. Man spürt, wie sie den Atem anhalten. Und es war ja doch alles nicht mit den feinen Feilchen vornehmer Stilkunst gefeilt, es war nicht eins nach dem andern hingerichtet, vornedran flug ein sachtener Anfang und das Beste am Schluß. Ich weiß wahrhaftig nicht, warum sie am Schluß aufgestanden sind und geklatscht haben und leuchtende Gesichter gehabt.

Als dann unser liebstes Lied kam, voll und breit, wie ein feierliches Bekenntnis:

Sein Vaterland muß größer sein!
Soweit die deutsche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder singt,
das, wahrer Deutscher, soll es sein!

da jubelten die Alten und die Jungen und auch die wunderschöne gnädige Frau. Sie schwenkten die Fahnen und warfen Blumen in die Luft, und dann ging langsam der Vorhang zu.

Sie weckten mich aus diesem schönen Märchen mit strahlenden Gesichtern. Zuerst unser Freund, der den Saal besorgt hatte, und dann eins nach dem andern. Der Direktor des Johanneums, Professor und Doktor, schenkte uns das Festbuch zum 400jährigen Jubiläum seiner Schule im Jahre zuvor, mit einer bruderdeutschen Widmung darin. Das Johanneum zu Hamburg — gegründet am 24. Mai des Jahres 1529 von Bugenhagen im großen Refektorium der Dominikanermönche — der winzigen Dorfschule hinter dem Karmel.

Nachher zeigte ich Bilder. Manchmal spielten sie einen Vers dazu, wir sangen wieder, und dann tanzten sie arabisch. Die grellen Farben der Gewänder und Kopfstücher leuchteten. Unsere Mädchen sahen groß aus in den langen Kleidern und in den Pluderhosen. Nur die roten Schwabenbacken paßten nicht dazu.

Sie mußten nochmals tanzen. Jetzt waren sie obendraußen. Jetzt konnten sie Sprüche machen. „Gelt, mir hent's g'sagt, 's ist net halb so arg.“

„Freilich, ist net halb so arg gewesen. Aber ihr seid auch mal wieder Kerle gewesen und habt mich nicht hängen lassen. Bloß der Bubi soll mit seinen Kugelaugen nicht wieder so im Saal herumfunkeln, wenn wir singen. Nun drückt die Hand aufs Herz, wenn's zu ungebärdig hämmert. Kriegt kein Heimweh heute Nacht, wär ja noch schöner! Zieht die Decken über die Ohren, in Hamburg ist's kalt; schlaft ruhig und lang. Es wird uns nicht schlecht gehen in Deutschland. Wir spielen noch ‚Ade zur guten Nacht‘. Und dann das Nachtlied unseres guten Freundes Matthias Claudius. Aber gebt acht! Da draußen sitzt sein Urenkel, der auch ein rechter Dichter ist.“

Ganz langsam fiel der Vorhang, als sie den letzten Vers sangen, fromm und betend, aus kindgläubigem Herzen:

„So legt euch denn, ihr Brüder,
in Gottes Namen nieder,
kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns Gott mit Strafen
und laß uns ruhig schlafen
und unsern kranken Nachbar auch.“

In den Wandelhallen warteten die Gastgeber auf ihre Schützlinge. Ich weiß nicht, wieviel Menschen mir die Hand drückten.

Ich weiß auch nicht, ob ich alles gehalten habe, was ich in der frohen Erregung alles versprochen habe. Aber etwas aus jener Stunde vergesse ich meiner Lebtag nicht. Allein und schüchtern stand ein altes Weiblein an einer Säule, im weiten, schweren Rock mit breiter Lize unten herum. In schwarzer, grünlichschillernder Sonntagsbluse. Ihr Haar war in der Mitte glattgescheitelt. Als der Umtrieb um uns nachließ, kam sie schüchtern her. Zaghaft brachte sie's heraus. Sie sei auch ein Schwabenweible. Ein ganz einfach's halt. Ich möcht doch net für übel nehmen, wenn sie mir auch noch Umstände mache. Sie werde auf Allerheiligen sechsundsiebzig, und mit zwanzig sei sie nach Hamburg gekommen. Seither hätte sie nicht ein einzigesmal mehr hinunterkönnen an den Neckar. Wie sie es im Blättle gelesen habe, da habe sie zu ihrer Söhnerin gesagt, da müsse sie hin. Und es reue sie gewiß nicht, daß sie gekommen sei. Da müsse sie noch lange dran denken. Wie ich da manchmal ins Schwäbische hineingekommen sei und wie die Kinder die Lieder gesungen hätten, wenn's auch hochdeutsch gewesen sei, man habe halt doch gemerkt, daß es Schwäblein seien, da sei ihr's ganz anders geworden. Sie hätte ein Bild für uns mitgebracht vom Stuttgarter Marktplatz, wie er gewesen sei, als sie bei 's Lämmles gedient habe. Daß wir gleich wissen täten, wie schön's in Stuttgart sei. Freilich, es werde sich doch auch allerlei geändert haben. Es werde auch arg sein mit lauter Autos. Wenn wir's mitnehmen möchten und mit ins Heilige Land nehmen und ihm ein ordentliches Plätzle geben . . . Dann brachte sie nichts mehr heraus. Sie gab jedem ihre zitterige Hand, und ihre Augen glänzten feucht.

Sie wird, wenn's halbwegs geht, ein Bild von ihrem Heimatort kriegen und von ihrem Elternhaus, dem Steinhauersmarte seinem, wenn's noch steht.

Das vergilbte Bild mit den vielen Marktfuhrwerken auf dem Stuttgarter Marktplatz und mit den Bauern im blauen Hemd wird in unserem Schulhaus hängen bleiben. Denn ich habe draufgeschrieben für die, die nach mir kommen: In Ehren halten! 's ist das Herz eines Schwabenweibleins in der Fremde zweiundsechzig Jahr lang drangehängt!

Vom alten Hamburg steht heute kein Haus mehr; es stehen nur noch zwei Kirchen, die älter sind als einhundertundfünfzig Jahre. Von dem, was nach dem großen Brand anno 1842 stehengeblieben war, rissen sie wegen der Cholera im Jahre 1892 das meiste vollends ein. In unsrem Jahrhundert packten sie dann die Reste vollends. Sie schlugen in die elenden Häuser alter Gassen eine tiefe

Schneise hinein, ihre kühne Mönckebergstraße. Der Elbstrom trägt in hundert dünnen Armen Flut und Weltluft in die Stadt herein. Der Weltwind knattert scharf über die Plätze, und am Himmel bläst er eine weiße Wolke hinter sich her. Die Schiffsjungen streckten die Nase in die Luft, und ihre Haare flattern. Und die Reeder ziehen die Hüte ein wenig tiefer und drücken den Kopf vergnügt gegen den Wind. In einer solchen Stadt ist kein Platz für den Efeu und die alten Mauern. Da ist es nichts für die Pflasterstraßen und die Geranienstöcke vor den Buzenfenstern. Auch nichts für die feinen Poesiebüchlein. Nichts für den Streit der Studierten um Kaisers Bart und nichts für die zarten, blassen Künstlein. Die Männer haben blaurote, feste Gesichter. Tausend Schiffe kommen, brüllen und fahren fort, und der Hafen schreit vor Lust. Die Niethämmer rasseln und die Kräne knarren und langen mit gespenstisch langen Armen über die Häuser weg. Die kleinen Jollen und die Rutter jagen sich und hüpfen närrisch und ungebärdig auf den Wellenkämmen. In den Grogstuben lachen und lärmen sie, und in den Kontoren stehen sie breitbeinig da und fahren mit farbigen Bleistiften über die Weltkarten.

Da war ein spikwinfliges Grundstück. Eine schmale Zunge mitten in der Enge der Stadt. Und quer durch das Grundstück ging obendrein eine Straße. Die Architekten lachten über dieses hamburgische Landzünglein, dessen Spitze aufs Meer hinauswies, das für jeden vernünftigen Bau verdorben war. Es lebte aber auch ein Baumeister in Hamburg mit Namen Fritz Höger. Dem wuchs dieses freche Zünglein ins Herz, und aller Hamburger Mut kam über ihn. Er baute den gewaltigsten Neubau der Welt darauf. Wie ein sagenhaft ungeheuerlicher Dampfer in wagfroher hamburgischer Fahrt liegt er da. Am Zungenspitzelein steigt der Bug auf. Die gewaltigen Flanken scheinen zu zittern. Diese Flanken aus braunrotem und schwärzlichem Klinkerstein, Flanken ohne Sims und Zierat, schwungvoll, federnd. Und mitten durch den Schiffsl Leib geht nun eine breite Straße, und man beachtet den Tunnel kaum, den sie aus dem untersten Stockwerk schneidet. Büros, nichts als Büros! Sachlich, kühlköpfig, wahrhaftig, wagfroh, voll frischer Weltluft! Unwendig gleißt es vor Blankheit. Kein Tapper, keine verschundene Wand, nicht eine trübe Türklinke, unter Hunderten keine. Solche Häuser gibt es nur in Deutschland.

Ich bin wochenlang in Newhork Tag für Tag um das Timesgebäude herumgegangen und um das Singerhaus. Ich bin auf dem Woolworth-Turm gestanden, sechshundfünfzig Stockwerke hoch über

der Stadt Newyork. Aber es ist mir das Blut nicht in den Kopf gestiegen. Diese Häuser sind riesengroß, aber nicht erhaben. Sie haben prunkvolle Fassaden, aber keine Seele. Sie wollen selbstbewußt sein und sind prozig. Sie möchten ein Unmaß von junger, unbesiegbarer Kraft zeigen und zeigen doch nur den flachen Reichtum müdgehefter Menschen. Ich könnte keines mehr zeichnen. Denn was keine Seele hat, hat auch kein Gesicht, das einem unvergeßlich bleibt. Aber immer wieder steht das Chilehaus vor mir in dem mitreißenden Spiel seiner klaren, einfachen Linien, in all seiner unerschütterlichen, mannhaften Kraft, in seiner hamburgischen Schlichtheit, in seinem hamburgischen Mut . . .

Schlufwort

Unsere Wanderung durch die Gegenwartsdichtung der Grenz- und Auslanddeutschen hat uns zu allen Volksangehörigen der ganzen Erde geführt. Ein mächtiger Chor — und doch erst ein bescheidener Anfang. Noch fehlt uns das schicksalreiche Vergangenheitsbild dieser grenz- und auslanddeutschen Dichtung in seinem Gesamtzusammenhang mit der Geschichte unseres Volkes. Noch fehlt vieles selbst aus dieser Gegenwartsdichtung: es wird sich nun erst langsam hervorbewegen. Je stärker aber alle Teile unseres Volkes sich als unzertrennbares Ganzes fühlen, desto reicher und vielgestaltiger und zuversichtlicher wird der Strom der grenz- und auslanddeutschen Dichtung sich entfalten. Das Antlitz des Außendeutschen hat uns aus seinem Schrifttum sorgen- und notvoll und zugleich doch so voll Liebe und voll des unendlich großen Vertrauens zum Mutterland angesehen. Hunderterlei Arten der außendeutschen Sorge, aber auch der außendeutschen Behauptungskraft sprachen zu uns — in hoher Kunst der Bilder- und Sprachgewalt, der Menschgestaltung und der rhythmischen Bewältigung; manchmal aber auch unbeholfen, manchmal in rührender Schlichtheit. Was sie alle, diese dichterischen Zeugnisse des Außendeutschtums, einigt, ist der tapfere und seiner volkhafte Aufgabe bewußte Beharrungswille. Und was sie alle kraft ihrer rassischen und völkischen Eigenart zur Einheit werden läßt, ist die Tatsache, daß hinter dieser Beharrungskraft inmitten von tausend Bedrängnissen nicht materialistische Machtgier, sondern echt deutscher Idealismus steht. Ebendeshalb aber fällt ja der außendeutschen Dichtung in diesem Behauptungskampf unseres Volkes eine so große Rolle zu: bei den Grenz- und Auslanddeutschen selbst und genauso bei den für gesamtdeutsches Fühlen und Denken und Handeln zu gewinnenden Binnendeutschen.

Wie hat der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Heß, selbst ein Auslanddeutscher, in seinen Weihnachtsreden immer wieder die Brücke zum Mutterland geschlagen. Die große Liebe und Achtung, die aus diesen Worten immer wieder spricht, zeigt deutlich genug, wie ernst das neue Deutschland die Leistung der Außendeutschen nimmt. Als aber im Sommer 1937 hunderttausende deutscher Sängere aus der ganzen Welt sich in

Breslau zusammenfanden, da prägte der Führer unter dem tosenden Jubel dieser Vertreter des ganzen deutschen Volkes für die verbindende und volkformende, für die zum Verharren in der ererbten Art anspornende Gewalt des deutschen Liedes das Wort, das wir wohl für die ganze deutsche Dichtung, vor allem auch für die der Grenz- und Auslandsdeutschen, in Anspruch nehmen dürfen: „Der Vogel, dessen Auge geblendet, pflegt sein Leid und seine Gefühle nur noch inniger in seinen Gesang zu legen. Und vielleicht ist es auch kein Zufall, daß der Deutsche, der so oft auf dieser Erde sein Dasein schwer ertragen mußte, in solchen Fällen seine Zuflucht zum Liede nahm. Es erlaubte ihm, darin all das auszudrücken, was die harte Wirklichkeit ihm verwehrte. Wir aber empfinden diese bittere Wahrheit heute vielleicht stärker als je zuvor. Gerade in dieser unruhigen Zeit blickt das ganze deutsche Volk auch außerhalb der Grenzen des Reiches wieder auf die Urheimat, auf Deutschland, und es sucht, wenn es schon keine andere Möglichkeit der Beziehung gibt, wenigstens die eine Verbundenheit durch das deutsche Lied! Und so klingen denn auch heute die Lieder unseres Volkes nicht nur innerhalb des Reiches, sondern weit darüber hinaus. Sie werden mit einer gläubigen Inbrunst gesungen, denn in ihnen lebt die Hoffnung und die Sehnsucht aller Deutschen!“

Schon haben die jungen Ränder des Dritten Reiches begonnen, dem Ruf der grenz- und auslandsdeutschen Dichter zu antworten. Denn sie zuerst, und mit ihnen die ganze junge Generation des neuen Deutschland, wissen es nun, daß diese Dichtung der Grenz- und Auslandsdeutschen ein gewaltiger Chor der Bewährung ist, der stellvertretend vor uns hintritt für den völkischen Selbstbehauptungswillen von dreißig Millionen Außendeutschen. Damit aber ist die Bürgschaft gegeben, daß bald schon die ganze Nation wissen wird: das bekenntnisfrohe Schrifttum der Grenz- und Auslandsdeutschen schenkt über Generationen und noch so weite Räume hinweg immer neue Bindungen des Blutes, der Liebe und Zuerst: Brücken, die niemals abgebrochen werden können. Gerade mit Hilfe der grenz- und auslandsdeutschen Dichtung aus der ganzen Welt wird immer wieder das Wort Erfüllung finden, das der Sudetendeutsche Bleher, gültig für alle Grenz- und Auslandsdeutschen, geprägt hat:

„Die Mutter schickt ihre Kinder hinaus,
und kommen sie auch nimmer nach Haus,
so können doch Berge und Meere nicht wehren,
daß Mutter und Kinder einander gehören.“

Literatur

Von der noch sehr geringfügigen allgemeineren Literatur zur grenz- und auslanddeutschen Dichtung seien angeführt: Josef Nadler, *Literatur der deutschen Stämme und Landschaften* (Regensburg 1912 ff.). — Derselbe, *Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes* (München 1934). — Gottfried Fittbogen, *Die Dichtung der Auslandsdeutschen* (Deutsches Volkstum 1929). — Heinrich Zillich, *Schicksal und Sendung des Auslandsdeutstums*; Richard Esaki, *Von den Wurzeln des Schrifttums in auslandsdeutschen Volksgruppen* (beide: *Dichtung und Volkstum*, 35. Bd.). — Heinrich Zillich, *Deutsches Volk und Buch in der Welt* (Das Innere Reich, Jahrg. III). — Robert Hohlbaum, *Vom Grenz- und Auslandsdeutstum* (Das Innere Reich, Jahrg. I). — Heinz Kloss, *Grenzen auslandsdeutschen Schrifttums* (Der Auslandsdeutsche, Jahrg. 19). — Wilhelm Schneider, *Die auslandsdeutsche Dichtung unserer Zeit* (Berlin 1936), behandelt in der Einleitung die „Voraussetzungen und Werte“ der auslandsdeutschen Dichtung sowie im Einzelnen ausführlich, jedoch oft noch ohne Beachtung der jungen Generation, die Dichtung der Balten, der Rußland-Deutschen, der Siebenbürger Sachsen, der Banater Schwaben und der Deutsch-Amerikaner. — Der Herausgeber hielt im September 1935 vor dem Wissenschaftlichen Rat des Deutschen Auslands-Institutes eine programmatische Rede über „Auslandsdeutsche Dichtung, eine neue Sammelaufgabe des Deutschen Auslands-Instituts in Stuttgart“ (Der Auslandsdeutsche, Jahrg. 18). Von ihm stammt ferner die Abhandlung „Das Lied der Grenz- und Auslandsdeutschen“ (Lebendiges Erbe, Festschrift für Dr. Ernst Reclam, Leipzig 1936, S. 153 ff.), sowie eine größere Anzahl von Einzelabhandlungen zur grenz- und auslandsdeutschen Dichtung, die in der „Völkischen Kultur“ 1935/36 sowie in der „Bücherkunde“ der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums 1936, S. 36 ff., S. 117 ff., S. 174 ff., 1937, S. 200 ff. und an anderen Stellen erschienen sind. Vgl. außerdem die grundlegende Stellungnahme des Herausgebers zur Frage einer Einbeziehung der grenz- und auslandsdeutschen Dichtung in den Forschungsraum der gesamtdeutschen Literaturwissenschaft: „Dichtung und Volkheit“ (Berlin 1937), S. 92 ff. — An kleineren Anthologien erschienen bisher: Emil Maxis, „Volk auf fremder Erde, das Schicksalsbuch der Auslandsdeutschen“ (Breslau o. J.), die Proben der auslandsdeutschen, nicht aber der grenzdeutschen Lyrik bringt; Norbert Langer, „Volk an der Grenze“ (Jena 1937), die lyrische Pro-

ben der Grenzdeutschen und der Siebenbürger enthält. Dazu kommt schließlich noch Wilhelm Albert, „Deutsches Volk auf fremder Erde“, Auswahl aus volksdeutschem Schrifttum (Leipzig o. J.), der Proben aus politischen Schriften neben kurzen Prosaprobe[n] aus grenz- und auslanddeutschen Dichtungen abdruckt. Für Schulzwecke „Deutsches Volkstum in aller Welt“ hat Karl Götz eine Reihe sehr brauchbarer volksdeutscher Lesehefte (Stuttgart o. J.) veröffentlicht. —

Im nachfolgenden Inhaltsverzeichnis sind die genauen Quellen dann hinzugefügt, wenn die betr. Dichtung in Buchform erschien. Die übrigen Beiträge stammen größtenteils aus dem Manuskript oder aus Zeitschriften.

Der Herausgeber plant eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit, in der die Geschichte der grenz- und auslanddeutschen Dichtung als Teil der ganzen deutschen Schrifttumsgeschichte, damit aber auch als Teil der deutschen Volksgeschichte, dargestellt werden soll.

Inhaltsverzeichnis

—

Gesamt-Übersicht	5
Geleitwort	7
Wesen und Entfaltungsraum der grenz- und auslanddeutschen Dichtung	11

Europa

Danzig

Einführung	35
Max Halbe, Meine Urahne	39
(aus: Halbe, Scholle und Schicksal. Geschichte meines Lebens. München, Knorr & Hirth, 1933)	
Martin Dammß, Sanft Marien	44
(aus: Das junge Danzig. Gedichte einer deutschen Gemein- schaft. München, Langen-Müller, 1935)	
— Ausritt	45
— Ewigen Volkes Gestalt	46
— An dem großen Strom	47
— Die Glockennacht	48
— Die Jungen	50
(aus: Das junge Danzig)	
— Sonntwendgruß an Deutschland	51
Wolfgang Federau, Heimat	52
(aus: Das junge Danzig)	
— Danzig	52
Lothar B. Manhold, Im Ordensland	53
Edgar Sommer, Herrengrebin	54
Ernst Frieböse, Um deiner Heimat willen	54
— Hier braust das Leben seine größte Sinfonie	55
Erich Post, Wie Stürme sind Jahre dahingeweht	55
(aus: Das junge Danzig)	
— Ein jeder Mensch	56
— Wiens' Frik und die Backpfeife	56
HansUlrich Röhl, Heimkehr der Fischer	63
(aus: Das junge Danzig)	
— Werdersches Leewesleed	63
(aus: Das junge Danzig)	
— Der Grenzstein	64

Memelland

Einführung	65
Agnes Miegel, Die Frauen von Nidden	70
(aus: <i>Gesammelte Gedichte</i> , Jena 1927)	
Alfred Brust, Kurische Nehrung	71
(aus: <i>Brust, Ich bin. Gedichte</i> . Berlin, Horen-Vlg., 1929)	
Martin Kallies, Elk, der Schauler vom Meer	72
(aus: <i>Kakies, Elche zwischen Meer und Memel</i> , Berlin, Bermühler, o. J.)	
Ewald Swars, Heimatland	78
— Land der Kindheit	79
— Einsamer Baum	79
— Wiedersehen mit der Memel	80
Rudolf Naujok, Gott — der Träumer	83
— Nacht am Memelstrom	84
— Herbst	84
— Memelland	84
(aus: <i>Naujok, Das Memelland in seiner Dichtung</i> . Memel, Siebert, Memeler Dampfboot, 1935)	
Erich Karschies, Das Herz und die Heimat	85
(aus: <i>Naujok, Das Memelland in seiner Dichtung</i>)	
Unbekannt, Altes Fort zur Mittagsstunde	86
(aus: <i>Aus Nordost. Gedichte einer jungen Memelländerin</i> o. O. u. J.)	
Heinz Gerhard, Deutsches Recht an der Memel	86
(aus: <i>Gerhard, Kameraden an der Memel</i> , Roman. Berlin, Brunnen-Verlag, Willi Bischoff, 1935)	
Herbert Lipp, Am Memelstrom	88
(aus: <i>Umbrandete Heimat. Memellanddichtung</i> . Berlin, Erwin Runge, 1936)	
Otto Zander, Memelwacht	89

Die Balten

Einführung	90
Christoph Mießwig, Heimatlied	100
Kurt Bertels, Nord	101
(aus: <i>Bertels, Der Morgenreiter, Gedichte</i> . Riga 1905)	
Gustav von Hirschheydt, Baltensang	102
Otto Freiherr von Taube, Reval	103
(aus: <i>Taube, Wanderlieder, Merseburg, Stollberg, 1937</i>)	
— Wie die Kraniche	103
(ebenda)	
— Ich hing mein Herz an einen Kameraden	104
— Goester Sonett	105

Otto Freiherr von Taube, Das Märchen von der Heimat	105
Manfred Kyber, Heimat	116
(aus: Kyber, Stilles Land, Gedichte. Berlin 1925)	
— Der große Augenblick	117
(aus: Kyber, Unter Tieren. Berlin-Charlottenburg 1912)	
Peter Zoegebon Manteuffel, Die baltischen Junfer	118
(aus: Manteuffel, Nordwind. Balladen und Romanzen. Stuttgart 1926)	
— Bolschewistenherrschaft in Estland	119
(aus: Manteuffel, Könige der Scholle. Roman. Stuttgart, Bonz & Co., 1926)	
Monika Hunnius, Bolschewistenherrschaft in Riga	131
(aus: Hunnius, Bilder aus der Zeit der Bolschewistenherrschaft in Riga. Heilbronn, Salzer, 1921)	
Siegfried von Begesack, Nordische Heimat	133
(aus: Neue Baltische Dichtung, Auswahl 1935. Riga, Plates 1935)	
Burchard von Schrenck, Wir Balten	134
Werner Bergengruen, Die ewigen Wälder	134
— Wanderbaum	135
(aus: Bergengruen, Der Wanderbaum, Gedichte. Berlin, Rabenpresse, o. J.)	
Gertrud Freinbonden Brincken, Gutshof in Kurland . .	136
(aus: Brincken: Neue Lieder und Balladen. Leipzig 1927)	
— Herrentod 1919	137
— Abzug der Deutschen aus Kurland	137
— Baltische Jugend	138
— Meine Heimat	138
— Kurländische Landtagseröffnung	139
Mia Munier-Wroblewskii, 1915: Wie die alte Charlotte den Einzug der Feldgrauen erlebte	146
(aus: Unter dem wechselnden Mond, Bd. IV. Heilbronn, Salzer 1929)	
Herbert von Hoerner, Beispiel der Natur	150
(aus: Hoerner, Gedichte. Hamburg, Dürerpresse 1935)	
— Erde der Heimat	151
(aus: Neue Baltische Dichtung, Auswahl 1935. Riga, Plates)	
— Bruder im Felde	151
(aus: Hoerner, Bruder im Felde u. a. Erz. Dresden, Limpert, 1936)	
Lex Schloß, Wir sind ein Leib	160
(aus: Geht ein Ruf übers Land. Anthologie junger baltischer Dichter. Riga, Plates, 1934)	
— Wir Volk im Osten	160

Lex Schloß, Lied	161
— Ihr aber	161
— Heute gilt nicht, was galt	162
Heinrich B o s s e , Chor der Arbeitskameraden	162
(aus: Baltische Dichtung, Auswahl 1935)	
Walter M. P o g g e , Vor Jahren	163
(aus: Geht ein Ruf übers Land)	
— Marschlied	163
(ebenda)	
Hans M a m n e e f , Aufstieg	164
(ebenda)	
Arved K r ö g e r , Balten	165
(ebenda)	

Die Rußland - Deutschen

Einführung	166
Henry v o n H e i s e l e r , Der Traum von Deutschland	175
— Sie wirkten hastig	177
— Gedenkst du noch der Männer	178
— Bebt dir die Seele	178
— Der junge Parzival	179
(aus: Heiseler, Der junge Parzival, Drama. München, Kaiser, 1935)	
August v o n N e u , An die Wolga	180
Josef P o n t e n , Um den deutschen Lehrer	181
(aus: Ponten, Volk auf dem Wege. Im Wolgaland. Roman. Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt, 1933)	
— Deutsches Wandern nach Osten	184
(aus: Ponten, Volk auf dem Wege. Die Väter zogen aus. Roman. Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt, 1934)	
Volkslied aus einem sibirischdeutschen Dorf	188
Ferdinand v o n W a h l b e r g , Die Steppe wird Heimat	188
(aus: Wahlberg, Christian Bode, Erzählung. Wien, Braumüller, o. J.)	
Philipp B ä u e r l e , In der alten Heimat	193
Peter S i n n e r , Herbstgedanken	193
Georg L ö b s a c k , Zwischen Klassenkrieg und Volkstum	194
(aus: Löbsack, Einsam kämpft das Wolgaland. Ein Bericht aus 7 Jahren Krieg und Revolution. Leipzig, Voigtländer, 1936)	
Erika M ü l l e r - H e n n i g , Die Wolgakinder auf der Heimfahrt	210
(aus: Müller-Hennig, Die Wolgakinder. Berlin, Junge Generation, o. J.)	
— Hunger	215
(aus: Müller-Hennig, Auf der Steppenseite. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 1935)	

Hans Harder, Sterbende Heimat	217
(aus: Harder, Das Dorf an der Wolga. Stuttgart, Steinkopf, 1937)	

Die Deutschen in Polen

Einführung	220
Hans Kyser, Wolken am Horizont	229
(aus Kyser, Wolken am Horizont. Schauspiel in fünf Akten. Vlg. Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, Berlin o. J.)	
Franz Lüdtk e, Ostland	236
(aus: Lüdtk e, Deutschland. Scholle und Schicksal. Langensalza, Beltz, o. J.)	
— Das Jahrtausendl ied	237
(ebenda)	
— Verlorene Heimat	238
(ebenda)	
— Heide land	239
(ebenda)	
— Zersprengter Bismarckturm in Bromberg	240
(ebenda)	
Theodor Böckler, Gebet in Volkes Not	240
Julian Will, Lied für Auslandsdeutsche	241
(aus: Will, Fern vom Land der Ahnen. Ges. Gedichte. Selbstverlag des Verf., Lodz 1935)	
— Dich liebe ich, mein Volk	241
(ebenda)	
— Für dich, mein Volk	242
(ebenda)	
— Deutsche, seid einig	242
— Erntewunsch	243
Erhard Wittek, Ein Deutscher aus Posen	244
(aus: Wittek, Männer. Ein Buch des Stolzes. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung, o. J.)	
Friedrich Hans Kriebel, Wir von der Weichsel und Warthe . .	249
Clemens Rößler, Denk stets daran	249
— Öffnet, öffnet	249
— Weiße Wölkchen	250
— Das Rundfunkwunder	250
— Lied der Jugend	251
Johann Basler, Unser Sehnen	251
(aus: Ein Volk erwacht. Gedichte junger Deutscher in Polen. Gesammelt und vorgelegt von der Jungdeutschen Partei für Polen. Bielitz 1937)	

Brunhild L ü t t m a n n ,	Durch unsre Wälder	252
(ebenda)		
—	Laßt brennen	253
(ebenda)		
—	Heimat	253
(ebenda)		
Hermann T e x t o r ,	Neumanns Hengst	254
Franz Wilhelm M e ß l i n ,	Ich weiß nicht	257
(aus: Ein Volk erwacht)		
—	Wir haben alle Brücken	258
(ebenda)		
—	Ich bin ein Glied	259
(ebenda)		
—	Ihr meint	259
(ebenda)		
—	Wir ist es einerlei	260
(ebenda)		
Herbert M e n z e l ,	Die Tirschtiogler Mütter	260
(aus: Menzel, Der Grenzmark-Rappe. Hamburg, Hansea-		
tische Verlagsanstalt, 1933)		
Sigismund B a n e l ,	Ihr heiligen Toten	261
—	Daß Deutschland	262
—	Wir tragen die Fahnen	262
—	Wir stehn im Kampf	262
—	Wir werden nie der Volkheit	263
—	Deutschland	263
—	Die letzte Furche	264
Artur U t t a ,	Auslanddeutschtum	267
—	Ohne Glocken	267
—	Wir bauen	268
Edith S e l l e r t ,	Wir I.	268
—	Wir II.	269
Johanna B e l l h o r n ,	Galizien	270
Anton August R a f f ,	Lied der Deutschen in Galizien	271
Friedrich R e c h ,	Frisch auf	272
(aus: Ein Volk erwacht)		
Gustav P r i l l ,	Mein Volk erwacht	273
Carl H o i n k e s ,	Das kaiserliche Reskript	273
(aus: Hoinkes, Meister Andreas. Roman aus einer alten		
Sprachinsel. Plauen, Günther Wolff, 1937)		
Karl H e r m a ,	Klaus Michel	276
—	Pflüger bei Nacht	280
—	Gott hat leise Füße	281
—	Nacht steht wie Glas	281
—	Die Wundersaat	282

Adolf B o i d e s , Wie die Natur	285
(aus: Ein Volk erwacht)	
Herbert G o r g o n , Segne die Hände	285
(aus: Ein Volk erwacht)	

Die Sudetendeutschen

Einführung	286
Karl Hans S t r o b l , Auszug aus Prag	295
(aus: Strobl, Die Fackel des Hus. Leipzig, Staackmann, o. J.)	
Erwin Guido K o l b e n h e y e r , Devise	299
(aus: Kolbenheyer, Lyrisches Brevier. München, Langen-Müller, 1929)	
— Unser Leben	300
(ebenda)	
— Das Erbe	300
— Zuruf	301
— Goethe in Karlsbad	302
(aus: Kolbenheyer, Karlsbader Novelle. München, Langen-Müller, 1929)	
Robert H o h l b a u m , Zwei Welten	307
(aus: Hohlbaum, Zweikampf um Deutschland. Roman. München, Langen-Müller, 1936)	
Hans W a t z l i k , Sprachgrenze	318
(aus: Kameraden der Zeit. Sudetendeutsche Gedichte. Hrsg. von Franz Höller, Karlsbad, Adam Kraft, 1936)	
— O Böhmen!	318
(aus: Watzlik, O Böhmen! Roman. Leipzig, Staackmann, 1923)	
Rudolf H a a s , Heimat in Ketten	321
(aus: Haas, Heimat in Ketten. Roman. Leipzig, Staackmann, 1924)	
Gustav L e u t e l t , Heimat	327
(aus: Leutelt, Johannismacht. Sudetendeutsche Geschichten. Karlsbad, Adam Kraft, 1902)	
Jephrin Z e t t e l , Mein Moiderla sei' Wöigengsangl	333
(aus: Volk und Leben. Eine Sammlung sudetendeutscher Dichtung. Hrsg. von Franz Leppa, Karlsbad, Adam Kraft, o. J.)	
Heinrich G u s o W a l d e r , Der Ahn	333
Franz N a b l , Der Steinbachhof und seine Herren	334
(aus: Nabl, Ein Pastorale. In: Die Augen u. a. Novellen. Deutsche Hausbücherei, Bd. 78. Wien, Osterr. Bundesverlag, 1923)	

Bruno B r e h m , Die größere Heimat	338
(aus: Brehm, Die größere Heimat. Auslandsdeutsche Erzählungen. Karlsbad, Adam Kraft, 1934)	
— Daitsch	341
(aus: Brehm, Heimat ist Arbeit. Ein Hausbuch deutscher Geschichten. Karlsbad, Adam Kraft, 1934)	
Emil M e r k e r , Einzelner Baum	346
— Sommerabend im Saazer Land	346
— Heimweh	348
Hans D e i ß i n g e r , Egerland	348
(aus: Kameraden der Zeit)	
— Bruckner-Symphonie	349
— Grenzland-Requiem	351
Karl Franz L e p p a , Die Heiligen Drei Könige	352
(aus: Leppa, Kornsegen. Passau, Waldbauer, 1922)	
— Meine Hand ist rein	353
— An deutschen Gräbern	353
— Einem böhmertwäldler Bauernsohn	354
Bruno Hans W i t t e k , Um den Hof	354
(aus: Wittek, Sturm überm Acker. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt, 1927)	
Heinrich M i c k o , Dem Volke	357
(aus: Micko, Der Acker. Augsburg, Bärenreiter-Vlg. 1926)	
— Jungdeutschland	358
(ebenda)	
Wilhelm P l e y e r , Familiengeschichte	359
(aus: Pleyer, Deutschland ist größer! Weimar, Duncker, o. J.)	
— Gemeinschaft	360
(aus: Kameraden der Zeit)	
— Deutschland ist größer!	360
(aus: Pleyer, Deutschland ist größer!)	
— Denß's Deutscher	361
(ebenda)	
— Wir sind die Front	362
(aus: Kameraden der Zeit)	
— Die Fahrt in die Heimat	362
(aus: Pleyer, Die Brüder Tommahans. Roman. München, Langen-Müller, 1937)	
Gottfried R o t h a c k e r , Vom Dorf an der Grenze	368
(aus: Rothacker, Das Dorf an der Grenze. Roman. München, Langen-Müller, 1936)	
Ernst F r a n k , Hochzeiten des Lebens	374
(aus: Frank, Kameraden, wir marschieren. Roman. Großschönau, E. Kaiser Vlg., 1936)	

Ernst E g e r m a n n , Der Grenzdeutsche	380
— Mahnmal	380
— Vaterland	380
Rudolf W i k a n h , Lebensraum	381
(aus: Kameraden der Zeit)	
Franz H ö l l e r , Wir tragen ein Licht	381
(aus: <i>Wir tragen ein Licht. Gedichte sudetendeutscher Studenten.</i> Hgg. von Herbert Cysarz, München, Langen-Müller, 1934)	
— Kameraden der Zeit	382
(aus: Kameraden der Zeit)	
— Lied der Kommenden	382
(ebenda)	
— Prager Studenten	383
(aus: Höller, <i>Die Studenten. Roman einer Gemeinschaft.</i> Karlsbad, Adam Kraft, 1934)	
Josef S c h n e i d e r , Neue Jugend	389
(aus: Kameraden der Zeit)	
— Not	390
(aus: Schneider, <i>Ewiger Arbeitstag. Gedichte.</i> Karlsbad, Adam Kraft, 1936)	
— Wir Wende	390
(ebenda)	
— Mutter	391
(ebenda)	
— Kameradschaft	391
(ebenda)	
— Ode vom Volk	392
(ebenda)	
Hans K o r g e r , Grenzlandbauer	392
(aus: Kameraden der Zeit)	
Kurt S c h o r k , Wir Grenzlanddeutschen	393
(aus: Schork, <i>Volk am Kreuz. Gedichte.</i> Meißen, Schlimpert u. Püschel, 1935)	

Die Deutschen in Ungarn

Einführung	395
Jakob B l e h e r , Das Schwabenlied	396
Volkslied, Ich reit auf einem Rößlein	397
Ella T r i e b n i g g - B i r k h e r t , Ein Lied vom Heimatland . . .	397
— Verwehrte Muttersprache	398
— Nachflänge	398
— Der harte Bursch	399
Richard H u ß , Lied der Deutschen in Ungarn	402

Johann Seifert, Muttersprache	404
Hans Faul, Die Fahrt zur neuen Heimat	404
(aus: Faul, Die neue Heimat. Roman. o. J.)	
Rudolf Becht, Zum Gebet	411
Peter Jekel, Siedlertreue	412
— Schwäbisches Bauernlied	413
— An Jakob Bleher	414
Hans Leicht, Der Vater	415
— Der Mann	416
— Der Feldherr	416

Die Deutschen in Rumänien

Einführung	419
----------------------	-----

Siebenbürgen

Leop. Maximilian Moltke, Siebenbürgen, Land des Segens . .	436
Der Tod (16. Jahrhundert)	436
Friedrich Wilhelm Seraphin, Ich bin ein Sachs	437
(aus: Csaki, Jenseits der Wälder. Hermannstadt, Krafft, 1916)	
Adolf Meschendörfer, Siebenbürgische Elegie	438
— Burzenländer Berge	438
— Vorspiel zum „Abt von Kerz“	439
(aus: Meschendörfer, Dramen. Kronstadt, Gött's Sohn, 1931)	
— Das Honterusfest	446
(aus: Meschendörfer, Die Stadt im Osten. Roman. München, Langen-Müller, 1933)	
Hermann Klöß, Widmung	452
(aus: Herz der Heimat. Gedichte. Hgg. von Hermann Roth. Hermannstadt, Krafft u. Drotleff, 1935)	
Alfred Roth, Das war nicht ich	452
(aus: Herz der Heimat)	
Schuster Duß, De Jahreszeiten	453
(ebenda)	
Richard Gleim, Bauernlied	453
(aus: Gleim, Aus meinem Tal. Bistritz, Zickeli, 1925)	
Egon Hajek, Was ist Heimat?	454
Konrad Nußbacher, Tömöschland	455
(aus: Herz der Heimat)	
Emil Witting, Rudelbeschaulichkeit	456
(aus: Witting, Der Fechter. Lebensbild eines Karpathenbirschs. Potsdam, Rütten & Loening, 1937)	
Gerda Mieß, Gebet der Siebenbürger Sachsen	459
Otto Folberth, Lied auf Siebenbürgen	460
(aus: Herz der Heimat)	

Erwin Neustädter, Am schwarzen Meer	461
(ebenda)	
Heinrich Zillich, Deutsches Lied in Siebenbürgen	461
(aus: Zillich, Komme was will. Gedichte. München, Langen-Müller, 1935)	
— Östliche Elegie	463
(ebenda)	
— Vermächtnis	464
(ebenda)	
— Du bist schön	467
(ebenda)	
— Komme was will	467
(ebenda)	
— Inschrift nach zehn Wanderjahren	468
(ebenda)	
— Kriegsausbruch in Siebenbürgen	469
(aus: Zillich, Zwischen Grenzen und Zeiten. Roman. Mün- chen, Langen-Müller, 1936)	
Erwin Wittstock, Kampf um deutschen Boden	475
(aus: Wittstock, Bruder, nimm die Brüder mit. Roman. München, Langen-Müller, 1933)	
Georg Maurer, Gedanken um Gott	480
(aus: Maurer, Ewige Stimmen. Gedichte. Leipzig, Haessel, o. J.)	
— Himmlische Landschaft	481
(ebenda)	
Arnold Roth, Aus der Siebenbürgischen Kantate	481
(aus: Roth, Himmel im Blut. Gedichte. Kronstadt, Me- schendörfer, 1936)	
— Unsre Knaben	483
(ebenda)	
— Volk im Osten	484
(ebenda)	

Banat

Adam Müller-Guttenbrunn, Schwabenlied	489
— Der Dammbruch	490
(aus: Müller-Guttenbrunn, Glocken der Heimat. Leipzig, Staackmann, 1910)	
Eugen Probst, Der Umweg	496
(aus: Probst, Ein Schwabenstreich. Novelle. Temesvar, Deutschbanater Volksbücher-Verlag, o. J.)	
Artur Korn, Gedenke, daß du ein Deutscher bist	500
Viktor Drendi-Hommenau, Landgraf werde hart	501
Otto Alschner, Der Acker im Grund	502

Johann W a g n e r , Mer sin Banater Schwoweleit	505
(aus: Wagner, Gruß an meine Heimat. Ged. in schwäbischer Mundart. Szeged, 1928)	
— Weltansicht	506
Peter B a r t h , Schwabe, du bleibst	507
— Frau Holle	508
— Ein Mädchen schlägt Schnee	509
(aus: Herz der Heimat)	
— Die Erde lebt	509
— Zu zweien	510
— Der Abend sank	510
— Die Stute Ishtar	511
— Morgen	516
— Bruder Wind	517
— Ich breche das Brot	518
— Deine Heimat	518
Franz L. K l e i t s c h , Mein Herz	519
(aus: Kleitsch, Die Melodie des Erwachens. Arad, o. J.)	
Annie S c h m i d t - E n d r e s , Ausfaat	519
— Mütter	520
— Gebet der Schwaben	521
Hans Wolfram H o c h l , Der Söhne Ausfahrt	523
Josef S a b r i e l d. J. D Herr	523
— Banater Elegie	524
— Einkehr	524
— Der Schnitter	525
— Der Rhein	525
Karl v. M ö l l e r , Hennemann	525
(aus: Möller, Die Werschetzer Tat. Roman. Braunschweig, Westermann, 1937)	

Buchenland

Heinrich K i p p e r , Der Waldhannes	527
(aus: Kipper, Die Enterbten. Roman. Wien, Osterr. Bundesverlag, 1925)	

Bessarabien

Albert M a u c h , Das bessarabische Heimatlied	530
(Dieses und die folgenden Gedichte erschienen erstmalig gesammelt im „Auslanddeutschen“, 1936)	
Gottlieb H a h n , Mein Schwarzmeerland	530
Unbekannt, Der deutschen Frau	531
Wilhelm K e l l e r , Sommernacht	532
Paul N i e d e r r e i t e r , Steppenwinter	532
Christian U d l e r , Am Fenster	532
Karl L i e b r a m , Den „Kernerknadern“	533

Albert H e e r, Unser Sitzbänkle	534
Karl K r ä e n b r i n g, Dem nige Volksrat	534
H. F i e c h t n e r, Das Lied der neuen Jugend	535

Die Deutschen in Südslawien

Einführung	536
Friedrich v. G a g e r n, Primus	538
(aus: Gagern, Die Straße. Roman. Leipzig, Staackmann, 1929)	
Karl B a u e r, Bauer, vergiß die Scholle nicht	546
— Deutsche Sehnsucht	547
— Neue Lieder	549
(aus: Bauer, Unsere neueste Dichtung, 1. Heft. Bulkjes, 1935)	
Jörg v. S c h w a l m, Nachtgedanken	549
(Einzelne der folgenden Gedichte erschienen erstmals gesammelt im „Auslanddeutschen“, 1937)	
Andreas Nikolaus S t ö b e r, Schwob, dei Pflicht	550
Friedrich H a u g, Heilige Heimat	551
Viktor F ü r s t, Nachtbild der Steppe	551
— Ehre, Blut und Boden	552
— Der Trommler	552
Stefan K r ö g, Einsamer Kämpfe	553
Grete S ö l c h, Der Strom	553
Leopold E g g e r, Spätsommer im Banat	554
Bruno K r e m l i n g, Bittgang	556
— Zwiegesang in der Herbstnacht	556
— Stimme aus dem Föhn	557
Erich R ö t h e l, Arbeitsdienst	558
— Gottesrhythmus	559

Österreich

Einführung	560
Emil E r t l, Aus dem deutschen Wien	574
(aus: Ertl, Die Leute vom blauen Guguckshaus. Leipzig, Staackmann, o. J.)	
Franz K r a n e w i t t e r, Andre Hofer	578
(aus: Kranewitter, Andre Hofer. Trauerspiel. Wien, Osterr. Bundesverlag, 1924)	
Karl S c h ö n h e r r, Glaube und Heimat	583
(aus: Schönherr, Glaube und Heimat. Schauspiel. Leipzig, Staackmann, 1910)	
Ottokar K e r n s t o c k, Deutscher Schwur	586

Anton Wildgans, Infanterie	586
— Blick von oben	588
(aus: Wildgans, Buch der Gedichte. Leipzig, Staackmann, 1929)	
— Stolzter Rat	589
(ebenda)	
— Von deutscher Zukunft	589
Alfons Peggold, Heimat	589
Josef Weinheber, Künstler und Volk	590
(aus: Weinheber, Adel und Untergang. Gedichte. München, Langen-Müller, 1934)	
— Hymnus auf die deutsche Sprache	591
(ebenda)	
— Gesang vom Manne	592
(ebenda)	
— Sie, die Säng' der Volks	592
(ebenda)	
— An den Wurzeln	593
— Sieg der Provinz	594
(aus: Weinheber, Wien wörtlich. München, Langen-Müller, 1935)	
— Den Gefallenen	595
(aus: Weinheber, Späte Krone. Gedichte. München, Langen-Müller, 1936)	
— Den Jünglingen	598
(ebenda)	
Mirko Jelusich, Das Schwert betet	601
— Die Schildwacht	601
(aus: Jelusich, Der Löwe. Roman. Wien, Tieck-Verlag, 1936)	
Max Mell, Dachstein von Aussee	604
(aus: Mell, Gedichte. Wien, Speidel, 1929)	
— Ein Landmädchen	605
(ebenda)	
— Heimat	607
(ebenda)	
— Ferdinand Raimunds Gedicht	607
— Der Besuch der Ahnen	612
(aus: Mell, Das Spiel von den deutschen Ahnen. Leipzig, Insel-Verlag, 1935)	
Hans Klopfer, Volk	617
(aus: Klopfer, Gesammelte Gedichte. Graz, Südmark, 1936)	
— Armengeburt	618
(ebenda)	

Hans K l o e p f e r, Grimming	619
<i>(ebenda)</i>	
— Der Weißfisch	621
Josef Friedrich B e r k o n i g, Die Grenze	623
Richard B i l l i n g e r, Wir Bauern	635
<i>(aus: Billinger, Sichel am Himmel. Leipzig, Insel, 1930)</i>	
— Die treue Magd	635
<i>(ebenda)</i>	
— Bestimmung	636
Karl Heinrich W a g g e r l, Aus der Kindheit	637
Julius Z e r z e r, Abend am Gestade	642
— Die blauen Pferde	642
— Blick auf Steyr	643
— Der Federhut	643
Fritz W e b e r, Tsonzo 1916	646
<i>(aus: Weber, Frontkameraden. Klagenfurt, Kollitsch, 1934)</i>	
Bodo K a l t e n b o e c k, Aus „Armee im Schatten“	651
<i>(aus: Kaltenboeck, Armee im Schatten. Die Tragödie eines Reiches. München, Callwey, 1936)</i>	
Josef W e n t e r, Der Kanzler von Tirol	653
<i>(aus: Wenter, Der Kanzler von Tirol. Schauspiel. München, Das Werk-Verlag, o. J.)</i>	
Alfred W a l h e i m, Burgenland	662
Paula G r o g g e r, Der Sämann	663
— Die Heimreise der drei Straßenbuben	664
<i>(aus: Grogger, Das Grimmingtor. Roman. Breslau 1926)</i>	
Marie G r e n g g, Flucht zum grünen Herrgott	669
<i>(aus: Grengg, Die Flucht zum grünen Herrgott. Roman. Wien, Luser, 1930)</i>	
Paula L u d w i g, An meinen Sohn	675
<i>(aus: Ludwig, Der himmlische Spiegel. Berlin, Fischer, 1927)</i>	
Ernst S c h e i b e l r e i t e r, Mädchenbildnis	675
Friedrich S a c h e r, An das Waldviertel	675
<i>(aus: Sacher, Maß und Schranke. Wien, Luser, 1937)</i>	
— Mit dem jüngeren Freund	676
<i>(ebenda)</i>	
Karl S p r i n g e n s c h m i d, Der Mägele begreift den Krieg	678
<i>(aus: Springenschmid, Die Front über den Gipfeln. Potsdam, Voggenreiter, o. J.)</i>	
Hermann S t u p p ä c k, Das Lebensjahr	683
— Mystische Zeit	684
Erna B l a a s, Sprachgemeinschaft	685
— Junge Mutter	686

Franz Schlögl, Knechte und Helden	686
(aus: Schlögl, Heimkehr zum Volk. Gedichte. Wien, Luser, 1936)	
— Der Bauer	687
Franz Braumann, Von der Sehnsucht	688
Gertrud Fußenegger, Die Tat	688
(aus: Fußenegger, Geschlecht im Advent. Roman. Potsdam, Rütten & Loening, 1937)	
Edmund Finkle, Mit einem Schattenbild	693
Richard Kapeller, Treuspruch	693
Josef Feiks, Ein Reiterlied	693
(aus: Feiks, Ein Reiterlied. Schauspiel. Wien, Zsolnay, 1937)	
Carl Hans Wabinger, Einkehr im Dorf	698
Ernst Wurm, Agneta	700
(aus: Wurm, Agneta Tischer. Roman. Oldenburg, Stalling, 1937)	
Ines Widmann, Kärnten frei!	704
(aus: Widmann, Die Schwabenmargret. Roman aus den Karawanken. Stuttgart, Cotta, 1936)	
Von einem Österreicher, An Deutschland	708

Südtirol

Einführung	709
Arthur von Wallpach, Ahner	711
(aus: Wallpach, Ob mir leuchten die Sterne. Graz, Bergland-Buch, 1936)	
— An meinen Sohn	711
(ebenda)	
— Vergessen suchend	712
(ebenda)	
— Föhn	712
(ebenda)	
— Höchstes Gut	713
(ebenda)	
— Sternennacht	713
(ebenda)	
Maria Dita Santifaller, Du	714
Josef Georg Oberkofler, Der Erbe	714
(aus: Oberkofler, Nie stirbt das Land. Jena, Diederichs, 1937)	
— Der Bauer	715
— Das Lied der Heimat	715
(aus: Oberkofler, Triumph der Heimat. München, Kösel-Pustet, 1925)	

Josef Georg Oberkofler, Mondes Aufgang	716
(ebenda)	
Maria Veronika Rubatscher, Um die deutsche Seele	717
(aus: Rubatscher, Das lutherische Joggele. Roman aus dem Marterbuch der deutschen Seele. Heilbronn, Eugen Salzer, 1935)	
Anton Graf Bossi-Fedrigotti, Standschützen	720
(aus: Bossi-Fedrigotti, Standschütze Bruggler. Berlin, Vlg. Zeitgeschichte, 1934)	
Hubert Mumelter, Oswalt und Sabine	724
(aus: Mumelter, Zwei ohne Gnade. Roman. Leipzig, Insel, 1931)	
Franz Tumber, Anruf	729
— Drei Lieder des Aufbruchs	729
— Das Dorf in Südtirol	730

Die deutschen Schweizer

Einführung	735
Jakob Schaffner, Die alte Stadt	739
— Heimat: Basel	740
(aus: Schaffner, Offenbarung in deutscher Landschaft. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1934)	
Alfred Huggenberger, Die Lene	746
(aus: Huggenberger, Die heimliche Macht. Geschichten auf der Heubühne. Leipzig, Staackmann, o. J.)	
Ernst Zahn, Die Geschwister	753
(aus: Zahn, Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. Stutt- gart, Deutsche Verlagsanstalt, o. J.)	
Maria Waser, Einkehr	761
Meinrad Inglin, Jagd in der grauen March	762
(aus: Inglin, Die graue March. Roman. Leipzig, Staack- mann, 1935)	
Hans Roelli, Sturz in der Schußfahrt	765
(aus: Paul Lang, Schweizer Lyrik der Gegenwart. Bern, Hans Feuz, 1937)	
Gustav Renfer, Der Türkenbrand	766
Emanuel Stichelberger, Die Straße	770
— Guardian und Graf	770
(aus: Stichelberger, Der graue Bischof. Roman. Stuttgart, Steinkopf, o. J.)	
Albin Zollinger, Bodensee	775
Caesar von Arx, Reisläufer	776
(aus: Arx, Der Verrat von Novara. Schauspiel. München, 1936)	

Elfaß - Lothringen

Einführung	778
Lothringisches Volkslied (Sammlung Pinck)	783
(aus: Louis Pinck, <i>Verklingende Weisen. Lothringische Volkslieder. Saarlouis, o. J.</i>)	
Friedrich Lienhard, Grabſchrift	783
— Abendgebet	783
— In Paris	784
— Straßburg	784
(aus: Lienhard, <i>Der Raub Straßburgs. München, Dietrich, o. J.</i>)	
Ernst Stadler, Segnung	787
(aus: Stadler, <i>Der Aufbruch. Gedichte. München, Wolff, 1920</i>)	
— Parzival vor der Grafsburg	787
(ebenda)	
— Kleine Stadt	788
(ebenda)	
— Der Aufbruch	788
(ebenda)	
Hans Karl Abel, Daheim	789
(aus: Abel, <i>Was mein einst war. Stuttgart, Bonz, 1927</i>)	
— Elfaß	790
(ebenda)	
— Stürmiſche Nacht	791
(ebenda)	
— Entrechtet	792
(ebenda)	
Polh Maria Höfler, Die Franzosen kommen	793
(aus: Höfler, <i>Der Weg in die Heimat. Grenzlandroman aus Lothringen. München, Eher, 1935</i>)	
Raymond Buchert, Wald	801
(aus: Buchert, <i>Neue Fahrt. Anthologie elsaß-lothringischer Gegenwartslyrik. Gebweiler, Alsatia, 1929</i>)	
Victor Schmidt, D' Vogesetanne	801
(ebenda)	
Georg Schaffner, Der Berg	801
(ebenda)	
André Niederländer, Ein Bild von euch	802

Eupen

Einführung	803
Josef Ponten, Schützenfest im Eupener Land	804
(aus: Ponten, <i>Aus dem Eupener Land. Bilder und Geschichten. Leipzig, List, o. J.</i>)	

Luxemburg

Einführung	810
Michel Lenz, De Feierwon	813
(Diese und die folgenden Dichtungen aus: Welter, Das Luxemburgische und sein Schrifttum. Luxemburg, Soupert, 1935)	
Dicks, D' Leheburger Land	814
Michel Rodange, Aus dem „Renert“	815
W. Goergen, De Kropemann	821
B. Weber, De Schefer von Aßelbur	821
Nikolaus Welter, Im Banne der Erde	822
(aus: Welter, Gesammelte Werke, Bd. 1, Gedichte. Braun- schweig, Westermann, o. J.)	
— Indutiomar	823
(ebenda)	
— Zu den Hütten	826
(ebenda)	
— D' Hemetsprüch	827
(ebenda)	
— De Wilhelmus	828
(ebenda)	

Nordschleswig

Einführung	829
Volkslied	831
Matthäus Chemnitz, Schleswig-Holstein meerumschlungen . . .	831
Adolf Bartels, An Flensburg	832
Ernst Kleuter, Nordschleswig	833
Ungeborg Andresen, Magda und die Dänen	833
(aus: Andresen, Die Stadt auf der Brücke. Roman. Braun- schweig, Westermann, 1936)	
— Volk	836
Schlußstrophe aus dem friesischen Nationallied	838
Hans Schmidt-Gorsblock, Volk meines Glaubens	838
(aus: Schmidt-Gorsblock, Auf buntem Acker. Gedichte. Tondern, Vlg. Jugendverband 1936)	
— Am Strand	838
(ebenda)	
— Glaub an dein Volk	839
(ebenda)	

Übersee

Deutschtum in Nordamerika

Einführung	843
----------------------	-----

Vereinigte Staaten

- Konrad K r e z , An mein Vaterland 858
- Konstantin G r e b n e r , Bernhard Laiboldt 859
 (aus: Neeff, Vom Lande des Sternenbanners. Deutsche
 Dichtungen aus Amerika. New York 1905)
- Hermann W e i g a n d , Der Ansiedler 860
- Julius G u g l e r , Winke für Einwanderer 862
 (aus: Gugler, Wie's die Stunde gab. Gedichte. Milwau-
 kee 1910)
- Stolz auf's Sternenbanner schaue 862
 (ebenda)
- Wilhelm B e n i g n u s , Deutscher Geist 864
 (aus: Vom Lande des Sternenbanners)
- Winter am Grand Cañon des Colorado 865
 (aus: Anthologie deutschamerikanischer Dichtung, hrsg.
 von der Gemeinschaft für Kultur. New York o. J.)
- Das Mosemitetal 866
 (aus: Benignus, Epik und Lyrik der großen amerikani-
 schen Nationalparke. New York 1926)
- Runo F r a n c e , Gruß Amerikas an Deutschland 867
 (aus: Vom Lande des Sternenbanners)
- Wenn Deutschland stirbt 868
- Deutsche Jugend 868
 (aus: Jockers, Deutschamerikanischer Musenalmanach. New
 York, Heiß, 1925)
- Konrad N i e s , Die Rache der Wälder 869
 (aus: Anthologie deutschamerikanischer Dichtung)
- Deutsch-amerikanische Volkslieder 870
 (aus: Vom Lande des Sternenbanners)
- Morgenwehen auf der Prärie 872
 (aus: Nies, Aus westlichen Weiten. Großenhain 1905)
- Glück (Louisiana) 872
 (ebenda)
- Ballade vom Deutschamerikaner 873
 (ebenda)
- Martin D r e s c h e r , Ein Namenloser 873
 (aus: Anthologie deutschamerikanischer Dichtung)
- Begegnung 874
- Ein Zarathustra-Wort 874
 (aus: Drescher, Gedichte. Selbstverlag, 1909)
- Alfred Walter H i l d e b r a n d t , Das deutsche Volkslied 875
 (aus: Hildebrandt, Gedichte. Baltimore 1903)
- Johann R o t h e n s t e i n e r , Klopstock 875
 (aus: Rothensteiner, Indianersommer. Neue Lieder und
 Gedichte. St. Louis, Herder, 1905)

Johann R o t h e n s t e i n e r , Gott will es	876
(aus: Rothensteiner, <i>Am sonnigen Hang</i> . St. Louis, Herder, 1909)	
— Meine Muttersprache	877
(ebenda)	
— Gruß an Deutschland	878
(aus: Rothensteiner, <i>Deutsche Lieder eines Amerikaners</i> . St. Louis, Herder, 1916)	
— Die Entscheidung	879
(ebenda)	
— Was hat der Krieg dir, o Deutschland, gebracht?	880
(ebenda)	
Friedrich B a l k e r , Die letzte Habe	881
(aus: Jockers, <i>Deutschamerikanischer Musenalmanach</i>)	
Friedrich F i e d e l , Was weiß die alte Heimat	881
(ebenda)	
Viktor G. W i ß e , Genug	882
(ebenda)	
— Würgt der Ingrim	883
(ebenda)	
Max L u ß e , Deutsch-Amerika tut Rinderpflicht	884
(ebenda)	
Wilhelm W i n t e r , Germania	885
(ebenda)	
Emil D o e r n e n b u r g , Wall-Street	886
(aus: Doernenburg, <i>Sturm und Stille</i> . New York, The Internat. News Comp., 1918)	
— Deutsch-Amerika	887
(ebenda)	
— Cain und Abel	888
(ebenda)	
— Das deutsche Herz	888
(ebenda)	
— Zum ersten Wagner-Konzert nach dem Kriege	891
(aus: Doernenburg, <i>De Profundis. Gedichte</i> . Braunschweig, Goeritz, 1922)	
— An Deutschland	891
(ebenda)	
— Deutsch und Amerikanisch	893
(aus: Doernenburg, <i>Deutschamerikanische Balladen und Gedichte</i> . New York 1933)	
— An Steubens Grab	893
(ebenda)	
Ernst J o ß e r s , Denkst du der stillen Stunden (An Flex)	894
(aus: Jockers, <i>Wandlungen. Gedichte</i> . New York, Westermann, o. J.)	

Ernst J o c k e r s , Des Kindes Lachen	895
(ebenda)	
— Den Weisen im Lande	896
(ebenda)	
— Der Denker	896
(ebenda)	
— Letzte Bitte	897
— Daß ich nie den Namen	897
(aus: Jockers, Wandlungen)	
Kurt B a u m , Der deutsche Erbe	898
(aus: Baum, Am Leben entlang. Chicago 1933)	
— Amerika und Deutsch-Amerikaner	898
(ebenda)	
— Mein Zimmer	898
(ebenda)	
— Eingestellter Bau (Chicago 1930)	899
(ebenda)	
— Loopstraßen in Chicago	900
Oskar K o l l b r u n n e r , Ballade vom Woolworthturm, New York	900
(aus: Anthologie deutschamerikanischer Dichtung)	
— Im Park der Armen	903
(aus: Jockers, Deutschamerikanischer Musenalmanach)	
— Im Herzen von Babel	904
(aus: Kollbrunner, Wolkenkratzer und Schweizerheimweh. Gedichte eines Amerikafahrers. Biel 1925)	
Marga v o n H u n g e n , Halt fest!	905
Otto K o i s c h w i t z , Das ist Amerika!	906
(aus: Koischwitz, Wo bist du, mein geliebtes Land. Roman. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft, o. J.)	
Rudolf B o i g t , Fernes Deutschland	909
Elmar B e n t e , Deutsches Volk	910
(aus: Jockers, Deutschamerikan. Musenalmanach)	
Anna R i e d e l , Niagara	910
(ebenda)	
Gustav B l e n t , Auswanderer	912
(ebenda)	
Friedrich H e r z o g , Letzter Wunsch	913
Günther R ü d i n g e r , Der Erde Segen	913
(ebenda)	
(Pennsylvanien)	
Heinrich H a r b a u g h , Das alte Schulhaus an der Kried	913
(Texas)	
A n o n , Der junge texanische Farmer	915
(aus: Metzenthin-Raunick, Deutsche Schriften in Texas. Bd. 1: Dichtung. San Antonio, 1935)	

G. F. N e u h ä u s e r , Das deutsche Lied in Texas	915
(ebenda)	
Selma M e k e n t h i n - R a u n i d , Die deutsche Großmutter . . .	916
(ebenda)	
— Wir sind noch da	916
(ebenda)	
Hulda W a l t e r , Poesie	918
(ebenda)	
Ferdinand L o h m a n n , Verleugner des Deutschtums	918
(ebenda)	
Hermann B o h n , De ole Letw	919
(ebenda)	
Leopold F l o r , Auch wo der Kolorado fließt	919
(ebenda)	
Gertrud H o f f , Meines Lebens glücklichste Stunde	920
(ebenda)	
Pedro U l g e n , Freies Recht	921
(ebenda)	
Leopold F l o r , Der Tropfen Blut	922
(ebenda)	

Kanada

Karl M ü l l e r - G r o t e , Vorkriegszeit in Deutsch-Kanada	923
(aus Müller-Grote, Onkel Karl. Deutsch-kanadische Lebensbilder. Bremen, Angelsachsen-Verlag, 1924)	
Heinrich R e m b e , Ein kanadischer Wintertag	933
(Diese und die folgenden Dichtungen erschienen erstmalig gesammelt im „Auslanddeutschen“ 1936)	
Andrew S c h u m a c h e r , Zuckerlochen in Kanada	934
— Schneider und Seegmiller	936
Jakob H. J a n z e n , Die neue Heimat	937
— Nun mien Volk	937
— An Deutschland	938
Novocampus, Szene aus „Kanadische Mennoniten“	939
Bernhard B o t t , Lied der Deutschkanadier	940

Deutschtum in Südamerika

Einführung	942
----------------------	-----

Brasilien

Ernesto N i e m e y e r , Heil Brasilien	950
(aus: Niemeyer, Lieder aus dem Palmenwald. Berlin 1910)	
— In der Pampa	950
(ebenda)	

Ernesto N i e m e h e r , Die erste Hütte	951
(ebenda)	
— Das fremde Volk blickt fremd	952
Alfred W i e d e m a n n , Die Musterreitersitzung	952
Wolfgang A m m o n , Familie Rottorf im Urwalde	953
(aus: Ammon, Die ersten Jahre als Kolonist. Die Leiter zum Glück. Urwaldgeschichten. Curityba, Impr. Parana- ense, 1927)	
Alfred F u n k e , Deutscher Abend in Brasilien	960
(aus: Funke, Der Gringo. Roman eines deutschen Mannes auf brasilianischer Erde. Stuttgart, Ausland und Heimat- Verlag, o. J.)	
Ludwig K r u s e , Höchste Freude in der Fremde	965
(aus: Kruse, Wachsendes Gewölk. Berlin 1928)	
Inge G r o t e , Urwald	966
Albert W i e ß , Heimweh	967
Maria K a h l e , Im Urwald schlummert noch ein großes Lied . . .	967
(aus: Kahle, Urwaldblumen. M.-Gladbach, Volksvereins- Verlag, 1921)	
— Der alte Siedler in Brasilien	968
(aus: Kahle, Deutsches Volkstum in der Welt. Weimar, Weimarerischer Verlag, 1930)	
— Bei Kriegsausbruch unter dem Kreuz des Südens	969
(ebenda)	
— Klage	976
(aus: Kahle, Urwaldblumen)	
Jakob W a g n e r , Der Vagabund	977
(aus: Wagner, Heimatglocken. Mansilla, Guadalupe, 1927)	
Otto M e h e r , Brasilien	978
— Bismarcks Gedenktag	978
Franz D o n a t , Auf einer deutschen Farm in Paraguay	979
(aus: Donat, An Lagerfeuern deutscher Vagabunden in Südamerika. Stuttgart, Strecker & Schröder, o. J.)	
P a s , Deutschbrasilianisches Schulwesen im Urwald	984
(aus: Pas, Zwei Deutsche im Urwald. Ein Buch ungebro- chener Lebenskraft. Potsdam, Ernte-Verlag, 1936)	
Hellmut C u l m a n n , Deutschbrasilianische Volkshymne	989

Argentinien

L. M i r a u , An Argentinien	990
(aus Mirau, Grüße vom Silberstrom. Buenos Aires 1909)	
Felix W. G ü n t h e r , Bleib immer deutsch	990
(aus: Schuster, Heimatfern. Lieder vom Silberstrom. Zü- rich, Trüb, 1913)	

J. F. v. Wallowik, Der Väter Vaterland	991
(ebenda)	
H. N. Schuster, Weihnachten in Argentinien	992
(ebenda)	
Willi Ulmenried-Neujack, Heimatsehnsucht	994
(ebenda)	
Hans Tolten, Viva Alemania!	995
(aus: Tolten, Die Herden Gottes. Potsdam, Rütten & Loening, 1934)	
Max Tepp, Der Auslandsdeutsche	1005
— Der Tote	1006
(aus: Tepp, Brennende Erde. Buenos Aires, Verlag Die Umwelt, o. J.)	

Chile

Kurt Bauer, Deutsche Arbeit in Chile	1010
(aus: Bauer, Das Gewissen der Stadt. Concepcion, Verlag d. Wiss. Archivs von Chile, o. J.)	
Walter Knoche, Deutscher Friedhof am Manguihue	1012
Wilhelm Rau, Kleine schwarze Kreuze	1013
Unbekannt, Begegnung in der Pampa	1013
Johannes Schürmann, Deutsch geblieben	1014

Deutsch-Afrika

Einführung	1016
Albert Cutis, Hymne	1022
(aus: Cutis, Klänge aus Südwest. Lüderitzbucht 1919)	
Hans Anton Aschenborn, Der Ochsentreck	1023
(aus: Aschenborn, Die zweite Heimat. Hannover 1923)	
Otto v. Essen, Morgen in der Steppe	1023
(aus: Essen, Traumereien. Windhuk 1922)	
Hans Grimm, Der Erdertzug	1024
(aus: Grimm, Volk ohne Raum. Roman. München, Langen-Müller, 1926)	
— Die Vertreibung der Deutschen aus Kamerun	1027
(aus: Grimm, Der Olsucher von Duala. Ein afrikanisches Tagebuch. München, Langen-Müller, 1933)	
E. Richard Dengler, Reiterdenkmal in Windhuk	1033
(aus: Der Reiter von Südwest. Windhuk, Jg. 1928)	
Wilhelm Elmenhorst, Wanderjahr	1034
Rudolf Kindt, In ein Stammbuch	1034
(aus: Kindt, Deutsch-Südwest und die Heimat. Gedichte. Gießen 1922)	

Ernst Marshall, Ostafrika, das zweite Vaterland	1035
(aus: Marshall, Dichtungen aus Deutsch-Ostafrika. Berlin 1922)	
Fritz Bley, Usungula (Ostafrika)	1035
(aus: Bley, In Kraft und Ehren. Berlin 1917)	
Peter Steffan, Begegnung mit Deutsch-Ostafrika	1036
Werner Schmidt-Pretoria, Der Pontol von Gurinorob . .	1037
Bernhard Voigt, Die deutsche Landnahme	1048
(aus: Voigt, Die deutsche Landnahme = Der Südameri- kanische Lederstrumpf II. Potsdam, Voggenreiter, 1937)	
Hans Neumeister, Deutsches Land aus Südwestafrika	1051

Deutschtum in Asien

Einführung	1052
Karl Goetz, Schwabenkinder fahren nach Deutschland	1054
(aus: Goetz, Das Kinderschiff. Stuttgart, Engelhorn, 1934)	
Schlußwort	1063
Allgemeine Literatur	1065
Inhaltsverzeichnis (mit Quellenangaben)	1067

